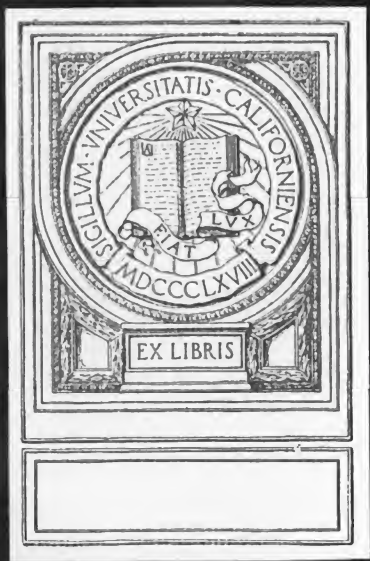


**Riesenthals
Jagdlexikon,
nachschlage-...
handbuch für
jäger und ...**

Oskar von
Riesemann



EX LIBRIS

Riesenthals Jagdlexikon

Zweite Auflage

Riesenthals Jagdlexikon

Nachschlage- und Handbuch
für Jäger und Jagdfreunde

Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage
herausgegeben von der
Schriftleitung der Deutschen Jäger-Zeitung

Mit 364 Abbildungen



UNIV. OF
CALIFORNIA

Neudamm 1916

Verlag von J. Neumann
Verlagsbuchhandlung für Landwirtschaft
Fischerei, Gartenbau, Forst- und Jagdwesen

1/13/21

11
P. 5

Alle Rechte, besonders das der Übertragung in fremde Sprachen, vorbehalten;
Copyright 1916 by J. Neumann, Neudamm

70. VIBU
ANST. 100

Druck: J. Neumann, Neudamm.

Vorwort zur ersten Auflage.

Es sind gerade zwanzig Jahre verstrichen, seit G. L. Hartigs „Lexikon für Jäger und Jagdfreunde“ in zweiter Auflage, von seinem Sohn Th. Hartig bearbeitet, erschienen ist.

Gewiß wird kein Sachverständiger den Wert dieses Werkes verkennen; vergegenwärtigt man sich aber den Aufschwung, den Wissenschaft und Industrie innerhalb dieses Zeitraums genommen haben, so erscheint ein Erfas für das veraltete Buch in hohem Grad zeitgemäß und wohlbegründet, zumal die inzwischen erschienenen Wörterbücher der bloßen Jägersprache mit solchen der gesamten Jagdkunde nicht zu identifizieren sind.

Können in der Ausübung der hohen Jagd unsre Vorfahren im wesentlichen noch jetzt als unsre Lehrmeister gelten, so hat dagegen die niedere Jagd einen bedeutenden Aufschwung und infolge des Zurückgehens der hohen Jagd eine weit größere Bedeutung errungen: wir haben durchschnittlich viel bessere Hunde und vorzüglichere Gewehre, als die früheren waren, wir züchten sachgemäßer und vielseitiger den edelsten unsrer Hunde, den Vorstehhund, und präzisieren das Schrotgewehr unablässig, wie seine hohe Leistungsfähigkeit, sowohl in der Stärke des Schusses als in der gleichmäßigen Ausdauer und ganz besonders in der schnellen Schussfertigkeit, dartut.

Betrachten wir neben der Jagd den Fang, insbesondere der Raubtiere, so zeigt sich uns auch hier ein stetiges Fortschreiten; wir verfügen heute über Eisen und Fallen von weit größerer Schärfe und Mannigfaltigkeit als ehemals.

Je mehr wir uns bewußt werden, daß der Erfolg des Jägers neben dessen körperlichen Eigenschaften ganz besonders auf der naturgeschichtlichen Kenntnis vom Wild beruht, und je mehr wir nach zeitgemäßer Ausbildung der Jägerei streben, desto größeren Wert werden und müssen wir auf den naturgeschichtlichen Teil eines Jagdlehrbuchs legen, mithin das Wissenschaftliche dem Praktischen gleichstellen. Nicht immer trifft den Jäger die Schuld an mangelndem Wissen, weit häufiger und gerechter vielmehr die Lehrmittel, welche bisher dem Jäger oft nur eine unklare und verworrene Beschreibung der Jagdtiere gaben. Dem Jäger nun die Fortschritte in der Erkenntnislehre der Jagdtiere auf eine kurze, verständliche, jedes

Mißverständnis ausschließende Weise dienstbar zu machen, dies war eine Hauptaufgabe unsres Lexikons. Wo das Wort allein nicht ausreicht und bildliche Erklärung notwendig wurde, ist eine solche gegeben worden.

Charlottenburg, im Jahre 1882.

Der Verfasser.



Vorwort zur zweiten Auflage.

Was Riefenthal vor nunmehr vierunddreißig Jahren in der Vorrede zu seinem seit langen Jahren vergriffenen Jagdlexikon sagte, gilt im vollsten Maße auch für die jetzt in die Öffentlichkeit tretende zweite Auflage. In den erwähnten Wandlungen auf dem Gebiete des Jagdwesens und der Vervollkommnung seiner Hilfsmittel, in dem fortgesetzt sich mehrenden Wissen vom Wilde, besonders hinsichtlich seiner Lebensverhältnisse, liegt die Notwendigkeit einer neuen Bearbeitung begründet und zugleich eine Erklärung dafür, daß das Lexikon in allen seinen Theilen tiefgehende Veränderungen erfahren mußte, die z. B. durch Riefenthal bereits vorbereitet waren. Bei aller Achtung vor dem zur Zeit seines Erscheinens hochbedeutsamen Werk konnten die Herausgeber der neuen Auflage doch nur weniges gänzlich unverändert lassen; sie glauben aber, nunmehr in gemeinsamer Arbeit ein Nachschlagebuch geschaffen zu haben, das der Jägerwelt ein zuverlässiger Ratgeber sein wird. Rühmlichst bekannte Fachleute bürgen, jeder auf seinem Wissensgebiete, für diese Zuverlässigkeit; weitere bewährte Kräfte besorgten die nötige Ergänzung auf den Gebieten der Wildkrankheiten, der jagdlichen Pflanzenkunde, der optischen Hilfsmittel, des jagdlichen Rechts, der Forstwissenschaft und der Fischerei, auch kurze Lebensbeschreibungen der bedeutendsten Jagdschriftsteller sind hinzugetreten. Eine wichtige und für den angehenden Jäger wertvolle Bereicherung des Inhalts glauben wir besonders hervorheben zu dürfen, das ist eine als Anhang gegebene Tabelle der Weidmannssprache, die jedem Anfänger im Weidwerk eine klare Übersicht der hauptsächlichsten Fachausdrücke gibt. Mit Hilfe dieser Tabelle wird es jedem möglich sein, sich ohne sonderliche Mühe in den Gebrauch der Weidmannssprache einzuleben.

Die für die neue Auflage tätig gewesenen Mitarbeiter und ihre Fachgebiete sind: Ernst Ritter von Dombrowski (Allgemeine Jagdkunde), Syndikus A. Ebner (Jagdrecht), Wildmeister W. Gottschall (Fasanenzucht), Redakteur B. Grundmann (Jagdliteratur und Schriftleitung), Ingenieur C. Leiß (Jagdgläser), E. E. Leonhardt (Jagdliteratur, Jagdgeschichte, Fischkunde und Schriftleitung), Königl. Hegemeister Mau (Raubzeugfang, Fallen und Netze),

H. Otto (Jagdliche Bauten und Pflanzkunde), Redakteur A. Preuß (Jagdfeuerwaffen), der Sohn des Verfassers der ersten Auflage, Major E. Riesenthal (Raubvögel, Sittensjagd und Beize), Chefredakteur Dr. E. Schäff (Jagdliche Tierkunde), Geh. Regierungsrat Prof. Dr. A. Schwappach (Forstwissenschaft), Redaktionssekretär G. Stockfleth (Vereinswesen), Geh. Regierungsrat Dr. A. Ströse (Hundenkenntnis und Wildkrankheiten), E. Teufsen (Allgemeine Jagdkunde, Weidmannssprache und Weidmannsbrauch). Die in der Zahl wesentlich vermehrten Abbildungen — 364 gegen früher 123 — sind zum größeren Teile von Dr. E. Schäff, dem Kunstmaler A. Stöcke und dem Jagdmaler C. Schulze neu gezeichnet worden; besondere Sorgfalt wurde der bildlichen Darstellung von Fährten und Spuren, der verschiedenen Gehörn- und Geruchsentwicklungsstufen, der Hunde sowie der Vögel im Fluge gewidmet. So dürfen wir hoffen, daß das Werk in seiner neuen Form wieder das sein wird, was auch der erste Herausgeber anstrebte: Ein vollständiges und in jeder Hinsicht verlässliches Handbuch der gesamten Jagdkunde in Reihenfolge der Buchstaben.

Neudamm, im Herbst 1916.

Mit Weidmannsheil

Die Schriftleitung der „Deutschen Jäger-Zeitung“.

Gebrauchsanweisung.

Die Stichwörter, soweit sie Hauptwörter bilden, sind groß, soweit sie Eigenschafts- und Tätigkeitswörter sind, klein geschrieben.

Wo dem Stichworte zur näheren Bezeichnung ein Eigenschaftswort vorangeht, ist es unter diesem eingeordnet, nur wenn das Hauptwort an sich den Begriff fest umschreibt, das nach dem Sprachgebrauche voranstehende Eigenschaftswort also minder wichtig ist, steht das Hauptwort als Stichwort vorn.

Alle durch Schrägdruck hervorgehobenen Worte verweisen auf wichtige, unter diesem Stichworte zu findende Erläuterungen.

Die Einteilung der Tiere ist nach einem in Fachkreisen anerkannten System erfolgt; die Vogelgattungen sind zumeist unter je einem Stichworte zusammengefaßt; zahlreiche Verweise sorgen dafür, daß jedes Tier unter seinem deutschen Namen schnell gefunden werden kann.

In den Beschreibungen der Raubvögel ist gelegentlich das Weibchen nur durch „W.“ bezeichnet; bei den Abbildungen der Fährten und Spuren bedeutet „V.“ bzw. „H.“ Vorder- oder Hinterlauf.

Die als Anhang eingefügte Tabelle der Weidmannssprache hat ihre eigene Gebrauchsanweisung auf Seite 617.

U.

Uale (Muraenidae) gehören zu den Edel-
fischen (Physostomi). Knochenfische mit dreh-
nndem, schlangenartigem Körper, der von
winzigen Schuppen bedeckt ist. Bauchfloßen
fehlen. Eine Gattung und Art bei uns:

Flußaal (*Anguilla vulgaris* L.);
eine nähere Beschreibung erübrigt sich für
diesen allgemein bekannten Fisch. Die männ-
lichen U. werden höchstens 50 cm, die weiblichen
bis zu 1,5 m lang. Kommt überall vor, wo
seinem Aufstieg aus der See nicht durch un-
überwindliche Wehre usw. oder durch stark
verunreinigtes Wasser Einhalt geboten wird;
fehlt aber im Donaugebiete und in Quell-
bächen.

Die Fortpflanzung findet ausschließlich im
Meere statt; weitere Bedingungen sind etwa
1000 m Tiefe, hoher Salzgehalt des Wassers
und mindestens 7° C. Wasserwärme. Die
Brut schlüpft als Larve (Glaasal, *Lepto-
cephalus brevirostris*) aus dem Ei, verwandelt
sich zu Ende des ersten Lebensjahres und
wandert im zweiten als durchsichtige Jungaale
(Rontke) von 6 bis 8 cm Länge in die Fluß-
läufe, wo sie vier bis sieben Jahre verbleibt,
um dann als sog. Blankaale das Meer zur
Fortpflanzung wieder aufzusuchen. Der U.
nährt sich von kleinen Fischen, Laich, Schnecken,
Würmern und Krebsstieren.

Über die Wertschätzung des Kalfleisches
gibt es nur eine Stimme, aber die Schwierig-
keit des Fanges in rationell bewirtschafteten
Gewässern mit ein- oder zweijähriger Um-
triebszeit läßt den F. aus diesen verbannen.
Der Fang erfolgt in Reusen, an der Grund-
schnur oder Grundangel, mit welchen Geräten
man in Uferlöchern, in stillen Tümpeln usw.
meist Erfolg haben wird. Ferner sind die
selbsttätigen Kalfänge, Kalfisten usw. zu
erwähnen.

Literatur: E. Walter, Der Flußaal.

Kalkranpe, Rutte, Trütsche (*Lota vulgaris*
Cuv.), ein den Schellfischen (Gadidae) zu-
gehörnder Knochenfisch, mit langem, dreh-
ndem Körper. Maul tief gespalten, am
Rim ein Bartfaden. Schuppen sehr klein;
Haut schleimig. Rücken und Seiten oliven-
grün mit schwarzer Bolkung; Bauch weißlich.

Jagbzeiten.

Wird bis 50 cm lang und 2 kg schwer; lebt
auf dem schlammigen Grunde tieferer, lang-
sam fließender oder stehender Gewässer
Mitteleuropas.

Laicht von November bis Februar in
Gruben auf sandigem Boden; Vermehrung
sehr stark. Sehr gefräßig, stellt vornehmlich
dem Laich der Lachsarten und Jungfischen
nach. Geht anschließend des Nachts auf
Raub aus.

Die Raubgier der U. fordert gebieterisch
ihre Entfernung aus Zuchtteichen und Forellen-
bächen. Der Fang des wohlschmeckenden
Fisches erfolgt gewöhnlich durch die mit
lebendem oder totem Köder besteckte Grund-
schnur, die über Nacht liegen bleibt; wo er
häufiger vorkommt, wird ihm auch mit dem
Reze nachgestellt.

Kalkreis (Kalkstich), der dunkle Längs-
stich auf dem Rücken der Firscharten und
anderer Säugetiere.

Kar, poetische Benennung des Ablers;
ab und zu auch für den Bussard (Bussaar)
angewendet.

Kas (Luder), verwesendes Stück Vieh
oder Fleisch; im weiteren Sinne alles in der
Küche nicht verwendbare Fleisch gefallener
Tiere.

Kasgeier s. Geier II, 1.

Kasjäger, ein Mensch, der aus Rohheit
oder Unkenntnis auf alles schießt, was ihm
vor das Gewehr kommt, der keine Schonzeit
achtet, Rutterwild in der Trag- und Sehzzeit
erlegt oder Wild auf zu weite Entfernung
beschießt und anschwärzt, so daß es elend und
unbenutzt verfaßt.

Kasvogel s. Geier II, 1.

abbaden, das Gewehr absetzen, von der
Bade nehmen.

abbalgen, dem niederen Haar- und Feder-
wilde den Balg (das Fell) abziehen (*ab-
streifen*).

abbalzen, das Weenden der Paarung bei
allem Federwilde, dessen Paarzeit *Balg*
genannt wird; z. B. das Auerwild hat ab-
gebalzt, d. h. seine Balgzzeit ist vorüber. Wird
auch angewandt zur Bezeichnung des durch
das Balzen eintretenden körperlichen Zu-

standes, *z. B.* der *Hörn* ist stark abgebalzt, hat sich abgebalzt, d. h. er ist durch die Balz abgekommen, schlecht bei Wildbret.

abbaumen; das Kletternde Saarraubzeug und die Balzhühner baumen ab, wenn sie von einem Baume herunterklettern, abspringen oder abstreichen (abfliegen).

Abbiß, die Stelle der Pflanze, welche vom Wilde abgeissen, abgeßt wurde; der *A.* des männlichen Schalenwildes erscheint glätter als der vom weiblichen verursachte. — Abbiße auch die vom Eichhörnchen abgebißnen, leßjährigen Triebe der Fichte, die oft in großer Menge den Boden bedecken. Sie dürfen nicht mit den von manchen Holzarten (Eichen, Pappeln) im Herbst auf natürliche Weise abgestoßenen Zweigen — den sog. Abstrüngen — verwechselt werden.

abblasen, 1) das Signal zur Beendigung eines Jagens, Treibens oder der Jagd geben; ferner das Signal, nach dessen Lautmachen nicht mehr in ein Treiben hineingeschossen werden darf. 2) Jemanden a., ihn durch das Horn von seinem Stande abrufen.

abbrechen. 1) Hunde, besonders Jaghunde, die sich an dem Wild versangen (verbißnen) haben, losmachen, indem man ihnen mit einem hölzernen Knebel den Fang öffnet — ausbricht (*ausknebeln*). 2) Treiben a., es unterbrechen und eventl. wiederholen. 3) Von der Ladung eines Gewehres etwas a., die Pulverladung, Geschossmenge oder schwere vermindern. 4) Einem Tiere weniger Futter geben, das Futter a.

Abbruch tun, dem Wilde, es durch Beschuß oder Fang stark vermindern. Auch Naturereignisse — strenge Winter —, Raubzeug, Wilddiebe tun dem Wilde *A.*

abbrunsten, bei allem Wilde, dessen Begattung *Brunst* heißt, die Fortpflanzung beenden. Wenn die Hirsche die Brunstplätze verlassen und die Tiere ihnen nicht mehr willsfähig sind, so hat das Wild abgebrunzt. Ist der Hirsch durch die Brunst abgekommen, so ist er hat er sich stark abgebrunzt.

abbaufen, 1) den Hund, *s. abliebn*; 2) die Jäger und Treiber a., sie nach der Jagd nach Hause gehen lassen. 3) Einen Jäger a., ihn aus dem Dienst entlassen.

abbeden (abhäuten, abschärfen), unschöner Ausdruck für zerwirken oder aus der Dede (Haut) schlagen.

abbeden, das Abwideln einer Leine, besonders auch des Schweifriemens und des früher beim Leithunde gebräuchlichen Hängeteils.

abdownern, das geräuschvolle Abstreichen von starkem Federwild, namentlich des Auerhahns.

Abendbalz, das Balzen des Auerhahns nach dem Abendeinfall.

Abendfalle *s. Edelfalken II, 4.*

Abendruf, das abendliche Loden gefellig lebender Vögel, besonders der Rebhühner.

abfährten, das *Abspüren* bei allem Wilde, das eine Fährte hinterläßt, hauptsächlich beim Schalenwilde.

abfallen. 1) Der Hirsch fällt ab, wenn das beschlagene Tier unter ihm wegritt (auch abfißen); bei Beginn des Beschlagens sitzt er auf. 2) Das Abfliegen (Abstreichen) des Auer- und Birkwildes. 3) Das Abkommen des Schweifhundes von der angefallenen Fährte. — 4) Das Abmagern von Pferden, Wild und Hunden.

abfangen. 1) Einen Hirsch mit dem Hirschfänger oder einen Keiler mit dem Hirschfänger oder der Saufeder durch einen Stich hinter das Blatt oder in die Brust töten. Auch für abgeniden bei Kahl-, Reh- und Auerwild. 2) Das Raubzeug durch Fang in Fallen stark vermindern oder gänzlich austöten. 3) Jagende Hunde a., sie auf dem Wechfel oder Paß anhalten, um sie aufzukoppeln und nicht weiter jagen zu lassen.

abfärben, verfärben (veredern), das Haar (oder Federkleid) wechseln; *z. B.* die Rehböde hatten im Mai noch nicht vollständig abgefärbt.

abfedern, das Töten der kleineren Vögel, *z. B.* der Rebhühner, durch Einstechen einer Schwungfeder in das Gehirn. Diese weidmännische Tötungsart wirkt nicht sicher und ist daher eine Tierquälerei, wird also besser unterlassen und durch Eindrücken des Brustkastens ersetzt.

abfegen, fegen, das Abschlagen des Bautes vom Geweih oder Gehörn an Stangen und Sträuchern.

abführen, einen Vorstehhund nach beendeter Stubendressur in der Arbeit unterweisen, die von ihm verlangt wird (Feld-, Wald-, Wasser-, Schweif-, Raubzeug-Arbeit usw.); *s. a. Dressur.*

Abgangsfehler. Infolge der Vibration des Gewehres beim Schuß fliegt das Geschos nicht genau in der Richtung, welche die Seelenachse vorher hatte, sondern der Lauf wird etwas durchgebogen und zwar derart, daß das Geschos bei nicht ganz geschäfteten Büchsen meist ein wenig nach unten abgelenkt wird (negativer *A.*); bei ganz geschäfteten Büchsen, *z. B.* Militärgewehren, ist der *A.* meist positiv. Die Abweichung nennt man den *A.* Da dieser Fehler bei gutgebauten Gewehren und bei Verwendung gleichmäßiger Munition von Schuß zu Schuß annähernd gleich ist und durch die Visierung ausgeglichen wird, so ist er für den praktischen Schützen ohne Bedeutung, hat also nur theoretisches Interesse.

Abgangswinkel, die Neigung des den Lauf verlassenden Geschosses gegen die

Horizontale. Ideal gedacht, soll er mit dem Erhöhungswinkel zusammenfallen, doch veranlassen die Abgangsfehler einen bei jeder Feuerwaſſe verſchiedenen *A.* Er beſtimmt Länge und Krümmung der Geſchoßbahn.

abgehen, 1) ein Revier, einen Forſt oder Diſtrikt durchgehen; 2) vom Schützen, ſeinen Stand bei Treibjagden verlaſſen; 3) von jagenden Hunden, vorzeitig vom Wild ablaſſen oder die Fährte oder Spur verlaſſen (Gegenſatz: *anhalten*).

abgeniden (abniden, geniden), das Töten von Wild durch einen Stich (Kot-, Dampfpieß, Kahl-, Rehwild, Auerhahn) oder einen Schlag mit der Hand in das Genid (Häſen, Kaninchen); ſ. *töten*.

abhäſen ſ. *hächſen*.

abhäſen (abtoppeln), dem Hunde die Haſſung, das Halsband, abnehmen, namentlich beim Schweißhunde gebräuchlich.

abhären, ein wenig gebräuchlicher, wenngleich nicht unweidmänniſcher Ausdruck für den Haarnwechel des Wildes im Frühjahr oder Herbst; üblicher iſt *verfärben*.

abhaſpeln, das Lappzeug ablauſen laſſen, abwideln.

abhauen ſ. *abſchneiden 1.*

abhänten, die Haut des Hären abziehen, meiſt abſchärfen genannt.

abheben, das Abnehmen des Zeuges, beſonders der Lappen, von den Holzwüchſen, an denen ſie aufgehängt und befeſtigt waren.

abhupen. Ein gewöhnlicher Zuruf unter den Jägern iſt *Hup hup!* Muß nun einer den andern mit dieſen Lauten vom Stand uſw. ab, ſo wird der Betreffende abgehup.

abjagen, das Abſchießen des Wildes in einem eingekleuten Jagen.

Abjagungsflügel (Stellsflügel), der nach dem Laufe zu ſtehende Flügel eines eingekleuten Jagens.

abkämpfen. Zur Begattungszeit pſiegen heftige Kämpfe zwiſchen dem männlichen Wilde ſtattzufinden, z. B. zwiſchen Hirschen in der Brunſtzeit, zwiſchen Keilern in der Rauchzeit, Auer- und Birkhähnen in der Balzzeit. Der ſtärkere Nebenbuhler vertreibt den ſchwächeren vom Brunſt- oder Balzplatz, er kämpft (oder treibt, ſchlägt, freireitet) ihn ab, und der Beſiegte iſt abgekämpft (abgetrieben). Wenn ſich der Hirsch im Kampfe eine Stange oder ein Ende abbricht, ſo hat er ſie abgekämpft.

abklopfen, durch Schlägen an den Baumſtamme Raubbögel zum Verlaſſen ihres Horſtes nötigen.

Abkommen. 1) Das Abſehen, die Viſierung. 2) Die Richtung der Viſierung zum Ziel im Augenblick des Abſeuerns. Gut abgenommen heißt alſo, daß man beim Abdrüden mit der Viſierung gut im Ziele war.

Um das *A.* zu erkennen, muß der Schütze durch das Feuer ſehen, damit er den Sitz des Geſchoſſes erkennen kann. Jeder durchgebildete Schütze muß wiſſen, wie er abgenommen iſt. 3) Verliert der Schweiß- oder Laufhund die Fährte, ſo iſt er abgenommen (abgegangen, abgefallen). 4) Das Abmagern wird auch *A.* genannt, z. B. das Rehwild iſt ſtark abgenommen, d. h. ſchlecht bei Wildbret.

abtoppeln ſ. *abhäſen*.

Ablage (Holzgarten, Holzhof), ein meiſt an größeren Verkehrsadern gelegener Platz zum Aufſammeln des aus dem Walde gebrachten Holzes.

ablauſen laſſen. 1) Feder- oder Tuchlappen von der Haſpel abwideln. 2) Bei der Bodenbalz zu nahe beim Schützen eingefallene Auer- oder Birkhähne bis auf richtiges Schußmaß ſich entfernen laſſen.

ablegen, 1) den Hund. Der Gebrauchshund und der Schweißhund iſt dem Jäger im Reviere zeitweiſe hinderlich, z. B. beim Birkchen, beim Anſchleichen von Wilderern. Darum muß der Hund unterwieſen werden, ſo lange an einer Stelle ruhig zu liegen, bis er abgepiſſen oder abgeholt wird. Der abgelegte Hund ſoll ferner zur Bewachung von Jagdgeräthschaften, Wild uſw. Verwendung finden. Durch vorüberwechſelndes Wild oder durch einen Schuß darf er nicht veranlaßt werden, ſeinen Platz zu verlaſſen. Das *A.* muß nächſt im Drefſurraume, ſpäter im Walde geübt werden. Anfangs wird der Zögling an der Ledertette (Korallen), dann an einer längeren, ſtarken Leine, ſchließlich frei abgelegt. Ein vorzügliches Mittel bei dieſer Drefſur iſt die Schleuder (Zwille, Katapult) oder das Blaſrohr. Sobald der Hund Wiene zum Aufſtehen macht oder zu winſeln anfängt, erhält er einen Straußchen. Die Drefſur des *A.* erfordert Mühe und Geduld; Hunde, die im Ablegenlaſſen ganz zuverläſſig ſind, ſind nicht allzu häufig. 2) Hört Federwild auf zu legen, ſo hat es abgelegt. 3) Das Abhängen von Hirschfänger und Hornſeſſel wurde *A.* genannt.

ablieben (ablieben, abdanken), den Schweißhund unter freundlichem Zuſpruche zur Belohnung für gute Arbeit, oder um ihn zu ermuntern, mit der Hand oder den Brüchen, die man bei der Arbeit in der Hand trägt, freizieheln.

ablocken, wenn der (Auer-, Birk-) Hahn inſolge Todens der Hennen von der Balz abläßt und dieſen folgt, ſo wird er abgeloſt.

ablösen, beim Zerlegen eines Wildes einen Teil, z. B. einen Lauf, mit dem Genidfänger abſchärfen. Muß man den Hirschfänger oder das Blatt (Weidmeſſer) dabei anwenden, ſo heißt es abſchlagen. Macht man eine Keule aus der Pflanne loſ, ſo löſt man ſie aus.

abniden s. *abgenicken*.

abnorm, von Geveihen und Gehörnen, s. *widersinnig*.

abpfeifen. 1) Wenn die Schützen bei einer Treibjagd, beim Anstand, Drücken u. dergl. ihren Stand verlassen sollen, so werden sie durch einen Pfiff davon benachrichtigt (abgepfiffen). 2) Den Hund a., ihn durch einen Pfiff abrufen, besonders, wenn er vor Hühnern oder einem Hasen steht und der Jäger nicht haben will, daß sie aufgestoßen werden.

abprallen der Geschosse bzw. der Schrote. Wenn Geschosse und Schrote aufschlagen, kann es leicht vorkommen, daß sie abprallen (ricochettieren) und hierbei eine andere Richtung annehmen. In Osterreich nennt man das gellern. Am leichtesten prallen Vollmantelgeschosse mit ogivaler (spitzbogenförmiger) Spitze ab und zwar wegen der hierfür besonders günstigen Geschosform und der geringen Formveränderung beim Aufschlage. Abgeprallte Geschosse können unter Umständen bis 1500 m weit fliegen und dabei auch ziemlich weit nach der Seite abgelenkt werden. Durch den Aufschlag geht die Rotation meist verloren, das Geschos überlagert sich und pfeift. Schrote prallen von fast jedem Boden — auch Wasser — ab und haben unter Umständen noch eine erhebliche Durchschlagkraft.

abprossen (prossen), das Schälen der Rinde am lebenden Holze durch Rotwild; auch bei Rehen und Auervild — hier für das Abäsen der Knospen — angewandt.

abrammeln, bei Hasen und Kaninchen in derselben Bedeutung wie *abbalzen* beim Federwilde, *abbrunsten* bei den Hirscharten. Ein abgerammelter Hase ist ein durch starkes Rammeln abgetommener, also schlecht bei Wildbret.

abranzen, bei den Wildarten, deren Begattung Ranzen genannt wird (Raubzeug), von derselben Bedeutung wie *abbalzen*, *abbrunsten*, *abrammeln*.

abrauschen, beim Schwarzwilde in derselben Bedeutung wie *abbalzen*, *abbrunsten*, *abrammeln* usw. bei anderen Wildarten gebraucht.

abreiten, 1) (abbaumen, abdonnern, abstechen, sich abzwängen, selten abstoßen), wenn Auervild vom Baum oder einem anderen erhöhten Punkt absteigt. 2) Ein Parforcepferd a., es zusehender reiten.

abrevieren, revieren; 1) wenn Jäger oder Hund ein Stück Feld oder Wald abhuchen; 2) der nach Beute suchende Raubvogel reviert eine Fläche ab.

abrichten, einen Vorstehhund zur Jagd dressieren, s. *Dressur*.

abrufen, 1) die Schützen, durch irgendwelchen Zuruf; hat denselben Zweck wie

abhupen und abpfeifen. 2) Die Hunde a., durch gellende Pfiffe, Hornstöße oder lautes Rufen zurückrufen, wenn sie sich auf der Jagd zu weit entfernt oder gar verlaufen haben.

abschärfen (schärfen), die Haut des Bären vom Wildbret trennen; wird auch beim Rot-, Reh- und Schwarzwild statt abschneiden gebraucht.

abscheiden, die Absonderung des abzuschießenden von dem zu schonenden Wilde beim eingestellten Jagen; auch das Absondern des jagdbaren Hirsches vom Kahlwild.

abschießen. 1) Das in einem eingestellten Jagen befindliche oder nach dem Abschlußplan zu erlegende Wild totschießen. 2) Beim Haarwilde einen Körperteil, z. B. einen Lauf, eine Stange, bei Raubvögeln einen Fang, bei Schwimmtvögeln ein Ruder durch Schußgebrauchsunfähig machen; vgl. dagegen *ständern*, *flügeln*.

Abschlag s. *Hauptschlag*.

abschlagen. 1) Hirschen, Schauliern, Rehböden, Gemsen schlägt man das Geveih, Gehörn, die Krideln ab oder aus. 2) Statt ablegen, fegen, versetzen sagt man auch: Der Hirsch, Rehbod schlägt den Bast ab. 3) Ferner im Sinne von abkämpfen, abtreten gebraucht, z. B. der starke Hirsch (Keiler) schlägt den geringeren oder den Hund ab. 4) Statt sich trennen, z. B. der Keiler schlägt sich von der Rutte ab, d. h. er verläßt sie; er schlägt sich von den Hunden ab, macht sich von ihnen los. 5) Wendet man beim Zerwirken des Wildes den Hirschfänger oder das Blatt an, um einen Teil abzutrennen, so schlägt man diesen ab. 6) Die Entfernung eines Teiles der Rutte (kupieren) wird, um zu verhüten, daß der Hund sich das Rutenende wund schlägt und durch Weiden förende Geräusche verurteilt. Das Kupieren der Rutte wird nur bei (deutschen) Gebrauchshunden, Wachtelhunden, Spaniels und Foxterriern vorgenommen, nicht bei englischen Hühnerhunden oder Teckeln. Am besten wird die Rutte den wenige Tage alten Welpen mit einer scharfen Schere abgeschnitten. Man soll bei Vorstehhunden höchstens die Hälfte beiseitigen; am schönsten sehen nach dem gegenwärtigen Geschmack die Hunde aus, denen etwas mehr als ein Drittel der Rutte entfernt ist. Die Rutte der Wachtelhunde und Spaniels wird um ein knappes Drittel gekürzt, das gleiche gilt für die langhaarigen Vorstehhunde, wenn man bei diesen nicht die Rutte mit der schönen Fahne ganz läßt. Bei älteren Hunden ist die Operation lebensgefährlich, wenn sie nicht vom Tierarzt nach den Regeln der Chirurgie angeführt wird. Es ist namentlich dringend davor zu warnen, um die Rutte eine Bindfadenschlinge oder eine Gummischnur zu legen und die

Schnur so lange liegen zu lassen, bis die Gefahr einer starken Blutung aus den Gefäßen der amputierten Aute beseitigt ist.

abschneiden. 1) Das Abbeißen der Stämme und Äste durch Biber (bei diesem auch abhauen genannt), Hasen, Kaninchen und Eichhörnchen. 2) Ein Treiben a., wenn ein für die gerade vorhandene Schützen- oder auch Treiberwehr zu großes Treiben verkleinert oder zwei Triebe daraus gemacht werden. 3) Ein Hund schneidet sich ab, wenn er den Riemen oder die Leine, womit er angelegt ist, durchbeißt, um sich zu befreien. 4) Einen Schützen schneidet man ab, wenn er in Kesseltreiben durch Zurückbleiben einen sogenannten Saad bildet und die Nachbar vor ihm die Kette schließen, so daß er nun hinter der Front marschiert. 5) Man schneidet ein Stück Wild ab, wenn man ihn auf dem Wechsell, den es hält, durch schnelles Laufen auf kürzerem Wege zuvorkommt. 6) Selten wird auch das Abtreten von Grashalmen durch den Rothirsch a. genannt.

abschreden, das Verschneiden des Wildes, z. B. von der Saat; Wild schredt sich ab, wenn es vor Lappen, Tüchern scheut und diese umschlägt.

Abschuß, diejenige Menge Wild, welche bei einer nachhaltigen Jagdwirtschaft jährlich erlegt werden soll oder kann. Dieser jährliche A. setzt selbstverständlich eine genaue Kenntnis des vorhandenen Wildstandes voraus; s. *Abschußplan*. — Man versteht aber auch das Abschießen des Wildes darunter und spricht z. B. von einem notwendigen A., wenn das Wild Schaden verursacht. Nach den meisten Jagdgesetzen kann von der Behörde der A. während der Schonzeit der betreffenden Wildgattung gestattet werden; der Jagdpächter kann von der Behörde zum A. aufgefordert und es kann, falls er der Aufforderung nicht in genügendem Maße nachkommt, von der Behörde den Grundbesitzern der A. gestattet werden. Die Nichtbefolgung der Aufforderung kann für den Jagdpächter die Verpflichtung zum Schadenersatz nach sich ziehen. Abgesehen hiervon ist der Jagdberechtigte in dem Maße und dem Umfange des A. nicht beschränkt, insbesondere nicht durch Rücksichten auf seinen Nachbar. Er darf so viel Wild abschießen, daß er größere Mengen verkaufen kann, der Nachbar hat kein Bevieltungsrecht, selbst wenn er dadurch Nachteil erleidet.

Abschußhaare s. *Schnitthaare*.

Abschußplan, die dem jährlichen Abschluß zugrunde liegende Berechnung. Man bezweckt durch ihn einen den Verhältnissen entsprechenden Wildstand zu erhalten oder heranzuziehen; im ersteren Fall schießt man in der

Regel nur so viel Stücke ab, wie der jährliche Zuwachs beträgt, nimmt also gewissermaßen nur die Zinsen vom Kapital; im andern Fall schießt man entweder mehr ab, wenn man den Wildstand verringern, oder weniger, wenn man ihn vergrößern will. Diese Regeln gelten nur bei solchem Wild, dessen Stückzahl man feststellen kann; bei Hasen dagegen läßt man schätzungsweise etwa $\frac{1}{3}$ bis $\frac{1}{2}$, bei Felsbhühnern $\frac{1}{3}$ des vorhandenen Bestandes als Stamm für das nächste Jahr übrig. Die Vermehrung des Wildes hängt von dem Verhältnis der Geschlechter zueinander ab. In der Regel rechnet man einen stärkeren Rot- usw. Hirsch für vier bis sechs Tiere; einen starken Bod für vier bis fünf Hiden; einen Auerhahn und einen Wirtshahn für fünf bis sechs Hennen; bei Fasauen ist das Verhältnis etwa 1 : 8. — Unter regelrechten Verhältnissen kann der Abschuß bei Rotwild $\frac{1}{5}$ des Frühjahrsstandes betragen, bei Dam- und Rehwild etwa $\frac{1}{4}$. — Der A. ist sofort zu ändern, wenn ungünstige Verhältnisse eintreten, wie schneereicher Winter, mangelnde oder schlechte Nahrung. — Dem weitgerechten Jäger liegt hauptsächlich die Erlegung der männlichen Stücke am Herzen, ihm soll nicht das Wildbret, sondern der Kopfschmid des betr. Stückes (Geweiß, Gehörn usw.) die Hauptsache sein. Trotzdem muß ein geregelter Abschuß auch der weiblichen Stücke stattfinden. — Das Rotwild setzt ungefähr gleichviel Kälber beiderlei Geschlechts, bei Rehwild werden zwar mehr Hiden gesetzt, doch sind diese auch in stärkerem Maße den Nachstellungen des Raubzeuges und der Wilddiebe ausgesetzt, daher nur ein Abschießen von Gelt- oder ganz alten Hiden zu empfehlen ist. Doch sei man beim Aussprechen von Gelttiden sehr vorsichtig. Bei Hasen ist Schonung der Häsinnen stets anzuraten; sie wird am besten bewirkt, indem man bei Streif- und Kesseltreiben sowie bei der Suche alle Hasen schont, die erst dicht vor oder sogar hinter dem Schützen herausfahren, und bei Standtreiben die Rüdpässe wenigstens zum Teile unbesetzt läßt. — Soll nur männliches Hoch- und Rehwild abgeschossen werden, so sucht man sich entweder die stärksten Stücke aus oder die kümmerer, namentlich solche mit schlechter Geweiß- und Gehörnbildung; soll der ganze Wildstand vermindert werden, so schießt man in erster Linie Kälber, geringe Hirsche und schwache Böde ab; soll er hochgebracht werden, so darf von weiblichem Wilde nur Schmalwild erlegt werden, da dieses weniger starke Kälber setzt als alte Tiere bzw. Hiden.

Abschußverpachtung, die entgeltliche Verpachtung des Abschusses eines oder mehrerer Stücke Wild. Der Jagdpächter braucht nach

den meisten deutschen Jagdgesetzen dazu die Genehmigung der Gemeindebehörde. Die A. stellt eine Teilung der Jagdberechtigung dar, die nach der Ansicht vieler jagdrechtlicher Schriftsteller unzulässig ist.

abschwarten, dem Schwarzwild und Dachs die Schwarte abziehen.

abschwenken; 1) ein Stück Federwild, das auf einen Schützen unzureich, schwenkt ab, wenn es plötzlich nach seitwärts abbiegt; 2) die Treiberwehr schwenkt ab, wenn sie eine Schwentung ausführt.

abschwingen, sich, *s. abreiten*.

abschicken, der Zielpunkt im Zielfernrohr, früher auch für die Visierung gebraucht.

abschießen. 1) Das Gewehr aus der schußfertigen Lage nehmen, ohne abgeschossen zu haben. 2) Junge Hunde von der Mutter a., sie entwöhnen.

absitzen *s. abfallen 1.*

abspannen, 1) den aufgezogenen Hahn des Gewehrs langsam in die Ruhe zurückversetzen. Da manche Schloßfedern sehr stark sind, so kann der Hahn, namentlich bei etwas feuchtem Finger, abgleiten und die Patrone entzünden, weshalb man beim A. des Gewehrs die Mündung stets schräg nach unten, auf jeden Fall so zu halten hat, daß niemand gefährdet ist. Hahnlose Gewehre spannt man, falls sie nicht automatische Sicherung oder Ejektor haben, ab, indem man bei vollständig heruntergeschluppenen Läufen beide Abzüge anzieht und das Gewehr langsam schließt. Gewehre mit automatischer Sicherung lassen sich meist nicht a., man steckt daher abgeschlossene Hülsen in die Läufe und drückt nach dem Schließen ab. 2) Eine Falle a., sie in nicht fänglichen Zustand versetzen.

absprengen, das Absondern eines einzelnen Stückes von einem Trupp, *s. B.* ein starker Hirsch sprengt einen schwächeren vom Brunstplatz ab; auch sprengen Wölfe ein einzelnes Stück Wild vom Rudel ab, um es leichter zu reißen.

abspringen; besonders Rothirsch und Hase springen ab, wenn sie plötzlich von ihrer normalen Fährte bzw. Spur eine oder mehrere weite Furchen zur Seite machen, um einen Widergang zu machen und den Verfolger irre zu führen.

Absprung, 1) die Stelle, wo Wild abgesprungen ist, *s. abspringen*. 2) Auch die Stelle, wo Luchs, Kape, Marder beim Herabspringen die Läufe aufsetzen (vgl. *Aufstieg*). 3) Der Platz, wo Wild mit den Hinterläufen sich vom Boden abschnelle, im Gegensatz zum Aufsprung, d. h. jener Stelle, wo es mit den Vorderläufen den Boden berührt.

Absprünge *s. Abbiß.*

abspüren (spüren), Art, Stückzahl und Aufenthaltsort oder Stand des Wildes er-

forschen, ohne es zu sehen. Vorbedingung des Absfähtens oder A. ist die genaueste Vertrautheit mit den Fährten, Spuren und Zeichen, welche das verschiedene Wild durch seinen Tritt zurückläßt. Es ist daher die Fährten- und Spurlunde ein wesentlicher Teil des weidmännischen Wissens. Will man wissen, wieviel Wild in einer Dichtung steht, so umgeht man diese, zählt die hinaus- und hineinkehrenden Fährten und erhält so das Ergebnis. Am besten spürt es sich nach frisch gefallenem Schnee, einer sog. Neue, ab; nur darf sie nicht gegen Morgen gefallen sein, wenn das Wild schon rege war, weil dann die Fährten oder Spuren verschneien. Das Rähre ist bei den verschiedenen Wildarten gefagt.

abständig sind dürr werdende Bäume, ebenso auch Bestände, die infolge von Alter, Insekten, Pilzen im Wachsen nachlassen oder im Absterben begriffen sind.

abstänben *s. absterben.*

abstehen. Um das Abstießen der Büchsen möglichst sanft zu bewirken, damit der Schütze durch den Druck mit dem Zeigefinger nicht aus der Lage kommt, sind diese vielfach mit sog. Stechschloß versehen. Hat man in Erwartung des Zieles gestochen und will sich, ohne den Schuß abzugeben zu haben, auf einen anderen Stand begeben oder weiterbirdschen, so muß man das Stechschloß wieder außer Spannung setzen; zu diesem Zwecke öffnet man am besten den Verschuß des Gewehres, drückt den Stecher ab und schließt erst dann wieder den Verschuß. Man kann auch a., indem man die Schnellerwirkung des Stachers mit dem Finger auffängt; dieses Verfahren erfordert aber eine große Geschicklichkeit und ist stets mit Gefahr der Entzündung der Patrone verbunden.

abstehen *s. abreiten.*

abstehen, sich, das stille und unbemerkte Forttreten oder Entfernen des Wildes, *s. B.* der Rehbod hatte sich abgestohlen.

abstellen. 1) Ein Gestell, eine Schneise, Allee usw. mit Schützen oder Treibern besetzen. 2) Ein abgestelltes Jagen, d. i. ein eingestelltes oder eingerichtetes Jagen (*s. Jagen, eingerichtetes und Rotheild, Jagd*). 3) Eine Schlinge a., sie anzuziehen; eine Falle a., die fängliche Stellung aufheben. 4) Wird auch mit Bezug auf Jagdzeug gebraucht, *s. B.* eine Haspel Lappen stellt 500 m ab.

abstieben, schnelles Abfliegen, besonders von niederem Federwild; vgl. *abstreichen 1.*

abstreichen. 1) Das Abfliegen alles hohen Federwildes (namentlich der Raubvögel), vgl. *absterben*. 2) Raubvögel streichen ein Feld ab, wenn sie nach Raub suchend darüber hinfliegen. 3) Schleppt man mit einer

Leine oder Lappenschnur, um die Vögel rege zu machen, nach den Garnen hin, so heißt das ein Feld a.

abstreifen, das Abziehen des Balges (der Haut) bei dem Haarraubzeug (außer dem Dach), Hasen und Kaninchen. Zu diesem Zweck hängt man das betreffende Stück an den Hinterläufen frei auf, schärft den Balg an diesen vom Ballen bis zum Weidloch (After) auf und löst ihn vom Fleisch bzw. Wildbret bis an die Nägel ab, dann schließt man beim Raubzeug die Rute auf und dreht die Schwanzwirbel heraus. Nun schärft man die Vorderläufe von den Ballen bis an den Brustkern auf, verfährt wie mit den Hinterläufen und löst den Balg, ohne ihn am Bauch aufzuschärfen, vorsichtig nach vorn zu ab, indem man ihn dabei umkehrt. Die Gehörte (Löffel) werden an den Wurzeln abgeschärft und bleiben am Balg, auch die Nase bleibt daran. Die weitere Behandlung des Balges s. *spannen*.

abstreifen (besonders bei Sauen) s. *ab-schlagen 3* und *abkämpfen*.

abstrützen, der Steinabler oder Bartgeier stürzt ein Stück Wild (z. B. Gemse) ab, wenn er es mit den Flügeln in den Abgrund treibt.

absuchen; man sucht mit dem Vorsteherhund ein Feld oder einen Waldbestand nach Hasen, Hühnern, Schnepfen usw. ab.

Abteilung. Die zu einer gleichartigen Behandlung geeigneten Teile einer Wirtschaftsfigur (Preußen). In Süddeutschland werden die Wirtschaftsfiguren selbst Abteilungen genannt und deren einzelne, gleichartige Teile Unterabteilungen. In Preußen nennt man erstere bei regelmäßiger Form (in der Ebene) Jagen, bei unregelmäßiger, der Geländeausformung angepaßter Einteilung (im Gebirge) Distrikte.

abtraben, die Entfernung von Wölfen und Füchsen im Trabtempo; Gegenfaß antraben.

abtragen, 1) die Falken zur Beize abrichten (s. *Falkenbeize*). 2) Ferner trägt man den richtig arbeitenden Schweißhund von der durch ihn angefallenen oder bestätigten Fährte ab, indem man ihn auf oder unter dem Arm eine Strecke weit wegtägt, nicht aber am Hängefessel oder Schweißriemen von der Fährte abzieht. Das letztere geschieht unter Scheltworten, wenn der Hund eine falsche Fährte angefallen oder sonstige Fehler gemacht hat.

abtreiben. 1) Einen Jagddistrikt a., durch eine Reihe von Treibern (die Treiberwehr) den vorstehenden Schützen das Wild zutreiben lassen. 2) Im Zeugjagen das Wild an solchen Stellen abwehren, wo es Wiene macht, ins Zeug zu fallen oder es zu überfliehen. 3) s. *abkämpfen*.

abtreten. 1) Den Auerhahn aus Unvorsichtigkeit verjagen oder ihn absichtlich vertreiben, um dadurch auf einen anderen Hahn zu Schusse zu kommen. 2) Das Begatten bei Auer- und Virewid. 3) Wenn die Wache den Jäger anrückt, ihn niederwirft und auf ihn heruntritt. 4) Wenn der Rothirsch das Zeichen des Abtritts (Einschlag, Gräslein) macht; s. *Fährtenzeichen 15*.

Abtrieb. Gleichzeitige Hinwegnahme der auf einer Wirtschaftsfigur oder einem zusammenhängenden Teile hiervon stehenden Stämme. Die Belassung einzelner, noch längere Zeit stehen bleibender Bäume (Überhälter) ändert an dem Charakter nichts. Die Ziebsoperation selbst und die betreffende Fläche heißen Abtriebsschlag oder Kahlschlag (Kahlhieb).

Abtriebsschlag s. *Abtrieb* und *Lichtschläge*.

Abtritt (Einschlag), gerechtes Zeichen den Hirsch anzupfechen; s. *Fährtenzeichen*.

abtrollen, die Entfernung des Schalenwildes im Trabe (Troll).

abtun. Ein sehr gerechtes Kennzeichen krank geschossenen Wildes besteht in dessen Gewohnheit, sich auf der Flucht von dem gesunden abzulondern, sich abzutun.

abwerfen. 1) Die männlichen Stüde der Hirscharten werfen normaler Weise alljährlich ihr Geweih bzw. Gehör zu einer bestimmten Zeit ab, worauf sich dann ein neues Geweih auf den Rosenstöden bildet. Unter den Hohlhörnern ist es einzig und allein die nordamerikanische Wabelgemse oder Gabelantilope (*Antilocapra americana*), bei der ein regelmäßiger Gehörnwechsel stattfindet, während sonst Hörner nicht gewechselt werden (s. *Geweih*). 2) Nach einem Zeugjagen wird das Zeug abgeworfen, d. h. abgenommen und fortgeräumt.

abwölfen (abwelsen); die Hündin hat abgewölft, wenn sie mit dem Gebären fertig ist.

Abwurf, die abgeworfenen Stangen von Hirschen und Rehböden; Abwürfe sind die Stangen eines Hirsches oder Bodes aus mehreren Jahren (s. a. *Geweih*).

Abwurfsläche, die obere Fläche des Rosenstodes, auf der die abgeworfene Stange lag. Bei den abgeworfenen Stangen finden sich A. am unteren Ende, wo die Stangen sich von den Stirnbeinforsätzen (Rosenstöden) ablösen.

Abwurfstangen s. *Geweih*.

Abwurfzeit, die Zeit, in welcher sich der Abwurf der Geweiche (Gehörne) bei den Hirscharten vollzieht.

abwürgen, das Totheissen, besonders des Raubzeugs, durch Jagdhunde.

abzanfen; wenn Raub- und rabenartige Vögel am Luder oder sonstigen Fraß von

stärkeren abgetrieben werden, so werden sie abgezinkt.

abziehen. 1) Ein Gewehr oder Fang-eisen abdrücken. 2) Das Fortwandern der Zugvögel. 3) Den Schweifhund von einer nicht gerechten Fährte mit dem Hänge-seil oder Schweifriemen a., im Gegensatz zu *abtragen*. 2. Es geschieht, wenn der Hund einen Fehler gemacht hat. 4) Wenn nach beendigtem Jagen die Jägerei nach Hause geht, so zieht sie ab.

Abzug, 1) die Vorrichtung zum Abdrücken des Gewehres; 2) der Teil der Fanggeräte, an dem der Abzugsbroden (Köder, Abbiß) befestigt ist.

Abzugsbroden s. *Brocken*.

Abzugsbügel, ein Bügel aus Eisen oder Horn, der den Abzug der Handfeuerwaffe vor unbeabsichtigter Berührung schützt. Horn-bügel sind glatter und fühlen sich bei strenger Kälte besser an als Eisenbügel, müssen aber ihrer geringeren Widerstandsfähigkeit wegen stärker hergestellt werden als diese. Beim sog. Halbhornbügel ist der eigentliche A. aus Eisen und der Hinterbügel (der mit der Handfläche in Berührung kommende Fortsatz) aus Horn gefertigt. Im allgemeinen sind Eisenbügel vorzuziehen.

Abzugsseifen s. *Fallen IIIa*.

Abzugsfaden (Abzugschnur), dient zum Anbinden des Köbers an die Abzugsvorrichtung von Abzugsseifen und -jallen.

Abzugschnabel, die Nase am Abzuge der Feuerwaffe, die in die Rasten des Fahnes greift.

Abzugswiderstand, die Festigkeit, mit der die gespannten Schösser stehen. Flintenabzüge sollen etwa 1,5 bis 2,5 kg Widerstand haben.

Abzugzunge, der Teil des Abzuges der Feuerwaffe, den man mit dem Finger zurückzieht.

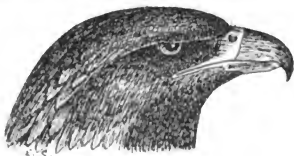
abzwingen, der Hirsch zwingt, tritt, dringt ab, wenn er das Reichen des Abtritts, Gräsleins, macht, s. *Führtenzeichen 15*.

Achter (Achtender), ein Hirsch (auch Reh-bod) von acht Enden. Trägt er an jeder Stange vier, so ist er ein gerader, trägt er an einer Stange vier, an der anderen aber weniger Enden, so ist er ein ungerader Achter (s. a. *Gabelachter* und *Spitzenachter*).

Achtzehner (Achtzehrender), ein Rothirsch, der an beiden Stangen neun oder an einer vier Enden trägt; im ersteren Falle ist er ein gerader, im anderen ein ungerader Achtzehner.

Aderbart (Spörgel; *Spergula maxima* und *arvensis*) gedeiht selbst auf den schlechtesten Aedern noch. Er liebt im Herbst und weit in den Winter hinein eine begehrte Nahrung für alles Wild.

Abler, echte Adler, Edeladler (*Aquila* *Briss.*); Gattung der Bussarde im weiteren Sinne (Bateoninae). Der starke Lauf bis an die Fehen ringsum befiedert; Schnabel an der Wurzel gerade, dann sehr stark gekrümmt, mit langem Haken; stets länger als die Hälfte des Kopfes, aber kürzer als der ganze Kopf. Nasenlöcher schräg, ausgehöhelt; Augen klein, durch Augenknorpel überdeckt, der Blick daher finster. Auf Rücken und



1. Kopf des Steinadlers.
(Etwa 1/3 nat. Gr.)

Halbseiten starke, lanzettliche Federn (Adlerfedern). Krallen außerordentlich stark und scharf, die hintere die längste, dann die innere. Zwischen Außen- und Mittelfeher Bindebaut; erstere nicht nach außen wendbar. Nur das letzte Fehenglied mit 3 bis 5 Schildern, sonst geneigt. Flügel lang und breit, 27 Schwingen; daher vorzügliche Flieger. Außenfahne der 2. bis 7. Schwinge nach der Spitze verengt. 6 Arten bei uns.

Die A. gehören in Preußen zu den jagdbaren Tieren und genießen keine Schonzeit, nur der Schrei- (und See-) A. ist durch das deutsche Vogelschutz-Gesetz (1908) vom 1. März bis 1. Oktober geschützt.

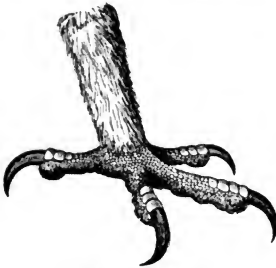
1) *Steinadler* (*Aquila chrysaetos* L., *A. fulva* Schleg., *Goldadler*).

Beschreibung.

Länge (W.) 90 cm, Flugbreite 2 m und mehr; Flügelspanne 36, Stoß 37 cm, Schnabel 5,5, Mundspalte 5,8 cm, Lauf 10, Mittelfeher 7, ihre Krallen 3,7, Innenfeher 4,6, ihre Krallen 4, Hinterfeher 3,3, ihre Krallen 5,5 cm.

Während man früher den Stein- von dem Goldadler streng scheidet und beide als zwei besondere Arten aufstellte, hat man nunmehr endgültig beide Formen zu einer Art verschmolzen; man unterscheidet nur eine Stein- und Goldadler-Abart. Erstere ist durchweg dunkler, kommt mehr in Mitteleuropa vor (Brutvogel in den bayer.-öster. Alpen); letztere hat auf dem ganzen Unterkörper und den Fosen mehr Rossgelb (Brutvogel in Nord- osteuropa). Fortjunge mit weißen Dunen. — Der S. wechelt in der Färbung außerordentlich, so daß zwischen diesen beiden Abarten viele Übergänge vorkommen. Auch die Stärke bei

den Geschlechtern selbst ist sehr verschieden. — Schnabel hornfarbig mit schmalem Firste; Auge gelbrot, im Zorn blutrot. Wachsheit und Zehen goldgelb; Krallen schwarz, sehr stark und getrümmt. — Hosen braun, Laufbefiederung graubraun, stets heller als die Hosen. — Je älter der S. wird, desto dunkler färbt sich sein Gefieder; die in der Jugend und im mittleren Alter mehr gelblich-weißen Kopf- und Nackenseiten mit rötlichen Schaftstrichen sind im Alter brauner und nur an den Spitzen rötlich-gelb. Rücken- und Schulterfedern schwarzbraun mit schwachen, helleren Säumen, nur die Stoßwurzel weiß, während beim jüngeren Vogel die ganze obere Stoßhälfte reinweiß, die untere schwarz ist; dann geht sie ins Aschgraue über mit schwarzen, unregelmäßigen Bändern und Flecken, auf welche die breite, schwarze, mit ganz schmalem,



2. Fang des Steinadlers.
(Etwa $\frac{1}{3}$ nat. Gr.)

hellem Saum umgebene Endbinde folgt. Die Läufe hellbraun wie die unteren Stoßfedern. Das alte, bedeutend stärkere Weibchen ist heller, Kopf und Nacken goldfarbiger, das Weiße der Stoßwurzel bleibt größer. Unterschiede zwischen S. und Kaiseradler: Der S. ist schlanker als der Kaiseradler; dieser hat eine auffallend dicke Schnabelfirste, namentlich an der Wurzel, der S. eine mehr zusammengebrückte; der Kaiser-A. einen kurzen, ganz geraden, gebänderten Stoß, dessen Ende die Flügel erreichen, der S. einen längeren, sanft abgerundeten, geslammten oder marmorierten oder nur an der Wurzelhälfte schwach gebänderten Stoß, dessen Spitze die Flügel nicht erreichen; die Innenzehe des erstern ist verhältnismäßig länger, die Krallen schwächer als beim andern; der Nacken des K. ist bis hinter das kleine, graue Auge gespalten, beim S. aber nur bis an die Hälfte

des Auges. Der S. wird auch oft mit dem jungen Seeabler, der noch keinen weißen Stoß hat, verwechselt, daher achte man auf die Gattungseigenschaften: Bei ersterem Lauf bis an die Zehen rundum befiedert, beim Seeabler Lauf von der Zehenwurzel aufwärts etwa 4 cm unbefiedert.

Verbreitung und Nahrung.

Sehr ausgebreitet. Wenngleich nirgends häufig, ist der S. über Europa, Nordafrika, Nordamerika (Kanadischer Stein- [Gold-] A.) und das nördliche Asien verbreitet. Er brütete früher regelmäßig in den weiten Wäldern Ostpreußens und in Pommern, jetzt wohl nur in den bayerischen, österreichischen, schweizer Alpen. Er ist ferner Brutvogel in Ungarn, der Bukovina, Kärnten, Siebenbürgen, Steiermark und in fast allen Gegenden Osterr.-Ungarns erlegt worden. In Griechenland und auf den Kykladen sehr häufiger Brutvogel. Auch in Bulgarien mehrfach brütend festgestellt. In Spanien schon seltener Brutvogel geworden (fulva-Form). In Deutschland fast überall als Strich-(Winter-)Vogel (fulva) erlegt, in Bayern z. B. Brutvogel, jedoch selten als Goldadler-Abart. — Der S. wird infolge unablässiger Verfolgung immer seltener, denn kaum duldet ein Jäger diesen der Wildbahn überaus gefährlichen Vogel in seinem Revier. Selbst in die unersteiglich scheinenden Klippen der Alpen steigt der scheinbeschlagene Schuh des Gebirgsjägers, oder dieser läßt sich am Seil bis an die Hornspitze hinunter und sucht der Brut bezu kommen, für die er eines guten Preises sicher sein darf. In Ostpreußen werden jeden Winter durchschnittlich ein Duzend S. erlegt.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Der S. ist das vornehmste Glied der gesamten Adlergruppe, und ihm gebührende eigentlich die Bezeichnung Kaiser- oder Königsadler, welche diesem lediglich wegen seines aristokratischen Kleides beigelegt wurde. Alle hervorragenden Eigenschaften, sowohl gute als böse, welche man an den Adlern rühmt bzw. fürchtet, sind im S. vereinigt und werden von außerordentlicher Flugkraft, Schnelligkeit und Gewandtheit unterstützt. Die ungebändigte, wilde Gewalt, welche aus dem funkelnden, im Zorn blutrot gefärbten Auge sprüht, macht ihn zum Schreden und furchtbarsten Feinde der Tierwelt seiner Umgebung. Von der Gemse bis zum Alpenhasen und Murmeltier, vom Auerechsen, Trappen, Schwan bis zur Lerche hinab, sucht alles schleunigst in seine Schlupfwinkel zu kommen, wenn der gellende Biß durch die Luft erschallt, welcher dem Schrei eines Wuffards nicht unähnlich, aber viel schneidiger klingt. Selbst den Haustieren wird der S. gefährlich, und schlecht beaufsichtigten Schaf- und Ziegen-

herden kann er sehr verderblich werden (z. B. in Griechenland und auf den Kykladen, wo er übrigens auch Kriechtiere und namentlich Schildkröten schlägt). Wenn er sich mit angelegten Flügeln von der Höhe auf sein Opfer wirft, so klingt es wie ehernes Brausen. Beide Fänge schlägt der gewaltige Vogel tief in den Leib des sich qualvoll windenden Tieres, die scharfen Krallen bringen in die zuckende Brust. Gewaltig drückt er sein Opfer nieder, und oft kröpft er das Tier schon an, ehe er sich die Mühe nimmt, es zu töten. Das Kröpfen geschieht jedoch mit großer Vorsicht; beim geringsten, ihm verdächtig scheinenden Geräusch hält der *S.* sofort inne und äugt scharf nach der Gegend, aus welcher jenes kam. Zuerst haßt er der Beute die Augen aus, reißt die Kopf- und Halsseiten, dann erst die

werden Bussard- und Milanhorste, welche auf den oberen Gabelästen alter Eichen oder Kiefern angelegt sind, in Besitz genommen und genügend ausgebaut. Wo er in Felsnischen hockt, hat er freilich weniger Mühe. „Die Horststätte (Girtanner, Ornith. Streifz. d. Graubünden) selbst ist im vorliegenden Fall offenbar durch das Herausstürzen eines großen Blocks aus der Felswand entstanden, der sich allmählich losgelöst hat und in den Abgrund gestürzt ist. So bildete die zurückbleibende Partie an der Stelle des Substanzverlustes eine gegen das Innere der Felswand stark einspringende Nische und wird in ziemlicher Höhe, vielleicht 9 m über meinem Standpunkt, von einem etwas vortragenden Felsstück einigermaßen überwölbt. Der Horst selbst besteht aus weiter gar nichts als aus einem



3. Flugbild des Steinadlers (Breite 100–200 cm).

Brust auf; bei einem größeren Beutestück wird nur die hintere Hälfte zum Horst geschleppt. Ein Vogel wird nur oberflächlich gerupft, das Fleisch eines Bierfüßers allmählich aus der Haut geschält, wobei zur Reinigung des Magens stets eine gewisse Menge Federn (Haare, Knochen) mitverschluckt und nach einigen Tagen als Gewölle wieder ausgewürgt wird. Nach beendetem Fraß pflegt der *S.* der Ruhe an einem sichern Orte. Der Schnabel und das Gefieder werden zuvor sorgsam gereinigt. Später streicht er zum Wasser, um zu schöpfen und zu baden.

Wie alle Gewaltigen der Welt sich danernde Stätten zu sichern verstanden haben, so auch der *S.*; seinem Horst bleibt er treu wie der Grundherr seinem Ahnenschloß; hat er deren zwei, so wechselt er in ihrem Gebrauch ab, läßt sie aber auch über Winter nicht verfallen, sondern bessert sie nach Bedürfnis aus und vergrößert sie nach und nach zu wahrhaft kolossalen Bauten; dies gilt besonders von den auf Bäumen stehenden Horsten. Zuweilen

enormen Haufen ziemlich kleiner Föhren- und Lärchenreiser. Dieser Reiserhaufen besitzt jedenfalls eine Höhe von 1 m, eine Länge von 3 und eine Tiefe oder Breite von 2 m. Vorn bleibt nur von beiden Seiten derselben eine Stelle frei, wo der zu Horst fliegende *A.* sitzt. So bleibt für das Gelege, den brütenden *A.* und später die Brut nur im hintern Winkel der Horststätte eine sehr vertiefte Stelle frei.“ Der vorliegende Reiserhaufen schützt also nur den Brutvogel und später die Brut, wenn auch dürftig, vor dem Ungeßüm des Wetters, bzw. dem Sturz in die Tiefe. Der *S.* legt 1 bis 2 Eier, welche in ihrer sehr verschiedenen Färbung von fast gleichfarbigem Grauweiß (bei durchscheinendem Lichte grünlich) mit einigen bräunlichen Wollen bis zur dichten rotbraunen Fledung wechseln, von rauher, starker Schale, ziemlich gleichförmig und durchschnittlich 72 : 59 mm groß sind und in etwa 35 Tagen (Mai–Juni) ausgebrütet werden, nachdem schon im März, in sehr rauhen Frühjahrten etwas später, die Paarung

vor sich ging. Die Jungen werden mit dem Wildbret von Murneltieren und anderen niederen Wild ausgefüttert. Meist kommt nur eins aus. Ist einer der alten Vögel verunglückt, so übernimmt der überlebende Teil die Pflege allein. Wie bei allen Raubvögeln, schleppen zwar beide Alten den Fraß herbei, doch übernimmt das Weibchen ausschließlich dessen Zerleinern und das eigentliche Füttern der zarten Jungen, denen, wenn sie stärker geworden sind, der Fraß nur zugeworfen wird. Sie sitzen 6 bis 8 Wochen im Horst. In den bayerischen Alpen wurden nie mehr als 2 Junge, meist jedoch nur 1, ausgebrütet. Daß der S. sich bei der Verraubung seines Horstes zur Wehr setzt, wie es ältere Ornithologen behaupten, wird jetzt entschieden bestritten. Aber vom Jünger getrieben, wird der S. ungemein frech, und Kinderraub ist ihm in diesem Falle mehrfach nachgewiesen. A. Nordmann schreibt: „In einem Dorf bei Hellingfors schlug ein S. ein Schwein, auf dessen Geshrei von einem herbeieilenden Bauer verjagt, einen neugierig hinzugeschlichenen Kater, mit dem er auf einem Zaun saß, worauf Schwein und Kater im Duo schrien; um den Kater zu retten, ließ der Bauer nach einer Finte, als ihn aber der S. wiederkehrten sah, ließ er den Kater fallen und packte den Bauer, der nun als dritter in das Geschei einstimmte, bis herbeigeeilte Nachbarn den wütenden Raubvogel erschlugen.“ Der S. holt jedes noch so schnell laufende Tier ein, greift es mit seinen Fängen und betäubt es mit einigen Flügelschlägen; streichende Vögel sucht er zu ermüden und greift gern Enten von der Wasserfläche auf, wenn sie sich nicht durch schnelles Tauchen retten.

Jagd.

Besonders scheu und aufmerksam, ist der S. vor dem Gewehr ziemlich sicher; man sucht ihm daher an der Luderhütte beizukommen, da er im wildbarmen Revier oder in sehr strengen Wintern mit starkem Schneefall frisches Fallwild und Luder gern annimmt. Auch schießt man ihn aus der Uhuhütte, wo er heftig auf den Uhu stößt und diesen mitunter gefährdet, wenn er an beiden Fängen gefesselt ist; andernfalls hat man Beispiele, wo der sehr wehrhafte Uhu, welcher dem S. an Kraft kaum nachsteht, diesen griff und festhielt, so daß der aus der Hütte herbeigeilte Jäger ihn lebendig erbeuten konnte. Am sichersten kommt man auf Stein- und andere Adler zu Schuß, wenn man den Uhu auf ein Luder setzt. Man fängt den S. in mit Fleisch beköderten, starken Abzugseisen und in starken Zellereisen, die man um das Luder legt. Die Fängeisen müssen gut angefestet sein. In der Gefangenschaft hält der S. außerordentlich lange aus; es haben einige

über 100 Jahre in ihr ausgebauert, woraus sich überhaupt auf ein sehr hohes Alter dieses und der andern großen Adler schließen läßt. Die asiatischen Reitervölker, die noch heute beizen, tragen ihn auf Wölfe und andere stärkere Wildarten ab.

2) **K a s e r a d l e r** (*Aquila melanaestus* L., *A. imperialis*; Königsadler, kurzschwänziger Adler).

Beschreibung.

Länge 75 cm, Breite 180 cm, Stoß 32, Schnabel 5,4, Lauf 11, Hinterzehe 3,2, ihre Krallen 4, Innenzehe 3,8, ihre Krallen 3,8, Mittelzehe 6,3, ihre Krallen 3 cm. Das Dunenkleid ist rein weiß, Schnabel und Krallen bläulich-schwarz. Bei vierwöchigen Jungen ist die Oberseite fast ganz, die Unterseite zur Hälfte befiedert. Die Federn der Oberseite dunkelbraun mit deutlichem Purpurschimmer und rostföhligen Spitzen, die der Unterseite rostgelblich, an den Seiten mit schwarzbraunen Säumen. Das Jugendkleid ist auf der ganzen Vorderseite licht fahlgelb mit braunen Schaftstreifen; Rücken bräunlich mit gelblichen Federsäumen; im mittleren Alter vorherrschend braun. Das Kleid des alten Vogels ist vorherrschend bräunlich-schwarz; Scheitel schwarz, Hinterkopf und Nacken gelblich, Hals, Rücken und Schultern rötlich. Auf jeder Schulter ein aus mehreren Federn bestehender, großer, ovaler, reinweißer Fleck, welcher bei den Weibchen nach der ersten, bei den Männchen nach der zweiten Mauser hervortritt. Hosen dunkel. Stoß mit breiter, dunkler, hell gesäumter Binde und 6 bis 7 unterbrochenen, dunkeln Bändern auf grauem Grund, zwölffederig. Schnabel bis hinter das Auge gespalten, mit sehr breiter Fiste, horngrau mit schwarzer Spitze, Wachshaut und Zehen goldgelb, bei jungen Vögeln grünlich; Iris graugelblich. Das Weibchen, wie bei allen Raubvögeln stärker als das Männchen, ist mehr braun. Die Haltung des K. ist mehr wagrecht als aufrecht; die Stimme, derenjenige des Raben sehr ähnlich, wird auch mit dem Wellen eines starken Bundes verglichen. Er streicht mit gehobenem, langsamem Flügelschlag, in der Verfolgung zwar schnell und gewandt, aber nicht so reißend wie der viel edlere, ihm sonst nahe verwandte Steinadler.

Verbreitung, Nahrung.

Der K. gehört mehr dem südöstlichen Europa an; vengleicher er auch in Deutschland nachgewiesen ist, so gehört er doch hier und überhaupt in Mitteleuropa zu den seltneren Erscheinungen, wogegen er Brutvogel an der unteren Donau ist (an den niedrigen Hügelketten der Frustragora und namentlich in dem flachen Lande vor der Mündung der Theiß in die Donau) und in Bulgarien, auch Montenegro, Südrußland

(Krim, Wolga, südl. Ural), in Borderasien und Nordafrika zu den gewöhnlichsten Raubvögeln zählt. In Griechenland ist er ein viel seltenerer Brutvogel als der Steinadler. Im Winter streicht er bis nach Aethiopien und Indien. Ebenen zieht er dem Gebirge vor; er verlangt freie Umschau, daher er auch den Wald nicht liebt und ihn nur zur Horstzeit, einzelne hohe Bäume aber als Schlafbäume aufsucht.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Der A. taucht vornehmlich kleinere Tiere vom Hasen abwärts und lebt, wo sie häufig vorkommen, von Gieseln und ähnlichen Nagern, schlägt aber auch Vögel, besonders auf dem Wasserpiegel (z. B. Enten, Wasserhühner); er sucht seine Opfer durch Verfolgung zu ermüden, wenn sie ihm in der Flucht zu gewandt sind, kröpft Fische, ausgeworfene Seetiere und auch Aas. Im März beginnt er zu horsten, mit Vorliebe auf hohen Bäumen, in der Steppe jedoch auch auf dem Boden, wenn es geht, auf einer kleinen Erhöhung. Das Weibchen legt 2 bis 3 Eier, welche auf trübweißer Grundfarbe mit wolligen, hellvioioletten und darüber dunklern Flecken und Punkten, überhaupt sehr matt gefärbt und etwa 73:56 mm groß und ziemlich gleichförmig sind. Der Horst auf Bäumen steht meist hoch, hat im äußern Durchmesser etwa 120 cm, im innern 65 cm, ist aus dünnen Reisern und Ruten erbaut, mit Moos oder Flechten usw. ausgelegt und bietet oft kleineren Vögeln, namentlich Sperlingen, sehr begehrte Brutplätze. Die Jungen werden mit dem Fleisch von allerlei kleinen Tieren aufgefüttert, welches ihnen beide Alten fleißig zutragen. Wo man ihm wenig nachstellt, ist er nicht sehr scheu, so daß er sogar in der Nähe menschlicher Wohnungen horstet; andernfalls ist ihm schwer beizukommen, und auch vom Horste streicht er bald ab.

Jagd.

Da er Luder gern annimmt, so kann man ihn bei diesem im Eisen fangen oder aus einem Netzest schießen. Kennt man seinen Nachtstand, so stellt man sich in dessen Nähe verdeckt an und schießt ihn bei Mondschein oder beginnendem Tageslicht. Er baumt erst spät, aber regelmäßig auf ein und demselben Baume auf und schläft außerordentlich fest. Der A. wird in der Gefangenschaft sehr alt und auch zutraulich; die Umfärbung seines Kleides dauert aber etwa 2 bis 3 Jahre länger als in der Freiheit.

3) **Schelladler** (*Aquila clanga* Pall., *A. maculata*, gr. Schreiadler).

Beschreibung.

Länge 70 cm, Stoß 28, Schnabel 4,3, Mundpalte 5,4, Lauf 11, Mittelzehe 5,5, ihre Krallen 2,6, Innenzehe 4, ihre Krallen 2,9 cm. (Ein sehr starkes, bei Athen erlegtes Weibchen hatte nach Reiser folgende Maße: Länge 76,

Flügel 55, Stoß 28, Mittelzehe m. Kr. 9 cm.) Der Sch. kennzeichnet sich in jedem Alter durch die runden Nasenlöcher, und an diesen unterscheidet man daher schon die Fortjungen von verwandten Arten, z. B. dem Steppenadler. Im Jugendkleid herrscht dunkles Braun vor, der beim kleinen Schreiadler vorhandene Kopsfleck im Nacken fehlt; auf Brust und Rücken kupferiger Metallschimmer mit ganz feinen gelblichen Spitzen, so auch auf den oberen Flügeldecken; nach unten hin vergrößern sie sich und bilden auf den untersten Reihen gelbliche Tropfen. Auf den oberen, weißen Stoßdecken braune Flecke und Striche; Stoß dunkelbraun mit hellen Spitzenäumen, obere Hälfte der Schäfte weiß. Handschwingen schwarz, oberhalb der Einschnürung auf den Innenfahnen grau, die Armchwingen auf letzteren grau und dunkel gefleckt; auf Bauch und Hosen weißliche Tropfenflecke. Läufe braun, hell gefrickelt, untere Stoßdecken hell rostgelblich. Iris graubraun, Wachsaut und Zehen trübgelb. Der alte Vogel ist ganz dunkelbraun mit rölichem Metallglanz, Flügeldecken und Hosen etwas heller, obere Stoßdecken weiß mit braunen Querflecken, Stoß schwarzbraun, ungebändert. Iris hochgelb, Wachsaut und Zehen zitronengelb; Krallen schwarzgrau. Niemals hat er die graue Färbung auf Kopf und Hals wie der kleine Schreiadler, auch fehlt ihm die diesem eigene Ausbuchtung des Oberkiefers; dagegen hat er einen viel höheren Lauf, verhältnismäßig härtere Flügel und einen härteren Schnabel. Kommt mit dem fl. Schreiadler zuweilen zusammen vor; in Deutschland seltener Gast, jedoch mit Ausnahme Ostpreußens, wo er wiederholt, auch zur Brutzeit, geschossen wurde; vielleicht ist er dort auch gelegentlicher Brutvogel. In Bulgarien, Montenegro, Griechenland mehreremal beobachtet; häufig in Südrussland, im Gebiet der Wolga bis nach China hin, zuweilen an der Donau, dem Hauptfundplatz der meisten unsrer Vögel. — Lebensweise und Horsten hat er mit dem Schreiadler gemein; s. auch dort Jagd.

4) **Brachadler** (*Aquila fulvescens* Gray, *A. clanga* Pall., gelbbranner Adler). Länge 68 bis 70 cm wie Schelladler, nur plumper an Gestalt. Kopf und ganze Unterseite einfarbig gelbbraun bis rostfarben, goldgelb; Vorderhals etwas blasser; Obertrüben braun mit rostroten Ranten. Schwingen, Stoß dunkelbraun, erstere mit hellen Säumen. Schnabel blaugrau mit dunkler Spitze; Zehen gelb. Wahrscheinlich nur eine Abart des Schelladlers. In Europa selten, einmal in Thon und später in Montenegro erlegt; Indien ist seine eigentliche Heimat.

5) Schreiadler (*Aquila pomarina* Brehm, *A. naevia*, kleiner Schreiadler).

Beschreibung.

Im Fluge unterscheidet er sich von dem ziemlich gleich großen Bussard durch die fingerförmig geapreiteten Schwingen. Länge (W.) 56 bis 59 cm, Stoß 25, Schnabel 3,9, Mundspalte 4,5, Lauf 8, Mittelzehe 8, ihre Kralle 2,5, Innenzehe 3, ihre Kralle 2,6 cm. Die Vorfüße haben weiße, samtartige Dunen und auf den Endgliedern der Zehen 3 bis 5 umfassende Quertafeln. Jugend- und Alterskleid sind sehr verschieden. Im Jugendkleid sind die Federn auf Kopf, Nacken und Rücken dunkelbraun mit rostgelblichen Spitzen, die kleinen Flügeldeckfedern haben feine gelbliche Schaftspitzen, welche sich nach unten so vergrößern, daß sie auf den Armschwingen große Tropfen bilden. Obere Stoßfedern grau und gelblich gebändert und geschmückt, Stoß graubraun mit gelblichen Säumen und nach oben hin abnehmender Bänderung. Im Nacken ein rostbräunlicher Fleck; Kinn, Kehle und Halsseiten rostbraun, die übrige Vorderseite braun mit gelben Federstäben, auf den Hosen am feinsten; Unterseite des Stoßes sahlbraun mit durchschimmernder Bänderung der Oberseite. Handschwingen schwarzbraun, auf den Innenflächen und, soweit sie bedeckt sind, auf hellem Grunde dunkel quer gefleckt. Schnabel hornfarbig, schwarzgrau mit dunkler Spitze, fast halbkreisförmig gebogen; Wachsheit und Mundwinkel gelb, ebenso die Zehen, Krallen schwarz, Iris grau. Der alte Vogel ist vorherrschend sahlbraun, auf Kopf und Hals fast grau, was gegen die andere Befiederung sehr absteht; bei sehr alten Vögeln fehlt der rostgelbe Nackenfleck. Handschwingen stumpfschwarz, Stoß dunkelbraun mit ganz schwacher Bänderung; Laufbefiederung und Hosen sahlbraun. Iris, Mundwinkel, Wachsheit und Zehen gelb, Krallen schwarzgrau. Der fl. Sch. wechselt in der Färbung dieses Kleides nicht unerheblich; im frischen Gefieder viel dunkler, bleicht er gegen die Mauserung so aus, daß der Vogel fast scheidig aussieht, da die abgestoßenen Federspitzen nahezu grau sind. Stoß etwas abgerundet. Der Sch. bildet mit Steppen-, Schell- und Prachtadler die sog. Schreiadlergruppe.

Verbreitung. Aufenthalt.

Der Sch. kommt besonders im nördlichen und östlichen Deutschland vor, im Westen fast gar nicht. Das Brutgebiet ist ein verhältnismäßig kleines, es reicht von den russischen Ostseeprovinzen über Norddeutschland, Österreich-Ungarn bis nach den Balkanländern (er brütet in Ost-, Westpreußen, Pommern, Brandenburg, Polen und in den Ostsee-

provinzen; ferner in den Karpathen, an der unteren Donau und in Bulgarien). Er überwintert in Nordostafrika. Da er mit dem Schell- (oder gr. Schrei-) A. zusammen als Brutvogel vorkommt, werden beide vielfach miteinander verwechselt. Der Sch. ist ein Bewohner stiller, großer Wälder, liebt Wasserlächen und Sümpfe, die ihm reichlichen Fraß bieten, und hat in seiner wogerechten Haltung sowie überhaupt in seinem ganzen Tun und Treiben nichts Edles, ist dafür aber auch der Wildbahn wenig gefährlich. Seine Stimme ist ein gehobenes Pfeisen; wenn er jagt, stößt er schreiende, fast kläffende Töne aus, die ihm den Namen verschafft haben; auch läßt er gelegentlich ein sanftes Klingeln hören.

Lebensweise. Fortpflanzung.

Der Sch. ist ein Zugvogel, der im April zu uns zurückkehrt und alsbald horstet. Der verhältnismäßig kleine Horst wird immer auf Bäumen, möglichst nahe am Stamm, in Wipfelhöhe angelegt. Der Sch. legt meist 2 Eier, oft nur 1, welche an Größe und Färbung unter sich oft sehr abweichen; sie sind auf grünlichem Grunde bald mehr, bald weniger rötlich gefleckt, bald rundlicher, bald gestreckter, und wechseln deshalb in den Maßen von 60 : 55 bis 62 : 47 mm. Der Brutvogel sitzt sehr fest auf den Eiern, verläßt sie nur sehr widerwillig und erscheint bald wieder, wenn die Gefahr beseitigt scheint; werden ihm die Eier genommen, so legt er gewöhnlich nochmals in denselben Horst. Die Jungen werden mit kleinen Tieren, als Mäusen, Vögeln, Fröschen, gefüttert; oft kommt nur eins aus; im August sind sie flugbar, worauf sie bald (im September) sich zum Abzug rüsten. Jung aufgezogene Sch. werden ziemlich zahm. — Zwar raubt der kleine Sch. gelegentlich in der Brutzeit einen jungen Hasen oder eine junge Ente, vertilgt aber auch viel Ungezieser, so daß er keineswegs eifrig verfolgt zu werden braucht; auch Luder und tote Fische kröpft er.

Jagd.

Die Jagd auf den sehr scheuen Vogel, der sich schwer anschleichen läßt und überhaupt mit großer Gewandtheit und Schnelligkeit vom Horst und zwischen den Bäumen hindurch dahinschleicht, bietet wenig Interesse. Auf der Uhuhütte wird er zuweilen erlegt (s. *Hüttenjagd*); am sichersten ist er beim Horst aus gutem Versteck zu erlegen. — Er gehört zu den nach dem deutschen Vogelbuch-Gesetz (1908) vom 1. März bis 1. Oktober zu schonenden Vögeln.

6) Steppenadler (*Aquila orientalis* Cab., *A. nipalensis*, *A. glitschi*). Länge (W.) 78, Stoß 30,5, Schnabel 5,8, Mundspalte 6,7, Lauf 10, Mittelzehe 6,5, ihre Kralle 2,8, Innenzehe 3,9, ihre Kralle 3,4 cm.

Außer der erheblichen Stärke unterscheidet dieses Mitglied der Schreiadlergruppe sein auffallend großer, starker Schnabel und eine gleichmäßige, dunkle Färbung, welche beim jungen Vogel nur durch schön gelbliche, große Tropfenflecke auf den untersten beiden Reihen der Flügeldecken, die auf den zusammengelegten Flügeln zwei regelmäßige Binden darstellen, unterbrochen wird. Obere und untere Stoßbeden an der Wurzel weiß, in Braungelb verlaufend; Stoß schwarzbraun mit schmalem, hellerem Spitzensaum, gänzlich ungeändert. Iris braun, Wachshaut und Zehen trüb-gelb. Der alte Vogel erinnert durch graubraunen Kopf und Hals zwar an den Schreiadler, ist aber durch seine Stärke und die andern gegebenen Kennzeichen vor Verwechslung mit ihm geschützt; im übrigen ist er durchweg braun, auf der Vorderseite dunkler als auf der Rückenseite, vor dem Stein und dem Kaiseradler zeichnet er sich aber durch die mit der Vorderseite gleichfarbigen Hosen aus, welche bei diesen beiden stets abweichend, d. h. viel heller, gefärbt sind. Alle bedeckten Federteile weiß. Nasenlöcher schräg elliptisch. Zehen nur auf den untersten Gliedern mit 3 bis 5 umfassenden Quertafeln, sonst grob geneigt. Mundspalte reicht bis hinter die Hälfte des Auges. Schnabel dunkel; Wachshaut, Zehen, Iris wie oben. Der St. gehört dem östlichen Europa an (Volga, Mündungen der Donau, Dobrußscha, Bulgarien); bei uns wurde ein junger Steppenadler im süblichen Teil von Pommern erlegt (Königsb. Museum). Die Eier (meist 2) sind denen des Kaiseradlers sehr ähnlich, messen 67 : 55 bis 71 : 55 mm und sind nur wenig und meist mit verschwommenen lilafarbigem Flecken und dunklern Punkten gezeichnet. Der Vorkt wird am Boden oder auf niedrigen Bäumen aus Zweigen, Schafwolle, Rasen, Lappen u. ä. errichtet; Weibchen und Männchen brüten abwechselnd oder auch — besonders zur Nachtzeit — gemeinsam. Die Steppe ist seine eigentliche Heimat, in der er, auf Erd-, Heuhäufen oder Steinen plump blodend, namentlich den Fieseln und Hasen sowie kleinen Vögeln, aber auch den zahlreichen Insekten und Kriechtieren nachstellt. Er tröpft auch Luder.

Literatur: Raumann Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas; Niesenthal, Die Raubvögel Deutschlands; E. Schaff, Ornithologisch-falchenbuch, 2. Aufl.

Adlerbussard s. *Bussard* 3.

Asterbals (wilde B.), die bei allem Federwild, dessen Gattung Bals genannt wird, zuweilen zu unregelmäßiger Zeit vorkommende Bals.

Asterbrunst (falsche Brunst), die ungezeitgemäße Brunst des Schalenwildes.

Asterbrut, die zweite Brut des nur einmal brütenden Federwildes, nachdem die erste Brut durch Unglück, schlechtes Wetter usw. zugrunde ging.

Astergehörn, seltene, aber einzige Bezeichnung für ein Rindengehörn.

Asterjäger, gleichbedeutend mit *Aasjäger*.

Astern (Asterklauen, Geäfter, Oberrüden), die allem Wild, das auf Schalen zieht, eignen länglichen Hornauswüchse, welche über den Schalen (Hufen) an der Hinterseite des Fußes (Laufs) hervorstecken. Es sind, zoologisch gesprochen, die zur verkümmerten zweiten und vierten Zehe gehörigen Duse. A., Geäfter sagt man vornehmlich bei Säuen, Oberrüden beim Elch, Rot-, Dam- und Rehwild. Die A. sind von Wert beim Anprechen des Wildes nach der Fährte. Man nennt auch wohl einen Hund aster- oder wolfsklauig, wenn er mehr als eine Asterklaue an einem Lauf hat, und hielt diese Hunde der Tollrut für unzugänglich.

astern, das Abdrücken der Oberrüden des Rotwildes im Boden.

Agricola, Johannes Georgius; deutscher Arzt, der zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Bamberg lebte (s. *Jagdliteratur*).

Ahorn s. *Laubhölzer*.

Aitel s. *Karpfensische* VI, 1.

Aittinger, Johann Konrad; lebte im 17. Jahrhundert in Rotenburg a. d. Fulda (s. *Jagdliteratur*).

Akaze, falsche s. *Laubhölzer*.

Aktinomykose (Strahlenpilzkrankheit), wird durch einen pflanzlichen Schmarotzer hervorgerufen, der durch kleine Schleimhautwunden beim Aufnehmen von infizierten Futtermitteln usw. in den Wirtkörper eindringt. Namentlich in den Kieferknochen und im Leder können durch ihn bösartige Wucherungen entstehen. Die Krankheit wurde beobachtet beim Hef- und Rotwild, sowie beim Hasen; sie kommt auch beim Menschen vor. Heilung ist bisher nur durch chirurgischen Eingriff möglich gewesen.

A la meute! ruft bei der Parforcejagd der Biqueur den Hunden zu, wenn sie sich zusammenzuschließen sollen.

Aland s. *Karpfensische* V, 1.

A la vue oder **à vue** jagen; wenn bei der Parforcejagd der Hirsch sichtig gejagt wird. Die Jäger blasen dabei die Fanfare **à la vue**.

Albertus Magnus, eigentlich Albert, Graf von Bollstädt; er wurde 1193 zu Lauingen (Schwaben) geboren, studierte in Padua und lebte meist in Köln. Von 1260 bis 1262 war er Bischof in Regensburg, widmete sich aber dann gänzlich den Wissenschaften und starb 1280 in Köln. A. war einer der vielseitigsten Gelehrten seiner Zeit, wenn er auch nicht stets Selbstständiges schrieb; am wertvollsten sind seine botanischen Arbeiten (s. *Jagdliteratur*).

Alt (Alca), Gattung aus der Familie der Alken (Alcidae). Der Schnabel feitlich zusammengedrückt, etwa von Kopfeslänge, vorn höher als hinten, an der Spitze des Obertheils kurz ausgehoben und gekrümmt; die schmalen Nasenlöcher nahe dem Unterrand des Obertheils gelegen; Lauf kürzer als Zehenlänge mit Nagel; Flügel und Stoß zugespitzt.

Es gehört hierher der Tordalk und der seit einigen Jahrzehnten ausgerottete Riesenalf.

Tordalk (Alca torda L., Eisal, Klubal, Scher Schnabel usw.). Länge 40, Schnabel 3,5 bis 4, Stoß 7,2, Lauf 3,6, Mittelzehe samt Krallen 5,2 cm. Schnabel bogig aufgeschwungen mit einigen schräg von oben nach unten verlaufenden Furchen; von der Stirn läuft eine feine, weiße Linie bis zum Auge. Kopf, Kehle, Halsseiten, Hinterhals und die ganze Oberseite tiefschwarz, Vorderhals und die ganze Unterseite reinweiß; Schnabel schwarz, auf der vordersten Furchen ein weißes Bändchen; Iris hellgrau; Ruder dunkelbraun mit gelblichen Schwimmbhäuten und Zehnrücken. Im Winterkleid ist die Oberseite schwarzbraun. Die Heimat des T. liegt zwischen dem 60. und 70.^o nördl. Br.; er ist auf den Felsenküsten jener Meere eine gewöhnliche Erscheinung, kommt aber noch auf den Orkaden, Hebriden, St. Kilda, Bornholm, Gotland vor, selbst auf Helgoland noch in einzelnen Paaren. Oft liegen die Eier, deren jeder Brutvogel nur ein einziges legt, ohne alle Unterlage auf dem nackten Gestein. Das Ei ist kreisförmig, grobförmig, trübweiß, 72 : 48 mm groß, auf grauen Schalenstücken mit häufigen großen und kleinen schwarzen Brandflecken gezeichnet, wird in der zweiten Hälfte des Mai gelegt, worauf beide Alten so eifrig brüten, daß sie leicht dabei gefangen werden können. Das Junge wird mit Fischchen aufgefüttert, sobald es aber 2 bis 3 Wochen alt ist, erleichtert es den Eltern die schwierige Verpflegung, indem es sich, von diesen angeleitet, oft von beträchtlicher Höhe ins Meer stürzt, dabei aber nicht selten an Felsenvorsprüngen zerfällt. Zum Winter zieht der Tordalk südlicher, kommt alsdann an die dänischen und deutschen Küsten, verstreicht sich gelegentlich sogar bis an das Mittelmeer und zieht schon im März seinen Brutplätzen wieder zu. Einjährig genug, hält er meist den Schuppen aus, verlangt aber infolge seiner dichten Befiederung und Fettumhüllung einen berben Schutz, wie alle Seevögel.

Alken (Alcidae), Vogelfamilie aus der Ordnung der Taucher (Urinatores). Vordersehen mit ganzrandigen Schwimmbhäuten; Schnabelränder glatt, ohne Zähne oder Lamellen; Flügel kurz, spitz, schmal. Stoß verkrümmert; Ruder weit nach hinten gedrückt, ohne Hinterzehe. Ausschließlich Meeres-

bewohner. Es gehören von einheimischen Gattungen hierher folgende: Krabbentaucher (Alk), Larventaucher (Fratercula), Alk (Alca), Lümme (Uria).

Alpendohle f. *Rabenhögel* 1. 1.

Alpenhase f. *Hase* 2.

Alpenmurmeltier f. *Murmeltier*.

Alpenschnepfen f. *Schneehuhn* 2.

Alpensteinbock f. *Steinbock*.

Alpenstrandläufer f. *Strandläufer* 5.

alt f. *kalt* 2.

Alter des Hundes. Für die Bestimmung des Alters bieten Durchbruch, Wechsel und Abnutzung der Zähne gewisse Anhaltspunkte.

3 bis 4 Wochen:

Die Galtzähne

brechen durch;

5 bis 6 Wochen: Die

Milchschneidezähne

brechen durch (nach

Corneum und Ves-

tre: 3 bis 4 Wo-

chen); 8 Wochen:

Die sämtlichen

Milchschneidezähne

rücken auseinander;

3 bis 4 Monate: Die

Lappen der Milchschneidezähne

nutzen sich

ab; 2 bis 5 Monate: Die

Schneidezähne

wechseln (meist im 5. Monate);

4 bis 7 Monate:

Die Badenzähne

wechseln; 1 bis

2 Jahre: Die Lappen

an den beiden

inneren Schneide-

zähnen verschwin-

den; 2 bis 3 Jahre:

Die Lappen an den

mittleren Schneide-

zähnen verschwin-

den; 3 bis 4 Jahre:

Die Lappen an den

äußeren Schneidezähnen

verschwinden. Bei

älteren Hunden sind die

Kronen der Schneidezähne

stumpf, ihre Farbe

ist gelb, das Zahnfleisch

welk, die an die

Galtzähne sich an-

schließenden Baden-

zähne lassen Lücken

zwischen sich, die

Schneidezähne bil-

den nur noch kleine

Stümpfe, wadeln

und fallen mit 8 bis

10 Jahren in der

Regel aus. Die

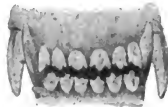
Galtzähne werden

mit zunehmendem

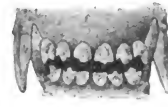
Alter stumpfer, an

den Seiten abgerieben, so

daß sie flach werden



1. Gang des 9 Monate alten Hundes.



2. Gang des 1 bis 2 Jahre alten Hundes.



3. Gang des 2 bis 3 Jahre alten Hundes.

so daß sie flach werden und nicht selten einen messerscharfen Rand besitzen. — Die Bestimmung des Alters nach den Zähnen ist keineswegs sicher, weil die Zuanpruchnahme der

Zähne, namentlich nach der Art der Nahrung, verschieden ist. Um das Alter richtig zu schätzen, muß man noch einige andere Merkmale



4. Gang des 3 bis 4 Jahre alten Hundes.

zu Hilfe nehmen. Diese betreffen namentlich die Bewegungen, die Behaarung, die Form des Kopfes, die Muskulatur des Rückens und das psychische Verhalten des Tieres. Wer nach derartigen Merkmalen das Alter richtig einschätzen will, muß allerdings durch längere Beobachtung von Hunden sich einen gewissen praktischen Blick angeeignet haben.

Altersklasse, 1) Trennung der Bestände nach ihrem Alter. Man unterscheidet künstliche Altersklassen, d. s. Zeitschnitte von gleichlanger, meist zwanzigjähriger Dauer, und natürliche A. In letzterer Beziehung spricht man beim Hochwaldbetriebe von: A. Aufschlag (bei den leichtsamigen), Aufschlag (bei den schwerfamigen Holzarten), Schonung oder Kultur, d. i. der Jungbestand während der Bestandesbegründung bis zum Beginn des Bestandeschlusses; B. Dichtung, d. i. der Bestand vom Beginn des Bestandeschlusses bis zum Beginn der natürlichen Reimigung; C. Stangenholz, d. i. der Bestand vom Beginn der Bestandereinigung bis zu einer durchschnittlichen Stammstärke von 20 cm in Brusthöhe (d. i. 1,3 m über dem Boden bergwärts gemessen); D. Baumholz, Bestände von über 20 cm durchschnittlicher Baumstärke in Brusthöhe. Im Mittelwaldbetriebe sind bezüglich des Oberholzes zu unterscheiden: a) Laubreidel, d. i. das einmal übergehaltene Oberholz; b) Oberständler, d. i. das zweimal übergehaltene Oberholz; c) ältere Oberholzlassen. 2) A. auf Ausstellungen und Schauen von Hunden. In ihr werden gewöhnlich die über ein Jahr alten Hunde gerichtet.

Alterskleid, im Gegensatz zum Jugend- (und Übergangs-)kleid die Gefiederfärbung des alten Vogels bei allem Federwild.

Altersschließen, das Freischließen, zu dem nur Dachshunde zugelassen werden, die vor dem 1. Januar des vergangenen Jahres gewölft wurden; s. *schließen*.

Altersjuch, Preisjuch für ältere Vorstehhunde. Gewöhnlich werden von solchen Suchen Hunde ausgeschlossen, die nach dem ersten Januar des Jahres vor der betreffenden Veranstaltung gewölft sind; s. *Kynologie*.

Altsteh (alte Rinde, alte Geiß), das weibliche Reh vom ersten Brunsten bis zum Eintritt des Weltverdens.

Alttier, s. *Tier*.

Altum, Dr. Johann Bernhard Theodor; geb. 31. Januar 1824 in Rünster (Westf.), studierte Theologie und Philologie, später Naturwissenschaften. Katholischer Geistlicher; 1856 wurde er Realschullehrer, 1859 Dozent in Rünster und 1869 Professor der Zoologie an der Forstakademie Eberswalde, wo er am 1. Februar 1900 starb (s. *Jagdliteratur*).

Amant, s. *Barsche II*.

Amboß, in der Patrone bzw. im Zündhütchen, das Widerlager für die Zündmasse. Beim Abfeuern wird durch den Schlagbolzen die Zündmasse zwischen Amboß und Schlagbolzen gequetscht und auf diese Weise zur Explosion gebracht. Der Amboß ist entweder mit der Glode aus einem Stück gearbeitet oder befindet sich lose zwischen Glode und Zündhütchen oder ist endlich als loses Stück mit dem Zündhütchen verbunden und wird mit diesem zusammen in die Glode gebracht. Der lose Amboß verschwindet immer mehr, meist wird er als kegel- oder kalottenförmiger Teil der Glode hergestellt (s. *Glocke*).

Amme, eine Hündin, welche fremde Welpen säugt und der man in der Regel die eignen genommen hat. In früheren Zeiten, als noch viele Jagdhunde oder Rüben gehalten wurden, welche von Klöstern, Mühlen, Abbedereien verpflichtungsmäßig verpflegt werden mußten, legte man auf die Nachzucht natürlich hohen Wert, und wenn eine besonders wertvolle Hündin mehr Junge gewölft (geboren) hatte, als sie, ohne übermäßig geschwächt zu werden, säugen konnte, so nahm man ihr einige weg und legte sie einer A. an, zu welchem Zweck die Fleischer beim Jagdamt anzeigen mußten, wenn ihre Hündinnen gewölft hatten. Damit die A. die fremden Welpen annähme, wusch man die ihrigen und diese mit Branntwein und legte sie ihr in einem ganz finstern Stall an, wo sie selbige weder durch Geruch noch Gesicht unterscheiden konnte; nachher nahm man ihr die ihrigen teilweise oder ganz weg, je nach Bedürfnis. Diese Vorichtsmaßregeln sind jedoch überflüssig. Als künstliche A. bezeichnet man eine Borrichtung, die aus einem gut isolierten Behälter zur Aufnahme von Kuh- oder Ziegenmilch besteht, mit dem Gummipropfen zum Abaugen der Milch verbunden sind. Diese Apparate haben sich für die Welpenauszucht jedoch nicht bewährt.

Amstel s. *Drosseln 5*.

anäßen (ankuren, ankötern, anposchen), das Ankoden eßbaren Haarwildes nach bestimmten Plätzen durch Vorlage oder Anbau von Futter.

anäugen, ansehen, -bilden, -schauen, von allem Wilde und den Hunden.

anbaden, das Gewehr anlegen, an-schlagen.

anbeissen, den Stellbroden des Fang-eisens anfassen (vom Raubzeug).

anbirschen s. *anschleichen*.

Anbiß (Abzugsbroden, Stellbroden), der Köder, welcher bei einzelnen Fanggeräten vom Raubzeug berührt werden muß, um das Losschlagen der Stellvorrichtung zu bewirken; s. *Brocken*.

anblasen, 1) das Jagdhornsignal zum Beginn der betreffenden Jagd geben. 2) Im eingestellten Jagen wurde von Jägern, die am Luertuch aufgestellt waren, geblasen, wenn ein guter Hirsch auf den Lauf kam. Dies hieß, den Hirsch a.

anblatten, einen Reßbod durch *Blatten* anlöden.

anborsten, sich; wenn der Keiler in der Rut die Federn, d. h. Rückenborsten, aufstellt, so borstet er sich an.

anbrechen (anbrüchig werden), in Verletzung übergehen, z. B. das Stüd war schon angebrochen (anbrüchig).

anbringen. 1) Einen des Reviers oder der Jagd überhaupt wenig kundigen Jäger an ein Wild geleiten, damit er es schießen kann. 2) Einen Schuß a., auf ein Stüd Wild schießen. 3) Den Schweißhund a., ihn abrichten; auf eine Fährte a., ihn zur Fährte legen. **Hest** man den Schweiß- oder Hesthund auf ein krankes Stüd, so bringt man ihn an, auch der Vorstehhund wird heute an Wildhühner angebracht.

anbrüchig ist Wildbret, wenn es übel zu riechen beginnt, also in Fäulnis übergeht.

andrücken (durchdrücken, riegeln), Schalenwild in ruhiger Weise und nur durch stilles Durchgehen eines oder weniger Menschen den auf Wechsellern stehenden Schützen zutreiben.

An eignung der jagdbaren wilden Tiere, die Besitzergreifung zum Zwecke des Eigentumsvertrags. Das Wild ist herrenlos, der Jagdberechtigte hat nicht Eigentum daran, sondern nur das ausschließliche Recht zur A. Herrenlos ist das Wild, solange es sich in der Freiheit befindet. Die Herrenlosigkeit hört auf, wenn das Wild in die Gefangenschaft gerät. Gefangen ist das Wild in Tiergärten, d. h. solchen Einfriedigungen, aus denen es ohne menschliche Einwirkung nicht entweichen kann. An Wild, d. h. einem herrenlosen Tier, findet die A. dadurch statt, daß der Jäger es in seine Gewalt bekommt. Das bloße Betrunden genügt noch nicht, das Wild braucht aber auch nicht verwendet zu sein, der Besitz ist schon dann ergriffen, wenn es nicht mehr flüchtig werden kann. Das Eigentum an dem Wilde wird dann nicht

erworben und das Tier bleibt herrenlos, wenn durch die Besitzergreifung das ausschließliche Recht eines andern verletzt wird, z. B. seitens des Wildereis, oder wenn die A. gegen ein gesetzliches Verbot verstößt; die Schonvorschriften sind nicht zu den gesetzlichen Verböten zu rechnen. Die Herrenlosigkeit eines gewilderten Stüdes Wild hört auf, wenn es an einen gutgläubigen Dritten gelangt.

anfahren. Oft ist das Hochwild durch Wilddiebe oder sonstige Beunruhigungen so scheu geworden, daß es nicht nur den Jäger, sondern einen einzelnen Mann überhaupt nicht herankommen läßt, in welchem Fall man sich ihm zu Wagen (a.) oder Pferd (anreiten) schußmäßig zu nähern sucht. In großen Jagdrevieren der Ebene ist das gleichbedeutende Birschfahren überhaupt sehr gebräuchlich, erfolgreich und für den Jäger weniger anstrengend, während das Birschreiten nur ausnahmsweise stattfindet. Auch Trappen und Wildgänse sucht man auf diese Weise zu berücken. Wasserwild, z. B. Enten, fährt man im Kahn an (antudern).

anfassen. 1) Wenn ein Jagdhund eine Wildfährte oder -spur findet und diese eifrig verfolgt, so fällt er sie an; tut er dies nicht, dann taugt er nichts. Je wärmer (frischer) die Fährte ist, desto begieriger folgt ihr ein guter Hund, desto sicherer arbeitet er auf ihr fort; einen hohen Grad von Geruchssinn oder Überlegung bekundet er durch die Sicherheit, mit der er regelmäßig die Fährte oder Spur in der Richtung nach vorwärts und nur ganz ausnahmsweise oder nur auf Augenblicke die Rückfährte oder Rückspur verfolgt. Man kann durch Übung und Konsequenz einen Hund dahin bringen, daß er nur die Fährte einer gewissen Wildart anfällt. Wenn der Schweißhund wie auch die Brade eine richtige Fährte a., so haben sie den rechten Anfall. 2) a. (einsallen), wenn Federwild auf einen Baum fliegt.

Anfangsgeschwindigkeit, die Geschwindigkeit des Geschosses unmittelbar vor der Mündung. Die Geschösgeschwindigkeit ist nicht gleichbleibend, sondern nimmt mit der Länge der Flugzeit ab. Gemessen wird die Geschwindigkeit mit Hilfe des Chronographen von Le Boulengé, und zwar nicht man bei Wägen die Zeit, welche das Geschösg gebraucht, um einen Weg von 50 m, bei Schrottschuß einen solchen von 25 oder 10 m zurückzulegen. Die hierfür angegebene Zeit bzw. Geschwindigkeit bezieht sich dann auf die mittlere Geschwindigkeit auf dem halben Wege. z. B. bedeutet der Ausdruck $v = 620$ ms (*velocitas* = Geschwindigkeit auf 25 m, wobei die Kontakt-scheibe auf 50 m Entfernung stand), daß das Geschösg in der Sekunde 620 m (*ms* = Meter-

sekunden) zurüchlegen würde, wenn es seine Geschwindigkeit unverändert beibehielte. Streng genommen, nennt diese Angabe nicht die eigentliche Anfangsgeschwindigkeit, man läßt sie aber allgemein zu, weil sie auf Grund tatsächlicher Messungen gewonnen wird. Die Mündungsgeschwindigkeit, also die eigentliche Anfangsgeschwindigkeit, wird nicht gemessen, sondern berechnet.

anfarben s. *anschweiffen*.

anfassen; 1) man faßt den Schweißhund an den Schweißriemen, wenn man ihn daran befestigt. 2) Das Anbinden von Archen und Leinen beim Zeugstellen nennt man auch a. 3) Beim Schießen das Ziel a., es *aufsitzen lassen*.

anfebern (ansiedern). Man febert stärkeres Flugwild an, indem man eine Feder (Faden) durch die Nasenlöcher des Vogels zieht und sie zusammenknüpft, so daß man den Vogel bequem und ohne das Federkleid zu beschädigen in der Hand tragen kann.

anfenden, wenn Hunde und Raubzeug einen Stein, Stod oder dergleichen benäßen.

anfischen, wenn Bild, z. B. Rotwild, in der Flucht gegen einen Baum, Treiber, Jaun oder dergleichen anrennt.

Anflug, junge Pflanzen, die auf natürlichem Wege aus leichtem Samen erwachsen sind (s. auch *Altersklasse* 1).

angehen s. *anschleichen*.

angehend heißt ein Stüd Wild, welches sich seinem Alter und Zustand nach einer stärkeren Klasse oder der Vollkommenheit nähert; z. B. ist ein angehendes Schwein ein Keiler, der 4 Jahre alt ist; eine Bache aber heißt grobe Bache. Ein angehend jagdbarer Hirsch ist nach landläufiger Auffassung ein solcher, der 8 Enden trägt, obgleich den Begriff der Jagdbarkeit und angehenden Jagdbarkeit andere Umstände, wie Alter und Stärke, wesentlich verschieben.

Angelfischerei s. *Fischerei*.

angreifen, wenn Raubzeug krankes oder verendetes Wild und Luder anschneidet und frißt oder das Schwarzwild den Fraß nimmt und frißt, so greifen sie das Luder, den Fraß an.

Angriff auf einen Forst- oder Jagdbeamten, einen Waldeigentümer, einen Forst- oder Jagdberechtigten oder einen von diesen bestellten Aufseher während der Ausübung ihres Amtes oder Rechtes wird, wenn er ein tätzlicher ist, mit Gefängnis von vierzehn Tagen bis zu drei Jahren bestraft. Ist er unter Drohung mit Schießgewehr, Arten oder andern gefährlichen Werkzeugen erfolgt, oder mit Gewalt an der Person begangen worden, so tritt Gefängnis nicht unter drei Monaten ein. Ist durch ihn eine Körperverletzung verursacht worden, so ist auf Zuchthaus nicht unter zehn

Jahren zu erkennen. Wird der A. von mehreren gemeinschaftlich begangen, so kann die Strafe bis um die Hälfte des angebrohten Höchstbetrages, die Gefängnisstrafe jedoch nicht über fünf Jahre erhöht werden. Liegen mildernde Umstände vor, so tritt eine Ermäßigung der Strafe ein (R.-G.-B. §§ 117 bis 119).

Angußgeschreiblatzer (besser Klageblatzer) s. *Rehwild*, Jagd.

anhaken (anbloden, aufbaumen), wenn Raubvögel sich auf einem Baumast oder ähnlichem Gegenstande niederlassen; anhaken, aufbloden dagegen, wenn sie dies auf einem Stein, Hügel usw., also einem flachen Gegenstande tun.

anhalsen, dem Schweißhund die Halsung, das Halsband, anlegen.

anhalten, 1) von Hunden, mit Ausdauer auf einer Fährte jagen. Lassen die Hunde von der Fährte ab, so gehen sie ab. 2) Den Schweißhund (Reithund) a., ihn mit dem Schweißriemen (Hängefeil) auf der Fährte festhalten, um sich diese zeigen zu lassen. 3) a. beim Schießen. Wenn man nach einem beweglichen Ziele schießt, so muß man nicht nur vorhalten, sondern auch der Bewegung desselben mit dem Gewehre folgen, bis der Schuß gefallen ist. Dieser Umstand ist für die Treffsicherheit außerordentlich wichtig. Zwischen dem Bewußtwerden des Schützen, daß er das Ziel richtig anvisiert hat, bzw. dem Entschluß, abzudrücken und dem Augenblicke der Ausführung, und weiter noch bis zu dem Moment, wo das Geschöß die Mündung verläßt, vergeht eine gewisse Zeit, welche teils nach dem Temperament und der Stimmung des Schützen, teils der Konstruktion des Gewehres gewissen Schwankungen unterworfen ist. Daraus ergibt sich, daß der Schütze, wenn er bei der Schußabgabe auf bewegliche Ziele das Gewehr nicht mitführt, sondern anhält, trotz richtigen Vorhaltens vorbeischießen wird, und zwar hinten weg. Ausführliche Berechnungen über den Einfluß des Anhaltens beim Schießen auf bewegliche Ziele gibt Preuß in seinem Werte: Lehrbuch des Ziintenschießens, 2. Aufl.

Anhang s. *Duft*.

anharrig ist ein im Bau scharf und ausdauernd arbeitender Dachshund.

Anhas, die Stelle, von welcher aus eine Haß Räden angeheft wurde. Um erstere bald wiederzufinden, verbricht man sie, d. h. legt einen grünen Strauch (Zweig) so auf sie, daß er mit dem abgetrochnen Ende nach der Richtung hin liegt, in welcher die Haß abging.

anhefteln, die Leinen an Jagdzeug (Tücher, Reye) mit Hefteln (Wfäden) mit Köpfchen oder Haken) im Boden befestigen.

anheßen, das Anfeuern eines Hundes zum Verfolgen des Wildes oder zum Angriff auf Rench oder Tier.

anheulen, die Stimme der alten Wölfin so täuschend nachahmen, daß die jungen Restwölfe, welche in ihr die Stimme der Mutter zu vernehmen glauben, antworten und so ihren Aufenthalt verraten, worauf es eben abgesehen ist. Auch alte Wölfe können in dieser Weise angeheult werden. Es ist dies in Ländern, wo der Wolf noch häufiger vorkommt, ein sehr wirksames Mittel, die Wölfe zu Schuß zu bekommen.

Anjagd, Anfangspunkt und -zeit einer Jagd mit Jagdhunden, besonders bei der Parforcejagd gebraucht. Zur Bezeichnung dieser Stelle dient ein frischer Bruch (Zweig), am liebsten von Nadelholz, dessen abgebrochenes Ende nach der Richtung zeigt, welche die Jagd genommen hat. Vgl. dagegen *Anhalt*.

Anter, eine eiserne, an einem Ende mit einem Ringe versehene, kurze Stange, die am andern Ende in drei rückwärts gebogene Spitzen ausläuft (Schiffsanter im kleinen). An dem Ringe ist eine Kette mit Wirbel besetzt, deren anderes Ende mit einem Teller-eisen zum Fuchsfang verbunden ist. Da bei dem Linherziehen des gefangenen Fuchses stets zwei Anterhaken auf dem Boden schleifen und an Gebüsch usw. festhalten, so hinterläßt der Anter auf nicht gefrorenem Boden, in Laub usw. deutlich sichtbare Spuren. Der gefangene Fuchs ermüdet durch diese Hemmung sehr bald und halt schließlich in Gekrüpp usw., welches ihm auch Deckung bietet, fest.

antirren s. *kirren*.

antöbern s. *kirren*.

antommen, die Annäherung an Wild auf Schußweite; z. B. trotz ungünstiger Umstände kam ich an den Hirsch. Die Hühner ließen sich nicht antommen; waren nicht anzukommen.

antoppeln (toppeln), Hunde und zwar meist zu zweien aneinander binden, z. B. Hahnhunde, weil die Hunde dann besser zusammenzuhalten sind. Auch zwei Dachshunde toppelt man gern, wenn man mit ihnen zu Baue zieht. Die Koppelung selbst bewirkt ein Riemen, welcher an die beiderseitigen Halsbänder gechnallt oder mit Karabinerhaken befestigt wird. Das Lösen heißt Abhalsen oder Abtoppeln.

antörnen s. *kirren*.

antragen gleichbedeutend mit *anschießen* 1.

Anlauf (anlaufen), 1) das Glück mancher Jäger, daß ihnen bei Treibjagden viel Wild zulauft, und die Klage anderer, daß A. ihnen nicht beschieden ist. Der A. hängt aller-

dings von dem günstigen Posten ab, der einem Jäger zugeteilt wird, noch viel mehr aber von seinem richtigen Benehmen auf dem Stand. Wer stillsteht und die Augen offen hat, wird A. auch auf schlechterem Stand haben; wer aber bald hier-, bald dorthin sich wendet oder gar laut wird, wird auf dem besten Posten vergeblich auf A. warten. — Man sagt sowohl, das Wild läuft den Jäger an, als, der Jäger hatte guten A. 2) Der Steiler läuft oder nimmt den Jäger an, indem er ihn angreift.

anlaufen lassen (auslaufen lassen), ein Schwein, war ein besonderes Stavoursstück unserer Vorfahren. Ehe Feuerwaffen bei der Jagd verwendet wurden, ging man dem Wild mit Pfeil und Bogen, besonders auch mit dem Spieß zu Leibe, wobei man von eingehexten Hunden unterstützt wurde. Das Feuergewehr verdrängte diese Jagdart zwar, dennoch galt das A. l. noch lange als ein besonders ehrendes Jägerstücklein. Ein krankes oder sehr in die Enge getriebenes Schwein nimmt nämlich stets den Jäger an, besonders wenn er es mit Wort oder Tat dazu reizt; dies geschieht in der Regel mit dem Ruf: *Hui Sau!* worauf der Jäger dem ankürmenden Schwein die Saufeder, einen Spieß an hölzernem, etwa 2 m langem Schaft, so entgegenhält, daß es ihn sich in die Brust rennt. Oft stellen sich auch zwei Jäger mit den Saufedern dem Schwein entgegen. Dieses A. l. ist überhaupt nicht so gefährlich wie das mit dem Hirschfänger, wozu die größte Geschicklichkeit und Geistesgegenwart gehört, um den einzigen Augenblick zu benutzen, in welchem der Stoß mit dem Hirschfänger seitwärts auf das Schwein geführt werden muß. Geht dieser fehl, so wird der Jäger sicher entweder geschlagen oder übertannt; meist erduldet er beides. Kraft allein, so notwendig sie ist, tut nicht die Hauptsache, sondern Geschicklichkeit.

anlegen. 1) Einen Hund (Schweißhund) oder die Meute auf die Fährte eines Stückes Wild bringen. 2) Die Treiber a., sie an einem Triebe aufstellen. 3) Ein Gewehr a., es aufschlagen, anbaden. 4) Einen Hund an die Kette legen, heißt auch einfach, ihn a. 5) Wenn das Wild sich verfährt, so sagt man auch, es lege sein Sommer- bzw. Winterleid an. 6) Archen und Leinen am Jagdzeug befestigen, sie a.

antoden, Vögel durch Lod- oder Kührvögel zum Einsinken auf den Ferk veranlassen; Landen, Schneppen, Rebhühner usw. durch Nachahmung ihres Loderufes mit dem Munde oder einer Lode veranlassen, heranzukommen.

anlubern, ein Stück Raubzeug durch Anlegen von Was (Luder) an einen bestimmten Platz (Luderplatz) loden; s. *Luderplatz*.

annehmen. 1) Den Hund an die Leine, den Sehkriemen nehmen. 2) Wenn der Hund auf der Fährte fortsucht, so nimmt er sie an. 3) Das Wild nimmt Kitzung, Klug und Salzlecken an, indem es sie ihrer Bestimmung gemäß gebraucht; es nimmt die Schonung, das Bruch an, wenn es in diese flüchtet. 4) Schwarzwild, Hirsch oder reißende Tiere nehmen den Jäger an, wenn sie diesen angreifen.

anplätzen s. *anschalmen*.

anposchen (anlörnen, antirren), das Anlocken von Federwild durch Auslegen von Futter auf einen Fangplatz oder eine Fütterung.

anprellen, das Anstreichen von Federwild, namentlich Rebhühnern, an aufgestellte Garne, Telegraphendrähte u. dgl.

anregen, das Wild aus der Ruhe aufstören, es rege machen.

anreißn, das Zerreißen und Anstreffen des gehetzten Haken durch die Windhunde, auch wohl des Nutzwildes durch Raubzeng; s. *anschneiden*. — In forstwirtschaftlicher Beziehung s. *auszeichnen*.

anreiten s. *anfahren*.

anrubern, das Anfahren an Wasserwild, besonders Enten, im Kahn; s. *Enten*, Jagd und Fang.

anrufen s. *schrecken* 2.

anrühren, den Rührvogel auf dem Herde oder die Vodenie mit dem Rührfaden anziehen, damit sie sich mehr bewegen.

ansagen, den Schuß, d. h. angeben können, wo dieser sitzt; s. *Abkommen* 2.

anschäften 1) (schäften), ein Gewehr mit einem Schafte versehen; 2) im Sinne von sprießen (plücken), d. h. zwei Leinen verbinden oder eine gerissene Leine an der Reißstelle kunstgerecht ohne Knoten sicken.

anschalmen (anplätzen), das Abhauen eines Rindenstückes von stehenden Bäumen behufs Bezeichnung zu irgend einem Zweck, meist zur Fällung. Vgl. *auszeichnen*.

anschießen, 1) ein Stück Wild, es durch den Schuß verwunden, ohne es so stark zu verletzen, daß man seiner gleich habhaft werden kann; meist nur bei niederem Wilde gebräuchlich. Bei dem Wilde der hohen Jagd gebraucht man besser den Ausdruck *anschweifen*. Schießen mehrere Schützen auf ein Stück Wild, so gilt bei Schrotschüssen in der Regel der Schuß, welcher das Wild tödlich verlegt; bei Kugelschüssen die erste Kugel, welche das Wild so getroffen hat, daß es schweicht und auch ohne weitere Schüsse zur Strecke gebracht worden wäre. Ist kein Schuß gefunden worden, so entscheidet der Sitz des Schusses; Streifschüsse gelten hierbei nicht. In streitigen Fällen ist die Ansicht des Jagdherrn ausschlaggebend. 2) Ein Gewehr a., es auf seine

Leistung und Treffpunktlage prüfen. Die Prüfung erfolgt durch den Büchsenmacher. Im übrigen s. *einschießen* 1, 2.

anschilden (anschilbren), mit einem Schild versehenes Wild, besonders Federwild, schußmäßig angehen.

anschlagen. 1) Das Bellen der Jagdhunde; die Hunde schlagen an. 2) Ein Gewehr an den Kopf nehmen, anbaden, anlegen. 3) Die Töne des Jagdhorns schlagen an, wenn sie von einem Echo wiederholt werden.

anschleichen (anbirschen, angehen) an Wild, sich ihm auf möglichst geräuschlose und verdeckte Art nähern; es ist das ein Haupterfordernis beim Virschen auf Schalenwild.

anschleifen. 1) Beim Zeugstellen eine Leine an eine andere binden. 2) Eine Dressurleine am Halsbande besetzen. 3) Geschossenes Federwild an den Schlingen der Jagdtasche anhängen.

anschnelden, 1) eines der größten Laster des zur Jagd benutzten Hundes, vornehmlich des Hüfnerhundes, welches darin besteht, daß er das erlegte Wild an- oder ganz auftritt. In einzelnen Fällen mag der Grund zwar in schlechter Fütterung liegen, meist aber in nicht oder sehr schwer zu beseitigender Lüsternheit oder auch in dem Versehen, daß man einen jungen Hund mit Abfällen von rohem Wildbret gefüttert hat. Gelegentlich wird das A. auch bei einem sonst zuverlässigen Hunde ohne erkennbare Ursache beobachtet. Ist dieses Übel bei einem Hunde eingewurzelt, so helfen die härtesten Strafen nicht oder doch nicht auf Dauer. Der Hund bleibt unzuverlässig, und es gibt für ihn nur eine Radikalkur, die Vergnügung zu Pulver und Asche. 2) A. nennt man auch das Anstreffen von Fallwild oder Luder durch Raubzeng. **anschnonen**, das Kultivieren holzleerer Flächen.

anschnoren (antusen) s. *schrecken* 2.

anschießen. 1) Bei Treibjagden den Treibern zuzurufen, daß sie losgehen sollen; den Schützen zu verstehen geben, daß ein Hirsch gesehen worden, oder den Treiberführern, daß ein solcher zurückgegangen ist und sie sich danach zu richten haben, oder daß die Treiber anhalten oder rascher gehen sollen u. a. Es gab vordem verschiedene Jägerchreie, mit denen ein Jagen angeschrien oder beendet wurde, als: Ho! ha ho!, Ho ho, Rüd' do! ho!, Ho ha ho! Hirsch zurück! uiv. Besser tut man, statt der Schreie die viel klangvolleren Hornsignale anzuhören, und am besten, während des Treibens möglichst wenig zu rufen, da aller entbehrliche Lärm mehr schadet als nützt. 2) Während der Wurst den Hirsch mit der Ruchel (oder starker Papiertrolle) a., seinen Wurstschrei nachahmen

und ihn hierdurch heranlocken. 3) Ein Schwein a., es zum Anlaufen auf die Saufeder oder den Hirschfänger reizen. 4) Die Hunde a., sie zu muntererer Arbeit anstreichen.

Anschuß, die Stelle, wo das Wild stand, als es den Schuß empfing; auch die Stelle am Leib, welche von der Kugel getroffen wurde. Der Platz, wo das Wild stand, muß, wenn es nicht in Feuer blieb, d. h. sofort zusammenbrach, sondern flüchtig wurde, mit einem Bruch bezeichnet — verbrochen — werden, damit man im Notfall die Nachsuche von neuem beginnen und nach den Eingriffen des Wildes, d. h. den Abdrücken der Schalen und anderen Hirschzeichen, den Sig des Schusses ansprechen kann; dieser Bruch wird so gelegt, wie bei der Anjagd beschrieben ist. Näheres s. *Schufszzeichen*.

anschwärzen (selten anfärben), Schalenwild anschießen; s. a. zu *Holz 3*.

ansetzen, 1) sich auf den Anstich begeben; 2) das Wild setzt (legt) Feist an, d. h. es wird feist. 3) Der Jäger setzt das Horn an, wenn er blasen will.

Ansfiedlung. In Preußen kann nach § 15 des Ansfiedlungsgesetzes vom 25. August 1876 (in der Fassung des Gesetzes vom 10. August 1904) der Jagdberechtigte gegen eine neue Ansfiedlung Einspruch erheben, wenn von ihr eine Gefährdung des Schutzes der Anjagd aus der Jagd zu befürchten ist.

Anstich (Anstand), eine möglichst verdeckte Stelle in der Nähe eines Wechfels, Passes oder Klüftung bietenden Platzes, auf der man dem Wild anslauert. Zum A. dient meist ein Busch oder ein ausgegrabenes Loch (*Anstichlöcher*), das Wurzelwerk eines umgefallenen Baums u. dgl.; den Anstand sucht man an einem starken Baum, hinter einem Schirm oder als Hochstand auf einer Kanzel. Hauptbedingung ist unter allen Umständen möglichst gute Deckung, wenig auffallende Vorrichtungen, da das Wild alle Kunstbauten haßt, guter Wind und freier Schießraum nach verschiedenen Seiten, weil es nicht sicher ist, von woher das erwartete Wild heranzieht. Das Nähere s. *Rotwild* und bei den andern Wildarten, wo diese Jagdmethode anwendbar ist.

Anstichlöcher legt man einmal am Rande großer Getreidefelder an, in denen erfahrungsmäßig Wild steht, um den austretenden Bod zu erlegen oder Raubzeug zu schießen, sodann aber auch auf großen Kleeschlägen und Wiesen, auf denen ein guter Hirsch austritt oder Ausschicht auf Birnhähne oder wohl gar Trappen ist. A. auf den Rehbod stellt man 60 Schritt vor der Getreidebreite auf angrenzenden Kleeäckern oder Wiesen her. Sie haben 1 m Durchmesser und sind so tief, daß der auf dem Jagdhuft sitzende Jäger gerade noch über die Kante

des Loches sehen kann. Der ausgehobene Boden wird rund um das Loch getürrt und der Abhang mit Sommergetreide besät und verbündet. Erwartet man Rot- oder Flegwild, so verbündet man diese Löcher auch nach oben, indem man einfach ein Dach von Stangen oder Brettern darüber legt und hierauf Erde schüttet, welche gleichfalls mit Getreide oder Klee besät wird. Es verstößt gegen den Weidmannsbrauch, derartige A. anzulegen, um dem Nachbarn das Wild fortzuschleichen. Sie sind nur da berechtigt, wo es sich um den Abschluß eines Hirschtes, eines Rehbodes oder einen sonstigen Abschluß im Dienste der Wildhege handelt. Vielfach werden auch A. in Feldrainen, Komposthaken, bei Wechfeln, an Gestellen und alten Wegen, auf Eschlägen und Weiden angelegt. Sie müssen stets so verbündet sein, daß sie sich unauffällig dem Gelände anpassen.

Ansprache (Anspruch), die weidmännische Beurteilung des Wildes, s. *ansprechen*.

ansprechen, Art, Alter, Geschlecht und Stärke eines Wildes nach irgend welchen gerechten Zeichen beurteilen; der Jäger spricht also z. B. nach der Fährte die Stärke des Hirschtes oder Schweins usw. an.

anspringen. 1) Die Gemse springt dem Schützen an, wenn sie ihm flüchtig kommt. 2) Dem balzenden Auerhahn sich sprunghaft nähern, s. *Auerhahn*, Jagd.

Anspringspfad, ein rein geharkter oder auch getehrter Steig zum bequemen Anspringen der Auerhähne.

Anstand s. *Anstich*.

anstehen, 1) den Anstand ausüben. 2) Bei dem stärkeren Federwilde für einsteigen, aufbaumen usw., auf einen Baum fliegen.

anstellen, 1) die Schützen bei der Treibjagd so um den abzutreibenden Distrikt verteilen, daß das Wild zwischen ihnen unbeschossen nicht durchbrechen kann, und sie auf die richtigen Punkte stellen, daß ihnen das herangetriebene Wild gut zu Schuß kommt. Die Plätze für die anzustellenden Schützen heißen Stände und werden bei geregelterm Jagdbetrieb schon vorher bestimmt, bezeichnet, tunlichst ausgefäst, auch von umherliegendem Abraum gefänbert, damit durch das Knaden desselben unter dem Fuß des Schützen kein störendes Geräusch entsteht. Die dabei von dem Jagdleiter und den Schützen zu beobachtenden Regeln s. *Rotwild*, Jagd 4. 2) Die Treiber a., sie so ordnen, wie sie durch das Treiben gehen sollen. 3) Sich a., sich auf den Anstand oder auf seinen Stand (beim Treiben) begeben.

anstreichen; 1) der Hirsch streicht mit dem Körper an Unterwuchs (Gras, Blätter, Rohr usw.) an und hinterläßt daran seine Witterung oder, wenn angelehnt, seinen Schweiß

(Anstrich). 2) Ferner für An- und Zusliegen von Federwild gebraucht. 3) A. mit der Büchse, einen Baum, Pfahl oder anderen geeigneten Stützpunkt für das Gewehr beim Schießen benutzen. Man muß zwischen dem A., also dem seitlichen Anlehnen an einen festen Gegenstand und dem Auflegen des Gewehres auf einen Stützpunkt unterscheiden. In jedem Falle sollte man zur Vermeidung einer etwaigen Ablenkung des Geschosses beim Schießen das Gewehr nie unmittelbar an einen harten Gegenstand, sondern weich anlegen, so daß der Lauf nicht prellt. Erforderlichenfalls stützt man das Gewehr mit der Hand.

Anstrich, der Schweiß, den krankes Wild an Strauchwerk, Getreide, Gras u. dgl. beim Flüchten hinterläßt.

abtraben, im Gegenseite zu abtraben die trabende Annäherung von Wolf und Fuchs.

antreiben, 1) ein Treiben anfangen; 2) Wild aus einem Triebe vor die Schützen bringen; 3) der Dachshund treibt den Dachs oder Fuchs im Baue an, wenn er sie zurüdrängt.

antreten s. Antrittreiser.

Antrittreiser (Fuß-, Kraketreiser oder -bäume), die an Vogelherden und Krähenhütten aufgestellten Bäume, welche die Vögel zum Einfallen (Antreten) veranlassen sollen.

antrollen, die Annäherung des Schalenwildes im Trabe.

antwischen, das Wasserwild, durch den sog. Wisch (einen aus Schilf hergestellten und an der Spitze des Rahmes befestigten Rahmen) sich ihm gedekt nähern, antreiben, besonders auf Enten gebräuchlich; Genaueres s. Enten, Jagd.

anzeigen, 1) wenn der Schweifhund eine gerechte Fährte anfällt und dies durch besonders auffällige Wesen, namentlich durch das feurige Nachhängen, kundgibt. 2) Der Vorstehhund zeigt an (markiert, fällt auf), wenn er Wild anzieht und vorsteht.

anziehen, wenn der Vorstehhund Hühner, Hasen usw. wittert und vorichtig auf sie zugeht, um dann vorzuziehen oder, bei laufendem Federwild, nachzuziehen (s. stehen 3, nachziehen 1).

Apfelbaum s. Laubhölzer.

Appell bedeutet mit Bezug auf den Hund Achtsamkeit und Folgsamkeit. Manche Hunde sind von Natur aus folgsam, namentlich gibt es unter den Vorstehhündinnen viele Tiere, die leicht daran zu gewöhnen sind, aufs Wort zu folgen. Zuverlässiger A. ist aber nur durch eine methodische Schulung des Hundes zu erreichen (s. Dressur).

Appell blasen, das bei der französischen oder Parforcejagd übliche Signal für den Ruf. Die Fanfare diente aber auch zum Versammeln der ganzen Jägerei.

apporte! (frz.: bring' heran), Ruf an den Vorstehhund, wenn er ein Stück Wild (Hasen, Rebhuhn usw.) aufnehmen und seinem Führer bringen soll.

Apportierbod (Dressierbod), ein derart an beiden Enden mit je einem Kreuz versehenes oder verdicktes Holz, daß es vom Boden etwas absteht und vom Hund bequem aufgenommen werden kann. In der neueren Zeit werden statt des einfachen A. meist solche gebraucht, die nach Belieben leicht und schwer



1. Leichter Apportierbod.

gemacht werden können. Sie bieten den Vorteil, daß dem Hunde die Apportierarbeit anfangs leicht gemacht und später nach und nach erschwert werden kann; ferner daß die



2. Apportierbod nach Oberländer, Modell 1911.

Kaden- und Kaumuskeln durch regelmäßige Übungen mit dem schweren A. allmählich gekräftigt werden. Am meisten wird der von Oberländer eingeführte A. gebraucht.

apportieren, das Herbeibringen schwächeren Wildes vom Fuchs und Hasen abwärts durch den Vorstehhund. Nicht allein liegt im A. für den Jäger eine Bequemlichkeit, sondern es ist auch nötig, weil Wild oft ins Wasser oder ähnliche dem Jäger schwer zugängliche Stellen fällt oder flüchtet und verendet. Unter Verlorenapportieren ist das Herbeibringen krankgeschossenen Wildes durch den Hund zu verstehen. Ein zuverlässiger Verloren-Appporteur ist eine der notwendigen Vorbedingungen für den weibgerechten Betrieb der Niederjagd; ohne ihn wird eine Unmenge von Wild elend zu Holze geschossen und gerat in Verlust. Das A. wird daher jedem deutschen Vorstehhund bei der Dressur beigebracht. Englische Vorstehhunde erlernen das A. im allgemeinen weniger leicht als Hunde deutscher Schläge. Wer mit dem Pointer oder Setter die Hühnerjagd betreibt, wird daher häufig einen zweiten Hund zum Herbeibringen des

Wildes nicht entbehren können. In England bedient man sich hierzu des Retrievers, in Deutschland verwendet man neben dem englischen Hund einen deutschen Vorstehhund; auch große Pudeln sind vorzüglich zum A. veranlagt. Vgl. auch *Dressur* und *Vorstehhund*.

Apportierthige, die unangenehme Gewohnheit mancher Vorstehhunde, nach dem Schusse, ohne den Befehl zum Apportieren abzuwarten, vorzupressen, um das erlegte Wild heranzubringen. Die A. führt zum Falsch auf der Schneißfährte und hat oft zur Folge, daß der Hund festligendes Wild herausstößt.

Aquaviva, Belisar, Herzog von Atri und Karo, lebte im 15. und 16. Jahrhundert zu Neapel (s. *Jagdliteratur*).

arbeiten, den Schweißhund abrichten und benutzen.

Arken, die starken und langen Leinen, die oben und unten durch das Gemäsch oder die Ringe der Jagdtücher gezogen werden und zum Stellen und Spannen dienen. Man unterscheidet Ober- und Unterarke.

Arcussia, Charles, Seigneur d'Esparon et de Paillères, wurde 1547 in der Provence geboren. Er besuchte fremde Höfe, lebte hobbau auf seinem Stammschlosse Esparon und widmete sich hier mit Eifer der Beizjagd, deren Verständnis er durch zoologische Studien vertieft. A. starb etwa 1617 (s. *Jagdliteratur*).

Armschwinger s. *Vogel*.

Arsenit s. *vergiftet*.

Asche s. *Lachse III, 1*.

Asen, fressen, bei allen wiedererkäuenden Wildarten, beim Hasen und Kaninchen, den zur hohen Jagd gehörigen, ekbaren Vögeln und den Schnepfen. Die Feldhühner weiden, die übrigen ekbaren Vögel, die Sauen und Gaarttaubtiere fressen, die Raubvögel kröpfen.

Aspe s. *Laubhölzer*.

Asung ist die Nahrung des edlen Wildes (vgl. a. *Fraß*, *Raub*, *Weide*). Sie kann aus natürlichen oder künstlichen Futtermitteln bestehen. Natürliche Asung bietet jedes Revier von Natur aus (s. *Laubhölzer*, *Nadelhölzer*, *Heide*). Sie ist nach Gegend und Örtlichkeit bezüglich des Pflanzenbestandes sehr verschieden. Manchmal nimmt Wild einer Gegend Asung, die das Wild einer anderen verschmäht, s. B. Lupine, Mistel, Bienenpflanz. Der natürlichen Asung ist die größte Bedeutung beizulegen. Jede künstliche Asung ist nur ein Notbehelf. Unter ihr versteht man vom Wildheger in Zeiten der Not dem Wilde dargereichte Asung. Sie besteht in 1. Raufutter (Wiesenheu, Kleeheu, Laubheu), 2. Körnern (Hafer, Mais, Buchweizen usw.), 3. Früchten (Kastanien, Eicheln, Bucheckern, Wildobst, Vogelbeeren, Lupinen, Erbsen, Pelusken),

4. Knollen und Wurzeln (Kartoffeln, Kunkel-, Steck-, Kohl-, Zuder-, Mohrrüben, Seliantski und Topinambur), 5. Getreidesaaten (Kroggen, Weizen, Hafer, Mais, Buchweizen), 6. Kohlarten (Raps, Rüben, Kustkohl), 7. Sachalin-Inöterich, 8. Mistel, 9. Proßholz, 10. Sauerheu, 11. Salz und Bildepulver. Raufutter und Körner werden um so mehr, ungetrocknete, saftige Vegetabilien wie Knollen und Wurzeln um so weniger gereicht, je reichhaltiger natürliche Asung im Revier vorhanden ist. Der Zustand der Losung ist zu beachten. Je dünner diese ist, desto mehr Heu und weniger Hadfrüchte sind zu verabreichen. Bei Tauwetter muß mit der Fütterung ungetrockneter Vegetabilien abgebrochen werden, im Frühjahr aber ist eine Zunahme derselben und Abbruch an Rauf- und Körnerfutter zweckmäßig. Der Frühjahrsübergang ist bei der Fütterung besonders zu beachten. Wiesenheu ist für Rot- und Damwild am billigsten; jedoch kann mit ihm allein kein Wildstand gedeihen. Rottkleeheu ist dem Schalenwild am zuträglichsten. Futterlaub hat den größten Nährwert. Bei Regen, Tauwetter und Nebel feucht gewordenes Heu ist dem Wilde schädlich. Körner müssen wie jedes andere Wildfutter gesund, geruch- und staubfrei sein. Grundregeln für jede Fütterung sind: 1. Die Fütterung muß zeitig vor Eintritt wirklicher Not begonnen werden. 2. Sie muß eine möglichst reiche Abwechslung im Futter aufweisen. 3. Es ist eine genaue Regulierung der Mengen der einzelnen Futtermittel je nach der vorhandenen natürlichen Asung, den Wasserverhältnissen, der Jahreszeit und herrschenden Witterung notwendig. 4. Die Gewöhnung an die Fütterung muß durch Lederbissen, s. B. volle Hafergarben, Kastanien, Kartoffeln und Vogelbeeren erreicht werden.

Asungspflanzen s. *Asung*.

Asungspflanz s. *Fütterung*.

Asung, das Futter der Vögel, namentlich der Raubvögel.

Auerhirsch, Rothirsch in größeren Stromgebieten (s. B. Donauauen), welcher sich durch hellere Behaarung, schlankeren Körperbau, schlecht gepeltes, aber sehr breit ausgelegtes, starkes, mit vielen Enden versehenes Geweih auszeichnet.

Auerhahnweller. Zum Ausmachen des Auervilds bediente man sich früher eines Hundes, des sog. A. Hierzu richtete man die kleine Steinbrade oder einen Dachshund an einem Puterhahn ab (vgl. F. L. Walther, *Der Hund*; Viechen 1817 S. 46).

Auerhuhn (*Tetrao urogallus L.*), Auervild, Urhahn, Auergesflügel; Vogel aus der Ordnung der Hühner und der Familie der Waldhühner (mit Birkhuhn und Haselhuhn zu derselben Gattung gehörig).

Weidmännische Ausdrücke.

Das A. hat Augen und Ohren, mit denen es äugt und vernimmt, Füße mit Zehen und Nägeln; statt Schwanz sagt man Stoß, Fächer, Schaufel, der erstgenannte Ausdruck ist der gebräuchlichste. Der Hahn sächert, wenn er den Stoß ausbreitet; Rose (Flamme) ist der halbtreisförmige, warzige, rote Fleck über den Augen des Hahns; der stahlgrüne Teil der Brust des Auerhahns heißt Schild, auch bei der Henne der rostrote Brustfleck; mit Spiegel bezeichnet man den weißen Schulterfleck. Der Federwechsel heißt Raufer (oder Rauhe), wie bei allen Vögeln; nach der Raufer hat das A. verfedert. Unter Walz (Walze, Falze, Pfalz) versteht man die Vegetationszeit, unter balzen die sich mit eigentümlichen Gebärden kundtunende Begehrlichkeit des Hahns, unter brünstig sein die Neigung der Henne, sich hinzugeben; Walzplatz ist die Ortlichkeit. Walzstifte (Walzfedern) sind kleine hornartige Franzen an den Seiten der Zehen; der Walztragen wird gebildet aus dem Federbart und den gesträubten Halsfedern; Walzprung ist der vom Hahn in der Verzückung auf ebenem Boden ausgeführte Sprung. In Baum fliegen heißt aufbauen, das Gegenteil drückt man durch abbaumen (abräumen, abonnern, sich abschwingen, abstreichen, ablieben, abreiten, abstehen, abstoßen) aus. Der Hahn betritt (oder tritt) die Henne; Gelege ist die vollständig gelegte Eierzahl; die Jungen fallen aus den Eiern und laufen aus dem Nest; wenn sie fliegen können, so sind sie besflogen (oder flugbar); alle zusammen bilden ein Gehede, Alte und Junge ein Volk (oder Kette); die Henne glückt die Jungen, wenn sie diese zusammenlockt, und godt den Hahn, wenn sie ihn lockt oder watnt. Bei Beginn der Balzzeit tritt der Hahn auf die Walz und läßt nun am frühen Morgen gewisse zusammenhängende Töne hören, welche man Balzarie, Balzlautsag oder Spiel nennt und in vier Balzschläge teilt, die der Hahn ununterbrochen hintereinander hören zu lassen pflegt; hält er jedoch plötzlich an, so setzt er aus (verschweigt, hält inne). Im Anfang der Balzzeit ist es ihm noch nicht rechter Ernst; doch nach und nach balzt er sich ein, und mit zunehmendem Trieb wird er heißig. Augt er mit langem Halse mißtrauisch umher, so macht er sich lang oder macht einen langen Hals und schiebt die gespreizten Flügel und Federn zusammen (streicht ein); zeigt er bei schlechtem Wetter oder

infolge Störung u. v. wenig Eifer, so ist er launisch, mißtrauisch, zaghaft; fängt er mit dem Balztag an, so spielt er ein, oder er meldet gut oder schlecht, je nachdem. Balzt der Hahn am Boden, so ist es eine Bodenbalz, auf dem Baum Hochbalz. Unter Flaßhahn versteht man den stärksten Hahn auf dem Balzplatz, welcher etwaige Nebenbuhler abgekämpft hat, wobei es arge Kaufereien abgibt. Beim Schleifen des Hahns muß ihn der Jäger anspringen; wenn ihm dies mißglückt oder er jagt einen Hahn aus Unvorsicht, oder einen, der ihn hindert, an den Balzhahn heranzukommen, auf, so tritt er ihn ab oder vertritt ihn. Streicht alsdann der Hahn vom Boden auf, so steht er auf (oder nimmt sich auf). Wegen Abend steht der Hahn auf seinen Nachtsstand ein, nachdem er am Tag hier und da geäst hat, und gibt einige rauhe, würgende Töne von sich, die für die nächste Morgenbalz ein gutes Zeichen sind, man sagt dann, er würgt, würgt oder kröpft. Balzt der Hahn, ohne die Hennen zu betreten, so nennt man dies kalte, falsche oder Aftersbalz; umläuft er begehricht die Hennen, so klatscht er, angelockt auf dem Boden liegend schlägt er. Der Jäger verhört oder verlost den Hahn, wenn er dessen Stand aus dem Walzen oder Worgen festzustellen sucht.

Beschreibung.

Länge des Hahns bis 110 cm, Flugbreite 114 bis 140, Stoß 36 in der Mitte, am Rand 26, Lauf 7,5, Schnabel 5 cm; Durchschnittsgewicht 5 bis 6 kg. Die Länge der viel schwächeren Henne 60 bis 70 cm, ihre Breite 100 bis 115 cm, ihr Gewicht bis 4 kg. Mittelzehe des Hahnes 8,8 cm mit Nagel, der Henne 6,6 cm. Der A. ist ein starker, imponierender Vogel mit vorherrschend dunklem Gefieder. Kopf und Hals schiefer schwarz mit grauem Anflug und schwarzen Schaftstrichen; der ganze Rücken schwarz, mit feinen grauen Punkten und Zickzack wie besät; an der Kehle ein etwa 5 cm langer, schwarzer Bart von straffen Federn, Schultern und Flügel dunkelbraun mit feinen, schwarzen Zickzack, auf dem Flügelgelenk ein weißer Fleck; in der Kröpfengegend ein breites, metallisch schwarzgrün glänzendes Band; Brust schwarz mit weißen Spitzensäumen, in den Flanken grau geschminkt; Steiß schwarz und weiß gefleckt; Schwingen bräunlich-schwarzgrau; der lauge, 18-, seltener 20-federige, schwarze Stoß hat etwas vor dem Ende unregelmäßige weiße Flecke, welche auf dem gefächerten Stoß eine oder zwei Vogenlinien bilden; obere Stoßfedern schwarz mit weißen Endsäumen. Die Henne

ist auf Kopf, Hals und der ganzen Oberseite rostgelblich mit schwarzbraunen Querzeichnungen, welche auf dem Stoß ebensolche Binden darstellen, auf der trübweißen Kehle braungraue Flecke, Kopf rostbräunlich mit weißlichen Spitzsäumen, Brust etwas dunkler, auf jeder Feder eine schwarze Querbinde und weiße Spitze, welche letztere sich auf dem gleich gefärbten Unterleib vergrößert. Die Dunenjungen sind rostgelblich mit zwei braunen Längsstreifen auf der Stirn und je einem über dem Auge, ein dunkler Längsstreifen zieht sich über Genick und Hals. Der rostbräunliche Rücken ist schwarzbraun gefleckt, Unterseite blaßgelblich. Bei weiterem Federwechsel tritt beim Hahn bald eine schwarzliche Färbung hervor, während bei der Henne die rostbräunliche vorherrschend bleibt. Der beim Hahn sehr harte, halenförmig abwärts gebogene Schnabel ist trüb gelblich-weiß, bei der Henne grauschwarz, mit helleren Schneiden. Aber den Augen beider rote, warzige Auswüchse (Karunkeln oder Rosen genannt), welche bei dem Hahn, 4 bis 5 cm lang, das obere Augenlid umgeben, bei der Henne viel kleiner sind.

„Der A. (Urhahn, Brunnhahn) ist ein Ureinwohner des Waldes (vgl. v. Niesenthal, Weidwert), wie der Auerocks, das Elch- und Rotwild; der Urhahn verlangt nach dem Urwald, er haßt den Menschen und sein Getriebe, weshalb er auch im Forst nach und nach vergetzt, wenn nicht Mutter Natur ihm noch Stellen anzuweisen vernag, wo der Mensch mit seiner Qual wenig oder nichts ausrichten kann. Daher wird er sich im unwirtlichen Gebirge noch lange halten können, nachdem er in der Ebene längst verschwunden sein wird; wir sagen, „können“, d. h. wenn und solange eine harte Weidmannshand seine Hege und Pflege übernehmen und jene Schießwütigen abhalten wird, ihr greulichem Unwesen zu treiben wie anderswo, besonders in Schweden und Norwegen. Die Ebene kann ihm auf die Dauer keinen Schutz gewähren, unzugängliche Brüche kann man trocken legen und andre ihm freundliche Dinge wegräumen, aber die unwirtlichen Felsen nicht, die kann man nicht abtragen, und selbst wenn man alles Holz verkaufen wollte oder söunte, die Ruhe jener Einöden und die ihm nötige Nahrung verbleiben dem A., die Natur rüft dem Eindringling hier ein gebieterisches Halt entgegen; es liegt also lediglich am Menschen, sich diese Bundesgenossen dienstbar zu machen, zumal der verderbliche Strom der Zeit tiefer dahintauscht und mit jenen Höhen wenig zu tun hat, wo man um das goldne Kalb zu tanzen allzuwenig versucht wird. Und kaum ein Wild bedarf zu seiner Erhaltung so des Menschen Schutz wie

gerade das Auerwild; mag der Hahn noch so scheu und einfielerlich den größten Teil seiner Zeit als echter Misanthrop verbringen, kommt die Liebe über ihn, so macht sie ihn blind wie kein anderes Geschöpf, und seine Erlegung ist für den Sachverständigen nicht schwer; die Henne auf dem Gelege ist das Urbild naiver Dummheit oder mütterlicher Anspornung, wie man es nennen und auffassen will; kurz, kein Wild ist menschlichem und tierischem Raubgefiindel zugänglicher als das Auerwild. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt, das betundet der Urhahn drafftisch, jener stolze Vogel mit den gemessenen Manieren, dem dunklen vornehmen Kleide, der stolzen Unzufriedenheit und Unmüßigkeit und seiner einsältigen, blindgeschlagenen Verliebtheit, und je älter, desto närrischer.“ Zu Niesenthals Ausführungen über den Aufenthalt des Auerwildes ist übrigens zu bemerken, daß sie sich durchgehend auf mitteleuropäische Verhältnisse beziehen, denn in Nord- und Osteuropa findet sich dies Wild sehr zahlreich in den großen Waldungen der Ebene. Nicht das Gebirge, sondern die Ungehörtheit ist die Hauptsache.

Das Auerwild äugt und vernimmt sehr scharf, was schon manchem Jäger bei der Balz verhängnisvoll geworden ist, wenn die Henne mit ihrem „Goh goh“ dem Hahn den Standpunkt klar zu machen wußte. Der Hahn schreitet ziemlich aufrecht einher, die Henne viel wogerechter, und wenigleich der Flug in gerader Richtung fördert, so ist er doch echt hünerartig, d. h. bald ermüdend, mit unbehenden Wendungen und zum baldigen Einsinken auffordernd, daher der Hünerhabicht mit wenigen Flügelschlägen seines Ziels, d. h. der Henne, gewiß ist; der Hahn ist ihm zu stark und schwer. Bei einem so hochgestellten Wild, wie das A. ist, kam neben der wahrheitsmäßigen Schilderung natürlich auch der Aberglaube zur unlieblichen Geltung, nach welchem der Hahn keine Zunge habe und die infolge des Liebestaumels durch unregelmäßige Verdauung verdrängte Lybjung der Same sei, welchen der Hahn auf dem ungewöhnlichen Weg von hinten der brünstigen Henne vom Aft herab zuströmen ließe u. a. Die Erklärung für die erstere Meinung liegt in dem losen Kehlapparat des Auerhahns, welcher nach dem Verenden mit samt der Zunge in den Hals versinkt, vom Sachkennner zwar bald gefunden, vom Laien aber oft erfolglos gesucht wird; die Dennen haben diese Wertwürdigkeit nicht. Eine weitere Eigentümlichkeit des Auerhahns, die übrigens ähnlich auch bei Kranichen, Schwänen usw. vorkommt, ist seine auffallend gewundene Lufttröhre, welche in der Gegend des Kropfes, vor ihrem Eintritt in die Brusthöhle, zwei bogenförmige Krüm-

mungen beschreibt, die, wenn durch das Verenden des Hahns die ganze Luftröhre zusammenfällt, sich ringförmig zusammenlegen. Auch dieser abweichende Bau fehlt den Hennen. B. Wurm (Das Auerwild, dessen Naturgeschichte, Bege und Jagd) hat in den Rosen des Hahns einen roten, abfärbenden Stoff festgestellt, das Tetronetyrin.

Schrauffällig sind ferner beim Auerhahn die anatomischen Verhältnisse des Gehörorganes, die eine vorübergehende Taubheit des Vogels während der als Schleifen bezeichneten Phase des Balzens bewirken. An der hinteren Wand des Gehörorganes befindet sich eine für gewöhnlich lose herabhängende, aber durch Bluteintritt schwellbare Hautfalte. Während des Schleifens findet durch die Anstrengung ein starker Blutandrang statt, die Hautfalte schwillt an und schließt ober verengt wenigstens den Gehörgang. Vielleicht wirkt hierbei auch der lange, nach hinten gerichtete Winkelfortsatz des Unterkiefers mit, der bei weitem Öffnen des Schnabels die Gehöröffnung zusammenbrückt. Diese Frage ist noch immer nicht ganz aufgeklärt. Die Verminderung der Hörfähigkeit ist beim Auerhahn während des Schleifens so stark, daß er selbst Fehlschüsse ansieht, und daß bekanntlich der Jäger beim Anspringen des balzenden Hahnes immer die Zeit des Schleifens zur Annäherung benützt, da der Vogel dann brechende Äste, Anstoßen an Steine u. s. w. nicht vermindert.

Verbreitung, Aufenthalt.

Das Auerwild war zur Zeit, als Deutschland noch Urwälder hatte, bei uns verbreiteter als jetzt, aber wenigleich es in vielen Waldgebieten der Ebene verschwunden ist, wie wir schon erwähnten, so ist es in den Gebirgswäldern noch keine seltene Erscheinung und dank dem weibmännlichen Interesse gekrönter Häupter wie reicher Grundbesitzer für jetzt wenigstens noch vor dem Aussterben gesichert. Es kommt jetzt noch mehr oder weniger zahlreich vor in den Gebirgswäldern von Ober- und Niederösterreich, Steiermark, Krain, Tirol, Salzburg, in den Schweizern und bayerischen Alpen im Fichtengebirge, Fränkischen Wald, Steigerwald, Spessart, Sauerland, Thüringer Wald, Harz, Odenwald, in den schlesischen Gebirgen, den Vogesen, Ardennen, Pyrenäen, Karpathen, im Kaukasus, häufig ist es in Scandinavien, Nordrussland, Sibirien. In Schottland, wo es bereits verschwunden war, ist es mit gutem Erfolg wieder eingebürgert worden. Auerwildstände der Ebene gibt es in Niederschlesien, in Westpreußen, Pommern, Bessarabien und andern Gegenden. Doch ist das Auerwild in manchen Gegenden gegen früher selten geworden. Bei entsprechender

Sorgfalt würde das A. sich vielleicht noch weiter verbreiten lassen, zumal Züchtungsversuche günstige Resultate ergeben haben, wenn es nicht in seinem Aufenthalt so heikel wäre; denn so wenig Ansprüche es an die Nahrung macht, um so viel mehr an seine Umgebung. Dichte Bestände und große Widungen liebt es nicht, aber gemischte mit alten Überständern, recht verkommene Pflanzwälder oder von Raupenfraß gelichtete Orte, ferner Stellen, wo sich Vaccinien, Wacholder und dergleichen Nahrung bringende Gewächse ansiedeln, daher auch reine Kieferforsten. Diese liebt es und hält zäh an ihnen, wenn und solange nicht große Kahlschläge, die es über alles haßt, es vertreiben oder vielmehr verderben, da es nicht forzieht. Auch große, einsame Brüche, wo Moosbeeren wachsen, wählt es zu seinen Ständen, aber keine größern Wasserflächen in nächster Nähe.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Der A. erinnert an den alten Keiler; wie dieser, führt er den weitaus größten Teil des Jahres ein einsames Dasein, welches nur durch der Leidenschaft Drang unterbrochen wird, aber nach deren Befriedigung sogleich wieder beginnt, denn der Hahn kümmert sich nicht im geringsten um die brütende Henne oder das junge Völkchen, er hat, wie ein Falcha, am Genuß genug. Er äßt fast ausschließlich Knospen und zartes Grün von allerlei Gewächsen, von Nadelhölzern besonders Kiefern, und wie sein Wildbrut danach beschaffen ist, kann man riechen, wenn er als Schauergerich auf den Tisch kommt. Nur gelegentlich nimmt er Schnecken oder kleine Insekten auf und verschluckt zur Verdauung viel kleine Steinchen, die durch diesen Prozeß ganz blank geschliffen erscheinen. Anders die Henne; sie äßt in der besseren Jahreszeit so lange als möglich fast ausschließlich animalische Kost, die sie emsig vom Boden aufliest, haßt Puppen und Maden unter dem Moos hervor, lehr auch die Jungen diese Nahrung suchen, und erst, wenn die Beeren reifen, wendet sie sich diesen zu, wie im Herbst den Eicheln und Bucheln; im Winter muß sie natürlich auch von Knospen leben, vergreift sich aber an den Kiefern am wenigsten. Es vermindert sich mithin die verschiedene forstliche Schädlichkeit des Auerwilds auf ein Minimum, im Gegenteil möchte man sie auf einseitige Beobachtung zurückführen, auf einige ausgeputzte Pflänzlinge in Saatlampen, während ihr nütliches Treiben eingebendere, leider aber meist fehlende Beobachtung erheischt. Bei sehr hartem Winter mit tiefem Schnee ziehen sich die Hähne in kleine Gesellschaften zu 4 bis 5 Stück zusammen und stehen die Nacht hindurch gedrängt auf dem Ast, um sich gegenseitig zu wärmen, verlassen auch bei ungestümem Wetter ihren Hochstand zeitweise

gar nicht, wozu sie auch keine Veranlassung haben, denn der Baum bietet ihnen die Nahrung und der Schnee im Notfall die Tränke; unten aber harren ihrer manche Gefährten, denn sie



können im tiefen, weichen Schnee schlecht laufen und aufstehen, und gerade bei solchem Wetter ist der Fuchs am tätigsten. Ost lassen sie sich jedoch auch in der Dichtung förmlich einschneiden und verwehen, so daß sie von wirklichen Schneefchanzen umlagert und geschützt sind. Dieses durch Lage der Not gekittete Zusammenleben hält aber nicht lange vor; sobald das Wetter heiterer wird, erwacht schon die Selbstsucht, sie trennen sich bereits im Februar, beziehen ihre alten Balzstände und fangen auch bald an sich zu räuspern; aber wenngleich sie schon im März mitunter recht hibig balzen, so ist doch auf Ausdauer nicht sicher zu rechnen, denn plötzlich verschweigen sie bei schlecht gewordenem Wetter wieder und fangen erst nach vielen Tagen erneut an. Die Gegend entscheidet hierüber mit ihrem zeitigen, bzw. späten Frühjahr; doch kann man als



Gesamt
des Auerhahns.
(1), nat. Gr.)

Durchschnittszeit die vom Ausgang des März bis Ende April annehmen.

So verschieden die Balzzeit ist, so auch der Stand des Hahns. Freilich wäflt er meist alte Bäume mit starken, wagerechten Ästen, auf denen er bequem seine Gänge und Stellungen vorführen kann; doch steht er auch oft auf einem jüngeren Baum ganz zwischen den Ästen verheddelt; er läßt sich eben nichts vorschreiben. Die Balzarie oder der Balzgesang besteht aus vier Sätzen oder Schlägen: 1. dem Knappen (oder Schnalzen), 2. dem Triller, 3. dem Haupt- oder Abhschlag und 4. dem Schleifen. Manche Jäger ziehen „Knappen“ und „Triller“ in einen Balzschlag zusammen und sprechen also nur von dreien. Der erste Balzsaß klingt wie „klipp klipp klipp“ und kann gut verdeutlicht werden, wenn man in ein hölzernes, zerprungenes, trodenes Faß mit einem Stöckchen sanft klopft; diesem Ton schließt sich ein sehr kurzer Triller an. Der nächste Saß ähnelt dem schnellen Entfornen einer Flasche oder dem Ton, der entsteht, wenn man

sich mit dem Zeigefinger in den Mund fährt und ihn von der innern Wadenseite schnell herauschnappen läßt; der letzte Saß klingt kläufchend wie das Beben einer stählernen Senfe an einem Schleifstein. Dieser Balzgesang ist aber keineswegs weithin hörbar und wird zum Heil des Hahns nur von einem geübten Ohr verstanden, trotzdem er schon am frühesten Morgen, noch bei tiefer Dunkelheit angestimmt wird, also bei größter Stille im Wald. Wenn die Morgendämmerung herauszieht, balzt der Hahn am hibigsten; vorher verschweigt er öfters. Während des Schleifens ist er wie taub (s. oben über die Taubheit beim Schleifen) und blind. Zwischen 4 und 5 Uhr morgens baumt der Hahn zu den unten verammelten Hennen ab, setzt das Balzen zwar noch fort, macht lächerliche Sprünge und läuft, mit den Füßeln klaffend und sie nachschleifend, ähnlich wie der Haushahn um die Hennen, herum, kann aber doch dem brünstigen Eingeben der Hennen nun nicht länger widerstehen und betritt sie. Ein alter Blahhahn leidet schlechterdings keinen jüngern Nebenbuhler um sich und möchte vor Eifersucht bersten, rauf sich auch wader um sein Eigentumsrecht; im Interesse der Fortpflanzung liegt es aber nicht, diese alten Fachsen lange zu dulden, da sie die Hennen infolge mangelnder Kraft nur ungenügend betreiben und vor lauter Eifersüchteleien und Kauerereien oft gar nicht dazu kommen. Der Hahn hält sich nun am Tag verheddelt, äßt umher und schwirgt sich gegen Abend auf seinem Balzbaum wieder ein, was sehr geräuschvoll, also weit hörbar, vor sich geht; er macht sich lang, würgt (worgt), balzt auch wohl zur Übung den Gesang einmal ab, tritt aufgeregt auf dem Ast hin und her, drückt sich aber bald an den Stamm, steckt den Kopf unter den Flügel und schlüft ein. Ost lußt er zuerst auf einem tiefer stehenden Ast und überstellt sich nach und nach, bis er seinen Stand, etwa in $\frac{1}{4}$ der Baumhöhe, erreicht hat. Die Stimme alter Fähne ist rauher als die der jüngern.

Ausgang April oder im Mai beginnt die Henne zu legen, nachdem sie sich dazu eine kleine Mulde ausgehart und oft genug eine so gefährdete Stelle gewählt hat, daß man über ihre Dummheit staunen muß; in der Nähe befahrener Wege, an einem Holzstoß sibt sie mit der größten Seelenruhe auf ihren, je nach dem Alter der Henne, 6 bis 12 Eiern; nur ihr vom Boden schwer zu unterscheidendes Kleid kann ihr einigen Schutz gewähren. 27 bis 30 Tage brütet sie mit rührender Ausdauer und so fest, daß sie kaum die notwendige Nahrung aufnimmt, sich selbst des Löfens enthält, bis sich schließlich die Lösung in großen Klumpen herausdrängt. Die den Eiern entfallenen Jungen laufen, kaum

abgetrocknet, hinter der Mutterher, deren erster Gang nach einem Aueisenhaufen gerichtet zu sein pflegt, mit dessen Wuppen sie die kleine, muntere Schar regaliert. Die Jungen wachsen schnell heran, sind nach neun Wochen flugbar und baumen alsdann neben der Alten; nach zwei Jahren sind die Hähne ausgewachsen, nach dem ersten Jahr aber, wie die Hennen, schon balsfähig. Aber die gelegentliche Verfaßardierung mit dem Birkenwid *s. Raackeluhn*.

Von den Feinden des Auerwildes, zu denen alles vierläufige Raubzeug und die stärkeren Raubvögel zu zählen sind, hat die im allgemeinen sich mehr auf dem Boden aufhaltende Henne stärker zu leiden als der Hahn; besonders gefährdet sind die brütenden Hennen. In der Gefangenschaft ist Auerwild außerordentlich schwierig zu halten, doch kennt man einige Fälle, in denen sich das prächtige Federwild in Volieren sogar fortpflanzte.

Jagd.

Nur die Jagd auf den balzenden Hahn kann dem echten Weidmann Genugthuung bereiten, und man möchte beim Anblick eines anderweitig geschossenen Auerhahns unwillkürlich ausrufen: „Wie schade!“, denn der zufällige Schuß auf den starken, so leicht im Flug oder gar im Siben zu schießenden Vogel ist doch nur Lehrlingsarbeit, der Hahn aber selbst faktisch zu nichts zu gebrauchen als zum Ausstopfen; das zähe Geräch spottet meist der mächtigsten Kinnladen wie des wütendsten Hungers, den obligaten Klengeruch abgerechnet. (Altmeister Kieftenthal hatte wohl nie Gelegenheit, die Künste einer guten Wiener oder Grazer Auerhahnföchin kennen zu lernen, sonst wäre er gewiß nicht zu diesem harten Urtheile gelangt. In richtiger Zubereitung, die allerdings sehr kompliziert und auch nicht ganz billig ist, braucht man selbst einen alten Hahn nicht zu verachten.) Kennt man die Stände der „Hahnen“, wie süddeutsche Jäger sagen, nicht, so spüre man umher, wo man sie vermutet, namentlich im Schnee, und wird bald die Fährte finden, die bei Beachtung der gegebenen Zeichenmaße gar nicht zu verkennen ist. Nun schleiche man gegen Abend leise und gedeckt umher, horche auf das Einschwingen und das Borgen, orientiere sich dann einigermaßen und ziehe still davon. Am andern Tage geht man wieder hin und besieht die Dittlichkeit nun genau, sucht den Balzbaum und ebnet sich einen Pfad zum Anspringen, achtet auf in der Nähe stehendes Hoch- oder Rehwild, welches eine verdächtige Störung bereiten kann und daher vorteilhaft durch Umhererschleichen vergrämt wird. Eine gut schießende Flinte ist notwendig, die Büchse wegen oft noch mangelnden Lichts nicht zu empfehlen. Am zweckmäßigsten ist daher

die Büchseflinte oder der Drilling als für alle Fälle verwendbar. Ist ein Kugelschuß (den übrigens viele Jagdherren für dieses edle Wild verlanen) absolut nicht möglich, dann schieße man mit 4 mm Schrot. Auch der Wind ist beim Anspringen wohl zu berücksichtigen. Bei gutem Gewehr ist es ziemlich gleichgültig, auf welche Stelle man den Hahn schießt, obgleich ein Schuß von hinten, besonders zwischen die Läufe, weniger Widerstand findet; oft wird der Jäger der Wahl überhoben und muß schießen, wie es eben der Augenblick bietet. Manche Jäger klemmen sich ein Fünfhütchen auf das Korn, um es dadurch kenntlicher zu machen, doch möchten wir von vielen Kunstleien abraten; bei gut angeschlagener Flinte nehme man den A. gut zwischen die Hähne und lasse ihn etwas aufsitzen, dann kommt er gewiß herunter. Alles die freie Bewegung Hindernisse oder am Jagdzeug Baumelnde lasse man ja weg und richte sich nur so ein, daß man zwischen 2 und 3 Uhr morgens etwa 200 Schritt vom Stand angelangt ist. Nun verhöre man, beruhige das durch angestrengten Marsch oder Vergleigen wallende Blut, und hört man den Hahn, so schleiche man sich so nahe an ihn heran, daß man mit drei- bis viermaligem Anspringen in Schußnähe ist, was man am Tag vorher ausprobiert haben muß und zwar vorzüglich etwaiger Windänderung von verschiedenen Seiten. Im schwächeren Gelände wird man zumeist gut tun, bloß bis auf höchstens 100 m an den balzenden Hahn heranzubirichen und von da ab anzuspringen, so daß man nicht schon nach 3- bis 4 maligem, sondern in der Regel erst nach 25- bis 30 maligem Anspringen schußfähig an den Hahn gelangt sein wird. Das ist ja auch kein Unglück, denn, wenn der Hahn gut balzt, hat man ihn trotzdem in durchschnittlich 8 bis 12 Minuten erreicht. Sowie der Hahn den Hauptschlag tut, macht sich der Jäger zu drei langen Schritten fertig, die er während des unmittelbar folgenden Schleifens vorwärts geht, nicht springt, daher es auch richtiger heiße, den Hahn „aufschreiten“, als anspringen; mit dem letzten Schritt muß aber der Jäger in jeder noch so ungewohnten Stellung regungslos verharrten, denn der Hahn ist dann mit dem Schleifen fertig, und so taub und blind er während desselben war, so hat er jetzt ebenso viele Augen und Ohren am Leib als Federn. So wartet nun der Jäger bis zum nächsten Schleifen, wo er dann abermals drei Schritt vorwärts geht, und so lange fort, wie nötig. Ist er in Schußnähe, so pannt er beim nächsten Schleifen das Gewehr, wenn er es nicht vorzog, mit dem schußfertigen anzuspringen, in welchem Falle er nun Dampf macht, wobei wir ihn ein herzlichliches Weidmannsheil mit

Narem Auge und ruhiger Hand wünschen. Hat man den Hahn zu nahe angepungen, so ist es vorteilhafter, einige Schritte in derselben Art zurückzugehen, als sehr steil zu schießen, wobei ein Fehlschuß fast immer sicher ist. Merkt man, daß der Hahn launisch balzt und öfters verchweigt, so warte man, bis er einigemal hitzig gebalzt hat, und ereignet sich dies nicht, so lasse man ihn an diesem Notzen lieber ganz in Ruhe, weil man ihn allzuleicht vertritt. Es werden manche Jäger wie vom Fieber befallen, wenn sie den Hahn anspringen; diesen ist nur zu empfehlen, den Hahn einigemal ohne Flinte, bloß fernenshalber, anzuspringen; sie werden dadurch vertrauter mit ihm und ruhiger, auch wird ihnen die alsdann unbefangene Beobachtung des schwarzen Komiters gewiß viel Genuß gewähren; bei ruhiger Selbstbeherrschung und Kenntnis seiner Gewohnheiten wird man bald finden, daß die Jagd auf den balzenden A. zu den leichtesten Jagdarten gehört. Balzt noch ein oder der andere Hahn in der Nähe, so verhalte man sich nach dem Schuß ganz still, da jener den Knall vielleicht beim Schließen gar nicht vernommen hat, daher auch noch angepungen werden kann. Sind die etatsmäßigen Hähne abgeschossen, so bieten die etwa noch balzenden dem jungen Jäger eine kostbare Gelegenheit, sich im Anspringen zu üben; wird dabei einer vertreten, so tut es ja nichts, ist im Gegenteil bei Grenzhähnen sehr probat bezüglich ungeladener Jagdgäste. Früher benutzte man Hunde, meist Steinbraden, den A. zu Baum zu treiben, wobei er, während er zu den *Auerhahn*beller anäugte, geschossen wurde. Als zur hohen Jagd gehörig, wird der A. gestreckt und aufgedrohen. Man schärft hierzu vom Weidloch nach der Brust etwa 8 cm den Leib auf, schiebt dann die rechte Hand oberhalb des Magens bis zur Lunge ein, zieht mit gekrümmtem Zeigefinger das Gescheide ohne Leber heraus, löst das Geräusch darin und löst den Weidarm mit dem Messer aus. Junges Auervild ist ziemlich schmachtast, ohne delikat zu sein.

Literatur: E. Eynl, Das Auervild, seine Jagd, Hege und Pflege; Wurn, Das Auervild, dessen Naturgeschichte, Hege und Jagd.

Auf, der, in früherer Zeit mehr und in Süddeutschland noch heute gebräuchliche Bezeichnung für den Uhu (s. *Eulen III, 4*).

aufbaumen (aufbäumen, aufholzen), von *Warder, Waze, Fischhörchen* usw., einen Baum erklettern; von Vögeln, auf einen solchen fliegen.

aufbloden (aufhaken), s. *anhaken*.

aufbrechen, ein Stück Wild, aufschärfen und das Gescheide usw. aus ihm entfernen. Das A. des erlegten, nutzlosen Haar- und Feder-

wildes, welches zur hohen (mittleren) Jagd gehört, muß sobald wie möglich erfolgen, damit das Stück vor dem Verderben bewahrt bleibt. Durch das Öffnen der ganzen Bauchhöhle und das Ausfließen des Schweißes kühlt das Wildbret schneller ab, es behält durch fortgesetztes Entfernen des Kurzwildbretts seinen guten Geschmack und kann länger aufbewahrt werden. — Bei dem zur Niederjagd gehörigen Haar- und Federwild spricht man von *ausweiden, auswerfen* und *ausziehen I*.

Zum Aufbrechen des Wildes wählt man einen freien, berasteten Platz, oder man bedeckt einen unberasteten mit frischen Kräutern und streckt hier das Stück auf den Rücken. Das Weidloch oder Gefährt (bei Hirsch oder Bod) liegt unter dem lang ausgestreckten Hals; Luterkiefer und Hals bilden eine gerade Linie. Bei der Arbeit dürfen Gut und Hirschfänger nicht abgelegt, auch die Rodarmel nicht aufgeschlagen werden, um nicht gegen den altbergebrachten Brauch zu verstoßen und das Weidmesser zu verbieten. Der Jäger tritt nun vor den Kopf des Wildes und schärft die Haut vom Drosselknopf aus über die Mitte des Halses bis an die Brust auf, dann ergreift man den Schlund, löst ihn am Drosselknopf ab und schiebt ihn mit der rechten Hand so weit wie irgend möglich von der Drossel los, während die linke Hand das abgeschärfte Ende fest zuhält. Um das Herausfließen der Mlung zu verhüten, wird das obere Ende des Schlundes eingeschützt oder vernotet; man schärft zu diesem Zwecke eine Handbreite vom oberen Ende des Schlundes das ihn umgebende rote Wildbret vorsichtig bis auf die weiße Schlundröhre rund herum ein und schiebt von diesem Einschnitt aus das Wildbret eine Handbreite nach der Brust hin zurück, so daß die eigentliche Schlundröhre 5 bis 7 cm lang frei wird. An dieser freien Stelle macht man entweder einen Knoten oder einen kurzen Längseinschnitt und steckt das Ende des Schlundes mehrere Male hindurch, damit die Öffnung vollständig verschlossen wird. Nun tritt man zwischen die Hinterläufe, ohne dabei über das Stück zu schreiten, was als Kerstoß gegen den Weidmannsbrauch angesehen wird. Man löst zunächst das Kurzwildbret aus, schärft dann von hier aus die Haut über die Mitte des Leibes bis an die Brust auf, ohne aber das unter der Haut befindliche Wildbret zu verletzen, löst die Brusttratte aus, macht dann zwischen dem Kurzwildbret dicht vor dem Schlosse einen kurzen Einschnitt in die Bauchmuskeln und schärft von hier aus die Bauchdecke bis an die Brust auf. Dieser Schnitt liegt also genau unter dem, der die Haut aufschärft. Man fähre ihn sehr vorsichtig, um das Gescheide

und die Blase mit der Messerspize nicht zu beschädigen. Man nimmt deshalb die Messerspize zwischen den Zeige- und Mittelfinger der linken Hand, die innere Handfläche nach oben gekehrt, steckt die beiden Finger mit der so markierten Messerspize in den kleinen Einschnitt im Bauchmuskel und schärft den Leib auf, wobei man fortwährend die Messerspize zwischen den Fingern behält und mit den Fingerpitzen das Gewebe zurückdrängt. Nun greift man mit beiden Händen nach der vorderen Seite des Rumpfes, sucht den vom Rumpf aus durch die Brusthöhle nach dem Halse gehenden Schlund, den man in der Nähe des Rückgrates auf der linken Seite von sich aus gerechnet finden wird, zieht ihn in die Bauchhöhle herein und wirft, mit beiden Händen untergreifend, das Gewebe rechts neben das Wild. Hierbei hat man sich vorzusehen, daß der Schlund nicht abreißt und Leber und Nieren beschädigt oder mit herausgerissen werden. Hierauf bricht man das Schloß auf, indem man zunächst die Naht aufsucht, die sich durch eine nach innen hervorragende Erhöhung kennzeichnet. Diese Naht trennt man mit dem Genickfänger, bei alten und starken Stücken wohl auch mit dem Weidmesser oder einem leichten Beile und bricht dann das Schloß vorsichtig auseinander. Nun schärft man das Wildbret zwischen den Keulen bis an das Weidloch durch und löst den Weiddarm am Weidloch aus. Dann sticht man die an den inneren Seiten der Keulen befindlichen Brandabern auf, damit der darin enthaltene dunkle Schweiß ablaufen kann. Endlich schärft man den Drosselknopf ab, löst das Zwerchfell an den Seiten ab, sucht vor der Herzkammer die Drossel, zieht sie an die Herzkammer heran und samt dem ganzen Geräusch (Lunge, Herz, Leber) heraus, während man mit der rechten Hand durch Abschärfen der festgewachsenen Teile nachhilft. Zuletzt hebt man das aufgebrochene Stück vorn in die Höhe, läßt den Schweiß herauslaufen, steckt frische Brüche in den Leib und streckt das Stück auf die Seite. — Kann man das A. nicht sogleich vornehmen, so muß man das Stück Wild jedenfalls lüften, d. h. man schärft nur einen Teil der Bauchhaut über dem Pansen auf, macht in diesen einen Einschnitt, um die sich schnell entwickelnden Gase entweichen zu lassen, und löst das Stückwildbret mit Brustspitze aus. Auf das Wild über Nacht liegen bleiben, so kann man ihm evtl. noch Zeitungspapier u. a. zum Schutz gegen Raubzeug zwischen die Schalen klemmen. — Beim Zerwirken wird zunächst das Geweih abgelagert oder besser abgeseigt, die Haut längs der Brustmitte, dann etwa 8 cm über den Oberriden des rechten Laufs rund

um denselben und auf der Innenseite bis zur Mitte der Brust aufgeschärft; nun verfährt man ebenso mit dem linken Vorderlauf und mit den beiden Hinterläufen. Von diesen Einschnitten her löst man nun von vorn nach hinten die Haut erst auf der rechten, dann auf der linken Seite ab. Die Lauscher bleiben an ihr, sowie ein kleiner Streifen rund um das Geäse, und der Bebel am Ziemer. Die Haut bleibt unter dem Wildbret ausgebreitet liegen, worauf die Blätter, erst das rechte, dann das linke in ihrer natürlichen Gestalt abgelöst, dann die Flanken von den Keulen bis zu den Rippen durchgeschärft, die drei ersten Rippen, wenn sie zum Jägerrecht gehören, abgelöst, von den übrigen getrennt und, nachdem das Rückgrat mit dem Weidmesser oder Blatt durchgeschlagen ist, mit dem Sals weggelegt werden. Hierauf macht man einen Schnitt über die übrigen Rippen mit dem Genickfänger einen Einschnitt, schlägt sie durch und legt sie auf die andere Seite, schärft auf der äußeren Seite der Eisbeine bis an die Kugel fort, löst sie aus, hierauf die rechte, dann die linke Keule vom Ziemer und schlägt endlich das Rückgrat durch, wo der Rücken vom Ziemer getrennt werden soll. Bei diesen Verrichtungen mußte früher der Jäger stehen und sie je nach dem Zeremoniell im vollen Jägerzeug vornehmen. Jeder Verstoß wurde mit dem Blatt bestraft.

Aufbruch, das Gewebe und Geräusch. Das Gewebe besteht aus dem Magen (Pansen oder Bank) und den Eingeweiden, ersterer bildet das große, letztere das kleine G.; das Geräusch (Gelünge) umfaßt Herz, Leber, Lunge und Nieren und fällt in der Regel als sog. kleines Jägerrecht dem Jäger zu.

aufboden, das Hängefeil, den Haken oder Schweifriemen, eine Arche, kunstgerecht aufwickeln.

auffallen; 1) der Schweifhund fällt auf, wenn er eine Fährte ansällt. 2) Der Vorstehhund fällt auf, wenn er Wild markiert.

auffrischen, auch erneuern, die Wiederherstellung einer alten *Sallecke*.

Aufgang der Jagd, ihr Beginn zu Ende der Schonzeit. Die Jagd auf Rothirche geht z. B. am 15. August auf.

aufhaben, ein Geweih, Gehörn, Krildeln tragen (der Hirsch hat ein Geweih von zwölf Enden auf).

aufhalten s. *anhaken*.

aufheben, das Abbrechen, andernorts auch das Aufstellen des Jagdzeigs.

aufholzen, besonders vom Haarraubzeug für *aufbaumen* gebraucht.

Aufhütte, die Uhu- oder Krähenhütte bei der *Hüttenjagd*.

aufklappen, das Zusammenbinden, Anfedern von Federwild, z. B. von Krammets-

vögeln zu einem Klub (Spieß), s. *Ganzvögel*.

auflaufen lassen, s. *anlaufen lassen*.

auflegen, 1) das Wild legt Feist oder Fett auf, wenn es fett wird; man sagt aber nicht, es wird fett oder feist. 2) Das Gewehr a., s. *anstreichen* 3.

aufnehmen. 1) Die Empfängnis des weiblichen Bildes oder Hundes bei der Bezeugung. 2) Das Anstollen der Kehe und Lächer. 3) Die Fährte oder Spur a., das Auffinden und Verfolgen derselben durch die Hunde. 4) Von einem in Dressur befindlichen Hunde, das zu Apportierende aufheben. 5) Sich a. oder aufstehen, das Aufstiegen des Federwilds.

Aufflag, früher vielfach das Visier der Büchse; heute bedient man sich dieses Ausdrucks nur für das Visier des Geschüßes.

auffärfen, Ausschneiden und Trennen von Haut oder Schwarte des Wildbretts mit dem Messer.

Auffschlag (fortlich) s. *Allersklasse* 1.

auffschlagen, das Bearbeiten einer Salzlede durch Rot- oder Rehwild mit den Läusen.

auffschrauben s. *schrauben*.

auffschwingen, wenn Raub- und andere starke Vögel sich auf einen Baum setzen.

auffsehen, das Geweih, Gehörn, ein solches hervorbringen, z. B. der Hirsch hat 14 Enden ausgefeht.

auffstehen s. *abfallen* 1.

auffstehen lassen, auf den untern Rand des Zielobjekts zielen; läßt man z. B. das Blatt eines Rehbods auffstehen, so zielt man auf dessen untern Rand. Die Ansichten, ob es vorteilhafter sei, die Büchse so einzuschließen, daß man ein Ziel von gegebener Größe a. l. muß, um in die Mitte zu treffen, oder ob man die Visierung so einrichten soll, daß die Büchse Fled schießt, sind geteilt. Wir ziehen Letzteres vor, schon weil man bei der verschiedenen Größe der Ziele das A. l. nicht überall durchführen kann. Beim Rehbod mißt z. B. (18 cm Blatthöhe angenommen) die Büchse 9 cm Hochschuß haben; bei dieser Treffpunktlage würde man aber beim A. l. eine Krähe oder ein sonstiges kleines Ziel überschießen. Büchsen mit gestreckter Flugbahn sollte man immer auf Fled einschließen.

auffspringen, ein Wild aufjagen, besonders bei Rebhühnern gebräuchlich.

Auffsprung s. *Abesprung* 3.

auffstehen, das Aufjagen (Auffschreden) des Hasen aus dem Lager.

auffsteden, das Befestigen eines Bruchs am Gute.

auffstehen, das Aufstiegen von Federwild; auch von Hasen und Schalenwild gebraucht, wenn es sich aus dem Bette aufstut; bei kleinem Federwild sagt man aufstieben.

auffstiegen, das kreisende Emporschrauben der Raubvögel in die Höhe; das Emporklettern von Rabbern u. dergl. an Gebäuden, steilen Bergwänden usw.

auffstieben s. *aufstehen*.

Auffstieg heißt die Stelle, wo der Luchs, die Kape, der Rabber hinaufklettert, z. B. an einer Wand (vgl. *Abesprung* 2).

auffstöbern, niederes Wild durch Treiber oder Hunde (Stöberhunde) vom Boden aufjagen.

auffstöken (austun, aufschreden), besonders Hasen und Rebhühner aufscheuchen.

aufftreten, größeres Federwild — Kuer- und Birtwild, Trappen — aus hohem Bodenüberzug aufjagen.

austun, Wild, es aufscheuchen, gilt heute namentlich vom niederen Wilde. Sich a. im Gegenfaze zu sich niederturn, aufstehen, sich erheben, vom Schalenwilde.

aufwerfen, bei Schalenwild und Hunden das plötzliche und schnelle Hochnehmen des Hauptes infolge einer verdächtigen Wahrnehmung, um zu äugen oder zu vernehmen.

Aufzucht, die einer Brut angehörenden jungen Trappen und Kuerthühner, wie auch das Aufziehen derselben und die hierzu gebrauchten baulichen und sonstigen Anlagen. Bei Feldhühnern und Fasanen gilt hierfür der Ausdruck Aufzug.

Aufzug s. *Aufzucht*.

Auge, Benennung des Sehorgans bei den meisten Jagdtieren; gewöhnlich gebraucht man jedoch bei allem Schalenwild den Ausdruck Lichter, bei Hasen, Kaninchen und dem Haartraubzeug Oher.

äugen, sehen, sowohl von Hunden (Wind- und Hahhund), die auf das Auge suchen, als auch vom Wild gebraucht, wenn es umher späht.

Augenkrankheiten des Hundes. Ein- stülpung des Augenlides. Das untere, seltener das obere Augenlid findet man nach innen eingerollt, so daß die Wimpern des Lides mit der Bindehaut und Hornhaut in Berührung kommen; bei Hunden gewisser Rassen (Hühnerhunden, Schweishunden) ziemlich häufig; gewöhnlich ist der Fehler angewöhnt, wahrscheinlich ist die Anlage zu der Krankheit auch vererblich. Der fortwährende Reiz durch die Haare verursacht Tränenfluß, Zwiinkern der Lider und die Ansammlung von zähem, grauem Schleim in den Augenwinkeln. Meist kommt es zur Entzündung mehr oder weniger heftiger Bindehautentzündungen, seltener von Hornhautentzündungen. Sichere Abhilfe schafft nur eine Operation, die darin besteht, daß ein Hautstück in möglicher Nähe des umgebogenen Lidrandes herausgeschnitten wird. Die Operation muß ein Tierarzt ausführen.

Ausstülpung des Augenlides. Bei Hunden mit tief liegenden Augäpfeln findet man das untere Augenlid dann und wann nach außen getollt. Die hauptsächlichsten Ursachen des Leidens sind Schwäche des Kreislaufes der Augenlider, sowie Auflockerung und Erweichung des Lidknorpels. Die Bindehaut des Auges ist sichtbar, sie erscheint gerötet und geschwollen, und es besteht eine erhebliche Absonderung von Tränen und Schleim. Zunächst ist eine tägliche Behandlung der Lidbindehaut mit dem Maaun- oder Kupfervitriollösung zu versuchen; kommt man auf diese Weise nicht zum Ziele, so muß von einem Tierarzte ein Stück des betreffenden Augenlides herausgenommen werden.

Bindehautentzündung. Ursachen sind Ertötung, Fremdkörper (Staub, Haare, Einstülpung des Augenlides), das Staupegißel, andere Ansteckungstoffe. Die Krankheit äußert sich durch Rötung und Schwellung der Bindehaut, Absonderung einer wässrigen, schleimigen, schleimig-eitrigen oder rein eitrigen Flüssigkeit. In einzelnen Fällen findet man auf der Innenfläche zahlreiche dunkelrote, hirsekorngroße Knötchen; die Nickhaut ist vom Augapfel abgehoben und über die Hornhaut vorgeschoben. Die schweren Formen der Bindehautentzündung zeichnen sich durch Schmerzhaftigkeit, Lichtscheu und durch Ubergreifen der Entzündung auf die Hornhaut aus. Die Behandlung besteht in Entfernung etwaiger Fremdkörper, Ausprägen des Bindehautsackes mittels einer kleinen Wundspitze, Einträufeln einiger Tropfen Jodtincturlösung (0,5 bis 1,0 g in 100 g destilliertem Wasser gelöst). Bei eitriger Bindehautentzündung ist der Bindehautsack mehrmals täglich mit 1 proz. Kreolinwasser zu reinigen, bei chronischem Verlaufe wird 2- bis 3mal täglich eine kleine Portion Quecksilberoxydöl (3,0 bis 5,0 Teile Quecksilberoxyd zu 100 Teilen Vaseline) auf das untere Lid gestrichen. Ist die Nickhaut hochgradig ergriffen, so muß der Tierarzt eine Operation vornehmen.

Hornhautentzündung. Die Hornhautentzündung wird meist durch mechanische Ursachen (Verletzungen, Einstülpung des Augenlides, Reiz der äußeren Luft bei unvollkommenem Lid-schluß) oder durch Fortpflanzung eines Entzündungsprozesses von der Bindehaut auf die Hornhaut hervorgerufen. Sie äußert sich durch Verminderung des Glanzes der Hornhaut, graue, graublau oder gelbe Trübungen, die sich entweder über die ganze Hornhaut oder nur über einen kleinen Bezirk derselben verbreiten. Dabei können Lichtscheu, Tränenfluß und Sehstörungen bestehen. Dann und wann kommt

es zur Entwidlung eines Hornhautabszesses. Dieser zeigt sich als ein gelber Fleck, welcher durch Eiteransammlung hervorgerufen wird. Günstig ist es, wenn der Abszess nach außen aufbricht; bricht er dagegen nach der vorderen Augenkammer durch, so kommt es zu gefährlichen Entzündungsprozessen im Augeneinnern. Auch Geschwürsbildung entsteht in der Hornhaut nicht selten. Man findet dann einen Substanzverlust mit grauem Grunde und blaugrauer oder graugelber Umgebung. Hornhautgeschwüre sind gefährlich, weil sie häufig zu einem Durchbruch der Hornhaut und dadurch zum Abfließen des Wassers der vorderen Augenkammer, Vorfall der Regenbogenhaut und der Linse und anderen schweren, tiefgreifenden Veränderungen führen. Behandlung: Täglich 3- bis 6mal 10 Minuten lang das kranke Auge mit 4 proz. Borwasser bähnen. Verband; Anlegen einer Augentappe.

Augenproß (Augsproß), der, das untere Ende am Rot- und Danhsirichgeweiß, das unmittelbar über der Nase entspringt (s. *Geweiß*).

aus! (laß!) ruft man dem Vorstehhund zu, wenn er den apportierten Gegenstand loslassen soll.

ausarbeiten, einen Leit- und Schweißhund, ihn dressieren.

ausbeeren, das Begnehen der Ebereschbeeren aus den Dornen durch Drosseln und andere Kleinvögel, Rotwild, Rehe, Mäuse usw.

ausbleien, das Entfernen von Blei aus den Gewehrläufen. Besonders bei Flintenläufen mit Würgebohrung setzt sich in der Mündung leicht Blei ab, das man am besten mit einem Krätzer entfernt. Das A. von Büchsläufen überläßt man zweckmäßig dem Büchsenmacher.

ausbrechen, wenn Sauen, Wölfe usw. aus dem Treiben entkommen. Flüchtet Hochwild im Treiben seitwärts, so bricht es ebenfalls aus, geht es aber, gegebenenfalls gewaltsam, durch die Treiber zurück, so nennt man das durchbrechen.

ausbringen, ausbrüten.

aus der Haut schlagen s. *abstreifen*.

ausfahren, 1) wenn Fuchs oder Dachs neue Höhlen oder Baue ausgraben. 2) Fuchs, Dachs und Kaninchen fahren aus dem Bau, Sauen aus dem Lager oder Kessel, wenn sie den Bau oder Kessel verlassen.

Ausfährte, die aus einem Bestande hinausstehende Fährte.

ausfallen, Federvild fällt aus den Eiern aus, wenn es ausküpft.

Ausflammen des Gewehres. Manche Schützen feuern vor dem eigentlichen Schießen einen Schuß in die Luft ab, um das im Laufe befindliche Öl zu entfernen. Eine praktische

Bedeutung hat das A. nur bei stark gefetteten Büchsläufen, da Versuche in der Versuchskation Neumannswalde ergeben haben, daß z. B. durch Öltropfen nahe der Mündung die Geschosse leicht zum Überschlagen gebracht werden können, jedenfalls wird durch starke Fettung die Treffpunktlage beeinträchtigt.

ausführen. 1) Einen Hund ins Revier mitnehmen; war besonders ein beim Leithund üblicher Ausdruck. 2) Die alte Fähe führt die Jungfische aus, wenn sie diese unliebsamer Störungen halber vom Baue fortführt und in einen andern Bau, eine Dichtung oder ins Getreide bringt. 3) Wenn Wild, welches in Bauen lebt, bei Anlage eines neuen oder beim Aufräumen oder Vergrößern eines alten Baues Erde herauschafft, so führt es die Erde aus.

Ausgang s. *Auswechsel*.

ausgeben (Halsgeben) der Hunde, das Lautwerden bei der Verfolgung einer Fährte oder Spur.

ausgediert ist Federvild, wenn es die Raufer hinter sich hat.

ausgehen, 1) das Verfolgen der Fährte oder Spur eines Wildes auf dem Schnee, bis man es gefunden, ausgemacht hat. Beim Rotwild wird die Fährte besätigt (bestattet), nicht ausgemacht. 2) A. heißt ferner, wenn Bär oder Dachsch nächtlischerweile das Lager, bzw. den Bau verlassen.

ausgelegt s. *Auslage*.

ausgeschossen ist 1) ein Büchslauf, wenn durch seine Benutzung die Feder so weit abgenutzt sind, daß das Geschos nicht mehr geführt wird. Abirgen tritt die Abnutzung mehr durch Ruhen als durch das Schießen selbst ein. Daß eine Büchse a. ist, erkennt man an mangelhafter Schußleistung und an Querschlägen in der Scheibe. Durch etwas stärkere Geschosse kann man die Büchse oft wieder brauchbar machen, lange wird das Mittel aber nicht vorhalten. Ist der Lauf noch stark genug, so kann er für ein größeres Kaliber ausgetehrt werden. 2) Ein Jagdrevier ist a., wenn der Wildstand ganz oder größtenteils abgeschossen ist.

ausgraben der Füchse, Däbse usw. aus dem Bau, s. *Dachs*, *Jagd*, *Fang*.

aushalten (halten); wenn Wild vertraut den Jäger oder den suchenden bzw. vorstehenden Hund heranommen läßt, so hält es gut aus, oder hält, andernfalls nicht. Vor Eintritt ungestümen Wetters pflegt manches Wild sehr scheu und unsätig zu sein; ist es dies ohne genannte Betanlassung und gegen seine sonstige Gewohnheit, so darf der Jäger auf Beuntuhigung durch Wilddiebe oder wilde Hunde schließen und hat danach seine Maßregeln zu treffen.

ausheben. 1) Um ein von den Hunden gedektes (gefangenes) Schwein mit dem Hirsch

sänger, sofort; es nicht lebendig verwendet, z. B. ausgelegt werden soll, abzufangen, hebt es, um die Gefahr für Jäger und Hunde zu verringern, ein starker Mann an den Hinterläufen in die Höhe, wodurch es fast unschädlich wird, da es, nur auf den Vorderläufen stehend, sich kaum bewegen kann. Geringe Schweine hebt stets ein Mann aus, bei stärkeren Säuen sind mitunter zwei Männer erforderlich. Die Hauptsache dabei bleibt beherztes Zufassen und unverbrüchliches Festhalten der Hunde. 2) Junge Vögel aus dem Horste oder Neste nehmen, wird ebenfalls a. genannt.

ausheben; Hunden, die sich versangen, d. h. verbißen haben, mit einem T förmigen Eisen oder einem Holznebel den Fang öffnen.

Auslage, die Stellung der Stangen eines Geweihs oder Gehörns zu einander; man unterscheidet daher breite und steile A., abjektivisch: breit ausgelegt usw.

Ausländer bedürfen nach manchen Jagdgesetzen (z. B. preussische Jagdordnung § 22 Ziff. 5) zur Pachtung von Gemeindegäben der Genehmigung der Behörde. Ferner müssen sie in den meisten Ländern bei Lösung eines Jagdscheins Bürgschaft stellen und eine höhere Jagdscheingebühr bezahlen als Inländer.

auslassen; 1) dem Schweißhunde mehr Riemen geben, damit er weiter vorhin suchen kann; 2) ein dicht vor dem Schützen aufstehendes Stück Wild bis auf gute Schußweite auslaufen oder austreichen lassen, um es nicht zu sehr zu zerchießen.

auslaufen. 1) Die Jungen des am Boden brütenden Federwildes laufen sofort aus, wenn sie ausgefallen (ausgeschlüpft) sind. 2) Der Schütze läßt einen Hasen (Kaninchen, Fuchs) a., wenn er das zu nahe angelauene oder aufgeschreckte Wild eine Strecke weit — bis auf richtige Schußentfernung — ausläßt, um es nicht zu sehr zu zerchießen. 3) Lächer, Repe, Lappen a. lassen, sie abrollen, abhalseln.

auslösen, 1) in Schlingen oder Dohnen gefangene Vögel herausnehmen, auch den Fuchs und anderes Raubzeug aus dem Eisen befreien. 2) Bei dem zur hohen Jagd gehörigen Wilde die Keulen aus der Panne drehen.

ausmachen, den Stand eines Stückes Wild durch Abspüren, Verhören, Beobachten feststellen. Auch sagt man vom Hühnerbach, er habe die Hühner ausgemacht, wenn er sie nach guter Suche gefunden, gut angezogen und gestanden hat (vgl. *bestätigen*).

ausmachen, die Raufer beendigen.

ausnehmen, kleines Federvild ausziehen.

ausobden s. *ausschiessen* 1.

auspochen (austromeln), einen Marber oder Altis, der auf Scheuneböden usw. steht,

durch Lärm mit allerlei Instrumenten, besonders Kettengeräusch, Sensewehen, Trommeln, Pfeifen, aus seinem Schlupfwinkel vertreiben. Es ist dies zwar ein sehr sicheres Mittel, das Raubzeug zu erlegen, wenn gute Schützen richtig angestellt sind, aber mit der größten Vorsicht auszuführen, da häufig Unglücksfälle vorkommen. In einem solchen Fall trug einer der Auspöcher eine Pelmütze, sah durch eine Luke und wurde von dem vorgestellten Schützen totgeschossen, da ihn dieser für den Warber hielt.

austräuchern (auschmauchen), einen Warber oder Fuchs. Bisweilen steckt der Warber in einem hohlen Baum, den man nicht fällen darf, so daß man dem Warber nicht anders beikommen kann, als daß man vor der Höhlung ein Schmauchfeuer anlegt, dessen Rauch diese erfüllt und somit den Warber zum Herausfahren zwingt, in welchem Fall er dann herabgeschossen werden kann. Manchmal ersticht aber auch der Warber im Baum. Ebenso verfährt man mit dem Fuchs im Bau, den man nicht graben kann. Ihn jedoch aus einer Notröhre austräuchern, aus der er nicht heraus kann und darin qualvoll verenden muß, während man ihm doch anders beikommen kann, halten wir für grausam, daher unweidmännlich. Es ist auch vielfach üblich, das im Bau festengebliebene Frettchen austräuchern.

ausreden. Ein Hirsch oder Rehbock hat ausgerecht — ver(re)ckt —, wenn das Geweih oder Gehörn unter dem Baße fertig ist und gesetzt wird.

Ausreicher beim Büchsenchießen, ein Schuß, der trotz gutem Abkommen eine erheblich größere Abweichung im Treffpunkte hat als die übrigen. Der A. kann im Gewehre wie in der Patrone seine Ursache haben. Bei guten Gewehren bzw. tadelloser Munition darf er nicht vorkommen, denn die Zuverlässigkeit der Waffe sinkt dadurch erheblich.

Ausriß (Eingriff), die Eindrücke, welche das Wild bei Abgabe eines Schusses mit den Schalen im Boden macht. Der A. des getroffenen Wildes ist stets härter als der bei bloßem Schred, also gewöhnlicher Flucht entstehende.

ausziehen. Wenn Schwarzwild den Kessel oder das Lager verläßt, so schießt es sich aus, im Gegenfaze zu einschieben, einschlagen.

ausziehen. 1) Eine Jagd durch gänztlichen Abschluß alles Wildes ausüben. Geschicht leider oft kurz vor Ablauf der Pachtzeit, um dem neuen Pächter nichts im Revier zu lassen (ausshinden, ausöden). — 2) Im eingerichteten Jagen, alles eingestellte und auf den Lauf lohnende Wild erlegen. — 3) Sämtliche mitgenommenen Patronen

verschießen, heißt sich a. — 4) Ein Gewehr a., *s. ausgeschossen 1.*

ausshinden, eine Jagd, *s. ausschießen 1.*
ausshlagen, 1) das hohe Zeug, dieses vor dem Stellen auf dem Boden gerade auslegen, damit es sich nicht verdreht. 2) Früher schlug man auch das Geweih des erlegten Hirsches mit dem Weidmesser aus; jetzt wird es ausgefägt.

ausshmauchen *s. austräuchern.*
ausshneiden; der im Eisen gefangene Fuchs usw. schneidet sich aus oder ab, wenn er sich den durch die Bügel eingeklemmten Lauf, die Standarte usw. abbeißt.

Ausshuß, die Stelle am Wildkörper, wo das eingedrungene Geschöß ihn vertieft. Die Körperseite heißt die Ausshußseite.

ausshütten, seltener Ausdruck für Zunge werfen.

ausshwingen, sich, gleichbedeutend mit *abreiten.*

Ausshattung des Gewehres, sein äußerer Anspuß.

Ausshiegen, die Stelle, wo der Fischotter regelmäßig aus dem Wasser an das Land steigt; man erkennt ihn außer an den Spuren auch an der Losung und den Gräten der dort verzehrten Fische.

ausshreichen 1) (austreten, vertreten), die Fahrten durch Bestreichen mit der Hand, einem Strauchhelen oder Vertreten mit dem Fuß den Wildbienen oder zu anderem Behuf unkenntlich machen. 2) a. lassen, Flugwild eine gewisse Entfernung dahinfliegen (streichen) lassen, ehe man schießt; es hat den Zweck, das Wild nicht zu sehr zu erschrecken. 3) Den Vorstehhund a. l., ihn viel Feld nehmen lassen.

Außernfischer (Haematopus L.), eine Gattung aus der Familie der Regenpfeifer (Charadriidae). Nur drei kurze Zehen, Schnabel kräftig, länger als der Lauf, seitlich abgeflacht, mit scharfen Schneiden; Lauf vorn und hinten geneigt; zwischen Außen- und Mittelzehe eine Bindehaut; an den Zehenrändern ein häutiger Saum; erste Schwinde die längste, Stoß gerade, nicht abgerundet. — Von den etwa 12 bekannten Arten lebt allein die folgende bei uns:

Außernfischer (Haematopus ostralegus L., Haematopus hypoleuca Pall., Haematopus balticus et orientalis Brehm; europäischer Außernfischer, gestrechter, rotfüßiger Außernfischer, Außernfischer, Meer-, See-, Strand-, Wasserfischer, Kludid). Länge 38 bis 42 cm, Stoß 10,6, Schnabel etwa 7, Lauf 4,9, Mittelzehe ohne Nagel 3,2 cm. Im Sommerkleid die Oberseite vorherrschend schwarz, Unterseite vom Kopf an weiß, ebenso ein großer Längsfleck auf dem Flügel, die Unterseite der Flügel, Unterrücken, Bügel

und ein kleiner Ring unter dem Kinn. Weibchen dem Männchen gleich. Schnabel an der Wurzel hoch gelbrot, nach der Spitze hin gelblich; Ständer rötlich-fleischfarbig; Iris karminrot. Im Winterkleid ist der Ring unter dem Kinn größer, auch ein weißer Fleck unter dem Auge; sonst ist es dem vorigen gleich. Im Jugendkleid spielt die Oberseite ins Bräunliche, die Federn haben helle Säume und die Unterseite ein trüberes Weiß. Schnabel trübbräunlich, nach der Spitze gelblich; Ständer rotbräunlich; Iris rötlich. Der A. ist als Brutvogel an den europäischen Küsten von Norwegen bis Spanien zu finden, außerdem am Schwarzen und Kaspiischen Meer; liebt felsige Ufer mit kurzen Gräsern ganz besonders. Nur Mangel an genügender Nahrung verleiht ihn zum Zug. Er lebt von denselben Würmern und Insekten wie seine Verwandten, trägt mithin seinen Namen ohne Grund. Die vier Eier von bald birnförmiger, bald bauchiger Gestalt messen etwa 55 : 40 mm, haben auf lehmfarbigem oder grünlichem Grund zunächst graue Schalenflecke, dann violettbraune und zuletzt fast schwarze Flecke, Schnörkel und Punkte. Wer die Scharen der Strandvögel zu beobachten Gelegenheit hatte, wird unter ihnen bald eine Gruppe kräftiger, schwarzweißer Vögel gewahren, die offenbar das Kommando führen, welches ihnen von den anderen Arten auch gern eingeräumt wird. Aufmerksam auf alle Gegenstände und Ereignisse ihrer Umgebung, sieht man sie stets tätig und munter untereinander umherhasten, spielen und scherzen, aber auch tanzen, denn der A. ist ein trotziger Geselle, der keine Beleidigung ungerochen läßt. Aber trotz dieser Händel herrscht gewaltiger Körpergeist unter dieser Schar, welcher sich beim Annähern eines Feindes sofort und drastisch äußert. Wie ein gereizter Bienenschwarm stürmen sie ihm entgegen und drängen und stößen ihn so gewaltig daß er schleunigst davonkommen sucht. Besonders haben sie die Eier und Junge heimtückisch stehlende Rohrweiße auf dem Strich. Der A. erinnert sehr an die Kiebitze mit ihrem nutigen Tun und Treiben, nur ist er viel stärker. Woher er seinen unpassenden Namen hat, ist schwer begrifflich, da er mit seinem Schnabel unmöglich eine Aukerndale öffnen, die verschlossene aber nicht vertorten kann. Er schwimmt und taucht ganz wader, wodurch er sich vor manchen Nachstellungen schützt, denen er durch stärkere Falken wie auch durch den Seeadler ausgesetzt ist. Seine Stimme ist ein lautes, schrilles Pfeifen, das zur Paarungszeit in einen förmlichen Triller übergeht.

Aukerpfresser s. *Aukerndale*.

audtreten; 1) Rot-, Dam- oder Rehwild tritt aus, wenn es aus dem Holz auf einen

Schlag, ein Feld usw. zieht. 2) Das Wild tritt in oder aus der Brunst zu Beginn oder Ende derselben. 3) Eine Fährte a., s. *ausstreichen* 1.

audstromeln s. *auspochen*.

audwandern, Federwild (Fasan usw.), wenn es dauernd sein bisheriges Standrevier verläßt.

Audwechsel (Ausgang, Ausfährte), die Stelle, an der ein zur hohen Jagd gehöriges Stück Wild den Bestand verläßt, um in einen anderen einzuwechseln.

audweiden, das Gescheide herausnehmen; bei allem zur Niederjagd gehörigen Haar- und Federwild üblicher Ausdruck, vgl. *auswerfen* und *ausziehen*. — Das A. des zur hohen Jagd gezähnten Haar- und Auervildes heißt *aufbrechen*.

audwerfen, das Gescheide eines Hasen oder Kaninchens mit Leber, Lunge usw. herausnehmen, damit das Wildbret nicht verdirbt. Man legt den Hasen dazu auf den Rücken, drückt die Keulen auseinander, macht einen etwa 3 cm langen Einschnitt in die Bauchhaut, greift mit der flachen Hand bis an das Zwerchfell, saßt den Schlund, drückt ihn zusammen und zieht ihn mit dem Gescheide heraus. Hierbei darf man aber den Weidarm nicht zerreißen, welcher dicht am Weisloch ausgelöst wird. Ein Öffnen des Schloßes (wie bei Hoch- und Rehwild) ist nicht nötig. Dann nimmt man das Geräusch heraus und hebt den Hasen an den Löffeln hoch, damit der Schweiß abläuft. Bei wärmerem Wetter ist das A. baldigst, womöglich ehe Hase oder Kaninchen auskühlen, vorzunehmen; bei Frostwetter erst beim Streifen.

audwirten, aus der Haut schlagen beim hohen, eblen Haarwild, s. *aufbrechen*.

audwischen, 1) irgend eine von den Jägern zu verfolgende Richtung im Walde kenntlich machen, was durch Umwideln der Bäume mit Strohflecken oder durch Aufstellen von Strohwischen auf Stangen geschieht. Es ist dies bei Jagden, an denen im Revier unbekannte Schützen teilnehmen, oder für die nachfahren den Jagdwagen notwendig. 2) Ein Gewehr a., es nach dem Schießen von den Rückständen des Schusses reinigen. Es geschieht dies mit dem Fußstod oder einem Wischstrich und Lappen oder Berg. Dabei empfiehlt sich, das Laufinnere bald nachher gut einzudülen, damit der Lauf nicht rostet.

Audwurf, das herausgenommene Gescheide beim Federwild, s. *Aufbruch*.

audzeichnen; Bezeichnung jener Stämme, die herausgehauen oder stehen bleiben sollen, durch Ansgalmen, Anreißern, Ankalten, Umbinden mit Stroh oder Weiden.

audziehen, 1) einen Zweig mit einem Widerhaken durch das Weisloch in den Leib eines

Bogels stecken, um das Gescheide herauszuziehen. Man bewahrt dadurch Fasanen, Hühner usw., welche aufgehoben und verwendet werden sollen, vor dem Anbrechen. 2) Wild zieht von Holz zu Felde aus (umgekehrt ein), wenn es austritt. 3) Der Jäger zieht mit dem Schweißhunde aus, wenn er mit ihm ins Revier geht. 4) Die Jägerei zieht zur Jagd aus, wenn sie diese ausüben will.

Automatisches Gewehr (Selbstlader), Gewehr, bei dem die Entfernung der abgeschossenen Patronenhülse, das Laden einer neuen Patrone und das Spannen des Schloßes durch die Pulvergase, d. h. den Rückstoß, selbsttätig erfolgt. Es gibt zurzeit 4 Systeme a. G. oder Rückstoßlader. Beim ersten sind die Läufe fest und der Verschluß sebert (Federverschluß); beim zweiten besitzt das Gewehr festen Lauf und verriegelten Verschluß, wobei die Betätigung des Mechanismus durch Pulver-

gase eingeleitet wird. Die Gase werden nahe der Mündung durch eine Durchbohrung des Laufs in einen Nebenlauf geleitet, wo sie auf einen Kolben drücken und damit die gewünschte Arbeit leisten. Ein anderes Prinzip ist das des beweglichen Laufes mit verriegeltem Verschluß (Browninggewehr). Ein viertes System tritt uns in der Sjögrenflinte entgegen, hier ist der Verschluß mit dem festen Lauf starr verriegelt. Beim Schuß wird durch den Rückstoß die Verbindung zwischen Lauf und Verschluß gelöst. Von a. Jagdgewehren sind z. B. die Browningflinten und -büchsen die besten und werden viel geführt.

A. Infanteriegewehre sind bisher noch nirgends endgültig eingeführt, obwohl mehrere recht gute Entwürfe vorliegen. **A.** Pistolen gibt es in allen modernen Systemen.

Abfette s. Säbelschnäbler.

B.

Bache, das weibliche Wildschwein vom Beginn des 3. Lebensjahres an. Es heißt dann zweijährige B., im vierten Lebensjahre dreijährige und endlich starke oder grobe B.

Bachstabling s. Lachse II, 3.

Bade, ein badenartiger Ansat am Gewehrkolben, der beim Anschlag an die Wange gelehnt wird. Die Schaftbade ist wohl für Jagdgewehre von den Scheibenbüchsen, wo sie geradezu unförmliche Gestalt angenommen hat, übernommen worden. Für Militär- und Jagdgewehre hat sie keinen Wert, obwohl sie in Deutschland sich noch an den meisten Jagdwaffen befindet. In England ist sie gar nicht beliebt und fehlt selbst an den teuersten Gewehren. Jetzt scheint man auch in Deutschland allmählich davon abzukommen.

Bad, die Stelle, wo Hühnerwägel sich im Sande gebadet haben.

Bailloisches Rohrhuhn s. Sumpfhuhn 3.

Balance des Gewehres. Eine Flinte balanciert gut (hat eine gute Gewichtsverteilung), wenn der Schwerpunkt bei Kippaufgehren etwa 7 cm vor dem Kammerende der Läufe bzw. dem Stoßboden liegt, also etwa im Scharnierbolzen. Liegt der Schwerpunkt weiter nach vorn, so hat das Gewehr Vordergewicht, liegt er weiter zurück, so ist Hintergewicht vorhanden. Ein Gewehr mit Hintergewicht ist in der Führung handlicher und trägt sich bequemer als ein solches mit Vordergewicht. Dagegen ist etwas Vordergewicht beim Schießen auf bewegliche Ziele vorteilhaft, weil man dadurch das Gewehr besser miterschwingen kann.

Balg, das Fell des Hasen, Kaninchens und niederen Haartaubzeuges, mit Ausnahme des Dachses, der eine Schwarte besitzt.

Balgbrett (Spannbrett), ein Brett, auf welchem die Bälge frisch gestreiften Krautzeugs ausgespannt getrocknet werden, damit sie nicht verderben oder unansehnlich werden. Man benutzt dazu gewöhnlich abgehobelte, nach einer Seite sich verjüngende, also schmaler werdende Bretter, deren Kanten abgerundet sind. Da die Bälge von verschiedener Größe sind, so gibt man dem B. am untern Ende eine Breite von etwa 30 cm und läßt es nach oben bis etwa 10 cm schmaler werden; wenn es eine Länge von 150 bis 180 cm hat, so hat es dann auch die verschiedenen Breiten für alle Fuchsbälge. Für Harzer und Stiffe müssen die Bretter natürlich schmaler sein; für starke Wildbägen und Fischotter wird das Fuchsbrett verwendbar sein. Näheres hierüber s. spannen.

Ball (Voll, Keif), der, das Verbelln eines Stüdes Schwarzwild durch Hunde. Auf den B. oder Keif heßen, die Hunde nach jener Stelle schicken, wo andere Hunde oder der Finder ein Schwein verbelln (ballen). Man nennt diese Jagd Ballhab.

Ballen, die Sohlen der ungeschalteten Säugtiere und die Erhöhungen an der Unterseite der Schalen bei den Huftieren.

Ballenzeichen (Wierballenzeichen, die vier Ballen), ein gerechtes Hirschzeichen, das beim sogenannten Aberteilen entsteht, wobei der geringe Hirsch den Hinterlauf etwas über den Tritt des Vorderlaufs hinwegsetzt und dabei

im geeigneten Boden oder Schnee die Ballen der beiden Läufe sichtbar abdrückt; s. *Fährtenzeichen* 10.

Ballhahn s. *Birkhuhn*, Jagd.

Ballstift, die Lehre vom Schuß. Die Vorgänge, die sich beim Schuß im Inneren des Laufes abspielen (Entzündung und Verbrennung des Pulvers, Arbeit des Pulvers, Gasdruck, Bewegung des Geschosses im Lauf, Rückstoß und Laufvibration) sind Gegenstand der inneren B. Mit den Vorgängen außerhalb des Laufs (Anziehungskraft der Erde, Luftwiderstand, Abgangsrichtung, Rotation, Fluggeschwindigkeit und Flugbahn des Geschosses) beschäftigt sich die äußere B.

Balz, die (der), Art und Zeit der Begattung des Auer-, Vitz- und Haselwildes, der Fasanen, Trappen und Kraniche.

Balzrie (Balzgesang), die Laute, welche der Auerhahn während des Balzens von sich gibt; s. *Auerhahn*, Lebensweise.

Balzen, beim Federwild, dessen Begattung *Balz* genannt wird, die durch Ausstoßen der Balzlaute geäußerte Begehrlichkeit des Hahns. Die Begattung seitens des Hahnes heißt (betreten).

Balzfedern (Balzstifte), kleine, aus Horn bestehende Franzen an den Seiten der Zehen der Auerhähne.

Balztragen s. *Auerhahn*, weidm. Ausbrüche.

Balzplatz, der Ort, wo Auer- oder Vitzwild zu balzen pflegen.

Balzsprung, der vom Auer- oder Vitzhahn in der Verzückung auf dem Boden (Bodenbalz) ausgeführte Sprung.

Balzstifte s. *Balzfedern*.

Balzvogel, alle Vögel, deren Begattung *Balz* genannt wird (Auer-, Vitz- und Haselwild, Fasanen, Trappen, Kraniche, seltener Schwäne und Schnepfen).

Balzzeit, die Periode, innerhalb deren die *Balzvögel* ihre Liebesspiele treiben und sich begatten.

Banndamaß s. *Damaß*.

Banndärmer der Fasanen. Im Darne der Fasanen leben mehrere Bandwurmart. Bei Anwesenheit zahlreicher Würmer (z. B. *Davainae* friedbergi u. *D. echinobothrida*) kommt es zu mehr oder weniger schweren Katarthen des Darmes und zu Veränderungen des Blutes. Dann und wann tritt die Bandwurmkrantheit seuchenhaft in Fasanerien auf. Zur Entfernung der Parasiten aus dem Darne gibt man dem Vogel, je nach seinem Alter, 1 bis 3 g pulverisierte Atekausz, mit Butter zu Pillen gemacht, ein.

Banndärmer des Hundes. In den meisten Fällen beeinträchtigen die B. das Wohlbefinden der Hunde nicht. *Taenia echinococcus* kann allerdings schwere Darmentzündung, ja selbst wutähnliche Symptome (Beif-

sucht, Veränderung der Stimme, Unterkieferlähmung) hervorrufen. Man gibt gegen B. 2 bis 8 g Kamala, mit Honig, Sirup oder Milch angetührt, innerhalb einer Stunde. Zur möglichen Verhinderung der Bandwurminfektion lasse man die Hunde nicht aufsichtslos umherbummeln und Abfälle auf der Straße oder gar in Schlächtereien fressen. Vor allen Dingen müssen sie an der Aufnahme mit Wasserblasen (Zinnen) durchsetzter Organe von Schlachtieren verhindert werden. Diese letzteren sind regelmäßig durch Verbrennen unschädlich zu machen. Desgleichen muß der mit Bandwürmern durchsetzte Hundelot sorgfältig gesammelt und verbrannt oder mit Soda-, Kreolin- oder Karbolwasser übergossen werden. Ferner ist es sehr anzupfehlen, alle Hunde von Zeit zu Zeit einer Bandwurmkur zu unterwerfen.

Die B. d. S. sind *Taenia serrata*.

0,5 bis 1 m lang, bis 0,5 cm breit. Die Finne,

aus welcher sich der Bandwurm entwickelt, lebt in Hasen und Kaninchen (*Cysticercus pisiformis*); 2. *Taenia marginata*. 1,5 bis 3 m lang, Breite der reifen Glieder etwa 0,5 cm. Die Glieder in der Mitte der Kolonie fast quadratisch, am Rande wellig, die reifen Glieder sind wesentlich länger als breit. Die Finne des Bandwurmes lebt im Rind, Schaf, Schwein und der Ziege; 3. *Taenia cucumerina*. Höchstens 2 mm breiter Bandwurm, der 5 bis 30 cm lang wird. Glieder kurbüchelförmig. Der Bandwurm ist äußerst häufig. Die Finne im Hundesloß und im Hundehaarling; 4. *Taenia oenurus*. Bis 1 m lang. Die vorderen Glieder sehr kurz, die mittleren quadratisch, die am Ende befindlichen viel länger als breit. Finne im Gehirn der Wiederkäuer, vor allen Dingen des Schafes (Drehkrankheit); 5. *Taenia echinococcus*. Höchstens 4,4 mm lang, aus 3, selten 4 Gliedern bestehend. Der Jugendzustand in der Leber, Lunge, Niere usw. des Schweines, Kindes, Schafes und auch des Menschen.

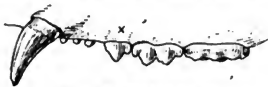


Taenia cucumerina.

(Rot. Gr.)

Bär (*Ursus*), eine Gattung aus der Familie der Bären (*Ursidae*), die zur Gruppe der Arctoidea in der Ordnung der Raubtiere oder Carnivora gehört. Die zoologischen Merkmale

der Gattung *Ursus* sind: Plumper Körper mit sehr starken, langgestreckten Läufen, sehr kurzem Büzel, abgerundeten, weit auseinanderstehenden Gehören, kleinen Sehern, großer Nase. Die nackten Sohlen berühren beim Auftreten ganz den Boden (Sohlenläufer), an Vorder- und Hinterbranken sind je 5 Zehen vorhanden. Der Schädel ist gestreckt, mit breit absteigenden Jochbögen. Eckzähne sehr kräftig, der obere etwas länger und schlanker als der untere. Hinter ihnen stehen oben und unten je drei sehr kleine, bei erwachsenen Bären oft völlig oder teilweise ausfallende Lüdenzähne. Die übrigen Backenzähne sind niedrig und breittrommig, der Reißzahn (Abb. 1 ×) kaum von den andern zu unterscheiden, die Höckerzähne mit unregelmäßigen Höckern versehen, die letzten besonders



1. Obere Backenzähne des Bären.

lang. Der ganze Bau des Gebisses deutet auf größtenteils vegetabilische oder omnivore Ernährung. Die alte Linné'sche Gattung *Ursus* ist neuerdings in mehrere Gattungen geteilt, so wird der Eisbär in eine besondere Gattung *Thalassarctus* gestellt, der Lippenbär in die Gattung *Melursus* usw. Die Bären leben zur Hauptsache in der nördlichen kalten und gemäßigten und in einigen, meist gebirgtigen Ländern der heißen Zone.

Weidmännliche Ausdrücke.

Die jagdlichen Ausdrücke sind folgende. Die Füße heißen *Branken* (Pranken), auch wohl *Laßen*, die Augen *Seher*, die Ohren *Gehöre*, der Schwanz *Büzel*, das Fell *Decke* oder *Haut*, das Fett *Feist*. Der B. geht von ober zu Holze, er erhebt sich, wenn er sich auf den Hinterbranken aufrichtet oder auch, wenn er sein Lager verläßt; er erniedrigt sich, wenn er sich auf alle Viere niederläßt. Ferner schlägt er sich ein, wenn er sich in sein Winterlager zurückzieht. Die Vegetationszeit heißt *Värzeit*. Die Bärin bärt, setzt oder bringt Junge. Besonders starke Exemplare heißen *Hauptbären*, auch unterscheidet man *Mittelbären* und *Jungbären*. Die Haut des erlegten B. wird abgeschärft. Der Bär hat, als zur hohen Jagd gehörig, eine *Fährte* und einen *Weschel*.

Verfärbung.

In Europa kommt nur der braune Bär, auch wohl Landbär genannt, vor (*Ursus*

arctos L.), dessen Färbung sehr stark von gelblichem Fahlbraun bis zu dunklem Schwarzbraun wechselt, so daß man früher verschiedene Arten annehmen zu müssen glaubte. Cuvier unterschied einen Ours brun und einen Ours noir, Evermann einen stärkeren Karbären (*Ursus cadaverinus*) und einen geringeren Ameisenbären (*Ursus formicarius*), doch hat Middendorf festgestellt, daß es in Europa nur eine Art des Landbären gibt, die allerdings Schwankungen in bezug auf Stärke, Färbung, Gebißverhältnisse und Lebensweise ausgesetzt ist. Ein Hauptbär kann über 2 m lang und an der Schulter etwa $1\frac{1}{4}$ m hoch werden; dabei hat er zur Feistzeit ein Gewicht von 200 bis 250 kg. Unter günstigen Verhältnissen werden B., wie man an gefangenen beobachtet hat, bis etwa 50 Jahre alt; doch erreichen sie ein solches Alter in der Freiheit wohl nur ausnahmsweise.

Verbreitung, Nutenhalt.

In Europa bewohnt der B. hauptsächlich Skandinavien vom 58. Grad nordwärts, Rußland, Siebenbürgen und die übrigen Gebirgsländer des Südostens sowie die höheren Gebirgszüge des Südens. Noch vor zwei Jahrhunderten kam er auch in den deutschen Gebirgsbildungen vor, zu Anfang des 18. Jahrhunderts noch in Sachsen, Pommern, Hannover usw. Einzelne halten sich noch in Graubünden und im Wallis auf, von wo gelegentlich ein oder das andere Stück auf deutsches Gebiet hinüberwechsell.

Als Stand liebt der B. große, ruhige Wäldungen, in Südsteuropa auch wohl weite Sumpfsgebiete wie die Kofitnosümpfe.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Der B. führt meist ein einfaches Leben, nur die Bärin mit den Jungen sieht man familienweise zusammen, und in der Värzeit (Paarungszeit) sucht der B. die Bärin auf. Das geschieht im Sommer, etwa Juni und Juli. Die Jungen werden im Januar gebracht (gebärt) und zwar in sehr wenig entwickeltem Zustande, etwa in der Stärke einer Katze. Wegen 4 Wochen bleiben ihre Seher geschlossen. Sie tragen anfangs ein mausgraues Kleid mit weißem, mehr oder minder vollständigem Halsring, der sich verschieden lange hält und zuweilen noch bei ausgewachsenen Stücken sichtbar ist. Während der ersten Zeit des Säugens nimmt die Alte keinen Fraß zu sich, so daß sie arg abkommt. Ueberhaupt sind die B. im Frühjahr sehr schlecht bei Leibe, da sie während der kalten Zeit sich in ein Winterlager an geschützten Kläfen einschlagen und eine Art von Winterschlaf halten. Dies Lager findet sich unter den Wurzeln von Windfällern oder unter Felsen usw., sehr selten im Geäst von Tannen, wird gelegentlich auch wohl gewechselt,

wenn milderes Wetter den B. herauslockt und er behufs Trankens oder um Fraß zu suchen umherschweift. Trotz seiner scheinbaren Plumpheit ist der B. doch viel schneller und gewandter, als man denkt. Er kann sehr flüchtig sein, klettert gut und rinnt trefflich. Unter seinen Sinnen steht das

Bitterungsvermögen obenan, auch vernimmt er fein, am wenigsten gut ist das Vermögen, scharf zu äugen, was schon aus der Kleinheit der Seher zu schließen ist. Der Fraß unjeres Bcy besteht zu einem großen Teil, besonders im Herbst, wohl überwiegend aus Pflanzenstoffen, wie Beeren und Waldbrot, Pilzen, reisendem Getreide, namentlich Hafer und Mais. Außerdem verschmäht er nicht allerlei niedere Tiere, wühlt Ameisenhaufen auf und schäpft den Honig sehr, den er nicht nur den Resten wilder Bienen und Hummeln entnimmt, sondern auch den Bienenstöden, wo sich solche in seinem Gebiete finden lassen. Außerdem aber schlägt er Wild und Haustiere, anfänglich wohl meist von Not und Hunger getrieben, dann auch, weil er Geschmack am Wildbret gefunden hat. Teils überfällt er seine Beute aus dem Hinterhalt, teils schleicht er sich heran, bis er sie in einigen mächtigen Säßen erreichen kann, teils jagt er sie, besonders Haustiere, bis zur Ermattung. In spärlicher bevölkerten Gegenden kommen die B. bis in die Dörfer und brechen gewaltig in Ställe und Hürden ein. In der Gefangenschaft hält man B. 20 bis 30 Jahre lang nur mit



2. Vertraute Fährte
des Bären.
(1/10 nat. Gr.)

Brot und Wurzeln. Von Natur ist der braune B. im allgemeinen ziemlich gutmütig, besonders in den Gegenden, wo er vorzugsweise von Pflanzenkost lebt. Hat er öfter Wild oder Haustiere geschlagen, so trübt die Raubtiernatur mehr in ihr Recht. Ungereizt, und wenn er nicht in die Enge getrieben ist, geht der B. dem Menschen aus dem Wege; ist er aber verwundet und auf der Flucht gehindert, so wird er zu einem sehr ungemüthlichen Gegner, der unglaublich rasch seinen Feind annimmt, ihn mit Brankenschlägen niederschlägt oder ausgerichtet mit den Vorderbeinen erdrückt. Die

Jagd

wird auf verschiedene Weise ausgeübt. Der B. läßt sich treiben, wie manche anderen Wildarten, und kommt, wenn das Treiben sachkundig ausgeführt wird und die Schützen richtig angestellt sind, ziemlich sicher zu Schuß. Auch auf dem Anstand wird mancher B. erlegt, sei es an reisenden Hafer- oder Maisfeldern, die er sehr gern aufsucht, oder bei den Resten eines geschlagenen, nicht ganz aufgefressenen Raubes, zu dem der B. wiederzukommen pflegt. In Russland ist eine sehr beliebte Jagdart das Ausstören des B. aus dem Winterlager, wobei dieser manchmal langsam und schläfrig, manchmal aber auch plötzlich und ungestüm aus seinem Lager bricht. Da der angeschossene und nicht gleich tödlich getroffene B. oft, nicht immer, den Schützen, wenn er ihn eräugt, annimmt, so ist ruhiges Blut und sichere Hand,

von guten Gewehren abgesehen, bei der Bärenjagd durchaus erforderlich. Ein Kampf mit blanker Waffe gegen einen B. bleibt immer eine höchst ernste Sache, da letzterer „Bärenkräfte“ besitzt und viel behender ist, als man gewöhnlich wegen des plumpen Aussehens glaubt. Auf die Jagdarten, wie sie außerhalb Europas angewendet werden, einzugehen, würde den Rahmen dieses Buches überschreiten. Die Decke des B. ist geschägt und gesucht als Teppich, Schlittendecke usw. Vom Wildbret werden vorzugsweise Keulen und Branten benutzt, doch sagt der Geschmad nicht jebetmann zu.

Literatur: A. Kremenitz, Der Bär.

Barbe s. *Karpfische IV, 1.*

barbieren (raßieren), einem Wildschwein, welches parforce gejagt oder gehetzt werden soll, die Gewehre abstumpfen, damit es den Hunden weniger gefährlich ist.

bären, das Begatten des Bären und Sehen der Jungen.

Bärenreisen, ein starkes Tellereisen zum Fangen der Bären; auch ein der Saufeder ähnlicher Spieß.

Barfche (Percidae) gehören zu den Stachellosen (Acanthopteri). Knochenfische mit langlichem, seitlich zusammengedrücktem Körper, der mit Kammschuppen bedeckt ist. Barbfäden fehlen. 2 Rückenlossen, deren erste nur Stachelstrahlen aufweist; sie sind häufig durch einen Hautsaum miteinander verbunden. Die Bauchlossen sind brustständig. Schwimmblase geschlossen, d. h. ohne Verbindungsgang mit der Speiseröhre. 4 Gattungen bei uns.

I. Gattung: *Perca*.

Beide Rückenlossen voneinander getrennt; Kiemenbedeckel mit 1 Dorn; Zähne gleichmäßig bechelförmig.

Flußbarsch, Bars (Perca fluviatilis L.); Körper messinggelb mit 6 bis 9 dunklen Querbinden und dunkelolivgrünem Rücken. Am Ende der Rückenlosse gewöhnlich ein schwarzer Fleck. Bauch- und Afterlosse rot. Maul stark bezähnt. Wird selten über 30 bis 35 cm lang und wiegt dann 0,5 bis 1 kg. In allen wärmeren, nicht zu stark getrübbten Wasserläufen und stehenden Gewässern. — Laicht April bis Juni 200 000 bis 300 000 Eier in nebartigen Schnüren an Wasserpflanzen; wächst recht langsam. Ist ein gewaltiger Räuber, der kleineren Weiß- und Jungfische mit Ausdauer und Gewandtheit nachstellt; besonders gern nimmt er Laich an. — Das feste, weiße Fleisch, namentlich von größeren Exemplaren, wird hoch geschätzt. In rationell bewirtschafteten Teichen ist der B. wegen seiner starken Vermehrung und Gefräßigkeit nicht zu dulden, aus Seen und Wildwässern aber kaum zu vertreiben. Als Angelfisch hat man den B. gern, er beißt im

Sommer morgens und abends leicht an die mit Wurm oder Frischchen befödete Grund- und Spinnangel.

II. Gattung: *Lucioperca*.

Beide Rückenlossen voneinander getrennt; Kiemenbedeckel ohne Dorn; zwischen den kleinen Zähnen einzelne größere, kegelförmige (Hunde- zähne).

Zander, Schüll, Fogosch, Amaal (*Lucioperca sandra* Cuv. et Val.). Kopf und Körper gestreckt; Rücken und Seiten grünlichgrau, Bauch weißlich; auf den Seiten dunkle, verwahrene Querbinden. Rücken- und Schwanzlossen gewöhnlich schwarz punktiert. Wird bis gegen 80 cm lang; liebt tiefere Seen und Flüsse mit leichtbewegtem Wasser und hartem Grund; vornehmlich in Ost- und Mitteleuropa heimisch. — Der Z. laicht vom April bis Juni an flachem Ufer bis zu 300 000 stark lebende Eier an Wasserpflanzen und bewacht Eier und Brut. Wachstum rasch. Sehr gefräßiger Raubfisch, der aber nur kleinere Fische, Würmer, Insekten usw. frißt. — Diese Eigenschaften, wie auch sein hoch bewertetes, festes Fleisch machen den Z. zu einem beliebten Weißfisch in geeignete, tiefere und nicht zu warme Gewässer. Wird im Herbst gern mit der Spinnangel gefangen, als Köder dienen ganze oder in Streifen zerschnittene Weißfische.

III. Gattung: *Acerina*.

Rückenlossen miteinander verbunden, die vordere höher als die hintere. Maul unterständig; Zähne gleichmäßig klein (Samt- zähne).

Kaul-, Kobarsch (*Acerina cernua* L.). Körper kurz, gedrungen, sehr schleimig; Schnauze stumpf. Rücken und Seiten olivgrün mit unregelmäßigen, dunklen Flecken und Punkten. Rücken- und Schwanzlosse mit Punktreihen. Wird kaum länger als 20 cm. In den Flüssen Norddeutschlands häufiger als im Süden, hält sich auf sanftem oder kiesigem Boden in der Tiefe auf. März bis Mai werden 50 000 bis 100 000 gelbliche Eier an Steinen in Schnüren abgelegt; lebt von kleineren Fischen, Brut und niederen Tieren. Das schmackhafte Fleisch wird besonders im Osten, wo der K. massenhaft gefangen wird, viel und gern genossen; für die Fischereiwirtschaft ist der Fisch aber bedeutungslos. Wird an der Grundangel an Waden- oder Wurmlöder in Flussläufen oft gefangen.

IV. Gattung: *Grystes*.

Umfaßt zwei aus America 1883 eingeführte Barfcharten, die, obwohl noch recht selten, doch wegen ihres wirtschaftlichen Wertes Erwähnung verdienen. Es ist der Schwarzbarsch (*G. nigricans* Günth.) und der Forellenbarsch (*G. salmoides* Günth.), beides Raubfische, die sich dadurch von den

anderen erwähnten Vorfchen unterscheiden, daß die vordere der beiden verbundenen Rückenfloßen niedriger als die hintere ist. Beide Vorfchen sind gute Angelfische, die in ähnlicher Weise wie der Flußbarsch gefangen werden.

Bart, die Schnurrhaare des Hasen, Fuchses, Otters, der Kaie u. a. Ebenso nennt man die in der Brunstzeit oben am Rücken des Gemshodes angelegten, stark verlängerten Haare, die eine wertvolle Trophäe bilden (Gemshbart).

Bartente s. *Eulen II, 8.*

Bartgeier, s. *Geier I, 1.*

Bartgemse (der Bartgamas), der alte Gemshod in der Brunst, wenn er den Bart, die stark verlängerten Haare oberhalb der Blätter, trägt.

Bartzeit, die Begattungszeit der Bären.

Bastüle, das Gehäuse bei Kipplaufgewehren.

Basset, eine französische Hunderrasse, in Deutschland sehr selten, in England als Zughund gehalten. In Frankreich und Belgien findet er zur Stöberarbeit Verwendung. Heute gibt es eine größere Anzahl von glatt- und tauhaarigen Varietäten. Der B. ist ein schwerer, niedriger, langgestreckter, meist dreifarbigter, nach unseren Begriffen höchst unschöner Hund, dessen Figur eine gewisse Ähnlichkeit mit der des Ledels besitzt. Kopf dem des Bloodhound ähnlich, lang und schmal, mit starkem Hinterhauptbein, schweren Leisten, Stirnalten, sehr langen, tief angelegten Ohrläppchen. Kehlwamme. Tiefe, breite Brust. Vorderläufe nur etwa 10 cm lang, gerade oder leicht gekrümmt. Bürstennate. Schulterhöhe etwa 28 bis 36 cm; Gewicht 14 bis 22 kg.

Bast, die von weichen Haaren bedeckte Haut, welche die wachsenden Geweiche und Gehörne der Hirsche und Rehböde überzieht, nach vollendetem Wachstum von oben herab trodnet und vom Träger an Holzstangen und Sträuchern gefest (abgerieben) wird; deshalb nennen auch viele Jäger den B. das Gefege.

Bastbohle, ein aus Bast gefertigtes Gerät zum Vogelfang.

Bau, die unterirdische Wohnung der Füchse, Dächse, Katzen, Kaninchen, Iltisse usw., welche sich diese selbst auszugraben pflegen. Man unterscheidet Hauptbaue oder Mutterbaue, welche oft viele Röhren, d. h. Ein- oder Ausfahrten, haben und mit dem Kessel, dem eigentlichen Aufenthaltsraum, in Verbindung stehen; oft enthält ein solcher B. auch mehrere Kessel für verschiedene Familien. Liegt solcher B. im Gestein, so kann er selbstverständlich nicht gegraben werden; aber auch im weichen Boden

hat dies der vielen Röhren und unterirdischen Verbindungen wegen seine Schwierigkeiten. Ferner unterscheidet man Rothbaue, die oft nur einzelne Röhren (Not- oder Fluchtröhren) sind oder auch einen kleinen Kessel haben; sie werden nur zum gelegentlichen Quartier, selten zur Aufnahme der Jungen benutzt. Auch einzelne Kibervbaue haben Baue; führen aber ganze Kolonien ihre wunderbaren Bauten im Wasser auf, so nennt man diese Burgen.

baumen, gleichbedeutend mit *aufbaumen*.

Baumfalte s. *Edelfalken I, 6.*

Baumfalle s. *Fallen II, 2.*

Baumgang s. *Gänse II, 1.*

Baumgandente s. *Gänse II, 2.*

Baumharb s. *Marder I.*

Baumschlag, die Verletzung der Rinde stehender Bäume durch Anstreifen fallender Nachbarbäume.

Baumschulen (Blumenanlagen). Wenn Wild in B. Schaden anrichtet, können nach vielen Jagdgesetzen ihre Besitzer auf Antrag von der Behörde ermächtigt werden, dieses Wild selbst während der Schonzeit zu erlegen. Wird der Antrag nicht gestellt, so kann unter Umständen darin ein mitwirkendes Verschulden bei Entstehung des Wildschadens erblickt werden, welches den Erlassanspruch ganz oder zum Teil aufheben kann (s. auch *Gärten, Weinberge*).

Beagle (kleiner Hasenhund), englische Hunderrasse, Zwergform des *Harrier*. Behaarung kurz oder drahtig. Schulterhöhe 25 bis 40 cm. Gewicht 11 bis 12 kg. Vorzügllicher Hasenstöberer. Jagt in Rentem, denen die Jäger zu Fuße folgen.

beäugen, befehen, betrachten.

Bachstein, Dr. Johann Matthäus, am 11. Juli 1757 in Waltershausen (Thüringen) geboren. Studierte in Jena neben Theologie auch Naturwissenschaften und trat dann zum Forstfach über. 1795 gründete B. auf Kennnote bei Waltershausen eine Lehranstalt für Forstwirtschaft und rief eine „Sozietät für Forst- und Jagdkunde“ (Zeitschriften: „Annalen“ und „Diana“) ins Leben. 1800 wurde er Direktor der neu gegründeten meiningischen Forstakademie Dreifigader; dort starb B. als Geh. Kammer- und Forstrat am 23. Februar 1822. Die letzten Leihunde, von denen die Literatur Kenntnis gibt, kamen vom Württembergischen Jägerhof nach Dreifigader, wo mit ihnen zur Ausbildung der jungen Forstleute Behänge, teilweise unter B.s persönlicher Leitung, gemacht wurden. B.s Hauptgebiete waren Vogel- und Pflanzenkunde, in dieser Hinsicht zählt er zu den Begründern der modernen Forstwissenschaft (s. *Jagdliteratur*).

Bachstreindrossel s. *Drosseln 7.*

beeren, die Aufnahme von Beeren durch Federwild.

Beerenkräucher sind sehr wertvoll für die Wildhege. Sie liefern Deckung, Schutz und Nahrung, namentlich in öden Gegenden auf Moor, Torf und dürrigen Heideböden. Sie sind für alles Wild wichtig, besonders aber für Birk- und Moortwild. Man zählt hierher die **Heidelbeere** (*Vaccinium myrtillus*). Sie wird sehr gern von Feder- und Schalenwild angenommen. Im Winter äßen letzteres und die Walzhühner auch manchmal die Knospen und grünen Spigen. **Freiheitsbeere** (*V. vitis idaea*). Die roten Beeren sind eine Lieblingsnahrung des Birk- und Haselwildes. Das Schalenwild nimmt die Blätter. Thretwegen stehen Rehe, manchmal auch Rotwild, im Winter im Moor. Von derselben Bedeutung sind die **Rauschbeere** oder **Sumpfsbeere** (*V. uliginosum*) und die **Mossbeere** (*V. oxycoccus*).

befahren, die Benutzung der Lagerstätte durch diejenigen Wildarten, bei denen jene Bau genannt wird (der Fuchs befährt den Bau); auch in adjektivischem Sinne, um die Tatsache der neuerlichen Benutzung anzuzeigen (ein befahrener Bau).

beflogen (flugbar, fluchtbar), sind junge Vögel, sobald sie fliegen können, also nachdem ihnen die Fluchten (Schwingfedern) gewachsen sind.

Begang, der Gang, den ein Jagdschussbeamter in seinem Revier unternimmt; auch wohl sein Dienstbezirk selbst.

begehen, ein Revier, es zwecks Beaufsichtigung regelmäßig besuchen.

begehren, die Begattung der Katzen; beim Schwarzwild gleichbedeutend mit annehmen, den Jäger angreifen.

Begleitung s. *Jagderlaubnis*.

Behang. 1) Die hängenden Ohren der Jagdhunde, man spricht von gut und schlecht behängenen Hunden. 2) B. oder Behänge, früher das einzelne Lehrjahr des angehenden Jägers, deren er drei beim Lehrprinzen hauptsächlich zur Ertüchtung der Leithundsarbeit durchzumachen hatte. 3) Die Arbeitszeit des Leithundes im Laufe des Jahres.

behängen, den Leithund anhalten, mit ihm ausziehen, um mit ihm zu arbeiten und einer Fährte nachzuhängen.

Behäng(e)zeit, die Jahreszeit, in der mit dem Leithunde gearbeitet wird.

behezen, Hunde auf Wild, namentlich auf den Hasen, hezen; Heshunde b. (besser einhezen), sie anletzen.

Behlen, Stephan, geb. 5. August 1784 in Freilar, studierte in Aschaffenburg Jura und Cameralia und wurde bereits 1803 zum Landeskommissar dort ernannt. 1808 Forstmeister in Rohe, 1819 im Forstamt Rothen,

1821 Professor der Naturwissenschaften an der Forstlehranstalt Aschaffenburg, 1833 bis 1835 Rektor der dortigen Gewerbeschule. Gestorben 7. Februar 1847 zu Aschaffenburg; s. *Jagdliteratur*.

Beigarten, ein eingegatterter Raum neben einem Jaggarten, Saufange, in welchen die im letzteren gefangenen Säuen eingelassen und unterhalten werden, bis anderweit über sie bestimmt ist.

Beigirsch, der meist geringe bis jagdbare Begleiter eines starken Hirsches. Er hält sich auch während der Brunst in der Nähe des letzteren.

Beijagen, wenig gebräuchlicher Ausdruck für eine Rebenjagd in Borholzern.

Beimle s. *Drosseln 3*.

beischlagen, das gleichzeitige Halsgeben mehrerer gemeinsam auf einer Fährte jagender Hunde.

beitreiben, wird im eingestellten Jagd vorgenommen, um das Wild noch mehr ins Enge zu bringen.

Beitritt, gerechtes Hirschzeichen, wenn der Hirsch (namentlich der Feisthirsch) mit dem Hinterlauf nach außen neben den Tritt des Vorderlaufs tritt; s. *Fährtenzeichen 8*.

Beize s. *Falkenbeize*.

Beizeichen, im Gegensatz zu Hauptzeichen, sind weniger zuverlässige — weidmännlich: weniger gerechte — Fährtenzeichen zum Ansprechen des Hirsches.

beizen, mit abgetragenen, d. h. abgerichteten Falken, Habichten und Sperbern, seltener Adlern, verschiedene Vögel oder kleineres vierläufiges Wild fangen (vgl. *Falkenbeize*).

Beizfalle s. *Edelfalken I, 4*.

Beizvogel, jeder Raubvogel, der zur Beize geeignet ist (s. *Falkenbeize*).

bejagen, ein Wild und ein Revier, d. h. auf ein bestimmtes Wild Jagd machen oder in einem Revier die Jagd ausüben, es beschießen.

Belassine s. *Schnepfen II, 1*.

betreiben, ein Revier, es spürend — einkreisend — begehen.

betansfen, sich, sich begatten; die Hündin beläuft sich mit dem Hund, wenn sie sich mit ihm begattet; sie hat sich b. nach der Begattung.

belegen, der Hund belegt, d. h. er befruchtet die Hündin.

belln, die kurzen, kläffenden Töne, welche die Füchse in kalten Wintermächten oder bei der Sorge um die Jungen ausstoßen; junge Füchse rufen auf diese Weise nach den Alten. — Hunde sind laut oder verbellen.

bemalen, wenn Vögel den Horst, Nist- oder Schlafbaum mit Gschmeiß (Rot) beschmußen, so b. sie ihn.

Benarbung, die durch Kleinpflanzen (Gräser, Beersträucher, Moose) gebildete Bodenbede.

Bengel, dem Hund einen Bengel, d. h. Knüppel, anhängen. Verschiedene Jagdordnungen schreiben vor, daß den gemeinen Hunden ein Knüppel von vorgeschriebener Länge und Stärke am Halsbände befestigt werden muß, der ihnen durch sein Schlagen gegen die Vorderläufe das Laufen und somit das Jagen erschwert.

v. Berg, Freiherr, Dr. Karl Heinrich Edmund, wurde am 30. November 1800 zu Göttingen geboren. Er studierte auf der Forstakademie Dreißigacker und an der Universität Göttingen und bildete sich dann zum Praktiker. 1820 Auditor in Clausthal, 1821 Hilfslehrer an der dortigen Forstschule, 1830 Forstschreiber mit dem Titel als Oberförster Referent im Forst- und Bergamte. 1833 wurde er Oberförster in Lauterberg und führte das Privatforstinstitut seines Vorgängers weiter. 1845 berief ihn die sächsische Regierung mit dem Titel Oberforsttrat als Direktor der Tharandter Forstakademie; 1866 trat v. B. in den Ruhestand und starb am 20. Juni 1874 in Schandau (s. *Jagdliteratur*).

Bergamtel s. *Drossel* 6.

Bergauf halt' drauf, bergunter halt' drunter. Diese alte Jägerregel bezieht sich nur auf das Schießen auf bewegliches, also flüchtiges Wild. Beim Schießen auf stehendes Wild ist es, namentlich bei modernen Büchsen, gleichgültig, ob man schräg nach oben oder unten schießt. Eine Änderung des Haltewinkels wird dadurch nicht erforderlich. Beim Schießen in sehr steilen Winkeln muß man etwas kürzer halten, und zwar sowohl beim Schießen nach oben als nach unten.

Bergente s. *Enten* II, 4 und VII, 1.

Berghase, gewöhnlicher Hase, der im Gebirge lebt.

Berghirsch (Gebirgshirsch), der Rothirsch im Gebirge, welcher sich vom Land-(Auen-)Hirsch durch dunklere Haarfärbung, gedrungeneren Körperbau und niedrigeres, steileres, aber reicher gepulstes, dunkleres Geweih unterscheidet. — Die Schalen der B. pfliegen wegen der stärkeren Abnutzung auf Felsboden uhm. kürzer und runder zu sein als bei Tieflandshirschen, was sich naturgemäß auch in der Form der Tritte zeigt.

berliner Eisen s. *Fallen* III, 1.

Bermielgans s. *Gänse* II, 1.

berupfen, der Vorstehhund berupft einen geschossenen Haken, wenn er ihn, statt ihn sofort zu apportieren, erst noch umherzerrt und ihm dabei Wolle ansreißt.

Besatz, der auf einem Revier vorhandene Wildstand, besonders des zur Niederjagd gehörigen Wildes.

besangen, beim Rotwild gebräuchlicher Ausdruck: Das Kalb besangt das Tier.

Bescheid geben, die Erteilung der notwendigen Befehle und Weisungen an die Jägerrei vor einer größeren Jagd.

Beschießen, 1) einen Teil, z. B. von einem Feldhühnerwolke, wegschießen; man sagt von solchem Volk, es ist beschossen. 2) Eine Jagd b., die Jagd überhaupt ausüben.

Beschlag (beschlagen), die Begattung (das Begatten) beim Schalenwilde.

Beschlagnahme ist zulässig an Gegenständen, welche als Beweismittel für die strafrechtliche Untersuchung von Bedeutung sein können, z. B. erlegtes Wild, oder welche der Einziehung unterliegen (Strafprozeßordnung §§ 94 ff.). Sie sind in Verwahrung zu nehmen. Zur B. genügt nicht die Möglichkeit, daß der Betroffene den Gegenstand, z. B. das Gewehr, beiseite schaffen werde, wenn es nicht beschlagnahmt wird, sondern es müssen Tatsachen vorliegen, welche eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür begründen. Die Hilfsbeamten der Staatsanwaltschaft können die auf frischer Tat betroffenen oder der Flucht verdächtigen Jagdrevier festnehmen und das Jagdgerät und etwa geschossenes Wild in Beschlag nehmen. Ist eine B. ohne richterliche Anordnung erfolgt, so soll der Beamte spätestens am dritten Tage die richterliche Bestätigung nachsuchen. Die B. zur Nachtzeit ist nur unter besonderen Umständen gestattet.

Beschuß s. *Fährtenzeichen* 14.

Beschuß des Gewehres, Prüfung auf seine Haltbarkeit, s. *einschießen*. Der B. erfolgt in den staatlichen Beschußanstalten (Suhl, Jella-Mehlis, Frankfurt a. D.).

Besenginsler, Besenprieme (*Sarothamnus scoparius*) bildet auf manchen Böden dichte Dedungen, die namentlich im Winter allem Wilde guten Schutz gegen Wind und Kälte bieten. In manchen Gegenden wird er auch vom Wilde als Nahrung angenommen. Hasen und Kaninchen denagen die Rinde.

besegen; bei der Jagd den Wechsel eines Wildes oder seinen Stand b., d. h. ihn einnehmen.

Bestand. Ein Waldbteil, der sich durch den darauf befindlichen Holzwechsl nach Holzart, Wachstum und Alter von seiner nächsten Umgebung unterscheidet, für sich aber ein gleichartiges Ganzes bildet und genügende Größe besitzt, um in allen Lebensaltern Gegenstand wirtschaftlicher Sonderbehandlung zu sein. Tritt nur eine Holzart bestandsbildend auf, abgesehen von gelegentlichem Vorkommen einzelner Beimischungen, so spricht man von reinem Bestande, andernfalls von gemischtem (Mischbestand).

bestätigen (bestatten), allgemein den Stand eines Wildes ermitteln (einfreien, ausmachen usw.), besonders jedoch mittels des Leithundes, heute des leithundmäßig gearbeiteten Schweisshundes, feststellen, ob Rotwild (Schwarzwild) in einem bestimmten Bezirk des Waldes steht. Es handelt sich dabei hauptsächlich um die Feststellung, wieviel Hirsche darunter sind und wie stark sie nach der Fährte sein müssen. Bestätigungsjagen war daher ein solches, bei dem die Zahl der in ihm stehenden Hirsche mit Hilfe der Leithunde vorher ermittelt worden war.

Bestätigungsjagen s. *bestätigen*.

Besuch, gleichbedeutend mit *Versuche*.

Besuchjäger (Besuchnecht), der mit der Leithundarbeit vertraute, hirschgerechte Jäger (s. *bestätigen*). Da auf seiner Sachkenntnis der Erfolg der Jagden beruhte, stand er in hohem Ansehen.

betreten (treten), die Begattung durch das männliche Federwild.

Betriebsart, die Art und Weise, nach welcher die Verjüngung, Erziehung und der Abtrieb der Holzbestände erfolgt. Man unterscheidet drei Hauptformen: 1. *Hochwaldbetrieb*. Hier bestehen die Bestände aus Bäumen, welche sich aus Samen entwickelt haben (Kernwüchse), nur einmal Gegenstand der Nutzung bilden und in gleicher Weise wieder durch eine neue Generation ersetzt werden. 2. *Der Niederwaldbetrieb* beruht auf der Fähigkeit des Laubholzes, nach dem Abtrieb des ganzen Stammes (oder eines Teiles hiervon) aus den Stöcken oder den Wurzeln, bisweilen aus beiden, sowie auch aus den Stummeln des Schaftes Ausschläge (Voden) zu treiben und hierdurch einen neuen Bestand zu bilden. Derartige Bestände bestehen also der Regel nach, wenigstens zum überwiegenden Teil, aus solchen Ausschlägen (Stodvoden, Wurzelvoden). 3. *Der Mittelwaldbetrieb* stellt eine Verbindung der beiden eben genannten Arten auf der gleichen Fläche dar, indem ein Teil der vorhandenen Stämme aus Samen nachgezogen, der andere dagegen durch Stodausschlag oder Wurzelbrut verjüngt wird.

Bett, die Lagerstätte alles Schalenwildes mit Ausnahme der Sauen; es sitzt in ihm. Das einzelne Stück Schwarzwild, die Kasse, der Hase, das Kaninchen über der Erde liegen im Lager; die Kotte Sauen liegt im Kessel.

Bewegungsgeschwindigkeit des Wildes ist von Einfluß auf den Zielpunkt beim Schießen. Je schneller sich das Stück bewegt, desto mehr muß man *vorhalten*. Ein streichendes Huhn wird in der Sekunde etwa 13 bis 20 m, ein flüchtiger Hase etwa 8 bis 14 m zurücklegen.

beziehen, von den Hunden, wenn sie sich begatten.

Bezoar, das; in den Tränenhöhlen des Rothirches und anderer Biederfäuer sich ansammelnde, allmählich verhärtende, gelbbraune Flüssigkeit; früher als Arzneimittel gebraucht (vgl. *Tränenhöhle*).

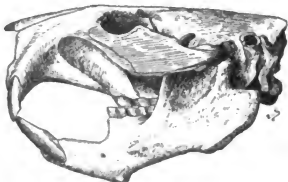
Biber (Castoridae), Familie aus der Ordnung der Nagetiere mit einer Gattung Castor und einer altweltlichen Art, dem gemeinen Biber (Castor fiber L.), mit dem nach der Ansicht einiger Forscher auch der nordamerikanische artlich übereinstimmt, während dieser nach anderen Zoologen eine besondere Art (Castor canadensis Kuhl) bilden soll.

Weibmännliche Kadäver.

Der Schwanz heißt Kelle, die Augen Seher, die Ohren Gehöre, die Wohnung Bau oder Burg (s. n.). Der B. hat eine *Brunstzeit*, das Weibchen bringt Junge. Begibt sich der B. schnell in das Wasser, so fährt ober fällt er hinein, geschieht es in Ruhe, so steigt er ein. Die Stellen, wo die B. regelmäßig das Wasser verlassen oder aufsuchen, nennt man *Ausstiege* bzw. *Einstiege*; Baumstämme hauen oder schneiden sie ab. Der Pelz heißt *Walz* oder *Haut*.

Beschreibung.

Die zoologischen Merkmale der B., soweit äußerlich wahrzunehmen, liegen besonders in der breiten, flachen, großenteils beschuppten Kelle, ferner in dem gedrungenen, kräftigen Körper, biden Kopf mit stumpfer Schnauze, kleinen Sehern und Gehören, sowie in den wie die Vorderläufe fünfzehigen, aber mit Schwimmhäuten versehenen Hinterläufen. Am Schädel fallen die Kagezähne, oben und unten je ein Paar, durch ihre Stärke und die rotgelbe Farbe auf, die Backenzähne — je vier



Schädel eines Glibbivers.
(Ctwa 1/3 nat. Gr.)

in jeder Kieferhälfte oben und unten — zeigen auf der Kaufläche komplizierte Schmelzfalten und entbehren der Wurzeln. Der Schädel trägt starke Kämme und Leisten zum Ansat

von Muskeln, unter denen die Kaumuskeln besonders stark entwickelt sind. Ebenso ist an dem kräftigen Knochengestirb der Oberarm durch starke Muskelansätze ausgezeichnet. Beide Geschlechter besitzen eine kloakenartige Einklappung, in welche Darm und Geschlechtsorgane münden. Der Penis des Männchens enthält einen kegelförmigen Knochen. Mit den Geschlechtsorganen stehen bei beiden Geschlechtern eigentümliche Drüsenorgane in Verbindung. An jeder Seite der Kloake mündet ein etwa hühnereigrößer, unter der Haut gelegener, eine ölige Schmiere absondernder Drüsenfad, der sog. Olfad. Davor liegen zwei andere ei- oder birnförmige Drüsenfäden, die sog. Kastoreumfäden oder -beutel, die beim Männchen in die Vorhaut, beim Weibchen in die Scheide münden. In ihnen bildet sich das Kastoreum oder Bibergeiß, eine in frischem Zustande schmierige, trocken braune Brocken bildende Masse, die früher mehr als jetzt als Arzneimittel für das Nervensystem gebraucht wurde und hoch im Preis steht. Der aus dichter, graubraunlicher Unterwolle und langen, braunen Strannen bestehende Balg des B. gibt ein hochgeschätztes Rohmaterial ab, das meist nach Ausrupfen der Strannenhaare verwendet wird. Die Färbung des Balges ist ziemlich gleichmäßig braun, in etwas wechselnden Tönen, oben meist wenig dunkler als unten. Farbenvarietäten sind selten. Die Länge eines ausgewachsenen B. beträgt etwa $1\frac{1}{2}$ m, die Kellenslänge reichlich 30 cm; sein Gewicht beläuft sich auf 25 bis 30 kg. Die Weibchen sind in den Massen und im Gewicht geringer als die Männchen.

Verbreitung, Nahrung.

Lassen wir Amerika außer acht, so finden sich B. jetzt an wenigen Stellen in Skandinavien, ferner in einigen Flußgebieten Rußlands, im Rhönegebiet und an der mittleren Elbe zwischen Magdeburg und Dessau, wo unter strengem Schutz der Regierungen von Kreuzen und Anhalt ein kleiner Stand erhalten wird, der 1900 auf etwa 200 Stück geschätzt wurde. Früher war der B. viel zahlreicher und viel weiter verbreitet und kam fast in ganz Europa an passenden Ortschaften vor. In Niederösterreich wurde der letzte 1819 bei Dömitz erlegt, in Westfalen 1840 an der Rhöne, in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts lebten noch einzelne in der Mark an der Havel und Ruche.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Der B. bedarf zu seinem Wohlbefinden wasserreicher, ruhiger Balgegegenden mit viel Weichhölzern, wie Weiden, Pappeln, Eschen usw., deren Rinde und Zweige er äßt und deren Äste er z. T. zur Errichtung seiner Burgen, sowie zur Anlage von Dämmen benutzt, die den Wasserstand regulieren. Außer der Rinde

und den dünneren Zweigen von Weiden, Pappeln, Eschen, Erlen, Birken, Linden usw. äßt der B. auch Wurzeln und Wurzelstöcke von allerlei Wasser- und Sumpfpflanzen. Bei jüngeren Holzgewächsen nagt er die Rinde direkt ab, soweit er reichen kann; stärkere Haut er ab, indem er die Stämme ringsum so annagt, daß die benagten Stellen zwei mit den Spitzen gegeneinander gerichtete Kegelefiguren bilden. Wo die Spitzen dieser Kegele einander berühren, bricht der Stamm schließlich ab. Durch stärkeres Benagen an einer Seite vermag der B. dem Fall des Baumes eine bestimmte Richtung zu geben. Die Bäume des B. sind teils sog. Burgen, die, aus Ästen, Zweigen, Erde und Schlamm hergestellt, oberirdisch an den Ufern der Gewässer stehen, oder aber es sind in schräge Uferböschungen gegrabene Erdbaue mit unter dem Wasserpiegel mündenden Fluchtröhren und Luftkanälen. Diese letztere Art von „Wohnungen“ findet sich bei unseren Elbbibern ausschließlich, während eigentliche Burgen hier nicht mehr vorkommen. Dämme errichten die Biber, wenn durch Sinken des Wasserstandes ihre Sicherheit gefährdet erscheint; sie sind wiederholt auch in Deutschland beobachtet worden. Meist leben die B. in größeren oder kleineren Kolonien, so daß sich dann eine Anzahl Burgen oder Bäume auf einem kleineren Gebiet vereinigt findet. Die B. sind ausgesprochene Nachttiere, die man nur selten bei Tage gewahrt wird, außer daß sich vielleicht gelegentlich ein Stück an einem geschützten Plätzchen sonnt. Auf dem Lande ziemlich unbehilflich, zeigt sich der B. im Wasser in seinem Element, in dem er sich gewandt und schnell zu bewegen weiß. Ruhenruhig taucht er mit laut klatschendem Kellenschlag unter und schwimmt unter Wasser fort. Die Brunstzeit fällt in den Februar; die Angaben über die Trächtigkeitsdauer schwanken zwischen 4 und 16 Wochen, — nach Dr. Friedrich, dem genauesten Kenner unserer Elbbiber, soll sie 6 Wochen betragen. Die Zahl der Jungen beträgt 1 bis 3; sie sind verhältnismäßig früh imstande, der Mutter in das Wasser zu folgen. Fortpflanzungsfähig sollen sie im dritten Jahre werden.

Jagd, Fang.

Von einer eigentlichen Jagd auf B. kann bei uns nicht mehr die Rede sein. Sie sind zu erbeuten auf dem Anstade oder mit Hilfe von Eisen. Auf Privatrevieren, sowie von Unberechtigten werden bei uns gelegentlich Biber erlegt, auch wohl von Fischern unablässlich in Reken und Reusen gefangen. Hochwasser, starke Kälte, Treibeis, Uferregulierungen schaden dem seltenen Tiere, vor allem aber haben in früheren Jahren die unangesehnten Verfolgungen durch den Menschen

um des wertvollen Rohwerks und des teuren Bibergeils willen die Ausrottung des B. herbeigeführt.

Literatur: S. Friedrich, Der Vieber an der mittleren Elbe.

Bibergeil s. *Biber*, Beschreibung.

Bieswürmer s. *Bremsenlarven*.

de la Vigne, Gace (lat. Gasto de Vineis), geb. 1328 in der Normandie, ergriff den geistlichen Beruf und war Kaplan mehrerer Könige von Frankreich (Philipp VI. und Johann II.). In englischer Gefangenschaft lernte er die Jagd kennen und schrieb auf seines gefangenen Herrn Veranlassung den Roumain des Oyseaux. Er starb nach 1374 (s. *Jagdliteratur*).

Binnenseeschwalbe s. *Seeschwalben II*.

Birkfuchs s. *Fuchs*.

Birkhuhn (*Tetrao tetrix* L.; kleiner Hahn, Feide, Laub-, Spiel-, Moos-, Brenn-, Schildhahn), Vogel aus der Ordnung der Föhner und der Familie der Waldhühner (mit Auerhuhn und Haselhuhn zu derselben Gattung gehörig).

Weidmännische Ausdrücke.

Es gelten die des *Auerhuhns*.

Beschreibung.

Länge des Hahns 58 bis 65 cm, Stoß 16 bis 20, Schnabel 2,5, Lauf 5,6 cm; die Henne ist viel geringer. Der allgemein bekannte Hahn hat an Kopf, Hals, Oberbrust und Rücken eine schöne, schwarzblaue, metallisch glänzende Färbung, die Flügeldeckfedern sind z. T. bräunlich meliert, auf dem mattschwarzen Bauch einige weiße Flecke, ein solcher stets über dem Flügelbug, untere Stoßdecken weiß, zuweilen einige Federn mit schwarzem Fleck vor der Spitze; Schwingen stumpf schwarzbraun, die großen mit hellen Säumen, braun punktiert, auf dem Flügel zwei weiße Binden; von dem tiefschwarzen, 18federigen Stoß sind meist die vier äußeren Federn leierförmig in gleicher Ebene ausgebogen, das innerste Paar viel weniger als die anderen, die rooht



1. Flugbild des Birkhuhns (Breite 90 cm).

als Sichel bezeichnet werden. Die weißen Stoßdecken der Unterseite reichen bis über die Spitze der mittleren Stoßfedern; Kehl- und Halsfedern nicht verlängert; die Rosen tragen zur Balzzeit bis über den Scheitel empor; Iris

braun, Schnabel schwarz, bis an die Nasenlöcher ein schwarzer Federrand; Lauf und Zehen braun, der obere Teil weißlich. Im Sommer ist der Hahn an Kopf und Hals teilweise rostbraun gebändert, was die wenigsten Jäger wissen, da man in dieser Zeit einen Hahn so gut wie nie in die Hand bekommt. Die Henne hat ein der Auerhenne ähnliches Gefieder, Kopf und Hals dunkel rostgelb mit schwarzbraunen Querflecken; Kehle heller, Kopf dunkler mit schwarzen Wellen, wie die Brustseiten; Flügeldecken rötlich-schwarzgrau, untere Stoßdecken weiß; Zehen braun, Läufe graubraun; Schnabel dunkelfleischfarbig; Iris braun, Rosen schwach. Sie unterscheidet sich von der übrigens viel stärkeren Auerhenne sicher an dem deutlich ausgebogenen Stoß, welcher rostrot mit schwarzen Querzeichnungen ist. Die Nestungen sind rostförmlich und schwarzgrau gefleckt, auf der Unterseite einfarbig rostgelblich-weiß und erinnern an die Kernen. Der Birkhahn ist zwar viel schwächer als der Auerhahn, ihm jedoch in prachtvoller Färbung, in dem prächtigen Stoß und in geschmeidiger Haltung bei weitem überlegen; seine Sinne sind mindestens ebenso scharf, mag er noch so tief in den Balztaumel verunken scheinen, er äugt und vernimmt alles, was um ihn herum vorgeht, läßt sich daher auf dem freien sehr schwer antommen und streicht schnell und anhaltend ab. Wenn für den lundigen Jäger das Antommen an den balzenden Auerhahn wenig Schwierigkeiten hat, so gehört das Beschießen des Birkhahns stets zu den hervorragensten Jägerstücklein. Ist Birkwild aufgetan, so streicht es meist weit weg.

Verbreitung. Nahrung.

Die Verbreitung des Birkwildes erstreckt sich über Europa südlich bis zu den Pyrenäen und Alpen und bis zum nördlichen Kaukasus, ferner über Nord- und Mittelasien bis zum Tian-Schan-Gebirge. Besonders häufig findet es sich im nördlichen Europa, aber auch manche Teile unseres Vaterlandes bergen gute Stände, so z. B. Hannover, die Mark, Schlesien, Bayern usw. Wenngleich zu den Waldhühnern zählend, liebt es doch den dichten, trocknen Wald weniger als öde, moorige, mit Vaccinien und Torfgewächsen besetzte Flächen, vornehmlich Birkengebüsch, dessen Knospen es sehr nachgeht; wie es sich nördlich verbreitet, steigt es auch vertikal über die Baumvegetation hinauf.

Lebensweise. Fortpflanzung.

Das B. ist zwar im allgemeinen Standwild, wird jedoch plötzlich ohne sichtbare Veranlassung von Wanderlust erfaßt, ist auch empfindlich gegen Veränderungen seines Standes (Urbarmachung, Abholzen usw.), so daß es verschwindet, um an anderem Ort

aufzutauschen. Es lebt geselliger als das Auerwild, in manchmal sehr starken Ketten; oft die verschiedensten Strauchhosen, Beeren, Sämereien, Getreidekörner, Bucheln, Eicheln, gern Ameisenpuppen, andere Insekten groß und klein und macht sich entschieden nützlich, da es an seinen Ständen forstlich kaum schädlich werden kann. Im März trennen sich die Ketten, da die Hähne anfangen, eiferfüchtig, daher



2. Geländ
des Virgohuhn.
(1/10 nat. Gr.)

jählich zu werden; die Hähne beziehen ihre Balzplätze und beginnen nun tüchtig zu tauzen, bis die stärksten sich ihren Platz errungen haben. Aber so wütend sie auch aufeinander losfahren, so unblutig ist der Verlauf — Fehern streiben zwar umher, aber ans Leben geht es nie. In der Regel gesellen sich 4 bis 5 Hennen zu einem Hahn, der nun Rüche genug hat, ihr Verhalten zu überwachen, da stets schwächere Hähne in der Nähe umherlungern, um im geeigneten Moment dem rechtmäßigen Besitzer Hörner aufzusetzen, selbst wenn es noch einige Fehern mehr kosten sollte. Der Hahn balzt nur ausnahmsweise auf Bäumen, meist am Boden, und zwar je nach der Bitterkeit von Mitte März bis Ende Mai, im Hochgebirge und hohen Norden bis Mitte Juni. Mit einsetzender Dämmerung streicht er vom Nachtstand auf den Balzplatz und beginnt nun bald seinen aus zwei Sägen bestehenden Balzschlag; zuerst tollert er, ähnlich dem Gluden einer sich entleerenden Flasche, jählich, schleift (süddeutsch: gedelt, robelt, bläht) er, was wie „Tschiooo-zich“ klingt, mit dem Ton auf der Endsilbe. Dabei schlägt er Rad wie ein Trutbahn, rennt wie nicht flug umher, dreht sich wie ein Kreisel, springt meterhoch und gebärdet sich höchst lächerlich. Obendrein zwingt ihn die Eiferfucht stets zur Beobachtung des Nachbarn, er weiß nicht, ob er sich der Liebe oder dem Kampf hingeben soll, unwillkürlich rückt er jenem näher, welcher das Gleiche tut, und endlich geht die Valgerei wieder los, ein erhoffter Moment für die schon genannten unbeweideten Lungenzer. Gegen Sonnenanfang pflegt eine Pause einzutreten,

worauf dann die sog. Sonnenbalz folgt. Spät in den Morgen hinein, bis etwa 8 Uhr, kann man das Kolleken weit hin vernehmen. Nicht selten sieht und hört man Hähne auch im Herbst balzen, ebenso wie Amseln, Finken usw. auch im Herbst nach der Mauer einen leisen Gesang zum besten geben. Die Virgohenne verrät bei Anlage ihrer luftlosen Nestgrube mehr Ubertreugung als die dümmere Auerhenne und deckt das Gelege beim notwendigen Verlassen dicht zu, so daß die 8 bis 14 Eiern des Auerhuhns sehr ähnlichen, 50 : 35 mm großen Eier schwer entdeckt werden. Aber trotzdem vermehrt sich das Virgohuhn doch nur sehr mäßig, wenn ihm nicht ganz besonders energischer Schuß gegen das Raubzeug zuteil wird, denn außer andern Liebhabern stellen ihm Fuchs und Habicht unablässig und zwar mit nachhaltigem Erfolg nach. Selbst wenn sich die Jungen schon heben können, tun sie es nur ungern, sondern verlassen sich auf ihr allerdings sehr behendes und schnelles Laufen; das weiß Reineke, daher er plötzlich in das beschlichene Roff springt, es dadurch sprengt und nun auf die davonlaufenden Hühnchen erfolgreiche Jagd macht, was auch Hühnerhunde sehr bald begreifen und ansüßeren. Der Habicht halt natürlich mit wenigen Flügelschlägen ein V. ein, und man darf sich dabei nicht wundern, wenn man statt des erwünschten Zuwachses im Herbst den alten Stand und viel mehr Hähne als Hennen antrifft. Man kann ein Volk Virgohühner aus einiger Entfernung sehr leicht an dem fortwährenden flatternden Aufspringen einzelner Mitglieder erkennen. Zum Herbst ziehen sich die Hennen und jüngeren Hähne in Ketten zusammen, baumen am Abend gemeinschaftlich und suchen nun so gut wie möglich den Winter zu verbringen; alte Hähne tun sich mitunter gleichfalls zusammen oder bleiben allein. Aber die Vastarde zwischen Auer- und Virgohuhn s. Kackelhuhn.

Jagd.

Wie beim Auerhahn, ist auch beim Virgohuhn die interessanteste Jagd während der Balz, doch von jener gänzlich verschieden; es handelt sich hier nicht um Anspringen usw., sondern lediglich um einen bequemen Schuß aus dem Schirm, denn da meist mehrere Hähne in der Nähe balzen und während des Balzens auch wohl noch fremde heranströmen, mithin oft Schießgelegenheit ist, erbaut man sich auf dem Balzplatz einen oder mehrere Jagdschirme aus dem Material der Umgebung und legt sich vor Tagesanbruch in diesen an. Bald streichen die schwarzen Gesellen heran, und sobald einer bei für einen sicheren Schuß genügender Helligkeit in Schußnähe einfällt, wird Dampf gemacht. Hierdurch fühlen sich die anderen oft gar nicht geniert, sondern verharren ruhig

in ihrem Treiben, so daß man öfters zu Schuß kommt, wobei man gut tut, den geschossenen Hahn liegen zu lassen; denn zeigen darf sich der Jäger unter keinen Umständen, weil sonst das Reyl ein sofortiges Ende nimmt. Wer den Balzlaut und zwar den zweiten Satz gut nachzuahmen versteht, kann den Hahn sicher und bis in die unmittelbare Nähe heranzurufen, selbstverständlich nur, wenn man sich gebückt aufstellt, was Wilderer leider nur gar zu gut wissen. Wo, wie im Gebirge, die Hähne nur einzeln balzen, bleibt nur Anstiß hinter Steinen oder Anschleichen übrig, was ungemein schwierig ist. Man möchte meinen, der Birchhahn habe so viele Augen und Ohren an sich wie Federn; die vorzüglichste Bedung und ausgebildete Kunst im Schleichen, die mancher freilich aus dem Grund versteht, ohne Jäger zu sein, werden allein die stolze Feder auf den Hut verschaffen. Hat man den gewöhnlichen Strich des Hahns ermittelt, so kann man ihn sich zutreiben lassen. Gelegentlich bedient man sich eines ausgestopften Birchhahns oder ähnlichen Balgs mit großen, nachgeahmten Katzenkeln, des sog. Balbans, Bulbans oder Pulwans, um die Birchhähne heranzuloden, die man dann aus der Hütte oder sonstiger Bedung schießt. Das Volk hält den Hühnerhund zwar aus, doch läuft es gewöhnlich so schnell vor ihm, daß er sehr flüchtig sein muß, um es zum Aufstehen zu zwingen. Bei heißem, sonnigem Wetter hält das junge Birchwild gut, so daß die Jagd lohnend und interessant ist. Bei uns pflegt sie jedoch nicht sehr viel betrieben zu werden. Da die jungen Hähne Anfang September schon anfangen sich schwarz zu färben, so ist es nicht schwer, die Hennen zu schonen. Das Birchwild wird wie Auerwild aufgebrochen; jung schmeckt es recht gut, alt ist es ein Schaugericht.

Literatur: A. Ludwig, Das Birchwild, dessen Naturgeschichte, Jagd und Hege, 2. Aufl.; L. Rohr, Das Birchwild, dessen Hege und Jagd im Gebirge.

Birnbaum f. Laubhölzer.

Birsch (Birche, Kürsch, Birschjagd), die Jagd auf Schalenwild durch Anschleichen, Anfahren oder Anreiten (Birschgang, Birschfahrt oder Birschritt). Die B. ist die interessanteste, den Jäger am schärfsten prüfende Jagdart. Bei Treibjagden kann mancher Schüß glänzen, der von der Jagd nur wenig versteht, wenn er nur sicher und ruhig schießt, auf der B. aber, wo der Jäger ganz auf seine Kenntnisse von den Eigenschaften des Wildes, auf seine Sinne, Ueberlegung und Kraft sowie Geistesgegenwart bei oft unerwartetem Zusammentreffen mit dem Wild angewiesen ist, zeigt sich seine Befähigung. Einen Feisthirsch zu birschen, ist eine Examenaufgabe für jeden,

der sich Weidmann nennt, wobei sich dann die Erfahrung bewährt, daß viele berufen, aber, heutzutage namentlich, nur wenige aus-erwählt sind. Wie man zu birschen hat f. *Rotwild*, Jagd 1.

Literatur: E. v. Dombrowski, Die Birsch auf Rot-, Dam-, Reh-, Schwarz- und Gemswild.

Birschbüchse, eine Büchse von etwa 2,5 bis 3,5 kg Gewicht, mit nicht zu feiner Bifertung. Man unterscheidet einläufige Büchsen mit einem Schuß oder mit Magazin für mehrere Patronen (Repetierbüchsen, automatische Büchsen) und Doppelbüchsen.

Birschen f. *Birsch* und *Rotwild*, Jagd.

Birschfahrt f. *Birsch*.

Birschglas f. *Feldstecher* und *Zielfernrohr*.

Birschhütte f. *Jagdhäus*.

Birschjagd f. *Birsch*.

Birschjäger, ein lediglich zum Abschuß des Wildes und nebenher zu dessen Beaufsichtigung angestellter Jäger; selbstverständlich muß er besonders guter Schüß und fähigstgerecht sein, wenn er seinen Posten zur Zutrüblichkeit ausfüllen soll. Früher hießen die B. Weidgesellschaften, waren sehr angesehen, wengleich nicht so wie die Reiskerjäger, und zogen bald an diesen, bald an jenen Jägerhof.

Birschritt f. *Birsch*.

Birschschirm, ein leicht gebauter Schirm von Reifern usw., den man besonders auf einem Brunnstplatz aufstellt, um diesen besser übersehen und die etwa zum Abschuß bestimmten Hirsche auswählen zu können, eventuell um aus ihm zu schießen, obgleich solche Benutzung der Brunnstplätze nicht ratsam ist. Er muß schon aufgestellt und verwittert sein, ehe sich das Wild auf dem Plage zusammenschießt, weil es sonst davor scheuen würde. Über Anlage und Bau f. *Jagdschirm*.

Birschweg f. *Birschweg*.

Birschrollen (Brunnstrollen), unterirdische, in die Birschhütte führende Gänge. Man konnte durch sie zu jeder Zeit eingesehen an das schon zusammengetretene Wild gelangen. Sie sind längst nicht mehr im Gebrauch. Verdeckte, wenn auch nicht unterirdische Gänge, die auf Hochflände führten, bestanden in einer bekannten Wildbahn; sie hatten allerdings einen gewissen Vorteil, indem sie aus dichtem Holz, worin es sich leicht und ungesehen schleichen ließ, bis auf die Kanzel führten.

Birschwagen, ein Wagen zum Anfahren des Wildes. Ob ein solcher elegant ist oder nicht, bleibt sich freilich gleich, nicht aber dessen Bauart. Man hat heute eine große Auswahl der verschiedensten Formen, aber einen Idealbirchwagen gibt es trotzdem nicht. Er muß vor allen Dingen ein ungehindertes und ungeschädetes Auf- und Abpringen gestatten, daher soll ein solcher Wagen an den Seiten offen und nicht zu hoch vom Boden sein;

ferner muß er sich möglichst kurz umdrehen lassen; außerdem ist ein möglichst hoher Sitz für den Führer notwendig. Er sei bei genügender Stärke leicht fahrbar und besitze, wenn er ein Federvagen ist, starke Federn, die nach dem Anhalten des Wagens nicht lange in der federnden Bewegung verharren, damit dem Schützen das Abkommen nicht unmöglich gemacht wird. Auch habe der Wagen kein allzu auffallendes Äußeres, weil das Wild den B. bald kennen lernt und leicht vom ortsüblichen, harmlosen Fuhrwerk unterscheidet. Ist dies aber erst der Fall, so kann man mit einem solchen Wagen das Birschenfahren auf längere Zeit aufgeben. Ein als vortrefflich anerkannter B. hatte folgenden Bau: Er war ein mit Brettern ausgelegter Leiterwagen, an beiden Seiten ganz offen, die Leitern ragten hinten um zwei Sprossen, die nicht verkleidet waren, heraus, so daß dieser Teil Sitzraum genug für einen, sogar zwei Schützen hatte. Der Bodfuß war, vom Erdboden gerechnet, 1½ m hoch, so daß der Führer ziemlich weite Umschau hatte, und ruhte ausschließlich auf vier in den Boden eingelassenen, eisernen Armen, so daß der Vordertheil des Wagens ganz hohl war und zwei Hunde bequem unter ihm Platz hatten, die bei schlechtem Wetter durch Deckenlager und die dicht anschließende Bodschürze warm und geschützt lagen und an einen der Arme angelegt wurden. Der Hinterfuß ruhte auf Keilen an den Seitenwänden, so daß unter ihm gleichfalls hoher Raum für kleinere Hunde oder Gepäck verfügbar war. Auf dem Boden an beiden Seiten dieses Sitzes waren mit Filz gefüllte Lederschuhe angenagelt, in welchen die Gewehre standen, die an den oberen Leiterbäumen an Rissen festgeschmalt wurden. Die Rückwand, welche diesen Hinterfuß von dem freien Hinterraum abschloß, war äußerlich mit einer sie deckenden Ledertasche bekleidet, welche die verschiedensten Dinge aufnahm. Eine Bastdecke machte den Sitz auf dem Hinterraum behaglicher. Der Schütze konnte sich jeden Augenblick leicht herabgleiten lassen, wie man auch seitwärts, selbst im Trab, vom Wagen über das Tritteisen ohne jede Gefahr herabsteigen konnte. Die festgeschmaltten, mit der Mündung stets nach oben gerichteten Gewehre waren mit einem Ruck an der Schnalle des Rissens zur Hand, und war der Tag ein glücklicher, so prangte ein Birsch oder Schwein oder sonstiges Wild in dem Hinterraum. Zur Schonung des Wagens ging er auf derben Quetschfedern. Der Anstrich war graugrün mit etwas dunkleren Leitern. Er konnte auf dem Fied umdrehen. Wer sich solchen Wagen, der übrigens keineswegs kostspielig ist und dennoch auch zu andern Spazierfahrten sehr anständigerweise zu

benutzen ist, nicht zulegen kann und auf gewöhnlichem Arbeitsleiterwagen birschen fahren muß, der setze beim Abpringen niemals die größte Vorrichtung mit dem Gewehraus den Augen, halte es möglichst hoch und, wenn tunlich, gesichert; denn gerade bei diesem Abpringen ist schon manches schwere Unglück geschehen.

Birschweg (Birschtieg, Birschtieg, Schleidweg), ein Fußweg, den man sich im Holze an den Rändern der Dünungen, Kulturen und tiefen Schluchten, in Entfernung von einigen Metern rings um Wiesentränder, um die Felder und Wildbäder anlegt, ebnet und von Gestrüch aufräumt, um geräuschlos birschen zu können. Alle Äste in Manneshöhe werden beiseite, um das Anstreichen zu verhüten und um Ausblick zu haben. Nach den Blößen und sonstigen freien Alungsplätzen führt man Querstege, ebenfalls solche zu den Kangeln, Hochsitzen und Schirmen. Diese Birschwege eignen sich vorzüglich zum Raubzeugfang.

Birschzeichen betreffen auf dem Verhalten des Wildes nach empfangenem Kugelschuß, sowie auf Merkmalen in der Fährte. Ihre Kenntnis gehört zum notwendigsten Wissen des Jägers. Zu den B. gehören der Austrich, die Schmittthaare, Knochenplitter und vor allem der Schweiß. Näheres s. unter *Schweißzeichen*. Literatur: W. Bieling, Die Birschzeichen beim Rotwild. 2. Aufl.

Bisciola, L., deutscher Jagdschriftsteller; lebte ungefähr von 1560 bis 1620 in Bayern (s. *Jagdliteratur*).

Bismatente s. *Enten II*, 3.

bisfen, das Rufen des Hahns.

Blasen (Blischen), der zweite Teil vom Balzlaß des Birkhahns.

Blägente s. *Enten I*, 6.

Bläggans s. *Gänse I*, 3.

Blähghuhn s. *Wasserhuhn*.

Blägrötwild (Blähdewild, Blißwild), eine Spielart des Rotwildes mit einem weißen Stirnled, einer Bläse.

Blähweiche s. *Weiche* 3.

Blatt, 1) der schaufelförmige Knochen über dem Vorderlauf des Wildes, das Schulterblatt oder der Bug; in bezug auf den Schuß (Blattschuß) versteht der Jäger darunter den Teil über dem Vorderlauf, welcher das Schulterblatt umgibt. 2) B. heißt auch das Weidmesser, ein Haumesser mit sehr schwerer, breiter Klinge. Es wird beim Zerwiren des Wildes gebraucht, jedoch auch zum Blattschlagen, d. h. zum Bestrafen unweidmännischer Handlungen oder Keden. Hinsichtlich dieser Jargonien s. *Pfund*. 3) Aufs B. springen s. *blatten* und *Rehweid*, Jagd.

Blättchen (Wedblättchen), die zwischen Pfropfen und Schrot, bzw. über dem Schrot verwendeten Pappschichten; letztere werden auch Schlußscheiben oder Schrotbedel genannt. Diese Schlußscheiben sollen aus

möglichst dünnem, aber festem Karton bestehen.

Blättchenpulver s. *Pulver*.

Blatten (siepen), den Rehbod zur Brunstzeit durch den Ton der begehrlichen Rinde heranzulassen; er wird auf einem dazu gefertigten Instrument, dem Rehblatt (Blatter), leicht und täuschend nachgeahmt. Näheres s. *Rehweild*, *Jagd*.

Blatter (Rehblätter), der, s. *blatten*.

Blätterchen s. *Laubheu*.

Blattschlagen s. *Blatt 2*.

Blattschuß s. *Blatt 1*.

Blattzeit, die Zeit der Rehbrunst (Ende Juli bis Anfang August).

Blaumantel s. *Mövenartige Vögel I, 4*.

Blautaube s. *Tauben I, 2*.

Blauziemer s. *Drosseln 4*.

Blei, 1) Bezeichnung aller Arten von Geschossen, z. B. hartes, schwaches, grobes usw. Blei schießen. 2) S. auch *Karpfenfische IX, 1*.

Bleiblagerung (Bleianfaß) in den Geweßläufen, s. *verbleien*.

Bleizeichen, ein Zeichen ohne Bedeutung, entsteht, wenn die Schälwände eines Hirsches auf Stein oder festem Boden einen wie mit Bleistift gezeichneten, die Schalenform zeigenden Strich hinterlassen.

Blenden 1) (ereilen), ein Zeichen, welches der Hirsch macht, wenn er gelegentlich mit dem Hintertlauf so in den Tritt des Vorderlaufs tritt, daß er ihn verbreitert, wodurch der Hirsch von einem unerfahrenen Jäger für stärker angesprochen werden kann, als er wirklich ist. Der erfahrene Weidmann spricht aber nicht nach einem einzelnen Tritt, sondern nach einer Reihe von Tritten, der Jährte, an und wird sich daher nicht täuschen lassen. 2) S. auch *verblenden 1*.

Blendling, 1) der Nachkomme von Hunden verschiedener Rassen (s. *Schwarzweild*, *Jagd*), meist eine Kreuzung zwischen Haß- und Windhund. 2) In zoologischem Sinne sind B. das Kreuzungsergebnis zwischen zwei verschiedenen Tierarten, doch werden bei deren Unsicherheit die Begriffe B. und Bastard meist als gleichbedeutend aufgefaßt, also auch unter B. der Nachkomme von zwei verschiedenen Tierarten (Spezies) verstanden.

Blendzeng, Feder- und Tuchlappen, im Gegensatz zu Sperrzeug, d. h. Luchern und Netzen, die das Wild im gesperrten Jagden einschließen.

Blide s. *Karpfenfische X, 1*.

blind geladen ist eine Patrone, die kein Geschöß oder Schrot enthält; b. Schuß, ein mit einer solchen Patrone oder ohne ein Ziel — als Signal — abgegebener Schuß.

bloden, das Fuß der Raubvögel auf einem erhöhten Gegenstand.

Blodhaus s. *Jagdhäus*.

Blöße, größere, holzleere, aber zum Holzboden gehörige Fläche im Walde. Kleinere Blößen heißen Läden.

Blume, der Schwanz des Hasen, des Kaninchens und die Standartenpfe des Fuchses; auch wird der Wedel des Rotwilds mitunter so genannt, doch ist für diesen und den des Damwilds der erwähnte Ausdruck gebräuchlicher.

Blumenanlagen s. *Baumschulen*.

Blum(en)ziemer (Winterziemer), der Teil des Rüdens (Ziemers), an welchem sich bei Elch-, Rot- und Damwild der Wedel befindet.

Blutharnen bei Hirscharten. Im Blute schmarozende Protozoen (*Pyrosoma biganinum*) sind die Erreger einer dem Tegasieber des Kindes ähnlichen Krankheit, die vereinzelt auch bei den Hirscharten beobachtet wird. Sie äußert sich in B. (Hämoglobinurie) und fortschreitender Entkräftung. Der Erreger wird durch Zeden und Zedenlarven von krankem auf gesundes Wild übertragen.

Blutotr des Hundes. Ein Bluterguß zwischen Haut und Ohrmuschelknorpel. Entsteht durch Zerren an den Behängen, Schlägen dieser an das Halsband, Bissverletzungen usw. Wird das Leiden sich selbst überlassen, so kommt es zu Verbidungen und Verkümmungen der Ohrmuschel. Befund: An der Innenseite, selten an der Außenseite des Behanges befindet sich eine Anschwellung, welche beim Druck sehr schmerzhaft ist, sich elastisch anföhlt und röhlich oder bläulich gefärbt ist. Die Patienten pflegen den Kopf schief zu tragen. Die Geschwulst wird durch einen großen Längsschnitt eröffnet. Die Wundhöhle ist mit Kreolin- oder Jylwasser gründlich zu reinigen; Blutgerinnsel und Geweßseken werden entfernt. Nach erfolgter Desinfektion bringt man einen sausen Wundwatte in die Wundhöhle, legt die Behänge auf dem Kopfe übereinander, bedeckt sie mit einer Wattedeichicht und erhält sie durch Binden in ihrer Lage. Alsdann muß eine lederne oder leinene Ohrenkappe, die am Halsbande befestigt wird, angelegt werden. Der Verband ist täglich zu wechseln.

Bodad s. *Murmeltier*.

Bod, 1) das männliche Geschlecht beim Reh-, Ruffel-, Stein- und Gemswild. 2) Wird ferner als Abkürzung für *Apportierbock* gebraucht.

boden, vom Wildbret männlichen Wildes, wenn es den Brunstgeruch angenommen hat. Um dies, wenigstens teilweise, zu verhüten, muß man dem geschossenen Wild sogleich das Kurzwildbret auslösen.

Bodgewehr, Doppelgewehr, dessen Läufe nicht nebeneinander, sondern übereinander angeordnet sind. Man unterscheidet Boddoppelbüchsen (beide Läufe gezogen), Bod-

büchslinten (ein Lauf glatt, der andere gezogen, letzterer liegt gewöhnlich unten) und Bodendoppelhinten (zwei glatte Läufe).

Böckern, gleichbedeutend mit *bocken*.

Boden, weidm. Ausdruck für Erde und Erdoberfläche (guter, schlechter B., je nachdem sich die Färbung in ihm abprägt, Bodenbalg usw.).

Bodenbalg f. *Hochbalz*.

Bodenfeuer f. *Waldbrände*.

Böhmisches Treiben, gleichbedeutend mit *Streifen 1*.

Bohrung f. *Laufbohrung*.

Bolzengeschosse f. *Flintenlaufgeschosse*.

Bömsch, Land- und Wasserbömsch, eine wohl kaum mehr gebräuchliche Fangvorrichtung, die zum Fange von Raubvögeln auf dem Lande wie auch im Wasser, hier hauptsächlich zum Fischadlerfang, diente. Sie bestand aus zwei mit Reben bespannten großen Holzbügeln, die beim Abziehen der Stellung zusammenzuschlugen.

Bonellis Adler f. *Habichtsadler 1*.

Bönhase, Weinhase, im allgemeinen ein Füscher, der sein Handwerk nicht versteht; in unserem Falle ein schlechter, unwissender Jäger.

von der Borck, Frhr., geboren am 17. Dezember 1771, studierte in Göttingen und wurde 1796 Forstmeister im Fichtelgebirge; 1824 war er l. bairischer Forstmeister und Kammerer in Gunglshausen (s. *Jagdliteratur*).

Borkenläufer. Kleine, sich fast ausnahmslos in Holzpflanzen entwickelnde Käfer, die unter der Rinde oder im Holze, allein wie auch in größerer Gesellschaft, Gänge bohren, wo sie die Eier ablegen. Diese von den alten Käfern genagten Gänge (Muttergänge) besitzen für jede Art eine charakteristische Gestalt. Der Käfer dringt durch das runde Bohrloch in die Pflanze ein, das beim Bohren dieses Loches herausfallende Bohrmehl und der dort erfolgende Harzaustritt bieten sichere Merkmale für das Vorhandensein der Käfer. Die sich aus den Eiern entwickelnden jungen Käfer ernähren sich von saftigen Rinden- und Holzschichten, verpuppen sich auch unter der Rinde oder im Holze, einige Arten in einer sog. Puppenwiege. Die meisten Borkenläuferarten sind für den Wald sehr schädlich, so namentlich der Fichtenborkenläufer, der Waldgärtner, auch Kiefernmarkläufer genannt, usw.

Borken, die feinen Oberhaare des Schwarzwildes; die auf dem Kamm stehenden heißen Federn.

Böckpieler f. *Seeschwalben I, 2*.

Bracher f. *Brachvogel 1*.

Brachschnepe f. *Brachvogel 1*.

Brachschwalbe (Glareola), eine Gattung aus der Familie der Regenpfeifer (Charadriidae); in der allgemeinen Erscheinung an

eine große Schwalbe erinnernd. Schnabel kurz, gleich von der Wurzel in einem flachen Bogen abwärts geträumt. Mundspalte reicht bis unter das Auge; Nasenlöcher nahe der Wurzel, schräg stehend, mit weicher Hautbede; Mittelzehe erheblich länger als die anderen, zwischen ihr und der äußeren eine kurze Bindegewebe; Nagel der Mittelzehe inwendig gezähnt, Hinterzehe vorhanden. Flügel lang, schmal und spitz, schwalbenartig, wie der tief gegabelte Stof. Bei uns eine Art als seltener Gast.

Halshandgiarol (Glareola fusca L. G. pratincola L. G. austriaca, naevia, senegalensis Gmel., G. torquata Meyer; Brachschwalbe, Schwalbenwader, Wiesenschwalbe, Schwalbenstelze, Stenptentale, Giarol). Länge 25 cm, Stof 11, Schnabel 1,5, Lauf 3, Mittelzehe mit Nagel 2,6 cm. Stof tief gegabelt, äußerste Feder etwa 6 cm länger als die mittelsten; obere Stofbede weiß; die großen Deckfedern auf der Unterseite der Flügel rostrot. Die ganze Oberseite graubraun mit etwas rötlichem Anflug im Nacken; Schwingen dunkelbraun; Stof auf der Endhälfte dunkelbraun. Kehle rötlich-gelb, von einem feinen, schwarzen, weiß geränderten Saum eingefasst; Jügel schwarz, laufen mit dem Kehlsaum zusammen; Brust graubraun, nach dem Bauch hin rostfarbig. Hinterleib und Steiß weiß. Weibchen dem Männchen gleich. Schnabel schwarz, in den Mundwinkeln hochrot, Ständer trüb rötlich-braun, Iris braun. Im Jugendkleid haben die Federn rostgelbliche Säume und dunkle Flecke, namentlich auf dem Kropf und den Halsseiten; die Kehle ist trübweiß mit kaum zu erkennendem Saum; sonst den Alten sehr ähnlich. Schnabel bräunlich-schwarz; Ständer trüb rötlich-grau. Die Heimat des H. ist das östliche und südliche Europa und angrenzende Asien; auf dem Durchzug ist er gelegentlich bei uns anzutreffen; er liebt mit kurzem Graswuchs bedeckte, von Pfützen durchschnittene Ortschaften, auch besonders Brachäcker, wo er seine Hauptnahrung, Insekten, findet. Das Nest, eine einfache Vertiefung, enthält vier 31 : 25 mm große Eier, die denen der Seeschwalben ähnlich sind, deren ovaltundliche Gestalt haben und auf grünlich- oder grauweißem Grund mit schwarz- oder violettgrauen Flecken und Wolken dicht besetzt sind. Der Giarol erinnert im Flug sehr an die Seeschwalben, die er aber an Gewandtheit noch übertrifft; am Boden ist er ungemün behend und läuft ruckweise sehr schnell. Aber den Brachäckern flattern ganze Scharen dieser unangenehmen Vögel und bieten in ihrem Insektenfang ein sehr ansprechendes Bild. Die Jagd auf diesen unüblichen Vogel hat wenig Bedeutung; auch ist er sehr scheu, wenn er Verfolgung wahrnimmt.

Brachsen f. *Karpfensische IX, 1.*

Brachvogel (Numenius), Gattung aus der Ordnung der Schreitvögel und der Familie der Schnepfen. Der Stecher ist zwei- bis dreimal so lang wie der Kopf, stark abwärts gebogen. Die verhältnismäßig kurzen Vorderzehen der langen Ständer sind durch Spannhäute mit einander verbunden; Hinterzehen vorhanden. Der Lauf ist vorn mit großen Schilbern besetzt, hinten fein gekniet. Die V., von denen drei Arten bei uns vorkommen — als Brutvogel jedoch nur eine — sind die größten Schnepfenvögel.

1) **Großer Brachvogel** (Numenius arcuatus L., *Scolopax arcuata* L.; Kronenschnepe, Keilhahn, Bracher, große Brachschnepfe, Gewitterregenbogel, Gütvogel, Trammtschnäbelige Schnepe, Regenwulv; f. Abbildung). Länge 50 bis 60 cm, Stecher 11,6 bis 16, Lauf 8,6, Mittelsehe ohne Nagel 4 cm. An den Seiten des Unterstechers ist die Befiederung weiter vorgezogen als an denen des Oberstechers; auf dem Scheitel findet sich kein heller Mittelstreif.



Kopf des großen Brachvogels.

(Etwa $\frac{1}{2}$ nat. Gr.)

Zu allgemeinen ist die Oberseite bräunlich-gelb mit schwarzbraunen Quersfleden und Binden, der Wurzel weiß mit bräunlichen Längsfleden, der Stoß weiß, schwärzlich quergebändert, seine beiden Mittelfedern grau schattiert. Der lehmgelblich überflogene Hals ist dunkel längsgefurcht, die Brust ähnlich, etwas heller, Kehle und Bauch weiß, lehterer an den Seiten mit wenigen dunklen Längsfedern. Stecher rötlich-grau, an der Spitze dunkelgrau; Iris tiefbraun; Ständer graublau. Weibchen und Männchen gleich. Bei den Jungen ist der Stecher kürzer, die Gelenke wulstiger, die Fledung in der Färbung kräftiger. Die Heimat des gr. V. ist der Norden der Alten Welt; im Herbst zieht er bis nach dem nördlichen Afrika, Persien und Indien. Er ist in Europa vom arktischen Kreis bis an die westlichen und südlichen Küsten verbreitet. Brutvogel innerhalb Deutschlands hauptsächlich in den Küstenländern der Nord- und Ostsee bis nach Westfalen, Hannover, der Harz und Schlesien. Er liebt sanftige, einsame Gegenden mit Wasser und ist an Seegestaden häufig.

Seine hauptsächlichsten Brutplätze sind die Tundren Lapplands und Sibiriens. Die vier kugelförmigen Eier, mit den Spizen im Nest nach innen gekehrt, legt er in eine kleine Vertiefung auf Moos oder Niedgras in der Nähe vom Wasser; sie sind auf blassem, trüb olivengrün-gelblichem oder bräunlichem Grund mit dunkelgrauen, dann mit grünlich-schwarzbraunen Flecken, großen und kleinen Strichen und Schnörkeln dicht bedeckt und messen 65 : 42 bis 75 : 48 mm. Die Stimme des gr. V. ist ein lautes, melodisches Pfeifen, das sich in der Paarzeit zu einem hellen Triller steigert. Die Flug des gr. V. besteht aus Inselften, Würmern, Larven, grüner Saat und allerlei Beeren, zu deren Verdauung kleine Kiesel verschluckt werden. Der Keilhahn ist ein scheuer, mißtrauischer Vogel, der nur mit seinesgleichen gefellig lebt und die Wanderungen familienweise unternimmt.

2) **Regenbrachvogel** (Numenius phaeopus L., *N. minor* Briss.; kleiner V., kleine Kronenschnepe). Länge 38 bis 43 cm, Stecher 6,5 bis 8,8, Lauf 5,5 bis 6, Mittelsehe ohne Nagel 3,1 cm. Kopf dunkelbraun ohne Flecke, auf dem Scheitel ein hellgelber Längsstreifen, Stoß an der Wurzel grauweiß, an der Spitze aschgrau mit dunklen, ineinander schattierten Binden; Brustseiten und Weichen weiß mit dunkelbraunen Pfeil- und Quersfleden; die Befiederung an den Seiten des Unterstechers kaum weiter reichend als die des Oberstechers. Stecher etwas gekrümmter als beim großen V. Oberleib schwarzbraun mit gelben Kanten und hellen Spizenfäden; die großen Schwingen braunschwarz, die kleinen heller. Stecher rötlich-schwarzgrau, Spitze schwarz, Iris dunkelbraun, Ständer graublau; bei den jungen Vögeln ist der Stecher kürzer, wenig gebogen; Ständer hell aschblau. Seine Heimat ist im allgemeinen nördlicher als die des großen V., an den Küsten der Nord- und Ostsee kommt er zwar vor, doch im Innern Deutschlands nur selten, als Brutvogel wohl überhaupt nicht, dagegen in Holland und an den ostpreussischen Küsten, besonders auf der Kurischen Nehrung zahlreich. Zugzeit und Aufenthalt wie beim vorigen. Seine vier birnförmigen Eier haben auf trüb olivengrünem Grund wenige rötlich-achgraue und dunkel olivenbraune Flecke, variieren in Farbe und Zeichnung und messen 63 : 40 oder 58 : 43 mm. Flug, Lebensweise wie beim vorigen, selbst die reine Flüsterstimme klingt ähnlich, nur höher, wie „Lloid, lloid.“ Steht Witterungswechsel bevor, so streicht der N. unruhig und laut umher, von welcher Eigentümlichkeit ihm sein Name geworden ist.

3) Dünnschnäbliger Bradvogel (*Numenius tenuirostris* Vieill.). Vom Regenbradvogel, dem er in Stärke und Färbung ähnelt, durch das Fehlen des hellen Mittelstreifs auf dem Scheitel unterschieden, vom großen B. durch merklich geringere Nase und breite, herzförmige Flecke an den Brustseiten. Stecher dünner und schlanker als bei den beiden anderen Arten. An diesen Merkmalen ist der dünnschn. B. kenntlich; die Färbung ist derjenigen der beiden vorigen so ähnlich, daß eine Beschreibung nicht nötig erscheint. Länge 39 bis 43 cm, Stecher 7 bis 9 cm, Lauf 6,5 bis 7 cm. Die Heimat des dünnschnäbligen B. ist das südliche Europa, Nordafrika, Kleinasien usw. In Deutschland ist er einige Male als Irrgast vorgekommen, so in Anhalt, bei Marburg, auf Sylt, auf der Kurischen Nehrung.

Die Jagd auf die Bradvögel ist sehr mühselig, da diesen nur im freien Gelände sich aufhaltenden, äußerst scheuen Vögeln sehr schwer, an ehesten noch bei Nebel, anzukommen ist. Man kann sie mit einem Pfeischen aus gedeckter Stellung anlocken, auch die Locktöne nach einiger Übung mit dem Mund nachahmen. Ihre Anwesenheit bemerkt man bald an den sehr angenehmen, weichen Flöten-tönen, welche die übrigen Sumpfvögel aber auch gern beachten, freilich als Mahnruf zur Aufmerksamkeit oder Flucht, daher die Jagd auf andere Vögel durch die Bradvögel sehr erschwert wird. Es bleibt allen diesen Vögeln gegenüber nur das Anschleichen übrig oder das Ansitzen in Hütten oder sonstigen Dedungen, sowie das Anlocken mit der Pfeife, welche Methode auch so vielen Reiz gewährt, daß sich der Jäger mit ihr wohl begnügen kann, wobei sein Scharfsinn sich sehr gute Erfolge zu verschaffen vermag. Gar nicht selten stoßen B. auch auf den Uhu und noch häufiger auf den Fuchs.

Literatur: Raumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas; E. Schaff, Ornithologisches Taschenbuch, 2. Aufl.

Brade. Die Braden sind die Stammväter unserer Vorstehhunde. Da die modernen Jagdverhältnisse die Bradenjagd immer mehr zurückgedrängt haben, werden nur noch wenige Braden rein gezüchtet. Nur im Sauerlande trifft man sie noch häufiger an. Wir können bei uns folgende fünf Bradenschläge unterscheiden: Die hollsteinische Brade (Stöber), die Heidebrade (Hannoverische Brade), die Holzbrade (Weßfällische oder Sauerland-Brade), die Steinbrade der Ruhrgegend, die Wildbodenhunde (Waden, Württemberg, Bayern und Tirol bis Steiermark). Die Holzbrade (Sinnentoper, weßfällische oder Sauerländer Brade), die heutzutage noch in

größeren Maßstabe planmäßig gezüchtet und kurzweg als deutsche B. bezeichnet wird, ist ein leichter, hochstehender, edler, doch kräftiger Jagdhund mit leichtem Kopf, gutem Behang und leicht aufgezoogenem Hinterleibe. Rücken-höhe etwa 51 cm, höchstens 55 cm, Hündinnen meist etwas niedriger. Kopf langgestreckt, Ausschnitt vor der Stirn äußerst gering. Von vorn erscheint der Kopf schmal und langgestreckt. Rute derb behaart, etwas büchtig, fast wurstartig, entweder hängend oder in sanftem Bogen hoch getragen. Behaarung für einen kurzhaarigen Hund lang, sehr dicht, hart. Farbe weiß, gewöhnlich als durchgehende Flecke, — Halsring, Brust, Läufe und Ruten-spitze — öfter auch noch weiter verbreitet. Als Mantel-, Kopf- und Rutenfarbe rotgelb,



Deutsche Brade.

grau, schwarz, dunkelgrau mit gelb vermischt, bei dunklen Farben dort, wo das Weiß sie nicht überdeckt, Fackelabzeichen. — In der Schweiz werden verschiedene Stämme schöner Braden (Schweizer Laufhunde) gezüchtet. (S. auch *Dachsbracke*). — In einer gewöhnlichen Treibjagd mit Braden werden nur einige Hunde im Treiben gelöst, die dann durch ihr Geläute eine große Spannung unter den Schützen hervorrufen, wenn die Jagd sich bald hier-, bald dorthin wendet. Je nachdem die Hunde laut und scharf jagen, kommt das Wild schon weit vor ihnen und mehr oder weniger flüchtig heran. Eine beliebte Jagd in manchen Gegenden besteht darin, daß der Jäger mit einer oder zwei Braden ins Feld zieht; stoßen sie einen Hasen auf, so stellt jener sich einigermaßen gedeckt auf und erwartet die Rückkehr des Hasen zu seinem Lager, die nach einiger Zeit sicher erfolgt, da dieser sich nur eine Strecke weit jagen läßt, dann aber in einem Bogen, meist lange vor den Hunden, zu seinem Lager zurückkehrt. Da er ängstlich nach diesen sieht, achtet er weniger auf die Gefahr vor sich und kommt oft sehr nahe an den Schützen heran. Die Bradvogel-jagd, sowohl im Feld als auch auf Heide und

Hafen im Wald, ruiniert die Jagd im allgemeinen und ist angetan, sie gänzlich und auf die Dauer zu vernichten, daher sie nur in steilen Felswänden, unregelmäßigen Bruchern und ähnlichen Ortschaften ausgeübt werden sollte. Sorgsame Dressur erfordert Braden nicht; man läßt rohe Hunde mit alten erfahrenen laufen, denen sie das Handwerk bald ablernen; fehlen diese, so animiert man den jungen Hund zum Jagen und macht ihn dadurch schärfer oder genossen, daß man ihn von dem ersten Hasen, den er zu Schuß brachte, vom Schweiß oder Gescheide zu freßen gibt; dadurch merkt er bald, worauf es antommt. Die Gefahr, dem Hunde das Anschneiden angewöhnen, wird dadurch weicher vergrößert, noch verringert, denn die meisten Braden haben diese Untugend, und sucht man sie ihnen zu nehmen, so verlieren sie leicht an Schärfe.

Die Jagd mit B. ist nach der hannoverschen Jagdordnung vom 15. September bzw. vom 1. Oktober an gestattet; sie darf nur von demjenigen, der auf einer Fläche von wenigstens 10000 Morgen im Zusammenhang zur Jagdausübung berechtigt ist, auf dieser Fläche ausgeübt werden; die Zuwiderhandlung ist strafbar. B., die zu anderer Zeit in einem fremden Jagdgebiet jagend betroffen werden, können von dem Jagdberechtigten oder seinem Vertreter getödtet werden; in der Zeit vom 15. September bzw. 1. Oktober bis zum Jagdschluß ist jedoch nicht das Töten, sondern nur das Auffangen, das Koppeln gestattet. Der Eigentümer hat eine Strafe zu zahlen.

bradieren, mit Braden jagen.

Brand. 1) Die Schwarzfärbung der Haare um die Brunstzeit des Hirsches bei Eintritt der Brunstzeit infolge Auslaufens der Samenfeuchtigkeit (Brunstbrand, Brunstfled). 2) Die schweißige, meist dunkel gefärbte Stelle am Wildkörper, wo das Geschöß eingedrungen ist. — 3) B. des Gewehrs; hierunter verstand man früher die Eigenschaft eines Gewehrs, recht scharf zu schießen und besonders gut zu töten. Heutzutage glaubt niemand mehr an betartige Dinge. Die Wirkung eines Geschößes beruht lediglich auf seiner Beschaffenheit und seiner lebendigen Kraft.

Brandader, die stark hervortretende schwarze Ader (Darmbeinvene) nahe am Schloß an den inneren Keulen des Wildes, die beim Aufbrechen aufgeschoßen wird, um den Schweiß auslaufen zu lassen.

Brandente s. Enten VII.

Brandfled, auf Vögeln die schwarzen braunen Flecke mit hellen Rändern.

Brandfuß s. Fuchs.

Brandgans s. Enten VII, 1 u. Gänse II, 1.

Brandhirsch, lokale Abweichung des Rothirsches, die im Sommer durch lebhaft rote,

im Winter durch sehr dunkle Färbung ausgezeichnet ist. Um eine besondere Art handelt es sich hierbei nicht.

Brandkultur s. Hackwaldbetrieb.

Branken (Branten, Branken, Laßen), die Läufe, namentlich die vorderen, des Bären, Wabers, Dachses; besonders gebräuchlich beim Bären.

Brantwibbret, der Ziemer, der Mörbraten, die Blätter und die Keulen des Wildes; alles übrige gehört zum Kochwibbret.

Brantheu s. Sauerheu.

Brantkopf s. Enten II, 2.

Brantschimmel (Brauntiger), eine gewisse Farbzeichnung des Haars der Borstehunde: Weiße Grundfarbe mit kleinen, dicht ineinanderstehenden, braunen Flecken; meist braunen Blatten und braunem Kops. Unter den Deutsch-Kurzhaarigen sind B. häufig, ebenso unter den D.-Drachhaarigen, bei den D.-Langhaarigen kommen sie seltener vor. Für Gebrauchshunde empfiehlt sich eine nicht zu helle oder dunkle Färbung.

brav, 1) groß und kräftig vom Rot- und Rehwild, also ein braver Hirsch, braver Bod; auch ist ein starkes Geveiß oder Gehörn b. 2) Ferner nennt man den tüchtigen und gerechten Jäger b.

brachen, 1) von Sauen, im Boden nach Fraß wühlen; 2) von Feldhühnern, sich in den Schnee einscharen. 3) Hochwild bricht, wenn es beim Wechseln durch dichtes Gehölz lautes Geräusch verursacht.

breit, 1) das Wild steht dem Jäger b., wenn es ihm die ganze Breitseite zeigt; 2) das Geveiß ist b. ausgelegt (s. Auslage).

Breitenkreuzung s. Streuung.

Breitschnabel s. Enten I, 7.

Breitschuß, ein auf die Breitseite des Wildes abgegebener Schuß; er ist, wenn irgend tunlich, anzuwenden wegen des größern Zieles, wobei an stärkeres, mit der Kugel zu erlegendes Wild zu denken ist. Ein Schuß von hinten oder vorn heißt Spitzschuß (Halbspitzschuß), mit ersterem schießt man das Wild oft nur krant oder zu Holz, weshalb er von einem gerechten Jäger nicht anzuwenden ist; beim Spitzschuß von vorn oder, wie man sich auch auszubüden pflegt, beim Schuß auf den Stich, bricht das Wild im Feuer zusammen.

Bremfenlarven. Der Körper verschiedener Säugetiere beherbergt nicht selten Schmarotzer, die vollständig Engerlinge, Dassel oder Viehwürmer genannt werden und teils in der Haut, teils in den vorderen Luftwegen und in der Rachenhöhle, teils im Magen und Darmkanale ihren Sitz haben. Die Parasiten sind die Larven von Fliegen, den sog. Vießfliegen oder Bremfen (Oestridae). In der Haut des heimischen Wildes leben die Larven

der Dasselfliege — *Hypoderma diana* und *H. actaeon* — und zwar erstere beim Rot- und Rehwild, letztere nur beim Rotwild. Die etwa 12 mm großen, hummelähnlichen Dasselfliegen legen ihre Eier an die Dede des Wildes, das sie von dort abledt. Im Schlund und Wanst schlüpfen die Larven aus, durchbohren



Erde und Puppe von *Hypoderma diana*.
(Rot. Gröbe.)

die Wandung dieser Organe und wandern nach dem Unterhautzellgewebe des Rückens, wo sie sich festsetzen und Beulen (Dasselbeulen) erzeugen. Nach Durchbohrung der Dede fallen sie zur Erde und verpuppen sich. Aus den Puppen schlüpfen die Fliegen aus, die dann aufs neue ihre Eier an das Wild absetzen. Die Dasselfliegen selbst fügen dem Wilde keinen unmittelbaren Schaden zu; auch ihre Larven sind in der Regel harmlose Parasiten.

Die Rachenbremsen (*Cephenomyia* und *Pharyngomyia*) fliegen je nach der Art von Juni bis September und lassen ihre Larvchen in den Windfang des Wildes fallen. Im weichen Gaumen, am Zungengrunde und im Kehlkopf erzeugen die Larven hin und wieder schwere Entzündungen und können die Ursache des Eingehens ihrer Wirte werden. Die Rachenbremsenlarven verlassen den Wirtskörper durch Windfang und Geäse, fallen auf den Boden und verpuppen sich dort. Zur Verhütung der Bremsenplage des Wildes kommt im wesentlichen das Wegfangen der Fliegen in Betracht. *Hypoderma* hält sich gern auf Straßen, Weiden und im Walde in der Nähe der Wirtstiere auf, *Cephenomyia* fliegt während der größten Sonnenhitze auf nackten Berggipfeln, um Lärme usw. Die schwärmenden Fliegen werden oft von insektenfressenden Vögeln weggefangen, die deswegen nach Möglichkeit geschützt werden sollten.

Interessant ist die Mitteilung von Reaumur, der berichtet, daß in Frankreich früher bei den Jägern die Zabel verbreitet war, die Rachenbremsenlarven seien die Ursache des Abwerfens der Geweihe und Gehörne, indem sie vereint gegen den Hakenstock ziehen und durch ihr Ragen die Lockerung der Stangen bewirken sollten.

Brentgans s. Gänse II, 2.

de Brézé, Charles, wurde etwa 1445 in Frankreich geboren. 1467 Kapitän von Nantes und Neulan, nimmt er an den Kämpfen Ludwigs XI. teil. Da er seine ehebrecherische Gattin 1487 ermordet hat, wird er gefangen gesetzt, später aber wieder freigelassen. Er starb 1494 (s. *Jagdliteratur*).

Brillen s. Schießbrillen.

Brillente s. Enten II, 6.

bringen, 1) das Gebären kleinerer Raub-säugetiere. (Wolf und Hund wölfen, Bären bären, das nutzbare Haarwild setzt, das Schwarzwild frischt.) 2) Jemanden zu Schusse b., ihn so aufstellen, daß er irgend ein Stück Wild schießen kann.

Broden sind die scharf riechenden Ködermittel zum Anlocken des Raubzeugs an die Fangplätze, Fangeisen und Fallen. Man unterscheidet Kirr-, Fang- und Abzugbroden; sie sind etwa walnußgroße Fleischstücke, Stücke von Hammelfoten usw. Legt man diese B. auf die Plätze, um Raubzeug vor dem Fange nur anzuloden und vertraut zu machen, so nennt man sie Kirrbroden. Fangbroden heißen die B., welche man über Wind vor, bzw. um Tellereisen legt oder über diese hängt. Abzugs- oder Stellbroden werden die B. genannt, welche an die Abzugsvorrichtung der Abzugseisen, z. B. der beiden Schwamenhälse, gebunden werden.

Brombeere (*Rubus fruticosus*) kommt mit ihren Verwandten als für die Wildhege wichtig hauptsächlich für das westliche Deutschland in Betracht. Wuchs und Bewaffnung machen sie als Reimsienpflanze beachtenswert, ihre grünen Blätter sind eine ganz vorzügliche Winterfütterung für das Schalenwild, besonders für Rehe, und ihre Früchte sind auch vom Fehertwilde sehr begehrt. Sie ist also eine wichtige Schutz-, Deckungs- und Nahrungspflanze.

Bronzeputer s. *Trutwid*.

Browninggewehr, ein von dem Amerikaner Browning konstruiertes Selbstladegewehr. Die Browningflinte, eine Schüssige, automatische Flinte, wurde im Jahre 1904 von der Fabrique Nationale bei Herpal (Lüttich) in den Handel gebracht. Die automatische Browningbüchse Kal. 9 mm ist 1911 eingeführt worden. Beide Gewehre haben vertiegelten Verschluss und gleitenden Lauf. Beim Schuss bewegen sich Lauf und Verschluss gemeinsam eine Strecke zurück und werden dann entkuppelt, so daß der Lauf von einer Vorholfeder vorgezogen werden kann, wobei die abgeschossene Hülse ausgeworfen wird. Darauf setzt sich auch das Verschlussstück unter dem Druck seiner Schließfeder nach vorn in Bewegung, wobei es eine neue Patrone vom Zubringer in den Lauf schiebt. Die Flinte hat ein Rohrenmagazin unter dem Lauf, die Büchse ein Kastenmagazin.

Bruch, ein grüner Zweig, welcher 1) dazu dient, die Fährte sowie den Anschuß des Wildes oder auch den Schweiß zu bezeichnen (man verbricht die Fährte, *s. verbrecchen*); 2) zum Zeichen eines glücklichen Schusses auf ein Stück Hochwild, vornehmlich einen Hirsch, wird ein B. aufgesetzt (am Gute befestigt), wozu man einen Eichenzweig benützt, wenn man ihn haben kann, sonst einen anderen Baumzweig, im Winter von Nadelholz. Wenn dem Jagdherrn oder einem hervortragenden Gast ein B. überreicht werden soll, so hat dies der oberste der anwesenden Jagdbeamten zu tun, und zwar bei den preussischen Hofjagden auf der Hirschfängerrippe; sonst ist es auch üblich, ihn auf dem Gute liegend zu überreichen; die Jägerci entblößt dabei die Häupter; 3) man bedeckt endlich bei der Strecke das erlegte Wild mit Brüchen; 4) (vorstlich) alle durch atmosphärische Einwirkungen oder Naturereignisse hervorgerufen oder gebrochenen Wäme und Baumteile. Man unterscheidet der Ursache nach Wind-, Schnee-, Duft- und Eisbruch; den Baumteilen nach Wurzel-, Stamm-, Gipfel- und Astbruch; der Fläche nach Einzel-, Kletter-, Gassen- und Massenbruch.

Bruchwasserläufer *s. Wasserläufer 1.*

brummen, der gewöhnliche Laut des Bären.

Brunst, die Begattungszeit des edlen, hohen Haarwildes mit Ausnahme der Sauen, bei denen man von Raufzeit spricht. — Stille B., ihr Beginn, während deren der Hirsch wenig oder gar nicht schreit.

brunsten, das Begatten des hohen, edlen Haarwildes, mit Ausnahme der Sauen, welche rauhen.

Brunstfled *s. Brand 1.*

Brunsthege. Das Hochwild zieht sich zur Brunstzeit auf gewissen Plätzen zusammen, die natürlich nicht beunruhigt werden dürfen; die dazu ergriffenen Maßregeln bilden die B.

Brunsthirsch, ein zur Begattung geneigter Hirsch.

brunstig ist das zur Begattung geneigte weibliche, zur hohen Jagd gehörige Haarwild, mit Ausnahme der Sauen.

Brunstplatz (Brunstplan), der Ort, wo sich das brunstige Wild zusammenzieht.

Brunsttrute, das männliche Glied des hohen, edlen Haarwildes.

Brunstfährte, der Brunstlaut der Brunsthirsche.

Brunststollen *s. Birschstollen.*

Brunstzeit, die Periode, in der die Begattung des hohen, edlen Haarwildes (mit Ausnahme der Sauen) erfolgt.

Brutfled, die insolge des Webrütens der Eier oft von Federn entblößte, faltige Stelle am Unterleibe des brütenden Vogels.

Bruthaus, der Raum, wo die jungen Fasanen ausgebrütet werden.

Buchmaß, die Buchedern als Fraß der Sauen.

Büchse, das Kugelgewehr des Jägers. Da man aus ihr nur Kugeln schießt, also genauer zielen muß als bei dem Schrotgewehr, der Flinte, so hat sie auf dem Laufe Visier und Korn; das Korn ist gezogen, d. h. es hat innen mehrere gewundene Furchen (Drallzüge), welche sich um ihre Achse winden und das Aberschlagen der Geschosse verhindern sollen, indem sie dem Geschosse eine Drehung um seine Längsachse verleihen. Kurze Büchsen werden vielfach Stutzen genannt.

Büchsenlicht, die notwendige Helle, um visieren, d. h. zielen zu können. Ist das V. ausgegangen, so ist es zu dunkel zum Zielen. Durch das Zielfernrohr wird es ermöglicht, selbst dann, wenn bereits ein Erkennen von Visier und Korn nicht mehr möglich ist, einen sicheren Schuß abzugeben. Es sind auch verschiedene Mittel erfunden worden, um Büchsenlicht auf künstlichem Wege zu schaffen (Scheinwerter usw.); diese Mittel sind aber vom weidmännischen Standpunkte aus zu verwerfen. Der weidgerechte Jäger soll seinem Wilde wenigstens nachts Ruhe gönnen. Ein bescheidenes Hilfsmittel, die Visierung auch nach dem Schwinden des Büchsenlichtes erkennbar zu machen, stellen die verschiedenen Arten von Leucht- und Glühkörpern dar. Diese Vorrichtungen sind aber mehr oder minder Blendend, die bei Versuchen im Zimmer praktisch zu sein scheinen, in Wirklichkeit aber zwecklos sind. Ein leuchtendes Korn kann man zwar deutlich sehen, aber ein leuchtendes Abkommen läßt auf dunklem Hintergrund überhaupt nichts mehr erkennen, selbst wenn man das Ziel vorher ohne Leuchtkorn noch sah. Ist es übrigens so dunkel, daß man das Korn nicht mehr zu sehen vermag, dann kann man auch vom Wilde nichts mehr sehen, wenigstens nicht in dem Maße, wie es von einem weidgerechten Jäger und vorsichtigen Schützen gefordert werden muß (*s. a. Licht*).

Büchsenpanner, ein Jäger, der seinem Herrn auf der Jagd das schußfertige Gewehr überreicht, das abgeschossene abnimmt und wieder labet.

Büchsenfinte *s. Doppelgewehr.*

Büchting, Johann Jakob, geb. 9. März 1729 zu Betnigerode, besuchte die Universität Halle nach mehrjährigem praktischem Forstdienste. 1755 Marktscheider, 1764 anhaltischer Forstkommisär in Harzgerode, wo er am 15. März 1799 starb (*s. Jagdliteratur*).

Buchweizen *s. Getreide.*

Budé (Budaeus), Guillaume, geb. 1467 in Paris, studierte dort und in Orléans

klassische Literatur. Auf seine Veranlassung stiftete Franz I. das Collège de France und unterließ das von der Sorbonne angeregte Verbot der Buchdruckerei. V. starb als kgl. Bibliothekar in Fontainebleau 1540 (s. *Jagd-literatur*).

Bügel. 1) Über dem Abzug des Gewehrs (daher Abzugsbügel) eine metallene oder hölzerne Vorrichtung, welche dessen unbeabsichtigtes Abdrücken verhindert. 2) An Fallen, Dohnen, Eisen usw. die bogenförmigen Teile, welche den Fang der betreffenden Tiere bewirken. 3) Beim sog. deutschen Hirschkänger ein vom oberen Ende des Griffes nach der Patierklinge führender, zum Schutze der Hand dienender, gebogener Metallstab.

Bügelverschluß s. *Verschlußkonstruktionen* (Rouverschluß).

büjieren, einen Hasen oder Fuchs auf freiem Felde zu Fльд und ohne Hunde so lange jagen, bis er sich vor Ermattung drückt; es gehören dazu mehrere Reiter, von denen der eine sich dem Wilde vorwirft, um ihm den Weg zu verlegen. Die asiatischen Reiterwölfer b. häufig den Wolf, wozu ein einzelner Reiter genügt.

Bullenbeißer, im Volksmunde die Bullbogaen oder Borer; eine B.-Rasse gibt es nicht.

Bulwan s. *Birkhuhn*, Jagd.

Buntdroffel s. *Drosseln* 3.

Burdhardt, Dr. Heinrich Christian, geb. 26. Februar 1811 zu Adeleben bei Göttingen, studierte in Göttingen, trat später in Privatdienste. 1844 bis 1849 war er Lehrer und Revierverwalter an der Forstschule in Münden, dann trat er als Forsttrat in die hannoversche Domänenkammer; 1858 wurde er Forstdirektor im Finanzministerium. Er starb am 14. Dezember 1879 in Hannover als preussischer Oberforstmeister (s. *Jagdliteratur*).

Burg, die Wohnung einer Kolonie von Wibern; die eines einzelnen Wibers heißt Bau.

Bürger s. *Fährtenzeichen* 11.

Bürgerjagd ist in einigen Teilen von Hannover als Jagdberechtigung auf fremdem Grund und Boden erhalten geblieben. Nach § 12 Ziff. 1 der hannoverschen Jagdordnung ist den Städten auf den innerhalb der städtischen Feldmark belegenen Grundstücken der Stadt, der Bürger und Einwohner, insoweit auf solchen das städtische Jagdrecht bisher durch die Bürger ausgeübt wurde, die B. gestattet, wenn Magistrat und Bürgervorsteher die Fortdauer dieses Verhältnisses beschließen.

Bürgermeistermöwe s. *Möwenartige* Vogel I, 5.

Burgstall, Zeichen des Rothirches, s. *Fährtenzeichen* 11.

Bürzel, das, der Schwanz des Bären, der Sauen und des Dachses.

bushieren, mit dem Vorstehhund im Holz niedereres Wild, als Hasen, Kaninchen, Hühner, besonders Schnepfen, aufsuchen. Beim B. muß sich der Hund kurz halten lassen und das gesunde Wild fest vorstehen.

büsig (büsentreich, mit Büsen gefüllt) sind Jagdneze, die beim Aufstellen nicht kraff angezogen, sondern in Falten gefüllt sind; diese Stellung ist immer nötig, wenn Wild gefangen werden soll, da es sich in diesen losen Rehtteilen mehr verwickelt als in kraff angezogenen.

Bussard (*Buteo Cav.*), Gattung der Familie Bussarde (*Buteoninae*). Kopf did; Schnabel schwach, seitlich etwas eingedrückt, schwache Ausbuchtung am Oberschnabel, Kiefernlöcher halbmondsförmig. Flügel breit mit 24 Schwingen; die ersten 4 Schwingen ausgeschweift, erste sehr kurz, vierte am längsten; Lauf ziemlich stark und kurz, ein Teil nackt. Zehen kurz und plump, Krallen mäÙig getrümmt. — Starke, plumpe Vögel mit weichen, lockerem Gefieder; können Bente nur fangen, wenn sie sitzt oder läuft. Flug nicht schnell, aber elegant



1. Bussardfang.
(Etwa 1/2 nat. Gr.)

und schwebend infolge der großen, abgerundeten Flügel.

1) *M ä n s e b u s s a r d* (*Buteo buteo* L., *Buteo vulgaris* Bechst.; Gemeiner Bussard, Raufser).

Beschreibung.

Länge (B.) 52 bis 58 cm, Breite 120 bis 135 cm; Fittich 37 bis 41 cm; Schnabel 2,5 (im Bogen bis 3,5), Mundspalte 4, Lauf 8, Mittelzehe 3,5, ihre Kralle 2, Innenzehe 2, ihre Kralle 2,4 cm, die hintere Zehe 1,8 cm, ihre Kralle fast 3 cm (über dem Bozen); Schnabel dunkel hornfarbig; Kiefernlöcher halbmondsförmig

schief liegend. Iris bei jungen Vögeln gelblich-grau, später rotbraun, im hohen Alter hellgrau, bei den vorherrschend weißen Exemplaren perlmutterfarbig. Beim Verenden verändert sich aber die Irisfarbe. Beine plump und dick, kurz, gelb; Krallen schwarz, bei sehr hellen Stücken aber auch entsprechend heller; unterseits ausgehöhlt; Flügel lang und breit, etwas kürzer (wenn in der Ruhe zusammengelegt) als der Stoß. Zwischen Außen- und Mittelzehe eine Spannhaut. Die Farbe des W. zu beschreiben, ist nicht tunlich, da kaum ein Exemplar dem anderen gleicht und von einer fast schwarzen Färbung bis zur vorherrschend weißen alle Abstufungen vorhanden sind. Die gewöhnliche Färbung ist braun mit grauer Veränderung in den Flanken. Der etwas abgerundete Stoß ist meistens ganz, immer aber am unteren Ende gebändert; er hat gewöhnlich zwölf dunkle Querbinden und geht häufig an der Wurzhälfte in Weiß über. Die verschiedenen Färbungen geben keine Kennzeichen für Alter und Geschlecht ab, es gibt junge fast weiße und alte dunkelbraune Exemplare; auch reine Albinos mit roter

Iris kommen vor. Die Weibchen sind auch beim W. stärker als die Männchen, und die Jungen erkennt man an den weniger abgerundeten Federn, doch auch nur bis zu einer gewissen Zeit; kurz, es fehlen dem gemeinen Bussard die charakteristischen Kennzeichen wie keinem anderen Raubvogel. Die untere oder Innenseite der Flügel ist stets vorherrschend weiß mit unregelmäßigen grauen Bändern auf den inneren Deckfedern und den Schwingen, so auch die Unterseite des Stoßes. Die mäßig langen Hosen sind meistens dunkelbraun mit rostfarbenen Kanten, dunkler als der Bauch und fein quer gebändert. Die fast weißen Exemplare sind auf dem Rücken und den Flügeldecken fast immer mit größeren oder kleineren unregelmäßigen dunklen Flecken gezeichnet.

Verbreitung.

Mit Ausnahme von Island und dem hohen Norden ist der W. über ganz Nord-, West- und Mittelucropa, jedoch östlich meist nur bis zur Reichel, in Ostpreußen (dort noch ziemlich häufiger Brutvogel), seltener in Polen und in den baltischen Provinzen verbreitet; bei uns der gemeinste Raubvogel und, je nach rauherer

oder milderer Lage, Zug-, Strich- oder Standvogel. Die Vögel, welche bei uns brüten, ziehen zwar im Oktober südwärts bis nach Afrika; indessen drängen die aus dem hohen Norden ihnen nach, und so kommt es, daß wir auch im Winter stets einzelne W. bei uns haben, die, wenn dieser leicht und mit wenig Schnee verläuft, so daß sie keinen Mangel an Mäusen und ähnlichem Fraß haben, bei uns bleiben; im März beginnt dann die allgemeine Wanderung wieder nordwärts. Der gemeine W. ist zwar Waldvogel und horstet nur im Holz, dennoch ist er nicht sehr wählerisch und bezieht große Waldungen ebenso wie kleine Feldhölzer. Nach der Horstzeit verbringt er den größten Teil des Tags auf freiem Feld oder an Waldrändern, blodt auf Steinen, Pfählen und sonstigen Erhöhungen umher und lauert auf Raub, der, solange sie sich ihm bieten, ausschließlich aus Mäusen, Gewürm, Schlangen, Fröschen und besonders Frotschlaich, Heuschrecken, Raifarnen usw. besteht.

Verdauweise. Fortpflanzung.

Wie die meisten Raubvögel, sucht er im März seinen alten Horst wieder auf, bessert ihn aus



2. Jungbild des Mäusebussards (Breite 120–140 cm).

und trägt grüne Reiser ein, die dann über den Rand hinwegtragen. Der sonst so träge Vogel ist nunmehr gar nicht wiederzuerkennen, stundenlang kreist er unter lautem, fapenartigem „Hiäh hiäh“ mit seinem Weibchen über der Horststelle, spielt mit ihm, trägt zu Horst und denkt wenig ans Mäusefangen. Die Begattung erfolgt auf dem Horstrand. Muß der W. neu bauen, so benutzt er gern einen Krähhorst als Unterlage, bezieht auch einen Milanhorst, und daher findet man seine Brutstätte an verschiedenen Stellen des Baums, wenngleich eine Astachsel am Stamm die begehrtste ist. Innerhalb 10 bis 12 Tagen legt das Weibchen drei, sehr selten zwei oder vier Eier, welche in Gestalt und Färbung ebenso wechseln wie die Vögel, bald rundlicher, bald gestreckter sind, von 60 : 45 mm bis zu 50 : 40 mm Größe herabgehen und von dichter Fledung bis fast zu reinem Grünlich-weiß variieren. Sie sind von denen des Milans nicht sicher zu unterscheiden; alle angegebenen, meist sehr subtilen Unterscheidungszeichen sind hinfällig, und nur eigenhändiges Ausnehmen mit Beobachtung des Brutvogels wird der Sammlung zweifellos richtige Exam-

plare verschaffen. Gewöhnlich haben sie eine verwaschene, matte Lilafärbung auf der grünlich-weißen Grundfarbe und darauf kaffeebraune oder rotbraune Flecke und eirunde Gestalt. Die meist als sicher hervorgehobenen Kennzeichen der Milaneier, welche in seinen Strichen und Schnörkeln bestehen, haben die Bussardier gelegentlich auch. Man findet im Horst verschieden gefleckte Eier, das bunteste ist stets das zuerst gelegte, das farbloseste das letzte. Das Weibchen brütet fast 4 Wochen, wobei es vom Männchen höchst wahrscheinlich abgelöst wird. Das Weibchen hat einen einzigen großen Brutfleck. Wenngleich beide Alte sich leicht abklopfen lassen, so lieben sie doch ihre Brut sehr, und treiben die gefährdete unter lautem Geschrei und haben in der Nähe auf, wobei sie nicht schwer zu schießen sind. Wird das Gelege noch in ziemlich frischem Zustande zerstört oder ausgehoben, so legt das Weibchen nach 3 bis 4 Wochen — mitunter in denselben Horst — nochmals, aber stets weniger und kleinere Eier. Die Jungen werden mit allerlei Gewürm und Insekten, Schlangen, Mäusen, Amphibien, auch mit jungen Vögeln aufgefüttert. Wenn die Jungen auf den Horststand oder Baumast zu treten vermögen, sind sie noch bequem herabzuschließen; auf den Warnungsruf der Alten drücken sie sich aber sofort dicht in den Horst. Schon an der Färbung der Dunen kann man das spätere Kleid beurteilen; die weißen werden vorherrschend weiße, die dunklen braune Exemplare. Das Dunenkleid des M. bildet somit eine Ausnahme von den Dunenkleidern aller übrigen einheimischen Raubvögel, deren Dunen stets gleiche Färbung zeigen. Sind die Jungen selbständig geworden, so trennen sie sich von den Alten. Letztere bleiben zusammen und nehmen ihre beschauliche Lebensweise wieder auf. Mangel an Fraß haben sie nicht zu befürchten, da ihr Magen für allerhand Erfrischungen geeignet ist. Eräugen sie einen Falten mit Raub, so beileien sie sich, ihn von diesem zu erleichtern, was der Aritofakt merkwürdigerweise auch ohne weitere Umstände geschehen läßt. Mäuse verschlingt der Bussard ganz (wiederholt sind 10 bis 15 Mäuse als Mageninhalt nachgewiesen worden), größeren Tieren zieht er die Haut ab, Vögeln die Federn aus; das Fleisch schält er sorgfältig von den Knochen ab, so daß er selten Gewölle auswirft. Auch Frische nimmt er mitunter. Mit dem Winter brechen für ihn freilich Tage mancher Entbehrungen an; bei hohem Schnee sind die Mäuse schwer, Amphibien usw. natürlich gar nicht zu erlangen. (Von 615 im Sept. bis April erlegten M. hatten 386, also 63 v. H.; von 167 im Sommer erlegten M. hatten 99, also 60 v. H. Mäuse gefangen.) Der Junger tut

weh; da trachtet der Bussard nach Fraß, wo er ihn nehmen kann, und wird dann matten Hasen und Feldhühnern gefährlich, gesunde kann er nicht schlagen. Dieraus entwickelt sich die Ansicht über seine Schädlichkeit oder Nützlichkeit von selbst; er ist weder der „heilige Bussard“, wie ihn Brehm nannte, noch der schädliche, durchaus zu verfohlende Raubvogel vieler Jäger, die gern alles totschießen. Er hat als Verrüger vieler dem Menschen schädlichen Tiere volle Existenzberechtigung, was nicht ausschließt, daß man ihn von Fasanerien, Gestrüchhöfen und anderen derartigen Einrichtungen fernhält, auch ihm im Winter lebhaft nachstellt. Noch besser aber ist es, für rechtzeitige Fütterung der Hasen und Hühner zu sorgen, ehe sie matt werden und dann nicht nur dem Bussard, sondern überhaupt zahllosen Feinden, z. B. den Krähen, anheimfallen. Die Mehrzahl wirklich beobachtender und unparteiisch abwägender Jäger spricht sich entschieden für möglichst Schonung des M. aus. [Dr. König hat im Magen von 1025 M. die Reste gefunden von: Rehen (2), alten Hasen (19), darunter 16 im Winter), Junghasen (9) Kaninchen (14), Rebhühnern (13), Fasanen (6), Ganshühnern (3), Tauben (4), Maulwürfen (91), Spitzmäusen (87), gr. u. kl. Wiesel (9), Mäusen (1631), Molluskäusen (7), Ratten (2), Hamstern (30), Eichhörnchen (2), mittelgr. Vögeln (17), Kleinvögeln (16); außerdem Fische 6mal, Frösche 136mal, Unten u. Kröten 2mal, Eidechsen 37mal, Blindschleichen 24mal, Ringelnattern 5mal, Insekten 246mal und Regenwürmer 1mal.]

Jagd.

Die Jagd auf Raubvögel im Freien hat immer viel Mißliches, keiner läßt sich leicht ankommen, ebensowenig der sehr gewigte M. Aber auch da, wo Gelegenheit zum Anschleichen ist, wird dies mit großer Geschicklichkeit zu bewirken sein, denn möge der M. scheinbar noch so teilnahmslos auf seinem Erdhause, Pfahl u. dgl. bloden, es entgeht ihm nichts, am wenigsten der heran-schleichende Jäger, und rechtzeitig freicht er ab. Nächst dem Zerstören der Horste mit Ausnehmen der Brut, dem sichersten Mittel gegen alle Raubvögel, wobei man vor allem die Alten abzuschließen sucht, wird ihm aus der Krähenhütte viel Abbruch getan, da er bald herantrommt, unter Geschrei den Uhu umtreibt und auch anhaft. Als Fangmittel sind kleine Tellereisen auf Baumstäben, sog. Pfahleisen, in Feldern geeignet, wo er gern anhaft und beim Auftreten sich fängt. Die Eisen müssen jeden Abend nachgesehen werden, da sie den Vogel selten töten, sondern ihn einem langamen Martertod überantworten, welcher den Urheber nicht ehrt. Abends stellt man die Eisen ab, da sich sonst Eulen

in ihnen fangen; in der Morgenröthe werden sie wieder fänglich gestellt. Auch fängt er sich in Tellereisen mit aufgebundenem Adler, am besten, wenn es die Kette eines von ihm geschlagenen Raubes sind, und endlich sucht er auch der Locktaube im Habichtsforb beizukommen und fängt sich, obgleich viel seltener als der Habicht. Kennt man seinen Nachtstand, so ist er bei Mondschein an diesem zu beschleichen und zu schießen, bei anderem Licht nur schwer, da er sehr spät ausbaumt; endlich kann man ihm, da er Raas annimmt, aus der Luderhütte beikommen. — Der M. hat nach dem Reichsvogelshuchgesetz (1908) Schonung vom 1. März bis 1. Oktober.

2) **Steppenbussard** (*Buteo desertorum* Daud., *B. tuchardus* Bonap.; *Wüstenbussard*). Länge (M.) 47,5 cm, Flittich 34 bis 38 cm, Stoß 19, Schnabel 2,5, Lauf 7,4, Mittelzehe 3,1, ihre Krallen 1,8, Innenzehe 2,1, ihre Krallen 2 cm. Außenzehe 2,3 cm; Hinterzehe 1,9 cm, ihre Krallen 2 cm. Eine weiß-rote Färbung, stärkere Fänge und seine geringere Gestalt sind einigermaßen brauchbare Kennzeichen; doch ist der weibl. St.-V. vom geringen männl. Mäusef. in der Stärke oft nicht zu unterscheiden. Dagegen hat der rotbräunliche, an der Wurzel helle Stoß meist eine breite, dunkle Binde vor der Spitze und außer ihr zuweilen elf ganz schmale, wellenförmige, welche an den weißen Schäften absehen; mitunter sieht der Stoß, namentlich bei älteren Vögeln, ganz einfarbig, wie verwaschen aus. Der obere Teil der Innenseiten ist an allen Stoßfedern weiß. Auf der Unterseite des Stoßes sind die Binden kaum erkennbar. Er streicht viel schneller als der gemeine Bussard und flücht heftig nach dem Uhu. Die Heimat des St. sind die untere Wolga, Westsibirien, Nordasien, der Ural und benachbarte Gebiete; auch im südlichen Spanien ist er in einzelnen Fällen angetroffen worden. In Indien nur im Winter auf dem Zuge. — In Deutschland ist er in den 70er Jahren wiederholt erlegt worden, aber nur im Herbst. Er kommt wahrscheinlich öfter in Deutschland vor, als bekannt wird, wird aber von Nichtkennern mit dem gemeinen (Mäuse-)V. verwechselt und achlos weggeworfen. — Die 3 Eier messen im Durchschnitt 52 : 41 mm und sind auf grauweißem Grunde fahlbraun gefleckt und gesprenkelt.

2a) **Falkenbussard** (*Buteo zimmermannae* Ehncke). Länge (M.) 51 cm; Flittichlänge 37 cm; Flugweite 120 cm, also schwächer als der Mäuse-V., wahrscheinlich nur eine Abart vom Steppen-V.; Färbung mehr rostrot, ganze Unterseite weißlich mit rostroter Zeichnung. Deckfedern des Unterstoßes weiß mit feinen, rostroten (nicht braunen) Querbinden, sowie einer im Alter breiten,

in der Jugend noch schmalen, rostroten Endbinde. Er streicht und flücht ebenso gewandt wie der Steppen-V. Fraß überwiegend Mäuse, Eidechsen, Maulwurfsgrillen, Frösche, zuweilen auch fl. Vögel. Brutzeit in Nord- und Nordostrußland, vielleicht auch in Ostpreußen, hier jedenfalls wiederholt beobachtet und auch zur Brutzeit erlegt. Er flücht eifrig und sehr gewandt nach dem Uhu.

3) **Adlerbussard** (*Buteo ferox* Gmel., *B. leucurus* N.; weißschwänziger V.). Länge (M.) 58 cm, Breite 137 cm, Flittich 40 bis 54 cm, Stoß 25 cm, Schnabel 3,5, Lauf 9, davon 5 unbefiedert, Mittelzehe 4, ihre Krallen 1,9 cm. Scheitel braun mit rostroten Säumen, welche auf dem braunen Rücken ganz hell erscheinen. Kinn und Kehle fast weiß, die Brust mit rötlichem Anflug und rotbraunen Schäften. Bauch, Hinterleib und Hosen braun. Stoß gelblichweiß, bei jungen Vögeln graubräunlich mit vielen (12) dunklen Binden, die mit zunehmendem Alter verschwinden. Der Lauf ist sehr lang und kräftig. Die starken Beine mit großen, kräftigen Ballen; Krallen ebenfalls stark. Die Flügel erreichen im Ruhen fast die Stoßspitze. Der Gesichtsausdruck soll dem des Hühnerhabichts gleichen, die lauzettförmigen Radenfedern und der breite, flache Kopf an einen Adler erinnern. Federkleid straffer, der Flug reißender als beim Mäuse-V. Er schlägt stärkere Tiere als der gemeine Bussard, sonst ist er ihm ähnlich, nur stärker. In Deutschland sind bisher nur 2 Adlerbussarde erlegt worden (1893 in der Rheinprovinz und 1895 in Ostpreußen [Dönhofsstädt], in Dänemark 1892 einer beobachtet. — Der A. bewohnt das südöstliche Europa; in Rußland lebt er in den Steppen, auch in der Ukraine, in Rumänien und Mesopotamien gewöhnlicher Brutvogel; ferner im Kaukasus, in Asien, Ungarn, Böhmen, Niederösterreich, Tirol wiederholt erlegt, ebenso in Bulgarien. In Griechenland Brutvogel; dort sowohl wie in Kleinasien befanden sich alle Horste stets in Felswänden, keiner auf einem Baume (Reiser, Orn. balcan.). Die 3 bis 4 Eier (selten 5) sind größer, sonst aber den Eiern des Mäuse-V. sehr ähnlich; sie messen im Durchschnitt 60 : 47 mm. Brutzeit Ende März oder Anfang April.

Literatur: Raumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas; Reichenthal, Die Raubvögel Deutschlands; E. Schäffl, Ornithologisches Taschenbuch, 2. Aufl.

Bussardadler s. Schlangenedler.

Bussarde (*Buteoninae*), Unterfamilie der Falken (*Falconidae*), die zu den Tagraubvögeln gehören. Starke oder mittelstarke Vögel von gedrungener Gestalt und dickem Kopf. Die äußere Zehe mit der Mittelzehe stets durch eine deutliche Bindebaut verbunden.

Der Fraß besteht vorzugsweise aus entsprechend großen Säugetieren, Kriechtieren, Lurche und größeren Insekten, seltener aus Vögeln. 5 Gattungen: *Schlangenadler, Bussard, Raufußbussard, Adler, Habichtsadler*.

Literatur: D. v. Riesenenthal, Raubvögel Deutschlands; Kennzeichen der Raubvögel; Raumann, Vögel Mittel-Europas; Reichenow, Vögel Deutschlands; Schaff, Ornith. Taschenbuch, 2. Aufl.

C.

(Hier vermiste Artikel siehe unter R bzw. 3.)

Choke bore i. Würgebohrung.

Coccidienkrankheit (Coccidienruhr, Coccidiose) der Hasen, wilden Kaninchen und Fasanen. Die Coccidien sind Artierchen (Protozoen) und gehören zur Gruppe der Sporozoen. Sie leben als Schmarotzer in den Schleimhäuten des Darmes und der Gallengänge und verursachen, namentlich unter Junghasen und jungen Fasanen, seuchenartige Erkrankungen. Die Schmarotzer können auch die Schleimhaut der Luftwege der Kaninchen befallen und einen bössartigen Schnupfen hervorzurufen. Bei jungen Fasanen beobachtet man folgende Krankheitserscheinungen: Mattigkeit, Zurückbleiben in der Entwicklung, starkes Abkommen, lähmungsartige Schwäche und Durchfall. — Das Eingehen tritt nach kurzem oder mehrwöchigem Kranksein ein. Maßnahmen gegen die C. bei Fasanen: Absonderung der Kranken von den Gesunden, Wechsel des Aufzugesplatzes, Bestreuen des alten Aufzugesplatzes mit Kalkpulver mit folgendem Umgraben, Desinfektion der Futter- und Trinkgefäße, Verbrennen oder tiefes Begraben der Lösung. Beim Auftreten der C. unter Hasen ist der Bestand in dem verseuchten Reviertheile möglichst abzuhähen und eine Einwanderung von Hasen in solche Gebiete für die Dauer von etwa einem Jahre nach Möglichkeit zu verhindern.

Collath-Geschö. Im Jahre 1905 brachte die Firma G. Teschner u. Co. ein Kupfermantelgeschö (Teilmantel) in verschiedenen Kalibern in den Handel. Diese Geschöe eignen sich infolge ihres weichen Kupfermantels für jede Ingunstruktion und geben wegen ihres kurzen Führungsteils am hinteren Ende sehr geringe Gasdrücke. Sie ermöglichen daher aus urprünglich nur für Schwarzpulver gebauten



Collath-Geschöe.

Gewehren die Anwendung verhältnismäßig fester, tauchloser Ladungen, ohne daß die Waffe dadurch mehr angestrengt wird als beim

Gebrauch der bisherigen Schwarzpulverpatrone. Die Abbildungen zeigen zwei Collath-Geschöe Kal. 9,3 mm.

Couteau de chasse (franz., spr. Iutoh de schaf), der französische Hirschfänger (ohne Hügel am Griff), der von der Parforcejägererei getragen wurde, während die deutsche Jägererei den deutschen Hirschfänger trug. Heute wird der französische Hirschfänger von bestimmten Forstbeamten getragen.

de Credenziis, Peter, ältester nachrömischer Schriftsteller über Landwirtschaft, wurde etwa 1230 in Bologna geboren und war in verschiedenen Teilen Italiens Gemeindebeamter; er starb 1320 in seiner Vaterstadt (s. *Jagdliteratur*).

Curée, die (franz., spr. küröh), der Schluß der Parforcejagd. Der gejagte Hirsch oder Keiler wird, nachdem er abgefangen ist, zerwirkt, in ganz kleine Stücke zerlegt und den Hunden überlassen, damit diese recht genossen gemacht werden. Dabei wird die Fanfare C. geblasen.

Cysticerkenkrankheit der Hasen. Auf der Oberfläche und in der Tiefe des Gescheides des Hasen, namentlich in der Leber, kommen nicht selten die Finnen (*Cysticercus pisiformis*) eines Hundebandwurmes (*Taenia serrata*) vor. Diese blässigen, etwa linsengroßen Gebilde unterliegen leicht dem fäuligen Zerfalle und rufen in Ausnahmefällen Krankheitserscheinungen hervor. Die verästeten Parasiten können mit tuberculösen Veränderungen verwechselt werden. In Jägerkreisen werden die Veränderungen oft irrthümlicherweise für syphilitische gehalten. Darum wird die Krankheit auch fälschlich als Hasenvenerie bezeichnet. — Man kann der Krankheit leicht Herr werden, wenn man dafür sorgt, daß fremde Hunde sich nicht im Reviere umhertreiben, und man die eigenen Hunde einer Bandwurmrutur unterzieht (vgl. *Bandwürmer des Hundes*). Organen, die mit den genannten Finnen durchsetzt sind, sind genußuntauglich; das übrige Wildbret ist zum Genuße für den Menschen geeignet.



Dachmarder s. Marder 2.

Dachs (Meles), Gattung aus der zur Ordnung der Raubtiere gehörigen Familie der Marder (Mustelidae). Zuweilen werden die D. als Unterfamilie Melinae den eigentlichen Mardern (Mustelinae) und den Ottern (Lutrinae) gegenübergestellt. Die zoologischen Merkmale der Gattung Meles sind folgende: Körper plump mit kurzen Läufen u. kurzem Würlzel; Seher klein, Gehöre wenig aus der grobhaarigen Schwarte hervorragend, Nase breit; Klauen an den Vorderläufen viel stärker und länger als an den Hinterläufen; die ganze Sohle tritt beim Gehen auf. Obere Eckzähne gerade, kegelförmig, untere etwas gebogen; der erste, obere Lüdenzahn ist ein oft auffallendes, kleines Stißtchen. Oberer Reiß-



1. Obere Badenähne des Dachs.

zahn (Abb. 1 x) schwach entwicelt und kurz, der untere langgestreckt, aber niedrig; der obere Raugahn auffallend breit, der untere klein, rundlich. Der quere Gelenkhöcker des Unterkiefers wird von den Rändern der Gelenkfläche des Schädels umfaßt, so daß der Unterkiefer sehr fest eingesügt ist. Schädel bei erwachsenen Dächsen, besonders bei den Männchen, mit starken Kammern und Leisten, die Röhre fest verwachsen. Darin etwa achtmal so lang wie der Körper. Unter dem Würlzel eine flache, runde Drüsensacke. Dachslein mit einem Paar Zehen an der Brust und zweien am Bauche.

Weibmännliche Ausdrücke.

Die Ohren heißen Gehöre, die Augen Seher, die Eckzähne Fänge; das Fett führt diese Bezeichnung (nicht Feist), das Fell wird Schwarte genannt, der Schwanz Würlzel oder Zain, die Zehen samt Krallen Klauen, der unter dem Würlzel befindliche Drüsensack Schmalzröhre oder Stinkloch. In dem Baue führen die Ohren, Geschlechtsöffnungen, die in den Kessel münden. Der D. bewohnt den Bau, befährt die Röhren, sikt im Kessel, versetzt, verflüßt oder verliert sich, wenn er sich festwühlt. Der D. geht aus, wenn er den Bau verläßt. Er nimmt Weide oder weidet sich, sikt oder wurzelt nach Erdmast im Boden; schleicht,

trabt oder wird flüchtig; ranzt oder rollt. Die Dachslein bringt Junge. Dem erlegten D. wird die Schwarte abgeschärft, das Fett abgeloßt, er wird aufgebroschen, abgeschwartet und zerlegt.

Beschreibung.

Bei uns kommt nur eine Art vor, der gemeine Dachs (Meles taxus L.) mit den oben angegebenen Merkmalen und sehr charakteristischer Färbung. Kopf weiß mit zwei scharf abhebenden, schwarzen Streifen vom Fange durch die Sehergegend nach den Gehören hin, wo sie allmählich verschwinden. Oberseite des Körpers gelblich, oder weißlich-grau, ebenso der Würlzel; Unterseite von der Kehle an wie die Läufe schwarz. Farbunterschiede nach Geschlecht und Jahreszeit sind nicht vorhanden. Neugeborene D. sind weiß mit durchschimmernder, rötlicher Schwarte; nach einigen Wochen entsteht die Färbung der Alten. Von Farbvarietäten sind nur Albinos bekannt, die aber selten vorkommen. Ausgewachsene D. erreichen eine Länge von 1 m und im Herbst ein Gewicht von 20 kg, wogegen sie im Frühjahr selten mehr als 12,5 kg aufwiegen.

Verbreitung, Aufenthalt.

Die Verbreitung Grimbart's erstreckt sich über den größten Teil Europas vom südlichen Skandinavien und Finnland bis zum Mittelmeer, östlich durch Rußland und das mittlere Asien bis nach China. Einige nahe verwandte Arten findet man in Japan, Tibet, Turkestan, Persien, Kleinasien usw. Er hält sich am liebsten in Wäldern und Gehölzen mit angrenzenden Feldern und Wiesen auf, in Südosteuropa und Mittelasien auch in reinen Steppengebieten. Er bewohnt Erd- und Felsenbaue, die zuweilen sehr umfangreich sind. Sie liegen meist an Abhängen und in Dickungen, gelegentlich auch in der Nähe von Menschen besuchter Ortschaften, wo man sie nicht erwartet.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Meist lebt der D. einjährlich und geht nur in der Dämmerung und nachts aus, nur zur Ranzzzeit finden sich mehrere zusammen und lassen sich dann auch bei Tage sehen. Die Ranzzzeit fällt in den Sommer, Ende Juli und August, gelegentlich zieht sie sich auch wohl bis gegen den Oktober hin. Da die Jungen im Februar oder März gebracht werden, so ergibt sich, daß die Dachslein etwa ein halbes Jahr did geht, somit eine Trächtigkeitdauer hat, die, so auffallend ihre Länge erscheint, durch zahlreiche Beobachtungen festgestellt worden ist. Nach

dem Kanzen kümmert sich der D. nicht mehr um die Dächlin, der auch die Sorge für die Nachkommenschaft allein obliegt. Die 3 bis 5 Jungen haben mindestens 3 Wochen geschlossene Geher. Erst



2. Schrittspur des Daches.
(1/10 nat. Gr.)

besser bei Fleisch- als bei Pflanzennahrung. Nach Art der Schweine bricht er die Bodendecke nach Erdmast auf und sticht mit dem Fange oder gräbt mit den langen Klauen der Vorderläufe darnach.

Zur kalten Jahreszeit hält der D. einen bebängten und bei milder Witterung öfter unterbrochenen Winterschlaf, während dessen

er zusammengerollt im Kessel seines Baues liegt, aber nicht etwa Fett aus dem Drüsenfad unter dem Würzel saugt. Die Losung ist verschieden je nach der Art der Weibe, bei überwiegendem Fleischgenuß dunkel, bei starkem Beerengenuß rötlich oder bläulich, im Sommer meist mit Panzerteilen von Insekten, im Herbst oft mit Obstkernen durchsetzt. Sie wird gern verscharrt, besonders auch in der Nähe des sauber gehaltenen Baues in eigenen Löchern abgesetzt. Die Spur ist wegen der langen Vorderklauen sehr charakteristisch; auch läßt sie alle fünf Klauen an Vorder- und Hinterläufen sehen, da im Gegensatz z. B. zu hundartigen Tieren der Daumen bzw. die erste Zehe in gleicher Höhe mit den übrigen stehen. Feinde hat der D. unter dem Raubzeug bei uns nicht; dagegen wird er von allerlei Schmarobern heimgesucht, unter denen, da manche Leute sein Wildbret genießen, auf die gelegentlich vorkommenden Trichinen aufmerksam gemacht sei.

Jagd, Fang.

Man kann dem D. auf verschiedene Weise mit Erfolg nachstellen; die beliebteste Art ist das **Graben** vor Tadeln; man benötigt hierzu kleiner, scharfer Dachsöhnde.

Die Aufgabe des Tadelns ist es, den D. im Bau anzugreifen und so hart zu verfolgen, daß er nicht Zeit findet, sich zu verklären, d. h. zwischen sich und dem Hund eine Erdwand aufzuwerfen; dabei muß der Hund den sich stellenden D. laut verbellen, damit man durch den Schall die Stelle erkennt und einschlagen, d. h. bis auf den D. graben kann. Hat man zwei kleine scharfe Tadel, die sich kennen, so unterstützen sie sich wesentlich in weiten Röhren, in denen sie nebeneinander arbeiten können. Sonst läßt man je einen Hund in eine befahrene Röhre, damit der D. möglichst zwischen beide Hunde kommt. Ein zu starker Hund ist nicht zu empfehlen; das Befahren des Baues kostet ihm zu viel Anstrengung, er kann sich in den Röhren weder behend genug wenden, noch den Schlägen des D. ausweichen.

Soll es ans Graben gehen, so muß selbstverständlich durch öfteres Spüren die Gewisheit erlangt sein, daß Meißter Grimbart eingefahren, aber nicht mehr ausgegangen ist, was man durch Vorsteden kleiner Ritzen an den Einfahrten erprobt, die er hätte umstoßen müssen, wenn er ausgegangen wäre. 2 bis 3 Arbeiter mit Hade, Art und Spaten werden mitgenommen und zunächst alle Röhren verriefert, d. h. mit Meißern verstopft, bis auf die Hauptröhre, in welche der Hund einfahren soll. Stehen mehrere Tadel zur Verfügung, so lasse man stets nur den zuverlässigsten zuerst und allein einfahren, binde die anderen in einiger Entfernung an und horche nun auf den Laut

des Hundes, der nicht baulaut sein, sondern nur dann Hals geben darf, wenn er den D. treibt oder gestellt hat; im ersteren Fall hört man ein helleres Klaffen, im anderen ein dumpferes, an einer Stelle verharrendes, grollendes Verbellen. Nur ein geübtes Ohr wird sich darüber klar werden. Unter möglichster Stille legt sich der Jäger an dem Platz, unter welchem der Hund vermutlich liegt, mit dem Ohr platt auf den Boden, während ein anderer in die Röhre hineinhorcht, von wo der Ton am hellsten herausdringt. Erst wenn durch längeres Verhören kein Zweifel mehr obwaltet, wird mit dem Einschlagen (Graben) begonnen, aber auch nicht länger gezögert, um den Hund nicht unnötig zu ermüden, ihn im Gegentheil durch das Geräusch des Einschlagens über sich anzufeuern. Der Einschlag darf nicht zu klein sein, weil er sonst die Arbeit hemmt. Je tiefer man eindringt, desto deutlicher und heftiger hört man den Hund; nicht selten aber beginnt die Jagd von neuem, wenn der D. hinter sich freien Raum hat und zurückweicht. Dann muß man aufs neue verhören, bis der Standlaut wieder ertönt, worauf der Einschlag beginnt. Will es dem Hunde gar nicht glücken, den D. zu stellen, so lasse man bei weiten Röhren einen zweiten Hund einfahren, und wenn auch dieser scharf ist, dann wird Grimbart bald festliegen; die Hauptfache liegt eben darin, daß die Hunde dem D. so scharf auf die Schwarte rücken, daß er weder zurückweichen, noch sich verkläfen kann. Der Einschlag muß so geleitet werden, daß man dicht hinter den Hund kommt, nicht aber auf den Dachs, weil dieser sonst den Hund überrennt, in eine andere Röhre fährt und neue Arbeit verursacht, sich auch wohl verkläft und dann gar nicht gefunden wird. Sobald der Boden weich und grau wird, steigen die Arbeiter heraus, und der Jäger oder ein sonst sehr erfahrener Arbeiter nimmt nun mit dem flachen Spaten die Erde vorsichtig weg, um den Hund nicht zu verletzen, der schließlich wie ein lebender Erdloß zutage kommt und mit doppeltem Grimm ans Grimbart losgeht. Nun nimmt man den Hund ab, erweitert die Röhre um den D., nachdem man die Stelle, wo der Hund lag, zuwarf, saßt mit der Fange den D. über dem Genick und zieht ihn hervor, betäubt ihn durch einige kräftige Hiebe mit einem Knüttel oder der stumpfen Seite eines Weichens auf den Kopf, gibt ihm mit dem Genickstänger einen tiefen Fang in die Brusthöhle, hebt ihn an den Hinterläufen hoch und läßt den Schweiß auslaufen. Der D. verendet schnell, ohne aus der Betäubung zu erwachen. Alle anderen Methoden, als Anshängen, Schlagen auf Nase und Hirnschale, welche eine hochstehende Raht hat, sind grausame Quälereien dagegen,

außerdem wird die Schwarte am Kopf durch vieles Schlagen auf diesen sehr beschädigt. Soll der D. geschossen werden, so tritt man aus dem Einschlag heraus und stellt sich mit der Flinte schußfertig an, denn er fährt, sobald er das Tageslicht gewahrt, heraus.

Es ist eine sehr schlechte Gewohnheit, den wehrlos gemachten D. von den Hunden abwürgen zu lassen, um jagdbare Hunde schärfer zu machen. Die Hunde werden dadurch nicht besser; will man ihnen ein Vergnügen gönnen, so lasse man sie an dem noch warmen D. zausen. Es wird dadurch dasselbe erreicht und unnötige Quälerei, die nie ein Jäger begehren soll, vermieden.

Um den Gang der Röhren festzustellen, fährt man mit langen, biegsamen Gersten in sie hinein. Es kommen freilich allerlei Zwischenfälle beim Graben vor, die hier nicht alle erwähnt werden können und der Umsicht des Jägers anheimgestellt werden müssen. Ist der vor dem D. liegende Hund sehr stark oder die Röhre eng, so ist es nur in dem schon geschilderten Notfall ratsam, einen zweiten Hund nachzuheben; dabei empfiehlt es sich, diesen durch eine andere Röhre einfahren zu lassen, damit er nicht hinter den ersten kommt und, da er neben ihm nicht vorbei kann, diesen vorwärts drängt und ihn dabei den fürchtbaren Schlägen des Daches aussetzt. Ferner sei nochmals gewarnt, zwei sich fremde Hunde einfahren zu lassen, da es zwischen diesen zu bösen Weisereien im Bau kommen kann, ohne daß man in der Lage ist, sie zu trennen. Sie geben dadurch dem Dachs inzwischen Zeit, sich zu verkläfen. Jedoch kann man einen Hund und eine Hündin zusammen arbeiten lassen, auch wenn sie sich bisher fremd waren. Selbstverständlich werden den Hunden sogleich nach beendeten Graben die Augen ausgewaschen und etwaige Wunden untersucht; daß solch braves Tier durch besondere Pflege Belohnung verdient, bedarf kaum der Erwähnung. Der ausgegrabene Einschlag wird sogleich wieder zugeworfen.

Anstand oder Ansiß. Diese Jagdart ist wegen der mit ihr verbundenen Geduldsprobe nicht jedermanns Sache. Den Anstand übt man bei mond hellen Nächten im September und Oktober am Dachsfaß möglichst weit vom Bau aus, damit der ausgeschossene D. den Bau keinesfalls mehr erreichen kann, da er sonst auf jeden Fall verloren ist. Hat man einen scharfen Vorsteherhund bei sich, so wird dieser bald den krankegeschossenen D. einholen und stellen. Steht man auf dem Bau selbst an, was den Königl. Preuß. Forstbeamten mit Recht verboten ist, da viele der wegen der starken Festschicht und der schlechten Beleuchtung durch den Mond krankegeschossenen und in den Bau gefahrenen D. verbludern, so

schießt man mit grobem Schrot erst dann, nachdem der D., dessen Ausfahren man meistens hört, eine Strecke von der Einfahrt entfernt ist. Man achtet beim Anhieb natürlich auf günstigen Wind, da der D. gut windet. Bei ruhigem Eisen oder Stehen kommt es nicht so auf Dedung des Jägers an als bei anderem Wilde, da der D. schlecht äugt. Natürlich darf man nicht zu früh unnötige Bewegungen machen, wenn der D. von vorn kommt.

Das Hehen des D. zur Nachtzeit, welches den Königl. Preuß. Forstbeamten gleichfalls verboten ist, da der ganze Wildstand, besonders das in der Brunst stehende Rotwild, beunruhigt wird, darf nur dort stattfinden, wo der Dachsbau zwischen Felsen liegt, so daß er sich nicht graben läßt, und wo man für den D. auch nicht gut Tellerreihen legen kann. Man begibt sich zu dieser Jagdart Mitte September bis Mitte Oktober in der Mondscheinperiode vormittags zum Bau und legt vor die Einfahrten der frisch befahrenen Röhren kreuzweise trodrene Hölzchen so, daß der am Abend ausfahrende D. diese beim Verlassen des Baues umstoßen muß. Gegen Mitternacht geht man wieder zum Bau und verreisert, nachdem man sich durch die nach außen zu umliegenden Hölzchen überzeugt hat, daß der D. ausgefahren ist, alle Röhren bis auf die Hauptzufahrt und legt vor diese ein Reß (Dachshaube); s. *Jagdnetze*, *Sadgarne*. Zum Zusammenziehen des oberen, offenen Teiles zieht man durch die Endmaschinen eine 10 bis 12m lange, starke Leine, die beim Einstellen der Dachshaube an einem Baume oder an einem eingeschlagenen Pfahle festgebunden wird. Die Öffnung der Dachshaube befestigt man mit kleinen, hölzernen Hesteln ganz lose an der Einfahrt oben, fest unten und an den Seiten und steckt den Sack in die Röhre hinein. Einer der Jäger bleibt durch Baumstämme gedeckt und möglichst bewegungslos bei Berücksichtigung des Windes am Bau zurück, um die Dachshaube zuzuziehen, sobald der D., welcher vielleicht vor der Einfahrt ruht, durch lautes Anrufen und Vorspringen zum schnellen Einfahren veranlaßt, in die Dachshaube gefahren ist. Der D. wird entweder sofort, wie beim Dachsgaben beschrieben, mit dem Genidfänger abgefangen, oder mit der Dachszange in eine starke Kiste gefaßt, um ihn lebend nach Hause zu schaffen, da lebende Dächse zu Preischleifen gern gekauft und gut bezahlt werden. Die übrigen Jäger hatten nach den beschriebenen Vorbereitungen von dem freisuchenden Dachsfinder (Jagdiedel, also einem Dachshund, der nicht zu kurze Räufe oder zu tiefe Brust haben darf, aber einem auf D. eingehetzten Schäferhund) die Spur des D. vom Bau aus auf-

nehmen lassen. Verliert der Hund die Spur, so läßt man ihn die etwa in der Umgegend des Baues befindlichen alten Eichen- und Buchenbestände, in welchen der D. nach Raft sticht, oder Rübenschläge, Obstpflanzungen und ähnliche Gelegenheiten absuchen. Wird der Hund laut, so eilen die Jäger hinzu und hehen, wenn möglich, noch andere Hunde, die bis dahin an der Leine geführt waren, um möglichst das gemeinschaftliche Jagen an Rußwild zu vermeiden, auf den D. Der oder die Hunde hehen den D. entweder nach seinem Bau in die oben beschriebene Dachshaube oder stellen ihn so, daß er mit der Dachszange oder Dachsgabel gefaßt und abgefangen werden kann.

F a n g. Beim Legen des Dachseisens, welches möglichst morgens oder vormittags geschehen muß, erweitert man die besten befahrenen Röhren oben und unten mit einem kleinen Weicheln, das der Fänger in der Fangzeit stets im Rucksack haben muß, so viel, daß der D., aufrecht gehend, den Lauf möglichst direkt von oben auf den Teller setzen muß. Dann befestigt man die lange Kette (Rost schadet weder an der Kette noch am Eisen), am nächsten Stamm oder an einer starken Wurzel. Wo Bäume am Bau fehlen sollten, bindet man die Kette an einen eingeschlagenen Pfahl so, daß der gefangene D. höchstens 30 bis 50 cm in die Röhre kann. Nun legt man das gespannte, unverwitterte Eisen Nr. 126c mit sehr starker Feder auf vier Steine vorn in die Röhre. Von den Steinen kommt je einer unter die Enden der Feder und je einer unter die Enden der Querschiene. Das Eisen muß absolut fest liegen und darf nicht wackeln. Hierauf bedeckt man es mit dem losen Boden aus der Röhre. Einen Stein oder einen Holzknüppel mit Rinde hinter das Eisen zu legen, ist nicht nötig. Der nach außen zu befindliche Sicherheitsstaken wird zuletzt herumgedreht und mit Erde bedeckt. Die Feder liegt also längs im Paß, nicht quer. Lag Laub in der Röhre, so streut man wieder lose Blätter usw. über die Erdbedeckung. Vor die Röhre legt man dann kreuzweise mehrere trodrene Hölzer so dicht, daß der D. nicht ausfahren kann, ohne die Hölzer umzuwerfen. Man kann das Innere der Röhre übersehen, auch hat man die Kontrolle, daß der D. das Eisen nicht übersprungen hat. Der Dachs muß vor den Hölzern, die ihm nicht auffallen, da häufig trodrene Äste in die Röhre fallen, kurz treten und fängt sich dabei fast stets. Ausnahmsweise kommt es sogar vor, daß sich D., die von außen kommen und in die Röhre einfahren wollen, dabei an der Federkufeisenfelle fangen. Die nicht mit Eisen belegten Röhren kann man mit stärkerem Holze usw. verstopfen, es genügt auch, wenn man Papier oder Lappen, die mit Karbol, Petroleum usw.

getränkt sind, hineinlegt oder hängt. Fehlsänge kommen vor, 1) wenn man zu schwache Eisen benutz. Das Tellereisen Nr. 11b, welches den Fuchs, Hund, Marder usw. sicher hält, hält nicht immer den D. Dieser zieht sich bei seiner Kraft mit der jähen, flachen, fetten Branke mitunter aus den schwachen, angeketeten Eisen, besonders wenn er sich an der der Feder entgegengesetzten Seite gefangen hat, was beim Fang in der Röhre Regel ist. 2) Wenn in flachen Röhren die Feder im rechten Winkel zum Paß liegt. Der D. drückt in flachen Röhren mit dem wagerecht vorgehenden Lauf über einen Bügel hinweg den Teller ab und der Bügel schlägt dabei die Branke hoch, ohne diese zu fassen. In der ersten Nacht fangen sich ausnahmsweise meist nur junge D. Alte D. fangen sich der Regel nach erst in der zweiten oder dritten Nacht. Zum Herausziehen des D., falls er in der Röhre sitzt, was meistens der Fall sein wird, benutz man die Dachszange, denn der kräftige D. sträubt sich, wenn möglich mit dem Kopfe oben und mit den drei gesunden Läufen unten stark. Wenn sich der D. knapp gefangen hat, oder wenn das Eisen schwach ist, kann er sich, wenn man ohne Benutzung der Dachszange nur an der Kette zieht, leicht aus dem Eisen reißen und für den Fänger verloren gehen. Der gefangene D. wird nach der Bestäubung durch Weilhieb mit dem Genickfänger abgefangen. Wenn man noch mehr D. im Bau vermutet und diese fangen will, so wischt man den meisten Schweiß mit Gras oder Laub vom Eisen und legt es wieder. Man kann 3 bis 5 D. aus einem Bau fangen. Die Fang-eisen sind unbedingt jeden Morgen zu revidieren, um unnötige Qualerei zu vermeiden. Das Legen der starken Dachstellereisen auf den Paß außerhalb des Baues ist zu vermeiden, da sich Menschen und alles Knutwild, welches den Dachspatz hält, leicht fangen und stark beschädigen können. Der Fänger ist für jeden Schaden haftbar.

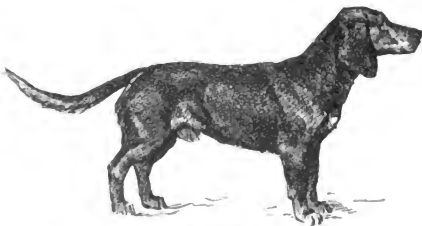
Zum Abschwarten wird der D. auf den Rücken gelegt, dann schärft man mit einem spitzen, scharfen Messer die ganze Unterseite in der Mitte vom Weidloch über Bauch, Brust und Hals bis zum Unterleiser auf. Nun schärft man die Vorderläufe an der Innenseite von den Ballen nach dem Mittelschnitte, die Hinterläufe ebenso bis zum Weidloch auf, ferner den Bügel an der Unterseite bis zur Spitze. Dann schärft man die Ballen ab und löst die Klauen

(Nägel) im letzten Gelenk so ab, daß sie an der Schwarte bleiben. Nun schärft man die Schwarte zuerst von den Branken und dem Bügel und darauf die ganze Schwarte vorichtig Schnitt für Schnitt mit dem scharfen Messer so ab, daß möglichst wenig Fett an der Schwarte bleibt, diese aber auch nicht durch Einknicke verlegt wird. Das Fett, welches der D. auf und in dem Körper hat, wird nun abgelöst, um ausgebraten zu werden. Will man die Schwarte selbst als Bettvorleger usw. behalten, so ist es am besten, die frische Schwarte sofort gerben zu lassen. Will man dagegen die Schwarte später verkaufen, so nagelt man sie, nach allen Seiten straff auseinander gezogen, die Haar-seite nach innen, auf ein breites Brett, z. B. eine Tür, schabt das anhaftende Fett so viel wie möglich ab, bestreut alle Teile mit Holzasche und läßt die Schwarte an einem mäßig warmen Orte allmählich trocknen.

Aus dem Dachsfett macht man mit Talg, Wachs und etwas Firnis eine vorzügliche Schmiere für Stiefel, Pferdegeschirre usw. Wollen Menschen den D. essen, so muß er auf Trichinen untersucht oder absoht gar gelocht werden, wodurch etwaige Trichinen unschädlich gemacht werden. Es ist merkwürdig, daß Hunde den Kern nicht fressen.

Literatur: E. C. Diezels Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd; R. Klotz, Der Dachs.

Dachshrade. Früher wurden als D. alle (über 10 kg) schweren Dachshunde bezeichnet. Dies war unrichtig, weil die eigentlichen D. sich in körperlicher und geistiger Hinsicht von den Ledeln wesentlich unterscheiden. Ihre Stammeltern sind in der Hauptsache Ledel, Braden und Borstehunde. Jagdlich finden sie vielseitige Verwendung: Bradlerjagd (anhaltendes Jagen hinter Wild), Schweisarbeit, auch Stöbern. Langgestreckte, hochläufige Bauart, Rute hoch angelegt, sehr stark an der Wurzel, Haar kurz und dorb,



Dachshrade.

Gesichtsausdruck intelligent, aufmerksam, freundlich-ernst (s. Abbildung). Schulterhöhe 32 bis 40 cm. Farbe schwarzrot (Tedelabzeichen), braun, rot. Rassezeichen vom „Internationalen Dachshundklub“ aufgestellt.

Literatur: G. Grünbauer, Die Dachshunde.

Dächsel s. *Dachshund*.

Dachsfinder s. *Dachssucher*.

Dachsgabel, ein wie eine kleine, zweizinkige Getreidegabel geformtes Instrument an hölzernem Stiel, mit welchem man den in der Nacht gefangenen Dachshund ertücht; übrigens ein in dieser Weise kaum noch gebrauchtes Gerät. Besser verwendet man die D., um damit den Dachshund sowohl bei der Hege als auch beim Graben fest an den Boden zu drücken. Man führt dabei die Gabel dertart, daß der Dachshals zwischen die Zinken kommt, die nunmehr in den Boden gedrückt werden.

Dachsgaben s. *Dachs*, *Jagd*.

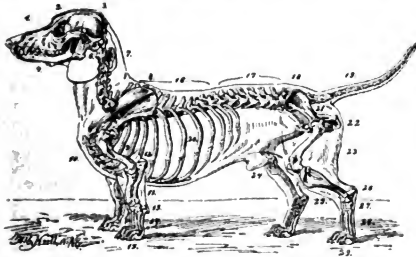
Dachshaken, ein Eisen mit Widerhaken, mit welchem rohe Jäger den von den Hunden festgemachten Dachshund herausziehen, um ihn zu erschlagen. In dem Verfahren liegt eine überflüssige Grausamkeit, da die Dachshunde weit bessere Dienste tun. Ein ähnliches Instrument ist der Dachständer.

Dachshak (Dachshete) s. *Dachs*, *Jagd*.

Dachshaube (Dachsfad) s. *Jagdnetze*, *Sadgarn*.

Dachshund (Tedel, Dächsel). Eine der beliebtesten, verbreitetsten, originalsten Hunderrassen, unentbehrlich zur Jagd unter der Erde auf Dachshund und Fuchs. Der Tedel wird in

Deutschland auch vielfach von Nichtjägern als Haushund gehalten. Seine Zucht hat in der Neuzeit infolgedessen einen wesentlichen Fortschritt gemacht, als eine größere Anzahl namhafter Züchter die Hunde in erster Linie auf Leistungsfähigkeit züchtet, nicht mehr auf Formen, welche von Ausstellungen u. Preisrichtern, die dem Jagdbetriebe fernstehen, beliebt werden. Ferner ist die Tedelzucht durch die Preischließen und die Gebrauchsprüfungen für Dachshunde erheblich gefördert worden. Sein Konkurrent ist der aus England zu uns gekommene Foxterrier, der den Tedel jedoch keineswegs ersetzen kann, weil er so hoch gestellt ist und sich für gewisse Zwecke als zu hitzig, zu feurig, nicht genügend besonnen erweist. Die schweren, tiefbrüstigen Tedel, die nur in weite Baue zu schließen vermögen, werden mehr und mehr durch den leichten Arbeitstedel verdrängt. Einen größeren Kreis von Freunden haben sich die Zwergtedel (Kaninchentedel) erworben, die das launenhafte, unzuverlässige, unintelligente Frettchen ersetzen sollen. Der Tedel ist auch für gewisse Arbeiten über der Erde ein in hohem Grade nützlicher Jagdhund. Er ist für die Stöberjagd so wertvoll wie auf der Schweifjagd. Seine Verwendung zu ersterer hat gegenüber der des Gebrauchshundes den Vorzug, daß das Wild den vorstehenden Schützen im allgemeinen langsamer anläuft, als wenn ihm der flüchtig jagende Vorstehhund folgt. Die Jagdleidenschaft des Tedels ist enorm, seine Neigung, auf Fährte und Spur des Wildes laut zu werden, sehr bedeutend, so daß er zum Totverbellen nicht schwer auszubilden ist. Die Rasse des Tedels ist sehr alt. Sie ist hervorgegangen aus der Brade, die auch die Stammrasse des deutschen Vorstehhundes ist. Der Dachshund ist eine kurzläufig gezüchtete Brade. Man unterscheidet drei Behaarungsformen, den kurzhaarigen, den tauhaarigen und den langhaarigen Tedel. Die kurzhaarigen sind entweder einfarbig (rot, rotgelb, braun, gelb mit schwarzer Stichelung) oder mehrfarbig (tiefschwarz oder braun oder grau, je mit gelben oder rostbraunen Abzeichen über den Augen, an den Seiten des Fanges und an Unterlippen, innerem Ohrentand, Vorderbrust, Innen- und Hinterseiten der Läufe, Pfoten und um das Weidloch und von da bis



1. Skelet eines normal gebauten Dachshundes.

1. Kieferbein, 2. Stirnbein und Augenhöhle, 3. Hinterhauptbein, 4. Unterkiefer,
5. Jochbein, 6. Oberkiefer, 7. Halswirbel, 8. Schulterblatt, 9. Oberarm,
10. Brustbein, 11. Unterarm (Speiche und Elle), 12. Ellenbogen, 13. Hand- oder Vorderfußwurzel, 14. Vordermittelfuß, 15. Zehnglieder, 16. Rückenwirbel,
17. Lendenwirbel, 18. Kreuzbein und Beckenschäufel, 19. Schwanzwirbel,
20. Rippen, 21. Darmbein, 22. Sitzbein, 23. Oberchenkel, 24. Kniegelenk,
25. Unterschenkel (Schien- und Wadenbein), 26. Ferrenbein, 27. Sprunggelenk,
28. Hintermittelfuß, 29. Zehnglieder.

etwa $\frac{1}{3}$ bis $\frac{1}{2}$ der Unterseite der Rute). Bei einfarbigen und zweifarbigem Ledel gilt weiß nur als möglichst kleiner Brustfleck ober schmaler Streifen als zulässig. Als Tigertedel werden die Hunde mit heller (grauer bis weißer) Grundfarbe und unregelmäßigen Flecken von dunkelgrauer, brauner, rotgelber oder schwarzer Farbe bezeichnet. — Bei der Ledelzucht ist häufig der Fehler fortgesetzter Inzucht begangen worden. Die Folgen sind namentlich übermäßige Verfeinerung von Haut und Haar, Schwächung der Konstitution; bei schwarzen Hunden verblasen die Abzeichen, es entsteht eine braune, graue oder Tigertfärbung; die Tigerarten weiter aus zu Katerlaten. Braune, graue oder gefleckte Hunde sollten nur mit schwarzen Hunden gepaart werden. Dem Verblasen der braunen Abzeichen wird durch Paarung mit roten Hunden vorgebeugt. Die häufigsten Fehler mit Bezug auf das Körperäußere sind: Zu hochläufige oder am Boden schleppende Gestalt, zu schmaler oder zu stark gewölbter Oberkopf, schlecht angelegte Behänge, zu starker Stirnabfall, Glogaugen, zu kurzer oder eingedrückter Nasentrüden, zurückstehender Untertiefer, kurzer, wammiger Hals, Seutrüden, zu stark gebogene Rute, unbehaarte Rute (Mattenschwanz) oder Bürsterrute und Anker. — Der Ursprung des langhaarigen Ledels ist unbekannt (Varietät des Rauhaarigedels? Wachtelhundblut? Spanielblut?).

Das Haar ist lang, schlicht, häufig leicht gewellt, weich und glänzend, am Kopf und an den Vorderseiten der Läufe kürzer, auf Hals und Rücken glatt anliegend, an Kehle, Brust, Bauch und Weichen sowie am Behang reiche Franzen bildend. Hinterseite



2. Kurzhaariger Dachshund.



3. Rauhhaariger Dachshund.



4. Langhaariger Dachshund.

der Vorderläufe reich besiedert, Hinterseite der Keulen stark behaft. Rute fletterartig, mit nach der Spitze zu verlängeter Fahne. Farben wie beim kurzhaarigen Ledel. — Der rauhaarige Ledel ist eine niedrig gezüchtete, mit Ledel-Kurzhaarblut veredelte rauhaarige Brade; vielleicht führen einige Stämme Blut von Pinschern oder von rauhaarigen Terriers. Die Behaarung soll möglichst dicht und hart, nicht wollig sein; buschige Augenbrauen und trägertiger Schnurrbart. Zu weiches Haar ist durch Anpaarung an derb-kurzhaarige Hunde zu verbessern. Man sagt dem Rauhaarigedel nach, er zeichne sich durch vielseitige Anlagen aus. Jedenfalls ist das kurze Drahthaar die ideale

Behaarung des Arbeitstedels.

Die Dressur der jungen Dachshunde beschränkt sich lediglich auf einigen Appell und die gewöhnliche Erziehung zur Keulichkeit, wenn sie Stubenhunde sein sollen, alles übrige ist vom Abel; man hüte sich, den ihnen eigenen Troß zu brechen zu versuchen, und sehe ihnen lieber manchen Mutwillen nach, als daß man sie hart und oft straft, da sie gegen harte Strafen empfindlicher sind als andere Hunde

und leicht für immer verdothen werden können. Auch necke man sie nicht, um sie scharf zu machen, wie es leider oft geschieht, denn ein scharf angelegter Hund bedarf dessen nicht, und ein anderer wird dadurch nur tückisch und mißtrauisch, aber keineswegs im entscheidenden Augenblick leistungsfähiger. Der geeignetste Platz für die Fedel ist ein trockener, geräumiger Zwinger, in dem sie sich tummeln und balgen, auch die Umgebung beobachten können, um wachsam zu werden.

Ohne Aussicht umherlaufen oder gar die Baue besafahren dürfen sie nicht, dagegen nehme man sie öfters mit hinaus und gewöhne sie am Riemen oder Geklappelt, d. h. zu zweien durch ein Riemenchen an der Halsung aneinander geschmalt, zu gehen. Der junge Hund muß mindestens ein Jahr alt sein, ehe man ihn einfahren läßt, und wenn irgend möglich, lasse man dies unter Anführung eines erprobten Hundes geschehen, mit dem er jedoch befreundet sein muß, weil ihn dieser sonst im Bau leicht packt und ängstlich macht. Kriecht der junge Hund mit Zeichen von Eifer und Erregung dem alten nach, so ist dies ein gutes Zeichen, selbst wenn er bald wieder herauskommt, um sich nach seinem Herrn umzulehen; windet er aber gleichgültig in der Röhre umher, ohne einzutreten, selbst wenn er seinen Kametaden Laut geben hört, so ist von vornherein nicht viel von ihm zu erhoffen, er kann höchstens ein mittelmäßiger Hund werden, wenn man Geduld und Mühe an ihn wendet und ihn nicht etwa heftig und gewaltsam zum Eintreten zwingen will. Am zweckmäßigsten ist es, einen jungen Fedel im *Kunstabau* einzuarbeiten.

• Literatur: E. Igner, Der Dachshund, seine Geschichte, Zucht und Verwendung zur Jagd über und unter der Erde; S. Siegwart, Mit dem Dachshund unter der Erde.

Dachsträger f. Dachshaken.

Dachsfad f. Jagdnetze, Sadgarne.

Dachschwarte, die Haut des Dachses.

Dachsjüher (Dachsfinder), ein Hund, gleichviel welcher Rasse, der den Dachshund auf der Spur jagt, bzw. aufsucht.

Dachstellereisen f. Fallen IIIb 1.

Dachzange (Fuchszange), große, eiserne Zange, deren gerader oder im rechten Winkel

zum Griff stehender Greifteil derart rund gebogen ist, daß man Dachshund oder Fuchs damit um den Hals fassen und aus der Röhre ziehen kann.

Damast diente bis vor etwa 20 Jahren fast ausschließlich als Laufmaterial für Flinten, ist jetzt aber nahezu durch den löhlerstoffarmen Gußstahl verdrängt. Der D. entsteht durch Zusammenschweißen von Stahl und Eisen in verschiedenen Formen. Die einfachste Sorte, der Banddamast, wird durch Zusammenschweißen von Stahl-

und Eisenstrahlen zu Bändern hergestellt. Diese Bänder werden schraubenartig um einen Dorn oder ein eisernes Rohr gewunden und ihre Ränder zusammengeschweißt. Die Läufe werden dann innen glattgebohrt und geschmirgelt. Nach dem Zusammenlegen der Läufe werden sie einer Säure ausgesetzt, die die weichen Eisenteile stärker angreift als die härteren Stahlteile und dadurch ein Muster hervorbringt. Bei feineren Damastsorten werden die zusammenschweißten Stäbe mehrere Male gebrochen und dann wieder verschweißt, auch schraubenförmig gewunden. Dadurch entstehen sehr verschiedene und schöne Muster. Die bekanntesten sind der Bernarb-, Rosen-, Laminette-, Garibaldi- und Moiré-D., sowie der „Damas anglais“. Damastläufe werden fast ausschließlich in Belgien hergestellt.

Dambod f. Damwild.

Damengewehr, leichte Gewehre mit kürzerem Schaft. Kaliber gewöhnlich 28, 24 oder 20.

Damhirsch f. Damwild.

Dammerge besteht aus einer Mischung von Mineralboden

und 30 bis 50 Prozent mildem Humus.

Damshantier, das junge weibliche Damwildkalb, sobald es in sein zweites Lebensjahr tritt. In gesellschaftlicher Beziehung f. *Wildkalb*. Hat das D. zum erstenmal gebrunft, so heißt es fortan Damtier.

Damspießer f. Damwild.

Damtier f. Damwild.

Damwild (*Corvus dama* L.), eine Hirschart, die von einigen Zoologen zum Vertreter einer besonderen Gattung *Dama* gemacht und dann als *Dama vulgaris* bezeichnet wird. Die zoologischen Merkmale des D., von dem man außer der bei uns vorkommenden nur



Dachzange.

noch eine wenig abweichende, in Kleinasien, Mesopotamien usw. heimische Art *Dama mesopotamias* unterscheidet, liegen in dem eigentümlich gestalteten Geweiß des Damhirsches (s. u.), ferner in den flachen Tränenhöhlen, dem kurzen Schädel und dem langen Wedel, sowie der Fledenzzeichnung der normal gefärbten Stüde.

Weibmännliche Ausdrücke

sind im allgemeinen dieselben wie beim *Rotwilde*. Die männlichen Stüde heißen *Damhirsch* oder *Schauler*, wenn sie voll erwachsen sind, und zwar geringe, starke, kapitale oder Hauptschauler. Die männlichen Kälber heißen *Damhirschälber*. Junge Hirsche mit einfachem, ungeteiltem Geweiß nennt man *Damspießer*; fängt die Schaufelbildung eben an, so werden solche Hirsche in einigen Gegenden *Löffler* genannt. Die weiblichen Stüde heißen *Damtier*, im ersten Jahre *Damwildälber*. Die sich zusammenhaltenden Stüde bilden ein *Kudel*, wenige Stüde einen *Trupp Damwild*. Stehen nur Hirsche in einem *Kudel*, so spricht man von einem *Hirschudel*. Die übrigen Ausdrücke für die einzelnen Körperteile, sowie für die Tätigkeiten des Damwildes stimmen mit den für das *Rotwilde* üblichen überein, so daß wir hierauf verweisen können.

Beschreibung

Das *Damwilde* ist wesentlich geringer, dabei gedrungener als das *Rotwilde*, der Kopf ziemlich kurz und breit, die Lauscher kurz, die Lichter relativ groß, der Kumpf kräftig, der Wedel (auch wohl Blume genannt) länger als beim *Rotwilde*, die Bruststreife lang behaart, den „Finsel“ bildend. Die normale Färbung zeigt Sommer und Winter starke Verschiedenheiten. Die Hauptfärbung ist im Sommer rostrotlich mit weißen Flecken, bräunlich-gaunem Kopf, schwarzem, weiß eingefasstem Wedel, sowie weißer Unterseite des Kumpfes und Innenseite der Läufe. Um die Wedelwurzel zieht sich ein bogenförmiger, weißer, schwarz eingefasster Streif, die Scheibe. Im Winter geht die rostrote Färbung in ein stumpfes, nach oben hin dunkleres Erdbraun über, auf dem weiße Flecke kaum angedeutet sind. Außer der normalen Färbung kommt auch eine sog. schwarze vor, die aber nur oben dunkel schwarzbraun, sonst mehr graubraun erscheint und der anfallenden weißen Fledung sowie überhaupt jeder weißen Zeichnung entbehrt. Ferner gibt es nicht selten weißes *Damwilde* mit hellen Schalen und rötlichen Lichtern. Die Kälber des weißen *Damwildes* werden gelblich gefleckt und werden erst nach etwa einem Jahre weiß. Am seltensten sind die sog. porzellanfarbigen Stüde, deren Grundfarbe eigentümlich hell rötlich-braun mit

wenig sich abhebender weißer Fledung ist. Im Gebiß unterscheidet sich das *Damwilde* vom *Rotwilde* hauptsächlich durch das Fehlen der Galen oder Gräne (Edzähne), die nur höchst selten abnormerweise im Oberkiefer auftreten. Bis zur Vollendung des lebendigen Gebisses braucht das *Damwilde* etwa zwei volle Jahre. Das Geweiß des ausgewachsenen *Damhirsches* zeichnet sich durch die schaufelartige Verbreiterung seines oberen Abschnittes aus, während unten der Querschnitt ziemlich rundlich ist. Außer dem Augensproß kommt normalerweise nur ein Mittelsproß vor, wogegen der Ober- und Hinterrand der Schaufel in unregelmäßige, bald längere, bald kürzere, auch in der Zahl sehr wechselnde Enden ausgezogen ist. Selten kommen Eisprossen vor, dagegen ist oft das unterste der am Hinterrand der Schaufel sitzenden Enden durch besondere Stärke ausgezeichnet und wird als *Hintersproß* bezeichnet. Besonders starke *Damschaukeln* können eine Länge (von der Nase bis zum oberen Ende der Schaufel) von etwa 80 cm und eine Schaufelbreite von etwa 25 cm erreichen.

Geweiß-Entwicklung. Beim Hirsch entwickeln sich die Rosenstüde gegen das Ende des Jahres, in dem das Stüd gefleckt wurde. Die ersten Spieße nimmt man etwa im Mai des folgenden Jahres wahr; sie sind im Hochsommer verdeckt. Charakteristisch für sie ist das Fehlen einer eigentlichen Rose, deren Stelle eine allmählich nach oben in die Stange verlaufende, runzelige Verdickung einnimmt. Die Länge der ersten Spieße schwankt zwischen 3 und 10 bis 12 cm. Abgeworfen werden sie im Mai des nächstfolgenden Jahres, also des 3. Kalenderjahres, worauf häufig wiederum Spieße, aber stärkere als die oft Knospenspieße genannten ersten, aufgesetzt werden. Auch hierbei kommt es noch nicht zur Bildung einer scharf abgesetzten Rose, und da im einzelnen Falle die Länge der Spieße allein nicht maßgebend ist, so ist die Entscheidung, ob erste oder zweite Spieße, nicht leicht. Ermöglicht wird sie aber durch die Untersuchung des Gebisses. Befragt der betreffende Hirsch schon alle sechs Wadenzähne, so trägt er die zweiten Spieße, da der letzte (6.) Wadenzahn erst im 3. Kalenderjahr erscheint. Diese zweite Spießerstufe wird gelegentlich Übersprungen; an ihre Stelle tritt eine durch gleichzeitiges Austreten von Augen- und Mittelsproß charakterisierte Stufe, auf der die *Damhirsche* lokal als *Knieper* oder *Löffler* bezeichnet werden; auch echte Rosen zeigen sich dann. Eine eigentliche Gabelstufe mit Augen-, aber ohne Mittelsproß, scheint beim *D.* nicht vorzukommen. Die weiteren Geweißstufen unterscheiden sich untereinander nur durch



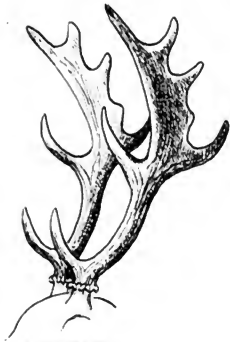
1. Erster Spich des Reihirfches.



2. Zweiter Spich des Reihirfches.



3. Reihirfcher.



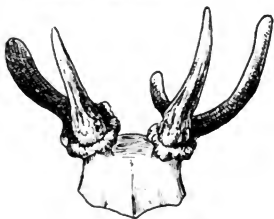
5. Reihirfcher.



6. Kapitaler Reihirfcher.



4. Angebender Reihirfcher.



7. Doppeltopf beim Reihirfch.

die mehr und mehr hervortretende Schaufelbildung und die Stangenstärke, bis der Hirsch schließlich anfängt zurückzusetzen. Degeneriertes, schwächliches Damwilt läßt gelegentlich die Schaufelbildung vermissen. Gute Konstitution, kaltrreiche Afung u. dergl. bedingen starke Schaufeln, wie sie z. B. im östlichen Holstein, früher im Grunewald, ferner in Kirchrode bei Hannover, in Württemberg u. dergl. zu finden sind. Ziemlich häufig, öfter jedenfalls als bei anderen Hirschen, kommt Doppelpöspigkeit vor, d. h. Nichtabwerfen von Geweihen und Neubildung unterhalb des sitzenbleibenden alten Geweihes. In der Regel zeigt sich diese Erscheinung bei Spießern oder geringen Schaufflern. In seltenen Fällen hat man sogar bei Damhirschen gleichzeitig drei Geweihe gefunden, natürlich in verkümmertem Zustande.

Verbreitung, Aufenthalt.

Die eigentliche Heimat des Damwiltes bilden die Mittelmeerländer, von wo es nach dem übrigen Europa eingeführt worden ist. Wild findet es sich jetzt noch in Spanien, Sardinien, Anatolien, Griechenland, Kleinasien, auf Rhodus, in Algier und Tunis. Eine unserm Damwilt sehr nahe verwandte Art lebt in Mesopotamien und Persien (*Dama mesopotamica*). In Deutschland hat die Einbürgerung von Damwilt wahrscheinlich im 16. Jahrhundert begonnen. Fossile Reste findet man übrigens an verschiedenen Stellen Mitteleuropas in diluvialen Ablagerungen, woraus sich ergibt, daß das Damwilt zur Diluvialzeit weiter nordwärts verbreitet war als in der jetzigen Erdperiode, und sich dann nach Süden zurückzog.

Zu seinem Stande wählt das Damwilt mit Vorliebe Wäldungen und Gehölze der Ebene und der Hügelandschaft, dagegen meidet es die Gebirge. Große, zusammenhängende Wäldungen sind ihm kein unerläßliches Bedürfnis, es liebt vielmehr Abwechslung von Wald mit Wiesen und Feldern, auf die es zur Afung austreten kann. Ganz besonders eignet es sich für Parks selbst kleineren Umfangs, da sich bei ihm kaum nachteilige Folgen der Eingatterung zeigen, sofern man für die nötige Zufuhr frischen Blutes sorgt.

Ernährungsweise, Fortpflanzung.

Wenn sich auch das Damwilt verhältnismäßig rasch an die Nähe des Menschen gewöhnt und in Parks leicht zahm wird, so ändert sich sein Benehmen, sobald es merkt, daß man ihm nachstellt. In völlig freier Wildbahn macht ein starker Schauffler dem Jäger mindestens ebenso viel zu schaffen wie ein Rothirsch, so daß das verächtliche Urtheil, das manche Jäger über den Damhirsch zu fällen sich bemüht haben, durchaus unrichtig und unberechtigt ist. Das Damwilt vernimmt

und windet äußerst scharf, ist dabei in hohem Grade mißtrauisch und wechsell, rege gemacht, weilt fort, ehe es sich wieder beruhigt. Reißt halten sich die starken Schauffler allein oder in Trupps, während die geringen Hirsche mit dem Rothwilt zusammen stärkere Rudel bilden. Gegen die Mitte des Oktober beginnt die Brunst; es treten die starken Schauffler zum Rudel, schlagen die schwächeren Hirsche ab und lassen ihren unharmonischen, rülpfenden Brunntschrei erschallen. Gelegentlich kommt es auch zu Kämpfen zwischen zwei gleichstarken Schaufflern, wobei das prasselnde Aufeinander schlagen der Geweihe weithin vernehmbar ist, ernsthafteste Verletzungen oder gar das Eingehen des unterliegenden Theiles jedoch sehr selten vorkommen. Das Damwilt geht etwa bis zum Juni, also ungefähr acht Monate, beschlagen und setzt um jene Zeit 1 bis 2 Kälber, die es sorgsam behütet und pflegt. Die Färbung der Kälber entspricht ungefähr derjenigen der Eltern, doch sind die Kälber des weißen Damwiltes gelblich gefärbt. Die Abwurfzeit der starken Hirsche fällt in den Mai, während die der geringen und der Spießler sich bis in den Juni hinzieht. Die Feistzeit sind die Monate Juli bis September; hat die Brunst begonnen, so nimmt das Wildbret der Schauffler einen unangenehmen Bodgeruch an, der es für die Küche unbrauchbar macht. Die Afung des Damwiltes ist im großen und ganzen dieselbe wie beim Rothwilt, doch ist es im Sommer ziemlich wählerisch und liebt sehr aromatische Kräuter. Im Herbst geht es eifrig der Baumast nach und zieht danach auch wohl gegen seine sonstige Gewohnheit weit umher. Ebenso wie das Rothwilt schält es, nach Ansicht mancher Sachverständigen sogar noch mehr, so daß es als Schädiger der Forstkultur angesehen werden muß.

Feinde aus der Tierwelt hat das Damwilt bei uns nicht viele. Fuchs und Warber stellen zwar, aber wohl nicht oft erfolgreich, den frisch gefesteten Kälbern nach; stärkeres Raubzeug kommt bei uns so gut wie gar nicht vor, und die starken Adler sind so selten, daß ihre Schädigungen nicht ins Gewicht fallen. Von den Haut- und Knochenbrechern, die Roth- und Rehwilt plagen, scheint das Damwilt nicht oder nur selten befallen zu werden. Dagegen erliegt es furchenartig auftretenden Krankheiten, besonders dem Milzbrand, ebenso wie die anderen Wildarten. Auch ist, wenn gleich nur in vereinzelten Fällen, so in englischen Parks, Tollwut beim Damwilt festgestellt worden.

Jagd.

Der Tritt des Damwiltes ist durchweg länger und mehr zugespitzt als der des Rothwiltes, vor allem aber ist der Ballen

länger, da er beim Damwilde etwa die Hälfte, beim Rotwilde dagegen nur reichlich ein Viertel der ganzen Trittlänge beträgt. Meist

ist auch die innere Schale etwas kürzer als die äußere. Mit den Fährten starker Rotwildes sind diejenigen des Damwildes schon wegen der Unterschiede in den Maßen nicht zu verwechseln, bei Spießern und Schmaltieren von Rotwild muß man aber, um Irrtümer zu vermeiden, genauer ansprechen. Ebenso liegt in manchen Gegenden die Möglichkeit vor, Schaffährten mit denen von geringerm Damwilde zu verwechseln; doch sind erstere stumpfer, vorn abgerundet und die beiden Schalen mehr gespreizt. Eine Verwechslung mit der Fährte des Rehes ist kaum möglich, da diese schon an ihrer Hiezlichkeit zu erkennen ist. Die Unterschiede zwischen den Fährten von Schaulern und Damtieren sind so geringfügig, daß wir hier nicht darauf eingehen können.

Was die Jagd auf unser Wild betrifft, so besteht ein großer Unterschied zwischen Parß und freier Wildbahn. Wie schon erwähnt, wird das Damwilde in Parß, besonders wenn es öfter Gelegenheit hat, Menschen zu äugen, sehr vertraut, so daß es keine Kunst und für den echten Jäger erst recht kein Vergnügen ist, einen

Anwendung, während sich Damwilde sehr schlecht treiben oder drücken läßt. Von den eingestellten Hosiagden wird hier natürlich abgesehen. Bei der Birch ist äußerste Vorsicht nötig, da das Damwilde sehr scharf äugt. Wo es nicht durch öfteres Wejagen zu sehr beunruhigt ist, hält es unter Umständen Bauernwagen recht gut aus; auch läßt es sich wohl täuschen, wenn der Jäger, unbekümmert pfeisend, an dem Kubel scheinbar vorbeigeht; in Schußnähe gekommen, muß man dann aber sehr rasch schießen. Die Schußzeichen sind im allgemeinen dieselben wie beim Rotwilde, außerdem ist die Haltung des Webels beim Flüchtigerwerden des beschossenen Stückes zu beachten. Ausrecht getragen oder auf- und niedervippender Webel deuten auf Fehlschuß, während getroffene Stücke den Webel eingekrümmt halten. Nachsuche des Kranken und Behandlung des erlegten Damwildes gleichen denen des Rotwildes. Das Wildbret jüngerer Stücke ist sehr geschätzt.

Literatur über das D. findet sich in zahlreichen Jagdlehrbüchern zerstreut; besonders in Dietrich aus dem Windell, Handbuch für Jäger, 3. Aufl.

Darmkatarrh des Hundes. Als Ursachen gelten: Verdorbene oder schwer verdauliche Nahrungsmittel, Darmparasiten (Bandwürmer, Spulwürmer), Gifte. Der D. äußert sich in Durchfall, welcher selten fehlt, Urin, Würfeln, Drängen auf den Stot, Durstgefühl, Mattigkeit.

Beim chronischen Darmkatarrh wechseln Durchfall und Verstopfung miteinander ab. Der akute Darmkatarrh ist ein leichtes, der



Schraut



8. Damshanfer, vertraut. (1/18 nat. Gr.)



9. Damtier, flüchtig. (1/18 nat. Gr.)

halb zahmen Schauler niederzujallen. Ganz anders in freier Wildbahn, wo es die ganze Kunst des Weidmanns in Anspruch nimmt. Am häufigsten kommen Birch und Anstand zur

chronische ein schweres Leiden. Junge Hunde können jedoch auch am akuten Natarth eingehehen. Zur Heilung empfiehlt sich zweckmäßige Diät (Fleisch, Milch, Reisbrei, Hasegrüsuppe), Frottierungen des Hinterleibes. Die arzneiliche Behandlung hat sich nach den Krankheitsursachen und den Symptomen zu richten. Nur der Sachverständige vermag die richtige Auswahl der Medikamente zu treffen.

Dasselbeulen s. *Bremsenlarven*.

Dasselfliegen s. *Bremsenlarven*.

dann (aus dem englischen down, d. h. nieder), das Kommando für den Vorstehehund, auf das hin er sich blickschnell niederlegen soll, den Kopf zwischen die nach vorn ausgestreckten Vorderläufe gedrückt (s. *Dressur*).

Decke, die Haut der Hirscharten, des Bären, Gems-, Stein- und Schafwildes, sowie des Luchses und Wolfes.

decken. 1) Das Belegen der Hündin durch den Rüden. 2) Das Fangen und Festhalten des gehechten und getesteten Schwarzwildes durch Hunde, namentlich Jagshunde. 3) Im Gegenhage zu streuen, das Zusammenbleiben der Schrote beim Schuß (s. *Deckung* 3).

Deckfedern s. *Vogel*.

Deckgarn (Decknetz) s. *Jagdnetze* 3.

Deckgeld, Entschädigung, für die ein Hundebesitzer fremde Hündinnen durch seinen Rüden decken läßt. Die Decktaxen schwanken je nach dem Werte des Deckrüden und seiner Inanspruchnahme, für Vorstehehunde etwa zwischen 30 bis 75 M. Häufig wird auch als Entschädigung statt baren Geldes die Überlassung eines Welpen ausbedungen. Wenn die Hündin nicht aufgenommen hat, ist es üblich, sie ein zweites Mal unentgeltlich decken zu lassen.

Decknetz (Deckgarn) s. *Jagdnetze* 3.

Deckung nimmt 1) der Jäger, wenn er sich vor dem Wilde im Gelände verbirgt. 2) D. ist ferner jeder Waldbestand oder die dicht stehende Feldfrucht, die das Wild vor den Augen des Jägers verbergen. 3) D. beim Schrottschusse ist die Verteilung der Schrote. Um sie beurteilen zu können, schießt man auf 35 m Entfernung gegen eine Scheibe, die einen Kreis von 75 cm Durchmesser trägt. Je weniger sich die einzelnen Schrote verstreut haben, um so besser ist die D.

Deerhound (spr. „dierhaund“), schottischer Hirschhund; wird schon längst nicht mehr jagdlich verwendet und ist in Deutschland sehr selten anzutreffen. Der D. macht den Eindruck eines drachthaarigen Windhundes mit starken Knochen. Die gewünschte Höhe ist 60 bis 65 cm, Hündin etwas schwächer. Der Kopf ist sehr lang, Schädel ziemlich flach, ohne Spur von Stirnabrag; der Übergang vom Gang zum Schädel ist eine schräge Linie. Die Hunde haben Schnurr- und Kinnbart. Ohren weder richtige Stehohrform, noch

ganz flach herabhängend. Am meisten erwünscht ist ein ganz kleines, weich behaartes, schwarzes oder wenigstens sehr dunkles Ohr. Haarfarbe verschieden; weiß ist fehlerhaft, Blässe oder weißer Halsstreif gelten als erhebliche Fehler.

Deformation, Formveränderung, die Geschosse oder Schrote teils beim Aufschlagen auf einen festen Gegenstand (Wildkörper, Erdboden usw.), teils im Laufe beim Schuß (Stauchung) erleiden. Die Schrotförmner werden beim Schuß schon in der Patrone mit großer Festigkeit zusammengepreßt und verlieren dadurch, ferner durch teilweise Abschleifen an der Laufwandung und weiter durch die Würgung an der Mündung mehr oder minder ihre ursprüngliche Form.

Deiche s. *Wege*.

Deerholz, oberirdische Holzmasse über 7 cm Durchmesser einschl. der Rinde; Reisig heißt das schwächere Holz.

Derby, ursprünglich ein berühmtes Wettrennen von dreijährigen Pferden auf Epsom Downs bei London am Pfingsten. Gegenwärtig wird auch die Prüfungsfuche für Vorstehehunde im Frühjahr häufig D. genannt (s. *Kynologie*).

Deutsche Jagd; mit Feuerwaffen, Zeug und anderem Gerät ausgeübte Jagd im Gegenhage zur französischen oder Parforcejagd, bei welcher das Wild durch Reiter und Hunde gehecht wurde.

Dichfuß (Oedienemus), Gattung aus der Ordnung der Laufvögel (Cursoriformes) und der Familie der Regenpfeifer (Charadriidae). Schnabel so lang wie der Kopf, gerade, Nasenlöcher nicht in eine lange Furche auslaufend, Augen auffallend groß, Kopf rundlich mit steiler Stirn, Ständer lang, aber kurzsehig, ohne Hinterzehe, Läufe geneigt. Mittelste Stoßfeder merklich länger als die äußeren; Gefiederzeichnung lecherartig. Trierl (Oedienemus oedienemus L., O. crepitans Tem., Charadrius oedienemus L.; lecherartiger Regenpfeifer, Steinwälzer, Eulenlopf, D., Blut, Erdbacher; s. Abbildung). Länge 38 bis 42 cm, Stoß 12,4, Schnabel 3,5 bis 3,6 cm, Flugbreite 80, Lauf 8,1, Mittelzehe ohne Nagel 3 cm. Gesamtfärbung lecherartig, Oberkopf, Hals und Oberseite graugelblich mit dunklen Schafstrichen und Flecken, Kehle, Zügel, Unterbrust und Bauch weiß, Brustseiten und Weichen mit dunklen Schafstrichen. Von den schwarzbraunen Schwingen die erste mit einem großen, weißen Fleck vor der Spitze, die zweite mit einem kleineren, die siebente und achte mit weißen Spitzen; Flügelrand und Stoßspitze braunschwarz; Stoßfedern größtenteils weiß, die mittleren wie der Rüden. Schnabel, soweit er weich ist, gelb, im Spitzendrittel schwarz.

Augen sehr groß, fast eulenartig, Iris gelb; Ständer grünlich-gelb. Männchen und Weibchen sind äußerlich nicht voneinander zu unterscheiden. Die Jungen haben größere, braune Flecke, didere Ständer, kürzeren Schnabel. Die Nestjungen sind graubräunlich mit zwei schwarzbraunen Streifen auf dem Kopf und dem Rücken, oberhalb dunkel gefleckt, unten weißgrau, Iris weiß.



Kopf des Triel.

lichen Europa und im mittleren Asien, zieht Einsiedler mit Sandboden jedem anderen Aufenthaltsort vor und sucht seine Nahrung, die in Regenwürmern, Käfern, Fröschen, Eidechsen und Mäusen besteht, meist in der Dämmerung. Etwa im April pflügt er bei uns aus seiner Winterherberge wieder einzutreffen, um im Oktober uns zu verlassen. Er legt seine zwei bis drei Eier in eine mit einigen trockenen Halmen und Gräsern ausgelegte, flache Sandgrube; sie sind von blasser Sandfarbe mit matten, schieferblauen und darauf dunkel gelbbraunen, großen Flecken und Schnörkeln verziert, haben eine glatte, feinstörnige Schale, schlank, etwas nach der Spitze abfallende Form und messen 55 : 39 mm bis zu 49 : 34 mm. Sie weichen in Grundfarbe und Färbung voneinander ab. Der Triel gehört zu unseren interessantesten Vögeln; nicht nur ist er durch sein massenhaftes Verschlingen schädlichen Gewürms, von Mäusen usw. sehr nützlich, sondern auch eine angenehme Erscheinung in jenen Sandwüsten, wo in der brennenden Sonnenglut alles Leben erlöschen scheint. Den Tag verschläft er gern, läuft in gebückter Stellung sehr schnell und ruckweise davon, wenn er gestört wird, und streicht endlich unter lautem „Kärlith“ ab, stets niedrig und nur zur Nachtzeit, oder wenn er einen längeren Flug zu unternehmen hat, sich höher aufschwingend. Im Flug erkennt man ihn an den lang angelegten Ständern und abwärts gekrümmten Flügeln sowie an der weißbunten Färbung von Flügeln und Stoß. Mit Anbruch der Dunkelheit beginnt sein Leben, er streicht dann feinsten Stellen zu und geht die Nacht hindurch dem Fraße nach. Von Raubvögeln sind ihm besonders Falken und Habichte gefährlich, den Eiern die Weiße; vom Haaranwilde stellen ihm Fuchs, Iltis, Biemel usw. nach.

Die Jagd auf den Triel mit der Hinte ist schwierig, da er sich schwer aufkommen läßt und, wenn er schläft, von seiner Umgebung kaum zu unterscheiden ist. Mit der Lockpfeife

läßt man ihn schußmäßig heranlocken, besonders das Männchen zur Paarungszeit. Auch wurde er auf dem Trachvogelstreck mit dem Lockvogel gefangen. Nirgends gemein, verfaßt er dem Jäger überhaupt nur selten, noch am ehesten gelegentlich einer Suche auf anderes Wild, auch ist seine Schonung wegen seiner Nützlichkeit sehr zu empfehlen; das Wildbret ist sehr wohlkchend.

Didgehen, das Trächtigein der Hunde und des Raubjengs.

Dickkopf s. Enten II, 6.

Dickung, jeder Holzbestand von dichtem Busche, in dem Wild aller Art unbemerkt bleibt, s. a. Altersklasse 1.

Diesel, Karl Emil, geboren am 8. Dezember 1779 in Frielshausen (Bayern), studierte in Leipzig Natur- und Sprachwissenschaften und wurde 1806 Lehrer an der forstlichen Privatlehranstalt Cottas in Zillbach. Seit 1809 als praktischer Forstmann tätig, zuletzt von 1816 bis 1852 als Revierförster (Oberförster) in Kleinwallstadt. Er starb am 23. August 1860 in Schwebheim bei Schweinfurt, auf dessen kleinem Friedhofe ein einfacher Grabstein die letzte Ruhestätte D.s bedeckte. Am 20. August 1905 wich der Stein einem Denkmal, das „die deutschen Jäger ihrem unvergesslichen Altmeister“ errichteten (s. Jagdliteratur).

Dioptr, ein gewöhnlich auf dem Kolbenhalse angebrachtes Visier, bestehend aus einer in der Mitte durchbohrten Platte, bzw. einem Ringe, die die Stelle des Visiers vertreten. Da das Auge unwillkürlich sich die Stelle sucht, wo die größte Helligkeit ist, d. h. die Mitte des Loches, so werden Fehlschüler vermieden. In Deutschland werden D. für Jagdbüchsen wenig gebraucht, für Scheibenbüchsen dagegen zum Schießen auf 175 und 300 m wohl ausschließlich verwendet. Für Jagdweide benutzt man bisweilen die amerikanischen Lyman- und Marble-Dioptr (s. Abbildung).



Marble-Dioptr aufgerichtet, daneben Dioptrstange.

Distritt s. Ableitung.

Distrittsteine s. Jagensteine.

Döbel, Heinrich Wilhelm, wurde 1699 im sächsischen Erzgebirge geboren, erlernte die Jägererei bei seinem Großvater und Vater und trat nach längerer Wanderzeit 1723 als Jägerburtsche in braunschweigische Dienste.

Nach wechselvollen Erlebnissen wurde er 1733 Oberpiqueur und später Oberförster in Subertusburg; um 1757 soll er Förster in Falkenberg und Schenkendorf (Sachsen) gewesen sein. Er starb 1760 in Warschau oder Plesh (s. *Jagdliteratur*).

Döbel s. *Karpfensache VI, 1*.

Docke. 1) Eine über den Ellbogen aufgewinkelte Leine. 2) Der aufgewinkelte Teil des Hängeseils oder Schweifriemens, einer Leine oder Arde.

docken, wideln; s. *Docke*.

Dohle s. *Rabenvogel III*.

Dohnen, die hölzernen Bügel, in welche Pferdehaarstrählingen eingezogen werden; auch das ganze Fanggerät. Sie dienen zum Fange von Vögeln, namentlich Krammetsvögeln. Der Dohnenstiel ist durch § 8 des Vogelschutzgesetzes vom 30. Mai 1908 im ganzen Reiche verboten.

v. Dombrowski, Naoul Ritter, geboren am 3. Juni 1833 in Prag; trat in die österreichische Armee, verließ aber den Militärdienst 1856 als Oberleutnant. Er studierte sodann Land- und Forstwissenschaft und verwalte nach längeren Reisen seine Güter. 1878 wurde er als Postforstmeister in den Postjagddienst berufen, verließ aber diesen 1883, um sich ins Privatleben zurückzuziehen. v. D. starb am 3. September 1896 in Wien (s. *Jagdliteratur*).

Doppelabzug, gewöhnliche Abzugsvorrichtung bei Doppelflinten, bei denen jeder Abzug ein Schloß bzw. Schlagstück bedient, im Gegensatz zum Einabzug, bei dem ein Abzug nacheinander beide Schlagstücke auslöst.

Doppelbataillone s. *Schnepfen II, 2*.

Doppelbüchse s. *Doppelgewehr*.

Doppelflinte s. *Doppelgewehr*.

Doppelgarn s. *Jagdnetze, Stedgarne*.

Doppelgewehr (Zwilling), ein aus zwei nebeneinander oder übereinander liegenden Rohren bestehendes Gewehr. Sind die beiden Rohre glatt, d. h. innenbüg nicht gezogen, so heißt das Gewehr Doppelflinte; ist das eine Rohr gezogen und das andere glatt, also Büchsenrohr und Flintenrohr vereinigt, so ist das Gewehr eine Büchseflinte. Sind beide Rohre gezogen, so ist es eine Doppelbüchse. Liegen die Läufe übereinander, so nennt man die Gewehre Bodgewehre (Bodbüchsen, Bodbüchseflinten).

Doppelforn. Der Amerikaner Lyman führte ein sog. D., bestehend aus einem dicken Eisenbeinforn in der Nähe der Mündung und einem kleineren Eisenbeinforn in der Mitte der Laufschiene, ein. Dieses zweite Korn vertritt die Stelle des Visiers und ermöglicht ein genaueres Zielen; die beiden Körner sollen hierbei mit geringem Abstände übereinander stehen. Beim Schießen in der Praxis

wird man das D. nicht benutzen, jedenfalls ist sich der Schütze dessen nicht bewußt. Dagegen leistet es sehr gute Dienste bei Zielübungen, wo es eine ständige Eigenkontrolle des Anschlages ermöglicht.

Doppeln, das nahezu gleichzeitige Losgehen beider Schüsse von Doppelgewehren. Es geschieht infolge der Erschlüftung des Schloffes durch den ersten Schuß oder den Rückstoß bei fehlerhafter Abzugskonstruktion oder bei alten Gewehren, deren Fahrkräften stark abgenutzt sind (s. auch *Dublette*).

Doppelvoegel s. *Drosseln 2*.

down s. *dawn*.

Drahthaar (drahthaarig), in der Kynologie eine besondere Form des Raufhaares (s. *Vorstehhund, drahthaariger*).

Drall, die Windung der Züge im Büchsenlauf. Nimmt der D. nach der Mündung der Büchse zu, so heißt er Progressivdrall.

Dralllänge, das Längenmaß in Zentimetern, auf das die Züge eine Drehung um die Längsachse des Laufes (Seelenachse) machen. Die gewöhnliche D. bei Scheiben- und Jagdbüchsen für Bleigeschosse des 8 und 9,3 mm-Kalibers beträgt 36 bis 40 cm. Läufe für 8 mm-Mantelgeschos haben gewöhnlich eine D. von 24 cm = 30 Kalibern wie die Militärgewehre; neuerdings wird auch häufig eine D. von 36 cm angewendet.

Drallwinkel, der Winkel, den die Züge mit der Seelenachse bilden.

drauf sein, das Gewehr bzw. die Visierung so auf das Ziel eingerichtet haben, daß der Schütze treffen muß. Beim Schießen soll der Schütze stets durchs Feuer sehen und sich auf diese Weise Rechenchaft geben können, ob er drauf war, gut abgekommen ist.

Dreheisen s. *Federhaken 2*.

Dreiläufer, halb- bis dreiviertelwüchsigiger Hase; s. a. *Drilling*.

Dreizehnmöwe s. *Möwenartige Vögel II*.

Dressur, eine Person, die sich mit der Abrichtung (Dressur) von Hunden (Jagdhunden) beschäftigt. Der Dressur muß Jäger sein, weil nur derjenige Hunde den Bedürfnissen der Praxis entsprechend unterweisen kann, welcher jagdlich geschult ist.

Dressierband gleichbedeutend mit *Korallen*.

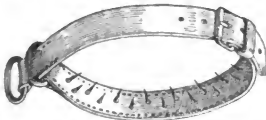
Dressierbod s. *Apportierbock*.

dressieren, einen Hund abrichten, ihn gewisse Verrichtungen und ein bestimmtes Verhalten lehren (s. *Dressur*).

Dressierhalsband s. *Korallen*.

Dressur, zu deutsch Abrichtung. Für den Jagdgebrauch werden Vorstehhunde, auch Wachtelhunde und Spaniels dressiert. Die Abrichtung des Schweifhundes und der Erdhunde wird arbeiten, bei den letzteren auch einarbeiten oder einheken genannt; sie ist unter *Schweifhund* und *Dachshund* geschildert.

Der dressierte Hund ist erst fertig zum Jagdgebrauche, wenn er auch abgeführt worden ist. Der Dresseur hat seine Tätigkeit davon abhängig zu machen, was von dem Hunde in der Jagdpraxis später verlangt werden soll und was der Jögling nach seiner körperlichen Beschaffenheit und seinen Anlagen bereinigt leisten können wird. Es ist zu unterscheiden zwischen der D. des Federwildhundes, des Feldgebrauchshundes und des vielseitigen Gebrauchshundes (Gebrauchshundes schlechtweg). Das Bedürfnis nach einer Dressur ausschließlich für die Wasserarbeit wird sehr selten bestehen. Die beste Beanlagung für die Federwildjagd im offenen Felde besitzen Pointer und Setter; als Feldgebrauchshunde eignen sich die ziemlich leichten, dabei aber kräftigen und sehr flüchtigen deutschen Vorstehhunde neuerer Zuchtichtung; die Beanlagung zur vielseitigen Arbeit ist nicht bestimmten Rassen, sondern einigen Stämmen deutscher Hunde eigentümlich; vollkommen untauglich sind dafür, mit wenigen Ausnahmen, die englischen Vorstehhunde. Bevor der Dresseur den Hund in Arbeit nimmt, unterziehe er ihn einer sorgfältigen Prüfung daraufhin, ob er die erforderlichen Anlagen besitzt. Ferner ist eine Prüfung des Naturells des Hundes notwendig. Der weiche und der von Natur aus gefügige Hund muß anders angefaßt werden als das zum Eigenfinn neigende, gegen Strafen wenig empfindliche Tier. Durch eine zu derbe Behandlung werden Hunde, die leicht auf äußere Reize reagieren, verschüchtert, während Hunde mit dem entgegengesetzten Naturell bei Unterlassung kräftiger Zwangsmittel niemals zuverlässig arbeiten lernen. Ohne Zwangsmittel kommt man bei keinem Hundes D. aus. Die ersten Zwangsmittel sind Hilfen, die dem Tiere begreiflich machen sollen, was wir von ihm wollen. Erst wenn die nicht oder wenigstens nicht empfindlich schmerzenden Hilfen nicht ausreichen, greifen wir zu schärferen Mitteln, zu den spitzen Korallen oder zur Peitsche, zum



1. Dressurhalsband (Korallen).

Estraffschuß mit einer Schleuder oder gar mit der Flinte. Durch fleißige Wiederholungen muß das frisch Erlernte befestigt werden. Während des ersten Unterrichts darf die Aufmerksamkeit des Schülers nicht durch fremde,

ihn interessierende Dinge abgelenkt werden. Dresseur und Hund müssen, wenigstens anfangs, allein sein. Sämtliche Übungen werden erst in einem abgeschlossenen Raume vorgenommen und im Freien dann wiederholt, wenn sie im geschlossenen Raume feststehen. Niemals darf der Unterricht bei Widersprechlichkeit unterbrochen oder gar beendet werden. Man verleihe dem Hunde jedoch das Lernen nicht etwa dadurch, daß man den Unterricht zu lang ausdehnt. Die Erziehung des Hundes zum Hausgenossen soll möglichst frühzeitig einsetzen, dagegen darf mit der eigentlichen Dressur nicht früher begonnen werden, als bis der Hund körperlich und geistig einigermaßen entwidelt ist, also im Alter von etwa 9 bis 12 Monaten. Von großer Bedeutung ist es endlich, bei der Dressur einen bestimmten Unterrichtsgang innezuhalten. Man wird also der D. ein gutes Buch zugrunde legen müssen. Zur Verfügung stehen namentlich die Werke „Börs, Der Vorsteh- und Gebrauchshund, bearbeitet von A. Ströbe und J. Müller“, sowie „Oberländer, Die Dressur und Führung des Gebrauchshundes“.

Möglichst schon vor dem Beginn der eigentlichen Dressur beginne man, wenn der Hund als Totverbeller oder als lauter Totverweiser ausgebildet werden soll, mit der Unterweisung, auf Befehl Hals zu geben (anhaltend laut zu bellen) und sodann ohne Kommando laut zu werden, wenn der Jögling an die ausgestopfte Decke eines Rehes gebracht wird. Diese Vorübung muß auch während der Erledigung der eigentlichen sog. Stubendressur (Dressur im abgeschlossenen Raume) fortgesetzt werden, sie ist auch später tunlichst oft zu wiederholen. Die Geräte, die zur Dressur gebraucht werden, sind das Dressurhalsband oder auch Korallen genannt, die Dressurgerte, eine möglichst dünne, aber doch feste, etwa 70 cm lange, halbsteife Hundepeitsche, die Doppelpfeife, eine Hundepfeife aus Horn, die so eingerichtet ist, daß ein gewöhnlicher Pfiff ertönt, wenn in die eine



2. Doppelpfeife (links Trillerpfiff).



3. Apportierhalsband.



4. Apportierbock.

dünnere Seite geblasen wird, ein Trillerpfliff, wenn die zweite dickere Seite gebraucht wird; ferner der Apportierknüttel, ein 3 bis 4 cm dicker, 30 cm langer Knüttel, der mit Sackleinwand und dann mit Bindfaden umwickelt ist, der leichte, etwa 1,5 kg wiegende, in der Mitte etwa 12 cm dicke Apportierbock und der Apportierfack, den man sich aus derbem Sackleinen herstellen kann (Länge etwa 50 cm,



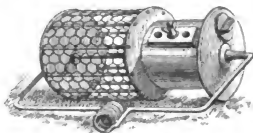
5. Apportierfack.

Dicke in der Mitte etwa 12 cm, gefüllt mit einer Holzwalze in der Mitte und mit Kieselsteinen an den beiden, durch Bindfaden verschließbaren Enden). Endlich gebraucht der Dresseur eine kurze und eine längere kräftige Leine aus Hanf (Dressierleine).

Empfohlen wird folgender Gang der Übungen: 1) Sehen. 2) Setz dich — hier! Der sitzende Hund hat auf den Befehl hereinzukommen. 3) Setz dich — auf Pfliff herein. Als Zeichen dafür, daß der Hund schnell hereinzukommen soll, pfeifen wir zweimal kurz hintereinander. Der einfache Pfliff, den der Hund erst später kennen lernt, bedeutet, daß der Hund seine Aufmerksamkeit dem Führer zuwenden soll. Der Trillerpfliff ist das Kommando für „dann“ (niederlegen). 3) Dann! Der Hund hat sich in die Daunlage zu begeben (s. dann). Er lernt zunächst das Dann auf Zuruf, dann auf Handhochheben, endlich auf den Trillerpfliff. Der Hund muß lernen, einige Zeit in der Daunlage zu verharren (als Vorübung für das Ablegen). 4) Schonen. Der Hund soll bestimmte Gegenstände, wie ein Stück Fleisch oder einen Zipfel Wurst, auf Befehl unberührt lassen. 5) Springen über Hindernisse verschiedener Art. 6) Apportierübungen. Halten und Tragen des Apportierknüttels, des Apportierbodes und des bis zu 5 Pfund beschwerten Apportierfades. Ergreifen dieser Gegenstände auf Kommando (die schwierigste Übung). Aufnehmen der Apportierapparate vom Boden. Schwerapportieren. Apportieren eines ausgestopften Hasenbalges und anderer Gegenstände. Verlorenapportieren der Geräte. Apportieren über Hindernisse. Apportieren aus dem Wasser. Apportieren von geschossenen Kaninchen, Vögeln, Hasen, endlich des Fuchses.

Darauf beginnen die Übungen im praktischen Dienste (Abführen). Im Felde muß der Hund an eine zielbewußte Suche gewöhnt

werden, an festes Vorzeichen, ruhiges Verhalten vor und nach dem Schusse und an sauberes Apportieren von Wild, das vor ihm geschossen worden ist. Im Walde werden Übungen im Verlorenapportieren ange stellt. Darauf folgen die Übungen im Verbellen, und zwar zunächst an der ausgestopften Rehbede, dann an wirklichem Wild. Als Hilfsmittel zur Unterweisung des Totverweisers wird ebenfalls die Rehbede verwendet. Der Hund muß die Bede auffuchen und den Dresseur zu ihr führen lernen. Bei der Dressur des Verbellers und des Verweisers ist die Anwendung von Strafen streng zu vermeiden, dagegen ist jede auch nur einigermaßen anerkenntniswerte Leistung im Anfang reichlich zu belohnen. Der Führer verfährt sich dann regelmäßig mit einem Stück Fleisch oder Wurst als Belohnungsbrocken. Im Walde wird der Hund sodann im Ablegen unterwiesen. Auf Raubzeug wird der Hund gelegentlich gearbeitet, jedoch ist im allgemeinen davon abzuraten, diese Unterweisung schon im ersten Felde vorzunehmen. Von großer Wichtigkeit ist die Unterweisung in der Schweisfährte auf Niederwild und auf Schalenwild. Unbedingt erforderlich sind Übungen auf der Schleppe von Kaninchen und Hasen, sehr nützlich auch solche auf Fuchschleppe. Um den Hund zur Schweisfährte auszubilden, muß er die künstliche Schweisfährte ausarbeiten lernen. Diese wird mit Hilfe der Oberländerchen Drahtwalze hergestellt. An das Ende der Fährte wird ein geschossenes Reh niedergelegt. Der Riemenarbeiter hat die künstliche Fährte bis zum Ende am Schweisriemen auszuarbeiten. Der Totverweiser und der Verbeller arbeiten nur die ersten 100 Schritte am Riemen, dann werden sie geschmalt, um zu verbellen oder zu verweisen. An die Arbeit auf künstlicher



6. Drahtwalze nach Oberländer

(zur Befestigung an einer Stange eingerichtet).

Schweisfährte schließt sich die auf der natürlichen Schweisfährte an, wobei der Hund tunlichst auch das Niederziehen des Rehens an der Drossel zu erlernen hat.

Zum Schluß folgen die Unterweisungen in der Stöberarbeit. Wer einen Hund zur Wasserarbeit gebraucht, warte mit der Dressur

nicht, bis der Jögling in Feld und Wald fern ist, sondern nehme sie zwischendurch vor, wie es Gelegenheit und Zeit am besten erscheinen lassen. Der Hund muß vor allen Dingen tüchtig schwimmen, aus dem Wasser apportieren lernen und im Stöbern im Schilf geübt werden. Auch als Sicherheitshund kann der Vorstehhund mit Vorteil Verwendung finden, wenn er von Natur aus dazu beanlagt ist. Seine Tätigkeit nach dieser Richtung hin hat sich zu erstrecken auf die Hilfeleistung beim Verhasen und Transportieren von Wilderern, auf das Ausarbeiten der Spur von Fresslern und auf die Aufklärung des Geländes vor dem patronillierenden Jäger. Nicht selten fällt dem Dresseur die Aufgabe zu, verdorbene Hunde zu corrigieren. Viele Fehler lassen sich durch eine richtige, mit Sachkenntnis und Geduld wiederholte Dressurnachholung beseitigen oder verbessern. Wenn tief eingewurzelte Leidenschaft oder eine angewölkste Untugend an dem Fehler Schuld ist, so ist die Besserung freilich oft undurchführbar. Einen älteren, über 5 bis 6 Jahre alten, verdorbenen Hund in Arbeit zu nehmen, lohnt in der Regel nicht mehr. Die häufigsten Fehler sind das Hasenhezen, die Schußscheu, das Totengraben, das Ausschneiden, das Quertischen und die Schußhize. Wer einen verdorbenen Hund in Dressur nehmen will, verkenne nicht, sich über die Natur der zu beseitigenden Fehler und über die in Betracht kommenden Korrekturmittel an der Hand eines guten Buches zu unterrichten.

Dressurleine (Knotenleine), eine etwa 6 mm dicke und 2 m lange Hanfleine, an die der Hund während der Dressur genommen wird.

Drilling (Dreiläufer), Gewehre mit drei Läufen, von denen gewöhnlich zwei Läufe oben und der dritte unter ihnen angeordnet sind; es kommen aber auch Drillinge mit zwei untenliegenden und einem obenliegenden Lauf vor. Je nachdem der D. zwei Schrotläufe und einen Kugelllauf, oder einen Schrotlauf und zwei Kugelläufe oder drei Schrotläufe hat, unterscheidet man Doppelschrot-, Doppelbüchsen- und Flintendrillinge. Ersterer ist heute das Mädchen für Alles und wird von einem großen Prozentsatz der deutschen Jäger als Univerfalgewehr geführt. Doppelschrotdrillinge eignen sich besonders für Treibjagden auf Hochwild, bei denen gelegentlich ein Stück Niederwild oder Raubzeug vorkommt, auf das man einen Schrotschuß verwenden möchte. Flintendrillinge oder Dreilaufdrillinge eignen sich für Treibjagden auf Niederwild oder zur Fühnerjagd, wo sich Gelegenheit bietet, mehrere Schrottschüsse in schneller Aufeinanderfolge abzugeben.

Drossel, die Luotröhre des Schalenwildes.
Drosselknopf, der Kehltopf des Schalenwildes.

Drosseln (Turdidae), Familie aus der Ordnung der Singvögel. Bei uns nur die Gattung *Turdus*. Der Schnabel ist kürzer als der Kopf, auf der Spitze etwas gebogen, an der Wurzel so breit wie hoch. Der Oberchnabel dicht an der Spitze etwas eingekrümmt. Am Mundwinkel stehen starre Vorstien; die nahe der Schnabelwurzel liegenden Nasenlöcher sind länglich oval, zur Hälfte von einer Haut verdeckt. Der Lauf ist vorn und hinten mit je einer zusammenhängenden Schiene besetzt (gestieft); nur bei jungen Vögeln findet man zuweilen Andeutungen von einzelnen Schildern. Die Flügel, mehr oder weniger kurz abgestutzt, erreichen kaum die Hälfte des Stohes. Sämtliche D. gehören zu den anziehendsten Vogelercheinungen und gelten vielfach als die Normalvogelfiguren; einige gehören zu den erhabensten Sängern des Waldes, alle sind in dem Naturhaushalt als eifrige Insektenfresser nützlich. Leider wird ihr Wildbret von Genußmenschen für so delikate gehalten, daß man sie zum Dank für ihre Nützlichkeits und ihren schönen Gesang behaglich verpeißt. Der bis vor kurzem sehr verbreitete Fang in Dohnen ist bekanntlich durch das Reichsvogelschutzgesetz verboten, nur das Erlegen mit der Fiinte und der Fang auf den übrigen nur noch sehr wenig vorhandenen Drosselherden ist noch gestattet (s. *Vogelherd*). Sechs Arten von Drosseln kommen regelmäßig bei uns vor, eine Anzahl anderer gelegentlich als vereinzelte Erscheinungen.

1) *Singdrossel* (*Turdus musicus* L.; Zippdrossel, Zippe, kleine Misteldrossel). Oberseite olivenfarbig, Kopf- und Halsseiten sowie Brust rostgelblich, nach dem Bauch in Weiß übergehend; ganze Unterseite mit dreieckigen, schwarzbraunen Flecken bedeckt, die am Kopf am kleinsten und dichtesten, am Bauch am größten und spärlichsten sind. Untere Flügelbedeckern rostgelb, Stoh ohne weißliche Flecke. Länge 21 cm, Stoh 7,8, Schnabel 1,4, Lauf 3,3 cm. Schnabel dunkel hornfarbig mit hellerer Spitze; die großen Augen braun, Ständer rötlich-gelb. Weibchen vom Männchen kaum zu unterscheiden. Ihr herrlicher Gesang gab ihr den Namen, vom frühen Morgen bis in den Abend hinein ergößt sie mit ihm den Naturfreund; die Vostimme klingt wie ein feines „Zip-zip“, in der Aufregung läßt sie das bekannte „Tad-tad-tad“ hören, dem sie oft noch einige schnarende Töne voranschickt. Ihre Verbreitung ist eine sehr ausgedehnte, in Europa brütet sie vom nördlichen Polarkreis bis zum Mittelmeer, auch bewohnt sie das ganze mittlere Asien; im Winter zieht

sie bis Rubien, Arabien, Persien. Laub- oder Nadelwälder, auch die Größe der Waldkomplexe sind ihr gleich, wenn sie nur Schutz für ihr Nest und Nahrung findet, und da diese vornehmlich aus Insekten besteht, so siedelt sie sich gern in der Nähe von Waldbächen oder anderen feuchten Stellen an, da solche die meisten Insekten und Würmer bieten; zwischen Gebirgen und Ebenen macht sie gleichfalls keinen Unterschied. Sie zieht im September von dannen und kommt im März wieder zurück, was nicht ausschließt, daß einzelne gelegentlich bei uns überwintern und dann mit den Amseln zusammen ein kümmerliches Dasein fristen. Das Nest ist inwendig mit einer dichten Schicht aus Lehm und faulem Holz ausgefrachten und gewährt der jungen Brut im zeitigen Frühjahr ein sicheres Heim gegen verpödeten Schnee und Frost. Gewöhnlich steht es etwas über Mannshöhe, doch auch niedriger und höher, gern in jungen, dichten Bäumchen und Sträuchern und möglichst versteckt. Der Brutvogel sitzt sehr fest auf seinen meist fünf Eiern, welche auf glänzender, blaugrüner Grundfarbe mit schwarzen Flecken und Punkten gezieret sind. In den Mittagsstunden wird das Weibchen vom Männchen abgelöst, und nach 16 Tagen fallen die Jungen aus. Die Singdrossel macht im März oder April und im Juni je eine Brut. Sind die Beeren geblieben, so nimmt sie die verschiedensten Arten, auch kleine Weinbeeren, auf, zieht aber Insektennahrung aller anderen stets vor. Ameisenpuppen sind ihr eine Delikatesse. Die Singdrosseln ziehen, wie andere vielversorgte Vögel, meist bei Nacht und halten sich am Tage möglichst versteckt; nißttrauisch und sehr aufmerksam, wissen sie sich rechtzeitig vor Gefahren zu retten. Während der Gesang der Misteldrossel einen wehmütigen, man möchte sagen öden, Nadelholzwäldern entsprechenden Ausdruck hat, läßt der fröhliche, weiche Gesang der Singdrossel eine Frühlingsfreude in das Menschenherz einziehen, welche der einsame Weidmann auf dem Schnepfensanstrand wohl zu würdigen weiß.

2) **M i s t e l d r o s s e l** (*Turdus viscivorus* L.; große Singdrossel, Ziemer, Doppelsvogel, großer Krantzvogel, Schnärre). Länge 26 bis 28 cm, Stoß 11, Schnabel 2, Lauf 3,4 cm. Oberseite hell olivendräunlich, Bürgel grünlich; die drei Halsfedern des Stosfes mit weißen Spitzen; Hinterleib weiß; am Hals dreieckige, an Brust und Bauch runde, schwarzbraune Flecke; vorherrschende Färbung der Vorderseite rostgelblich; obere Flügeldecken mit rötlich-weißen Kanten, untere Flügeldecken weiß; Schwingen graubraun mit hellen Säumen; Schnabel an der Wurzel gelbrötlich, an der Spitze dunkel, an den Rundwinkeln gelb. Iris dunkelbraun, um

das Auge ein heller Rand, Ständer rötlich-gelb. Das Weibchen ist etwas matter und träuber von Färbung. Die Jungen im ersten Herbst sehen den Alten ähnlich, sind aber auf der Oberseite lebhaft rostgelb gefleckt. Die Misteldrossel singt schon früh im Jahre, wenn die meisten Vögel noch schweigen, und sitzt dabei auf der Spitze hoher Bäume, auch singt sie gern einige kurze Strophen im Fluge. Am Boden hüpfet sie in großen Säben umher; sie streicht, wie die meisten D., mit hastigem Flügelschlag und über freie Flächen hinweg im Bogen. Bei irgendwelcher Besorgnis läßt sie ihr lautes „Schnarr schnarr“ hören, ein Ton, welcher ihr den Namen Schnärre verschafft hat. Die Misteldrossel bewohnt einen großen Teil Europas bis hoch nach dem Norden hinauf, sowie Sibirien und Mittelasien, und geht auch in die Gebirge. In Deutschland ist sie als Brutvogel viel weniger verbreitet als die Singdrossel. Vornehmlich liebt sie Nadelholzwaldungen mit Stangenholzern und von freien Flächen durchschnitten. Für das nördliche Europa ist sie Zugvogel, für mildere Lagen Stand- oder Strichvogel, bleibt, wenn sie hinreichende Nahrung findet, und streift umher, wenn diese fehlt. Der Ziemer lebt von allerlei Gewürm und Insekten, doch auch von Beeren, besonders Wacholder-, Eberesch- und Mistelbeeren, deren Kerne er teils in der Lösung, teils durch den Schnabel wieder auswirft, und die dann, wo sie hängen bleiben, keimen und fortwachsen. Das Nest steht meist in dichten Nadelholzwäldern in sehr verschiedener Höhe, doch meist 2 m über dem Boden, ist daher sehr versteckt, aus kleinem, zartem Reiser- und Wurzelwerk erbaut, mit Moos durchflochten und dauerhaft angelegt. Gewöhnlich macht die M. zwei Bruten, im März oder April und im Juni, und man findet 4 bis 5 auf grünlich-gelblichem Grunde mit violettgrauen und rotbraunen Flecken gezielte Eier, welche in etwa 16 Tagen unter Mithilfe des Männchens (während der Mittagsstunden) ausgebrütet werden. Die Misteldrossel lebt zwar gesellig und nißt nicht selten in kleinen Kolonien, ist aber sonst, namentlich gegen ihresgleichen, ein sehr zänklicher, guttoreidlicher Kamerad.

3) **W e i n d r o s s e l** (*Turdus iliacus* L.; Rotdrossel, Wundtrossel, Weimle). Untere Flügeldecken und Bauchseiten rostrot; an den Halsseiten ein dunkler Fleck, über dem Auge ein gelber Streifen. Die Oberseite olivendunkel, alle Federn etwas heller gesäumt; Oberbrust rostgelb mit starken, dunklen Flecken, welche nach dem weißen Bauch hin spärlicher werden; untere Stoßdecken gelblich mit dunklen Flecken. Schnabel schwarzbraun, Mundwinkel gelb, Ständer

fleischfarbig, Auge braun. Das Weibchen ist viel matter gefärbt. Länge 21 cm mit dem 8,4 cm langen Stoß, Schnabel 1,8, Lauf 2,4 cm. Der Gesang der Weindrossel besteht eigentlich nur aus einigen angenehmen zwitschernden Tönen und bildet, wenn sie auf dem Zug in Scharen einfliegt, ein eigentümliches Geschwäg; in Flug und Bewegungen ist sie der Singdrossel ähnlich. Ein nordischer Vogel, kommt sie erst im Oktober auf der Durchreise nach Süden zu uns und kehrt im März bis April zurück; sie zieht bei Tag und bei Nacht in großen Scharen und hält über Mittag längere Rast, soll aber, wenn sie mit einbrechender Dunkelheit des Abends ihren Zug beginnt, vor dem Morgen nicht anhalten. Als vereinzelter Brutvogel ist sie in Ostpreußen, Thüringen und dem Harz festgestellt worden. Die W. hält sich gern in sonnigen Wäldern mit vielem beerentragenden Unterholz auf, aber lieber an Feld- und Wiesentändern als mitten im Holz. Sie nistet wie die Singdrossel, das Nest ist innen auch dicht ausgeschmiedet und steht in den nordischen Birken- und Erlenbrüchern bald höher, bald tiefer; die 4 bis 5 Eier sind auf grünlicher Grundfarbe mit rötlichen Flecken und Punkten gezeichnet, im übrigen, einschließlich der doppelten Brut, unterscheidet sich diese Drossel von den anderen nicht. Die Nahrung ist gleichfalls dieselbe; nur an ihrer geringeren Scheu erkennt man den nordischen, an dünn bevölkerte Gegenden und deshalb geringere Störung gewöhnten Vogel.

4) **Wacholderdrossel** (*Turdus pilaris* L.; Kramtsvogel, Krametser, Blauziemer, Schader). Kopf und Unterrücken aschgrau, Ober Rücken dunkel kastanienbraun mit hellen Feder Spitzen; Kehle gelblich-weiß mit geringer oder gar keiner Fledung, ihre Seiten und der Vorderhals rotgelb mit dunklen Längsflecken, an den Hals- und Kropfseiten am dichtesten; Unterleib weiß, seitwärts mit herzförmigen, am Steiß mit länglichen Flecken. Obere Flügeldecken braun mit aschgrauem Anflug, untere weiß; Stoß schwarzbraun, Randfedern außen weiß gefäumt. Schnabel im Frühjahr rostgelb, verfärbt zum Herbst in Braun; Mundwinkel gelb; Iris dunkelbraun wie die Ständer. Weibchen matter gefärbt. Länge 24 bis 26 cm, Stoß 10, Schnabel 1,8, Lauf 3,3 cm. Vom Gesang ist beim Kramtsvogel wenig die Rede, er schwächt einige schnarrende Töne, ist aber besonders durch sein honores „Schad schad schad“ bekannt, mit welchem er seine baldige Flucht und die der anderen Vögel in seiner Gesellschaft anündigt; denn äußerst scheu, verflucht er es sehr gut, die Bemühungen des Jägers, seiner habhaft zu werden, zu vereiteln. Der Kramtsvogel ist ein nordischer

Vogel, der im Norden von Europa und Asien bis an die Grenze der Baumvegetation geht, aber auch in verschiedenen Teilen Deutschlands sich angesiedelt hat und anscheinend bei uns an Zahl zunimmt. Man kennt ihn als Brutvogel aus Preußen, Pommern, der Mark, Schlesien, Thüringen und Sachsen. Er verlangt Bäume zu seinem Aufenthalt, da er nicht wie die Amsel im Gesträuch umherhüpft; die Äste hoher Bäume sind auch sein Nachtquartier, welches er nur bei strenger Kälte in dichtes Unterholz verlegt. Er lebt zwar gesellig und brütet kolonienweise, verträgt sich aber dennoch mit fremden Vögeln besser als mit seinesgleichen. Das Nest steht bald tief, bald hoch und ist ein ziemlich großer, inwendig mit Erde etwas verbundener, aber nicht dicht ausgeschmiedeter Bau; es enthält zu Anfang Mai und Ausgang Juni je 4 bis 5 bläulich-grüne, braunrot punktierte und bespritzte Eier. Die Nahrung ist die der vorigen D., doch liebt der Kramtsvogel besonders Wacholder- und Eberesch-beeren, von denen er sehr fett wird und allerdings einen so delikaten Geschmack annimmt, daß ihn die alten Römer mästeten. Die nordischen Exemplare pflegen bei uns meistens erst im November zu erscheinen.

5) **Schwarzdrossel** (*Turdus merula* L.; Amsel, Schwarzamstel, Stodamsel, Wette). Männchen tief schwarz mit hochgelbem Schnabel und solchen Augenscheidrändern; Weibchen und Junge schwarzbraun mit grauer Kehle und einiger Fledung am Vorderhals; die flugharen Zungen unten mehr rotbräunlich als schwarzbraun, auf der Oberseite mit rostgelben Federfäulen. Länge 24 bis 26 cm, Stoß 10,8, Schnabel 1,8, Lauf 3,7 cm. Die Verbreitung der Amsel ist groß, denn sie lebt in fast ganz Europa, den hohen Norden ausgenommen, ferner in Nordasien, Kleinasien und Palästina; sie ist Standvogel und, wo sie gebudet oder gar gepflegt wird, ein zutraulicher Gast, der sich in Gärten und Gärten ansiedelt und fast zu den Haustieren gezählt werden kann, vielfach aber derartig zugenommen hat, daß er getadelt lästig wird durch die Zehntung des Beerenobstes in Gärten, hier und da auch durch Vertreibung von kleineren Singvögeln oder Austraben von deren Nestern, was wiederholt beobachtet worden ist. Ihre Kost ist die gewöhnliche der D., allerlei Gewürm, Insekten und Schnecken, emsig sucht sie nach diesen auf Wiesen, Ängern und Viehweiden umher, dreht die Blätter am Boden un und macht durch ihr Umherhüpfen im trocknen Laub solches Geräusch, daß der unerfahrene Jagdfreund oft irgend ein Stück Wild vermutet, bis das halb unwillige, halb schelmische „Schatgeri-dal dal dal dal“ ihn über

den Ursprung belehrt. Ihr Gesang ist nach dem der Singdrossel der schönste dieser herrlichen Vogelgattung, manche Vogelkenner stellen ihn sogar über den der letzteren. Die Amsel nistet unter günstigen Umständen bis dreimal im Sommer. Im allgemeinen ist sie zwar sehr scheu, doch weniger aus Furcht vor dem Menschen als vor dem Sperber und besonders auch vor dem Raubwürger, welcher die sehr unbeholfene Sängerin im Gebüsch so lange herumjagt, bis sie nicht mehr fliehen kann, daher man wohlthut, diesen raubgierigen Strauchdieb zu beseitigen. Dieses geringe Flugvermögen verhindert die Amsel auch am Ziehen, sie wagt kaum ohne Schutz eine nur kleine Höhe zu überstreifen, geschweige eine stundenlange Wanderung zu unternehmen, und nur im Notfall streicht sie von Busch zu Busch in eine gewisse Entfernung, wenn der Nahrungsmangel sie gebieterisch dazu treibt. Das große Nest besteht aus Moos, dürren Halmen und Wurzeln und ist mitunter mit feinem Lehm oder Schlamm innen vermischt, es sind aber keine saulen Holzrücken eingemischt. Schon gegen Ende März entfällt es gewöhnlich fünf Eier, welche aus grünlich-grauem Grunde mit matt braunroten Flecken und Punkten dicht bedeckt sind. Dauer der Brutzeit wie bei den anderen D. Die Amsel ist ein beliebter Stubenvogel, der kurze Strophen sehr melodios nachspielen lernt, wenn sie ihm so vorgetragen wurden. Auch im Freien gibt es gute und schlechte Sänger unter den S.

6) **Schilddrossel** (*Turdus torquatus* L., Ringdrossel, Schildamsel, Bergamsel, Stodziemer). Länge 27,5 bis 29 cm, Stoß 10,4, Schnabel 1,8, Lauf 3,5 cm. Gesamtfärbung grauschwarz mit grauen Federsäumen, auf der oberen Brust ein großes, halbmondförmiges, weißes Schild; Stoß einfarbig schwarz; Schnabel gelblich-grauschwarz mit gelben Winkeln; Ständer bräunlich-schwarz, Augen braun. Die Weibchen sind heller, ihr Halschild kleiner und schmutzigweiß, den Jungen fehlt dieses Hauptkennzeichen der Art gänzlich, außerdem sind sie auf der Rückenseite dunkelbraun mit gelblichen Säumen; auf Schultern und Flügeldecken rostgelblich gefleckt; auf dem Kropf dunkle Flecke, ebensolche dicht gereiht vom Mundwinkel abwärts und am Unterleib. Ihr Gesang ist zwar wohlklingend, aber fast schwermütig, wie Kenner sagen; in der Aufregung schreit und schilt sie wie die Schwarzamsel und ist wie diese bald mehr, bald weniger scheu. Im Laufen und Streichen ähnelt sie völlig der vorigen. Die Sch. bewohnt die Gebirge Europas von Scandinavien bis zu den Mittelmeerlandern, östlich bis zum Ural. In Deutschland brütet sie im Riesengebirge, in den bayerischen Alpen, im

Fichtelgebirge, Thüringerwald und Schwarzwald; zur Zugzeit berührt sie auch die Ebene. Im Gebirge bewohnt sie die Knieholzregion, nicht den Wald. Die Schilddamsel hat nicht die Lebhaftigkeit der Schwarzamsel, ist phlegmatischer und verhält sich lieber still, während die andere nicht leicht den Schnabel halten kann. Sie streicht ebenso schlecht, und deshalb ist auch bei ihr von eigentlichem Ziehen keine Rede, sondern nur vom Umherstreichen von Busch zu Busch. Nahrung wie bei den vorigen, Vogelliebhaber sagen ihr nach, daß sie die gefräßigste von allen D. sei, daher den ganzen Tag diesem Geschäft obliege. Das Nest steht bald hoch, bald tief, manchmal sogar im Heidegestrüpp, und ist aus Reisetden, Moos und Halmen erbaut, mit Erde gedichtet und innen mit Heu ausgelegt. Die 4 bis 5 Eier sehen denen der Schwarzdrossel ganz ähnlich; es werden zwei Brutten gemacht.

Außer den bisher angeführten, regelmäßig bei uns vorkommenden bzw. zur Zugzeit erscheinenden Drosselarten kann noch eine Anzahl anderer gelegentlich bei uns erscheinen, wie die Beobachtungen gezeigt haben. Nach dem Aufhören des Dohmenflieges werden diese seltenen Arten naturgemäß viel weniger oft festgestellt werden.

7) **Schwarzlehlige Drossel** (*Turdus atrigularis* Nat., T. bechsteini Naum.; schwarzlehliger Ziemer, Becksteindrossel). Länge 24 cm, Stoß 10,8, Schnabel 1,8, Lauf 3,1 cm. Oberseite hell olivengrün; Kinn, Kehle und Oberbrust schwarz, die übrige Vorderseite weiß mit lanzettförmigen Flecken; die unteren Flügeldeckfedern sind beim Männchen kastanienbraun, bei Weibchen und Jungen gelbbraun. Flügel und Augenstreifen schwarz, Schnabel schwarzbraun mit gelber Basis und gelben Mundwinkeln, Ständer rötlich-dunkelbraun. Beim Weibchen und den Jungen ist das Brustschild, wenn auch unklarer, doch kenntlich. Heimatsberechtigt ist sie in Asien, doch hat sie sich auch bei uns durch einzelnes Vorkommen Bürgerrecht erworben; wahrscheinlich sind die bei uns vorgekommenen Exemplare von anderen Drosselzügen, denen sie sich zugesellen, mitgebracht worden. Ihr Gesang ist leise und unbedeutend, alles übrige hat sie mit den anderen D. gemein.

Neben diesen D. kommen noch einige andere Arten, aber so vereinzelt vor, daß sie den Jäger weniger als den Ornithologen interessierten. Die wichtigeren von ihnen sind folgende:

a) **Ästhetische Drosseln.**

8) **blaße Drossel** (*Turdus pallens* Pall., T. obscurus Gr.). Kennzeichen: Brustseiten rostgelblich, Kopf und Unterleib weiß mit einigen Flecken am Steiß. Oberseite

olivengrün, Kopf grauer, über und unter dem Auge ein weißlicher Streif; Unterflügeldecken gelbgrau. Länge 21,5 cm, Stoß 8,4, Schnabel 1,6, Lauf 3,3 cm. Heimat: Ostsibirien und die angrenzenden Gebiete, bei uns vereinzelt in Schlesien, Preußen, Sachsen vorgekommen.

9) braune oder Rostflügel-Drossel (*Turdus dubius* Bechst., *T. fuscatus* Pall.). Oberseite dunkelbraun, rostfarben gemischt, Flügel größtenteils rostrot, ein breiter Streif über dem Auge sowie die Kehle weißlich; Oberbrust und Halsseiten schwarzbraun, übrige Unterseite weiß mit dunklen Flecken. Länge etwa 23 cm, Schnabel 1,5 cm, Lauf 2,7 cm. Heimat: Sibirien und Japan, in Deutschland wiederholt beobachtet.

10) Raumanns Drossel (*Turdus naumanni* Tem.). Etwas stärker als die Singdrossel. Oberkopf dunkelbraun mit helleren Säumen, über dem Auge ein heller Streif; Rücken rostbraun mit dunklen Säumen, Bürgel rostrot, Stoß dunkelbraun, mit Ausnahme der beiden Mittelfedern die Innenfedern rostrot. Kopfseiten und Kehle weißlich, Brust rostrotlich, Flumpffedern weiß mit rostbraunen Flecken, Bauch weiß. Schnabel gelblich, Ständer hornbräunlich, Weibchen matter gefärbt als Männchen. Aus Sibirien und der Wandschurerei einzeln bis zu uns gewandert.

11) Rothalsdrossel (*Turdus ruficollis* Pall.). Kennzeichen: Oberleib olivengrün, Vorderseite bis auf die Brust rostrot, die übrige Vorderseite weiß; Schwingen braun, an den Bürgeln, soweit sie bedeckt sind, rostgelb; Stoß braunrotlich, mit zunehmendem Alter immer rötlicher werdend; von der Schnabelwurzel abwärts reihenweise dunkle Flecke; über dem Auge ein rostrotlicher Streifen. Länge 24 cm, Stoß 9, Schnabel 1,7, Lauf 3,5 cm. Heimat: Südsibirien, Mittelasien, bei uns selten.

12) bunte Drossel (*Turdus varius* Pall., *Geocichla varia*). Noch härter als eine Mißeldrossel. Oberseite olivengrünlich, dunkel geschuppt, Stoß schwarz mit olivengrünlichen Kanten. Die weiße Unterseite mit schwarzen Schwungfedern weiß; durch erstere läuft eine braunschwarze Querbinde, unterhalb welcher sich in der Jugend das Weiße hochrostgelb färbt; das übrige schwarz. Die zwei äußersten Paare der Stoßfedern mit weißem Fleck

an der Spitze; der Oberkörper dunkel schieferfarbig; über Auge und Schläfen ein reinweißer Streifen, in der Jugend ist dieser rostgelblich, jener grünlich-braun. Länge 20,4 cm, Stoß 7,8, Schnabel 1,6, Lauf 2,8 cm. Heimat: Ostsibirien, Japan, von wo sie sich mehrfach nach Deutschland verlogen hat.

b) Amerikanische Drosseln.

Hier werden nur die mehrmals bei uns beobachteten Arten berücksichtigt.

14) Wanderdrossel (*Turdus migratorius* L.). Etwas stärker als die Singdrossel. Oberseite graubräunlich, Flügeldecken heller gesäumt. Kopf schwarz, Kehle auf weißem Grunde schwarz gefleckt, übrige Unterseite lebhaft rostrot, Steiß weiß. Die schwarzen, grau gesäumten Stoßfedern 3. L. mit weißem Fleck vor der Spitze. Das Weibchen zeigt einen bräunlichen Kopf und blässere Unterseite. Die Heimat dieser prächtigen Drossel bildet das östliche Nordamerika. Mehrfach ist sie in England, Deutschland und Österreich vorgekommen.

15) Swainsons Drossel (*Turdus swainsoni* Naum.). Merkllich kleiner als die Singdrossel, da die Länge nur etwa 16 cm beträgt; in der Färbung der letztgenannten Art ähnlich, aber Brustmitte, Bauch und untere Stoßdecken weiß. Heimat: Kanada, Alaska, einzeln in Europa, auch bei uns beobachtet.

Jagd, Fang.

Die Jagd auf D. mit der Flinte hat nicht viel zu bedeuten und beschränkt sich auf das Schießen einzelner aus gedekten Ständen von Ebereschbäumen, in Gärten, an Heden, und wo sonst ein glücklicher Zufall obwaltet; denn der Jäger soll noch geboren werden, den frei sitzende Drosselschwärme schußmäßig ankommen und dann mehr als einen Schuß abgeben lassen, ohne daß sie mit lautem Geschader abstrichen. Es würde also diese Jagd mehr Zeit erfordern, als die Erfolge wert wären. Wo D. häufig, z. B. auf Ebereschbäumen an Landstrassen, einsallen, kann man sich eine Deckung schaffen und einige Duzend schießen, namentlich, wenn man sich vor Tagesanbruch dorthin begibt. Es kann also nur vom Fang die Rede sein; Käferes über diesen s. *Vogelherd*.

Literatur: Raumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas; E. Schäff, Ornithologisches Taschenbuch, 2. Aufl.

brüden 1) des geschlossenen Wildes durch den Hund ist die böse Gewohnheit, das zu apportierende Wild so scharf anzufassen, daß es beschädigt oder doch fast verunstaltet wird. Man muß der Untugend gleich beim Dressieren vorbeugen. Um den sehr sibielen Fehler zu corrigieren, muß man den Hund lehren, auf Kommando die Hand zu lassen, dann gestotene und schließlich rohe Eier zu apportieren.

Darauf folgen Apportierübungen mit Krähen und endlich mit einer lebenden Taube, deren Flügel zusammengebunden sind. Da die Quetscher meist schukhig sind, so ist auch die Schukhige dem Hunde ansuktreiben. 2) Sich d. sagt man vom Wild, wenn es sich, um einer Gefahr zu entgehen, platt auf den Boden oder den Baumast bucht oder sich sonst klein macht. 3) E. a. durchdrücken.

Drücker (Abzug), am Gewehr der gekrümmte, eiserne Hebel, durch dessen Zurückziehen das Schlagstück (Hahn) ausgelöst und das Losgehen des Schusses hervorgerufen wird.

Dublette, ein Doppelschuß, von dem jeder ein Stück Wild trifft; besonders auf Flugwild ein Zeichen von Fertigkeit im Schießen.

dubliren (doppeln), zwei Lächer oder Netze voreinander aufstellen; namentlich stellt man bei eingestellten Sanjagden vor die Lächer noch Prellnetze, damit sich die Sauen nicht durch das Zeug schlagen können. Auch Tuch- und Federlappen d. man durch Nichten einer zweiten, über der ersten hängenden Reihe.

Duft (Rauhfleis, Anhang), der Aniaz von Eiskristallen an Ästen, Zweigen, Nadeln, Blättern, diese oft so stark belastend, daß Äste, Zweige, ja selbst Stämme zusammenbrechen.

dukkles (finstere) Zeug, Jagdtücher, im Gegensatz zu lichtem Zeug (Netze und Lappen; letztere werden auch Blendzeug genannt).

Dünnungen (Stämen, Planen, Wammen), der Teil des Wildbrets von den Keulen bis an die Rippen, also die Bauchdecken; zum Kochwildbret gehörig.

Dunst (Vogeldunst), das allerfeinste Schrot, von etwa 1 1/4 bis 1 1/2 mm Durchmesser, nur zum Erlegen von ganz kleinen Tieren anwendbar.

durchbrechen s. ausbrechen.

durchdrücken (riegeln), eine Dichtung von 1 bis 2 ortskundigen Leuten langsam und ohne Lärm durchgehen lassen, um Wild dem vorgestellten Jäger zu Schuk zu bringen. Man tut dies mit Erfolg bei solchem Wilde, welches sich nicht gern durch laute Treiberwehr treiben läßt. Ab und zu leichtes Pusten, Abmiden von Ästen genügt vollständig, um den Firsch rege zu machen und ihn zu veranlassen, auf dem Wechsel, welcher still besetzt sein muß, vertraut heranzuziehen. In lichtigem Holze oder bei Zwangswechseln kommt zuweilen auch der Durchgehende selbst zu Schuk. Im Winter erleichtert eine Neue diese Jagdart natürlich sehr.

Durchfall des Hundes. Häufiger als gewöhnlich erfolgende Entleerung breiiger oder flüssiger Lösung. Beruht auf Reizung im Bereiche des Magen-Darmkanals. Kommt entweder als Begleiterscheinung bei all-

gemeinen Erkrankungen vor (z. B. Staupe) oder wird durch Schädigungen, die nur den Magen und Darm betreffen, verursacht (Diätfehler, ungeeignetes Futter, Ertältung). Die Behandlung hat sich nach der Ursache zu richten und ihre Beseitigung anzustreben. Regelung der Fütterungsweise, Warmhalten des Körpers, besonders am Bauche. Von Arzneien kommen abführende, desinfizierende und bei länger andauerndem D. stopfende Mittel zur Anwendung.

durchfallen, wenn Hochwild gewaltsam gegen die Lächer prellt und durch deren Zerreißen oder Umwerfen entkommt.

durchfangen, das Durchstechen der Haut (Schwarte) des Wildes mit dem Messer, um es dann aufzuschären.

Durchforschung. Entnahme der absterbenden, kranken, schlechtformigen oder der Entwidlung des zukünftigen Haubarbeitsbestandes schädlichen Stämme.

durchgehen (abgehen), 1) einen Trieb durch wenige Treiber oder Jäger langsam und still abgehen lassen, um das Wild herauszutreiben; es geschieht gewöhnlich nebenher bei solchen Distrikten, von denen man sich nicht viel verspricht. 2) Auch s. v. w. flüchten. 3) Man sagt endlich, das Wild geht durch die Lappen, wenn es diese nicht beachtet und überfällt.

durchrichten s. durchstellen.

durchrinnen, einen Fluß, See usw. durchschwimmen; vom Haarwilde der hohen Jagd gebräuchlich.

Durchschlag der Geschosse, ihr Eindringen in den beschossenen Gegenstand; er hängt vornehmlich von der Patrone, d. h. der Pulverladung, dem Geschossgewicht (Schrotladung) und der Beschaffenheit des Geschosses ab. Für die jagdliche Wirkung des Schrotschusses kommt — in gewissen Grenzen — weniger der D. der einzelnen Körner als vielmehr die Dichtung (d. h. die Anzahl Schrotkörner, die das Wild treffen) in Betracht. Der D. der Schrote ist, gleiche Schrotgröße vorausgesetzt, lediglich von ihrer Fluggeschwindigkeit abhängig. Auf einwandfreie Weise wird daher der D. mit dem Flugzeitmesser festgestellt; Schießversuche auf Pappscheiben, die zum Messen des D. vielfach üblich sind, bieten für die Energie der Schrote keine sichere Bestimmungsmöglichkeit. Man bestimmt den D. der Geschosse u. a. nach ihrer Eindringungstiefe in Holz.

durchschlagen, 1) sich durch das Jagdzeug, gebraucht man beim Schwarzwild in derselben Bedeutung wie Durchbrechen und Durchfallen beim Hochwild. Der Keiler schlägt sich mit seinen Gevehren durch das Zeug, wenn er gedrängt wird, und flüchtet, ihn nach selbstverständlich die ganze Motte. Da Wachen keine Gevehre haben, können sie das Zeug

nicht d. Um das D. zu verhindern, stellt man daher vor den Lüchern Rege auf (man dubliert die Lücher). 2) Den Boden d. (oder einschlagen), durch Graben auf den vom Dachshund im Bau gestellten Dachz oder Fuchs zu kommen suchen.

Durchschneiden, das Zerbeißen oder Zerreißen der Rege mit den Fängen durch das darin gefangene Raubzeug.

Durchschwingen des Gewehres. Beim Schießen auf flüchtiges Wild soll man mit dem Gewehre dem Wilde folgen (mitschwingen), dann es in der Bewegung überholen und in dem Augenblick, wo man mit der Mündung das Wild überholt, abdrücken, ohne

mit der Bewegung, dem D., aufzuhören. Noch besser ist es, wenn man mit der Visierung auf die Bewegungsrichtung des Zieles bei gleichzeitigem, der Entfernung und den sonstigen Umständen entsprechendem Verhalten eingeht und während des Mitziehens abdrückt, ohne das Gewehr dabei anzuhalten.

Durchstellen. Ist ein Treiben zu groß, um von den Schützen umstellt werden zu können, so werden diese durch dasselbe gestellt; geschieht dies mit den Treibern, so legt man sie durch das Treiben an; auch durchstellt (durchrichtet) man ein Treiben mit den Rehen oder Luchern.

E.

Eberesche s. *Laubhölzer*.

Echinotollen s. *Hülsewürmer*.

echter Topinambur s. *Helianthi*.

edel ist das Weidwerk, die gerechte Jägerei, das Rupswild, der reinraffige Jagdhund; Edelwild das Rotwild. Den Ausdruck gebraucht man ganz besonders in den Begriffen: der edle Hirsch, das edle Weidwerk.

Edelfalke, im weidmännischen Sinne die nordischen Jagdfalken, im tierkundlichen die unter *Edelfalken* beschriebenen.

Edelfalken (Falconinae), Unterfamilie der *Falken*. Edle, stolze Gestalten mit dunklen, braunen, nie gelben Augen; um letztere ein nackter Kreis von der Farbe der Wachshaut und meistens auch der Fänge; im Oberschnabel ein scharf ausgeschmittener, dreieckiger Zahn, welcher in einen entsprechenden Einschnitt des Unterkiefers paßt; Nasenlöcher kreisförmig. Die 2. Schwinge stets die längste; ihr folgen die 1., 3., 4. usw.



1. Kopf eines Edelfalken (Wandfalken).

Außenfahne der 2. und 3. Schwinge unweit der Spitze plöflich verengt. Kopf stark und gewölbt; Schläfenrinne tief. Bartborsten kurz, die Nasenlöcher frei lassend. Flügel sehr lang und spitz, stets die Hälfte des Stoßes oder ihn

ganz überragend; 23 bis 25 Schwingen. Der obere Teil des Laufs ringsum besiedert, der unbesiederte und der größte Teil des Fanges grob geneigt; Zehenrücken meist ganz mit Schildern bedekt. Krallen nicht auffallend lang und getrümbt, aber sehr kräftig, scharfzandig und spitz; unterseits nicht ausgehöhlt. Zehen lang, mit mehr oder weniger starken Ballen, an der Mittelzehe deren zwei, an der Innen- und Außenzehe je einer, an der Hinterzehe keiner. Stoß teils gerade, teils abgerundet.

Infolge ihrer langen, spizen Flügel und des straffen Gefieders sind alle E. vortreffliche Flieger. Die Verbreitung der E. erstreckt sich über die ganze Welt. Die Eier sind rotbraun, inwendig gelblich. — 2 Gattungen.

1. Edelfalke (*Falco* L.).

Schlagen ihren Raub nur im Fluge, liefern daher den Falknerinnen auch die besten Weisvögel (s. *Falkenbeize*); leben hauptsächlich von Vögeln; sie besitzen besonders lange Zehen mit hohen Ballen (Lauf kürzer als Mittelzehe). 6 Arten in Europa.

1) Jagd- oder Verfalle (*Falco rusticolus* L.).

Beschreibung.

Lauf etwa $\frac{2}{3}$ seiner Länge besiedert; Außen- und Innenzehe fast gleich lang. Bartstreifen nur schmal. Während man früher mehrere Arten unterschied, hat man nunmehr diese auf eine zurückgeführt und als Hauptform den kleinen Verfalle, *F. rusticolus* (norwegischen F.), aufgestellt. Eine Abart ist der große oder isländische Verfalle (*F. rusticolus islandicus* Gm.). Ersterer ist etwa 55 cm, letzterer etwa 60 cm lang. Ein altes W., 1908 auf der Insel Poel (b. Wisnar) erlegt, war 59 cm lang; Länge der Schwingen 40 cm, des Stoßes 24 cm; ein am 19. 1. 09 auf Eylt

erlegtes altes M. des großen G. — mit rein weißem Gefieder, nur auf Rücken, Bürzel u. Flügeldecken mehrere kleine, herzförmige Flecken, und mit dunkelbraunen Schwingerspitzen — war 51 cm lang, Fittich 36 cm und Stoß 21 cm. Bei dem kleinen G. soll zwar die etwas dunklere Farbe (besonders des Scheitels), bei dem großen G. die weiße Farbe mehr vorherrschen, doch finden sich bei letzteren auch viele dunkle Stücke (aber meist mit hellem Scheitel). Bestimmtes festzustellen ist jedenfalls noch nicht möglich gewesen. Soviel ist nur sicher, daß bei beiden Jagdfalken die Färbung des Federkleids keineswegs durch das Alter des Vogels bedingt wird; lediglich die Zeichnung des Gefieders gibt einen Anhalt für das Alter des Vogels (Jugendkleid: Längszeichnung; Alterskleid: Querzeichnung). Die Farbe scheint ganz willkürlich zu wechseln; man findet alte Vögel, die noch ziemlich dunkel sind und junge bereits ganz weiße. Letztere haben jedoch deutliche Querverbinden auf den Stoßfedern (während der Bürzels stets einen gestreckten Stoß hat). — Die Flügel erreichen das Stoßende nicht. Stoß schwach abgerundet. Iris dunkelbraun; Schnabel stark, fast halbkreisförmig gebogen, hornblau mit dunkler Spitze. Badenstreifen sehr schmal. Wachsheit bei jungen Vögeln granblau; Fänge grünlich-blau, im Alter trübgelb; Nasenloch kreisrund. Die ♀ unterscheiden sich von dem Wanderf. dadurch, daß bei diesem die Außenzehe sehr viel länger ist als die Innenzehe, während beim ♀ (auch Bürz- u. Feldgagel-) beide Zehen fast gleich lang sind. Der Unterschied zwischen Ger- u. Bürz-(Feldgagel-)Falken besteht darin, daß bei ersterem die innere Seite des Laufes etwa $\frac{2}{3}$ bei letzterem nur etwa zur Hälfte befiedert ist.

Verbreitung.

Die Heimat des Jagdfalken sind die Küsten der nördlichen Meere, also die nördlichen Polarländer (Skandinavien, Island, Grönland, Labrador). Höchst selten verstreicht sich ein Exemplar nach Deutschland (12. 10. 1905 ein junges ♀ in Holslinde b. Hollenstedt, Kr. Harburg, erlegt, jetzt im Prov.-Mus. zu Hannover; 12. 1. 08 ein altes ♀ auf der Insel Boel b. Wisnar erlegt, als es Enten jagte; 12. 2. 08 ein junges ♂ bei dem Baderort Laboc, Kieler Förde, erlegt, „als es unter lautem Schreien rüttelnd in der Luft stand“ [Falco, 1908]; Rovbr. 1888 eines am Frischen Pass als einziger Jagdfalke für den Osten).

Lebensweise, Fortpflanzung.

Der Vortritt steht auf heiler Klippe in irgendwelcher Vertiefung oder Höhlung und ist unordentlich aus Heisern oder Heidebüscheln aufgebaut. Im Mai (die kleinere Art soll früher beginnen) legt der isländische Jagdf. meist 4 (selten 3 oder 5) gelbrötliche, 63,3 : 45,5

mm bis 55,6 : 47,8 mm große, an beiden Polen ziemlich gleich abgerundete Eier. Das brütende Weibchen wird vom Männchen, welches auch Brutstede haben soll, reichlich mit Fraß, d. h. Geflügel, versehen; beide Eltern versorgen alsdann die Jungen besonders mit jungen Mäusen und ähnlichen Seevögeln, die ihnen massenhaft zu Gebote stehen. Vom August ab zerstreuen sich die Familien, und die Jungen streifen weit umher, um sich eine neue Heimat zu suchen. Die Gewandtheit und Schnelligkeit der nördlichen Jagdfalken ist bewunderungswürdig; sie können nur auf streichende Vögel stoßen, weil sie sich bei anderen durch den wichtigen Anprall die Brust zerschmettern würden. Daher drücken sich die Vögel vor ihnen, und die Schneehühner scharren sich eiligst in den Schnee ein; lassen sie sich zum Ausfliegen verleiten, so sind sie sicher verloren. Der ♀ sucht seiner ausserordentlichen Bente stets die Höhe abzugewinnen und stößt dann in schräger Richtung mit angelegten Flügeln und blühpfändlicher Geschwindigkeit auf sie herab; misslingt ihm der Stoß, so erhebt er sich zum zweiten, auch wohl drittenmal, läßt aber nachher von der Verfolgung ab. Er braucht zu seiner Jagd freien Raum, weshalb eine verfolgte Taube gerettet ist, sowie sie den Wald erreicht hat. Alle Hühnerarten, Wasser-(See-)Vögel und Tauben sind seine gewöhnlichen Opfer. Der Gerfalk war im Mittelalter der gesuchteste und daher teuerste Weisvogel (Jagdf.); die Jungen ließ man flugbar werden und das Jagen erlernen, bevor man sie einsing. Da beide Jagdfalken in Deutschland und südlich davon so selten sind, kommt ihre Schädlichkeit gar nicht in Betracht.

2) B ü r g f a l k e (Falco cherrug Gray, F. sacer Schl., F. lanarius; Saterfalte).

Beschreibung.

Mittelfalke (ohne Krallen) kürzer oder gleich lang wie Lauf. Außen- und Innenzehe (mit Krallen) fast gleich lang. Länge (W.) 56 bis 60 cm, Breite 118 cm, Stoß 20, Schnabel 2,9, Lauf 4,5, Mittelfalke 4,7, ihre Krallen 1,7, Innenzehe 2,6, ihre Krallen 2,2, Außenzehe 3,2, ihre Krallen 1,6 cm. Der Saterfalte gehört zu den am wenigsten bekannten Vögeln und wird häufig mit anderen verwechselt. Die Flügel enden etwa 4 bis 5 cm vor dem Stoßende. Die Horkvögel haben auffallend milchweiße, grannige, daher härtere Dunen, die sie fast 4 Wochen behalten. Wachsheit, Augentreis und Oberschnabel hell blaugrau, im Jugendkleid reinblau; Unterschnabel anfangs graugelb, dann gelb mit blauer Spitze, Fänge anfangs rötlich-blaugrau, dann blau; Krallen grauschwarz; Oberkörper braun mit helleren Federäumen und grauem Anflug; der dunkelbraune Stoß mit breitem, rostgelbem Saum

und hellen, runderlichen Querflecken, ohne Binden. Auf dem rostföhligen Scheitel schwarzbraune Längsflecke, im Genick ein dunkler Fleck; Warfstreifen schmal und dunkel; Kinn und Kehle gelblich-weiß; die ganze Vorderseite rötlich-weiß mit großen, herzförmigen Flecken. Der alte Vogel ist auf dem Scheitel und Kaden weiß und braun gefleckt, auf der ganzen Oberseite braun mit helleren Säumen; die mittleren Stoßfedern fahlbraun, alle anderen, auch beim jungen Vogel, auf den Außenfahnen mit je 7 bis 8 runderlichen, rötlich-weißen Flecken, auf den Innenfahnen mit solchen Querflecken. Diese Flecken bilden selbst beim alten Vogel niemals eine vollkommene Binde wie bei anderen Falken. Die Warfstreifen schwach, von Weiß durchbrochen; die ganze Vorderseite weiß, auf Brust und Bauch Tropfenfleck; Augentreis und Känge gelb; Schnabel hornblau mit schwarzer Spitze, Krallen grauschwarz. Der W. hat also große Ähnlichkeit mit dem Gerfalken, doch ist die Laufbefiederung eine andere; auch ist der Schnabel schwächer und gefrechter beim W., und schließlich schüpft die beim Jagdf. nie vorkommende, für den W. charakteristische, stellenweise rostföhlige Färbung vor Verwechslungen. Vom Wandert. unterscheidet sich der W. dadurch, daß bei diesem (wie beim Jagdf.) die Außen- und Innenzehen gleich lang sind; das ist besonders wichtig bei Unterscheidung von jungen Würg- und Wandertfalken.

Verbreitung, Lebensweise.

Vom südöstlichen Europa verbreitet sich der W. nach Asien und Afrika, in einzelnen Vögelchen auch nordwestlich, wie er ja auch in Böhmen in den Felsen der Moldau bis etwa 1897 gehörstet hat, vielleicht auch früher in Mitteleuropa häufiger war, als man weiß. In Bulgarien wiederholt erlegt und beobachtet, in den Wäldern der Dobrudscha häufig brütend und zwar ausschließlich in den Horken des Kuttengeiers gefunden, mit dem der W. oft um den Besitz des Horkes kämpft. Der Horst des W. soll auch mehr vertieft und besser ausgefüllt sein als bei anderen Falken. In Griechenland ist er bisher nicht sicher nachgewiesen. In Montenegro wurde 1893 im Winter ein starkes, altes Weibchen erlegt (60 cm lang, Flügel 40, Lauf 6 cm). Für uns gehört er zu den seltenen Raubvögeln. Er ist erlegt in Schlesien 1891, Nov. 1897 in Südbayern 2mal, in Sachsen wiederholt: Winter 1908 in Riesa, bei Ditsch und Wurzen (1892) junge Weibchen im Eisen gefangen (deren Mageninhalt nur aus Mäusen bestand), 1894 in Anhalt lebend gefangen, Deabr. 1885 bei Lauterberg i. Harz und Oktbr. 1895 und 1899 in Ostpreußen (Rossitten) ein junges W. und bei Mörung-Rossitten und im Mörntunger

Kreise je ein junges Weibchen erlegt. Er verlangt eine stille Waldgegend, gleichviel ob Gebirge oder Ebene, in Sibirien ist er Bewohner der Steppe. Vor öfteren Störungen durch den Menschen zieht sich dieser sehr scheue Falke bald zurück. Er verlangt aber auch eine gute Wildbahn und braucht viel für sich und ganz besonders für seine Jungen; er siedelt sich daher gern bei Wasserflächen an, die ihm reichlichen Raub verschaffen. Ende März (im April wurden in Ungarn in einem Horste schon 3 halberwachsene Junge gefunden) oder Anfang April legt das Weibchen 3 bis 4, ausnahmsweise bis 5 und 6 Eier in ein Felsloch oder einen Baumhohl oder endlich (in der Steppe) auf den Boden, wenn erhöhte Gelegenheit fehlt. Die Eier sind rotbraun, auf gelblichem Grunde punktiert oder gefleckt und denen des Wandertfalken sehr ähnlich, doch von etwas größerem Korn. Ein Gelege von 4 Eiern aus der Dobrudscha (1884), sehr leicht mit verhältnismäßig wenigen Flecken, besitzt folgende Maße:

Länge: 52,8 52,6 51,2 50,3 mm

Breite: 41,4 41,8 40,2 40,8 mm

Aber Mittag pflügt das Männchen zu brüten; das Weibchen sitzt so fest, daß es durch Abklopfen kaum — in der höchsten Bedrängnis aber blüßschnell — abstreift. Wird eins der Alten geschonell, so übernimmt der überlebende Teil die Verpflegung, was ungeheuer viel heißen will, da die unmäßig gefrässigen Jungen fast acht Wochen im Horste hocken. Der Salerk. ist ein sehr starker, mutiger Raubvogel, der seinen Rivalen in seiner Nähe duldet und in stetem Kampf mit dem Zwergadler lebt, wobei diese beiden ausgezeichneten Flieger den Beobachter durch ihre Künste in den Lüften ergötzen. Die Beute sind fast ausschließlich Land- und Wasservögel, obwohl er auch Säugetiere schlagen mag, wenn die nie fatten Jungen nach Fraß kreischen.

Sehr scheu, läßt er sich schwer schrämmäßig antommen. Auf den Mhu stößt er heftig.

3) Feldeggsfalk (Falco feldoggi Schleg.; Graufalke). Eine vom Oberst v. Feldegg 1829 in Dalmatien festgestellte Falkenart, dem Würgfalken zum Verwechseln ähnlich, namentlich im Jugendkleid. Länge (a. W.) 49, Stoß 21,3, Flügel 35, Schnabel 2,9, Lauf 6,5, Mittelzehe 5, Kralle 1,8, Innenzehen 2,8, Kralle 2,1 cm; Länge (a. W.) 44, Stoß 18, Flügel 33, Schnabel 2,5, Lauf 6, Mittelzehe 3,7, Kralle 1,7, Innenzehen 2,2, Kralle 1,9 cm. Der F. gehört zu den prächtigsten Falken, hat einen hübsch rostroten Scheitel (in der Jugend nur fahlrotbraun) und Hintertopf mit schwarzen Fleckenreihen; Stirn und Kinn weiß, Vorderseite rötlich-weiß mit kleinen Längsfleckenreihen, welche nach dem Bauch zu herzförmig

werden. Wangen rötlich mit schwarzer Längszeichnung, Bartstreifen schmal, aber dunkel und scharf hervortretend, über dem Auge ein schwarzer, weißdurchsehler Streifen nach dem Hintertopf, welcher im Jugendkleid stärker, mit zunehmendem Alter schmaler wird; Augenkreis, Wachsheit und Fänge anfangs graublau, dann gelb; Stirn rötlich-weiß, Schnabel bläulich mit dunkler Spitze. Auf der ganzen Oberseite bräunlich-schiefergrau (zum Unterschied vom Würgf. alle Federn mit hellen Säumen), Flügeldecken und Armschwingen mit dunklen Binden; Handschwingen dunkelbraun, hell gesäumt mit hellen Schwiigen auf den Innensahnen. Beim alten Vogel befinden sich auf dem mattbraunen Stoß 11 bis 12 rostrotliche Querbänder, niemals runde Flecke; dagegen soll er im Jugendkleide auf der mittleren Stoßfeder anfangs helle, bohnenförmige Flecken haben, die sich erst im hohen Alter zur vollständigen Binde ausformen. Unterschied vom etwas stärkeren Würgfalken: Im ersten Kleide ist der F. vom Würgfalken nur durch die geringeren Maße, die lichten Hosen, zumeist kürzere Schwingen und den fast vollständigen Mangel irgend einer Fledung auf der Außensahne der Steuerfedern zu unterscheiden. Je älter der F. wird, desto mehr nähert er sich dem alten Wanderfalken, besonders durch die Färbung der Oberseite, die ausgesprochene Veränderung der Steuerfedern und die gelben Fänge. — In Deutschland nicht vorgekommen; Bulgarien, Karstgebirge Montenegro, Serzegowina, Griechenland (Attika, Argolis, Attarnanien), Sporaden, Kykladen; Westküste Kl.-Asiens (?), Nordostafrika (?); Spanien, Balearen. Von Sizilien sollen die Falkeniere den F. geholt haben. Hält sich meist paarweise auf, selten allein. Ist äußerst vorichtig. Horst auf unzugänglichen Felsen; die 4 Eier (50,5 : 41 mm) sind denen des Wanders. sehr ähnlich, aber größer und mehr punktiert am schmalen Ende (Grundfarbe lichtbraun, lichtrot punktiert). Brutzeit April bis Mai. Soll selten auf einem Baum aufhaken, dagegen mit Vorliebe auf höchster Felsenrippe, von wo er nach Raub auspäht. Jagt mit Vorliebe zu zweien auf Steinhühner, Tauben, Enten und kleinere Vögel. Von den stärkeren Vögeln kröpft er nur Stupf und Brust. — Soll sich in der Gefangenschaft ganz gut halten. — Diesen Falken kannte schon der berühmteste Falkenjäger aller Zeiten, Kaiser Friedrich, und nannte ihn in seinem berühmten Werk *Falco lanerii* oder *laynerii*.

4) **Wanderfalk** (*Falco peregrinus* Tunst.; Taubenfalk, Weisfalk).

Beschreibung.

Länge (W.) 45 bis 49, Breite 99 bis 113, Stoß 17,5, Schnabel 3, Lauf 5, davon

unbefiedert 3,3, Außengehe 4,1, ihre Kralle 2, Mittelgehe 5,7, ihre Kralle 1,8, Hintergehe 2,5, Kralle 2,3, Innengehe 3,5, ihre Kralle 2,3 cm. Das Männchen ist um etwa 6 cm kürzer und



2. Flugbild des Wanderfalken. (Breite 90 bis 113 cm.)

schwächer als das Weibchen; doch schwanken bei diesem Falken gerade die Größenverhältnisse außerordentlich. Die Flügel erreichen das Ende des Stoßes. Wenn in Mitteleuropa im allgemeinen vom Edelfalken, Falken, Weisfalken usw. die Rede ist, wird fast immer der W. darunter verstanden, als der häufigste Vertreter dieser edlen Vogelgattung. Er wurde, als die Falkenjagd blühte, ganz vorzugsweise gebraucht, da die nordischen Jagdfalken nicht häufig und zu teuer waren und er, was Mut, Kraft und Geschicklichkeit anlangt, den Anforderungen vollkommen genüge. Infolge seines verschiedenen Fieders, namentlich in seinem Jugendkleide, ist er häufigen Verwechslungen ausgesetzt. Die Vorjungen haben einen auffallend dicken Hintertopf, kurze, straffe Vorriemenbänder an Bügel und weiße, sehr weiche Dunen. Vorderseite des Laufs zur Hälfte befiedert, die Befiedering nach unten spitz zugehend, Hinterseite ganz nackt. Am jungen Vogel sind vorderen Kauer Stirn, Kehle und Nacken weiß oder gelblich-weiß, Scheitel graubraun und weiß gefleckt, der ganze Oberkörper graubraun oder auch dunkelbraun mit hellen, rostfarbenen Feder säumen; Handschwingen dunkelbraun mit hellen Spitzensäumen und feinen, schmalen Kanten an den unteren Innensahnen; auf diesen, oberhalb der Einschnürung anfangend, rostrote, ovale Quersfede. Obere Stoßdecken mit breiten, weichen Spitzensäumen, Stoß mit den Schwingen gleichfarbig, mit 7 bis 8 Quersfeden, bald regelmäßig auf beiden Fahnen der mittleren Federn, bald nur auf der linken, an den Randfedern nur auf den Innensahnen; Wachsheit, Augenkreis und Fänge grüngelb; Bartstreifen breit, dunkelbraun, stellenweise heller meliert; ganze Vorderseite weiß oder gelblich-weiß mit breiten, rötlich-braunen oder dunkelbraunen Schaffstreifen, lanzettlich zugespitzt, welche auf Bauch und Flanken am größten, auf der Brust und namentlich an den Hosen am schmalsten sind, je nach Größe der Federn. Die Brustfedern des W. sind

überhaupt auffallend kurz und straff. Untere Stoßdecken quer gebändert, Unterseite des Stoßes grauweiß mit durchscheinender Zeichnung der Oberseite. Federn auf der Unterseite der Flügel braun mit gelblich-weißen Bändern, die unterste Deckfederreihe mit runden Flecken gezeichnet, auch stellenweise unregelmäßig gefleckt. Nach der Rauser (August bis Oktober) erhält der W. bereits das Kleid des alten Vogels, doch verschönern sich die Farben von Jahr zu Jahr. Der alte Vogel ist am ganzen Kopf und Nacken sowie auf den breiten Bartstreifen dunkel schiefergraublau, oft fast ganz schwarz; Oberrüden dunkel grauschwarz, die übrigen Federn der Oberseite schiefergraublau mit dunklen Querbändern und Schäften; Handschwingen grauschwarz, auf den Innenfahnen oberhalb der Einschnürung helle Querslede; obere Stoßdecken lichtgrau, dunkel gebändert, ebenso der Stoß mit 11 bis 12 dunklen Binden und gelblich-weißen Spitzensäumen. Wachsheit, Augentreis und Fänge reingelb, Schnabel hornblau mit schwarzer Spitze, Iris rufbraun. Kinn und Kehle weiß; Brust öfter, namentlich bei den Weibchen, gelblich angeflogen, mit feinen, schwarzen Schaftstrichen; Bauch weiß oder gelblich-weiß mit schmalen, schwarzen Bändern oder Quersflecken; Flanken und Hosen ebenso (mit mehr oder weniger starkem, grauem Anfluge) mit auf dem Schaft zugespitzten, schmalen Querbändern, ebenso die unteren Stoßdecken; Unterseite des Stoßes grau mit durchscheinender Zeichnung der Oberseite. Die Flügeldecken auf der Unterseite weiß und dunkelgrau gebändert, ebenso die Schwingen, auf welchen die Zeichnung der Oberseite sichtbar ist. Sollten dennoch bei irgend einem abweichend gefärbten Exemplar Zweifel aufsteigen, so werden die langen, mit dem Stoß abschneidenden Flügel, die stets stark, dichten, nicht mit Weiß gemischten Bartstreifen, seien sie braun oder schwarz je nach Jugend oder Alter, und vor allem die Fehellänge stets auf den richtigen Weg leiten. Als eine besondere Aart betrachten einige Forscher den *F. leucogenys*; er ist ziellicher gebaut, die Federn unter dem Auge stets gelbbraun, das Genid in allen Altersstufen gelbbraun gefleckt; oberseits hell graublau, unterseits weiß mit gelblichem Anfluge. — Der reizend schnelle Flug des W., die langen Behen mit den sehr scharfen, starken Krallen und großen Behenballen, der krumme, starke Schnabel mit scharfem Zahn, das große, blühende, sprichwörtlich gewordene Falkenauge kennzeichnen ihn als sehr edlen Vogel, als den Schreden der Vogelwelt (Briestauben, Enten, Wirtswild, Fasanen, Rebhühner u. a.), daher muß ihn der Jäger in Schranken halten. Es wäre aber sehr schade, wenn dieser prächtige

Vogel gänzlich ausgerottet würde, der sowieso schon immer seltener wird.

Verechtigung, Nahrung.

Der W. ist über den größten Teil der Alten und Neuen Welt verbreitet, wird in Europa (mit Ausschluß der Breitengrade von Island) überall angetroffen, in Deutschland früher häufig, jetzt freilich mehr oder weniger selten. Er ist Brutvogel im südörtl. Europa (Steppen und Lunden des Ostens von der Donau bis Altaigebirge), aber mehrfach im nördl. Deutschland beobachtet worden. In Mitteleuropa ist der W. bald Stand-, bald Zugvogel, je nach dem vorhandenen Bildstand; getri begleitet er die abziehenden Entenscharen; die im Winter bei uns gefehenen sind meist Zugvögel aus dem Norden; die bei uns brütenden ziehen im Winter nach dem Süden (Afrika, Indien). Zwar zieht er Gebirge mit schroffen Felswänden vor, die ihm sichere Horststätten gewähren; doch horstet er auch auf hohen Bäumen der Ebene (ja sogar in hohen Türmen größerer Städte), vorzugsweise in Nadelholzwäldern, die ihm sichere Verstecke bieten. In den russischen Ostseeprovinzen und den Steppen Südostrußlands horstet der W. nur auf dem Boden (Mooskumpeln). Eigentlicher Waldvogel ist er aber nur zur Horstzeit, außer dieser zieht er Freilagen besonders an Gewässern vor, wo er seine Raubjüge recht ausgeführt unternehmen und die Gegend beobachten kann.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Schon im März legen ältere Weibchen, jüngere im April; werden die Eier genommen, so legen sie nach etwa 4 Wochen nochmals, woher die späten Brutten rühren. Brutzeit Anfang April bis Mitte Mai. Die 3, zuweilen auch bis 5 Eier sind mehr oder weniger braunrot oder rotbraun, bald rundlicher, bald gestreckter, und messen von 53,5 : 38,5 bis 47 : 37 mm. Die Jungen verlassen oft den Horst, ehe sie beslozen sind, wobei sie leicht gefangen werden, natürlich vorausgesetzt, daß sie nicht auf unzugänglichen Klippen sitzen. Die Stimme des W. klingt wie „Krzal, Krzal, Krzal“ oder „Dial-tajed“. Gewöhnlich streicht der W. in geringer Höhe reizend schnell über die Fluten hin, um seine fast nur aus Vögeln bestehende Beute durch plötzlichen Schreck zum Aufstehen zu verleiten, da er ihr im Sitzen nichts anhaben kann. Gleichwohl ist nicht ausgeschlossen, daß der W., dicht über dem Boden streichend, einen sitzenden Vogel oder ein in den Aderfurchen laufendes Fiesel schlägt, wie dies in der südrussischen Steppe beobachtet wurde. Man fand auch im Nagen von W. Nester von Ränfen und Fieseln. Auffallend ist die Eigentümlichkeit des W., daß er seinen Raub Vuffarden und Milanen

ohne weiteres überläßt, wenn sie sich ihm mit Annerionsgelüsten nähern; dadurch werden diese Schmaroher indirekt schädlich, denn sie nötigen den Falken zu neuem Fang, und es ist beobachtet worden, daß ein solcher, von einer Milanfamilie mehrfach belästigt, vier Enten hintereinander zu schlagen genötigt wurde. Er rußt seiner Beute vor dem Kröpfen die Federn aus und beginnt gelegentlich schon mit dem Mahl, ehe das Opfer verendet ist.

Jagd, Fang.

Der W. läßt sich schwer schußmäßig ankommen. Auf den Uhu vor der Hütte stößt er außerordentlich heftig, umkreist ihn blühschnell und laut schreiend und halt auch an, jedoch nur kurze Zeit. Jedemfalls muß man sich mit dem Schuß durchaus beeilen. In der Gefangenschaft soll er mit Eichhörnchen und dem üblichen Pferdefleisch zu erhalten sein. — Den Wandersfalken fängt man in Teller-eien oder in den Eifen vom Pehlow-schen Habichtsfang, welche mit einer ausgestopften, federnden Taube oder mit Teilen eines Raubes bedeckt an den Boden gestellt sind. Diese Falken werden in der Nähe von Fasanensütterlingen oder auf steilen Kluppen 10 cm über dem Baumbestand angebracht.

5) Eleonorenfalke (*Falco eleonorae* Gmel.). Dem Lerchenf. sehr ähnlich, aber stärker und Unterseite dunkler. — Länge etwa 35, Stoß 15, Flügel 29, Lauf 3,5 cm. Ganze Unterseite bei jungen Vögeln entweder trüb rostrot mit unklaren, länglichen Flecken oder auch ganz dunkel mit kleinen, rostfarbenen Federrändern; bei alten Vögeln Unterleib entweder schwarz oder rostbraun mit dunklen Flecken. Ganze Oberseite fast schwarzbraun. Im übrigen ist das Gefieder sehr verschieden. Krallen schwarz; Augentreis, Wachshaut bläulich-gelb, Fänge reingelb. Iris rufbraun, Schnabel dunkel hornfarbig mit schwarzer Spitze. Lauf auf der Vorderseite bis zur Mitte befiedert; auf der Innenseite des Laufs unten 4 bis 5 große, breite Nagelfeln, die sich ohne Unterbrechung in die 5 breiten Quertafeln unten auf der Vorderseite des Laufs dicht über dem Hingelenkel fortsetzen. Auch im Streichen ähnelt der E. dem Lerchenfalken. Soll 1879 auf Helgoland gesehen worden sein (?), in Deutschland sonst nirgends beobachtet. Heimat die östlichen Inseln und Gestade des Mittelmeers (Kylladen, Sporaden), auch in Spanien. Brutzeit erst im August; die 2 bis 3 Eier werden ohne Unterlage auf Sand oder unter Steine gelegt. Fraß: Kleine Vögel, Felsentauben, auch Insekten. Jagdlich bietet er nichts Besonderes.

6) Lerchenfalk (*Falco subbuteo* L., Baumfalk). Länge (W.) 32, Breite 75,

Stoß 15, Schnabel 1,5, Lauf 3,7, Mittelzehen 3,3, ihre Krallen 1,2, Innenzehen 1,5, ihre Krallen 1,1 cm. Die Flügel überragen beim alten Vogel den Stoß. Jungen ganz weiß. Der junge Vogel ist auf der ganzen Oberseite schwarz mit etwas olivenfarbigem Anflug; sämtliche Federn haben breite, rostgelbe Säume, Schwingen und



3. Flugbild des Lerchenfalken.
(Breite 70 bis 80 cm.)

Stoßfedern auf den Innensahnen solche Quersfleden. Kinn, Kehle, Wangen und Halsseiten gelblich-weiß; Bartstreifen schwarz, scharf abstechend; auf dem Nacken ein Kreuz von gelblichen Flecken; die ganze Vorderseite rostgelblich mit schwarzen Schaftstreifen; Augentreis, Fänge und Wachshaut gelbgrünlich. In diesem Kleide reichen die Flügel nicht bis an das Stoßende. Der alte Vogel hat mattschwarze Oberseite; Stirn und Augentreifen weiß gestrichelt; Bartstreifen breit und schwarz, Wangen wie Kinn, Kehle, Halsseiten und Oberbrust reinweiß; auf der übrigen weißen Vorderseite schwarze Schaftstreifen, welche sich nach unten vergrößern und auf den Seiten je 3 Reihen großer, ovaler Flecken bilden. Hosen, Hinterleib und untere Stoßdecken lebhaft rostrot, bei jüngeren Vögeln mit einigen schwarzen Tupfen. Mittelalte Vögel zeigen auf der unteren Vorderseite gelblichen Anflug. Vom Nacken geht ein schwarzer Streifen an den Halsseiten herunter; auf den Innensahnen der Schwingen gelbliche Quersfleden, auf dem Stoß 10 bis 12 verwaichene Querbänder; mittlere Stoßfeder jedoch ohne Querbänder. Flügeldecken der Unterseite grau und weiß gefleckt, Schwingen grauweißlich mit gelblichem Anflug. Der L. ähnelt im Fluge sehr dem Wandersfalken, den er aber überholt, denn ersterer ist unbestritten der schnellste unserer Flieger: bald gaulend und spielend, bald wie ein Pfeil dahinstürmend, erinnert er an die Segler, die er jedoch einholt. Deshalb wird auch der L. schwerlich mit einem Raubvogel von ähnlicher Größe verwechselt werden können, am wenigsten mit dem kurzflügeligen Sperber, und vor der Verwechslung mit dem Turmfalken schützt diesen der lange Stoß, sowie der auffallende Unterschied in der Färbung. Beim L. ist außerdem nur die erste Handschwinge auf der Innensahne tief eingeschnitten; beim

Merlin die erste und zweite scharf, beim Turnen die erste und zweite flach eingeschnitten. In der Ruhe sitzt der L. mit eingezogenem Kopf und aufgeblasenem Gefieder, und man erkennt dann schon aus der Ferne die schwarzen Bodenstreifen auf den blendend weißen Kopfseiten. Seine Stimme klingt wie ein fröhliches „Kia, kia, kia“. — Die Heimat des L. ist, wie die des Wanderfalken, Europa, Asien; er zieht im Winter nach Afrika und Indien. In Deutschland wird er, ohne gemein zu sein, in Feldhölzern kaum fehlen, die ihm Raum und Raub bieten; denn im Golze kann er als echter Falke nicht jagen. Ende Mai sucht er ein leeres Krähenneft auf oder bequemt sich im Rotfall zum Neubau auf einem möglichst hohen, schlanken Baum, meist im oberen Wipfel, belegt den Horst mit Haaren, Wolle und einigen Federn und danach mit 3 oder 4, seltener 5 Eiern, welche auf gelblichem Grunde mit bräunlichen Flecken und Punkten so dicht besetzt sind, daß ersterer kaum noch zum Vorschein kommt; manchmal sind die Eier auch ganz braunrötlich. Ihre Durchschnittsgröße beträgt 41 : 33 mm, sie sind also im Verhältnis zu dem kleinen Vogel groß, aber in Färbung und Größe sehr veränderlich. Brutzeit etwa 28 bis 30 Tage. Das Pärchen liebt sich zärtlich, und mit lautem Freudensuf begrüßt das brütende Weibchen das mit Fraß heranreichende Männchen; später jedoch bricht um das Weib und Dein nicht selten Streit aus, der so heftig geführt wird, daß die noch nicht schwer verletzte Beute, das Streitobjekt, dabei entkommt. Der L. ist der geschworene Feind aller Lerchen, welche aus Angst vor ihm mitten unter Menschen, zwischen die adern Pferde usw. einfallen, andererseits sich hoch aufschrauben, weil er ihnen dann nicht zu folgen pfelet. Auch Drosseln, Turkelstaben usw. stellt er nach; Vriestauben kann er nicht schlagen. Er kröpft jedoch auch vielfach Insekten, besonders Heuschrecken, Käfer, Libellen, die er gewandt im Fluge zu fangen und zu verzehren versteht. Er schädigt somit den Jäger nur wenig, nährt der Landwirtschaft unbedingt und ist somit nicht sinnlos auszurotten. Obgleich im allgemeinen scheu, wird er durch den Jagdeifer sehr dreist und streicht dicht vor dem lachenden Hühnerhund her, um die aufstrebenden Vögel zu schlagen, die sich aber, wenn sie ihn sehen, lieber treten lassen, als aufstehen; dabei kommt der Jäger öfters zu Schuß. — Wurde zur Weize auf Wachteln und Lerchen benutzt. — Gefangene junge L. sind sehr anhänglich, ihre Aufzucht ist jedoch nicht leicht. (Fraß: Insekten, Heuschrecken, Käfer ohne Weime und Flügel, geschabtes Fleisch, kleine Vögel oder kleine Teile von Mäusen.) Alt eingefangene L. lassen sich nicht zähmen. — Beschleichen

am Horst, Belegen desselben mit Schlingen (Fallen) oder Ansig in der Nähe des Nachtstandes. Auf den Uhu stößt der L. ebenso heftig und in blißschnellen Bewegungen wie der Wandersf., daher man mit dem Schuß nicht zu lange warten darf.

II. Rotfalte (Cerchneis G.).

Schlagen ihren Raub nicht im Streichen (eine Ausnahme macht nur der Merlin); kröpfen hauptsächlich Mäuse, gr. Insekten. Lofes Gefieder mit nach Beschlechtern verschiedener Zeichnung; Stoß lang und stark abgerundet; kürzere Zehen mit schwachen Ballen. 4 Arten bei uns beobachtet.

1) Merlin oder Zwergefalke (Cerchneis merilla G., Falco aesalon Tunst).

Beschreibung.

Länge (W.) 30, Breite 62, Stoß 12, Schnabel 1,5, Lauf 3,5, Mittelzehe 3, ihre Krallen 1,1, Innenzehe 1,7, ihre Krallen 1,2 cm. Die Flügel in der Ruhe sind um etwa 3 cm kürzer als der gebänderte Stoß; die zweite Schwinge, wenig länger als die dritte, ist wie die erste auf der Innenseite tief eingeschnitten; die dritte und zweite Schwinge mit schwachem Einschnitt auf der Außenseite; erste und vierte gleich lang; Mittelzehe nicht ganz doppelt so lang wie Außenzehe. Beim jungen Vogel ist der ganze Oberkörper sahlbraun mit dunklen Schäften und helleren Spizenäumen; auf den mattschwarzen Schwingen rindliche Quersfleden. Obere Stoßbeden schwarzgrau mit matten Binden und Spizenäumen; Stoß schwarzbraun mit 6 bis 7 hellen Binden und einem Spizenäum. Scheitel braun und hell gestrichelt; von den Mundwinkeln abwärts wie auch über den Augen ein braun gestrichelter Streifen; Wangen rostgelblich, fein gestrichelt, Kinn und Kehle weiß, die ganze Vorderseite gelblich-weiß mit branner Längszeichnung, welche auf dem Bauche am stärksten ist. Diesem Kleide ist das des alten Weibchens sehr ähnlich, nur daß es rostbräunlicher und frischer ist. Das alte Männchen ist auf dem Scheitel und der ganzen Oberseite aschblau mit stark hervortretenden schwarzen Schäften, Schwingen sahlwarz mit feinen, hellen Säumen und aschblauen Quersfleden auf den Innenseiten. Bartstreifen sehr dünn, hinterer Teil der Wangen und Streifen über den Augen rostbraun und schwarz gestrichelt, Nacken rostrot und schwarz gefleckt; Wangen großenteils weiß; Kehle reinweiß; die übrige Vorderseite mit schwarzbraunen, rostrot gefäumten Schaftstreifen, in den Flanken gebändert. Hinterleib, untere Stoßbeden und Sohlen rostrotlich-weiß mit lanzettförmigen Schaftstrichen; Unterseite des Stoßes hellgrau, lebhaft sahlwarz gebändert; die der Flügel rostrotlich, weiß und dunkel gefleckt

und gebändert. Augentreis, Wachsant und Fänge der alten Vögel ringelf, der jungen triib gelbgrünlich; Schnabel hell hornfarbig mit schwarzer Spitze, Krallen schwarz. In der Stärke zwischen Lerchenfalle und Sperbermännchen stehend, könnte er mit diesem verwechselt werden, wenn nicht sein langer Stoß ihn von dem ersteren und die langen Falkenflügel von dem anderen unterschieden.

Verbreitung, Lebensweise.

Der *M.* ist Brutvogel vom 55. Grad nordwärts; er brütet in Skandinavien, Island, auf den Färder, in Nord-England, Finnland, Nord-Rußland und Nord-Sibirien, ist auf dem Zuge (April und Oktober) jedoch über den größten Teil Europas verbreitet; ob er im nördlichen Deutschland jemals gebrütet hat, steht nicht fest, etwaige Angaben sind unsicher. Im Winter in Südeuropa, Nordafrika, auch Indien. Einzelne Stüde trifft man den ganzen Winter über in Österreich, Ungarn und selbst in Mitteldeutschland. In Ostpreußen unregelmäßiger Durchzügler. Als Zugvogel ist der *M.* jedoch in Deutschland häufig und fast überall von Schleswig-Vorpommern und Ostpreußen bis nach Bayern hinein beobachtet worden. Er horstet vom Mai ab, wo Bäume sind, auf diesen und gern in alten, wiederhergestellten Krähennefern; wo diese fehlen, wie in den schottischen Hochmooren, auf dem Boden. Er ist mehr Feld- als Waldvogel. Die 4 bis 5 Eier sind auf gelbem Grunde mit laffee- oder rotbraunen Flecken oft so dicht bedeckt, daß ersterer ganz verschwindet, und sehen überhaupt den Turmfalkeneiern so ähnlich, daß sie von ihnen oft gar nicht zu unterscheiden sind, zumal auch ihre Maße (im Durchschnitt 39 : 30 mm) mit jenen übereinstimmen. Die Jungen werden hauptsächlich mit jungen Vögeln aufgefüttert, wobei die späte Brütezeit den Alten sehr zu statten kommt. Der *M.* ist ein überaus dreister Raubvogel, der selbst auf Gänse stößt, um sein Nütchen an ihnen zu kühlen; junge Hühner, Wachteln, Drosseln, Sumpfvögel werden schwer von ihm heimgesucht, die kleinen Singvögel fortwährend betriegt. Gleichwohl ist er bei uns zu selten und an Gestalt zu klein, als daß er als jagdgefährlich bezeichnet werden könnte. Die Driestauben verjagt er wohl, aber schlagen kann er sie nicht. Er streicht niedrig und reißend schnell über den Boden hin, verleitet durch Erschrecken die Vögel zum Ausfliehen und schlägt sie mit größter Sicherheit, weshalb er auch als Weizvogel geschätzt war als der schneller streichende, aber oft schlößende Lerchenfalle. Insekten soll er von den Grasspitzen geschickt wegnehmen.

Er stößt sehr heftig und schnell auf den Uhu vor der Krähenhütte und fast auch an, so daß er leichter geschossen werden kann als der

Wander- oder Lerchenfalle. Sonst außerordentlich scheu.

2) Turmfalle (Cerchneis tinnuncula L., Falco tinnunculus Naum.; Mittel-, Mäusefalle).

Beschreibung.

Länge (♂.) 35, Breite 73, Stoß 17, Schnabel 1,7, Lauf 4,2, Mittelfeße 2,6, ihre Kralle 1, Innenseße 1,5, ihre Kralle 1,1 cm.



4. Flugbild des Turmfalken.
(Breite 65 bis 75 cm.)

Männchen etwa 32 cm lang u. 68 cm breit. Das alte Männchen ist auf dem Kopf aschblau mit ganz feiner, dunkler Strichelung, Oberflügel und Flügeldecken bräunlich-rotrot mit einigen schwarzen Pfeilsfeden an den Spitzen. Unterflügel, Stoßdecken und Stoß aschblau, auf letzterem über schmalen, weißem Saum eine 3 cm breite, schwarze Binde und einige dunkle Querfeden; Schwingen mattschwarz mit ganz schmalen, hellen Säumen, auf den Innenfahnen mit hellen Querzeichnungen. Kinn und Kehle weiß, von den Mundwinkeln abwärts ein dunkler Streifen; Vorderseite rufgelblich mit schwarzbraunen Schaftstreifen und Flecken, untere Stoßdecken ohne jede Zeichnung. Das alte Weibchen ist auf der ganzen Oberseite hell brauntot, Kopf und Nacken braunschwarz gestrichelt, der übrige Teil ebenso gewellt. Der rotfarbene Stoß ist neben dem weißlichen Endsaum mit einer 2 cm breiten und dann mit 10 bis 11 schmalen, dunklen Binden gezeichnet. Ganz alte *M.* haben mitunter auch einen grauen Stoß. Handschwingen mattschwarz mit rötlich-weißen Querfeden auf den Innenfahnen; Armschwingen mit solchen Säumen und braunroten Binden. Kinn und Kehle weiß, an den Halsseiten fein gestrichelt; Vorderseite gelblich-weiß, auf Brust und Bauch mit braunen Schaftstreifen, auf den Seiten mit solchen Flecken; Hosen und untere Stoßdecken ohne Zeichnung. Dunenkleid weiß, aber bald blaßrötlich; später ähneln die jungen Vögel vor der ersten Mauser sehr dem alten Weibchen, beide Geschlechter haben also auch die Querbänderung. Die meisten jungen Vögel mausern erst nach ihrem Abzug nach dem Süden und kommen oft von dort (Afrika, Indien) noch nicht ganz ausgemauert zurück.

Es gehen zwar die Altersfärbungen etwas auseinander, doch nicht so, daß der *F.* nicht immer sogleich zu erkennen wäre. Die langen Falkenflügel sowie auch die rostrote Färbung unterscheiden ihn sicher von dem Sperber. Eine besondere Eigentümlichkeit zeigt der *F.* in seinem Fluge darin, daß er oft stillsteht, rüttelt, d. h. auf einer Stelle flattert, und in einem Bogen weiterdreht, statt geradeaus, wie es die Gewohnheit der *F.* ist.

Verbreitung. Lebensweise.

Der *F.* ist verbreitet wie kaum ein anderer Raubvogel, sowohl in Europa wie in Asien, und gehört zu unseren gewöhnlichsten Raubvögeln. Er ist in Deutschland Sommervogel und überwintert einzeln; Zugzeit März-April bzw. September-Oktober. Zwar liebt er steile Felswände und hohe Bauwerke, wie alte Ruinen, Türme, von denen er den Namen hat, doch kommt er auch in Wäldern auf hohen Bäumen vor, wenngleich lieber an den Rändern als im Innern. Wo er sich aufhält, erfreut der harmlose Vogel den Beobachter mit seinem munteren Wesen wie seiner geselligen Gestalt und Färbung. Seine Stimme ist ein helles, vergnügtes „*Ali li li!*“; sein Warnungsruf ein kurzes „*liad!*“. Wie der Wandersfalk scheut auch er große Städte oder Dörfer keineswegs. Im Mai horstet er auf hohen Gemäuern, in hohlen Bäumen, auf hohen Baumstämmen oder in alten Krähenestern. Das Gelege besteht aus 4 bis 5, mitunter auch 6 und noch mehr Eiern, welche in Größe und Form sehr voneinander abweichen; sie wechseln von 41:32 bis 36:29 mm und von hellgelb mit bräunlichen Punkten und Flecken bis zum eintönigen Braunrot, sind bald gestreift, bald rundlich, aber immer mattschalig. Die Brutzeit ist bei dem *F.* (im Gegensatz zum Baum- und Wandersf.) eine sehr lange und sehr unbestimmte. Der *F.* kröpft fast ausschließlich Mäuse und Insekten, sein Horst ist oft mit kleinen Mäusefellen geradezu ausgepolstert; er verschmäht kleine Vögel keineswegs, meist sind es aber traute; er kann sie nur in der Ruhe schlagen, niemals im Streichen. Seine Krallen sind viel zu schwach, um gesunde Vögel selbst von Trostelhäute zu bewältigen, und spricht man von entgegengesetzter Beobachtung, so liegen gewöhnlich Verwechslungen mit anderen Raubvögeln, als Sperbern oder jungen Wandersfalken, zugrunde. In den Ländern, wo die Guschredenschwärme verheerend auftreten, gehört der *F.* zu deren eifrigsten Vertilgern; er ist also jenen Gegenden unentbehrlich, der Jagd nicht schädlich, der Landwirtschaft aber sehr nützlich. In den rauheren Teilen unseres Gebietes ist der *F.* Zugvogel, in anderen hält er über Winter aus, wenn er nur genug Mäuse findet; einige Kältegrade tun ihm

nicht. — Die Jagd auf den angenehmen und sehr nützlichen Vogel ist nicht schwer. Wenngleich scheu, wo er Verfolgung erfährt, ist er im allgemeinen zutraulich und blockt oft mitten unter Singvogelschwärmen oder zwischen den Hausstäuben auf dem Dache. Auf den Uhu stößt er gern, rüttelt über ihm und haßt bald an. Der *F.* ist in Deutschland durch das Vogelschutzgesetz (1908) vor zwecklosem Abschießen und Wegnahme seiner Eier aus dem Horste vom 1. März bis 1. Oktober einschließlich geschützt.

3) **Rötelfalke** (Carcharias Naumanns Fleisch., *Falco cenchris* Naum.; Raumanns-falke.) Länge (W.) 31, Breite bis 66, Stöß 15, Schnabel 1,6, Lauf 3,6, Mittelzehe 2,1, ihre Kralle 0,8, Innenzehe 1,5, ihre Kralle 0,9 cm. — Der *R.* ist etwas schwächer und schlanker als der Turmf., sonst diesem ganz ähnlich in der Färbung, nur ist der Rücken des alten Männchens lebhaft rostrot und ohne Flecken; der Stoß des Weibchens graurötlich. Zuverlässig unterscheidet er sich vom Turmf. durch seine gelblich-weißen Krallen, da der Turmf. stets schwarze hat. Der Zahn am Schnabel ist spitzwinklig. Der *R.* bewohnt Südeuropa, Nordafrika und Mittelasien und kommt namentlich in Griechenland und den östlichen Inseln (Kykladen) als Brutvogel vor, sehr zahlreich auf Cypern und auch auf Capri. Ferner in Süditalien, Sizilien, Istrien, Dalmatien, Ebene von Montenegro, Delawälder der Dobrußtscha, in der gesamten Türkei, Krim, Syrien und Palästina, Transkaukasien, Persien und den Steppen Südrußlands, wo er gern mit dem Rotfußf., ferner in Spanien, er fast überall neben dem Turmf. lebt. In Deutschland kommt er nur sehr vereinzelt vor, in Bayern und Sachsen soll er Brutvogel sein; in der Rheinpfalz, am Bodensee, 1898 im Hessischen Ried, in Anhalt, bei Halle a. S. und bei Berlin bis nach Pommern und Mecklenburg (Rostock) hinein erlegt bzw. in Dohnen gefangen. In Galizien und Böhmen soll er gelegentlich brüten. In England wurde er mehreremal erlegt, in den anderen nördlich Deutschlands gelegenen Staaten bisher nicht nachgewiesen. Die Eier messen im Durchschnitt 36:29 mm, sind also kleiner, sonst denen des Turmfalken ganz ähnlich, wie die ganze Fortpflanzung. Die Dunenjungen schmutzigweiß. Der *R.* kröpft fast ausschließlich Heuschrecken, Grillen, Eidechsen, Laufendfüßer und kleine Mäuse (aber keine Frösche), die er mit großer Gewandtheit fängt, ist daher ein ebenso nützlicher als — auch in der Gefangenschaft — angenehmer Vogel, so daß er den Jäger als solchen gar nicht interessiert, der ihn ruhig gewähren lassen kann. Von den Orientalen wird er als überaus nützlicher Guschredewertiger streng geschont; er brütet

dort — stets in größerer Gesellschaft — ungestört unter den Dächern der niedrigen Lehmhütten kleiner Dörfer, wie unter den höheren Dächern größerer Städte (Athen, Tiflis u. a.). — Der R. ist Zugvogel, kommt Ende März (in nördlicheren Gegenden später) an und zieht Ende August (September) wieder ab nach seinen Winterquartieren (Grassteppen Innerafrikas und Indiens). Sein Flug ist leicht und ziemlich schnell; er rüttelt wie der Turmfalke und liebt weite Ebenen, in deren Nähe Gewässer liegen.

4) *Ro t f u ß f a l k e* (Carchneis vespertina L., Falco rupifex; Abendfalte).

Beschreibung.

Länge (W.) 31, Breite 71, Stoß 14, Schnabel 1,6, Lauf 3,7, Mittelzehe 2,1, ihre Krallen 0,9, Innenzehe 1,3, ihre Krallen 0,9 cm. Krallen gelblich-weiß; Augentreis, Wachshaut und Fänge beim alten Männchen hochrot, beim Weibchen und jungen Vogel gelbrot. Das etwa 2 cm schwächere, alte Männchen ist auf der ganzen Oberseite, einschließlich des abgerundeten Stoßes, fast schwarzgrau; Brust, Bauch und die untersten Flügeldecken aschgrau; Hofen und Steiß lebhaft rostrot. Augentreis, Wachshaut und Fänge brennend rot. Das jüngere Männchen ist mehr schiefgrau mit bräunlichem Anflug, die sämtlichen Schwingen haben auf den Innenfahnen weiße Querflecken; Brust und Bauch hellgrau mit schwarzen Schäften; Hofen und Steiß rostrot; Augentreis, Wachshaut und Fänge gelbrot. Das junge Männchen hat eine weiße Stirn, braunen, schwarzgestrichelten Scheitel, weiß und dunkelbraun gefleckten Nacken, braunen Oberleib mit rostbraunen Säumen, rötlich-weißen Stoß mit hellen Säumen und 10 bis 12 dunkelbraunen Querverbinden; unter dem Auge einen dunklen Fleck, über diesem einen Streifen und einen bräunlichen Bartstreifen; Kehle und Wangen weiß, Vorderseite gelblich-weiß mit hellbraunen Längsflecken, auf Weichen und Hofen mit Quersfeden. Das alte Weibchen ist auf Scheitel und Nacken rostbraun mit dunklen Schäften; Oberrücken braun und schwärzlich gebändert, die übrige Oberseite hell und dunkelgrau gebändert, Stoß mit 10 bis 11 dunklen Binden, alle Federn mit dunklen Schäften; Handschwingen mattschwarz, auf den Innenfahnen mit großen, weißen Quersfeden. Stirn, Kehle und Wangen gelblich-weiß, um das Auge ein dunkler Kreis, abwärts in einen Bartstreifen auslaufend, die ganze Unterseite heller und dunkler isabelfarbig gebändert, auf Brust und Hofen mit schwarzbraunen Schaffstücken. Augentreis, Wachshaut und Fänge gelbrot wie beim jüngeren Männchen. Schnabel bei allen gelblich-weiß, nach unten dunkelhornfarbig; Krallen

gelblich-weiß mit dunklen Spizen, schwach und wenig gekrümmt; Iris rufbraun, in der Jugend braungrau. Wengleich der Rotfußfalte dem Mottelfalke ähnliche gelblich-weiße Krallen hat, so unterscheiden ihn stets die roten oder gelbroten Fänge von den rein gelben des letzteren, abgesehen von der gänzlich abweichenden Färbung.

Verbreitung, Lebensweise.

Der R. brütet im südlichen, besonders südöstlichen Europa, im benachbarten Asien, Klein-Asien und Nordafrika. Im Winter zieht er bis Südafrika. Ist im mittleren, östlichen und südlichen Deutschland aber auch als Brutvogel angetroffen worden. Er brütet in Ostpreußen vereinzelt, Prov. u. Kgr. Sachsen, Schlesien, Rheinprovinz und Bayern, dem nördlichen Steiermark, ferner in der Ebene Rumäniens, der ungarischen Tiefebene, Siebenbürgen, Dobrubtscha und Norden von Bulgarien und Rußland, schon selten in Livland. Er ist noch außerdem erlegt und beobachtet worden in Pommern, Spreewald (Brandenburg), in Braunschweig, Hannover, Helgoland, Hessen, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Württemberg (Zuffenhausen). — Der R. liebt ebene und frische, lumpige Gegenden, wo er den Insekten, seinem fast ausschließlichen Fraße, so recht nachjagen kann. Auf der Steppe streicht er in schwachen Flügen umher, rüttelt bald hier, bald dort und horstet auf Bäumen, in Baumhöhlen, Erdspalten, ruht auch mit Vorliebe die Elsterester. Die 4 bis 5 gelblich-weißen Eier haben eine feinkörnige, fast ganz glatte, aber matte Schale und sind meist dunkel- oder hellbraun gefleckt und gestrichelt; sie sind oval und etwa 37 : 30 mm groß, oft noch kleiner; Ende Mai gelegt, in etwa 3 Wochen ausgebrütet. Die Jungen werden mit Insektenkost, später mit Mäusen, Eidechsen und Kröten ausgezogen. Bei gutem Wetter fast immer im Geschäft, blockt er bei Regenwetter traurig umher; da er noch am spätesten Abend den schwärmenden Insekten nachjagt, hat er den Namen Abendfalte erhalten. Sonst ist er wenig beobachtet worden. Scheu ist er gar nicht, läßt auf Straßebäumen die Vorübergehenden nahe heran und streicht vor ihnen von Baum zu Baum her, wie etwa unsere Ammern und ähnliche dem Menschen sich nähernde Vögel tun. Gefangen kann er an Leimruten werden, an welchen Insekten befestigt wurden. Seine Stimme ist ein feines „kiki“, ähnlich der des Grünspechts.

Literatur: Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas; Riechenhal, Die Raubvögel Deutschlands; E. Schäffl, Ornithologisches Taschenbuch, 2. Aufl.

Edelfalke f. Fasan.

Edelhirsch f. Rotwild.

Edelmarber f. *Marder 1.*

Edelreißer f. *Reißer III, 1.*

Ebeltanne f. *Nadelhölzer.*

Echtwild f. *Rotwild.*

Ehrenlauf, der rechte Vorderlauf des parforce gejagten Hirsches, welcher im Kniegelenk abgelöst wird, wobei jedoch ein etwa 15 cm langer Hautstreifen darüber abgeschärft wird; in diesen wird ein Schlig gemacht und eine Schlinge daraus gebildet, an welcher der E. über dem Hirschfängergriff angegeschlossen wird (f. *Parforcejagd*).

Eiche f. *Laubhölzer.*

Eichelhäher f. *Häher.*

Eichhörnchen, gemeines (*Sciurus vulgaris* L.; Eichfater, Eichfabe, Eichtägchen, Eicher), die bei uns häufig vorkommende Art der zu den Nagetieren (*Rodentia*) gehörigen Gattung *Sciurus*, welche mit Ausnahme von Neuholland über alle Erdteile verbreitet ist. Die äußere Gestalt der E. darf als bekannt angenommen werden. Besonders charakteristisch ist die etwa körperlange, zweizeilig dicht behaarte Fahne, sowie bei vielen E. die pinselartig verlängerten Haare an den Gehören. An den Vorderläufen befindet sich statt des Daumens nur eine Warte, die Hinterläufe sind dagegen fünfzehig. Der Schädel zeigt einen kleinen Schnauzenteil, stark herabgebogenes Profil, flache Stirnpartie. Der erste Backenzahn im Oberkiefer ist sehr klein, stiftförmig, die folgenden 4 sind ungefähr von gleicher Größe; im Unterkiefer stehen 4 Backenzähne, von denen der erste nur wenig kleiner ist als die übrigen.

Beschreibung.

Alle diese Merkmale passen auf die bei uns vorkommende Eichhörnchenart, die etwa 40 cm Gesamtlänge erreicht bei 20 cm Fahrenlänge. Die Färbung des Balges ändert ziemlich stark ab, sowohl individuell als auch nach der Jahreszeit. Die gewöhnlichste Sommerfärbung ist ein helleres oder dunkleres Kastanienbraun mit weißer Unterseite und etwas mit Grau gemischten Kopfseiten. Nicht sehr selten, besonders, wie es scheint, in Nadelholzgegenden, ist eine dunkle, schwarzbraune bis fast schwarze Varietät; auch kommen mannigfache Übergänge zwischen der roten und der schwarzen Färbung vor. Im Winter macht sich an dem viel dichteren Balg ein starker, grauer Anflug bemerkbar, während im Norden der Sommerbalg überhaupt rotgrau, der Winterbalg stark grau, oft ganz ohne Spur von Rotbraun ist. Als Abnormitäten treten weiße und weißliche Stüde auf.

Verbreitung. Aufenthalt.

E. finden sich nur in waldigen Gegenden, fehlen aber, wo es an Bäumen mangelt. Die Verbreitung des *Sciurus vulgaris* erstreckt sich über die waldigen Gegenden Europas, sowie

des westlichen und nördlichen Asiens. Im Gebirge gehen sie bis zur Grenze des Baumwuchses empor.

Lebensweise. Fortpflanzung.

Den größten Teil ihres Lebens verbringen sie auf Bäumen, in denen sie sich mit großer Gewandtheit und Schnelligkeit fortbewegen, doch laufen sie auch behend auf dem Boden, baumen jedoch, erschreckt oder bedroht, stets wieder auf. Die Eichhörnchenspur auf dem Boden ist sehr charakteristisch, da die Tritte der Hinterläufe viel weiter auseinanderstehen als die der kürzeren Vorderläufe. Auch stehen die Tritte der Hinterläufe auf der Flucht vor denen der Vorderläufe. In dünner Schneedecke drücken sich die Fehen und Krallen, sowie Ballen der Fußsohlen deutlich ab. Die Nahrung des E. besteht aus vielerlei Baumsameren, sowohl von Laub- (Eichen, Buchen, Hainbuchen, Ahorn, Kusbbaum usw.) als auch von Nadelholz, außerdem auch aus Knospen, Pilzen, selbst giftigen, in der Rinde auch wohl aus Baumrinde. In Parks und Gärten zerstören E. oft viel wertvolles Obst nur der Kerne wegen. Fortlich sind die so hübschen und den Wald so lebendigen Tierchen entschieden schädlich. Sie vernichten viel junge Eichen- und Buchensaaten, schädigen Tannen und Fichten, indem sie die jungen Triebe abbeissen und als Abfälle zu Boden fallen lassen, nachdem sie die Knospen verzehrt; auch vernichten sie sehr viele Koniferenzapfen. Auch als Vogelfeinde treten die E. hier und da, wenn auch wohl nicht allgemein, auf, immerhin sind wiederholt Räuberlein an Eiern und Jungen der Singvögel festgestellt worden. Auf alle Fälle ist es geboten, die zierlichen Nager nicht überhand nehmen zu lassen, was ohne Gegenmaßregeln, unter denen vornehmlich der Abschluß zu verstehen ist, leicht eintreten kann, da in der Regel jährlich zwei Würfe von je 3 bis 7 Jungen gebracht werden, einer zeitig im Frühjahr und einer zu Anfang des Sommers.



Spur des
Eichhörnchens.
(1/10 nat. Gr.)

Die blind gebrachten und anfänglich ganz nackten Jungen kommen in einem weich ausgepolsterten, runderhaken Nest (Kobel), das frei in einer Baumkrone, auch wohl in einem Astloch angelegt wird, zur Welt. Außer dieser Wochenstube bauen die E. noch andere, minder sorgfältig errichtete Nester, teils als sog. Spielnester, teils auch als Vorratskammern, in denen Eichel, Bucheln, Nüsse usw. zusammengetragen werden. In einem warmen Nest verschläft das E., ohne ein richtiger Winterschläfer zu sein, einzelne besonders kalte und unfreundliche Tage, während man es bei leidlicher Witterung auch im Winter täglich sehen kann. Hauptfeinde des E. sind bei uns Edelmarder und Fühnerhabicht; wo diese verschwinden, wird man bald eine Zunahme der E. bemerken. Vom jagdbaren Standpunkte haben die letzteren keine Bedeutung, obwohl ihr Wildpret sehr wohlkuschend sein soll.

Literatur: Brehms Tierleben.

Eichläge s. *Eichhörnchen*.

Eiderente s. *Enten* V.

Eidergans s. *Enten* V. 1.

Eidervogel s. *Enten* V. 1.

Eier des jagdbaren Federwildes unterliegen nach den meisten Jagdgesetzen dem Jagdrecht, nur der Jagdberechtigte ist zu ihrer Aneignung befugt. Im Interesse der Erhaltung des Federwildes ist aber z. B. in Preußen und Bayern auch dem Jagdberechtigten das Ausnehmen der Eier verboten; sowohl der Jagdberechtigte als auch der Nichtjagdberechtigte machen sich nach § 368 Ziff. 11 St. G. B. strafbar. Von dem Verbot werden aber Ausnahmen gemacht. Kiebitz- und Möweneier dürfen im Monat April eingesammelt werden. Von allem jagdbaren Federwild dürfen zu jeder Zeit Eier ausgenommen werden, die ausgebrütet werden sollen. Mit Genehmigung der Jagdpolizeibehörden dürfen Eier zu wissenschaftlichen oder zu Lehrzwecken ausgenommen werden. — Nach dem Vogelschutzgesetz vom 30. Mai 1908 ist das Zerstoren und Ausnehmen der E., der Ankauf, der Verkauf, die An- und Verkaufsbemittelung, das Feilbieten, die Ein- und Durchfuhr, der Transport der E. der in Europa einheimischen, nicht jagdbaren Vogelarten untersagt, soweit nicht die Landesgesetze etwas anderes bestimmen. Ausnahmen können zu wissenschaftlichen oder Lehrzwecken, zur Wiederbevölkerung mit einzelnen Vogelarten, sowie für Stubenvogel für eine bestimmte Zeit und für bestimmte Verhältnisse bewilligt werden.

Eigenjagdbezirk. Die Jagdberechtigung ist ein Ausfluß des Eigentums an Grund und Boden. Wenn jedoch die Eigentümer auch der kleinsten Grundstücke ihr Recht ausüben

dürften, würde von dem Wildstande bald nichts mehr übrig bleiben, die Jagd müßte in kurzer Zeit völlig aufhören. Um dies zu verhindern, ist überall die Befugnis zur Ausübung der Jagdberechtigung von einer bestimmten Größe und Beschaffenheit des Grundstücks abhängig gemacht worden. So muß nach der preussischen Jagdordnung das Grundstück mindestens 75 ha im Zusammenhang groß und land- oder forstwirtschaftlich benutzbar sein. Auch dann ist ein Eigenjagdbezirk vorhanden, wenn das Grundstück dauernd gegen den Einlauf von Wild eingefriedigt ist. In anderen Bundesstaaten sind auch noch weitere Grundstücke als Eigenjagdbezirke zugelassen, z. B. in Württemberg (Art. 2 des Jagdgesetzes vom 27. Oktober 1855) Pflanzungen und Anlagen, welche, in unmittelbarer Verbindung mit dem Wohnhause stehend, durch irgend eine Einfriedigung begrenzt oder sonst vollständig abgeschlossen sind, sowie Tiergärten. — Nach der preussischen Jagdordnung kann der Eigenjagdbesitzer auf seine Rechte verzichten, das Grundstück kommt alsdann zum Gemeindejagdbezirk. Gemeinden, Korporationen, Aktien- gesellschaften usw. sind auf bestimmte Arten der Nutzung ihrer Eigenjagdbezirke beschränkt. Der Eigenjagdbesitzer kann die Jagd selbst ausüben oder verpachten oder Jäger anstellen. Besondere Vorschriften sind gegeben, wenn ein Eigenjagdbezirk diese Eigenschaft verliert und wenn in einem verpachteten Gemeindejagdbezirk durch Vereinigung mehrerer Grundstücke ein Eigenjagdbezirk entsteht.

Einabzug, ein Abzug, der nacheinander beide Läufe von Doppelflinten bzw. die beiden Schrotläufe von Drillingen bedient. Der Vorteil des E. besteht darin, daß ein Wechseln des Abzuges zum Abfeuern des zweiten Laufes nicht nötig ist und daß die Lage der rechten Hand immer dieselbe bleibt, gleichgültig, ob man den rechten oder linken Lauf abfeuert. Bekannte und bewährte deutsche Einabzugskonstruktionen sind die der Gewehrfabriken Sauer & Sohn, Suhl, G. Lechner & Co., Frankfurt a. O., F. Jäger & Co., Suhl, und Thieme & Schlegelmilch, Suhl. Will man eine neue Einabzugskonstruktion auf ihre Brauchbarkeit prüfen, so schießt man in der Weise, daß man den Kolbenhals mit der rechten Hand nur ganz lose umfaßt und dann abdrückt. Ein richtig konstruierter E. darf dabei nicht doppeln, d. h. der zweite Schuß darf nicht unwillkürlich abgefeuert werden. Der E. darf, wenn er brauchbar sein soll, nicht fester stehen als der normale Abzug. Man hat bei den Einabzügen vielfach Einrichtungen, welche eine beliebige Reihenfolge im Abfeuern der Läufe ermöglichen.

einbalgen, sich (einspielen), wenn der Auerhahn, nachdem er längere Zeit nur geknappt, endlich zu dem ganzen Balzlaufsatz übergeht.

einbeißen. Manche Wasservögel, besonders aber die Wildenten, beißen sich, wenn angehossen, in der Todesangst unter Wasser an Schilfstängeln usw. so fest ein, daß sie selbst nach dem Verenden nicht loskommen und dem Jäger verloren gehen.

einbrechen, gelegentliche Bezeichnung für das Aufwühlen eines Kessels oder Lagers durch Schwarzwild.

eindrücken, das Wild, Teile einer Felmarm oder eines Balbes abtreiben, z. B. am Rorogen eines Jagdortes, um das darin befindliche Wild in abzugewandte Felschönungen oder bestimmte Widungen im Walde hineinzu treiben.

einfahren, das Eintriechen von Fuchs, Frettchen, Dachs und Dachshund in den Bau, oder auch in die Rege und Garne.

Einfahrt, Eingang zum Bau des Fuchses oder Daches.

Einfall, der Ort, wo Federvild sich niederzulassen pflegt (einfällt); der Jäger geht daher auf den Enteneinfall, um die einfallenden Enten zu schießen.

einfallen, 1) das Laufen oder Streichen des Wildes in die aufgestellten Rege; 2) das Niederlassen von Vögeln — auschl. der Raubvögel — in einen Busch, auf das Wasser usw.

Einfriedigungen geben dem Grundstüd eine besondere Eigenschaft, in der Regel machen sie es, wenn sie dauernd und vollständig sind, zum *Eigenjagdbezirk*, auch wenn es nicht die sonst für diesen vorgeschriebene Größe und Beschaffenheit hat. Nach der preussischen Jagdordnung braucht das Grundstüd nur gegen den Einlauf von Wild eingefriedigt zu sein. Nach vielen Jagdgesetzen gelten die Schonzeiten nicht für das in eingefriedigten Wildgärten befindliche Wild; in Württemberg kann nach § 1 der Verordnung vom 31. Juli 1886 das Ministerium den Besitzern eingezäunter Grundstüde das Erlegen oder Fangen von Wild während der Schonzeit gestatten. Schwarzwild muß nach den meisten Jagdgesetzen in E. gehalten werden, aus denen es nicht ausbrechen kann; der Besitzer der E. ist verpflichtet, den durch ausgebrochenes Schwarzwild angerichteten Schaden zu ersetzen.

Eingang s. *Einwechsel*.

Eingänger (Einläufer, Einsiedler), alte Keiler, meist angehende oder Hauptschweine, welche für sich allein leben und höchstens zur Raufzeit zu den Wachen treten.

eingehen, vom niederen Wild, wenn es eines natürlichen Todes stirbt; beim hohen Wilde sagt man, es ist gefallen (s. *Fallwild*).

Jagdbleton.

eingreifen. 1) Wild, namentlich Schalenwild, greift ein, wenn es plötzlich aus dem Stande oder ruhigen Ziehen flüchtig wird, besonders im Augenblick des Schusses. Es trägt dann die Tritte tief in den Boden. Die Stelle, wo dies geschieht, heißt der Eingriff (Ausriff). 2) Der Schweißhund greift gut ein, wenn er mit der Nase fleißig am Boden bleibt.

Eingriff s. *eingreifen* 1.

einhängen (einheffen), entweder das Durchhauen der Sehnen an den Hinterläufen, z. B. gefiederter Vögel, oder auch das Durchfangen zwischen der Sehne und dem Knochen über dem Handgelenk des Wildes, um den anderen Lauf durch diesen Schließ stecken und das Wild dadurch schränken und aufhängen zu können; namentlich bei Hasen notwendig, die man nach den Treibjagen an den Leitern der Wildwagen aufzuhängen pflegt.

einhegen, das Aben aller zur Hege dienenden, jungen Hunde im Anpden des Wildes. Die besten und sichersten Lehrmeister hierzu sind alte, erfahrene Hunde, die den jungen mit gutem Beispiel vorangehen.

einjagen, junge Hunde (Braden und Wildbodenhunde) im Jagen an Wild aben.

Einlehe, jede bufenartige Vertiefung in einem Tuch oder Netz; die busige Aufstellung hat den Zweck, daß sich das Wild leichter im Netz usw. verfangt.

einleffeln, sich, wenn sich eine Motte Säuen im Kessel zusammen tut.

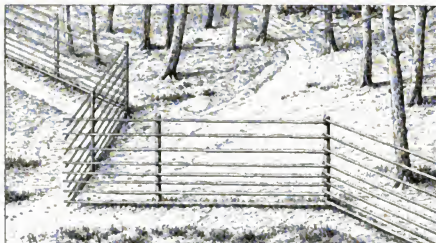
einreifen. Nach einer Reue, d. h. frisch gefallenem Schnee, läßt man diese günstige Gelegenheit nicht vorüber, den Wildstand oder auch den augenblicklichen Stand einzelner Stüde zu bestätigen. Zu diesem Zweck umgeht man die verschiedenen Distrikte und zählt genau die hinein- und herausstehenden Fährten und Spuren; zählt man die letzteren von den ersteren ab, so ergibt sich die Anzahl des darin stehenden oder stehenden Wildes. Geschieht dies in den verschiedenen Distrikten gleichzeitig, so ist das Ergebnis natürlich ein sehr genaues. Der fährtengerechte Jäger unterscheidet dabei nicht nur die Wildarten, sondern auch deren Stärke, eventuell auch Geschlecht. Das Wort e. wird jedoch hauptsächlich vom Ausmachen des Raubzeuges gebraucht.

eintriechen s. *einfahren*.

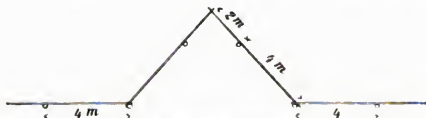
einlappen (verlappen), einen Trieb bzw. das darin beständige Wild mit Lappen umstellen. Im preussischen Allgemeinen Landrecht war das nächtliche Verlappen der Grenzen zum Schaden der Nachbarschaft und Hemmung des Wildwechsels verboten. Die Vorschriften sollten verhindern, daß ein Jagdbesitzer dem anderen das Wild weglockt und ihm durch

diese List schadet. Eine ausdrückliche Aufhebung der Vorschriften ist nicht erfolgt, man nimmt aber allgemein an, daß sie beseitigt sind durch das Gesetz vom 31. Oktober 1848, welches in § 4 die Ausübung der Jagd nur durch die Vorschriften zum Schutze der öffentlichen Sicherheit und der Feldfrüchte beschränkte. Man ist jetzt der Ansicht, daß das Verlassen der Grenzen behufs Hemmung des Wildwechsels erlaubt ist.

Einlauf, 1) Vorrichtung in Wildparcs, die dem Rot- usw. Wilde das Einwechselln in diese gestattet, nicht aber das Verlassen. Es werden in der Umgatterung nach innen einpringende, federnde Ratten angebracht,



1. Einlauf.



2. Grundriß des Einlaufst.

welche nur einem Tritt nach innen nachgeben; vgl. dagegen *Einsprung*. 2) Auch der Morgenanstand (auf einlaufendes Wild) am Waldbrande.

Einläufer s. *Eingänger*.

Einlegeläufe (Wechselläufe), Läufe, die in den gleichen Systemlasten eingelegt werden können. Viele Jäger führen z. B. Doppelflinten mit Büchsfinten-Einlegeläufen. Neuerdings sind für Drillinge mit zwei Schrotläufen und einem Kugellauf E., bestehend aus zwei Kugelläufen und einem Schrotlauf, beliebt.

einlegen, 1) vom Hirsch, wenn er den Kopf senkt, um den Jäger, einen Nebenbuhler oder

Hund anzunehmen. 2) Sich e., wenn der Schweißhund eifrig am Schweißriemen zieht; legt er sich zu stark ein, so muß er davon abgemahnt werden.

einrichten (einstellen), das Umstellen eines Jagens mit Tüchern usw.

einrinnen. Eine Fährte ist eingeronnen (eingelauten), wenn bei Trockenheit Erde oder bei Frost trockener Schnee in den Tritt geriefelt ist, so daß man nicht mehr zuverlässig ansprechen kann.

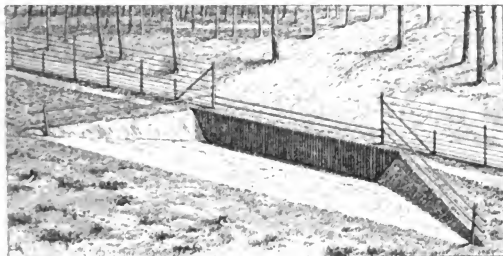
einziehen, sich, wenn Sauen sich in einen Kessel oder ein Lager legen.

einziehen des Gewehres: 1) Regulierung der Treffpunktage, 2) die Prüfung der Schußleistung. Erstere ist

Sache des Büchsenmachers, dagegen wird sich der Jäger auch gern davon überzeugen, wie sein Gewehr schießt (s. *Schußleistung*). Genaue Vorschriften für die Prüfung der Gewehre findet man in der von der Waffentechnischen Versuchsstation Neumannswalde-Neudamm herausgegebenen Broschüre: „Das Einschießen von Gewehren und Pistolen, 2. Aufl.“. Für solche Jäger, die eine sehr eingehende Prüfung ihrer Gewehre wünschen, übernimmt die Versuchsstation die Feststellung der Leistung. Interessenten erhalten auf Wunsch Fragebogen, aus denen die näheren Bedingungen zu ersehen sind.

3) Sich e., sich im Schießen und Treffen üben; zunächst übt man sich im schnellen Einschlage, dann im Zielen nach festen, später nach beweglichen Zielen; zuletzt im Treffen, wozu man in Ermangelung lebender Tiere Steine und andere Gegenstände in die Höhe wirft, werfen oder auf dem Boden rollen läßt. Die beste Übung im Flugschießen bietet jedoch das Schießen nach Alphalt-Wurstauben aus Preußischen Maschinen.

Einschlag, 1) beim Dach- oder Fuchsgraben die bei fest vorliegendem Hund in den Bau gegrabene Öffnung, durch die man den Dach zu erreichen sucht. 2) E. (Gräselein, Abtritt), ein gerechtes Zeichen der Hirschfährte (s. *Fährtenzeichen* 15).



1. Einsprung.

einschlagen. 1) Beim Dachs- oder Fuchsgaben eine Öffnung (Einschlag) bis auf den Dachs oder Fuchs und den vorliegenden Hund machen. 2) Der Hund schlägt ein, wenn er den Erwartungen entspricht. 3) Salzlecken werden eingeschlagen, d. h. mit neuer Leckmasse versehen. 4) Der Bär schlägt sich ein, wenn er das Winterlager bezieht.

einschleifen lassen, den Dachshund oder Terrier in einen Bau kriechen lassen.

Einschuß, die Stelle am Wildkörper, wo das Geschloß eindringt; die betreffende Körperseite ist die Einschuisseite.

einschwingen, sich (einsetzen), von stärkerem Federwud (namentlich Auerhahn), wenn es des Abends auf seinen Standbaum streicht.

einsetzen, 1) des Schafses in die Schulter beim Anschlag. Das Gewehr soll so eingeseßt werden, daß der höchste Punkt der Kolbenlappe in Höhe der oberen Schulterkante liegt. Die Mittellinie der Kolbenlappe soll etwa auf der Armellnaht liegen. 2) In der Gewehrjabritation das Verfahren, durch das die Teile des Systemkastens oder der Garnitur von Gewehren gehärtet werden und ein schön marmorirtes Aussehen erhalten.

Einsiedler, s. *Eingänger*; doch gilt dieser Ausdruck auch für die alten, einsam stehenden Gemböde (Laubböde).

einspielen s. *einbalzen*.

einspringen, Wild nach einem auf drei Seiten mit Lächern umstellten Distrikt treiben und, wenn dies gelungen ist, auch die offene Seite zustellen. Man bezweckt damit, für das demnächst anzustellende Jagen mehr Wild als gewöhnlich vorzutreiben, und es geschieht in der Regel, wenn hohe Gäfte erwartet werden, denen man ein besonderes Jagdvergnügen bereiten will.

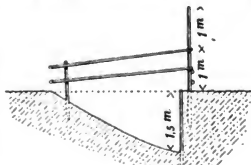
einspringen. 1) Der Vorstehhund springt ein, wenn er das Wild,

daß er vorstand, durch Voreilen herausstößt.

Ehedem war es üblich, die sich vor dem vorstehenden Hunde drückenden Hühner von diesem herausstoßen zu lassen. Gegenwärtig tritt der Jäger die Hühner, die der Hund vorsteht, selbst heraus, um zu verhüten, daß der Hund die üble Gewohn-

heit annimmt, das Wild auch weitab vom Jäger aufzuspringen. Im offenen Felde soll der Hund niemals e., sondern so lange vorstehen, bis er abgepiffen oder ein Schuß gefallen ist. Der stöbernde Hund soll dagegen das Wild aufjagen und womöglich dem Jäger zudrücken. Intelligente Hunde lernen es bald, zwischen der Arbeit im offenen Felde und im Wasser oder im dichten Gehölz einen Unterschied zu machen. Junge und auch feurige ältere Hunde springen leicht in den ersten Tagen der Hühnerjagd ein. Wenn sie aber eine gute Schulung durchgemacht haben, insbesondere auf den Pfiff mit der Trillerpfeife daun machen, ist es leicht, sie dahin zu bekommen, daß sie das E. unter allen Umständen unterlassen. 2) Wild springt ein, wenn es einen *Einsprung* benutzt.

Einsprung, Vorrichtung in Wildparcs oder Tiergärten, um Wild hineinzuloden, das dann nicht mehr heraus kann. Man führt



2. Querschnitt des Einsprunges.



3. Grundriß des Einsprunges.

dazu einen nach dem Tiergartenzaun hin-führenden Damm von Erde auf, welcher all-mählich die Höhe des Zaunes erreicht. Besser ist es, im Wildzaun eine Lücke von Zaun-feldlänge zu lassen und an der inneren Seite den Boden etwa 1,5 m tief abzugraben. Wenn nun das Wild die Absperrung im Wildpart wahrnimmt, so pflegt es längs des Zaunes hinzutrotten und einen Eingang zu suchen, welchen ihm der E. gewährt. Es ist dem Wilde eine Kleinigkeit, von dem Damm in den Part einzuspringen, aber unmöglich, die senkrechte Höhe aus dem Part auf den E. zurück zu überfallen. Ramentlich fallen Hirsche zur Brunstzeit gern vom E. in den Wildpart, wenn sie darin stehende Hirsche schreien hören oder das brunkige Kahlwild wittern; vgl. dagegen *Einlauf*.

Das Offenlassen eines E. während der Schonzeit verstößt gegen die Schonvorschriften, wenn der Wildpart so beschaffen ist, daß das Wild sich im Eigentum des Partbesizers befindet (s. *Wildpark*); es wird dadurch gefangen.

Einfand, der regelmäßige Stand von Gemsen an unzugänglichen Bergstellen.

einfischen s. *einschuingen*.

einfleigen, wenn der Otter (Viber) ins Wasser geht, so steigt er ein oder fällt ins Wasser.

einstellen s. *einrichten*.

Einstieg, die Stelle, wo der Otter oder Viber ins Wasser fällt.

einstreichen, 1) das Fliegen der zu fangenden Vögel gegen die aufgestellten Netze. 2) Vom Auerhahn, das Zusammenziehen der gespreizten Federn und Flügel.

Einwechsel (Eingang), Stelle, wo ein Stück Wild aus einem Revier in das andere sich begibt (einwechselt).

Einzelschader, zum Unterschiede vom Mehr-lader ein einläufiges Gewehr, das für jeden Schuß die Einführung einer Patrone bedingt.

einziehen, wenn Wild der hohen Jagd morgens vom Felde zu Holze zieht.

Einzichung. Nach § 295 des Strafgesetzbuchs ist neben der durch ein Jagdvergehen verwirkten Strafe auf Einzichung des Gewehrs, der Jagdgeräte und der Hunde, welche der Täter bei dem unberechtigten Jagen bei sich geführt hat, ingleichen der Schlingen, Netze, Fallen und anderen Vorrichtungen zu erkennen, ohne Unterschied, ob sie dem Verurteilten gehören oder nicht; das gestrebte Wild ist nicht einzuziehen. Andere Gegenstände als die in § 295 genannten können nach § 40 des Strafgesetzbuchs eingezogen werden, falls sie dem Täter gehören, es muß aber mindestens ein Versuch des Wilddiebstahls stattgefunden haben. Nicht nötig ist es, daß der Täter die einzuziehenden Gegenstände

für das Jagdvergehen mitgenommen oder daß er sich ihrer bedient oder ihrer überhaupt bedurft hat. Die E. ist auch auszusprechen, wenn eine *Beschlagnahme* vorangegangen ist. Die Schlingen, Netze und Fallen und andere Vorrichtungen sind auch dann einzuziehen, wenn der Täter sie nicht bei sich geführt hat. Die E. geschieht für den Staat durch die Strafvollstreckungsbehörde. Aber die Ablieferung und Verwertung oder Vernichtung der eingezogenen Sachen sind in den einzelnen Bundesstaaten Bestimmungen getroffen.

In den Landesgesetzen ist außerdem E. für verschiedene Übertretungen vorgeschrieben oder zugelassen, z. B. wegen Nichtbeiführung eines vorgeschriebenen Jagdscheins, wegen Übertretung von Schonvorschriften.

Nach § 7 des Vogelschutzgesetzes vom 30. Mai 1908 kann neben der Strafe auf E. der verbotswidrig in Besitz genommenen, feilgebotenen oder verkauften Vögel, Nester und Eier, sowie auf E. der Wertzeuge erkannt werden, welche zum Fangen oder Töten der Vögel, zum Zerstoren oder Ausheben der Nester, Brutkästen oder Eier gebraucht oder bestimmt waren, ohne Unterschied, ob die einzuziehenden Gegenstände dem Verurteilten gehören oder nicht.

Eisall s. *Alk*.

Eisbrin, die eine Hälfte des Schlosses beim edlen Haarwild; beide E. (Wedenknochen) bilden also das Schloß.

Eisbruch s. *Bruch 4*.

Eisen, alle eisernen Fangapparate, als Schwänenhals, Teller, Warbereisen u. a. (s. *Fallen III*). Die Saufeder wird hin und wieder das Schweineisen genannt.

Eisenbahnen unterbrechen in einem Eigenjagdbezirk nicht den Zusammenhang und stellen ihn nicht her. Sie gehören zum Gemeindejagdbezirk, falls sie nicht, z. B. wegen umfangreicher Dienstländerereien, einen Eigenjagdbezirk bilden. Aus Rücksichten des Verkehrs ist die Jagd auf dem Bahndamm verboten, das Betreten der Eisenbahndämme usw. nur mit besonderer Erlaubnis gestattet.

Eisente s. *Enten II, 7*.

Eisendöwe s. *Mövenartige Vögel I, 5 und II, 1*.

Eisfelle s. *Enten II, 7*.

Eisproß, das Ende zwischen Augen und Rittelsproß am Rothirschgeweih; er tritt beim Jahnender zuerst auf, kann aber selbst bei Geweihen von zahlreicheren Enden fehlen, gelegentlich auch nur an einer Stange ausgebildet sein. Stets sitzt er dicht an dem Augenproß.

Eisrauhente s. *Enten II, 7*.

Eisraucher s. *Taucher II, 2*.

Elzem des Hundes, eine Hautentzündung, welche in ihren verschiedenen Entwicklungs-

formen zur Rötung, Schwellung, Knötchen-, Bläschen-, Pustel-, Warten- und Schuppenbildung führt und in der Regel mit mehr oder weniger ausgesprochenem Juckreiz verbunden ist. Meist ist das E. die Folge einer vernachlässigten Hautpflege. Am häufigsten erkrankten ältere und gut genährte Hunde. Lieblingsstellen sind in erster Linie der Rücken, dann die Außenfläche der Gliedmaßen, der Hals und der Kopf. Zunächst besteht Rötung der Haut, dann bilden sich dicht nebeneinanderliegende Knötchen, die sich in Bläschen umwandeln, welche plagen und nässende Stellen hinterlassen. Die Haare gehen aus, und die Bundflüssigkeit wird eiterig. Die erkrankte Haut ist äußerst empfindlich. Die Flüssigkeit kann zu Krusten eintrocknen, unter denen die Heilung vor sich geht. Meist neigt das E. zu einem chronischen Verlauf. Die Haut verdickt sich dann sehr bald und ist mit weißgrauen Schuppen bedeckt, unter denen sie hoch gerötet und stark glänzend ist. Bald sträuben sich die Haare und brechen ab. Die Haut wird berber und rissig, der Juckreiz ist in einigen Fällen sehr heftig, bald weniger lästig. Endlich kann es zur Bildung warziger Wucherungen kommen. Die Behandlung hat sich nach der Form zu richten, in der die Krankheit auftritt. Im ersten Stadium genügt Auftragen von Zinksalbe. Gegen hartnäckige chronische E. kommen, je nach den Krankheitserscheinungen, Höllensteinalösungen, Holzteeer usw. zur Anwendung. Das chronische E. ist meist schwer heilbar und erfordert tierärztliche Behandlung. Vorbeugend wirken regelmäßiges Kämmen, Bürsten und Baden zwecks Entfernung von Flöhen, Läusen, Haarlingen usw.

Elchhund, schwedischer. Die eigentliche Heimat dieses Haus-, Hüter- und Jagdhundes ist Schweden, doch wird er auch häufig in Finnland und im nördlichen Rußland gehalten. Man hat zwei Schläge zu unterscheiden, der „Ledhund“ wird etwa wie ein Leithund an einem eigentümlichen, geschirrtartigen Riemen, der „Saele“, verwandt; der „Lösshund“ verrichtet die Dienste einer Brade. Die mittelschweren Hunde werden für die Elchjagd, die leichteren (Zugelhunde) für die Jagd auf Fasel-, Wirt- und Kuervild verwandt. Der E. ist etwa 50 bis 55 cm hoch und wiegt 14 bis 18 kg. Er ist ein lebhaftes, gutmütiges und kluges Tier, das in seiner Heimat in hohem Ansehen steht. Kopf ähnlich dem eines Spitzhundes, jedoch breiter und ediger, auch ist der Oberkopf weniger stark gewölbt. Fang länger und tiefer als bei unseren Spitzen, Welsen nur ganz leicht überfallend. Ohren sehr spitz, sie werden aufgerichtet getragen. Rute mittellang, die verlängerte Behaarung der Unterseite überall gleich lang; Rute geringelt. Be-

haarung des Kopfes kurz und glatt, am übrigen Körper rauh und hart; im Nacken und auf dem Kreuz ist das Haar oft ziemlich verlängert. Farbe wolfsgrau oder braun mit Ausnahme der Unterseite des Rumpfes, der Rute und der Läufe.

Elchschaufler s. *Elchwild*.

Elchwild (Elen, Elch, auch wohl Elentier in populären und älteren Schriften; *Corvus alces* L., *Alces palmatus* Gray, nach Blasius richtiger *Alce*), eine häufig zum Vertreter einer besonderen Gattung erhobene Hirschart, die allerdings in so vielen Beziehungen von den übrigen Cerviden abweicht, daß man ihr mit Fug und Recht eine Sonderstellung einräumen darf.

Weibmännische Ausdrücke.

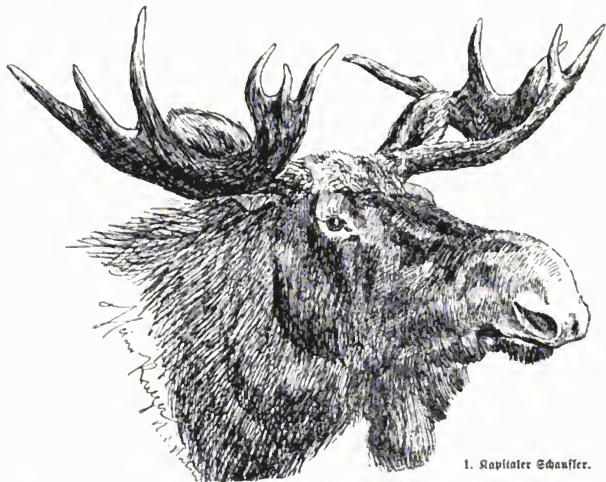
Es finden die beim Dam- bzw. *Rotwild* gebräuchlichen Anwendung. Zu mißbilligen sind aber die aus Scandinavien eingeführten Ausdrücke, wie Dohle, Kuh usw.]

Verschreibung.

Die Körperform ist sehr auffallend wegen der bedeutenden Schulter- und der wesentlich geringeren Beckenhöhe. Der Kopf ist groß und plump, mit stark herabgebogenem Winkelfang und überhängender Oberlippe, sowie fast ganz behaarter Nasenkuppe. Lichter und Tränenhöhlen sind relativ klein, die Linsen dagegen lang, fast eiförmig zu nennen. An dem kurzen, gebungenen Hals verlängert sich das straffe, ziemlich brüchige Haar zu einer Art Mähne, auch findet sich bei beiden Geschlechtern an der Kehle ein bartartig herabhängendes Haarbüschel, das beim Schaufler einem beim Mutterwild fehlenden oder nur schwach entwickelten, wammenartigen Hautzapfen aufsitzt und Bart genannt wird. Der Wedel ist kurz, die Läufe sind lang; sie enden in schmalen, spitzen, weit gespalteten Schalen, denen sich ziemlich tief angelegte und daher in weichem Boden sich abdrückende Oerrücken zugesellen. Sommer- und Winterhaar zeigen in der Färbung geringe Abweichungen. Das erstere färbt sich am Rumpf dunkelbraun, etwas dunkler am Hals und besonders am Kopf und geht am Geäße etwas ins Graue, ändert aber ziemlich stark ab. Die Unterseite des Körpers und die Innen- seite, sowie die untere Partie der Läufe sind weißgrau. Im Herbst ändert sich der Gesamton etwas ins Graulich. Das Kalb ist ziemlich gleichmäßig rotbräunlich, ohne die sonst bei den Hirscharten so verbreitete Fleckenzeichnung. Die Dimensionen des Elchwildes sind sehr beträchtlich. Starke Schaufler erreichen eine Schulterhöhe von 2½ m bei einer Körperlänge von etwa 3 m und einem Gewicht von 600 kg. Das Kalbwild ist entsprechend schwächer, immerhin aber weit

stärker- und schwerer als der stärkste Rothirsch. Am Schädel fällt die Kürze der Nasenbeine auf, wogegen die knorpeligen Teile des Nasenrohres sehr stark entwickelt sind. Die Tränenhöhlen sind schwach; die Stirmpartie sehr breit, in der Mitte vorgewölbt. Die Rosenstöcke verlaufen seitwärts anfänglich schräg nach oben, dann allmählich horizontal. Die Schneidezähne sind einander, abgesehen von nicht bedeutenden Größenunterschieden, sehr ähnlich; Eckzähne (Haken) fehlen. Der Zahnwechsel vollzieht sich beim E. viel

Anfang des zweiten abgeworfen. Tatsache ist jedenfalls, daß im Alter von 15 bis 17 Monaten, etwa bei Vollendung des bleibenden Gebisses, der junge Elchhirsch teils Spieße, teils aber auch schon Gabeln oder gar sechs Enden trägt. Ob es sich hierbei nun, wie von verschiedenen Forschern angenommen, um das erste Geweih handelt oder um das zweite, ist noch nicht entschieden. Im zweiten Winter wird dieses Geweih abgeworfen, und es treten dann Gabeln oder wieder sechs Enden, zuweilen aber auch nochmals Spieße oder



1. Kapitulter Schaafler.

rascher als beim Rothwild, mehr wie beim Reh. Etwa mit 16 bis 17 Monaten, also ungefähr im September des zweiten Kalenderjahres, ist das junge Stück Elchwild im Besitze des vollen bleibenden Gebisses.

Die Geweiventwicklung weicht ebenfalls in mancher Hinsicht von der des Rothirches ab, schließt sich dagegen ebenso wie die Gebißverhältnisse mehr denjenigen des Rehes an. Im Herbst des ersten Jahres entwickeln sich die anfänglich etwas schräg nach oben gerichteten Rosenstöcke. Wie das wahrscheinlich sehr geringe Erstlingsgeweih des E. beschaffen ist, dürfte noch nicht bekannt sein. Vielleicht entspricht es dem des Rehes, entwickelt sich noch im ersten Kalenderjahr und wird zu

ein stärkeres Geweih auf. Ueberhaupt ist die Geweiventwicklung des E. recht veränderlich. Es kommt z. B. gar nicht so selten vor, daß eine Reihe von Jahren immer Gabeln geschoben werden, ja es bleiben sogar unter Umständen Elchhirsche zeitweilig Gabeler. Beim Sechsenden pfllegt sich die bei stärkeren Geweihen bzw. Schaafeln normalerweise vorhandene Sonderung jeder Geweihhälfte in zwei Teile zu bemerkbar zu machen, von denen der eine, stärkere, mehr nach oben gerichtete die eigentliche Schaafel bildet, während der schwächere, mehr nach vorn bzw. unten gerichtete, dem Aussprossenteil der anderen Hirschgeweih entspricht. Letzterer erhält selten mehr als drei Enden an jeder

Seite, die Schaufel dagegen kann sehr endenreich werden. Der Rosenknochen wird nach jedem Abwerfen stärker und kürzer, auch nimmt er zunächst eine mehr wagerechte, später sogar eine etwas nach unten verlaufende Richtung an. Zuweilen wird die Schaufelbildung unterdrückt und die einzelnen Teile des Geweihs bleiben rundlich im Querschnitt; es entstehen



2. Elchspießer.

so die Stangenelche, die nie eine bedeutende Endenzahl aufweisen, so daß man es wohl mit Kümmerern zu tun hat. In manchen Revieren kommen gleichzeitig Stangen- und Schaufelche vor. Als stärkster bekannter Elchschäufler darf wohl ein in der berühmten Erbacher Sammlung befindlicher ungerader Bierzigerder gelten. Was die Raße und Gewichte der Elchschäufeln betrifft, so können zwar die altweltlichen nicht in den kapitalen nordamerikanischen konkurrieren, doch findet man unter ersteren solche mit einer Auslage von 1 bis 1,2 m, allerdings als größte Seltenheiten. Das Gewicht kann 20 bis 25 kg erreichen, doch dürfen Schaufeln von 15 kg schon als sehr gut gelten. Die Abwurfszeit ist in den deutschen Elchrevieren bei starken Schauflern Ende Oktober, Anfang November; bei geringen Hirschen verschiebt sie sich bis gegen Neujahr. Die Fegeseit fällt in den Juni und Juli.

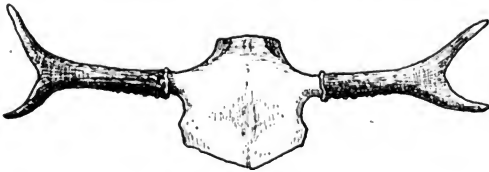
Verbreitung. Vorkommen.

Der europäische Elch findet sich vom östlichen Teile Ostpreußens an durch das europäische Rußland und nördlich über einen großen Teil Skandinaviens etwa zwischen dem 59. und 67. Grad n. Br. Außerdem bewohnt das E. Sibirien bis zum Ochotschen Meerbusen, und wenn man — was wahrscheinlich das Richtige ist — auch die nordamerikanischen Elche artlich mit den altweltlichen vereinigt, so gehört auch ein gewaltiger Teil Nordamerikas zum Verbreitungsbezirk

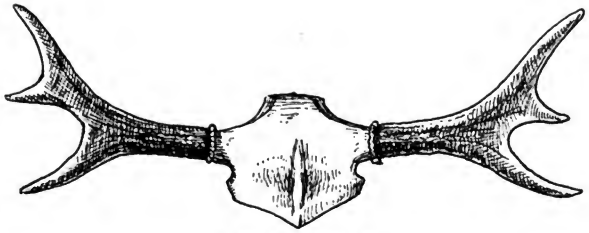
des Cervus alces. In Ostpreußen, das uns hier wohl am meisten interessiert, steht Elchwild außer in dem deswegen besonders bekannten Forstbezirk Jbenhorst in einem großen Gebiet um das Kurische Haff, im Samland, in Ratangen usw. Auch auf der Kurischen Nehrung hat sich Elchwild angefinden. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde der Stand in den ostpreussischen Revieren auf rund 300 Stück geschätzt; jetzt (1913) sind es gegen 600 Stück. Leider sind in vielen Gegenden die klimatischen Verhältnisse und die zahlreichen Überschwemmungen dem Wild gefährlich, so daß auf eine wesentliche Vermehrung des Standes an Elchen schwerlich gerechnet werden kann.

Lebensweise. Fortpflanzung. Jagd.

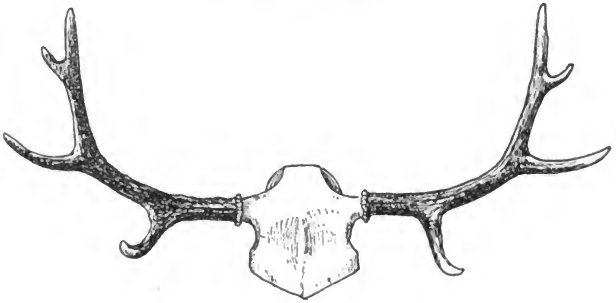
Durch seine Lebensweise ist das E. ein arger Forstschädling, da es bezüglich seiner Nahrung vorzugsweise auf Baumspflanzen angewiesen ist. Zweige und Rinde von Weiden, Erlen, Birken, Pappeln und anderen Laubbäumen, sowie von Kiefern, Lärchen usw. bilden einen Hauptbestandteil der Nahrung des E., wozu im Sommer noch Kräuter und Gräser, Wurzeln, Knollen, Pilze, junges Getreide usw. kommen. Als Stand werden sumpfige Niederungen bevorzugt, wo das Wild alles findet, was es braucht. In Skandinavien zieht es im Sommer, um der Mückenplage zu entgehen, in höhere und freiere Lagen im Gebirge. Trotz seiner plumpen, ungeschlachten Gestalt bewegt sich doch das E. in schwierigem Gelände mit großer Gewandtheit und beweist auf der Flucht eine außerordentliche Ausdauer. Es bewegt sich vorzugsweise tollend mit sehr weit ausholenden Schritten. Wenig bedeutend ist seine Fähigkeit zu hohen Fluchten, dagegen bewegt es sich vermöge der langen, weit spreizenden Schalen mit großer Sicherheit auf trügerischem Moor- und Sumpfgelände, ohne es jedoch immer vermeiden zu können, an ganz weichen Stellen einzusinken. Die Angabe, daß sich das E. an besonders gefährlichen Moorstellen auf die Seite lege und durch Schnellen mit den Läufen sich hinüberarbeite, scheint nicht zutreffend zu sein. Auf dem Eise gleitet es leicht



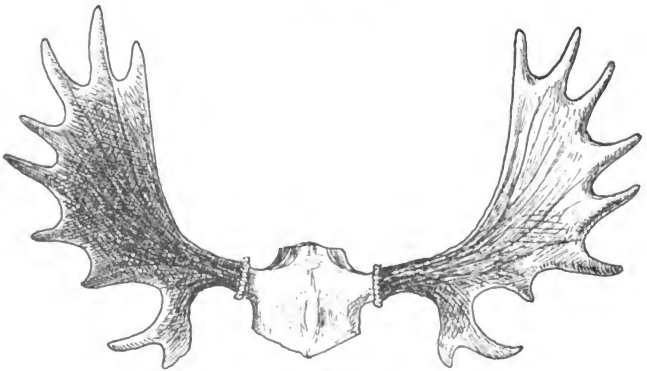
3. Elchspießer.



4. Angehender Weiskhanler.



5. Stangenich.



6. Kapitaler Weiskhanler.

aus, dagegen rinnt es gut und ausdauernd. Unter den Sinnen ist die Fähigkeit zu winden und zu vernehmen besonders hoch entwickelt, weniger die des Augens.

Im Gegenzug zu vielen anderen Cerviden steht das Elchwild fast nie in starken Rudeln, sondern meist einzeln oder in geringeren Trupps. Starke Schauler stehen fast immer allein, ausgenommen während der Brunstzeit, die in Ostpreußen Ende August beginnt, anderswo gegen Ende September. Sie verläuft im großen und ganzen ähnlich wie die des Rotwildes, doch treibt sich der Schauler nie ein starkes Rudel Mutterwild zusammen. Der Brunstschrei hat etwas Klagenes und Tremolierendes, nichts von der imposanten Wucht des Rothirsch-Orgelns. Das Elchtier geht 35 bis 36 Wochen beschlagen, so daß die Setzzeit in Ostpreußen Ende April bis Mitte Mai ist, in Rußland und Skandinavien etwa vier Wochen später. Alte, starke Tiere setzen bisweilen zwei Kälber, häufiger dürfte wohl nur eins gesetzt werden. Nach einigen Tagen folgt das anfangs sehr ungelente Kalb der Mutter, die es durch Schlagen

mit den Läufen nachdrücklich gegen Raubzeug verteidigt. Von Feinden aus der Zahl der Raubtiere stellen dem E. nur Wolf, Bär, Luchs und Bielfraß nach. Dagegen wird es im Sommer an seinen sumpfigen Standorten sehr von Insekten geplagt, außer von Mücken, Fliegen und Bremsen auch von einer besonderen Art von Nasenbremse, der *Cephenomyia ulrichi*. Auch die mehr lästige als schädliche Lausfliege (*Lipoptena cervi*) bewohnt oft zahlreich die Dede des E. Seuchen und Krankheiten, darunter auch der Milzbrand, haben wiederholt den Elchständen, auch den ostpreußischen, empfindlichen Schaden zugefügt. In der Gefangenschaft läßt sich Elchwild nicht eben leicht halten, da es unter ganz besonderen Bedingungen und Verhältnissen lebt. Einmal eingewöhnte, junge Stüde werden oft sehr zahm. Während früher Elchleder zu Kollern usw. viel gebraucht wurde, dient die Dede des erlegten Elches jetzt wohl meistens Liebhaberzwecken. Wildbret liefern die starken Stüde eine ansehnliche Menge, so daß Wilddiebe und Wasjäger dem seltenen Wilde von jeher eifrig nachgestellt haben.

Die Fährte des E. ist wegen der eigentümlichen Bildung seiner Schalen leicht erkennbar, zumal bei erwachsenen Stüden, bei denen schon die Dimensionen der einzelnen Tritte vor Verwechslung mit anderen Wildfährten schützen. Der Ballen an der Unterseite der Schalen ist außerordentlich lang und erstreckt sich bis fast an das Vorderende der langen, schmalen und spizen Unterseite der Schale, so daß der als Hohlbe bezeichnete Teil so gut wie ganz fehlt. In den Tritten fehlt daher auch der entsprechende erhabene Teil. Unterschiede in den Tritten von Schauler und Tier sind beim E. kaum bekannt, wie überhaupt die Fährtenkunde bei diesem Wilde nicht annähernd so hoch ausgebildet ist wie beim Rotwild.

Die Jagd wird bei uns meistens durch Anbütschen, seltener durch Anfahren oder auf dem Ansig betrieben und ist in vielen Revieren, wo das Elchwild durch die Hege vertraut geworden ist, nichts weniger als ein Kunststück. In den russischen Ostseeprovinzen schießt man das E. meistens im Treiben; in Skandinavien sucht man mit eigenen, spitzartig aussehenden Elchhunden das Wild auf, bzw. folgt einer frischen Fährte, bis das Benehmen des Hundes die Nähe des Wildes anzeigt, und sucht sich dann anzubütschen. Der Elch ist hart und verlangt einen guten Schuß, doch bewähren auch bei ihm die modernen Büchsen und Treibmittel ihre Leistungsfähigkeit. Der trant geschossene Schauler geht oft sehr weit und verursacht eine außerordentlich mühsame, anstrengende Nachsuche. Aufgebroschen wird



Schrant



7. Fährte eines starken Elchschaulers im Gehen (1/100 nat. Gr.)

der Elch wie das Rotwild, auch ist seine Verwendung dieselbe wie bei diesem.

Literatur: E. v. Rappert, Das Elchwild; A. Martenson, Der Elch; Dietrich aus dem Windell, Handbuch für Jäger, 3. Aufl.

Elch s. *Elchwild*.

Eleonorenfalle s. *Edelfalke* I, 5.

Elfenbeinmöwe s. *Mövenartige Vögel* II, 2.

Elf s. *Elchwild*.

Elfter s. *Rabenvögel* II.

Ende, alle mehr oder minder fingerförmigen Auswüchse an den Weisheiten oder Gehörnern. Am Hirschgeweih muß nach der alten Jägerregel ein E., wenn es gezählt werden soll, lang genug sein, um eine Hirschjängerkoppel oder eine Hornfessel halten zu können. Für die drei untersten E. am Edelhirschgeweih bedient man sich der Bezeichnung Sproß und sagt daher Augen-(Aug-), Eis- und Mittelsproß, nicht Augende usw. Gezählt werden jagdmäßig die E. beim Rothirsch und allenfalls beim Rehbock (dagegen nicht beim Elch- und Damshäuser), und zwar an beiden Stangen zusammen (Sechsender, Ahtender, Zehnder usw.). Fehlen an einer der beiden Stangen E., so verdoppelt man die E. derjenigen Stange, welche die meisten E. aufweist, und fügt die Bezeichnung „ungerade“ hinzu.

Enge. In der E. steht das Jagen, wenn das Wild schon sehr zusammengedrängt ist.

Engertlinge beim Wild, s. *Bremsenlarven*.

Englische Krankheit (Rhachitis) des Hundes. Die Krankheit ist durch anormales Wachstum und unvollständige Verknöcherung der Knochen gekennzeichnet. Sie tritt meist in den ersten Lebensmonaten auf und wird in erster Linie durch schlechteste Ernährung und unzumutbare Haltung verursacht. Die Krankheit entsetzt allmählich. Die jungen Hunde sind weniger lebhaft, liegen viel, ihr Gang ist wackelnd. Die Gelenke sind auf-

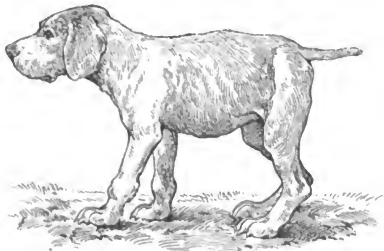
getrieben und schmerzhaft, die Rippen zeigen knotige Anschwellungen, die langen Röhrenknochen sind verkrümmt. In schweren Fällen sind die Tiere abgemagert und im Wachstum zurückgeblieben. Die Kost bestehe in Fleisch, Milch und weichen Kalbsknochen. Der Aufenthaltort sei reinlich; die Patienten müssen sich viel in freier Luft aufhalten. Mit dieser Behandlung kommt man der Regel nach aus, und die rhachitischen Veränderungen gehen meist innerhalb weniger Wochen vollständig zurück. Es muß jedoch berücksichtigt werden, daß starke rhachitische Veränderungen oft während des ganzen Lebens sichtbar bleiben.

Enslaven s. *Trennstücke*.

Enten (Anatidae), Familie aus der Ordnung der Zahn- oder Siebschnäbler (Lamellirostres), zu welchen außer den erstgenannten noch *Schwäne*, *Gänse* und *Säger* gehören. Bei den Mitgliedern der Familie der Enten ist der Schnabel vorn abgeflacht, an den Rändern mit Hornlamellen versehen, im allgemeinen mit einer weichen Haut bedeckt, die nur vorn eine etwas erhabene, meist ovale, deutlich abgegrenzte Stelle, den sog. Nagel, freiläßt. Der Kopf ist ganz befiedert, der Lauf kürzer als die Mittelsehe, vorn mit einer Reihe größerer Quertafeln besetzt. Die Vorderextremitäten sind durch vollständige Schwimmhäute miteinander verbunden.

Allgemeine Beschreibung.

Erpel und Ente in Farbe und z. T. auch Stärke meist abweichend voneinander. Die Enten mausern in der Regel nur einmal, die Erpel zweimal jährlich; erstere, wenn die Jungen flugbar sind, letztere, wenn die Enten brüten, und dann im Spätherbst. Die erste Mauser erstreckt sich bei beiden auf das ganze Gefieder, wobei ihnen die Schwingen nicht nach und nach, wie bei anderen Vögeln, sondern alle fast gleichzeitig ansfallen, so daß sie während dieser Zeit nicht aufstehen und streichen können, und sich ängstlich verdeckt halten müssen. Die zweite Mauser erstreckt sich nur auf das kleine Gefieder, nicht auf die Schwingen, und verläßt dem Erpel das Brachtleid, während sich die Ente wenig verändert. Die Enten streichen, wenngleich nicht gewandt, doch schnell, einige mit hörbarem Geräusch, so besonders die Stod- und die Schellente. Nur während der Reifezeit kümmert sich der Erpel um die Ente; sowie sie brüet, zieht er sich zurück, zumal dann seine Mauser beginnt. Klug und mit scharfen Sinnen begabt, lassen die Enten den Jäger schwer antommen.



Junger Hund mit Rhachitis.

Wenn die Gewässer zufrieren, ziehen sie fort in stärkeren Flügen und in einem unregelmäßigen Winkel, dessen Spitze ein Erpel zu führen pflegt, während beim paarweisen Flug die Ente stets vorn ist. Die E. sind Allesfresser; was nur irgend verdaulich ist und durch den Schlund gezwängt werden kann, muß hinunter, selbst große Frösche, an denen sie alsdann lange würgen. Sie durchschnattern den Schlamm nach allerlei Fressbarem und lassen das Unbrauchbare an den Schnabelseiten herausfallen. Die Enten machen starke Gelege, bis 16 Eier, brüten bald am Wasserstand, bald auf trockenem Boden in Dungen, wengleich in der Nähe kein Wasser ist, oder auch, wie die Stodenten, in verlassenen Raubvogelhorsten, auf Kopfwiden usw., aus denen sie die Jungen heraustragen oder diese sich herausfallen lassen. Sie rudern alle mit großer Gewandtheit, laufen aber infolge ihrer nach hinten gestellten Ruder ungeschickt und sprichwörtlich watschelnd; einige Arten tauchen geschickt und dauernd, wobei sie ihrer Nahrung nachgehen, andere nur im Notfall und nur mit dem halben Körper in senkrechter Stellung, oder, wie man weibmännisch sich ausdrückt: sie kürzen; diese heißen Schwimmenten, die anderen Tauchenten. Die Kenntnis der Enten ist insofern nicht leicht, als sie, wie schon erwähnt, nach Alter, Geschlecht und Jahreszeit recht verschiedene Kleider tragen, doch gibt zur Feststellung der Spiegel, d. h. ein bestimmter, auffallend gefärbter Teil der Mittelschwingen, bei den meisten Arten gute Merkmale an die Hand.

Die Enten bewohnen teils das Binnenland, teils die Meeresküsten. Die letzteren Arten fallen zur Zugzeit auch an größeren Gewässern im Binnenlande ein. Zahlreiche nordische Arten besuchen uns nur im Winter oder ziehen im Herbst und Frühjahr bei uns durch. Das Wildbret der Süßwasserenten ist sehr geschätzt, dagegen pflegen die Seeenten mehr oder minder trauig zu schmecken und erheischen, um genießbar zu werden, besonderer Kochkünste.

Während man sonst meistens zwei Gruppen von Enten unterschied, nämlich Schwimmenten und Tauchenten, pflegt man jetzt die letzteren in mehrere Gattungen zu zerlegen, was sicher berechtigt ist. - Wir haben hier die folgenden Gattungen als in Deutschland vorkommend zu behandeln: 1) Schwimmte (Anas) mit 7 Arten; 2) Tauchente (Nyroca) mit 7 Arten; 3) Trauerente (Oidemia) mit 2 Arten; 4) Schmudde (Cosmonetta) mit 2 Arten; 5) Eiderente (Somateria) mit 2 Arten; 6) Ruderente (Erismatura) mit einer Art; 7) Brandente (Tadorna) mit einer Art; 8) Kofente (Casarca) mit einer Art.

Weibmännische Ausdrücke.

Bei allen zur Niederjagd gehörenden Schwimmbögeln heißen die Füße Latzen oder Ruder, wenn sie ganze Schwimmhäute haben; Kette ist die aus Alten und Jungen bestehende Familie, wofür man hin und wieder auch Schoß sagt; verschiedene Ketten oder deren Überreste gefellig untereinander bilden einen Flug, starke Flügel eine Schaar. Die Männchen der E. heißen Erpel, die Weibchen Enten; die Paarungszeit Reijzeit.

1. Gattung: Schwimmte (Anas L.).

Schnabel von der Wurzel bis an die Spitze gleich breit (eine Ausnahme hiervon bildet nur die Köffelente); Stoß 14federig; Lauf kürzer als Mundspalte; der Schnabel verhältnismäßig lang. Gestalt schlant, Hinterzehe ohne herabhängenden Hautlappen, vierte

Zehe merklich kürzer als die dritte, Nagel der ersteren etwa zur Hälfte aus der Schwimmhaut herausragend; Lauf ungefähr so lang wie die Innenzehe ohne Nagel. Auf den Armschwingen ein besonderes, meist sehr lebhaft gefärbtes Feld, der sog. Spiegel, der bei den einzelnen Arten charakteristisch und gut zu deren Unterscheidung zu verwenden ist.

1) Stodente (Anas boschas L.; Wildente, März-, Spiegel-, Gras-, Moosente).



1. Ruder einer Schwimmte.

Beschreibung.

Länge 52,5 cm, Stoß 9, Schnabel 5,4, Mundspalte 6,3, Lauf 4 cm.

Spiegel blau mit grünlichem Metallschimmer, an der Ober- und Unterseite schwarz, hinten und vorn von weißen Binden eingefasst. Die Ente bedarf keiner Beschreibung, da sie der bräunlich gefärbten weiblichen Gansente zum Verwechseln ähnlich sieht; gleiches gilt von dem Erpel im Prachtkleide. Kopf und Oberhals schwarzgrün mit metallischem Schimmer, letzterer von einem weißen, hinten nicht geschlossenen Ring begrenzt; Kropf rotbraun, Unterseite aschgrau mit zahllosen, fein punktierten, schwarzen Wellenzichnungen; Ober Rücken dunkelbraun, weiß geschnitten, Unterrücken und Stößdecken schwarz mit grünlichem Schiller. Oberflügel und Handschwingen graubraun, ähnlich den etwas graueren Hinterschwingen, die Mittelschwingen enthalten den Spiegel. Die fast schwarzen Stoßfedern sind weiß umsäumt; bei alten Erpeln hind vier, bei jüngeren zwei schwarze Würselfedern ungepöpst und aufwärts gekrümmt, die sog. Erpel-

federn. Schnabel trüb gelblich-grau mit schwarzem Nagel, bei der Ente trüb gelbrötlich, an der Firkte dunkel; Ruder gelbrot, Iris dunkelbraun. Im Sommerkleid ähnelt der Erpel der Ente sehr, doch ist er mehr grau und dunkel auf dem Kropf, am Unterrücken und Bürgel schwärzlich; die Eipfelfedern sind nicht aufwärts gekrümmt. Die Zungen sind der Ente ganz ähnlich.

Verbreitung, Nistenhaft.

Die Stodente verbreitet sich in Europa von Scandinavien bis zu den Mittelmeerlandern und findet sich in Asien unter den gleichen Breiten; auch die gemäßigten Teile von Nordamerika bewohnt sie. Bei uns kommt die Stodente überall vor, wo sie Ruhe und Nahrung findet; Seen und Teiche mit Binsen und Röhricht zieht sie zwar vor, doch bewohnt sie auch Brüche, ist überhaupt nicht wählerisch.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Für viele unserer Gegenden ist die Stodente zwar Zugvogel, welcher durch Nahrungsmangel zum Fortstreichen gezwungen wird; doch wo sie irgend des Winters Härte ertragen zu können glaubt, bleibt sie, vorausgesetzt, daß nie zufrierende Gewässer vorhanden sind. Sie streicht dann von einem Tümpel zum anderen umher; die weiter nördlich wohnenden Stodenten ziehen im Oktober südwärts und kommen im Februar oder März wieder zurück. Auf dem Zuge streichen die Stodenten sehr hoch, gern bei Nacht und in einer schrägen Linie oder auch im Wintel, doch nicht so regelmäßig wie Gänse und Kraniche. Nach ihrer Rückkehr im Frühling beginnen die Enten bald zu reifen, was man an der lärmenden Aufregung und daran erkennt, daß hinter einer Ente mehrere Erpel, einer dicht hinter dem anderen, in einer Reihe herzichen (daher „Reihezeit“), beim Schwimmen mit dem Kopfe niden, gelegentlich übereinander herfallen, kämpfen und schließlich dem Begünstigten sein Recht überlassen, worauf sie sich zurückziehen und in kleinen Gesellschaften über ihr Witworum trösten. Die Ente macht ihr Gelege an verwachsenen Ufern, unter Bäume und Gesträuch, auf Kopsweiden, in Baumlöcher, selbst in Raubvogelhorste, und legt in der ersten Hälfte des April 6 bis 12, auch 14 Eier, welche olivengelblich oder -grünlich, auch manchmal bläulich aussehen, die Gestalt der Eier von zahmen Enten haben, durchschnittlich 58 : 44 mm groß sind und in etwa 26 Tagen ausgebrütet werden. Die Ente führt die Jungen nicht sogleich nach dem Wasser, was auch oft unmöglich ist, wenn sie mitten in trodenen Kieferwäldchen gebrütet hat, sondern wandert nur langsam ihm entgegen, unterwegs die Jungen zu Insektenfang und anderer Nahrungsaufnahme anweisend. Von den hoch gelegenen Nistplätzen

holt sie ihre Jungen im Schnabel herunter, viele fallen aber vor Ungeduld aus dem Neste, ohne sich indes besonderen Schaden zuzufügen. Ist das Schloß auf dem Boden vereint, so läuft es still davon dem Wasser zu und führt im Röhricht oder Binsengebüsch ein wenig bemerkbares Dasein, zumal die alte Ente ungemein klug und nachsam ist und die Jungen sich sehr folgjam auf den ersten Warnungslaut schnell wie die Mäuse brücken. Sie sind vielen Verfolgungen durch Misseth, Biesel, Wasserratten, besonders auch Raubvögel ausgesetzt, unter denen die Rohrweihe am gefährlichsten ist, die täglich die Röhrichte usw. abhucht. Auch größere Hechte schnappen manches Entenküden weg. Im Herbst bekommen die Jungen die ausgefärbten Kleider. Sobald sie besonnen und die Felle geräumt worden sind, fallen die Enten gern zur Nachlese der Körner auf ihnen ein, besonders auf Hafert- und Erbsenädern, ferner auf stehenden Gewässern, die viel Entengröße (Lemna L.) haben, nehmen später an Waldrändern oder unter einzeln stehenden Bäumen die Eicheln und Bucheln auf und mästen sich so zum Herbst hin ein ganz respectables Mänslein an. Können sie kleine Fische wegschnappen, so tun sie es gewiß; es kann dies aber nur der Zufall mit sich bringen, da die Stodente nicht tauchend schwimmt; sie kann also die Fische nur durch Annehmen des Fischlaichs schädigen und, da dieser nicht immer so leicht aufzufinden und zugänglich ist, nur unerheblich. Die Stimme ist der der zahmen Ente ganz gleich; im Jörn kräht sie die Federn und sperrt dabei den Schnabel so wunderbar weit auf wie kaum ein anderer Vogel, da ihr besondere Beweglichkeit des Oberkopfbels eigen ist.

2) *Schnatterente* (*Anas strepera* L., *Chaulasmas strepera* Gray; *Schnarrente*, *Weißspiegel*, *Nesselente*, *Mittelente*). Länge 47 bis 50 cm, Stoß 9, Schnabel 4 bis 4,9, Lauf 4 cm. Spiegel vorherrschend weiß oder halb weiß, halb grau; hinten und vorn dunkel gefärbt. Der Erpel im Prachtkleide hat rötlich-grauen Kopf und Hals mit feinen, dunklen Flecken; Oberücken und Schultern grau mit schwarzen Wellenzeichnungen; Unterrücken schwarzbraun, grau geschminkt, Bürgel und Stoßdecken ober- und unterseits samtschwarz; Flügeldecken und Stoß graubraun mit weißen Säumen; Kropf aschgrau, Brust- und Bauchmitte weiß. Die alten Erpel zeichnen sich durch intensive rostbraune Färbung und ein rotbraunes Feld auf den Flügeldecken sowie schwarzen Schnabel aus. Im Sommerkleide fehlt die schwarze Färbung der Stoßdecken, welche, wie die Gesamtfärbung, graubräunlich sind. Die Enten sind ähnlich gefärbt wie die Erpel im Sommer, doch sind

Wärzel und Stoßdeckfedern gelbbraunlich mit starker, dunkler Fledung. Sie ähneln im ganzen den Stockenten-Weibchen, von denen sie sich aber durch den grauweißen Spiegel leicht unterscheiden lassen. Der Schnabel ist schwarz, an den Seiten gelb; Ruder gelbrot, doch die Schwimnhäute dunkler, in der Jugend gelblicher. Die Schnatterente kommt von Island an durch ganz Europa, ferner in ganz Mittelasien und unter gleichen Breiten in Nordamerika vor. Sie brütet teils im Norden, aber auch in Südeuropa, nicht selten selbst im südlichsten Deutschland. Sie nistet wie die vorige; das Gelege besteht aus 8 bis 12 grünlich-weißen, 50 : 30 mm großen Eiern. Sie läßt ihre wie „Gääät“ oder „Käädträäd“ klingende Stimme häufig hören, woher sie den Namen „Schnatterente“ erhielt.

3) **Kridente** (*Anas crecca* L., *Querquedula crecca* Steph.; kleine Kridente, Kride, Grauentchen, Spiegelente, Sommerhalbente). Länge 32 bis 35 cm, Schnabel 3,6, Stoß 7, Lauf 3 bis 3,2 cm. Der goldgrüne Spiegel ist der prächtigste von allen Enten, vorn oberhalb mit rostbrauner Querbinde, unten weiß gefäumt; seine Oberseite beim Erpel schwarz, bei der Ente braun gefäumt, die Unterseite schwarz. Beim Erpel im Prachtkleide sind Kopf und halber Hals kastanienbraun, an den Kopfseiten vom Auge her ein glänzend grüner, oben und unten weißgelblich eingefasster Streif, Brust weinrötlich, dunkel gefleckt; Bauch schmutzigweiß, rötlich gewellt; Rücken, Brust und Kumpfseiten fein schwarz und hellgrau gebändert, die langen, schmalen Schulterfedern aschgrau mit schwarzem Längsstreif. Schwingen rötlich-braun; Stoß 16federig, dunkel aschgrau, zugespitzt, untere Stoßdecken schwarz. Die Enten sowohl als auch die Jungen haben die bekannte Färbung der zahmen Enten, jedoch mehr grau im Gesamton und mit den oben angegebenen Artzeichen; der Spiegel ist matter als beim Erpel, dennoch aber immer kennzeichnend; Schnabel grauschwarz, Ruder grau, Iris braun. Das Sommerkleid des Erpels ähnelt sehr dem Kleide der Ente. Verbreitung und Aufenthalt hat sie mit der Stockente gemein, nächst welcher die K. unsere häufigste Ente ist; sie fehlt aber in der Neuen Welt. Im Herbst erscheinen in unseren Küstländern zahllose Scharen von K. aus dem Norden und fallen in großer Menge den Vogelkoten zum Opfer. Lebensweise, Flug und Reizzeit gleichfalls wie die Stockente; Eier 8 bis 14 Stück, 47 : 32 mm groß, weißlich-gelbbraun, gleichhälftig. Sie ist weniger scheu, fliehet schnell und taucht beißend. Das Gelege steht im Schilf oder zwischen Schilf und Binsenbüscheln. Brütezeit 21 Tage. Das

Wildpret gilt für zarter als das der Stockente. Der Name Kridente rührt von dem Lokton des Erpels her, der wie „krit krit . . .“ klingt.

4) **Knäfente** (*Anas querquedula* L., *A. circa* L., *Querquedula circa* Bp.; Halbente, Schnärr-, Ripente, Schädente, Kernelle). Länge 35 bis 39 cm, Schnabel 3,9 bis 4,2, Stoß 7, Lauf 3,2 cm. Spiegel bläulich-grünbronzeglänzend, oben und unten weiß gefäumt. Beim Erpel sind Oberkopf und Nacken dunkelbraun, der übrige Kopf nebst Oberhals graurötlich, über dem Auge nach dem Nacken ein weißer Strich. Hauptfärbung der Oberseite dunkelbraun mit graubraunlichen Säumen; Schultern und Oberflügel aschblau mit dunklen Strichen; einige Schulterfedern sehr lang und schmal; Kropf gelbbraunlich, dunkel gewellt, Flanken weiß; Schenkel und untere Stoßdecke gelblich; Stoß dunkel aschgrau, 14federig. Die Ente hat die bekannte braungelbe Färbung der zahmen; im Sommerkleid ist ihr der Erpel gleich, jedoch an den Flügeldeckfedern aschblau. Die Knäfente ist im übrigen der vorigen sehr ähnlich; nicht selten, aber nicht so weit nach Norden verbreitet, streicht am schnellsten von allen Enten und lockt wie „Knäd knäd knäd“ oder „Knerreb, Knerreb“. Sie nistet im April, legt 9 bis 12 gelbgrünliche, 46 : 30 mm große Eier.

5) **Spießente** (*Anas acuta* L., *Dafila acuta* Leach, *A. longicauda* Briss.; langschwänzige, langhalsige Strichente, Spizente, große Mittelente, Spitzschwanz-, Schwalben-, Fasanente). Länge einschl. Stoß 66,5 bis 71 cm, Stoß 19, Schnabel 5, Lauf 5 cm. Die Ente ist 53 bis 58 cm lang. Spiegel des Erpels bronzegrün, oben und unten schwarz, vorn rostrot, hinten weiß gefäumt, daneben eine schwarze Querbinde. Der Spiegel der Ente bräunlich-gelb, vorn und hinten weiß gefäumt; Hals verhältnismäßig lang. Die mittleren Stoßfedern sehr lang und zugespitzt, besonders beim Erpel. Beim Erpel im Prachtkleide sind Kopf, Kehle und Oberhals braun mit schwarzen Punkten auf dem Scheitel; Nacken schwarz, mit weißem Abfaz; der untere Hals weiß; Oberseite weiß



2. Kopf des Spießerpels im Prachtkleide.

Der Spiegel der Ente bräunlich-gelb, vorn und hinten weiß gefäumt; Hals verhältnismäßig lang. Die mittleren Stoßfedern sehr lang und zugespitzt, besonders beim Erpel. Beim Erpel im Prachtkleide sind Kopf, Kehle und Oberhals braun mit schwarzen Punkten auf dem Scheitel; Nacken schwarz, mit weißem Abfaz; der untere Hals weiß; Oberseite weiß

und schwarz gewässert, die längsten Schulterfedern schwarz und weiß gestreift; Stoß grau; die um 8 cm verlängerten Mittelfedern schwarz; untere Stoßfedern schwarz. Brust und Bauch weiß mit feinen, bräunlichen Strichen, nach unten dunkel gewässert; über den Spitzen der Hinterschwingen eine gelbe Binde. Die Ente hat Kopf und Hals rostfarbig mit schwarzen Tüpfeln, Oberseite dunkelbraun mit gelblicher Fledung; die verlängerten mittleren Stoßfedern überragen die anderen nur wenig; Unterseite rostgelblich, bräunlich geschnitten. Schnabel bläulich, schmal, schwarz auf Fische und Nagel; Ruder grau, Iris braun. Die Spiegeente bewohnt den Norden der Alten und Neuen Welt; nistet in Europa mehr im Osten, aber auch in Deutschland hier und da auf großen Bruch- und Wasserflächen. Eier 8 bis 12 Stück, denen der Stockente ähnlich, 54 : 40 mm groß. Der Erpel lockt wie „Aan — Narud — ärrr“, die Ente „Gäaat“. Zu Ziehen hört man ein leises Fächeln; Flug hat sie mit der Stockente gemein.

6) Pfeifente (*Anas penelope* L., *Marca penelope* Steph.; Pfeifente, Rothals, Piepente, rotbrüstige Mittelente). Länge 46 bis 50 cm, Stoß 10, Schnabel 3 bis 4 cm, Lauf 3,7, Mittelfeder ohne Nagel 4,3 cm. Spiegel des Erpels dunkelgrün glänzend, ober- und unterseits tiefschwarz gesäumt, die nächste Feder hinter ihm außen weiß, oft mit schwarzem Saum; der der Ente ist dunkelgrau, weiß gesäumt, die hinterste Feder meist ganz weiß. Schnabel nach vorn verhältnismäßig kurz. Der Erpel im Prachtkleide hat Stirn und Scheitel gelblich-weiß, den übrigen Kopf und Oberhals rostrot, Kinn und Kehle fast schwarz,



3. Kopf des Pfeiferpels im Prachtkleide.

Unterhals und Kropf rötlich-grau, Oberhals, Schultern und Tragfedern aschblau mit feinen, gebrochenen, schwarzen Linien, die längsten Schulterfedern weiß, schwarz gesäumt, die übrige Oberseite grau-braun; Ruderfedern der

in der Färbung von dem typischen Kleide der weiblichen Schwimmenten ziemlich ab. Sie ist an Kopf, Oberhals und Kropf schwarzgrau und rostfarbig gefleckt, an der Oberseite düster braungrau, an Brust und Bauch weiß; Spiegel wie oben angegeben. Schnabel grünblau mit schwarzem Nagel; Ruder bläulich, Iris braun. Die Heimat der Pfeifente ist der Norden der Alten Welt von Island bis Kamtschatka, von wo sie im Spätherbst zahlreich, bei uns im Oktober, erscheint und im März heimwärts zieht. Einzelne Paare brüten bei uns. Sie streicht schnell, hat aber nicht den pfeifenden Flug der Stockente. Ihr Lockruf klingt wie „Wiwwi — wibwü“, dem ein schnarrender Ton folgt. Eier bläulich, auch gelblich, 51 : 37 mm groß. Flug wie bei der Stockente.

7) Vöfelente (*Anas clypeata* L., *Spatula clypeata* L.; Schildente, Spatelente, Breit Schnabel). Von manchen Ornithologen wegen des auffallend verbreiterten Schnabels in eine besondere Gattung gestellt. Auf alle Fälle ist sie an der Form des Schnabels leicht kenntlich. Länge 44 cm, Stoß 7, Schnabel 6,5, Lauf 3,5 cm. Der lebhaft hellgrün glänzende Spiegel ist vorderseits von einem breiten, hinterseits von schmalerem weißem Streifen gesäumt. Der Erpel im Prachtkleide hat dunkel metallgrünen Kopf und Hals; Oberhals schwarzbraun mit grauen Säumen, Schultern weiß, schwarz gefleckt; Unterhals und obere Stoßfedern glänzend schwarzgrün; die kleinen Flügeldecken bläulich, die großen fast schwarz mit weißen Spitzen; Handschwingen braun, Stoß weiß, die beiden Mittelfedern und die Außenfahnen der folgenden braun, nach dem Rande hin gefleckt; Brust weiß, Bauch rostbräunlich, an den Seiten weiß, untere Stoßfedern grünlich-schwarz. Die Ente ist der Stockente ganz ähnlich, doch soquick an dem auffallenden Schnabel zu erkennen; der Spiegel mattschwarz mit grünlichem Schimmer und unterseits weißem Saum; obere Flügeldecken aschgrau. Ruder gelbrot, Schnabel des Erpels grauschwarz, der Ente schmutzig-grünlich mit rotgelblichen Rändern, Iris gelb. Der Erpel ähnelt im Sommerkleide der Ente, doch ist er etwas dunkler und hat einen glänzenderen Spiegel. Die Zungen ähneln den Enten. Die L. hat eine weite Verbreitung in den gemäßigten Teilen der Alten und Neuen Welt; bei uns findet sie sich besonders in den Küstenländern, häufig ist sie als Brutvogel in Südosteuropa. Die 8 bis 14 Eier haben schmutzig-weißgelbliche Färbung und messen 50 bis 56 : 35 bis 37 mm. Die Flug der L. ist vorwiegend animalischer Natur.

II. Gattung: Tauchente (*Nyroca*).

Die Angehörigen dieser Gattung unterscheiden sich von den Schwimmenten erstens dadurch, daß die Hinterzehe einen häutigen Lappen besitzt, zweitens aber in ihrer Lebensweise darin, daß sie ebenso gut tauchen wie schwimmen



4. Ruder einer Tauchente.

und insolgebeissen ihre Aflung unter dem Wasser heraufzuholen vermögen, die daher auch mehr aus Fischen und anderen Wassertieren als aus Vegetabilien besteht. Ihre Ruder stehen, denen der Taucher ähnlich, mehr nach hinten, weshalb diese Enten sehr unbeholfen und aufgerichtet laufen; ihre Figur ist kürzer und gedrängener als die der Schwimmenten, der Rücken flacher, so daß er beim Schwimmen nur wenig über die Wasseroberfläche hervorragte.

1) Moorente (*Nyroca nyroca* [Güldenst.], *Anas leucophthalmos* Temm., *Fuligula leucophthalma* Reichw.; weißhäufige E., Kleiner Rothals, rotköpfige E.). Länge 37 cm, Stoß 5,2, Schnabel 4,8, Lauf 4, Mittelzehe 6 bis 6,5 cm. Der obere Teil des schmalen Spiegels weiß, der untere schwarzbraun; in den nur wenig gewölbten Schnabel tritt die Stirnbefiederung mit einer Spitze ein. Der Erpel im Prachtkleide, in dem die Oberkopfs- und Nackenfedern zu einer kurzen Hölle aufrichtbar sind, ist auf Kopf, Hals und Kropf braunrot mit weißem Kinnfled und einem schwarzbraunen Ring auf der Halsmitte; Oberseite bis zum Unterrücken schwarzbraun mit gelblichen Schwingen; dieser und die oberen Stoßbeden schwarz; Schwingen und Stoß schwarzbraun; der weiße Bauch geht nach hinten in Braun Schwarz über, untere Stoßbeden weiß, Schnabel blaugrau mit schwarzem Nagel; Ruder blaugrau, Schwimmhäute schwarz, Iris weiß. Im Sommer ähnelt der Erpel der Ente, welche braunen Kopf, graurötlichen Vorderhals, schwarzbraunen Ober Rücken und braunen Kopf und solche Tragfedern sowie grünlich-graubraune Flügel hat. Zwar ist die Moorente eine häufige Bewohnerin der Gewässer des südöstlichen Europa, doch auch in unserem Gebiete Brutvogel, besonders auf tiefen, dicht bewachsenen Teichen und Landseen. Nordwärts geht sie nur etwa bis Dänemark, südlich bewohnt sie Nordafrika, Arabien, Kleinasien usw. Ihr weißer Spiegel und die weißen Unterschlügel stehen lebhaft von dem düsteren Gefieder ab und kennzeichnen sie leicht. Eier graugelblich, kurz oval, etwa 52 : 38 mm groß.

2) Tafelente (*Nyroca ferina* [L.], *Fuligula ferina* Steph., *Anas ferina* L., *Aythya erythrocephala* Brehm; Rottkopf, Braunkopf, Rottkopffente). Länge 40 cm, Stoß 6,5, Schnabel 4,8, Lauf 4,2 cm, Mittelzehe 6,4 cm. Der Spiegel ist hell aschgrau. Beim alten Erpel im Hochzeitskleide sind Kopf und Oberhals rostrot, Ober Rücken schwarz, Unterrücken, Schultern und Flügelbeden hellgrau mit dunklen Zickzackzeichnungen; Schwingen und Stoß braun; Kopf und Brust schwarz, Brust, Bauch und Tragfedern grau mit nach der Mitte zu verschwindenden Zickzack; Steiß und untere Stoßbeden schwarz; Schnabel graublau, an Wurzel und Nagel schwarz, Lauf und Zehen blaugrau, Schwimmhäute fast schwarz, Iris gelbrot. Nach der Mauser sind Kopf und Hals brauner, vor dem Auge weißlich, die obere Vorderseite schwarzbraun mit gelblichen Säumen; Brust weiß und grau gefleckt; Oberseite schiefergrau. Die Ente ist zwar dem Erpel im lehteren Kleide ähnlich, doch vorherrschend brauner, so auch am Kopfe. Die Tafelente ist bei uns Brutvogel, besonders im östlichen Deutschland, überwintert auch unter günstigen Verhältnissen und verlängert als Tauchente größere, tiefe Gewässer. Nördlich geht sie nicht weit, fehlt z. B. auf Island, häufig ist sie in Südosteuropa und im angrenzenden Asien. Im Oktober und März ziehen die im Norden brütenden E. in großen, aber wenig geordneten Flügen bei uns durch. 8 bis 10 Eier, vorherrschend grünlich-grau, 55 : 31 mm groß. Aflung vorwiegend pflanzlich, daher ist das Wildbret der E. wohlgeschmiedender als das der anderen Tauchenten.



5. Kopf des Tafelerpels im Prachtkleide.

3) Kolbeneute (*Nyroca rufina* [Pall.], *Fuligula rufina* Steph.; Rottkopffente, rotköpfige Saubente, Gelbschopf, Bismatente). Spiegel weißgrau, an der Unter- und Hinterseite mehr grau. Länge 50 bis 60 cm, Stoß 7, Schnabel 5, Lauf 4,5 cm. Der Erpel im Prachtkleide trägt eine Federhülle aus den verlängerten Federn des Oberkopfes und Nackens. Kopf und Oberhals rostrot, auf dem Scheitel gelblich; ein schmaler Nackenstreifen, Unterhals und die Brust kohlenschwarz; Ober-

seite graurötlich mit je einem weißen Schulterfleck; Würzel und obere Stoßbeden schwarzbraun, die obersten Flügelbeden weiß, die übrigen graubraun; Außensahnen und Spitzen der Handschwingen braun, Innensahnen weiß; Armschwingen grau mit braunen Spitzen, die hintersten grau; Stoß braun mit hellem Saum; Unterbrust, Bauch und untere Flügelbeden schwarzbraun, an den Seiten weiß. Das Sommerkleid des Erpels ist ähnlich wie das eben beschriebene, aber in allen Teilen matter gefärbt. Die Ente ist auf der Oberseite duster braun, Oberkopf rotbraun mit kleinerer Federhülle; Würzel mattschwarz, obere Stoßbeden braun mit hellen Kanten, Kopfseiten und Kehle aschgrau, Hals und Brust bis zum Bauche braungelb, dieser grau, nach dem Steiß hin weiß, von einer grauen Binde begrenzt. Die Schwungfedern mit viel Weiß, das am ausgebreiteten Flügel sehr auffällt. Der Schnabel des Erpels ist karminrot, Lauf und Behen rötlich-braun, Schwimmhäute schwärzlich, Iris braunrot; der Schnabel der Ente ist bräunlicher, die Schwimmhäute ziehen ins Gelbliche. Die Kolbenente bewohnt zur Hauptflache das mittlere Asien, Südost- und Südeuropa, hat auch in einigen Gegenden bei uns gebrütet, gehört aber im allgemeinen in Deutschland selbst auf dem Zuge zu den seltenen Erscheinungen. Sie legt 6 bis 10 grünlige Eier von 58 : 41 mm Größe.

4) *Vergente* (*Nyroca marila* [L.], *Fuligula marila* Steph., *Aythya marila* Bonap.; isländische Moorente). Länge 44 bis 47 cm, Stoß 5,8, Schnabel 4,4, Lauf 3,7 cm. Spiegel weiß mit breiter, schwarzer Endbinde, Kopf glatt. Der Erpel im Prachtkleid ist auf Kopf und Hals tief schwarzgrün, welche Färbung hinten in einem Winkel absetzt; der weißgraue Ober Rücken hat dichte, schwarze Wellenzeichnungen; Unterrücken, obere und untere Stoßbeden schwarz; Handschwingen und Stoß schwarzbraun; Brust weiß, auf dem braungrauen Bauch helle Kanten; Schnabel und Läufe bleifarbig; Schwimmhäute grauschwarz; Iris hellgelb. Im Sommer zeigt der Erpel dunkelbraunen Kopf und Hals mit schmalen, weißem Band um die Schnabelwurzel und mattem Ohrfleck; Brust weiß, Rücken und Flügel dunkelbraun, fein weißlich und gelblich gewellt und gefleckt. Die Ente ist ziemlich einfarbig braun, doch neben dem weißen Spiegel an je einem gelblich-weißen Fleck an der Schnabelwurzel kenntlich, die Brust ist trübweiß. Die V. ist häufiger Brutvogel im Norden von Europa und Asien, kommt auch bei uns an den Ostseeküsten, in Pommern, Brandenburg und anderen Gegenden vor. Gemein ist sie zur Zugzeit besonders

an den Meeresküsten und verbreitet sich in starken Flügen bis in das südliche Europa. Das Gelege besteht aus 8 bis 10 ziemlich gestreckten Eiern, welche matt grünlich oder gelblich aussehen und denen der vorigen Art auch in der Größe ähnlich sind.

5) *Reihereente* (*Nyroca fuligula* [L.], *Fuligula cristata* Steph., *Anas fuligula* L.; Reihertauchente, Haubenente, Zopfente, Schwarztopf). Länge 38 cm, Stoß 5,3, Schnabel 4,2, Lauf 3,5, Mittelzehe mit Nagel 6,2 cm. Spiegel weiß, unterseits mit schwarzbrauner Einfassung; im Genick ein herabhängender Federbusch. Der Erpel im Prachtkleid hat schwarzen Kopf, Hals und Schopf mit blaurötlichem Metallglanz; die ganze Rückenfläche der Stoßbeden, schwarzbraun, auf der Rückenmitte und den Schultern weiß gestrichelt; Schwingen und Stoß schwarz, hell gesäumt; Brust schwarz, Bauch weiß, nach dem Stoß hin grauschwarz; die braunen Flügelbeden mit goldenem Metallglanz; Schnabel graublau, Nagel schwarz, Kuber graublau mit dunklen Schwimmhäuten, Iris hochgelb. Die Ente ist duster gefärbt, sonst dem Erpel ähnlich, hat jedoch einen viel kürzeren Schopf, eine mattschwarze Färbung auf der Oberseite und gelbliche Punkte statt der weißen, kurzen Striche des Erpels; auf den schwarzbraunen Seiten und der Brust große, rotbräunliche Flecke; Bauch unrein rötlich-weiß; der schief stehende Spiegel wie beim Erpel weiß, aber erheblich kleiner; Schnabel und Kuber mehr braun als bläulich; schwefelgelbe Iris. Die Jungen ähneln der Ente, haben aber nur schwache Andeutung eines Schopfes. Die Heimat der Reihereente ist zwar der Norden der Alten Welt, doch brütet sie auch bei uns nicht gerade selten an Binnengewässern und Seebuchten, besonders im Osten unseres Vaterlandes. Sie legt im Mai und Juni höchstens 12 Eier, welche blaß olivengrün, etwas glänzend und 57 : 41 mm groß sind. Sie taucht viel und ruft wie „Kort, Kort“, der Erpel zur Reihzeit wie „Goiä“.

6) *Schellente* (*Nyroca clangula* [L.], *Clangula glaucion* Boie, *Anas clangula*, *Anas glaucion* L., *Anas hyemalis* Pall.; Schell-



6. Kopf des Reihereerpels im Prachtkleide.

tauchente, Quakente, Dickkopf, Brillenente). Länge 45 bis 48 cm, Stoß 8,3, Schnabel 3,6, Lauf 3,8 cm. Spiegel weiß, bei den Enten mit grauen Querstrichen. Der Kopf des Erpels ist tief metallisch schwarzgrün, mit etwas verlängerten Ober- und Hinterkopffedern; vor dem Schnabel je ein großer, runder, weißer Fleck (daher „Brillenente“); Oberseite nebst Stoß tiefschwarz, ebenso die Flügelränder, Schwingen schwarzbraun, alles übrige weiß, so auch die langen Schulterfedern, doch mit schwarzen Längsstrichen, und die hinteren Tragfedern mit schwarzen Querbinden. Schnabel schwärzlich, Ruder gelblich, Schwimmhäute schiefergrau, Iris gelblich. Im Sommer hat der Erpel dunkelbraunen Kopf ohne weißen Fleck, Rücken und Kumpfsseiten grau, Unterseite weiß. Die Ente hat braunen Kopf, etwas hellere, braune Oberseite und graue Vorderseite, unterwärts mit grauweißen, breiten Säumen, gelegentlich vor dem Schnabel je einen gelblich-weißen Fleck. Spiegel grauweiß, Iris gelblich-weiß, Schnabel und Ruder ähnlich denen des Erpels. Die Schellente ist ein bis in die Eisregion hinan gehender nördlicher Vogel, der sowohl die Alte als auch die Neue Welt bewohnt; sie brütet zwar gelegentlich in unseren nördlichen Gegenden, und zwar meist in Baumhöhlen, erscheint aber vorzugsweise zur Zugzeit in starken Flügen, wird in den Entenfängen zahlreich gefangen und dann weit ins Binnenland hinein verkauft, in Berlin, Stettin usw. zu Tausenden. Die Sch. legt 10 bis 18 Eier, welche bauchig, grünlich und 60 : 43 mm groß sind. Sie brütet gern in hohen Bäumen. Auffällig ist die Zuneigung der Sch. zum kleinen Säuger, mit dem sie sich gern vergesellschaftet. Man kennt sogar Vastarde beider Vögel.

7) **Eisente** (*Nyroca hiemalis* [L.], *Harlelda glacialis* Leach, *Anas glacialis*, *hiemalis*, *torquata* L., *Clangula glacialis* Boie; Eisstauchente, isländische Spießente, Langschwanz, Eisschellente, Schwanzente, Spitzschwanz, Klashanit). Länge des Erpels 55 cm einschl. der 24 cm langen, mittleren Stoßfedern, Schnabel 3,9 cm; bei der Ente sind die Stoßfedern und daher auch die Gesamtlänge wesentlich geringer. Der rötlich-braune Spiegel tritt nur wenig hervor.

Beim Erpel im Prachtleibe sind Kopf und Hals weiß, diese Färbung in einer Spitze in den Rücken hineinragend; um die Augen zimtfarbig, an den Halsseiten abwärts je

ein brauner Längsstreifen; Brust schwarzbraun, die Oberseite braun, auf welcher Färbung die weißen Schulterfedern zweilange Längsstreifen bilden; die übrige Färbung weiß. Schnabel an Wurzel und Spitze schwarz, inmitten rot; Ruder dunkel graublau, Iris braun. Der Erpel im Sommerkleid ist vorherrschend erdbraun mit gelblichen Säumen, vom Bauch abwärts weißlich. Die Ente ist auf der ganzen Rücken- und Brustseite braun, auf den Schultern mit helleren Säumen; Oberkopf braun, Kopf- und Halsseiten grauweiß, Kopf braun, Unterseite weiß. Schnabel und Ruder graublau. Ihr Stoß ist nach der Mitte nur leicht zugespitzt, die mittleren Federn kaum verlängert. Die Eisente gehört dem höchsten Norden der Alten und Neuen Welt an, von wo sie gegen den November hin in ungeheurer Zahl an den deutschen Küsten erscheint und selbst Stromauf geht, doch nicht weit ins Binnenland. Ihr Ruf klingt wie „Klshanit“, mit dem Ton auf der letzten Silbe. Sie legt 8 bis 10 Eier, welche 51 : 36 mm groß, meist gestreckt und graugrünlich oder bräunlich sind.

III. Gattung: Trauerente (*Oidemia Flem.*).

Die fast gänzlich schwarze, stets sehr dunkle Färbung hat ihr den bezeichnenden Namen L. verschafft. Schnabel an der Wurzel mit Höcker, der Nagel von gleicher Breite mit dem Schnabel und ebenso lang wie breit. Die Stirnbefiederung erstreckt sich in sanfter Abrundung auf den Schnabel. Stoß 14 federig; Fehen und Schwimmhäute sehr lang. Hinterzehe mit Hautlappen.

1) **Trauerente** (*Oidemia nigra* [L.], *Anas nigra* L.; schwarze Seeente, Moorente, Habenente). Länge des Erpels 45 bis 47 cm, Stoß 9, Schnabel 4,8, Lauf 4,2, Mittelzehe mit Nagel 7 cm. Die Ente 5 cm kürzer. Um die Nasenlöcher ein roter Fleck, im übrigen der ganze Vogel samt schwarz, stellenweise mit rötlichem Metallglanz. Bei der Ente ist die Färbung bräunlich, auf Kopfseiten, Kehle und Hinterleib trübweiß, auf letzterem mit dunklen Flecken. Schnabelhöcker sehr schwach. Die jungen Vögel haben keinen Schnabelhöcker. Der Spiegel tritt in keinem Kleide hervor. Ruder schiefergrau; Schwimmhäute schwarz; Iris braungelblich. Die Trauerente ist ein hochnordischer Brutvogel, der aber zum Spätherbst in starken Scharen an den holländischen und deutschen Küsten erscheint, doch das Salzwasser selten verläßt, überhaupt sich nur zur Brütezeit auf dem Lande sehen läßt. Das Geleze besteht aus 8 bis 10 Eiern, 61 : 41 mm groß, gelbrötlich. Die Stimme der L. klingt wie „Krat-läl“ oder auch wie „Me-re-re“.

2) **Saunte** (*Oidemia fusca* [L.], *Anas fusca* L.; Saunttauchente, Saunttrauer-



7. Kopf des Fiberpels im Prachtleibe.

ente, Turpane). Länge des Erpels 55 bis 58 cm, Stoß 8,5, Schnabel 6,6, Lauf 4,6, Mittelzehe samt Nagel 7,5 cm. Die Ente ist einige Zentimeter schwächer. Die Färbung des Erpels im Prachtleid ist samtlichwarz; Spiegel reinweiß; am Auge hinterwärts ein zugespitztes weißes Fleckchen. Schnabelhöcker schwarz; Schnabel hochrot mit schwarzem Rand; Ruder hochrot, Schwimnhäute dunkelgrau. Nach der Mauser ist die Färbung mehr bräunlich, die Brust weißlich mit undeutlichen Flecken, zwischen Auge und Schnabel sowie hinter dem Ohr je ein weißer Fleck; Schnabel schwarzgrau, Ruder mehr gelb als rot. Die Ente ist gelbbraun, die weiße Fledung am Kopf größer, der Spiegel wie beim Erpel weiß. Die E. ist im Polarkreis heimlich, fällt aber zur Zugzeit nicht selten auf Seen und Teichen bei uns ein. Das Gelege besteht aus 8 bis 10 Eiern, welche 70 : 46 mm groß, bräunlich-gelb, glänzend und etwas bauchig sind. Die Stimme der E. klingt wie „kraa-kraa“.

IV. Gattung: Schwammente (Cosmonetta).

Den Tauchenten (Nyroca) verwannt, wie diese mit Hautlappen an der Hinterzehe. Gestalt schlank und zierlich, ebenso der Schnabel; Nagel undeutlich, ungefähr so breit wie der Schnabel vorn, Spiegel unscheinbar.

1) *K r a g e n e n t e* (Cosmonetta histronica [L.], *Harlelda histronica* Keys. et Blas., *Anas histronica* L., *Stromente*, *Parlekinente*). Länge 43 cm, Stoß 9, Schnabel 2,6, Lauf 3 cm. Der Erpel ist sehr buntschneidig, zur Hauptsache bläulich schiefergrau mit auffallender weißer Zeichnung an Kopf und Hals, einem rotgelben Streif am Kopf und rostroten Rumpfsseiten; Spiegel dunkelviolet, hinter ihm ein weißer Streifen. Schnabel und Ruder grau-grünlich. Iris braun. Die Ente ist im allgemeinen düster bräunlich, unten undeutlich gefleckt, Brust etwas heller, Spiegel bräunlich, kaum unterscheidbar. An den Kopfseiten drei weißliche Flecke. Eine schwache, zierliche Ente, die an dem düsteren Spiegel und dem sehr zierlichen Schnabel kenntlich ist, übrigens nur höchst selten im Winter bei uns gefunden wird. Sie ist ein hochnordischer Vogel, der in Island, Grönland und Nordibirien brütet.

2) *S c h e d e n t e* (Cosmonetta stelleri [Pall.], *Anas dispar* Gmel., *Somateria stelleri* Jard.). Länge etwa 45 cm, Schnabel 3,8, Lauf 4 cm. Erpel sehr buntschneidig. Kopf zur Hauptsache weiß mit rüdem, grünlichem Fleck zwischen Schnabel und Auge und ebensolchem Hinterkopf; Unterseite lebhaft rostrotlich; Spiegel violett-schwarz, unten weiß eingefasst, übrige Oberseite weiß und blauschwarz gefleckt. Die Ente ist düster braun, dunkler geschleht und gebändert, Spiegel tiefbraun, nach hinten violett-schwarz, oben und unten

weiß eingefasst. Diese bei uns sehr selten vorkommende Entenart bewohnt die Küsten Nordasiens, Finnlands und des nördlichen Norwegens.

V. Gattung: Eiderente (Somateria Leach).

An den Schnabelseiten tritt die Befiederung in einer spitzen Schneppe bis an die Nasenlöcher vor; Nagel so breit wie die Schnabelspitze. Die Färbung der Erpel zur Hauptsache aus Schwarz und Weiß zusammengesetzt, die Enten braun und schwarz gezeichnet, ähnlich etwa der Stockente. Alle Arten sind Meeresvögel, die nur zufällig in das Binnenland geraten.

1) *E i d e r e n t e* (Somateria mollissima [L.], *Anas mollissima* L.; Eidergans, Eidervogel). Die seitlichen Gefieder-schneppen am Oberschnabel ragen weiter nach vorn als die Schneppe auf dem Schnabelrücken. Länge 56 bis 60 cm, Stoß 8,2, Schnabel 7, Lauf 4,7, Mittelzehe ohne Nagel 6,5 cm. Beim Erpel im Prachtleid ist der Oberkopf glänzend



8. Kopf des Eidererpels im Prachtleide.

glänzend schwarz, in der Mitte weiß, Hinterkopf gelblich-grün; um das Ohr gelblich-grün, der übrige Teil des Kopfes, Hals, Kropf, Rücken, Schultern und die sichelförmig vortwärts gerichteten Hinter-schwüngen sowie je ein Fleck an den Bürgelseiten weiß, der übrige Teil des Körpers braunschwarz, wotaus der dunkelbraune Spiegel wenig hervortritt. Schnabel gelbgrünlich, Ruder bräunlich-gelb; Iris gelblich. Die Ente ist gelbbraun mit dunklen Längs- und halbmondförmigen Querflecken. Ihr brauner Spiegel ist vorn und hinten weiß gesäumt. Die Eiderente bewohnt den hohen Norden beider Hemisphären und geht als Brutvogel nur selten südlicher als bis zu den Hebriden; ihr südlichster Brutplatz ist die Nordspitze von Spitz. „Das Nest“, sagt Friderich, „ist eine kunstlose Unterlage aus Tang, Gras und Moos, welche das Weibchen mit einer großen Menge Dunen ausfüllt, die es sich selbst ausrußt. Diese Dunenunterlage ist so tief, daß es beim Brüten eigentlich in Federn steckt und beim Ausliegen nach Futter die Eier damit bedecken kann. Die erste Brut findet man Ende Mai oder im Juni; sie enthält meistens 4 bis 5, aber auch 6 bis 9 Eier, welche öfters eine auffallend in die Länge gezogene Form haben. Sie sind im Durchschnitt 79 : 54 mm groß, die Brutzeit dauert vier Wochen; die Farbe der Eier ist ein blasses Blaugrün, bald bräunlicher, bald grünlicher.“

Die E. nisten niemals an süßen Wassern, sondern immer angehts des Meeres, an der offenen Küste oder in Buchten im höchsten Norden von Europa, Asien und Amerika, häufig auf Grönland und Island. Selten behalten sie die erste Brut, denn nicht nur der Eier wegen, sondern namentlich wegen des garten Flaums, der ein kostbarer Handelsartikel ist, werden die Küster von den Einwohnern aufgesucht und ihres Inhalts beraubt. Die Isländer verpflanzen diese Vögel auf eigene kleine, für sie passende Inseln, auf welchen sie so zahm werden, daß sie an die Häuser bauen und die Einwohner wie unter dem Hofgeflügel unter ihnen umhergehen; doch müssen Hunde usw. während der Brütezeit ferngehalten werden. Die Norweger machen es auf ähnliche Weise, sie richten ihnen die Nistplätze zu, nehmen dafür die Dunen und gewinnen auf diese Weise mehrere hundert Pfund. Die Inseln oder Holme, worauf diese und andere Seevögel gewöhnt sind ihre Eier zu legen, werden dort Agge-De genannt und machen den Meierhof, zu welchem sie gehören, weit wertvoller. Da nun die erste Brut so gestört wird, so machen sie eine zweite mit drei, im abermaligen Störungsfall noch eine dritte Brut mit zwei oder nur einem Ei; nimmt man ihnen auch noch die dritte Brut, so wird diese Habucht dadurch bestraft, daß sie einen solchen unheilvollen Ort gänzlich verlassen.“ Ihre Stimme klingt wie „Drr“ oder „Korr“. Daß die Eiderenten bei ihrem dichten Gefieder einen derben Schuß verlangen, ist selbstverständlich.

2) *Brachteiderente* (*Somateria spectabilis* [L.]; Königs-eiderente, Brachtente). Seitliche Federschnepfen des Oberschnabels nicht so weit nach vorn ragend wie die Schneppe auf dem Schnabelrücken. Länge etwas geringer als bei der vorigen Art; Schnabel an der Wurzel aufgetrieben. Beim Erpel im Pracht ist der Oberkopf aschgrau, unter dem Auge ein hellgrüner Fleck; Oberhals, Ober Rücken, ein großes Flügelfeld und ein Fleck seitlich am Bürgel weiß, alles übrige schwarz, auch die Eichelfedern. Schnabel rot, Ruder bräunlich-rot. Ente entenweibchenfarbig mit fast ganz schwarzgrauem Schnabel. Heimat im hohen Norden, bei uns höchst selten als Wintergast an den Küsten. Lebensweise ähnlich wie bei der vorigen Art.

VI. Gattung: *Ruberente* (*Erismatura*).

Besonders gekennzeichnet durch den eigentümlichen Stoß, der aus schmalen Federn mit auffallend starken, elastischen Schäften besteht. Hintergehe wie bei den Tauchenten mit herabhängendem Hautlappen. Der kurze Nagel an der Schnabelspitze bildet eine Art von Haken. Erpel und Enten fast gleich gefärbt.

1) *Ruberente* (*Erismatura leucocephala* Scop.; Scharbenente). Allgemeine Merkmale wie oben. Länge reichlich 40, Stoß 10, Schnabel 5, Lauf 4 cm. Beim Erpel im Prachtkleide ist der ganze Kopf weiß mit schwarzer Platte; unterhalb des Kopfes ein schwarzes Halsband. Hals, Kopf und Brustseiten rostrot mit zahlreichen dunklen Querstreifen, Oberseite und Rumpfsseiten auf braungelbem Grunde fein dunkel quergewellt. Spiegel nicht ausgebildet. Beim



9. Kopf des *Ruberentels* im Prachtkleide.

Erpel im Sommer, ferner bei Enten und Jungen ist der Kopf größtenteils dunkelbraun, seine untere Partie und ein Streif an den Kopfseiten weißlich, das übrige Gefieder ähnlich wie oben geschildert, nur matter. Schnabel graublau, an der Stirn etwas aufgetrieben. Ruder rötlich-grau mit dunkleren Schwimmbhäuten. Heimat Südosteuropa, Nordafrika, Mittelasien; bei uns vereinzelt beobachtet.

VII. Gattung: *Brandente* (*Tadorna*).

Schnabel nach der Spitze schaufelförmig verbreitert, an der Wurzel mit aufgedunsenem Höder, im Profil bogig aufgeschwungen, mit schmalen Nagel, der kaum $\frac{1}{4}$ der Schnabelbreite beträgt; Lauf länger als bei den anderen Enten, mehr als bei den Gänsen, zu denen diese und die folgende Gattung einen Übergang bilden. Erpel und Enten in der Färbung wenig verschieden.

1) *Brandente* (*Tadorna tadorna* [L.], *Anas tadorna* L., *Vulpanser tadorna* Keys. et Blas.; Erd-, Berg-, Fuchsende, Brandgans, Fuchsgans). Allgemeine Merkmale wie oben angegeben. Länge 58 cm, Schnabel 4,5, Stoß 8, Lauf 4,8 cm. Spiegel fastgrün mit Purpurfächer, am Hinterrand rostrot. Der Erpel im Prachtkleide ist auf Kopf und Oberhals dunkel metallgrün, Unterhals bis an den Rücken reinweiß, der letztere rostrot, die Schultern schwarz. Auf der Brust ein rostrotes Schild, dessen Mitte, wie die des Bauches, schwarz; Tragfedern weiß, wie auch die obere Flügelbede, Handschwingen schwarz; Stoß weiß mit schwarzem Saum. Die Enten sind ähnlich, aber trüber und matter gefärbt; Schnabel hochrot, der Höder braunrot, Ruder gelbrötlich, Iris braun. Die Jungen sind auf Kopf, Nacken und Rücken dunkel graubraun, das rotbraune Brustschild fehlt; Unterseite weiß mit braunen Flecken auf den Seiten. Die Brandente brütet in Nord- und Mittelasien, bei uns auf den Nordsee-Inseln und an den Meeresküsten, und zwar in Erdhöhlen, die sie sich selbst ausscharrt,

oder in Fuchs-, Dachs- oder Kaninchenbauen, wo sie dann merkwürdigerweise gänzlich unbehelligt bleibt; auch in hohlen Bäumen



10. Branderpel im Brautkleide.

nistet sie gelegentlich, nur ausnahmsweise in dichtem Gestrüpp. Ihre 8 bis 14 Eier sind gelblich-grün und 68 : 50 mm groß. Sie lockt wie „Quakwatwatwat“, der Erpel: „Korr korr“. In Aktion und Flug unterscheidet sie sich wenig von den anderen Enten.

VIII. Gattung: *Rosente* (Casarca).

Im allgemeinen der vorigen Gattung ähnlich, aber der Schnabel schlank und zierlich, an der Wurzel nicht aufgetrieben, vorn nicht verbreitert.

1) *Rosente* (Casarca casarca [L.], *Vulpanser rutula* Keys. et Blas., *Anas rutula* Pall.; rote Höhlenente, rote Pfeifente, persische E.). Länge 68 cm, Stoß 11,5, Schnabel 4,2, Lauf 6 cm. Spiegel metallgrün, auf den Flügeldecken ein großes, weißes Schild. Kopf weiß mit rostlichem Anflug, Hals hell rostfarben, den letzteren begrenzt ein dunkler Ring; Schwingen und Stoß schwarz, die übrige Färbung lebhaft rostrot. Der gerade Schnabel nur an der Spitze etwas aufwärts gewölbt, schwarz; Ruder graubraun; die Flügel schneiden mit dem Stoßende ab. Im übrigen ist sie der vorigen ähnlich, auch Höhlenbrüterin. Ihre Heimat bilden Südeuropa, Nordafrika und Westasien; bei uns wird sie höchst selten angetroffen. Mehr als 8 Eier pflegt sie nicht zu legen; diese ähneln denen der Brandente.

Jagd.

Die Entenjagd gehört zu den anziehendsten Berrichtungen des Jägers, vorausgesetzt, daß Ruhe, Ordnung und Umsicht bei ihr obwalten, andernfalls kann sie unglückliche

Ereignisse nach sich ziehen. Leider gehört aber die Entenjagd insolge zahlreicher Meliorationen der Sümpfe und Brücher, Senkung des Wasserpiegels größerer und kleinerer Seen, vermehrter Wegnahme der Eier, namentlich in neuester Zeit, wo die Pflege der Fischerei einen so unerwarteten Aufschwung genommen hat und der freilich oft übergroße Eifer die Vertilgung ihrer Feinde anstrebt, zu den in Abnahme begriffenen Jagden.

Die interessanteste und ergiebigste Jagd ist die Treibjagd, wenn die Jungen schon etwas flugbar und sich wohl zu heben, aber noch nicht abzustreichen imstande sind, was, je nach der Bitterung, im Juni oder Juli der Fall ist. Kennt man die Örtlichkeiten, wo Schofe liegen, so läßt man 14 Tage vor der Jagd 1½ bis 2 m breite Schneisen quer durch das Schilf usw. hauen, auf welchen die von den Hunden und den sie führenden Jägern vorwärts gebrängten Enten zu Schuß kommen. Es ist notwendig, daß bis zur Jagd das auf den Schneisen abgemähte Schilf wieder etwa handhoch gewachsen ist, denn über ganz kahle Flächen lassen sich die Enten schlechterdings nicht treiben, sondern tauchen und durchschwimmen unter Wasser diese gefährlichen Stellen. Ueberhaupt darf ein solcher Ort vorher möglichst wenig beunruhigt werden, um die Enten nicht zum Verstreichen anzuregen, wozu sie sehr geneigt sind, wenn ihnen die Gegend nicht sicher scheint. Auch darf man nicht vergessen, daß die zu dieser Jagd geeignete Zeit nur kurz ist; denn sind die Enten schon vollkommen flugbar, so genügen einige Schüsse, sie alle zu alarmieren und in einer Wolke auf- und davonstreichen zu lassen.

Notwendige Erfordernisse für diese Jagd sind Kähne, auf denen die Schützen einzeln oder zu je zweien von einem Ruderer herangebracht werden und vor den Schneisen Posto fassen. Um die Stände weithin kenntlich zu machen, sind mit Fähnchen versehene Bohnenstangen, die man an die Ständer bindet, sehr zu empfehlen. Wo die besten Stände sind, ist schwer zu sagen, gewöhnlich die 3 bis 4 dem Anfang des Treibens zunächst befindlichen, daher man dort die besten Schützen anstellt; doch müssen auch hinter den Treibern Schützen folgen, denen die zurückstreichenden Enten zu Schuß kommen. Daß auch an passenden Stellen des Ufers, an natürlichen Luten und Läden und dergleichen Plätzen, Schützen zu setzen kommen, bedarf keiner Erklärung. Sind die Stände angenommen, so wird das Signal zum Antreiben gegeben, worauf die Schützen mit den Hunden und die Treiber vorwärts gehen. Nunmehr entfaltet sich ein lebendiges, auregendes Bild,

und in kurzer Zeit überfliehet man auch die zu erwartende Beute; denn bei einer Entenjagd muß es sich bald im Schilf und in der Luft regen, sonst ist nicht viel zu erwarten. Einzelne Enten stehen auf und streichen nach einer anderen Stelle des Gewässers oder kreisen unschlüssig darüber; im Schilf hört man es plätschern, bald hier, bald dort, bald ist es wieder still. Dann hört man das „Quaaaat“ einer bedrängten Ente, mit angelegtem Gewehr bohrt ein junger Schütze die Augen in das sich bewegende Schilf, schon will er Dampf machen, da steckt zu seinem Schrecken Nimrod sein rauhes Gesicht heraus und gibt dem jungen Heißsporn die goldene Lehre, niemals, am allerwenigsten auf der Entenjagd, auf etwas zu schießen, was man nicht vorher mit aller Bestimmtheit als das zu jagende Wild angesprochen hat. Eine E. streicht dicht über dem Rohr hin, plötzlich bücken sich die Injasen eines Kahns tief herunter, denn ihr Gegenüber findet es angezeigt, auf diese E. zu schießen; er fehlt sie, die Schrote aber sausen gerade über den Kahn weg. Welch namenloses Unglück hätte aus einer solchen Unvorsichtigkeit entspringen können, wenn die Betreffenden das Unheil nicht im Anzug gesehen hätten! Es ergibt sich hieraus die Regel, erst dann nach streichenden Enten zu schießen, wenn sie sich so hoch gehoben haben, daß die Schrote unmöglich unheil anrichten können. Damit bei gleichzeitig aufstehenden Enten nicht zufällig die Schüsse zweier Gefährten auf ein und dieselbe E. gerichtet sind, haben sich die Schützen vorher über die Reihenfolge und die Seite, nach welcher jeder zu schießen hat, zu einigen. Steht eine E. vor den Treibern oder Hundten mit ängstlichen Gebärden oder gar Tönen auf, flattert sie wie flügelarm umher, und streicht sie, der Gefahr trogend, nicht ab, sondern fällt wieder ein, so sind die Hunde sofort von der betreffenden Stelle abzupfeifen, denn diese E. hat offenbar noch so schwache Junge, daß sie nicht aufstehen können, also auch noch nicht zu verwerten sind. Auf solche Enten darf selbstverständlich nicht geschossen werden; überhaupt schieße man auf junge Enten nicht, an denen man die Spiegel noch nicht sicher erkennt.

Mit dem Vorbringen der Treiber rudern die Kähne gleichzeitig nach den vordersten Schneifen vor, bis alles abgetrieben ist; die letzten bleiben hinter den Treibern, um die zurückschreitenden Enten zu schießen. Hat man deren während der Treiben viele bemerkt, so lohnt es sich wohl, die Treiben in umgekehrter Reihenfolge zu wiederholen. Steht die abzutreibende Wasserfläche mit einer andern durch einen Graben in Verbindung, so unterlasse man nicht, diesen mit einigen Schüssen zu

bestellen, da die Enten auf ihn sich gern still davonzumachen pflegen. Man wird oft die Bemerkung machen, daß angeschossene Enten wie durch Zauberei verschwunden sind und bleiben; jede angeschossene, auf freiem Wasser einfallende E. rubert nämlich sogleich dem Rohr, überhaupt dem Rande des Wassers zu; dort drückt sie sich so geschickt, wenn es die Gelegenheit bietet, sogar in gewisser Entfernung landeinwärts, daß sie wieder Hunde noch Jäger finden, oder wenn sie vom Hund stark gedrängt wird, taucht sie und beißt sich an Wurzeln und Stengeln an, bis die Gefahr vorüber ist, worauf sie mit dem Schnabel über dem Wasser erscheint, bisweilen aber auch unter demselben verendet. Daß dies möglich ist, haben mehrfache Beobachtungen erhärtet. Man schießt mit größerem Erfolg auf ziehende Enten als auf schwimmende, da diese, wenn sie Unrat mitern, so tief im Wasser liegen, daß sie nur eine sehr kleine Zielfläche bieten und meist überhossen werden; auf streichende Enten von vorn zu schießen, ist nicht ratsam, weil man sie meist unterschneidet und die Schrote in das dicke Brustgefieder nicht tief genug eindringen. Eine tödlich getroffene E. ruddert heftig zusammen, ruddert mit dem Hinterkörper, senkt sich nach und nach herab und verendet bald, meist auf dem Rücken liegend; ist sie flügelarm, so wirbelt sie im Kreis herab, wobei der gefahnte Flügel deutlich erkennbar ist, und strebt sogleich dem Ufer zu, schwimmt im fließenden Wasser aber mit dem Strom und taucht bald unter, auch ohne verfolgt zu sein, um sich irgendwo zu drücken. Sie ist dann sehr schwer zu finden, und nur einem flotten, dabei aber besonnenen Hunde wird dies glücken, wobei ihm freier Wille zu lassen ist, wenn er landeinwärts absucht. Manche Jäger, die es besser wissen wollen als der Hund, rufen ihn sogleich unter Drosungen ab und sind angebracht, wenn er die E. da durchaus nicht finden kann, wo sie längst fort ist oder niemals war. Nach jeder geschossenen E. die Hunde zu schicken, ist nicht ratsam, da diese einerseits zu sehr ermüden, andererseits zu viel Unruhe hervorufen; hat eine flügelarme E. einen bedeutenden Vorsprung, so holt sie der Hund auch nicht ein, und man tut gut, sie nach dem Schluß des Treibens, vielleicht mit einer anderen Leidensgefährtin gleichzeitig, aufzusuchen. Daß so manche E. verloren geht, muß man eben mit in den Kauf nehmen; lieber lasse man eine solche im Stiche, als daß man den Hund übermüdet oder gar gefährdet, wenn er ihr in biden Schlamm, wo er wieder schwimmen, noch gehen kann, folgen muß.

Auch die Kleidung ist bei der Entenjagd von Bedeutung (*Jägerkleidung*). Wo der Boden überall unter seichstem Wasser festen Grund bietet, was aber nur ausnahmsweise

vorkommen dürfte, sind hohe sog. Wasserstiefel wohl am Plage, im andern Fall aber nur eine unnütze Plage; es ist vielmehr eine Fußbekleidung geboten, die das eindringende Wasser tunlichst leicht wieder heransläßt und den Fuß vor Verletzungen an spitzigen Steinen, scharfen Niedgräsern usw. schützt, kurz, ein sonst wenig brauchbarer, alter, defekter Stiefel, den man am Fuß festschnürt, um ihn nicht für immer im Schlamm, lehmigen Wasserboden usw. stecken zu lassen. Bloße Strümpfe schützen vor Steinen nicht, und barsüßig zu gehen, ist geradezu tödlich. Ein leichter, schülffarbener Kittel mit zahlreichen Taschen, eine ausgebeinte Hose, ein breitrempiger Strohhut gegen die auf dem Wasser höchst wirkungsvollen Sonnenstrahlen werden ein passendes Kostüm abgeben, dem noch ein Reß für die etwa einzustedenden Enten beizufügen ist. Die Flinte für die Rahnjagd kann lang und starkalbrig sein, sie muß eine derbe Ladung vertragen; doch hüte man sich vor größeren Schrotten als $3\frac{1}{4}$ mm, am geeignetsten ist 3 mm Schrot. Über 50 Schritt hinaus zu schießen, verpricht nur geringen Erfolg.

Wohnt der Entenbesatz eine Treibjagd nicht, so tritt die Sacke mit dem Hunde an ihre Stelle, die aber sehr anstrengend, nach der Beschaffenheit der Ortschaft keineswegs ungesährlich und daher nicht jedes Jägers Sache ist; er muß dem Hunde in den Sumpf folgen, weil dieser sonst zu suchen aufhört oder er nicht zu Schuß kommt, wenn er die jungen Enten nicht sieht und die flugbaren zu weit von ihm aufstehen. Ist der Hund sehr langsam, so wird der Jäger wenig zu Schuß kommen, sucht er sehr flüchtig oder auch nur flott, so hat der von außen und innen nasse Jäger Mühe, ihm zu folgen, was aber den kräftigen Weidmann, der den Rheumatismus noch nicht kennt, von dieser nicht uninteressanten Jagd keineswegs abhalten wird und soll.

Hat man nur vorübergehende, seltenere Gelegenheiten zur Entenjagd, so kann man jeden Hühnerhund, der überhaupt ins Wasser geht, benutzen; wo jedoch den größeren Teil des Jahres hindurch auf Entenjagd zu rechnen ist, z. B. wo Zugenten reichlich einsallen, muß man sich nach einem sog. Wasserhund umsehen, worunter man rauhaarige Vorkelhunde versteht. Diese gehen nämlich, auch wenn es schon lüchler ist, nicht nur lieber und anhaltender ins Wasser als die leicht fröstelnden, kurzhaarigen Vorkelhunde, sondern ihr dichtes, langes Haar schützt sie auch mehr vor Verletzungen durch schneidendes Schilf, Rohrstümpfe u. dgl. Trotz alledem aber ist es nicht zu verantworten, einen guten Hund wegen einer geschossenen E. zur Winterszeit in das eiskalte Wasser zu schicken, denn ehe man es

vermutet, sind Rheumatismus, Lähmungen und andere üble Zufälle die unausbleibliche Folge. Lieber eine an sich wertlose E. verloren geben, als den Hund ihretwegen aufs Spiel setzen. Zwar ist es wünschenswert, daß der Wasserhund die Enten freijagt; doch muß er nötigenfalls schnell einspringen und sie zum Ausfliehen zwingen, sonst schlüchten sie vor ihm und drücken sich; im dichten Busch muß der Hund öfters umkehren und den Jäger umkreisen, damit dieser stets Fühlung mit ihm behält. Er muß sicher und gut apportieren, aber niemals das Wild hart anfassen, was leider eine besonders eigentümliche, üble Gewohnheit dieser fast immer scharfen Hunde ist. Der Wasserhund findet oft Gelegenheit, noch schwache Enten zu greifen, wenn er schnell genug ist, und nichts ist widerwärtiger, als wenn er sie mit aus dem Weibloch hängendem Gescheide herbeibringt. Zunge Hunde sind besonders scharf zu überwachen, damit sie nicht die verlockende Gelegenheit benutzen, junge Enten, statt zu apportieren, hinunterzuschlingen, wie es viele nur gar zu gern tun in der Meinung, ihr Herr achte ihrer nicht; man vermeide daher, solche junge, noch unbrauchbare Entchen vor den Augen des Hundes wegzuworfen, und verhöte, daß dieser sie sich im unbewachten Augenblick wieder aussucht und als herrenloses Gut zueignet.

Eine fernere Art, Enten zu jagen, ist der *Anst and* oder *Ansiß*. Aufs Geratewohl kann man sich auf kein Wild anstellen, wenn man Erfolge haben will; man muß also die Stellen, wo Enten sicher einsallen, ausgekundschaftet haben. Wie schon erwähnt, ist die Wildente mißtrauisch und mit scharfen Sinnen begabt, ängt besonders gut, daher man für gedeckte Stellung sorgen muß. Entweder gräbt man zu diesem Zweck ein Erdbloch etwa von Mannshöhe aus und überdacht es von der Rückseite, bringt in dem Loch ein Eiß an und trockenes Stroh hinein, um im Winter der Kälte zu begegnen, oder wo diese Vorrichtung der nasse Boden nicht erlaubt, baut man aus gegeneinander gelegten und besetzten Stangen eine Hütte auf und bekleidet sie mit Rohr und Schilf, so daß sie einem kleinen Henschuber ähnlich sieht und zur Umgebung paßt, was notwendig ist, da alle auffälligen Bauten dem Wild, besonders auch den Enten, Mißtrauen einsößen. Nach verschiedenen Richtungen hin bringt man Schießlöcher an, und den inneren Raum bemißt man groß genug, um auch den treuen Gefährten, den Hund, aufnehmen zu können. Sind Büsche an entsprechender Stelle vorhanden, so richtet man sich unter ihnen ein, bindet ihre Äste zusammen oder schneidet sie nach Bedürfnis aus und sorgt hier, wie bei allen Vorkeltungen, für genügenden Schieß-

raum. Je bedeutender und dauernder der Enteneinfall ist, desto dauerhafter und sorgfältiger trifft man die Vorkehrungen. Auf den Wind wird man nicht immer Rücksicht nehmen können, besonders bei größeren Wasserflächen, wo hingegen man z. B. bei kleinen Teichen und Weihern an beiden Rändern Vorkehrungen trifft, um je nach dem Wind sich auf der einen oder anderen Seite ansetzen zu können. Die beste Zeit zum Ansitz ist der Abend, und man muß etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang auf dem Stande sein; die Enten sind gegen den Abend hin am regsten und werden an den beliebten Stellen gewiß nicht ausbleiben; bald kommen sie in schwächeren, bald in stärkeren Flügen an, und der Jäger wird gut tun, zu schießen, sowie sich die Gelegenheit bietet, und nicht auf stärkere Flüge zu warten, denn bald tritt Finsternis ein, welche der Jagd ein Ende macht. Jede einzelne E. vom Hund holen zu lassen, ist der Beunruhigung wegen nicht ratsam, noch weniger eine angeschossene verfolgen zu lassen, wodurch die ganze Jagd gekört werden würde. Hat der Jäger einen Kahn zur Verfügung, so sammelt er sich die geschossenen Enten am besten selbst auf, vorausgesetzt freilich, daß er es nicht mit fließendem Gewässer zu tun hat, welches ihm die Beute entführt. Will man den Morgeneinfall benutzen, so muß man vor Tagesanbruch zur Stelle sein. Bei Mondschein streichen die Enten fast die ganze Nacht umher, daher die Dauer des Ansitzes schwer zu bestimmen ist und sich danach zu richten hat, wie lange der Jäger bei oft empfindlicher Kälte auszuhalten vermag. Ist das Wasser zugefroren, so kann man Wubnen einhauen lassen, welche die Enten eifrig aufsuchen, um zum Wasser zu gelangen. Zu empfehlen ist das Ausstreuen von Kartoffeln, Körnern u. dgl., um die Enten zu kirmen; gelegentlich bedient man sich auch einer zahmen oder noch besser gezähmten Wilden, an den Flügeln gelähmten Ente, nicht eines Erpels, welche mit ihrem lauten „Quak-quak“ die fremden bald herbeilodt. Fallen auf einer Wasserfläche stärkere Flüge ein, so kann man sie zwar durch Treiber, die jedoch keinen großen Lärm machen dürfen, nach und nach dem verborgenen Schützen schußmäßig heranbringen lassen; doch ist dies nur ausnahmsweise von Erfolg, daher keine recht übliche Jagdmethode. Wie am Wasser, kann man sich auch an oder auf eben geträumten Getreideselbtern anstellen, um die Enten zu schießen, welche die zurückgebliebenen Körner anschnappen und um so zahlreicher einfallen, je mehr Ausfall das Getreide hatte. Hier wird eine Kirmung besonders gute Dienste leisten, ebenfalls das Ergebnis wegen der zerstreut einfallenden

und hin und her laufenden Enten sehr zweifelhaft bleibt.

Will man in der Reizzeit Erpel schießen, so erscheint das Aussehen einer Lodente besonders vorteilhaft. Hat man keine lebende Lodente zur Verfügung, so kann man mit gutem Erfolg auch eine oder mehrere geschossene Enten benutzen. Man macht der Ente einen kleinen Kreuzschnitt vorn am Halsansatz in die Haut, führt hier einen zugespitzten Rohrstock ein und schiebt ihn unter der Haut so weit vor, daß er das Kinn stößt. Nun steckt man den Rohrstock so tief in den Grund, daß die Ente wie lebend auf dem Wasserpiegel schwimmt.

Das Beschleichen der Enten erfordert Vorsicht und Ortskenntnis und verspricht nur an bewachsenen oder sehr hohen Ufern Erfolg. Windige Tage sind dabei nicht zu verschäumen, da alsdann die Enten hohe und hohle Ufer und überhängendes Gesträuch aufsuchen, daher leichter anzuschleichen sind. Hat man aber das Unglück, auch nur von einer einzigen E. wahrgenommen zu werden, so hat man auch verspielt, denn auf ihre Warnung streicht sofort der ganze Flug ab. Gewahrt man auf fließendem Wasser die Enten stromaufwärts, so stellt man sich gedekt an, denn fast immer kommen sie, vom Strom nach und nach abwärts getrieben, zu Schuß. Es wird, namentlich in den Büderten, zum Anschleichen der Schild empfohlen, d. h. eine auf ausgepannte Leinwand lebensgroß gemalte Kuh. Soll dies wirksam sein, so läßt man vorher an der Einfallsstelle längere Zeit Kühe weiden, an deren Anblick sich die Enten gewöhnen und danach vor der gemalten, welche der Jäger vor sich her trägt, sich nicht scheuen. Die Umgebung der gemalten Kuh hält man grün oder grau. Ist man nahe genug herangekommen, so stellt man den Schild auf den Boden, zu welchem Zweck er ein Fußgestell oder späte Dornen zum Einstecken hat, und schießt durch die angebrachten Löcher. Wir haben diese Vorrichtung in der Praxis weder gesehen, noch nennen hören, zweifeln auch sehr an dem Erfolg, da man es häufig mit fremden Zughten zu tun hat, die vor dieser Vorrichtung schleunigen Rückzug antreten dürften. Ein üblicheres Hilfsmittel ist der sog. Wisch, ein mit Rohr, Schilf oder Stroh ausgeflochtener Rahmen, welchen der Jäger wie den Schild vor sich her trägt; oder man überdacht einen Kahn dergestalt mit dem genannten Material, daß der Schütze und der Ruderer gänzlich verborgen sind und so durch vorzügliches Rudern an die Enten herankommen; jedenfalls ist dies auch das einzige Mittel, mitten auf freiem Wasser liegende Entenflüge anzufahren.

Fang.

Der Fang der Enten wird auf verschiedene Weise betrieben, in großartigem Maßstabe durch den sog. Entenfang, welchen Jester („Über die kleine Jagd“) folgendermaßen beschreibt: „Der Entenfang wird nahe am Ufer eines Flusses oder Landsees angelegt und zu dem Ende hier in einer etwa 25 bis 30 m langen und 2,5 m breiten Strecke eine sehr dichte Anpflanzung von Weiden gemacht, von diesen aber eine Art von rundem Stranggewölbe oder vielmehr Bogengang verfertigt, dessen Seitenwände sowohl an der Ufer- als der gegenüberstehenden Wasserseite so dicht sein müssen, daß keine E. durchziehen kann. Auf Flüssen, wo das Grundeis stark geht, wird zur Sicherung der Anlage unweit derselben ein Fächindamm aufgeführt. An den beiden Öffnungen oder Eingängen des Fanges sowohl an der Seitenwand, in der man ebenfalls 2 bis 3 Öffnungen zum Hineinschwimmen der Enten anbringen muß, als nach dem Strom zu werden Falltüren eingerichtet, jedoch so, daß sie sehr schnell niedergelassen werden können, in der Hand nach der Uferseite aber 2 bis 3 runde Löcher und vor diesen kleine, von Weiden geflochtene Türen und zwar nicht Falltüren, sondern sog. Zusatztüren gemacht. Die Hütte des Entenfängers wird in einiger Entfernung vom Fang, wenn ein Baum in der Nähe ist, auf diesem, sonst auf Pfählen, aufgestellt, und gehörig mit Schilf oder Weiden bekleidet. Die Voden ten werden teils außerhalb des Fanges und zwar unweit der Öffnungen, teils innerhalb derselben auf kleinen Schilfläupen angefestelt. Der der Hütte zunächst ausgefesteht Voden te wird gewöhnlich ein Faden (Mährfaden) angelegt, um sie mit diesen, wenn sie sich zu wenig bewegt, aus der Hütte anziehen (anrühren) zu können. Vor der einen Öffnung werden einige Stangen in das Wasser gestoßen und diesen eine solche Stellung gegeben, daß man hier ein mit Seitenwänden und einer Decke versehenes Garn aufhängen kann. Um die Enten zu ködern (locken), werden innerhalb des Fanges, sowohl auf dem Wasser als auf einer quer durchgezogenen und an beiden Seiten besetzten breiten Bohle, Hafer und Malz ausgestreut, vor der auf dem Wasser ausgebreiteten Körnung aber einige Schilf- und Rohrtaupen angebracht, damit die Körnung nicht wegschwimmen kann.

Die beste Jahreszeit zum Fang ist der Spätherbst. Der Entenfänger muß sich vor Tagesanbruch in der Hütte einschließen. Die Enten werden einige Tage vorher auf die nämliche Art wie auf dem Herd gelodert. Sobald der Entenfänger gewahrt wird, daß eine hinlängliche Anzahl Enten in den Fang

hineinge schwommen ist, läßt er die Falltüren mittels der Angleinen plötzlich nieder und begibt sich sodann zuvörderst nach den an der Uferseite des Fanges in diesem angebrachten Löchern und stellt vor diesen, nachdem er zuvor die Türen weggenommen, Hamen oder Garnsäde, die auf ähnliche Art wie die Garnsäde der Fischer, jedoch mit etwas weiterer Einsehlung gemacht sind, vor und pflödt solche bis an das Ufer hinaus. Sodann fährt er in einem Kahn nach der anderen Seite des Fanges und sucht die Enten in die Garnsäde hineinzutreiben. Hierauf fährt er nach derjenigen Öffnung, wo die Stangen stehen, und hängt hier das Garn, welches jedoch ganz genau an die Öffnung anschließen und tief in das Wasser herabgehen muß, an. Nun begibt er sich mittels Aufhebung der Falltüren in den Fang hinein, um die etwa noch umherschwimmenden Enten ebenfalls in die Garnsäde hineinzutreiben oder zu töten.“ Ähnlich diesem Entenfang sind auch die Vogelkosen großartige Vorrichtungen zum Entenfang, wie z. B. auf Sylt, wo in einem Jahre 45 000 Enten in einer Koje gefangen wurden. Die im Spätherbst im Binnenland zum Kauf angebotenen Wildenten rühren meist aus solchen Entenfängen her. In den obengenannten Hamen werden die Wildenten folgendermaßen gefangen: Auf Gewässern, die mit Schilf und Rohr verwachsen sind, läßt man 6 bis 8 Hamen und einige Prellnetze, die nach Art des Geleiters des Feldhühnertriebs mit 8 cm weiten Spiegelmaschen gestrickt werden, aufstellen. Die Hamen oder Garnsäde sowohl als die Prellnetze werden quer durch das Schilf gestellt, und zwar in der Art, daß zwischen zwei Hamen immer ein Prellnetz, auf den beiden Flügeln aber, sowohl nach dem Wasser als nach dem Ufer, bloß Prellnetze zu stehen kommen und das Ganze ein einziges, zusammenhängendes Zeug ausmacht. Sobald alles eingerichtet ist, werden die im Rohr liegenden Enten mit einigen in einer Linie fahrenden Rähnen allmählich und ohne Geräusch, weil die Enten sonst abtreiben, nach den Hamen zu getrieben. Sobald man dem Zeug nahekommt, hält man mit Treiben inne, weil sonst diejenigen Enten, die gerade auf die Prellnetze oder Geleiter stoßen, aufstehen, wogegen sie, wenn man nicht zu stark antreibt, längs der Prellnetze fort rudern und, wenn sie an die Garnsäde kommen, in diese hineinschlüpfen. Wenn man vorsichtig zu Werke geht, kann der Fang oft sehr reich ausfallen. Die Entensteggarne, welche wie die Hühnersteggarne eingerichtet sind, gebraucht man vorzüglich bei jungen Enten. Das Ingarn muß von starkem, festem Zwirn, das Geleiter aber von starkem,

festem Bindfaden fertiggestellt werden. Das erste hat runde, etwa 8 cm weite Maschen. Es muß sehr maschenreich gestrickt und etwa 170 m lang und 18 Maschen hoch, das Geleitere dagegen, welches Spiegelmaschen hat, 190 m lang, 4 Maschen hoch und jede Masche 30 cm weit sein. Das Geleitere wird, wie bei den Rebhühnerstedenken, in eins gestrickt, beim Gebrauch aber zur Hälfte zusammengelegt und das Jagarn dazwischen eingebunden. Das Garn wird, nachdem vorher unten Stein- oder Bleigewichte angehängt worden sind, was auch bei den Hamen und Prellnetzen geschehen muß, auf ähnliche Art wie diese, vermittelst langer Stangen quer durchs Schilf ins Rohr gestellt. Es muß drei Spiegelmaschen hoch über dem Wasser stehen. Das Treiben geschieht, wie vorhin bei dem Entensange mit Hamen gezeigt wurde. Man kann sich übrigens zu diesem Behuf auch der Hasenqarne bedienen, die aber schlaffer als bei dem Hasenfangen gestellt werden müssen, damit sie mehr Vögel erhalten.

Literatur: C. E. Diezels Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd; Raumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas; E. Schäff, Ornithologisches Taschenbuch, 2. Aufl.

entladen, sowohl das Losgehen oder Abschießen der Gewehre, als auch das Entfernen der geladenen Patronen aus den Läufen bzw. dem Magazin. E. ist die beste Sicherung!

Entwicklungzeit des Schusses; die von dem Augenblick, wo der Schlagholz das Zündhütchen bzw. die Patrone trifft, bis zu dem, wo das Geschöß oder die Schrotladung die Mündung verläßt, vergehende Zeit. Der Ausdruck wurde zuerst von A. Preuß angewendet.

Entzündung der Patrone geschieht durch den Zündstrahl des Zündhütchens, das durch den Schlag des Hahns zur Explosion gebracht wird. Rauchlose Pulver sind schwerer entzündlich als Schwarzpulver und erfordern daher starke Zündungen. Ob sich ein Pulver leicht oder schwer entzündet, wird durch die von A. Preuß getroffene Anordnung zur Messung der Entwicklungszeit des Schusses zahlenmäßig festgestellt. Bei ungenügender Entzündung der Patrone merkt ein aufmerksamer Schütze deutlich die Verzögerung, die zwischen dem Aufschlagen des Schlagholzens und der Entzündung des Pulvers entsteht; man nennt dieses Vorkommnis nachbrennen.

erängen s. äugen.

Erbsen s. Hülsenfrüchte.

Erbsäpfel s. Topinambur.

Erdbrauer s. Dickfuß.

Erdbente s. Enten VII, 1.

Erdfreier entstehen durch Entzündung torfigen Bodens und können nur durch tiefe Gräben unschädlich gemacht werden (s. a. Waldbrände).

Erdbund, Hunde, die zur Jagd unter der Erde (also im Bau) verwendet werden (*Dachshund, Foxterrier*).

Erdbütte s. Falkenfang 3.

Erdbast s. Mast.

erzelen s. blenden 1.

Erfüllung oder Zurückbleiben, s. Führtenzeichen 9.

erheben, 1) sich, vom Bett oder Lager aufstehen (vom Bild); sich auf die Hinterbranken stellen (vom Bären). 2) Das Jagdzeng e., es aufheben und stellen.

Erhöhungswinkel, der durch Visierlinie und Seelenachse gebildet Winkel; seine Größe wird durch den Fall des Geschosses auf die betr. Entfernung und den Vibrationswinkel oder Abgangsfehler der Waffe bedingt.

Erlaubnischein s. Jägerlaubnis.

erlegen, nach heutiger Auffassung Wild weidgerecht durch Schießen erbeuten.

Ernährung des Hundes. Der Hund ist von Natur ein Fleischfresser, aber er hat sich im Laufe der Jahrhunderte bis zu einem gewissen Grade der pflanzlichen Nahrung angepasst, die viel weniger kostspielig ist als die Fleischfütterung. Ohne Fleisch kann aber ein Hund, von dem man Leistungen verlangt, auf die Dauer nicht erhalten werden. Leider ist dieses das teuerste Nahrungsmittel. Verhältnismäßig wohlfeil und doch nahrhaft sind das Mästelfleisch vom Pferde, ferner der Magen der Wiederkäuer, insbesondere des Rindes, sowie Hammelföpfe und endlich das aus Amerika stammende, getrocknete und zerkleinerte Fleischfütterpulver, wie es im Handel zu haben ist. Größerer Mengen von Fleisch bedürfen namentlich im Wachstum begriffene und durch Krankheiten geschwächte Tiere. Wird Milch, auch Magermilch, an Hunde verfüttert, so bedürfen sie geringerer Fleischrationen. Die Milch ist ein verhältnismäßig nicht zu teures, sehr nahrhaftes Futter, selbst wenn ihr der größte Teil des Fettes entzogen ist. Dide Milch ist namentlich für solche Hunde ein gutes Futter, die an Kotverstopfung leiden. Von den pflanzlichen Nahrungsmitteln eignen sich für die Ernährung der Hunde am besten der Reis (Bruchreis) und das Hafermehl. Kartoffeln und Schwarzbrot werden vom Hundemagen schlecht angenutzt und sollten daher nur im Notfall verfüttert werden. Sehr in Aufnahme gekommen sind in der Neuzeit die Hundelecken, die von mehreren Firmen in guter Qualität fabrikmäßig hergestellt werden. Sie enthalten außer leicht verdaulichem Mehl auch Fleisch in feinen Stücken. Der Wert der verschiedenen Futtermittel hängt von der Menge der verdaulichen Nährstoffe (insbesondere der Eiweißstoffe) und von der Schmelzbarkeit des Futters ab. Ferner spielt meist

der Preis eine erhebliche Rolle. Eine bestimmte Fütterungsweise kann nicht allgemein anempfohlen werden, weil sich die Fütterung ganz nach den häuslichen Verhältnissen der Hundebesitzer zu richten hat. Das sauberste, bequemste und haltbarste Futter sind die Hundeluchen, die jedoch im allgemeinen nicht billig sind und von manchen Tieren nur ungern verzehrt werden. Hundeluchen, die Durchfall verursachen, verfütterte man nicht. Eine billige und gute Fütterung ist gelochter Bruchreis mit gutem Fleischmehl vermischt. Die Kosten der Ernährung mit dieser Mischung belaufen sich für einen arbeitenden ausgewachsenen Vorstehhund auf etwa 20 bis 25 Pfennige. Allerdings wird man dem Hunde außerdem noch etwas Abfälle aus dem Haushalte dazugeben müssen (Knochen, Reste von Bratenbrühen, Fleischüberbleibsel usw.). Unter allen Umständen hat der Hundebesitzer dafür Sorge zu tragen, daß das Tier zu jeder Zeit beliebige Mengen reines Wasser aufnehmen kann, und daß das Futter unverdorben ist. Vollständig ausgewachsene Hunde brauchen täglich nur einmal gefüttert zu werden, im Alter von 6 bis etwa 12 Monaten füttert man zweimal tagsüber, desgleichen, wenn vom Hunde besondere Leistungen verlangt werden. Jedenfalls muß der Hund ordentlich satt gefüttert werden. Übermäßiges Fettansatz ist durch reichliche Bewegung vorzubeugen. Kargliche Fütterung, namentlich während der Wachstumsperiode, läßt sich niemals wieder einholen. Hinsichtlich der Ernährung der Welpen s. d.

Ernährung auf der Jagd. Auf der Jagd wird derjenige am leistungsfähigsten sein, der am naturgemähesten, also mäßig, lebt. Dies gilt weniger für die E. durch feste Speisen als hauptsächlich durch Getränke. In der heißen Zeit vermeide man vor und während der Jagd außer scharf gewürzten, durst-erregenden Speisen alle alkoholischen Getränke, auch bayr. Bier; sie regen im ersten Augenblick an, die Erschlaffung ist aber nachher desto größer; auch hüte man sich vor dem Genuß unreinen Wassers. Dagegen sind vor allem schwarzer, mit wenig Milch verdünnter Kaffee, kalter Tee, leichter Roselwein mit Wasser verdünnt, Limonade zu empfehlen. Bei kalter Witterung ist ein mäßiger Genuß von Kognat oder Kornbranntwein, insbesondere nach langem Sitzen auf Anstand, dem Körper willkommen, da sie ein Gefühl von Wärme erzeugen; zutäglicher ist jedenfalls heißer Tee und Kaffee. Außer dem üblichen Ruchad-Providant (Schinken, Eier usw.) ist die Mitnahme von Obst, Zucker und Schokolade sehr praktisch; letztere ist ein ganz vorzügliches Nahrungsmittel. Ist der Jäger für längere Zeit nur auf

Selbstbelästigung angewiesen, so empfiehlt sich in Ermangelung von Herdfeuer die Benutzung eines Zöpfigen Spiritusapparates zur Bereitung eines täglichen warmen Essens. Zu empfehlen ist Fleischbrühe von Fleischextrakt oder Bouillonwürfeln, am besten mit Einlage von Ei, Grünkern oder allerlei Gemüsen, ferner Milchsuppen mit Grieß, Graupen usw. Auch die im Handel befindlichen Suppentafeln eignen sich. Bei Konserven — namentlich Fleischkonserven — sei man vorsichtig (verdorben ist jede Büchse, die an irgend einer Stelle bauchig aufgetrieben ist und dort federt). Frisches Fleisch muß erst etwas abliegen. Erbsen, Bohnen und Linsen bestes Nahrungsmittel als dicke Suppe oder Brei. Alle Nahrungsmittel recht kühl (im Kellerraum) aufbewahren.

erneuern, vor einem bestätigten Zagen nochmals mit dem Hund bestätigen oder unterreisen, um sich zu versichern, daß das bestätigte Wild noch in dem betreffenden Distrikt steht, also keine Fehljagd zu befürchten ist. Auch erneutes Einkreisen nennt man e.

erniedrigen, 1) sich, vom Bären, nachdem er sich auf den Hinterbranken erhoben hatte, wieder auf die vorderen niederlassen. 2) Auch vom Hirsch, der abgeworfen hat, sagt man zuweilen, er hat sich erniedrigt, oder er geht niedrig.

Erpel (Entvoael), die männliche Ente.

Eise s. Laubhölzer.

Espartette s. Kleefelder.

Eise s. Laubhölzer.

Eulen, Strigidae, Familie aus der Ordnung der Raubvögel; sie heißen ferner Nachtraubvögel, da sie die einzigen auch bei Nacht raubenden Vögel sind. Sie unterscheiden sich von den Tagraubvögeln ziemlich scharf in anatomischer Hinsicht durch ihr Tränen-, Brust-, Gabel- und Flügelbein; auch Eingeweide und Muskulatur sind anders geformt. Bei den meisten Eulen sind die beiden Ohröffnungen mit Hautfalten versehen (Ohrklappen), mit denen sie die große Ohrspalte öffnen und vollständig schließen können. Kropf fehlt. Das ganze Gefieder sehr lose,



1. Zang einer Eule.

voll und weich; Lauf bis an die Zehen (oder auch diese) befiedert; nur 2 Zehen vollständig nach vorn gerichtet; Außenzeh eine Wendezeh (d. h. nach außen und hinten wendbar); Hinterzeh klein und höher sitzend. Krallen gebogen und sehr spitz. Kopf dick, rundlich, dicht befiedert und fast rund herum drehbar. Augen groß, Hornhaut stark ge-

wölbt, in den Augenhöhlen unbeweglich, aber innerlich sehr beweglich, stets nach vorn gerichtet; die Ränder der Lider mit kurzen Wimpern umsäumt. Schnabel kurz, an der Wurzel gerade, dann scharf nach unten gebogen und in einen Haken endend, ohne Zahn. Die Wachshaut und der größte Teil des Schnabels mit steifen, lose zerstückelten Federn umhüllt; Nasenlöcher rund, am vorderen Teil der Wachshaut stehend. Von den Augen rundum ausstrahlend ein Kreis von seidenartigen, zerstückelten Federn und an diesen kleine, nach unterhalb gebogene, steife Federn, am meisten an den beiden, großen Ohröffnungen hervortretend, zusammen unter der Bezeichnung Schleier bekannt, welcher bei einigen Arten am Rinn abseht. Flügel mehr oder weniger abgerundet, von verschiedener Länge, eine oder mehrere der äußeren Schwungfedern am Rande der Außenseite fein gesägt. — Männchen kleiner als Weibchen, im Gefieder kaum verschieden. — Die meisten E. tauben in der Dämmerung oder hellen Nächten, einige auch am Tage (Tag-, Nacht-E.). Sie haben infolge ihres leisen, weichen Federkleides einen sehr leisen Flug; besitzen ein sehr scharfes Gehör und gutes Gesicht und können daher ihren Raub — Säugetiere, Insekten, seltener Vögel — leicht überfallen. Sie streichen in der Regel unhörbar über die in der Nacht schlafende oder, wie bei den Mäusen, aus dem Versteck schlüpfende Beute, stoßen jäh herab und greifen sie blitzschnell mit ihren sehr spitzen Krallen; sie sind also Suchjäger, seltener Anstandjäger. In der Aufregung knappen sie mit dem Schnabel. Oft legen sie sich — besonders wenn dunkle, stürmische Nächte bevorstehen — in Baum- und Felsenlöchern Vorräte an; Was nehmen sie nur im Notfall. Das Unverdauliche würgen sie als Gewölle durch den Schnabel wieder aus. — Die Brutzeit bei den kleineren E. dauert etwa 3 Wochen, bei den größeren 4, beim Uhu etwa 5 Wochen. Die stets weißen, ziemlich runden Eier unterscheiden sich bei den einzelnen Arten fast nur durch ihre Größe. Sowie das erste Ei gelegt ist, beginnt das Weibchen mit dem Brüten. — Die E. halten sich ausgezeichnet in der Gefangenschaft, besonders jung eingefangene werden sehr zahm, brüten z. T. und erreichen ein hohes Alter, ein Uhu lebte z. B. über 100 Jahre in der Gefangenschaft. — Alle E. haben mit Ausnahme des Uhus Schonzeit vom 1. März bis 1. Oktober (Deutsches Vogelschutz-Gesetz 1908). Sie sind in fast 200 Arten über die ganze Erde verbreitet. Die bei uns vorkommenden 13 Arten werden in 3 Unterfamilien eingeteilt: Schleiereulen (Striginae); Käuze (Syrniinae);; Ohreulen (Buboninae).

I. Unterfamilie: Schleiereulen (Striginae).

Schleier sehr deutlich, herzförmig, nach dem Schnabel zugespitzt. Keine Ohrfedern. Zehen mit wenig Vorsten.

Schleiereule (Strix flammea L.).

Beschreibung.

Länge 35 cm, Stoß 12,5, Schnabel 2,8, Lauf 6,4, Mittelzehe 3,7, ihre Krallen 1,7 cm. Der herzförmige Schleier gelblich-weiß mit rötlichen, dunkel gesäumten Federn. Scheitel aschgrau mit schwarzen und weißen Tropfenflecken und Stricheln, dazwischen rostrote Längsstreifen, eine Färbung, welche den Rücken hinab zunimmt und, wie auf den Flügeldecken, mit den schwarzen und weißen, perlenartig aussehenden Fleckenreihen ein sehr ansprechendes Kleid ergibt. Stoß rostförmlich mit vier dunkelgrau gestrichelten Bändern und weißlichem Spitzenaum. Die Vorderseite wechselt zwischen rötlichem Rostgelb und seidenartig weißer Färbung, im letzteren Fall ohne Zeichnung, im ersteren mit den beschriebenen Fleckenreihen. Läufe auffallend hoch, dünn, nach den Zehen hin dünner besiedet, wodurch sie um so mehr hervortreten; Krallen hornbraun. Augen bläulich-schwarz, die Lider rötlich gerändert; der an der Wurzel gerade, nach der Spitze zu hakenförmig gekrümmte Schnabel horngelb. Der Innenrand der Mittelzehe ist gezähnt. Die 2. Schwinge ist die längste, nur die 1. deutlich gesägt. Das Dunenkleid ist zuerst reinweiß und noch so spärlich, daß die rötliche Haut durchschimmert; dann wird es dichter und sehr weich, nach etwa 10 Tagen mehr oder weniger graublau, unten gelblich. Dies Kleid trägt die junge Sch. etwa 3 Wochen lang. Die ersten Federn kommen frühestens in der 3. Woche; Reste der Dunen bleiben aber noch lange nach dem Ausfliegen an den Federstippen (Kopf und Fängen) haften. Dieran kann man eine junge Eule noch lange erkennen. Der junge Vogel ist nach etwa zwei Monaten ausgefiedert. Die Färbung des Gefieders ist ganz verschieden, sie kann hell oder dunkel sein.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Die Sch. ist das bekannteste Mitglied der wunderlichen Nachtwanbler, denn sie wird, wo man sie gewähren läßt, zum Hänstier. Sie hat für das von ihr bewohnte Gehöft den Wert der Hauslage, säubert dessen Umgebung von den lästigen Nagern, brüet hartnäckig auf dem Gebälk des Nachtschuhs oder im Schlag mitten unter den Tauben; früher ließ man nicht selten bei Neubauten ein Loch im Giebel zum Uhu ungehinderten Ein- und Ausflug „der Eule“ frei. Die Sch. gehört zu den ausgesprochensten Nacht-eulen, die man tags fast gar nicht sieht. Der herzförmige Schleier gibt ihr etwas sehr Possierliches, und wenn sie durch dessen

plötzlich hinaufziehen und Verbreitern einen fast grinsenden Gesichtsausdruck annimmt, glaubt man kaum daselbe Tier vor sich zu haben. Mit Ausschluß der kalten Zonen ist der Schleierkauz über den größten Teil der Alten Welt verbreitet. Wo er sich angesiedelt hat, bleibt er Standvogel; nur die nordischen Sch. scheinen kurze Wanderungen nach milderen Gegenden zu unternehmen. In Deutschland ist die Sch. sehr häufig, nur in Ostpreußen seltener. In Bulgarien, Montenegro, Bosnien und der Herzegovina soll sie ganz fehlen, in den anderen Balkanländern (s. B. Griechenland, auf Korfu) ist sie eine seltene Erscheinung. Sie horstet in allen möglichen, aber stets trodenen Schlupfwinkeln unter Dächern, auf Kirchböden, in Felslöchern, jedoch nicht in hohlen Bäumen oder doch nur ganz ausnahmsweise. Das Gelege besteht gewöhnlich aus 4 bis 6 weißen, gestreckten, mattschaligen, etwa 38 : 29 mm großen Eiern, welche in ungefähr 28 Tagen ausgebrütet werden. In guten Mäusejahren findet man noch mehr Eier bzw. Junge; so sind 6 bis 7 keine Seltenheit. Die Paare brüten zu sehr verschiedenen Zeiten (manche auch zweimal), oft im Spätherbst, und man findet eigentümlicherweise frische und bebrütete Eier, Dunenjunge und fast flügge Geschwister gleichzeitig in einem Horst. Im April ist jedoch die üblichste Paarzeit, und man hört alsdann jenes eigentümlich schnarchende „Chriiiiiii“ vom Turm- oder Scheunendach her, welches unkundige Gemüter erschreckt und das bisweilen wohl für das Schnarchen eines Menschen gehalten wird. Ihrem harmlosen Eindringen in Taubenschläge werden leider nur zu oft mörderische Absichten auf deren Inzassen untergeschoben, obgleich nie ein Beispiel bekannt geworden ist, daß sie sich an diesen vergriffen habe. Flattern auch die Tauben in ihrer ersten Befestigung über den wunderlichen Gast zum Loch hinaus, so werden sie doch bald mit ihm vertraut. Die Sch. tröpft Mäuse in unglaublicher Menge, trägt bei bevorstehendem stürmischem Wetter sich und ihren Zungen Vorrat in solcher Menge zu, daß man neben diesen einmal einen Haufen von etwa $\frac{3}{4}$ Scheffel fand, den letztere zu bewältigen nicht imstande gewesen waren. (In 354 Gewölle: 1064 Mäuse, 7 Fledermäuse, 12 Sperlinge, 2 Mauersegler.) Gleichwohl ist der Raub eines Vogels nicht ausgeschlossen, und man tut gut, bewohnte Vogelbauer über Nacht nicht draußen zu lassen, da der Schleierkauz die schlafenden Inzassen herauszuholen versteht. Trotz alledem sprechen so unwiderlegliche Tatsachen für die hervorragende Nüchlichkeit dieser Eule, daß es geradezu ein Frevel genannt werden muß, sie zu töten, und eine Torheit dazu,

solch nütliches Geschöpf zu schädigen. Ist jart konstruierten oder nervösen Personen das allerdings nicht harmonische Getreisch unenttäglich, so vertreibt man den Schnardkauz, stelle sich aber durch dessen Tötung nicht bloß, namentlich dem gemeinen Mann gegenüber, der ohnehin mehr zur Schädigung der Tierwelt geneigt ist als zu deren Hege. Von der Jagd auf sie kann also nicht die Rede sein, zumal auch die Erlegung eines Vogels keinen Reiz bieten kann, der das Haupt des Wanderers oft mit geräuschlosem Flügelschlag umschwebt und neugierig mustert. Im Deutschen Reich gehört sie zu den geschicklich geschützten Vögeln.

II. Unterfamilie: Ränge (Syrallinae).

Keine oder nur sehr undeutliche Ohrfedern; Schleier kreisförmig, mehr oder weniger vollständig. Augen dunkelbraun oder gelb.

1) Steinkauz (*Athene noctua* [Retz.]. *Glauclidium* oder *Strix noctua* L.; Käuzchen, Totenvogel, Komm-mit).

Beschreibung.

Länge (W.) 22 bis 24 cm, Breite bis 52 cm, Stoß 8, Schnabel 1,6, Lauf 4, Mittelzehe 1,8, ihre Krallen 1,1 cm. Hinterzehe mit Krallen 1,6 cm. Der Schleier nur um den Außentrand des Auges; Fehen dünn befedert, daher in der ganzen Länge sichtbar, fleischfarben. Oberkopf braun mit weißen Federpitzen, auf dem Hals größere, weiße Flecken; Rücken braun mit großen, weißen, etwas rostfarbig gesäumten Flecken; Schwingen braun, am Außentrand weiß gefleckt; Gesicht grauweiß, mitten durch den Schleier ein schwarzbrauner Bogen; Kehle und Brust dunkelbraun mit rostförmlich-weißen Federsäumen; die übrige Vorderseite grauweiß, unregelmäßig braun und grau gefleckt. Schnabel kräftig und stark gekrümmt, horn-gelb; Wachs-haut trüb-gelb, Nasenlöcher runderlich, Bartborsten lang und schwarz. Iris lebhaft gelb; Krallen schwarz-grau, stark gebogen und sehr spitz. Männchen etwas geringer, sonst sind beide Geschlechter äußerlich nicht voneinander zu unterscheiden. Das Steinkäuzchen ist ein dem Volke wohl-bekannt, vom Aberglauben mit scheuem Interesse betrachteter, vom Naturfreund gern gesehener Gast. Seine höchst drohigen Gebärden, die postierliche Gestalt, im aufgeblasenen Gefieder fast so rund wie eine Kugel, gestützt von den langen, dünnen Fängen, geben dem stets beweglichen Tierchen ein lächerliches Außere, mit welchem es in gezähmten Zustande seinem Pfleger viel Spaß macht. Bald duckt es sich zusammen, bald fährt es hoch auf, um sogleich wieder tiefe Verbeugungen zu machen. Zwar jagt das Steinkäuzchen am liebsten und

muntersten in der Dämmerung, versteht es aber auch am Tage recht gut und äugt und vermindert dabei sehr scharf, so daß es ein Vindglied zwischen Tag- und Nachtseulen ist.

Verteilung, Lebensweise.

Mittel Europa, bis etwa 57° nordwärts; in Deutschland fast überall bekannt, in Ostpreußen jedoch sehr vereinzelt vorkommend. In Montenegro, Bulgarien sehr häufig; auch in Griechenland häufig mit der südlichen Abart zusammen. In den Mittelmeerländern wird der St. durch eine nahe verwandte Art (*A. glaucus*) vertreten. — Große Baumgärten mit alten, löcherigen, schattigen Bäumen, alten Koppweiden besonders, Felsenpalten, alte Bauwerke, ja selbst Kaninchenbaue sind seine beliebten Schlupfwinkel und Horstplätze; große Waldungen bergen ihn nicht. Einen eigentlichen Horst baut der St. nicht; im April oder Mai werden in eine kleine Vertiefung ohne besondere Vorkehrungen 4 bis 5 runde, weiße, 34 : 28 mm große Eier hineingelegt und in etwa 16 Tagen ausgebrütet. Das Weibchen sitzt so fest auf den Eiern, daß es sich beinahe greifen läßt. Die weiß und braun gefleckten Jungen werden mit Insekten, Würmern, Vögeln (Sperlingen, Lerchen) usw. aufgefüttert und bleiben noch, wenn sie flugbar sind, bei den Alten, so daß im Spätsommer ganze Familien beisammen sind und sich bei Eintritt der Dämmerung mit ihrem lauten „Kuit kuit“ zusammenrufen, was der Aberglaube mit „komm mit, komm mit auf den Kirchhof“ überlegt. Allerdings raubt das Steinkäuzchen manchen Sperling und kleinen Singvogel, mehr aber allerhand schädliche Tiere, viele Nachtfalter, die es in der Dämmerung fängt; es ist deshalb ein nützlicher, zum wenigsten gewiß harmloser Vogel. Die Jagd auf diese kleine Eule bietet nichts Interessantes; sie wird, namentlich im Süden, häufig an Leimruten gefangen und dann zum Anlocken oder Fangen kleiner Singvögel benutzt, die bei ihrem Anblick zahlreich und zeternd herbeistreichen und an den für sie aufgesteckten Leimruten kleben bleiben. —

2) **Sperlingssäuz** (*Glaucidium passerinum* [L.], *Strix passerina* L., *St. acadica* Gmel.; Zwergkäuz, atlatische Eule). Länge (W.) 16 bis 18 cm, Breite 30 cm, Stoß 6, Schnabel 1,2, Lauf 1,5, Mittelzehe und Innenzehe 1,1, ihre Krallen 1,1, Hinterzehe mit Kralle 1,9 cm. Schleier undeutlich, nur am Außenrande des Auges vorhanden, weiß mit 3 kleinen, dunklen Bändern; Auge hellgelb, Schnabel horngeblich. Gefieder dicht anliegend. Die schon durch ihre kleine Gestalt genügend gekennzeichnete Eule ist auf der ganzen Oberseite braun mit weißen

Punkten und Flecken, besonders auf dem Kopfe, und hat 4 bis 5 schmale, weiße Queränder auf dem Stoße; die ganze Vorderseite weißlich mit dunkelbraunen Längsflecken; Krallen schwarz. 3. Schwinge die längste. Das Zwergkäuzchen streicht schnell und geschickt im Sonnenlicht wie in der Dämmerung, schlägt kleine Vögel und Mäuse und ist nur wegen seiner kleinen, niedlichen Gestalt bemerkenswert, für den Jäger, den es nicht schädigt, von geringerem Interesse. Seine Heimat sind dunkle Waldgebirge, seltener ebene Wälder; in Nordeuropa (Rußland) gemein, häufiger in Ungarn, Galizien, den Karpathen und Alpen. In Ostpreußen und deutschen Mittelgebirgen seltener Brutvogel. Der Sp. wird vielfach mit dem Steinkäuzchen verwechselt. Horst in Baumhöhlen; die 3 bis 4 Keimen, zierlichen, rundlichen Eier sind weiß und messen etwa 30 : 25 mm. Brutzeit Ende April. —

3) **Kauhfußkäuz** (*Nyctale tengmalmi* Gmel.; Tengmalmskäuz). Länge (W.) 25 bis 27 cm, Breite 55 cm, Stoß 10 bis 11, Schnabel 2,1, Lauf 2,5, Mittelzehe 2,2, ihre Kralle 1,1, Innenzehe 1,7, ihre Kralle 1,2 cm. Der K. ist dem Steinkäuz so täuschend ähnlich, daß er oft mit ihm verwechselt wird; das sicherste Unterscheidungsmerkmal sind seine dicht befiederten Fänge, wogegen der Steinkäuz fast ganz nackt und nur mit einzelnen Vorstichen besetzte Fänge hat; der Stoß ist um 2,5 bis 3 cm länger als die zusammengelegten Flügel, beim Steinkäuzchen kaum um 1,5 cm. Die beiden Dhröffnungen sind verschieden groß. Über den Augen stehen die Federn so dicht, daß sie wie ein Büschel aussehen. Oberseite fahlbraun mit großen, weißen Flecken; auf dem Stoße 5 bis 6 weiße Querreihen; auf den oberen Flügeldecken meist vier runde, weiße Flecken. Vorderseite weiß mit fahlbraunen Flecken. Fangbefiederung weiß. Der junge Vogel vor der ersten Mauser ist düster braun, nur Bauch und Fänge haben einen graugelblichen Ton. 3. Schwinge die längste. An den Krallengliedern zwei nackte Schildböden; Sohlen graugelblich, nackt, warzig. Seine Verbreitung mit Sicherheit anzugeben, ist wegen der immer noch vorkommenden Verwechslung mit dem Steinkäuzchen sehr schwer. Standvogel in Skandinavien (bis zum Polarkreise), Rußland (Livland, Uralwälder, bei Sarepta, Charkow, Drel usw.). In Deutschland ziemlich seltener Brutvogel, in Ostpreußen (sehr selten, auf dem Herbstzuge häufiger), Schlesien, den Rheumark und nördl. Teil der Udermark, Oldenburg, im Harz, Thüringewald, stellenweise in Münsterland, Elsaß-Lothringen, Agr. Sachsen, in Württemberg; auch in Bayern selten. Brutvogel in den gebirgigen Gegenden

Nord- und Ost-Ungarns, den nördl. Karpathen, in Galizien; Standvogel in Mähren, Steiermark, Schweiz; brütet auch in Bulgarien, in den spanjölischen Pyrenäen, größeren Wäldern Frankreichs, Norditalien, Nordgriechenland. Er brütet im April-Mai, etwa 18 bis 20 Tage lang, zeigt große Anhänglichkeit an seinen Stand- und Brutplatz. Waldvogel, liebt dichte Nadelholzwälder mehr als Laubhölzer, seltener in Gebäuden (im Gegensatz zum Steinlauz). Die 4 bis 6 Eier (33 : 26 mm) sind weiß und glatt, also denen des Steinlauzens ähnlich. Er ist sanfter als der Steinlauz und leichter in der Gefangenschaft zu halten. Auch sein Flug ist leichter und wiegender als der des St. Seine Stimme ähnelt der der Waldohreule, ist nur etwas höher. Nahrung: Alle Räufearten, kleine Vögel, größere Insekten, im Norden auch Lemmings.

4) Sperber-eule (Surnia ulula [L.], Strix nisoria Naum.). Länge (W.) 40 cm, Breite 75 cm, Stoß bis 20,5 cm, Schnabel 2,5, Lauf 3, Mittelzehe 1,9, ihre Krallen 1,2, Innenzehe 1,6, ihre Krallen 1,7 cm. Um die Augen ein dunkler Rand; in der Ohrgegend je ein halbmondförmiger, schwarzbrauner Streifen. Kopf nur mäßig stark; 3. Schwinge die längste. Das Hauptkennzeichen dieser Eule liegt in der trübweißen, braun gebänderten, sperberartigen Zeichnung des Unterleibs, welche keine andere Eule hat, sowie in den kurzen Flügeln, welche etwa in der Mitte des stark fleisförmigen Stoßes abschneiden. Letztere braun mit neun schmalen, weißen Querbändern. Oberleib, Scheitel- und Nackenfedern, sowie Rücken braun mit weißen Flecken, auf den Schultern mehr weiß als braun; Schwingen braun mit weißen Querbinden. Kinn und Kehle weißlich, letztere von einem schwarzbraunen Band eingefasst. Schnabel horngelb, Iris lebhaft gelb. Der junge Vogel ist dem alten ähnlich, doch sind die Farben undeutlicher, namentlich auf dem Rücken. Die Sp. ist zwar ein nördlicher Vogel, geht aber nicht über die Nadelholz- und Birkenregion hinaus. Bei uns erscheint sie nur als gelegentlicher Gast und kann, da sie wenig scheu ist, leicht erlegt werden. In Ostpreußen kommt sie einzeln in jedem Winter, zuweilen sogar ziemlich häufig vor und soll auch manchmal dort brüten (?). Sie hält an dem einmal gewählten Platze äh fest. Die Sp. horstet in Baumhöhlen, auf einfacher Unterlage von Gras oder faulem Holz, legt 6 bis 8 Eier, welche weiß, etwas gestreckt und 40 : 30 mm groß sind. Sie streicht und taubt am Tage; ist dem Sperber in ihrem Äußeren sehr ähnlich, doch erkennt man sie sofort an dem dicken Eulenkopf. Ihr Haupttraß sind Räufe; doch fängt sie auch Vögel (Trosseln),

im Norden die Schneehühner sehr eifrig. Sie ist sehr dreist, kößt dem Kletterer, welcher ihren Horst bedroht, nicht selten nach dem Kopfe, greift Hunde an und verlust dem Jäger das geschlossene Fuhrt fortzuschleppen. Bei diesen Gelegenheiten kommt sie zu Schuß und lehrt selbst nach einem Fehlschuß auf die verhängnisvolle Stelle zurück.

5) Schneeeule (Nyctea nyctea [L.], N. scandiaca Rehw., Strix nyctea). Länge (W.) 65 bis 70 cm, Breite bis 149 cm, Stoß 24, Schnabel 3,3, Lauf 6, Mittelzehe 3,7, ihre Krallen 3, Hinterzehe mit Krallen 4,8 cm. Die Männchen sind oft bedeutend geringer. — Die Horstungen sind graubraun; Gesichtschleier ist jedoch weiß, ebenso Unterflügel und Laufbefiederung. Mit dem Wachsen der Federn wird das Dunenkleid weißer; das helle Jugendkleid ist graubraun gewellt; je älter die Eule wird, desto weißer wird sie, zuletzt ist sie ganz weiß und stellt mit den feurigen, goldgelben, von schwarzen Eibern umgebenen Augen einen außerordentlich ansprechenden Vogel vor. Der schwarze Schnabel verschwindet fast in dem weißen Flaum des Schleiers, und die Fänge sind gleichfalls so dicht von den langen, weich zerstückelten Federn eingehüllt, daß die Zehen und schwarzen Krallen kaum sichtbar sind. Das übrige Gefieder ist jedoch, wie bei allen Tagewulen, härter als das der Nachtewulen, ihr Flug daher nicht leise, sondern tauchend; der Kopf verhältnismäßig klein; 3. Schwinge die längste. Aber den Augen sehen ganz kleine, kaum bemerkbare Federbüsche (Ohrfedern), welche die Sch. eigentlich den Ohrenleuten zugesellen oder als Übergang von diesen zu den Kräuzen hinstellen. Die Sch. ist ein den hohen Breitengraden Europas, Asiens und Amerikas angehöriger Vogel, ein echter Charaktervogel der Tundren, der großen, öden Moossteppen des Nordens. Sie zieht wohl insolge von Mangel an Fraß nach Süden und erscheint dann in schwächeren Flügen in Deutschland, so z. B. regelmäßig in Ostpreußen (als Brutvogel jedoch hier noch nicht mit Sicherheit nachgewiesen) und den Ostseeprovinzen; vereinzelt in Helgoland, Westpreußen, Pommern; sie verstreut sich bis nach Böhmen hinein. Im schneereichen Winter 1892 wurde eine Sch. längere Zeit in der Kgl. Oberförsterei Lüß nördlich Celle, 1888 auch bei Helmstedt (Braunschweig) beobachtet. Gemein ist sie in Grönland; auf Island und den Färöer ist sie nur unregelmäßiger Wintergast. Auf Nowaja-Semlja nicht selten; auf Spitzbergen scheint sie nicht zu brüten. Ihres Wildbrets und ihrer Eier wegen wird ihr von den Bewohnern des hohen Nordens sehr nachgestellt. Im Juni horstet die Sch., wobei sie, wie alle Eulen, mit den Vorsetzungen wenig Umstände macht

und in irgend einer kleinen, mit Gräsern und Federn ausgelegten Vertiefung 5 bis 6, ja bis 10 Eier, aber in solchen Zwischenräumen legt, daß in einem Horst bebrütete Eier, Dünenjunge und fast flugbare Geschwister angetroffen werden, eine Eigentümlichkeit, welche auch die Schleiereule hat. Die Eier sind reinweiß, feinkörnig, bald ründlich, bald etwas gestreckt und 57 : 45 mm groß, den Uhuereiern nicht unähnlich. Das Männchen hält beim Horst Wache, warnt das Weibchen durch lautes Kreischen, worauf dieses sofort abstreicht, greift aber den Feind, besonders Hunde, so hartnäckig an, daß es dabei zu Schuß kommt; sonst ist die Sch. sehr scheu und vorsichtig. Ihr Raub besteht aus Falen, Eichhörnchen, Ratten, besonders Lemmingsen, Mäusen, Schneehühnern und Wassergeflügel. Auch Fische fängt sie sehr geschickt. Frisch gefallenes Wild verschmäht sie nicht, dagegen altes Ras. Ihr Gesicht und Gehör sind sehr scharf, und als echte Tageule streicht sie, wie jeder andere Tagraubvogel, unbeirrt in den hellsten Sonnenstrahlen. Ihre Stimme ist ein kreischendes Wollen, das sie oft hintereinander ausstößt. Wie ausdauernd ihr Flugvermögen ist, geht daraus hervor, daß sie auf offener See, 200 Seemeilen von Newfoundland, beobachtet wurde. Sie wird in der Gefangenschaft zwar nie ganz zahm, hat aber einigemal erfolgreich gebrütet.

Die Jagd auf die Sch., als einen der Jagd schädlichen Vogel, bietet wenig Interessantes. Da sie sich gern auf frei gelegenen Ortlichkeiten aufhält, ist ihr schwer bezukommen; sie soll sich im Fahlreisen fangen. Die z. B. in Ostpreußen im Winter vorkommenden jungen Sch. sind mit der Büchse ziemlich leicht zu erlegen. —

6) Waldkauz (*Syrnium aluco* L., *Strix aluco* Naum.). Länge (W.) 40 bis 42 cm, Breite 94 cm, Stoß 20, Schnabel 3,5, Lauf 5,2, Mittelfeße 2,8, ihre Krallen 2,1, Hinterzehe mit Krallen 3,3 cm. Der W. gehört unsern bekanntesten Eulen an. Schleier grau, von glänzend weichen, braun gefleckten Federn eingefast; Oberseite braun mit rostfarbenen oder grau mit schwärzlichen Flecken, Punkten und Linien; längs der Flügel je eine Reihe weißer Flecken; Schwingen schwärzlich und rötlich quergebändert, ebenso der abgerundete Stoß. Unterseite weiß mit langen Schaftstreifen, an welche sich Quertzeichnungen anschließen; Schnabel horngrau; Krallen braun; Befiederung der Fänge grau mit kleinen, braunen Wellen. 4. Schwinge die längste. Kopf und Hals so dick wie der Rumpf, das Gefieder seidenweich, wie bei allen Nachteulen. — Verbreitung: Europa (in Ostpreußen häufiger Brutvogel, im weiteren Osten seltener) bis einschl. Spanien

und Griechenland (dort schon seltener); Südwestasien und Nordafrika. In Deutschland ist der W. Stand- und Strichvogel. Er streicht den Mäusen nach und wird sich gewiß einstellen, wo diese sehr zahlreich auftreten. Zwar weiß er sich den Umständen anzupassen, doch ist er vornehmlich Wald- oder doch Parkvogel, der sichere Mieter aller hohlen Bäume; gänzlich baumlose Heiden, Brucher und Märchen überläßt er der Sumpfohreule und findet sich dort kaum. Er ist jedoch schon am klaren Herbsttag in Kartoffel- und Rübenseldern sitzend beobachtet worden. Menschliche Niederlassungen, wenn nur schattige Bäume in der Nähe sind, verwirrt er ebenfalls nicht als Quartier und findet selbst in verlassenem Kaninchen- und Fuchsbauen gelegentliches Unterkommen. Der W. brütet sehr früh, meist legt das Weibchen schon im März auf den Eiern. Gelege vom W. sind in alten Raubvogel- und Krähenhorsten, in Erdböchern (Röhre eines alten Dachbäues) wie in Scheunen und auf Hausböden gefunden worden. Obi. Menzel-Braunschweig fand in einem alten Mäusebussardhorste das Gelege eines W.; er wurde erst dadurch aufmerksam, daß ein Eichelhäher auf dem Horstrand stand und unter lautem Geschrei auf den Waldkauz einhieb; auch später, als der Kauz schon Junge hatte, wurde diese Störung durch Häher noch beobachtet. Die 2 bis 4 (seltener 5) Eier liegen oft auf dem bloßen faulen Holz, sehen dadurch ganz schmutziggelblich aus, sind fast rund, gegen 46 : 38 mm groß und werden in etwa 28 Tagen ausgebrütet. Die sehr häßlichen Jungen haben einen eigentümlich knirschenden Ton, mit dem sie den strapazierenden Eltern ihre Unwissenheit verraten, wenn sie dem engen Quartier vorzeitig entfallen sind.

Der W. sucht stets einen bestimmten Baum (Gewöllbaum) auf, von dem er seine Gewölle auspfeilt. Sein etwas unheimlicher Ruf klingt wie „kuit kuit kuit“, dem ein weiterschallendes „Du hu hu hu“ folgt, was namentlich zur Horstzeit die stille Nacht belebt. Den Tag verschläft er im dichten Laub hart am Stamm und wird leicht übersehen; muß er abstreichen, so geschieht dies schwankenden Fluges, wobei er häufig gegen Stämme, Äste usw. anstößt. Er ist ein höchst eifriger Mäusevertilger, von denen zahllose seinem ewig regen Appetit zum Opfer fallen. Er tröpft außerdem Frösche, Käfer, Raupen usw. und sogar Fische, stellt aber auch den Vögeln (Eperling, Buchfink, Singdrossel, Schwarzamsel, selbst Feldhühnern) eifrig nach, besonders Restlingen; greift schlafende Raubvögel an, und weniggleich er einer gewissen Schonung sehr würdig ist, so dulde man ihn doch nicht bei Fasanen- und ähnlichen Ge-

hegen, lasse auch keine Vögel in Bauern über Nacht draußen hängen, wo man ihn zu erwarten hat, da er sie sehr gefährdet. An anderen Ortschaften stelle man ihm jedoch nicht nach. — Der W. wird in der Gefangenschaft sehr zahm.

Die Jagd auf diesen zur Staffage alter Baumleichen gehörenden Dickkopf ist nicht schwer, da er leicht beschlichen werden kann; sehr sicher kommt er auf das Mäuseritzen herbei und oft in unmittelbare Nähe des Lockenden. Man hat den W. statt des Uhus auf der Krähenhütte zu verwenden gesucht, da er zu den verhasstesten Eulen gehört und von den Waldbögeln sogleich heftig angegriffen und verfolgt wird, wo er sich nur bliden läßt. Indefsen sind die Erfolge doch hinter den Erwartungen zurückgeblieben; denn die starken Vögel beachten ihn zu wenig, und er selbst drückt sich zu ängstlich zusammen, um weithin bemerkt zu werden.

7) *H a b i c h t s e u l e* (*Syrnium uralense* Pall., *Strix uralensis* Gmel.). Länge (W.) 68 cm, Breite 120 cm, Stoß 32, Schnabel 4, Lauf 5,5, Mittelzehe 3,6, ihre Krallen 2,2, Hinterzehe mit Krallen 4,1 cm. Der große Schleier besteht aus schwarzkästigen, grauen, lose zerschlossenen, aber harten Federn, die das große, schwarzgraue Auge rundum einfaßen. Schnabel und Wachsahaut horn gelb, Krallen horngrau mit schwarzen Spitzen; die Flügel bedecken in der Ruhe den langen, keilförmigen Stoß etwa zur Hälfte. Der Schleier ist rundherum von glänzend weißen, braun gefleckten und punktierten Federn eingefast und von einer solchen Federreihe vom Scheitel nach dem Schnabel geteilt. Scheitel und Kaden gelb mit breiten, braunen Schaftstreifen, Stoß dunkelbraun und hellbraun gebändert mit weißlichen Flecken, die ganze Vorderseite gelblich-weiß mit schwarzbraunen Längsstreifen; Fänge ebenso, doch ohne schwarze Zeichnung. Die 4. Schwinge ist die längste; die 1. und 2. sind gefägt. Das Dunnenkleid anfangs hellgrau, später graubräunlich, unterseits fein schmelz. Das Jugendkleid ist fast ganz dunkelbraun, Unterseite hellbraun. Lauf und Zehen grau. Keine Eule von dieser Stärke hat solche Färbung, und beachtet man noch die dunklen Augen und kurzen Flügel zum langen Stoß, so ist jede Verwechselung ausgeschlossen. Die *H.* gehört teils dem nordöstlichen Europa an (vom Uralgebirge, wo sie sich weit nach Asien hinein verbreitet), teils dem südlichen und südöstlichen, wie Österreich-Ungarn, Kärnten, Nordserbien, Karpathen, österr. Alpen. Sie ist in Schweden und Norwegen Brutvogel bis zum 66. Breitengrad, brütet auch vielfach in Ostpreußen (in 6 staatlichen Revieren 70 bis 80 Paare, z. B. Oberf. Kraniichbruch, Regb.

Gumbinnen, und im Fächingswalde, Regb. Königsberg), wo sie gemischte Bestände mit bruchigem Gelände, namentlich Erlen- und Eschenbrüche, besonders liebt; reine Nadelholzbestände meidet sie, da sie beim Brüten freie Aussicht verlangt. Sie legt ihre 2 bis 5 Eier (48,7 : 42,3 mm) vorzugsweise in Baumhöhlen, im Gebirge in Felspalten, auch in alte Bussardhorste, Eichtäggenobel, aber ohne jede Unterlage. Die weißen, runden Eier werden durch Liegen auf faulem Holz unten sehr schmutzig. Wird ihr das Gelege genommen, so brütet sie meistens in der Nähe der alten Horststätte nochmals, aber stets weniger Eier aus. Brutzeit März; Dauer etwa 4 Wochen. Sie sitzt sehr fest auf den Eiern. Die Jungen begleiten die Alten schon auf ihren Abendausflügen, wenn sie noch nicht ganz ausgewachsen sind, bleiben bei Tage aber stets im Horst, wo sie sehr reichlich mit Fraß versehen werden. In dieser Zeit streicht die *H.* auch am Tage auf Raub, sonst mehr des Abends bzw. in der Nacht. In Ostpreußen ist die *H.* nur Waldbogel. Sie verteidigt ihre Brut sehr energisch gegen Mensch und Tier (namentlich Krähen), und auch die Jungen sehen sich bald tapfer zur Wehr. Der Ruf der Alten ist ein dumpfes, langames Wellen „Chumb echumb echumb“, während die Jungen pfeifende Töne von sich geben. Die *H.* ist ein sehr dreister, kräftiger Raubvogel, der ihm gleichstarke Tagraubvögel ohne weiteres mit Erfolg annimmt; sie schlägt zwar auch Eichtäggen und Mäuse, stellt aber meist dem Wild (Hasen, Fasanen, Witz- und Haselhühnern, Schnepfen) nach, so daß sie in größerer Anzahl der Jagd gefährlich wird. Alte *H.* sind sehr scheu; jung eingefangene werden jedoch zahm. Jagd am leichtesten zur Paarzeit, wo sich die *H.* durch ihr lautes „Hu hu“ verrät, am Horst.

8) *L a p l a n d s e u l e* (*Syrnium lapponicum* Retz., *Strix lapponica* Naum.; *Lapponlandskauz*, *Barteule*, *Bartkauz*). Länge (W.) 64, Breite bis 140 cm, Stoß 31,5, Schnabel 3,9, Lauf 7,7, Mittelzehe 3,5, ihre Krallen 2,6, Innenzehe 2,8, ihre Krallen 2,7 cm. Gesamtfärbung ein dühteres Grau, hervorgerufen durch seine, dicke, schwarze Längs- und Querszeichnungen auf hellgrauem Grunde. Um die gelben Augen schwarze Ränder, dann über dem ganzen Gesicht viele dicke, schwarze Kreise; am Kinn ein großer, schwarzer, bartartiger Fleck. Die *L.* ist ohne Zweifel die auffälligste Form des ganzen Eulengeschlechts. Der ungeheure Kopf mit den kleinen, wie von schwarzen Augenbrauen begrenzten, glühenden Augen, der lange, schwarze Bartfleck, die lange, wie aus Spinnengeewebe bestehende, trauerfarbige Befiederung geben dieser starken Figur etwas wahrhaft Dämonisches. Die

5. Schwinge ist die längste; die ersten 3 stark gefägt. Die zusammgelegten Flügel um etwa 7 cm kürzer als der Stoß. Die Bartteile ist ein Vogel des nördlichen Europa (Nordfinnland, Nordrussland), südlicher als Litauen und Polen wurde sie nicht e. legt und auch dort schon sehr selten. Sie legt im Mai 2 bis 5 (doch auch 6 oder nur 3) Eier, welche weiß, matt glänzend, porös, oval und durchschnittlich 53 : 24 mm groß sind. In guten Mäuse- und Lemmingsjahren scheint das Fortpflanzungsvermögen der E. ein sehr starkes zu sein; denn man fand wiederholt eine Anzahl Junge von gleich vorgeschrittener Entwicklung neben einer anderen Zahl von auffallend geringerer Entwicklungsstufe in ein und demselben Horste; auch legte die L. nach dreimaliger Wegnahme der Eier kurz vor dem Brüten auch noch zum vierten Male ein neues Gelege. Die Dunenjunges sind oben grauweiß, unten ganz weiß. Man hat die Brut in Baumhorsten (Kabelholz), auch in Baumhöhlen (?), in alten Horsten des Raufußbussards gefunden. Die L. schlägt zwar viel kleine Mager, aber auch Hasen und besonders Schneehühner, vielleicht auch Fische. Sie steht in ihrer Lebensweise zwischen den Tag- und Nachteulen und soll ein sehr scheuer, schwer zu schießender Raubvogel sein.

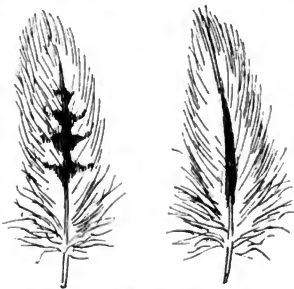
III. Unterfamilie: Chreulen (Buboninae).

Größere oder kleinere Ohrseulen; Schleier unvollständig; Augen gelb bis rotbraun.

1) *Zwergohreule* (*Pisorhina scops* [L.], *Scops zorca* Sav., *S. aldrovandi* Willug.). Länge (W.) 19 bis 21, Breite 48 bis 50 cm, Stoß 6, Schnabel 1,5, Lauf 2,8, Mittelzehe 1,7, ihre Krallen 0,9 cm. Die spitzen Flügel überragen den abgerundeten Stoß; nur die langen Räufe sind besiedert, die Fehlen gänzlich nackt; der Schnabel und die Krallen hell hornfarbig; Iris lebhaft gelb; die Federohren stehen an den Scheitelseiten ziemlich weit ab. Diese Kennzeichen sowie die eintönig erdbranne Färbung dieser kleinen Ohreule, die mit den sehr feinen dunklen Zeichnungen mehr an einen Wendehals oder eine Nachtschwalbe erinnert, als einer Eule ähnlich sieht, machen jede weitere Beschreibung müßig; es gibt eben nur eine so kleine und so gefärbte Ohreule. Die ♂. ist in England und Norddeutschland (in der Romintener Heide 1893 einmal erlegt, in Hannover, Hamburg, Helgoland, Lothringen, Rhön, Lausitz beobachtet) sehr selten, in Luxemburg und Frankreich häufiger; in Böhmen, Ungarn und Galizien Brutvogel; auch in Siebenbürgen, Steiermark und Tirol; kommt in Spanien, Portugal, Sizilien, Malta, Griechenland (A. zos) vor bis nach Ägypten, Aethiopien. Sie ist Zugvogel (Oktober-April) und ein echter Waldvogel, der in alten, hohlen Bäumen,

Felslöchern und altem Gemäuer, nur ausnahmsweise im Gehalt verädeter Gebäude, brütet. Die ♂. schläft am Tage zusammengekauert auf einem Aste, meist dicht am Stamme; nur ungern streicht sie am Tage. Sie legt Ende Mai ihre 4 bis 6 kleinen, reinweißen, runden, matschigen Eierchen, welche gegen 30 : 27 mm messen und in etwa 3 Wochen ausgebrütet werden. Kleine Mäuse, auch Vögel, Insekten, besonders Nachtschmetterlinge sind ihr Fraß. Ihre Stimme klingt wie „Giu giu“, besonders während der Paarzeit. Im ganzen wird sie selten beobachtet. Sie fällt wenig auf, wird meist für einen Astauswuchs gehalten, ist aber, da sie nicht scheu ist, leicht zu schießen. Sie wird in der Gefangenschaft sehr zahm.

2) *Waldohreule* (*Asio otus* L., *Otus vulgaris* Flem., *Strix otus* Naum.; gemeine Ohreule, Horneule). Länge (W.) 36, Breite 90 cm, Stoß 15,5, Schnabel 2,5, Lauf 4,5, Mittelzehe 2,5, ihre Krallen 1,7, Hinterzehe und Krallen je 1,5, Ohrbüschel 5 cm. Auf der Oberseite ist sie vorherrschend braun und gelbbraun gefleckt und gewässert, auf der Unterseite rostgelb mit dunklen Längsstreifen. Am etwas helleren Bauche sind die Längsstreifen meist noch quer gestrichelt, was bei der Sumpfohreule niemals der Fall ist. Um den inneren Halbkreis der Augen zieht sich ein schwarzer Federbogen, auf den Augenbrauen ein weißer Streifen, Schleier grau-



2. Brustfeder der Wald- und Sumpfohreule.

gelb, fein zerfächelt, mit lebhaft weiß und schwarzbraun gefleckten Randfedern eingefasst. Es gibt keine andere Eule von der genannten Stärke mit so langen, aus 6 Federn bestehenden und stets aufrechten, dunklen Ohrbüscheln. Die Männchen sind etwas geringer und schlanker als die Weibchen und diese etwas dunkel-

grauer und verwischter im Gefieder; Jugendkleid mehr alchgrau. Die Fortjungen haben grauweiße Dumen, auf welchen bald bräunliche, wellenförmige Zeichnungen zum Vorschein kommen, und sind unbeschreiblich häßlich, werfen sich bei der Annäherung eines Feindes sogleich auf den Rücken und strecken ihre starken, spitzen Fänge drohend entgegen. 2. Schwinge die längste. Iris orangegeb. Die W. ruft wie „Höuu-uk“ oder auch „Bumb“. — Aufenthalt: Europa (in Scandinavien, Finnland bis 63°, im Ural bis 59°), Nord- und Mittelasien, Nordafrika. In Deutschland sehr häufig. Sie fehlt nirgends, wo Waldbäume sind, gleichviel ob im Gebirge oder Flachland. Je nach reichlichem oder mangelndem Fraß ist sie Stand-, Strich- oder Zugvogel und erscheint plötzlich in ganzen Flügen, wo zahlreiche Mäuse vorhanden sind. Sie legt oft schon Anfang, meist jedoch erst Mitte März ihre 4 bis 6 weißen, runden Eier, von 40 : 33 bis 43 : 31 mm messenden Eier, am liebsten in einen Raubvogel- oder Krähenhorst, ausnahmsweise in Baumhöhlen, und brütet sie in etwa 28 Tagen aus. Wird ihr das Gelege genommen, so zeitigt sie ein zweites, selbst ein drittes Gelege. Sie soll in guten Mäusejahren ausnahmsweise auch zweimal brüten. Das Männchen versorgt während dieser Zeit das Weibchen reichlich mit Fraß, nachher mit diesem gemeinschaftlich die Jungen, und ist überhaupt ein sorgloser Hüter und Wächter, füttert auch, wenn das Weibchen verunglückte, die Brut allein auf; ist von dieser eins aus dem Horst gefallen, wie häufig geschieht, so zücht es in Zwischenträumen wie „Chi-chi-chi“, um von den Alten besser aufgefunden zu werden. Im Zorn faucht die W. wie eine Katze, knappt mit dem Schnabel und vermag ihr Gesicht fast rundum zu drehen. Auch kratzt sie wie der Uhu mit den Flügeln, indem sie mit ihnen unter dem Leib zusammenschlägt. Die W. tröpft Maulwürfe, Ratten, Frösche, Insekten, besonders aber Mäuse, und räumt ganz gewaltig unter ihnen auf. Nimmt sie daher auch gelegentlich einen Vogel, selbst ein Huhn, so steht sie doch als ein so vorwiegend nützlicher Vogel im Naturhaushalt da, daß ihr zweckloses Töten unverantwortlich ist. Am Tage schläft sie so fest, daß sie leicht betödelichen werden kann, und streicht, wenn erwacht, erst nach einigem Besinnen ab, so daß sie sehr leicht zu scheißen ist. Auf dem Zuge bloden oft mehrere schlafend dicht aneinander. Wenn ein Schuß auf solches Zielobjekt Freude macht, mag sich daran ergöhen, zu den Weidmannshüden gehört er aber sicher nicht. In Fallen ist die W. auch oft gefangen worden. Wenn sie Gefahr merkt, macht sie sich dünn und brückt sich fest an den Stamm oder

Ast, wobei sie zu ihrem Heil meist übersehen wird.

3) *Su m p s o h r e u l e* (*Asio accipitrinus* Pall., *Otus brachyotus* Forster, *Strix brachyotus* Gmel.). Länge 37, Breite 106 mm, Stoß 16, Schnabel 2,7, Lauf 4, Mittelzehe 2,8, ihre Kralle 1,7, Innenzehe 2,2, ihre Kralle 1,7 cm. In der Färbung ist die E. der Waldbohreule ähnlich, doch die gesamte dunkle Längszeichnung breiter, die Fledung stärker und vor allem die starken Schaststreifen der Unterseite ohne Querwellen. Die Vorderseite geht bei nicht wenigen Exemplaren in Gelbweiß ohne Längszeichnung über. Iris hellgelb; das Auge aber ist etwas kleiner, von breitem, schwarzem Rand umrahmt und gibt ihr ein sehr ansprechendes, kluges Gesicht. Die nur aus 2 bis 4 kürzeren Federn bestehenden Ohrbüschel sind sehr klein, kaum 2 cm lang, über den Augen rückwärts gebogen, ziemlich nahe aneinander gestellt. Die Eigentümlichkeit der Eule, die Büschel oft, nach dem Verenden stets, so niederzulegen, daß sie gar nicht zu sehen sind, hat zu vielen Verwechslungen Anlaß gegeben; man kann die Büschel aber sofort erkennen, wenn man die Scheitelfedern nach vorn streicht. 3. Schwungfeder die längste; die 1. und 2. deutlich, die folgenden weniger gefägt. Im Streichen unterscheidet sich die Sumpfohreule dadurch, daß sie am Tage behender ist, besonders auffällig aber durch ihre Liebhaberei, senkrecht aufzufsteigen und sich ebenso herabzulassen. Aufenthalt: In allen Erdteilen außer Australien (im Winter zieht sie jedoch bis zu den Karolinen und Sandwich-Inseln) vom Eismeer (70°) bis in den Sudan und von Westeuropa bis nach Japan. In Deutschland hauptsächlich in den Niederungen (von Holland bis Ostpreußen, hier jedoch unregelmäßiger, seltener Brutvogel, auf dem Herbstzug aber massenhaft). Sie liebt große Heideflächen, Sümpfe und Moore mit Binsen, Niedgräsern und Schilf, daher sie gelegentlich der Bekassinenjagd von den Hundsn ausgefördert oder, wenn sie zum Aufstehen nicht Lust hat, verbellt wird. Zur Herbstzeit lißt sie gern in Kartoffel- und Kohlseldern (Kohleule). Sind Mäuse genug vorhanden, so bleibt sie auch im Winter bei uns, andernfalls und besonders bei vielem Schnee zieht sie wie die Waldbohreule in starken Jügen bis nach Afrika. Auf den angegebenen Ortlichkeiten, unter einem Strauch, Binsens usw. Büschel findet man im April/Mai meist vier, ausnahmsweise mehr Eier, 40 : 30 mm messend, weiß, gestreckter und kleiner als die ganz ähnlichen der Waldbohreule. Die Eier werden in etwa 4 Wochen ausgebrütet. Die Jungen sind weißgrau, später mit bräunlichen Wellenzeichnungen, also denen der Waldbohreule

sehr ähnlich, zeigen aber wenig Spuren der Federrohren, sind jedoch sicher durch ihren Fundort zu bestimmen, da dort die der Waldohreule niemals angetroffen werden. Meist verschläft die E. den Tag, streicht aber auch am Tage und schraubt sich dann im hellen Sonnenlicht hoch auf, gaukelt umher und streicht gewandt davon. Sie wandert in Flügen bis zu 100 Stüd. Außerordentlich gefräßig, tröpft sie ausschließlich große Massen schädlicher Rager, ist also für den Naturhaushalt ein überaus nützlicher, dabei hübscher Vogel, dessen sanfte Stimme wie „Gääw-gääw“ klingt. Sie kann nach alledem kein Gegenstand der Jagd sein.

4) Uhu (Bubo bubo [L.], B. maximus Sibb., B. ignavus Reichw., Strix bubo L.; Schuhu, Auf).

Beschreibung.

Länge (W.) 64, Breite 160 bis 166 cm, Stoß 26, Schnabel 4,1, Mundspalte 4,5, Lauf 8, Mittelzehe 6,9, ihre Krallen 3,8, Innenzehe 5,4, ihre Krallen 3,9 cm. Das Männchen ist um 4 cm und mehr kürzer und entsprechend schwächer. Der U. ist ein sehr bekannter Vogel und sicher die vadendste Erscheinung unter allen Eulen; keine andere hat den unbeschreiblichen Ausdruck in dem feuerfarbigen Auge, dessen tief schwarze Pupille sich beim Atemholen deutlich verengt und erweitert. Der Kopf ist nur mäßig stark; Fänge mit kurzem, weichem Flaum dicht bedekt, so daß nur an dem unteren Giebel je zwei Schilber hervortreten. Die abgerundeten Flügel überragen die Mitte des geraden Stoßes; die dritte Schwinge ist die längste, die zweite und fünfte fast ebenso lang, die erste gleich der sechsten. Die zwei ersten Schwingen sind deutlich gefägt, die beiden folgenden nur schwach, die 2. bis 4. Schwinge am Außenrand verengt. Die unteren Stoßdecken erreichen fast das Ende des geraden Stoßes. Ohrbüschel seitwärts gebogen, beim Männchen etwa 9 cm lang, beim Weibchen kürzer. Der sehr kräftige Schnabel ist hornschwarz, sehr gekrümmt, mit hartem, spigem Haken, aber ohne Zahn; die schwarzen, glänzenden Krallen geben denen des Adlers wenig nach. Der Scheitel ist beim alten Weibchen braun, schwarz gestrichelt; Federbüschel schwarz mit roten Seitenfleden; Schleier rostbraun und schwarz punktiert, Bartborsten graugelb mit schwarzen Spitzen. Nacken rostbraun mit breiten, schwarzen Schaftstrichen und unregelmäßigen Fleden; Rücken und obere Stoßdecken rostgelb mit unregelmäßigen, schwarzen Querzeichnungen und Fleden. Der Stoß hat 5 bis 6 breite, braune und dazwischen bogenförmige, rostgelbe Binden. Rinn gelblich-weiß, darunter ein größerer weißer Keßlfled, welcher sich nach beiden

Seiten in schmale Streifen verlängert; Brust rostgelb mit breiten, schwarzbraunen Schaftstrichen und fein punktierten Querlinien, die sich nach unten hin verschmälern. Die rostgelben Fänge dunkel gestrichelt und punktiert. Die rostbraunen Flügeldecken sind mit verschiednen dunklen Zeichnungen bedekt; Schwingen braun und rostgelb gebändert. Das Männchen ist dunkler und stärker gefledt, von hellerer Grundfarbe, hat stärkeren Kopf und längere Ohrbüschel. Die jungen Vögel sind dunkler als die alten; die Dunenjungen sind weißlich mit rötlichen Wellen.

Verbreitung, Nahrung.

Der U. ist über ganz Europa verbreitet; er war früher weit häufiger anzutreffen als jetzt und würde bei uns schon ausgerottet sein, wenn nicht einerseits seine Scheu und die oft unzugängliche Brutstätte, andererseits seine Nützlichkeit als Luchvogel bei der Krähenhütte seine Vertilgung wenigstens einigermaßen verhinderten. Er verlangt große, zusammenhängende Waldungen oder Röhrichte; ob im Berg- oder Flachland, ist ihm gleich. In Mitteleuropa ist er Standvogel; die wandernden U. sind meist junge. In Deutschland ist der U. noch seltener Brutvogel, in Ostpreußen mit etwa 20 Horsten (bei Königsberg, in den großen masurischen Forsten, im Remelgebiet am häufigsten), Westpreußen (Kreise: Dirschau, Konitz und Schwes), Pommern, Westfalen (Bredelow), im Thür. Wald, Harz, Saale-Gebiet (Sachsen), bei Burgl (Meuß a. L.), Sachsl.-Weimar, Sachsl. Schweiz (Hohenstein u. Schulzengrund), und bei Schloß Waldeck a. d. Eder, in der Rheinprovinz, Oberpfalz, Württemberg, Hohenzollern, Baden, Franken (Bayern), im oberen Pegnitztal u. a. — In Böhmen war der U. (s. Loos, der U. in Böhmen) früher sehr zahlreich; doch ist er jetzt noch ziemlich häufig zu finden als Brutvogel in Nordböhmen (Dauba, Riemes, Münchengräß, Lobositz, Kuffig, Welesdorf (bei Trautenau), Kaaden (bei Karlsbad), Reviere zwischen Pilsen und Prag (s. V. Bürgli), in Südböhmen (Bergreichenstein, Winterberg), zwischen Böhm.-Wald und Moldau. Der U. wird in vielen Teilen Böhmens u. a. D. in letzter Zeit vor gänzlicher Ausrottung geschützt. Ferner noch häufiger Brutvogel im Karstgebirge, Südbungarn (Auwaldungen der Donau und Save), im ganzen Karpathengürtel, in der Bukowina, Dalmatien, Wallonländern (in Griechenland selten, desto häufiger in Bosnien, Bulgarien, Montenegro); in der Herzegovina und Serbien erscheint der U. im Winter in großer Anzahl, wahrscheinlich nordische Zugvögel. In Slavonien zwischen Semlin und Szantamen, in der Türkei (Umgegend von Konstantinopel), in

Titol seltener, in der Schweiz (regelm. Brutvogel in der ital. Schw., dann im Kanton Graubünden, sonst Durchzugsvogel), in Frankreich bei Fontainebleau befestigt, in Italien bei Catanzaro, schließlich vielfach in Rußland.

Lebensweise, Fortflanzung.

Der U. jagt nur bei Nacht, angut aber am Tage genug, um durch einen dichten Holzbestand, wiewgleich schwandenden, doch fördernden Fluges sich seinem etwaigen Feinde zu entziehen, wie der sich anschleichende Jäger zu seinem Verdruß sehr bald gewahren kann. Auch weiß jeder erfahrene Hüttenjäger, auf wie große Entfernungen der U. heranziehende Raubvögel eraugt. — Der U. ist ein sehr starker, mutiger Vogel, der selbst den Kampf mit dem Steinadler nicht scheut und deshalb außer dem Menschen keinen Feind zu fürchten hat; denn selbst die Wildtaube unterdrückt ihre etwaigen Gelüste nach der Brut in richtiger Würdigung der furchtbaren Krallen der die Jungen sorgfältig hütenden Mutter. Auch die Jungen schlagen bald gut ein und werfen sich bei Gefahren sogleich auf den Rücken, die starken Krallen zum unlieblamen Empfang vorkreckend. Das Jagdgebiet des U. ist ein sehr großes; daher ist der Schaden, den ein Uhpaaar dem einzelnen Revier zufügt, kein solch großer, vielmehr verteilt er sich auf eine sehr weite Umgebung. In großen Wäldern, wo die Niederjagd keine große Rolle spielt, sollte man ihn nicht gänzlich ausrotten. Der U. streicht meist nieder, mittels seines losen, zerchliffenen Gefieders wie alle Nachtenten unhörbar, schredt durch plötzliches Knappen die ausersehenen, schlafenden Opfer aus Busch und Gras auf und schlägt sie, ehe sie eigentlich wissen, wie ihnen geschieht. Vom Hirschkalbe bis zum Sahhäschen, vom Auerhuhn, Fasan bis zum Singvogel ist die Tierwelt seinen Angriffen ausgesetzt und der U. mithin ein der Wildbahn und insbesondere der Vogelwelt überaus gefährliches Raubtier. Daher gehört er auch zu den gefahrtesten Geschöpfen und zieht, wo er am Tage sichtbar wird, die unverschämtesten, wüstensten Angriffe der Vogelwelt auf sich; freilich hüten sich alle die Schreier, seinen Fängen, die das Gepackte so leicht nicht wieder loslassen, zu nahe zu kommen. Von den schälischen kleinen Säugetieren vertilgt der U. gleich den anderen Eulen jedoch auch eine große Anzahl; Mäuse, Ratten usw. sind der erste Fraß der jungen U. Dabei geht er nie versch. wenn er sich beim Kröpfen vor; kann er die Beute nicht auf einmal aufkröpfen, dann sucht er sie in der nächsten Nacht auf, wobei er leicht im Eisen gefangen werden kann. — Den Beginn der Paarzeit (März) verrät das häufige Rufen der sonst stillen Vögel; das weitthin schallende, dumpfe „Huhu-huhu“ der

sich eiferfüchtig herausfordernden Männchen erschredt zu dieser Zeit den Raiein im dunklen Wald oder an schwarzer Felsklippe, von wo es wie ein Ruf böser Geister herüberdrönt; das wirklich schaurige, dem Jammern eines mißhandelten Menschen ähnliche, hellere Kreischen des begehrlichen Weibchens mengt sich dazwischen, und niemand, der ein solches Konzert in der nächtlichen Waldesstille vernahm, wird sich einer Empfindung von Grauen haben erwehren können. — Der Horst des U. steht in der Ebene meist auf dem Boden; er ist sogar an der unteren Donau in einem Erdloche gefunden worden. Gelegentlich wird ein verlassener großer Raubvogelhorst oder ein Felsenloch und im Nöhrdicht eine entsprechende Erhöhung benutzt. In der Regel bezieht das alte Uhpaaar wieder den alten Horst, wird es jedoch gestört oder ihm gar die Jungen weggenommen, so wechselt es alljährlich mit dem Horst. Nicht selten liegen schon Anfang April die 2 bis 4 Eier im Horst, welche rundlich, von stumpfer, poröser, mit Knötchen versehenen Schale und reinweiß sind. Durchschnittsgröße 58,14 : 48,7 (63 : 48 bzw. 53 : 47) mm. Die nordlichen Eier sollen im allgemeinen stärker sein als die aus dem Süden. Brutzeit etwa 30 bis 32 Tage; gefangene U. brüten etwas länger. Meist fallen nur 2 Junge aus. Diese sehen anfangs wie ein schmutzigweißer Wollklumpen aus und werden überreichlich mit Fraß, als Haken, Kaninchen, Hühnern, auch Ziegen, Ratten, Zieseln, Maulwürfen, Schlangen, Fröschen usw. versorgt. Zunächst füttert nur das Weibchen die Jungen, denen es die weicheeren Fleischteile der mit dem Schnabel zerkleinerten Beute gibt, während es selbst die härteren Teile kröpft.

Jagd.

Unter den Eulen ist der U. die einzige, welche keine gefleckte Schonzeit hat. — Die Uhpajad hat zweierlei Formen, die auf ihn und die mit ihm. 1) Die Jagd auf den U. Anschleichen läßt sich ein alter U. so leicht nicht, denn er schläft nur mit halbem Auge und Ohr, weshalb nur der Abendstand bei beginnender Dämmerung einigen, freilich immerhin zweifelhaften Erfolg verspricht. Natürlich muß der Jäger den ungefähren Stand des U. ermitteln haben, wozu ihm dessen Rufen in der Paarzeit oder des Abends, wenn er zu streichen sich ansetzt, beßullich sein wird. Dort stellt der Jäger sich einige hundert Schritt entfernt vor Eintritt der Dämmerung still und gut gedekt an. Hört er den U. rufen und mit seinem Fittich klatschen, so lodd er etwas gedämpft, aber selbstverständlich sehr täuschend, und horcht auf dessen Antwort, der er entnehmen wird, ob sich der U. genähert hat. Steht dies fest, so läßt der Jäger das Fusenreizen folgen und muß nun schußfertig sein, denn der U.

streicht jetzt schnell und meist niedrig heran und schlägt, sowie er den Jäger wahrnimmt, einen **Halen**. Dies ist der geeignete Moment zum Schuß; wird er verpaßt, dann waren alle Mühe und mancher Gang vergebens; der U. streicht schnell und still davon, läßt sich nicht mehr täuschen und meidet wohl diese bedenkliche Umgebung für immer. Leichter ist die Erlegung des U. am Horst, wenn dieser so steht, daß der abstreichende U. erschossen werden kann. Man bestreift auch wohl den Horst mit Schlingen, um die Alten lebendig zu fangen; will man die Jungen später auf der Uhu- oder Krähenhütte in Verwendung nehmen, so fesselt man ihnen die Flügel und läßt sie von den Alten großziehen. — 2) Weit interessanter ist entschieden die Jagd mit dem Uhu auf Raub-

vögel und rabenartige Vögel aus der sog. Uhu- oder Krähenhütte (s. *Hüttenjagd* 2).
Literatur: Raumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas; Riefenthal, Die Raubvögel Deutschlands; E. Schäffl, Ornithologisches Taschenbuch, 2. Aufl.

Gulentopf s. *Dickfuß*.

Gulentopfe, die stärksten, dickköpfigeren Waldschnepfen, die zuletzt bei uns durchzuziehen pflegen; s. a. *Schnepfen*.

Expansionsgeschöß, ursprünglich Geschöß mit einer Höhlung im Boden, die sich durch den Stoß der Pulvergase ausdehnte und den hinteren Teil des Geschößes in die Länge presste. Neuerdings nennt man Geschöße mit hohler Spitze **E.**, weil sie beim Auftreffen auf irgend einen Gegenstand stark deformieren bzw. auseinandergehen (expandieren).

F.

Fächer, der Stoß (Schwanz) des Auerhahns; er fächert, wenn er den Stoß, den F., ausbreitet.

Fäbchen (Fäblein), ein gerechtes Zeichen des Rothirches. Zieht ein solcher über weichen Boden oder Schnee, so drängt sich zwischen den Schalen der Boden usw. in einer länglichen, schmalen Figur durch, welche das F. genannt wird.

Faden s. *Rührfaden*.

Fähe (Fähin, Beke), weiblicher Fuchs, auch das andere weibliche Haartaubzeug der Niederjagd.

Fahne. 1) Die langen Haare an der Unterseite der Rute langhaariger Hunde. 2) Der Schwanz des Eichhörnchens. 3) Die beiderseits am Kiel schräg aufwärts stehenden Äste der Vogelfedern.

Fähntlein, die Blume (Schwanz) des Hahnen und Kaninchens.

fahren, 1) aus dem Lager aufspringen (vom Hasen); 2) aus dem Bau hervorpringen (vom Fuchs); 3) ins Wasser fallen (von Otter und Biber).

Fährte, die Fußstapfen, welche das zur hohen Jagd gehörige Haar-, Ruch- und Raubwild bei den verschiedenen Gangarten im Boden oder Schnee zurückläßt. Die einzelne Fußstapfe heißt **Tritt**. Neben der Bezeichnung F. besitzt die Jagdterminologie noch die Bezeichnungen Spur für die Tritte und Gänge des zur niederen Jagd gehörigen Haar-, Ruch- und Raubwildes und Geläuf für die Gänge des Federwildes. In Theorie und Praxis besteht noch eine große Verschiedenheit in der Anwendung dieser Bezeichnungen. So wird noch vielfach von der Spur des Wolfes und Luchses, dagegen von der F. des Auerhahns

gesprochen. Es wäre aber zu empfehlen, daß die vorstehend gegebene Einteilung allgemein anerkannt würde (s. auch *Fährtenzeichen*).

Fährten, ein Stück hohes Haarwild, es spüren. „Ein starker Firsch fährt sich auf dem A-Gestell“ oder „ich fährtete“ ihn dort. Neuerdings mehr für das Spüren solcher Wildarten, die eine *Fährte* — keine Spur — hinterlassen, gebraucht.

Fährtengerecht ist derjenige, der Fährten und Spuren der Wildarten kennt und richtig ansprechen kann.

Fährtenkunde, gewöhnlich zusammengefaßt mit der Spurenkunde als Fährten- und Spurenkunde, die Lehre von den Fährten und Spuren sämtlicher Wildarten. Sie lehrt aus den im Boden oder Schnee stehenden Fährten und Spuren ansprechen, von welcher Wildart sie herrühren, nach welcher Richtung das Wild sich fortbewegte, in welcher Gangart dies geschah, wie alt die Fährte oder Spur ungefähr ist usw. Bei einzelnen Wildarten, namentlich beim Rotwild, soll der fährten-gerechte, d. h. fährtenkundige Jäger auch ansprechen können, ob die Fährte von einem Firsch oder Stück Mutterwild herrührt, ob sie von altem oder jungem Wilde geprägt wurde, wie viel Enden der Firsch nach seiner Fährte tragen muß usw. usw. Wenn die praktische Unterweisung durch einen fährten-gerechten Lehrprinzen auch auf diesem jagdlich so ungemein wichtigen Gebiete der Bucharweisheit vorzuziehen ist, so kann doch ein gutes, mit naturwahren Abbildungen versehenes Lehrbuch den Mangel an praktischem Unterricht in manchen Stüden wohl ersetzen.

Literatur: E. Teufsen, Fährten und Spuren.

fährtenlaut, die fehlerhafte Eigenschaft des Hundes, Laut zu geben, wenn er auf eine Fährte kommt, so daß der Jäger glauben muß, der Hund habe Wild im Gesicht.

Fährtenzeichen. Es gibt in den Fährten gewisse Merkmale, nach welchen man beurtheilen kann, von welcher Wildart, von welchem Geschlecht und von welcher Stärke sie herühren. Der Jäger nennt diese Merkmale Zeichen; ihre Kenntnis ist für den angehenden Weidmann unerlässlich, sie ist der Stolz des hirschgerechten Jägers und wurde früher viel umfangreicher verlangt als jetzt; denn während unsere Vorfahren die Kenntnis von 72 Zeichen von einem hirsch- und fährtengerechten Jäger verlangten, begnügen wir uns mit etwa 20, mit denen wir uns hier auch nur befassen wollen. Die meisten Zeichen hinterläßt die Fährte des Rotwildes, man unterscheidet vom Tritt eines Zweihufers am hinteren Teil die Ballen, welche den Boden niederdrücken, und die Schalen, welche vermöge ihrer Höhlung, der Hohlle, das Gegenteil bewirken, mithin ist auf den Abbildungen der Eindrud der Ballen und Schalenwände dunkel, derjenige der Hohlle heller gehalten. Bei unseren Hirscharten drücken sich in ruhigem Gang die Oberrücken niemals im gewöhnlichen harten Boden ein, im weichen nur ausnahmsweise beim starken Feisthirsch und sehr selten beim hochbeschlagenen Tier. Der Abdruck der Ballen nimmt beim Rotwild etwa $\frac{1}{4}$ des Trittes ein, beim Damwild beinahe $\frac{1}{2}$, beim Reh etwa $\frac{1}{3}$, beim Elch aber geht der Ballenabdruck im Bogen fast bis an die Spitze der Schalen. In der Flucht spreizt das Wild die Schalen und drückt die Oberrücken dabei ab; das Schwarzwild thut dies auch im ruhigen Ziehen. Bei allem Wild, welches auf Schalen zieht, ragt die rechte Schale etwas über die linke hervor, am auffälligsten beim jüngeren Schwarzwild. Nachstehende Zeichen unterscheiden den Rothirsch vom Tier, vom Damhirsch und Schwarzwild und lassen ihn auch nach der Stärke anprechen. 1) Der Schritt ist sehr gerecht, denn ein Achter schreitet, gleiches Tempo voraussetzt, schon länger als das stärkste Tier. Im Hinblick auf die lokalen Verschiedenheiten in der Stärke des Rotwildes läßt sich die Breite des Schrittes für die Allgemeinheit nicht in Ziffern angeben, doch soll sich jeder Jäger in seinem Revier tüchtigst rasch Kenntnis davon verschaffen, wie weit dort ein Hirsch vom 4., 5., 6. Kopf usw. durchschnittlich schreitet. Dies Zeichen ist schon deshalb sehr gerecht, weil es im Sand sowohl als im schweren Boden, im Schnee, selbst im Tan erkennbar ist. 2) Die Oberer, zwar nur im weichen Boden oder in der Flucht, aber sehr gerecht; die des

Hirshes sind etwa daumenstark und stehen gegen 7 cm hinter dem Ballen, beim Tier sind sie spitz, verschmälert und stehen nur 5 cm hinter dem Ballen. 3) Der Zwang oder das Zwängen entsteht, indem der Hirsch die im Tritt zusammengepreßte Erde rückwärts drängt. 4) Die Stämpfe rührt von dem durch die Schwere des Leibes hervorgerufenen Zwängen her, d. h. die Schalen nutzen sich an der Spitze ab, was beim Tier weniger auffällig ist, weshalb dieses Zeichen sehr gerecht ist. 5) Der Schrank; in ihm stehen die Tritte der rechten und linken Läufe nie in gerader Linie hinter, sondern nebeneinander, beim starken Hirsch in 15 bis 20 cm Entfernung; dieses Zeichen rührt also von der Stärke des Hirshes her. Zwar schränkt auch das Tier, namentlich das hochbeschlagene, etwas, aber nicht regelmäßig, nur ab und zu einige Schritte, und wenn es auch nicht genau schnürt, d. h. die beiderseitigen Tritte in einer geraden Linie abdrückt, so ist doch der Abstand meist kaum auffällig. Auch der Schrank richtet sich nach dem Tempo der Fortbewegung, er nimmt mit der größeren Geschwindigkeit ab, so daß er im Tollen geringer ist als im Ziehen. 6) Die auswärts gesetzten Schalen sind ein gutes Zeichen des Hirsches, das Tier stellt sie vorwärts gerichtet, nicht schräg. 7) Der Kreuztritt entsteht durch den Abdruck des Hinterlaufs in dem des Vorderlaufs, wodurch dieser kreuzförmig gespalten erscheint, nur drei Ballen zeigt; ist sehr gerecht. 8) Den Wetritt macht der Hirsch, indem er den Hinterlauf etwa 2 cm neben den Vorderlauf stellt; er ist ein gerechtes Zeichen des Feisthirsches, denn das Tier macht ihn nur, wenn es hochbeschlagen ist, zur Feistzeit gibt es aber keine hochbeschlagenen Tiere. 9) Das Zurückbleiben oder Hinterlassen verursachen starke Feisthirsche, indem sie die Hinterläufe etwa 8 cm hinter den Vorderläufen aufsetzen; das hochbeschlagene Tier legt beim Zurückbleiben die Hinterfährte etwas neben die vordere. 10) Die Ueberlegung machen nur geringe Hirsche, indem sie den Hinterlauf vor den vorderen aufsetzen. 11) Der Burgstall oder das Grinmen, auch Bürgel, ist der durch die Höhlung der Schalen herausgepreßte Boden; im Tritte der Tiere ist der Burgstall zwar auch erkennbar, aber wegen des leichteren Auftretens viel flacher. 12) Das Fäblein steht zwischen den Schalen und entsteht durch das Zwängen des Hirsches. 13) Die rechte Fährte entsteht durch das wichtigere Auftreten des Hirsches, wodurch der Abdruck natürlich viel reiner und plastischer bewirkt wird als bei dem leichten Tritte des Tieres. 14) Der Schlußtritt (Beschluß) beruht

auf der Eigentümlichkeit des Hirsches, beim Aufstehen aus dem Bett stets in dessen Mitte zu treten. 15) Der Abtritt. Wenn der Hirsch über jungen Getreide- und Grastwuchs zieht, so schneidet er mit den Schalen die Halme scharf ab und kreuzt sie umher; je frischer oder wekter diese Abtritte sind, desto früher oder später wechselt der Hirsch über diese Stelle; das Tier zerquetscht die zarten Halme im Tritt, schneidet sie nicht ab. 16) Das In sie gel sind die großen Fladen, welche sich an die Schalen des Hirsches nach plötzlichem Regen auf schwerem Boden hängen und herabfallen, wenn er auf festen Grund oder Gras tritt. 17) Das hohe In sie gel ist der vom Hirsch über den Schalen aufgeworfene, umgefüllte Boden; der Umschlag ist diesem sehr ähnlich und wird besonders in Moos und Heidekraut bemerkt. 18) Den Wiedergang macht der Hirsch, indem er auf seinem Zug zu Holz plötzlich abbiegt und auf einem Umweg zu Holze tritt; beim Bekätigen mit dem Schweisshund und beim Kreisen ist dieses Zeichen sehr zu beachten. 19) Die Himmelspur und das Him m e l s z e i c h e n (Wendeböschung) macht der Hirsch mit dem Geweih; die erstere durch Fegen, doch kann man dadurch die Stärke des Hirsches kaum ansprechen; die andere durch das Kniden und Wenden von Ästchen und Zweigen. Nach der Höhe, in welcher dies geschah, läßt sich einigermaßen die Stärke des Hirsches ansprechen. 20) Das R ä s s e n besorgt der Hirsch zwischen die Fährte, das Tier teilweise in diese hinein, weil es nicht schränkt. 21) Die V o s u n g ist ein vorzügliches, gerechtes Zeichen; die der Hirsche ist regelmäßiger geformt als die der Tiere; im Winter fällt sie vermöge trockner Abzug in kleinen, runden Vorbeeren, welche mit Zapfen und Höhlungen ineinander passen, während des Tieres Losung mit der von Schafen viel Ähnlichkeit hat. Im Frühjahr verwidern sich die Vorbeeren und bleiben bei haufenweisem Abfall ineinander hängen, während die Losung der Tiere klein und vereinzelt, aber glänzender ist als im Winter. Im Sommer ist die Losung des Hirsches fester und glänzender, schleimig, fällt in Traubenform mit Zapfen und Höhlungen; zur Brunstzeit aber wird sie dünn, verschlechtert sich immer mehr bis in den November hinein und wird zuletzt ganz formlos, während die der Tiere zusammenhängender wird und besser aussieht; bei guter Abzug, besonders Mast, wird die Losung des Hirsches wie die oben beschriebene Winterlosung. Diese Zeichen rühren sämtlich vom gesunden Wild her; anders steht es mit den *Schutzzeichen*, welche die Kenntnis und entsprechende Behandlung des kranken, bzw. angeschwächten Wildes lehren.

Fallen (Falconidae), Familie der Tagraubvögel. Sie unterscheiden sich von den Geiern, die — mit Ausnahme des Bartgeiers — einen fast nackten Kopf haben, durch den dichtbesetzten Kopf und ihre stark gekrümmten, spitzenenden Krallen, von denen die der Hinterzehe meist stärker als die der Mittelzehe ist; die äußere Vorderzehe ist am schwächsten. Die F. äugen sehr scharf, streifen ausdauernd und z. T. äußerst gewandt und schnell. Sie leben meist einzeln oder paarweise und kröpfen lebende Tiere, doch verschmähen auch einige das Aas nicht. Die große Familie wird eingeteilt in *Edelfalken* (Falconinae), *Weihen* (Milvinae), *Bussarde* (Buteoninae) und *Iabiechle* (Accipitrinae).

Literatur: Niesenthal, Raubvögel Deutschlands; Naumann, Vögel Mittel-Europas; Reichenow, Kennzeichen der Vögel Deutschlands; E. Schäff, Ornithol. Taschenbuch für Jäger, 2. Aufl.

Fallenbeize (Fallenjagd, Reiherbeize). Es gibt keine Jagdart, die viele Jahrhunderte lang in gleicher Blüte gestanden hat wie die F., vor der selbst die Hirschjagd zurücktrat. Kaiser und Könige, Fürsten und Edle hielten die Jagd mit dem Falken auf der Faust für das edelste, mannhafteste Vergnügen; ja, es waren dem Kaiser Friedrich, dem berühmtesten Falkenjäger aller Zeiten, solche Edlen, welche ihn nicht oblagen, geradezu verächtlich, und sein berühmtes Buch „Reliquia librorum Frederici II. Imperatoris de arte venandi cum avibus, cum Mansfredi Regis additionibus, ex membranis vetustis nunc primum edita“, wie es in der Ausgabe von Prätorius (Mugsbura 1596; deutsch von Schöpffer, Berlin 1896) benannt ist, hat noch heute klassischen Wert. Selbst die Geistlichkeit beschäftigte sich mit der F. schließlich so eingehend, daß es verschiedener Verbote bedurfte, nach welchen der Klerus weder Falken noch Jagdhunde halten sollte. Daß dieses höchst ritterliche Jagdvergnügen im Etrume der Zeit untergehen mußte, darf nicht auffallen. Durch die Begrenzung des Grundeigentums und dessen steigende Kultur, die Einführung weittragender Jagdgewehre, besonders auch durch die an die großen Grundbesitzer und fürstlichen Häupter andertweitig herantretenden Ansprüche mußte die Leidenschaft für eine Jagdart zurücktreten, welche unbeschränkte Summen und unbefränktes Jagdrevier in Anspruch nahm, mit einem Wort, nicht mehr durchzuführen war. Wenn auch hier und da in neuerer Zeit in England, Holland u. a. Versuche mit der F. gemacht wurden, so muß diese doch als der Geschichte angehörig betrachtet werden. Nur im Orient wird die F. bei vielen Volksstämmen noch betrieben.

Die F. wurzelt mit ihren Anfängen in grauer Vorzeit und in jenen asiatischen Reiter-völkern, welche mit ihren vorzüglichen Hunden die unbegrenzte Steppe durchjagten und, mit dem Feuergewehr unbelannt, andere Hilfsmittel beschaffen mußten, um sich das ihnen nützliche Wild anzueignen. Daß sie dabei auf den Edel Falken verfielen, lag nahe. Zwar reicht die F. auch in Europa in die früheste Vorzeit hinein (Fimicus spricht i. J. 336 zuerst von der Falkenjagd in Europa). Sie ist wahrscheinlich von Persien her bekannt, später durch die Hunnen nach ihren Einfällen in Mitteleuropa wieder mehr ausgeübt worden. Ihre höchste Vervollkommnung erfuhr sie aber durch die Kreuzzüge, wo die europäische Ritterschaft sie den Asiaten ablernte und nach ihrer Rückkehr in der Heimat weiterpflegte. Ihren höchsten Glanz hatte sie daher im Mittelalter, hielt sich noch lange in die neue Zeit hinein (z. B. in Sachsen bis 1756; in Preußen bis zum Regierungsantritt Königs Friedrich II.), erhielt ihren Todesstoß durch die französische Revolution nicht nur in Frankreich, sondern mittelbar durch die mit jener zusammenhängenden Kriege in ganz Europa, und wenigleich sie in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts auf Anregung englischer Sportsmen, welche sie bis dahin gehegt hatten, in den Niederlanden bei dem Jagdschloß Loo noch einmal erblühte, so war diese neuerstauende Glanzzeit doch nicht von Dauer. Die Gesellschaft von Loo zerstreute sich nach und nach, und mit den letzten Falkenieren von Valkenswaard in der niederländischen Provinz Geldern darf diese edle Jagd als ausgestorben angesehen werden. — Die F. zerfiel in die Jagd vom hohen und niederen Flug; zum hohen Flug bediente man sich ausschließlich der Edel Falken zur Beize auf Reiher, Kraniche, Milane und andere Vögel, zum niederen Flug ausschließlich des Habichts und Sperbers auf Hasen (Kaninchen), Rebhühner, Fasanen u. a. Bei der Jagd für den hohen Flug mußten alle Beteiligten gut beritten sein; die andere Beize konnte man auch zu Fuß ausüben. Das Gelände mußte namentlich für die Jagd vom hohen Flug recht überflächlich (offen) und ohne schwere Hindernisse für die Reiter sein, da diese (insbesondere die Falkeniere) sofort zur Stelle sein mußten, wenn der Beizvogel mit dem geschlagenen Wild zu Boden stürzte. Auf stärkeres Wild wurden meist gleich 2 Beizvögel geworfen. Gebeizten Reihern wurden, wenn sie nicht stark verletzt waren, silberne Ringe mit Namen des Jagdherrn und Jahreszahl um die Ständer gelegt und wieder die Freiheit geschenkt. — Die verschiedenen Momente des Abtragens (der Dressur) des Falken waren: 1) daß er sich geduldig auf der Faust des Falkeniers tragen ließ, diesem den

Stoß aus der Hand nahm, auf ein gegebenes Zeichen ihm auf die Faust strich; 2) daß er nach dem ihm gezeigten Wild stoßen lernte, was ihm zuerst in der Kammer, dann nach und nach im Freien am Faden, endlich ganz ohne Fesseln beigebracht wurde; 3) daß er jedesmal, nachdem er ein Wild geschlagen hatte, auf die Faust des Jägers zurückkam oder bei dem geschlagenen Wild verharrte, was nur dadurch zu erreichen war, daß er auf der Faust des Jägers oder auf dem geschlagenen Reiher usw. sogleich gefüttert wurde. Um ihn leichter an das Zurückkommen zu gewöhnen, warf man das sog. Federpiel, d. h. den ausgestopften Kumpf mit den Flügeln einer hellen Taube, in die Höhe. Also nicht die Anhänglichkeit an den Falkenier fesselte den Falken an diesen wie den Hund an den Jäger, sondern lediglich die Befriedigung der Fresslust, woraus natürlich folgte, daß sich selbst der beste Falke bei erster Gelegenheit auf Rimmerwiedersehen aus dem Stabe machte, sofern nicht der berittene Falkenier schleunigst zur Stelle war. Wurde der Falke nicht zur Jagd benutzt, so war ihm stets die Falkenhaube, ein mit Federn geschmücktes Lederkappchen, über Kopf und Augen geschnallt, die aber Schnabel und Nasenlöcher freiließ; auch wurde er an einem Lederriemen, der Fessel, mit den „Händen“ (Fängen) an seinen Stand befestigt. In dieser Kappe wurde er mehrere Stunden umhergetragen, war also den größten Teil seiner Zeit zur Blindheit verurteilt, ein Verfahren, welches seine geistigen Eigenschaften freilich nicht veredeln konnte. Habicht und Sperber wurden dagegen nicht aufgehaut. Zu Beizvögeln wurden fast nur junge Vögel, welche aber schon besungen waren und bereits Beute schlugen (Wildlinge), verwendet. Alte Vögel abzutragen, war sehr zeitraubend und ohne Erfolg, da sie trotzig blieben. Das Abtragen war eine monatelange, mühsame, nur durch Geduld mit Erfolg zu lösende Arbeit. Daß die Falken Tage und Nächte lang am Schlaf verhindert und dadurch zum Vergessen ihres früheren Zustandes geleitet worden seien, wird mehrfach behauptet; die berühmten Falkeniere von Valkenswaard taten es nie, sie konnten einen dertat verdiminten Falken nicht brauchen. Die der F. dienenden Jäger hießen Falkeniere (Falkoniere); vier Mann, d. h. ein Falkeniermeister und drei Falkeniere, welche abwechselnd Falkenier-, Bisker- oder Cagenträgerdienste leisteten, d. h. (im letzteren Fall) auf einem viereckigen Rahmen die zur Jagd zu verwendenden Falken tragen mußten, bildeten eine Kompanie, bedurften sechs guter Jagdpferde und vermochten 20 bis 25 Falken zu versehen. Rechnet man auf 45 Falken jährlich etwa 4000 kg bestes Rindfleisch und 1200 bis 1500 Tauben, die Pferde für

die Herren usw., so wird man ein annäherndes Bild von dem großen Kostenaufwand eines Falkenierhofes gewinnen. Die Falkeniere bedienen sich beim Abtragen der Falken zur Beize besonderer Ausbrüde. Die Fänge der Edel Falken wurden Hände genannt, die Augen Lichter, der Stoß zuweilen Staart; die Falken kröpften (stoßen), Getöpf (Frah); die Wurzfessel hieß Gefchöpf. Die Falkeniere warfen den Falken an den Reiher usw. Unsere vorzüglichen Jagdgewehre und Hunde machen weniger Kosten und Umstände, und schwerlich wird gegen sie die alte, ehrwürdige Falknerei wieder aufkommen. Die nordischen Jagdfalken (Verfalken) waren nur getrönten Häuptern zugänglich, und jährlich ging ein königlich dänisches Schiff nach Island, um solche zu holen; gewöhnlich wurde der Wanderfalk benutzt, der daher auch meistens auf der Faust des Ritters oder dem leidengestikten Handschuh des Edelsträuleins abgebildet ist. —

Literatur (Auszug aus D. v. Rieffenthal's Raubvögel Deutschlands). Griechisch: Hierakosophon, Hammer, Falkner-Klee (m. Kommentar von M. v. Eichenfeld). Lateinisch: Reliqua librorum Friderici II., Imp. de arte venandi cum avibus etc. (Augsbg. 1596; Leipz. 1788); Albertus M., De falconibus usw. (Lyon 1651); Geßner, Animalium liber III (1555; 1604 Franzf. a. M.); Huff de Steinach, Diss. jur. de ardearum venatione, vulgo Reiherbeisse (altdeutsch 1738); Kreyßig, Bibliotheca script. venaticorum (Altenburg 1750). Deutsch: Kaiser Maximilian, von der Falknerei, Hammer, Falkner-Klee (S. 94 bis 96). Ein schon's Buchlin von dem Beyssen mit dem Habich und ein Hund (Straßburg 1510); Doebel's Jäger-Practica (Leipz. 1746/54). Beschneis's Naturgesch. (Leipz. 1801). Falkner-Klee v. Hammer-Burgstall (Pesth 1840); J. v. Müller, Der Jagdfall und die Falkenbaize (J. f. Orn. 1856). D. v. Rieffenthal, Raubvögel Deutschlands (Falkenjagd); derf. Beidwert (Berlin); Fröschinger, Geschichte der Falkenjagd (Leipz. 1878). Französisch: Jean de Franchières, La Fauconnerie (Paris 1511); Traité de Fauconnerie par H. Schlegel et Verster de Wulverhorst (Leiden u. Düsseldorf 1844—53). Englisch: Simon Latham, Falconry or the falcons lure and cure (London 1658); Hasting, Hints on the management of hawks (London 1898). Holländisch: Verster van Wulverhorst, Geschiedkundige Aanteekeningen over het Jagtwezen (Amsterd. 1840). Italienisch: Lorenzo da Medici, La caccia col Falcone. Auch die Orientalen und Afiaten besitzen eine reichhaltige Literatur.

Falkenbussard s. Bussard 2a.

Falkenfang. Zum Einfangen von Falken bediente man sich früher verschiedener Mittel:

1) des Falkenstoßes; 2) der Taube und 3) des Fanges aus der Erdhütte mit dem Raubwürger.

1) Der **Falkenstoß** (die Falkenrönne oder -rinne). Das Rönngarn oder der Habichtstoß (Abbildung) ist ein aus gutem, naturfarbigem Zwirn gewirktes Netz mit 5 cm Maschenweite, welches an vier im Quadrate von je zwei Meter weit gesteckten, dünnen, zwei Meter langen Pfählen an den Innenseiten in eingeschnittenen Kerben leicht eingehängt ist, so daß dadurch vier buhlenreiche, oben offene Wände gebildet werden, in deren Mitte je nach Jahreszeit eine dunkle oder helle lebende Taube angefesselt wird.



Rönngarn.

Der schräg stoßende Falke oder auch Habicht stoßen mit großer Gewalt gegen das Garn (ersterer, wenn er die Taube flattern sieht), werfen es aus den Kerben und werden von ihm umschlungen; damit sich aber auch der oft senkrecht stoßende Falke fängt, zieht man einige dünne Leinen kreuzweise über die Stellung, indem man sie in den oberen Saum des Netzes bindet. Dadurch, daß der Falke beim Herabstoßen diese Leinen berühren muß, wirft er das Netz aus den Kerben und über sich.

2) Eine sehr einfache Fangart, zu welcher kein Apparat, nur eine große Ebene mit freier Umschau nötig ist, besteht in folgendem. In einem Beutel hat man eine oder mehrere Tauben und geht zur Jagzeit, wenn man Falken erwartet, umher, nach ihnen auspähend. Bemerkt man einen solchen, so holt man eine möglichst helle Taube heraus, bindet an ihren Ständer einen etwa 1 m langen Streifen von Leinwand oder sonstigen Stoff, mit Vogelkleim dicht bestrichen und am unteren Ende mit einem Steinchen beschwert, welches der Taube das Streichen nicht unmöglich macht, aber doch so erschwert, daß sie nur langsam und mühsam fort kann. Nun wirft man die Taube hoch auf und entfernt sich. Sowie der Falke sie gewahrt, streicht er sofort heran, stößt auf sie und fängt sich entweder schon dabei an dem geleimten An-

hängsel oder kommt doch bald mit der Taube herab, da ihn der Streifen hindert. Am Boden klebt er dann jedenfalls am Streifen fest und um so sicherer, je mehr er sich bemüht loszukommen.

3) Höchst interessant ist der Fang aus der Erdhütte mit dem Raubwürger (Lanius excubitor L.), wie ihn die Falkeniere betrieben, als die Falken- bzw. Reiherbeize noch blühte, und dessen Beschreibung, dem „Traité de fauconnerie“ entlehnt, hier Platz finden mag, wobei erwähnt sei, daß die Falkeniere selbstverständlich die Falken lebendig und unversehrt zu fangen strebten, um sie abzutragen. Daß dazu eine Gegend mit reichlichem Falkendurchzug, wie in den großen Ebenen Norddeutschlands, Hollands und Frankreichs, vorausgesetzt wird, ist natürlich, weil sich sonst die Mühe nicht lohnen würde. Von lebenden Werkzeugen braucht man dazu einige Raubwürger, Tauben und einen gezähmten Falken. Für den Jäger wird zunächst eine runde Erdhütte gebaut, 1,5 m hoch und entsprechend breit, von Brettern oder Wöhlen, mit Rasen von außen bekleidet. Als Dach dient ein Rad, mit Rasenstüben besetzt, welche unter der Windseite weggenommen werden, so daß der Innasse freie Aussicht hat. 4 m von der Hütte und 5 m voneinander entfernt, so daß sie der Falkenier sehen kann, werden zwei Rasenhügel 1,5 m hoch aufgerichtet und zur Hälfte mit einem Rasengewölbe überdeckt, dessen offene Seite nach der Hütte zu gekehrt ist. Um diese Öffnung besetzt man drei Weidengerten halbkreisförmig mit den spitzen Enden in den Rasen und über den ganzen Rasenhügel eine größere. Auf solchem Hügel wird ein Würger dergestalt mit einem Lederrücken um die Brust angeheftet, daß er auf einer dieser drei Gerten sitzen, bei Gefahr aber unter die Rasenwölbung flüchten kann. Die große Gerte schält ihn vor etwaigen Angriffen der Sperber. Alsdann errichtet man etwa 42 m von der Hütte und voneinander 20 bis 25 m entfernt, drei 8 m hohe Säulen, so daß die Hütte von der rechts und links stehenden gleichweit entfernt ist, also die mittlere Säule gegenüber hat, besetzt auf deren Spitzen Leinen, welche, in ihrer Verlängerung am Boden durch Gabeln niedergehalten, in die Hütte einlaufen. In der Nähe der ersten Säule wird eine kleine Rasenhütte errichtet und an die Leine, wo sie zuerst den Boden berührt, mit einem Faden eine lebende Taube so gefesselt, daß sie in die kleine Rasenhütte flüchten kann. Ebenso wird an die Leine der zweiten Säule ein sonst wenig brauchbarer lebender Falke gefesselt und ferner ein Federbusch; auch diese Leine läuft in die Hütte. Auch die dritte Säule ist mit solcher Leine

versehen, auf ihrer Spitze ferner mit einem hölzernen oder ausgestopften Falken und einem Federbusch. Nun werden etwa 100 m von der Hütte nach drei verschiedenen Richtungen hin Fangneße angebracht. Diese sind oval und am offenen Ende mit einem 1 m großen, halbkreisförmigen Bügel versehen, dessen Durchmesser auf dem Boden mit Gabeln so festgehalten wird, daß er sich aufrichten läßt; dann wird das Netz unter ihm zusammengelegt und mit Rasen bedeckt. In der Mitte des von dem zusammengeschlagenen Netz zu bedeckenden Raumes wird ein etwa 25 cm hoher Pflock mit durchlöcherter Kopf eingeschlagen und in dem Netzbügel ein Draht befestigt, welcher in die Hütte führt. Etwa 10 m hinter dem Netz wird eine Rasenhütte mit einem Falltürchen erbaut, welches, von innen geöffnet, von selbst wieder zufällt, und in diese Hütte eine an einem starken Bindfaden, der durch das Loch in dem Pflock vor dem Netz in die Hütte des Fängers geleitet wird, besetzte Taube gesperrt. Von den drei Rasenhütten besetzt der Fänger nun diejenige, welche ihn am bequemsten liegt, mit der Fangtaube, und nachdem er die Würger auf ihrem Posten angeheftet, auch alles übrige, wie vorher angegeben, in Ordnung gebracht hat, begibt er sich mit Sonnenaufgang in seine Hütte, um dort bis Sonnenuntergang zu sitzen, in gespannter Aufmerksamkeit die Würger beobachtend und den Horizont abspähend. Die Würger zeigen sogleich die Ankunft eines Raubvogels und durch ihr Benehmen auch dessen Art an; denn während sie den Buffard und Milan mehr durch Zeichen der Neugierde verraten, stoßen sie beim Falken und Sperber klägliche Angstschreie aus und verkrüppeln sich unter die Rasenwölbung. Nun reizt der Fänger durch die Leinen sowohl die Taube an der ersten Säule rechts als auch den Falken an der zweiten, wobei die Federbüsche mitwirken. Der fremde Falke, welchem dies alles nicht entgeht, hat nun die Taube wie auch den hölzernen oder ausgestopften Falken eräugt, und nimmt er an dem ihm sehr interessanten Ort auch noch gar einen lebenden Kametaden wahr, so scheint ihm die Sache um so unverbächtiger. Er streicht jäh heran, von Freßlust und Mißgunst gegen diesen getrieben. Sofort wirft der Fänger den künstlichen Falken mit der Leine herunter, damit der Fremdling bei näherer Beschichtigung sich nicht vor ihm scheut; die Taube flüchtet in ihr Rasenloch, und schnell zieht der Fänger die Taube im Erdhügel durch das von selbst wieder zufallende Türchen heraus und läßt sie flattern. Wie der Blick kößt der Falke auf diese Beute, seine Fänge fest in sie einschlagend, und so fest hält er sie

nun, daß der Fänger Fallen und Laube bis an den Pfloß über dem Rey zieht und dann schnell den Bügel und mit ihm das Rey über sie wirft und somit fängt. Will man nun den Fallen lebendig erhalten, worauf es bei der Fallenjagd doch besonders ankommt, so wird er vorsichtig gegriffen, gefesselt und nach Hause getragen oder aber in ein Leinentuch so gewickelt, daß er sich nicht rühren kann, einfach auf den Boden gelegt. Der Fänger bringt seine Apparate dann zum etwaigen neuen Fang in Ordnung. Die Falkeniere haubten solchen gefangenen Wildling sogleich auf, nahmen ihm aber am Abend die Haube wieder ab, damit er über Nacht Gewölle auswerfen konnte, woran ihn die Haube hindert. Der Fang der kleinen Falten ist nirgends mit Interesse betrieben worden; wollte man sie benutzen, so nahm man Restlinge oder belegte die Horste mit Schlingen, in welchen sie gefangen wurden.

Fallenfessel s. *Falkenbeize*.

Fallenhaube s. *Falkenbeize*.

Falkenier (Falkonier, Falkner), der Jäger, welcher die Abrihtung (das Abtragen) und Wartung der zur Jagd brauchbaren Vögel besorgt und mit diesen die Beizjagd übt (s. *Falkenbeize*).

Falkeniermeister, gebräuchlicher ist Falkenmeister, der erste Falkenier einer Kompanie (s. *Falkenbeize*).

Fallenjagd s. *Falkenbeize*.

Fallenmiten s. *Gleitaa*.

Fallenröhre s. *Falkenfang*.

Fallenrost s. *Falkenfang*.

Falkner s. *Falkenier*.

Falknerci (Falknerhof), die Jagd mit Falten, ihre Hege und das Abtragen, bzw. der Hof, wo letzteres geschah (s. *Falkenbeize*).

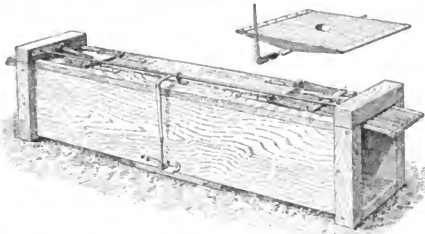
Fall, eine Erweiterung des Gewehrlaufs. Manche Büchsenmacher halten einen leichten F. des Lauses von der Mündung nach dem Patronenlager für vorteilhaft, während der F. nach der Mündung zu (Vorweite) stets die Schußleistung ungünstig beeinflusst.

Fallbaum (Falkreis), die bei einer Krähenhütte eingegrabenen, mit einigen Ästen (Kralen) versehenen, toten Bäume, auf welchen die vom Uhu angelodeten Raubvögel und Krähen aufhalten (oder anfallen, auffallen, woher wohl der Name F.) sollen. Die so aufgehaltenen Vögel sind aus der Hütte natürlich leichter zu schießen, als die den Uhu unruhig umtreibenden. Obgleich der F. fast überall angetroffen wird, ist er doch bei der Hüttenjagd nicht unumgänglich notwendig. Unentbehrlich ist er nur da, wo man den Krähen erheblichen Abbruch tun will, da man von diesen, wenn sie aufbaumen, meist mehrere mit einem Schuß erledigen kann; vgl. *Hüttenjagd*.

fallen; 1) hohes Wild fällt, wenn es eines natürlichen Todes stirbt (Fallwild). 2) F. (einfallen), sich niederlassen, von Feldhühnern, Schneepfen usw., die z. B. auf die Weide oder Aung f. oder zur Fortpflanzungszeit zu Paaren f. (sich paaren). 3) Ins Wasser f. oder fahren, untertauchen (von Biber und Otter). 4) Junge Hunde f. von einer Hündin, d. h. sie werden geworfen (geboren).

Fallen sind Vorrichtungen, durch welche man Wild, besonders Raubzeug, fängt, also lebendig oder tot in seine Gewalt bekommt. Im engeren Sinne gehören hierher die aus Holz gebauten Kastensallen, Schlagbaum, Knüppel-, Erd- und Würgefällen; im weiteren Sinne werden auch die Fangliste, in welcher ein Fangeisen liegt, und die Fangeisen selbst, als Schwanenhals, Tellerreisen usw., zu den Fallen gerechnet. Kastensallen haben den Vorteil, daß man, wenn sich nütliches Wild, z. B. Hasen, Fasanen, ferner eigene Hunde, Katzen und Gähner, darin gefangen hat, dieses unbeschädigt befreien kann. Der Vorteil der Knüppel-, Erd- und Würgefällen besteht darin, daß man damit der Regel nach alles Raubzeug schnell und schmerzlos tötet. Sie fangen und töten aber auch eigene kleine Hunde, Katzen usw., was unter Umständen ihre Anwendung verbieten kann. Aus Humanitätsrücksichten müssen sowohl Kastensallen wie Fangeisen jeden Morgen revidiert werden, um unnötige Tierquälerei zu vermeiden. Um die Anwendung der transportablen Fangapparate, als Kastensallen, Würgefällen und Fangeisen, möglichst zu verhindern, ist es praktisch, in die Holzfallen den Namen und Wohnort des Eigentümers einbrennen oder einschneiden, in die Fangeisen Namen und Wohnort einstempeln oder einfeilen zu lassen. Damit beim deutschen Schwanenhals und den Tellerreisen durch Dazwischenfallen von Deckmaterial das vollständige Zusammenklappen der Bügel nicht unmöglich gemacht wird, müssen diese oberhalb der Bügellöcher an der Innenseite einen 2 bis 4 cm langen und bis 5 mm breiten Ausschnitt haben, den sogenannten Bügel-ausschnitt. Spitze Zähne und Nägel sind an Tellerreisen zu verwerfen, da sie beim Fange ganz überflüssig graunam sind. Die Zähne sind außerdem beim Bedecken mit Deckmaterial hinderlich, das Tellerreisen muß der Zähne wegen unnötig tief gelegt und stark bedeckt werden. Das Raubzeug wird, wenn es zuerst auf einen spitzen Zahn tritt, verprellt und der Fänger verlegt sich selbst gelegentlich die Hände an den spitzen Zähnen. Die jetzigen Tellerreisen haben so gute Federn, daß die wellenförmigen Bügel auch ohne spitze Zähne das Raubzeug sicher festhalten. Die Teller am Tellerreisen müssen möglichst klein sein, da große Teller häufig Fehenfänge und ein Los-

reißen des gefangenen Raubzeugs zur Folge haben, auch die Bedeckung des großen Tellers mit Sand usw. besonders nach Regen so schwer wird, daß die Eisen durch die eigene Schwere des Tellers zuschlagen können. Um das Fangen von Kupfervild zu vermeiden, darf man nie Tellerreisen in Furchen, auf Pässe oder Beschiel legen. Mit Ausnahme der Tellerreisen zum Fuchsfang, welche lose mit Anker gelegt werden, sind alle Tellerreisen anzuketten, um ein Verschleppen der Eisen, z. B. in Baue, zu verhindern, da der Fänger dann das Eisen verliert und das gefangene Stück Raubzeug im Bau elend verhungern muß. Alle Tellerreisen sind so zu legen, daß das zu fangende Raubzeug in der Verlängerung der Feder das Eisen betreten muß, da es, wenn das Raubzeug über einen Bügel hinweg den Teller abtritt, vorkommen kann, daß dieser Bügel dem Raubzeug den Fang hoch und aus dem Bereiche der Bügel heraus schlägt, was meistens einen Fehlfang gibt. Kein Fang-eisen darf verwittert werden. Die



1. Kastenfalle, oben Trittbrett.

zum Fange des Haar- und Federraubzeugs hauptsächlich gebrauchten Fallen sind folgende.

1. Kastenfallen (Klappfallen).

1) Kastenfallen sind hölzerne Hohlfallen in der Form einer langen Kiste, welche an beiden oder einem Ende offen und mit Falltüren oder Klappen, sowie im Innern mit einem beweglichen Trittbrett versehen sind. In diesen Fallen wird solches Raubzeug gefangen, das gewöhnt ist, durch enge Öffnungen, Kanäle, schmale Gänge usw. zu kriechen, also Marder, Mias, Ake, Wiesel, Dachs und Hund. Der Fischotter fängt sich bei Mühlen, Behren, Engpässen usw. öfter, der Fuchs dagegen sehr selten in Kastenfallen. In den einfachen Kastenfallen fangen sich die Tiere lebend. Man kann also bei der notwendigen täglichen Revision Hasen, Fasanen, Hunde und Katzen usw. wieder in Freiheit setzen. Die K. besteht aus dem eigentlichen Kasten, einer oder zwei Falltüren bzw. Klappen, von welchen eine in der Regel aus einem Gitter von Eisenstäben besteht, dem Trittbrett und der Stellung. Die Größe der Kastenfalle richtet sich nach

der Stärke des zu fangenden Raubzeugs. Man stellt diese Fallen je nach der Ortschaft teils mit, teils ohne Köder. Auf Heu- und Kornböden, in Scheunen usw. wird die Falle rundum mit Stroh u. dgl. bedeckt und in Holzställen usw. mit Holz, Kisten so amstellt, daß die Falle einen Zwangspass für Raubzeug bildet. In Gehöften baut man aus Steinen, Holz, Strauch dicht an Gebäuden, Mauern usw. für die Fallen Zwangspässe. In Gärten, Parks stellt man die Falle gut verblendet in Gebüsch, Hecken, an Zäune usw. und leitet schmale, von Gras und Unkraut rein gehaltene Steige an beiden Seiten zu den Eingängen der Falle. Vor absichtlich hergestellten Löchern durch Mauern oder in Zäunen stellt die Falle zum Fangen von Katzen und Raubzeug auch gut, ebenso vor Mündungen von Kanälen,

in ev. künstlich hergestellten Engpässen unter Brücken, Durchläßen usw. In den Fasanerien und in Remisen führt man künstliche, schmale Pässe zu den dort verblendet stehenden Kastenfallen. Sind hier Gräben oder Bach-

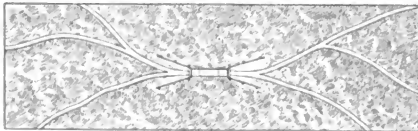
läufe, so stellt man die fängisch gestellte Falle auf ein über den Graben oder Bach gelegtes Brett, so daß das Raubzeug die Falle nicht umgehen kann. In Drahtgesteleinfriedigung der Fasanerien usw. macht man künstliche Durchschlußlöcher, führt von außen Pässe nach den Löchern und stellt die Fallen im Innern vor diese Löcher. Neben Bachläufen, besonders wenn diese von steilen, hohen Ufern, mit Gebüsch, Steinen usw. eingefast sind, fangen K., die in hergestellten Pässen mit Seitenabverungen stehen, viel geringes Raubzeug fort. Im Walde werden in Dildungen künstliche, schmale Pässe grabenneartig mit schwachen Bindungen so hergestellt, daß alles geringe Raubzeug, welches einen dieser Pässe betritt, unausfällig zu der verblendet stehenden Falle hingeleitet wird. Die Falle stellt man wagerecht auf eine ebene Fläche mit trockener Unterlage, als Steine, Zementplatten oder ferniges Eichenholz. Von der Falle aus müssen Flechtzähne aus Drahtgestele, Strauchwert, Besenwürme usw. von jeder Ecke des Kästens im halben rechten Winkel mindestens

5 m neben den Kunstspässen hergestellt werden, damit das Raubzeug die Falle, die gleichfalls oben und an den Seiten durch Strauchwerk verblendet wird, nicht umgehen kann, sondern die Höhlung für einen Kanal hält, welchen es ohne Scheu passiert. An der Falle muß die Höhe des Flechtzaunes 1,2 m betragen. Diese Höhe verläuft bis zum Ende der vier Ränne auf 60 bis 70 cm. Will man das gefangene Raubzeug lebend nach Hause nehmen, so stellt man einen 60 bis 70 cm langen Transportkasten, dessen Höhe und Breite sich nach den Rassen der Falle richtet, der an einem Ende eine senkrechte Schiebetür hat und oben mit starkem, engem Drahtgeflecht versehen ist, so an die Bretttertür der Falle, daß das gefangene Stück Raubzeug nach dem Öffnen der Schieber des Transportkastens und der Falle in den Transportkasten gejagt werden kann. Hierauf schiebt man die Schiebetür herunter, verdeckelt das Drahtgitter durch Auslegen eines passenden Brettes, Sades usw. und trägt den Fang lebend nach Hause. Es ist eine alte Erfahrung, daß alles Raubzeug bei seinen Streif- und Raubzügen mit Vorliebe glatte, trodene, etwas vertiefte Wege und Steige benutzt, weil es hier schnell, ohne Anstrengung, unhörbar und unbemerkt fortkommen kann und sich außerdem bei nassem Wetter an dem tropfenhängigen Grase, Heidekraute und Buschwerk den Balg nicht nah macht.

Auf dieser Gewohnheit des Raubzeugs baut sich die ganze Fangmethode auf. Als zweiter Umstand kommt hinzu, daß unsere meisten Räuber Bäume und Höhlen bewohnen, also das Einkriechen in dunkle Gänge (und einen solchen Gang stellt doch die Kastenfalle dar) durchaus nicht scheuen.

In der Richtung der natürlichen Pässe, die ja wohl jedem Jäger und Revierinhaber bekannt sind, legt man zunächst Steige an, indem man durch den Waldbestand einen möglichst geraden, schmalen Weg, gewissermaßen einen Birchweg, herstellt. Dies erreicht man in Dicken und Schonungen durch Wegnahme der hindernden Äste, Büsche und Bäumchen. Ist der Steig fertig, dann holt, schaufelt oder gräbt man in seiner Mitte eine 40 bis 50 cm breite, 6 bis 10 cm tiefe Furche, indem man einfach die Bodennarbe und die darin entlang streichenden Wurzeln wegnimmt. Der Auswurf muß so weit entfernt werden, daß die scharf abgestochenen Ränder dieses flachen Grabens stets von überwucherndem Grase und Heide- oder sonstigem Kraut freigehalten werden

können. Die Grabensohle muß möglichst eben sein und mit schmalen, eisernen Harten ganz glatt geharkt, auch das ganze Jahr hindurch von Laub usw. frei gehalten werden. Es ist von Vorteil, diese Pfade mit von Menschen häufig begangenen Wegen in Verbindung zu setzen, indem man einfach die Pfade, sie allmählich verbreiternd, in die Wege einlaufen läßt. Muß man Gräben überbrücken, so geschieht dies am besten, indem man drei bis vier gerade Stangen über den Graben legt und diese mit Rassen, die Erdseite nach oben, bedeckt. Erscheint es zweckmäßig, so kann man mehrere aus verschiedenen Richtungen kommende Pfade miteinander vereinigen und als einen Pfad weiterführen. Die Vereinigung geschieht in sehr spitzem Winkel, dessen Spitze nach der Gegend gerichtet sein muß, in der die Falle steht. Pfade mit vielen starken Krümmungen passiert das Raubzeug nicht gern; allmähliche Krümmungen schaden nicht. Die freigelegten Wurzeln hadt ober sieht man ab.



2. Künstlicher Paß zum Raubzeugfang.

Hat man große, zusammenhängende Dicken, welche viel Raubzeug beherbergen, so ist es vorteilhaft, den Pfaden die Form zu geben, wie sie Abb. 2 zeigt, da es hierbei gleichgültig ist, an welcher Stelle das Raubzeug den Pfad betritt, der es stets zur Falle führt.

Man kann auch in einer Dichtung etwa 50 bis 60 Schritt von ihrem Rande einen kreisförmig verlaufenden Pfad anlegen und hier je nach der Zahl des Raubzeugs alle 200 bis 300 Schritt eine Falle aufstellen. Passiert dann das Raubzeug, besonders morgens, in die Dichtung, so wird es sofort dem Paß folgen und sich fangen.

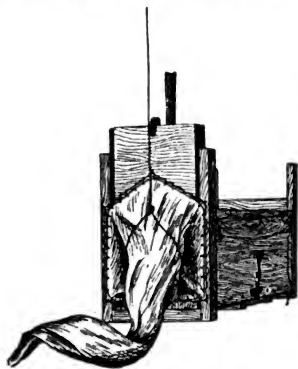
Da die Pfade sehr bald wieder mit Gras bewachsen und Reißig und Laub hineinfällt, so ist es nötig, sie oft zu reinigen, denn je reiner und gangbarer die Steige sind, desto lieber passiert sie das Raubzeug. Das Reinigen geschieht mit einer 30 cm breiten, eisernen Harke. Sind die Pfade nun fertig gearbeitet, so wird an solchen Stellen, an denen der Bestand recht dicht und buschig ist, viel Strauchwerk, Farnkraut, hohes Gras usw. wächst, die Falle aufgestellt. Man gräbt an

dem Pfade zunächst eine viereckige Grube mit abgerundeten Ecken, die 15 cm tief, 15 cm länger als die Falle und 120 bis 130 cm breit sein muß. Über dieser Grube setzt man die Falle nun so auf, daß sie nur mit den beiden Trägern den Boden berührt. Um das Faulen des Holzes möglichst zu verhindern, fest man die Falle mit ihren Trägern auf die zu diesem Zweck aus Zement hergestellten Estrichsteine Lagersteine, oder auf andere, das Bodentwasser möglichst wenig auflaugende Steine, so daß also die Falle selbst mit dem Boden in keine Berührung kommt. Die Sohle der Falle muß funktlich 13 bis 15 cm höher als die Pfadsohle liegen. Der Anstieg des Pfades zur Falle muß ein allmählicher sein; man darf deshalb die letztere nur so tief in den Boden versenken, daß das Bodenbrett noch völlig frei liegt. Stellte man nun die Falle einfach über die Grube auf den Pfad, so würde das Raubzeug sicher um die Falle herumlaufen. Um das zu verhindern, bringt man seitliche Abperrungen an. Die Abperrungen müssen so hoch wie die gehobenen Falltüren und je nach Größe der Falle 1,5 bis 5 m lang sein, auch in einem Winkel von 45° zur Falle stehen. Das beste Material hierzu ist engmaschiges, verzinktes Drahtgeflecht. Aus Reisig, Erde, Brettern usw. hergestellte Abperrungen verdunkeln das Falleninnere und verhindern das Trocknen der nachgewordenen Falle. Ferner läßt sich Reisig nur sehr schwer so eng flechten, daß kein Biesel durchkommt, und muß, ebenso wie Bretter, Rasen usw., oft erneuert werden. Drahtgeflecht dagegen ist durchsichtig, unbegrenzt haltbar und kann leicht und schnell von einer Falle zur anderen gebracht oder neu aufgestellt werden. Zur Aufstellung schraubt man eine schwache Latte an jede Türsäule, nagelt hier das Geflecht fest, schlägt noch zwei Pfähle am Ende und in der Mitte des Geflechtes ein und nagelt dieses an die Pfähle. Um die Abperrung möglichst straff zu erhalten, setzt man an den Endpfahl eine schräge Strebe. Diese Abperrungen aus Drahtgeflecht kann man mit den Enden auch noch näher an den Weg legen, so daß sie dann in einem Winkel von etwa 35° zum Pfade stehen; man erhält dadurch eine längere Abperrung. Bei Holz- oder Erdbabperrungen darf man dies nicht machen, weil sonst der Fangplatz noch mehr verdunkelt würde, so daß das Raubzeug schließlich den Pfad verläßt. Abperrungen aus Zweigen werden folgendermaßen hergestellt. Man schlägt an jede Türsäule zwei Pfähle und in Abständen von etwa 40 cm und im Winkel von 45° zur Falle weitere Pfähle. Es läßt sich, wie gesagt, das Reisig nur mit viel Mühe so dicht flechten, daß kein Biesel durchdringen kann, auch ist es

nach kurzer Zeit doch wieder locker. In Gegenden, in denen es viel Rohr und Schilf gibt, kann man eine ziemlich feste Rohrwand dadurch herstellen, daß man jedesmal zwei Pfähle nebeneinander einschlägt und nun das Rohr zwischen die Pfähle preßt. Es sind dies aber alles nur Notbehelfe; denn das beste Material bleibt das leichte, durchsichtige, bequem zu hantierende und unverwundliche Drahtgeflecht. Dort, wo fester Boden ist und das Grundwasser tief genug steht, läßt man die Pfade allmählich so tief in den Boden arbeiten, als die Türsäulen hoch sind, und stellt die Falle dann in diesen Gräben. Die Seitenwände werden senkrecht abgestochen und bilden dann die beste Abperrung. Selbstverständlich darf die Grube unter der Falle nicht fehlen. Von der Lage und Anlage der Pfade sowohl wie vom Standort der Falle hängt im wesentlichen der Erfolg ab. Zum Fange des stärkeren Raubwildes, wie der Hunde, Dächse, Warden, Füchse, Katzen usw., fertigt man die ganze Anlage in Schomungen, an Feldrändern und dergleichen Orten und stellt die Fallen an mit Buschwerk und Forstunkräutern bewachsene Stellen, während zum Fange der Iltisse und Wiesel die Fallen mehr in der Nähe der Gewässer, also der Gräben, Bäche usw., untergebracht werden. Hier stellt man die Falle in Weidengestrüpp, Binsen, hohes Gras usw. Hat man Gräben mit sehr steilen Ufern, so kann man die Falle ohne Bedeckung, nur mit der Drahtabperrung versehen, aufstellen. In Feldrevieren benutzt man die Grenzhecken zwischen zwei Getreideäckern und stellt die Drahtabperrungen einfach ins hohe Getreide, wo die Falle bis zur Ernte stehen bleibt. Hat man die Falle fängisch gestellt, so muß sie selbstverständlich täglich, am besten frühmorgens, revidiert werden, da das gefangene Wild, besonders Hasen, Kaninchen, Fasanen, Hühner, Schnepfen, aus Hungermangel leicht eingeht. Bei der Revision benutze man stets die Pfade als Hin- und Rückweg und trete nur unmittelbar vor der Falle vom Pfad ab, um die Abperrung zu übersteigen. Bei hohen Abperrungen schlägt man sich rechts neben der Falle einen Pfahl so ein, daß er etwa 50 cm über dem Boden steht; diesen Pfahl betritt man mit dem rechten Fuße, legt den linken auf die Falle, geht auf dieser entlang und steigt auf der anderen Seite ebenso wieder herunter. Es ist durchaus verkehrt, die Abperrung zu umschreiten, da das Raubzeug den hierdurch entstehenden Weg sehr gern benutzt und sich dann nicht fängt. Hat sich nun ein Stück gefangen, so sieht man in die Falle, ob es etwa ein Hase, Kaninchen usw. ist, dies läßt man frei, indem man einfach die Holzstür öffnet. Ist es dagegen ein Stück Raubzeug,

so muß es getötet werden. Die sicherste und beste Methode beschreibt Förster Strade in seiner Broschüre folgendermaßen:

„Zur Herausnahme der gefangenen Raubtiere habe ich ein Fangsacknetz konstruiert, welches im vollsten Maße seine Schuldigkeit tut. Dieser Apparat ist ein 1,25 m langer,



3. Stradescher Fangsack an Kastenfalle.

ionischer Beutel, der am Eingang 1,05 m und am anderen Ende 20 cm Umfang hat und dessen vordere Hälfte Leinwand, die Endhälfte Netz ist. Aus 2 mm starkem Hansgarn ist am Eingange alle 3 cm eine Öse in den Sackrand gestrickt, durch diese eine 2,5 mm starke Schnur von bestimmter Länge gezogen und mit ihren Enden verknüpft. Mit diesen Ösen und der durchgezogenen Schnur wird der Sack durch Anhängen an die in den Türsäulen stehenden Haken befestigt. In diesen Sack gehen die Tiere sofort, da sie die durch das Netz verschlossene Öffnung schnell merken; sie gehen auch stets bis ans Ende hinein, so daß der Sack bequem hinter ihnen geschlossen werden kann. Einige tüchtige Fieße mit dem stets bei der Falle stehenden Knäppel auf den Kopf des Tieres töten dieses dann rasch. Das Fangsacknetz wird in der Weise vor der Holztür an die Falle befestigt, daß man dasselbe, die Sacknaht nach oben, zunächst in seiner ganzen Länge vor der Falle auseinander legt, erst unten und dann oben an die vier in den Holzsäulen stehenden Haken je eine Garnöse, gleichzeitig aber auch die durch diese gezogene Schnur hängt, 25 cm von der Mündung eine Schnur mit Messingring schlingt und dann nach vorherigem Ab-

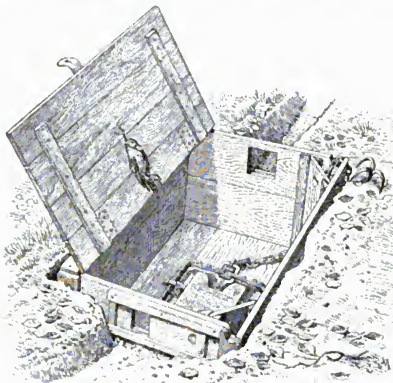
hängen der Stellschnur von den Türträgern hinter der Holztür und Zurücklegen des Riegels die Tür aufzieht, wobei der Haken in derselben in den Sackrand fassen muß. Nachdem man nun durch kräftiges Anziehen der Tür den Sackrand gehörig straff gespannt hat, wird hinter der Holztür zwischen dieser und der Fallenbede ein Keil von Holz eingesteckt, der das Niedersinken der Tür verhindert und den Sack hält. Gewöhnlich fährt das Tier schon gleich nach dem Heben der Tür in den Beutel; ist das aber nicht der Fall, so wird es durch Klopfen an die Falle sicher dazu veranlaßt. Ist das Tier im Beutel über die um denselben geschlungene Schnur hinweggetroffen, so zieht man diese sofort zu und versperrt dem Tier den Rückweg. Für größere Tiere, wie Fuchs, Dachs, Hund, muß man entweder ein größeres Netz haben oder man schießt diese auf den Pfaden oder im älteren Bestande beim Herausfahren aus der Falle. Man muß allerdings sehr klug sein, da häufig die gewandteren Raubtiere, wie der Fuchs, vom Baß sofort ab und in die Dichtung fahren. Das Erschießen der Tiere in der Falle wird nur etwa bei gefährlichen Hunden angewendet, da der Schuß das Falleninnere häufig verlegt.“

Literatur: W. Strade, Der qualifreie Fang des Haartaubzeuges mit der Kastenfalle usw., 3. Aufl.

2) F a n g k i s t e. In Parks, Gärten u.dgl., wo fremde Käsen, Warden, Altisse, Biesel usw. den Singvögeln nachstellen und man der Menschen, Hunde, Hühner wegen Kastensallen oder Fangeisen nicht stellen oder legen kann, wo Diebstahl der Kastensallen, Eisen, sowie des gefangenen Raubzeuges zu befürchten ist, hängt man dies Raubzeug in Tellereisen, die man in einer in den Boden gezgrabenen Riste legt, unauffällig und leicht fort. Die Fangkiste besteht aus schwachen, kernigen Brettern, ist 55 cm lang, 35 cm breit und 30 cm hoch. Unter dem an zwei Ledercharnieren beweglichen Deckel macht man an jedem Giebelende ein Loch von 8 cm Breite und Höhe, das man mit einem Schieber verzieht. Durch den 12 cm langen, wagerechten Schieber, der rechts und links durch schwache Leisten begrenzt ist, so daß er nicht herausfallen kann, lassen sich die beiden Böcher zum Käsenfang beliebig vergrößern oder nur zum Fang von Warden und Altis (wenn man die eigenen Käsen nicht fangen und beschädigen will), so verkleinern, daß keine Kasse hindurch kann. Außer den Ledercharnieren hinten, nagelt man vorn an den Deckel einen breiten Lederüberwurf, den man mit einem Schließ über einen in die Vorderseite der Riste eingeschlagenen Nagel mit Kopf befestigen kann. In den beiden vorderen Ecken macht man in

der Vorder- oder Seitenwand oben einen 2 cm breiten und tiefen Einschnitt, um die Kette mit Anker durchzuführen. Auf dem

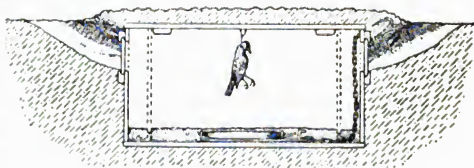
einer der beiden Ecken hochgeleitet und durch den Schieber oder einen Fichten- oder Buchelbezweig verblendet. Zur Aufnahme des Ankers und der Kette wird außerhalb der Kiste im Boden ein Loch gemacht und der Anker mit Erde bedeckt. Das gespannte und gesicherte Eisen bedeckt man dann mit losem Staubsand. Die Sicherung wird zuletzt herumgedreht und mit Sand verblendet. In der Kiste friert das Eisen nicht ein, wenn der Sand trocken bleibt. Die Eisen können monatelang gespannt in der Kiste liegen bleiben, der Feder schadet es nichts. Der Erdboden vor den beiden Löchern muß soviel entfernt werden, daß diese frei liegen. Die Abschragung nach außen und etwas nach der Seite kann auf etwa 20 cm mit der Erdoberfläche verlaufen. Der Schlich des Lederüberwurfes wird über den Nagelkopf geschoben, und dann legt man Strauch, Blätter, Nadeln usw. der Umgebung auf den Dedel. Vor die Eingänge kann man etwas Gescheide oder dergleichen legen, um das Raubzeug anzulocken. Bei der täglichen Revision braucht man nicht jedesmal den Dedel mit der Verblendung hochzuheben, da man durch die Löcher sehen kann, ob das Eisen zugeschlagen ist oder nicht. Holzhammer, Forstrevolver usw., die Schlagbaum, Knüppelfalle, Kastenfalle und den Köder über einem frei gelegten Eisen sofort sehen, die erstere vielleicht zerstören, das unter dem Köder liegende Eisen stehlen würden, gehen an solcher Fangliste vorbei, ohne zu ahnen, daß sie ein Fangeisen passiert haben. Gunde, Hühner, Fasanen, Hasen usw. können sich selbstredend im Tellerreisen, welches in der Fangliste liegt, nicht fangen. Katzen, Raben und Iltisse finden die Löcher sofort, und da sie



4. Fangliste von Ran.

Mittelpunkt des Dedels bohrt man zwei Löcher zum Anbinden der Kirtung, die aus einem Vogel, Gescheide usw. besteht. Sie darf nicht so tief hängen, daß sie vom zuschlagenden Eisen gefaßt wird. Den in Höhe der freiliegenden Einschlupflöcher hängenden Köder ängt das Raubzeug sofort. Es bekommt durch den Luftzug auch eher Witterung von dem hängenden Köder als von einem auf dem Kistenboden liegenden. Dadurch, daß das einspringende Raubzeug nur den hochhängenden Köder in der Nase hat, achtet es gar nicht auf das unten liegende Teller-eisen. Man gräbt diese Kiste im Walde, Park oder Garten in Gebüsch, Nadelholzdicke, an Bachläufen, auf Grabenrändern, in Gärten usw. so ein, daß kein Wasser hinein kann, und zwar tief genug, daß der Dedel mit der Bodenoberfläche abschneidet. Das gespannte Eisen Nr. 11b wird, da das Eisen bei gespannter Feder auf dem Boden der Kiste gut aufliegt, ohne Steinunterlage gelegt, die Kette in

zeug anzulocken. Bei der täglichen Revision braucht man nicht jedesmal den Dedel mit der Verblendung hochzuheben, da man durch die Löcher sehen kann, ob das Eisen zugeschlagen ist oder nicht. Holzhammer, Forstrevolver usw., die Schlagbaum, Knüppelfalle, Kastenfalle und den Köder über einem frei gelegten Eisen sofort sehen, die erstere vielleicht zerstören, das unter dem Köder liegende Eisen stehlen würden, gehen an solcher Fangliste vorbei, ohne zu ahnen, daß sie ein Fangeisen passiert haben. Gunde, Hühner, Fasanen, Hasen usw. können sich selbstredend im Tellerreisen, welches in der Fangliste liegt, nicht fangen. Katzen, Raben und Iltisse finden die Löcher sofort, und da sie

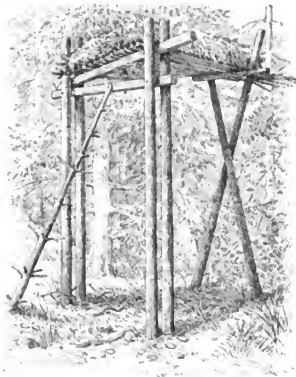


5. Querschnitt der fänglich gestellten Fangliste von Ran.

auf der anderen Seite den Ausgang äugen, so springen sie nach dem am Dedel hängenden Köder durch das Loch in die Kiste und dabei sofort auf den Teller und fangen sich. Durch den Lederüberwurf wird das gefangene Raubzeug verhindert, den Dedel anzuhoben. Der Fänger hebt den Dedel an, faßt den außenliegenden Anker und tötet das gefangene Stück Raubzeug. In Gebäuden macht man in Heu, Stroh usw. dort, wo Marder und Iltisse passieren, eine Vertiefung, stellt die Kiste hinein und packt diese bis auf die beiden Löcher zu. Will man hier die Käsen, die in der Scheune Mäuse fangen, schonen, so müssen die Seitenschieber an den beiden Löchern angebracht oder durch Übernageln von Leisten die Löcher so verkleinert werden, daß wohl Marder und Iltisse, aber nicht Käsen hindurchkriechen können.

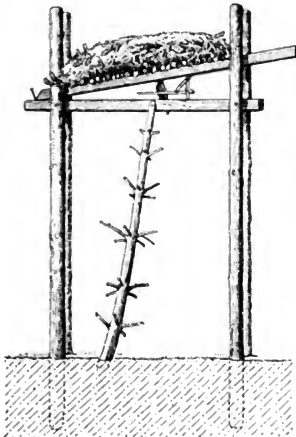
II. Schlagbaum, Knäppel- und Märgelfallen.

1) Schlagbaum. Man legt den Schlagbaum zum Fange des Marders in Dichtungen, möglichst unmittelbar an Wildwechsel und -pässe, an Gräben usw. an. In Laubholzrevieren baut man den Schlagbaum in eingesprengten Fichtenhorsten. Dort wird er nicht so leicht von Unberufenen gefunden, und unter den Fichtenästen fällt nicht so viel Schnee auf das Dach, wodurch es oft zu schwer wird. Der Marder sucht die Fichtenhorste, wie man bei Schnee spürt, mit Vor-



7. Schlagbaum fänglich gestellt.

liebe ab, um die in den dichten Ästen geschüßt schlafenden Vögel zu fangen und in den Eichhörnchennestern, die sich in den höheren Fichten befinden, den Tag über zu schlafen. Der Schlagbaum in Stangenhorsten zu bauen und dabei vier stehende Bäume zu benutzen, wie mitunter empfohlen wird, ist nicht praktisch, da er in Stangeholz sehr weit zu sehen ist und der gefangene Marder leicht gestohlen werden kann. Da der Wind ferner stehende Bäume stets bewegt, so wird der Schlagbaum dadurch zu oft abgestellt. Zum Bau des Schlagbaums nimmt man sechs Stück 2,5 bis 3 m lange Stangen von recht kernigen Eichen, Kiefern oder Lärchen, welche 7 bis 9 cm Durchmesser haben, und gräbt etwa 1,1 m voneinander je zwei Pfähle in ein 40 cm tiefes Loch. Zwischen diese beiden Doppelpfähle nagelt man eine kernige, scharfkantige, neue Dachlatte von 1,2 m Länge in Augenhöhe mit dreißigigen Drahnägeln wagerecht so an, daß die Breitseite der Latte zwischen den beiden Doppelpfählen liegt. Dann legt man eine 15 bis 20 cm längere Latte lose auf die Unterlatte. Das rechts überstehende Ende der oberen Latte wird als Griff beim Aufstellen benutzt. Damit sich die obere Latte nicht nach außen verschieben kann, schlägt man an der linken Seite etwa 3 cm vom Ende einen dreißigigen Nagel bis zur halben Länge von oben in die Unterlatte; daran hat die Oberlatte Halt. Die vier Pfähle müssen an der Innenseite oberhalb der Unterlatte mit einem Messer so glatt geschnitten



6. Vorderteil des fänglich gestellten Schlagbaums.

Jagbrevier.

werden, daß die Oberlatte sich leicht dazwischen auf- und abbewegen läßt. Ungefähr 1,5 m hinter den Vorderpfählen werden zwei Pfähle auf 1 m Entfernung einzeln eingetaben. Noch besser ist es, wenn man einen 25 cm breiten Graben von 60 cm Länge und 40 cm Tiefe macht und beide Pfähle kreuzweise in den Graben setzt; das gibt besseren Halt. Etwas höher als vorn nagelt man ein Stangenende von 1 m Länge wagerecht an die einstellenden oder sich kreuzenden Hinterstangen. Dierauf werden 2 m lange, ganz schwache Stangen (1 bis 2 cm stark) vom hinteren Querholz nach der Oberlatte lose so gelegt,



8. Stellung zum Schlagbaum.

daß sie vorn ungefähr 10 cm überstehen und dicht nebeneinander liegen, so daß ein förmliches Dach entsteht. Hinten können die dünneren Enden der schwachen Stangen beliebig lang sein. Dieser Schlagbaum, der in der Fichtendichtung geschäft steht, wird nicht vom Winde abgeschlagen. Die weißen Dachlatten usw. können mit Gescheide und Schweiß eingerieben werden, die Farbe ist dann unauffällig und das Gescheide gibt gute Bitterung. Als Stellung benutzt man die drei Hölzer der Studenställe, die man sich aus fingerstarken Buchenstämmchen oder Ästen schneidet, also einen 20 cm langen Hals und zwei je 7 cm lange runde, gerade Stamm- oder Aststücke, die man auf einem Ende senkrecht und auf dem anderen Ende von beiden Seiten ziemlich scharf keilförmig schneidet. In den Hals, der als Abtrittshebel dient, und in das eine der beiden Hölzer wird je eine Kerbe geschnitten. Um das Wegfallen der drei Hölzer nach Abschlagen der Stellung in Laub, Schnee usw. zu verhindern, bindet man sie entsprechend weit auseinander an einen festen Heftzwirnsabon, welchen man dann an der Unterlatte befestigt. Nach dem Abschlagen der Stellung hängen die drei Hölzer dann an der Unterlatte. Damit der Marber bequem zum Köder kommen kann, lehnt man schräg vom Erdboden bis zur Unterlatte dort, wo in der Verlängerung unter dem Dache der Köder hängt, eine mit gefürzten Ästen versehene Zapfspiße, die man unten etwas in den Boden einläßt und oben mit einem Drahtstift an der Unterlatte befestigt. Oben belegt man die vordere Hälfte des Daches mit Fichtenästen, Moos, etwas Rasen usw. so,

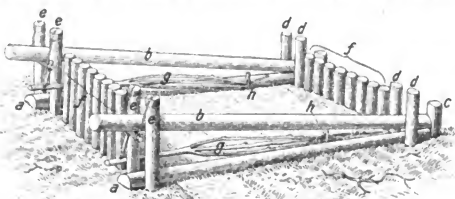
daß der Marber von oben nicht an den unter dem Dache hängenden Köder gelangen kann. Sehr gewichtig darf das Dach nicht werden, da es später durch den darauffallenden Schnee zu schwer werden könnte. Zum Fängstellen des Schlagbaums hebt man mit dem Kopfe das überstehende Ende der Oberlatte hoch (daher die Unterlatte in Augenhöhe) und setzt die drei Hölzer der Stellung mit beiden Händen an den Inntrand zwischen Unter- und Oberlatte so, daß das letzte Drittel des langen Halsens, welches als Tritt dient, sich zwischen Unterlatte und Köder befindet und dort etwa 5 cm von der Unterlatte absteht. Der Marber, welcher an der Leiterstange, an die man etwas Gescheide von Hasen, Eichhörnchen, sowie Obereichenbeeren usw. hängt, aufsteigt, muß beim Versuche, zum Köder zu kommen, den Vorderkörper zwischen beide Latten heben und dabei einen der beiden Vorderläufe auf das letzte Drittel des Trittholzes setzen. Dabei fällt die Stellung in sich zusammen und bleibt unter der Unterlatte hängen, die Oberlatte fällt mit ihrer Last auf die Unterlatte und tötet den Marber sofort. Der Köder besteht aus einem Vogel, Hasengescheide, Eichhörnchen usw. (Apothekenwitterung, als Moschus, Bisam und Anisöl sind zum Fange von Marbern wertlos.) Der Schlagbaum kann zu jeder Jahreszeit gebaut werden. Der Marber fängt sich, wenn er Hunger hat, auch in dem neuen Schlagbaum.

2) Knüppelfalle (Prügel Falle). Zum Bau einer Knüppelfalle ebnet man in einer Dichtung an einem Grabenrand, an einem Bachufer usw. einen Platz von 1,5 m im Quadrat und entfernt dabei allen Bodenüberzug. Dann werden zwei 1 m lange, 5 bis 7 cm starke Knüppel (Abb. 9 a a) von kernigem Kandelholz, aus dem die ganze Falle gebaut wird, bei einem Abstände von 1 m parallel zu einander der Länge nach auf den Boden gelegt und so tief in diesen versenkt, daß sie nur noch etwa 2 cm über dessen Oberfläche sich erheben. Unmittelbar hinter dem Ende jedes Knüppels schlägt man einen gespaltenen Pfahl, die Breitseite an das Hintere der Knüppel, fest in den Boden (c). Dann sägt man zwei Schlagknüppel (bb), etwa 1,1 m lang und 5 bis 7 cm stark, zurecht, die genau auf die Knüppel aa passen müssen. Nun schlägt man, um ein seitliches Ausweichen der Schlagknüppel bb zu verhüten, am hinteren Kopfe der Knüppel aa zu beiden Seiten derselben je einen Pfahl dd bis 20 cm tief in den Boden, ebenso am vorderen Kopfe e e. Die Vorderpfähle e e müssen 40 cm über dem Boden lang sein. Die nun noch offene Vorder- und Hinterseite der Falle wird durch dicht nebeneinander eingetriebene Pfähle, die

in gerader Linie stehen müssen, geschlossen (f). Nun fertigt man von Ahorn, Birke oder Fasel als Tritthölzer (gg) je eine Rute, wie Abb. 10

zeigt, und schneidet auf deren vorderem, 12 cm langem Ende eine Kerbe, in welche das Stellholz k greift. Das Trittholz g wird mit dem vorderen Ende bis über die Kerbe zwischen dem inneren Pfahl e und dem nächsten nach dem Inneren zu eingetriebenen Pfahl, wo genügend Spielraum für das Trittholz gelassen war, durchgesteckt und parallel mit dem Schlagknüppel in die Falle gelegt. Das hintere Ende des Trittholzes wird durch einen etwa 20 cm langen, mit einem Haken versehenen Pfahl b durch Einschlagen in den Boden dicht hinter dem Lagerknüppel befestigt. Man kann auch das hinten entsprechend längere Trittholz mit Draht an einen Pfahl d befestigen. Die Stellhölzer, i 18 cm und k 12 cm lang, werden aus fingerdickem, hartem Holze gefertigt und beide 1,5 cm vom oberen Kopfe so eingelebt, daß sich darin eine 70 cm lange Hanfschnur befestigen läßt. Das Stellholz k schrägt man am unteren Ende so ab, daß es in den Kerb des Trittholzes g eingreifen kann. Durch die Schnur verbindet man jetzt das

legt man zwischen Kopf und Schnur des Stellholzes k, und das abgeschrägte Ende von k bringt man in den Kerb des ungefähr



9. Gerät zur Knappefallenschnur.

3 bis 5 cm gebogenen Trittholzes g. Nun darf keine der beiden Fallenschnungen, an den vorderen Pfählen gemessen, mehr als 20 cm betragen, damit der Warber nicht über das Trittholz springt, ohne dieses abzutreten. Drückt man nun das Trittholz mit einem Stod ab, so schlägt die Falle auf dieser Seite blitzschnell zu. Nachdem die Stellvorrichtung an der entgegengesetzten Seite ebenso gemacht ist, bedt man die Falle mit 3 bis 5 cm Staken, 1,4 m langen Knüppeln, die von einem Schlagknüppel zum anderen dicht nebeneinander so gelegt werden, daß sie etwas übergreifen, zu. Die Falle wird dann mit Rasen, Laub, Moos oder Nadelstreu soviel bedeckt, daß sie schwer genug ist, das gefangene Raubzeug totzudrücken. Als Köder wirft man Eichhörnchen, Gekschide oder Abfälle von Wild, geschossene Vögel usw. mitten unter die Falle und erneuert dies so oft als nötig, da der Warber lieber frischen als alten, stark riechenden Köder nimmt. Der alte Köder kann neben die Falle geworfen werden, damit der Warber und Iltis durch dessen schärfere Witterung die Falle, die durch Bachholzer, Gestrüpp usw. verblendet ist, leichter findet.

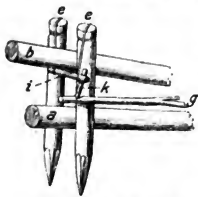
3) **Verbesserte Nordfalle.** Man benutzt entweder eine Platte aus 8 Rundknüppeln, die durch 2 ausgegastete Querhölzer zusammengehalten werden, oder man nagelt Bretter von 1 m Länge durch zwei Leisten so nebeneinander, daß die Platte ungefähr 0,5 m breit ist. Hinter der Platte schlägt man drei Pfähle in den Boden, den mittelften davon genau in die Mitte; 10 cm vor der hinteren Kante wird je ein Pfahl an den beiden Seiten der Platte eingeschlagen, um ein seitliches Verschieben der Platte zu verhüten. Alle fünf Pfähle müssen 10 cm über die Bodenoberfläche



10. Trittholz zur Knappefallenschnur.

Stellholz i mit dem äußeren und k mit dem inneren Pfahl, wobei man die Schnur auf der Rückseite des Pfahles durch Anschleifen befestigt und dann über dessen Kopf nach vorn legt. Jetzt

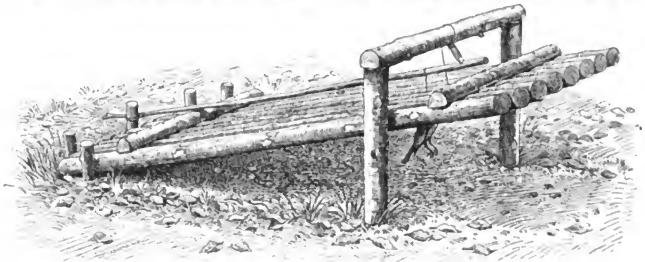
probirt man, ob die Falle steht. Zu diesem Zweck hebt man den Fallknüppel b am vorderen Ende in die Höhe und legt ihn auf das waagerechte Stellholz i, dessen freies Ende



11. Stellung zur Knappefallenschnur.

hinaustragen. Nun schlägt man 70 cm vom hinteren bzw. 30 cm vom vorderen Ende an beiden Seiten der Platte je einen Pfahl so tief ein, daß er 40 cm hoch über dem Boden

ein kleines Loch in der Brettplatte nach oben. An das andere Ende des etwa 30 cm langen Bindfadens bindet man ein 8 bis 10 cm langes Stellholz von Fingerstärke 1 cm vom



12. Verbesserte Nordfalle von Ran.

steht und sich die Platte zwischen diesen Pfählen gut auf- und abbewegen läßt. Dann nagelt man auf beide laugen Pfähle ein schwaches Knüppelende. Aber die Platte wird mit Draht eine fingerstarke, getabe Buchengerte von 80 cm Länge an den hinteren Mittelpfahl so befestigt, daß sie sich leicht auf- und abbewegen läßt. Nun

oberen Ende in einen rundum geschnittenen Kerb. Das untere Ende des Stellholzes schneidet man keilförmig an. Für diesen Keil schneidet man einen entsprechenden Kerb in die Buchengerte. Um die Falle fängisch zu stellen, bindet man als Abzugsbroden ein Stück Fleisch ohne Knochen oder eng zusammengebundenes Gesehede unterhalb der Platte an die Abzugschnur. Die Platte wird angehoben und das Stellholz mit dem Bindfaden über die Querstange von hinten nach vorn zu gelegt. Nun stützt man den Kopf des Stellholzes gegen die obere Querstange und setzt das keilförmige Ende des Stellholzes in den dazu passenden Kerb der Buchengerte. Sobald



13. Gerte zur verbesserten Nordfalle.

schneidet man auf 65 cm Entfernung vom hinteren Ende ein 1 □ cm großes Loch in die Mitte der Platte, bindet hier oberhalb des Loches bei hochgehobener Platte den Abzugsbindfaden an einen schwach eingeschnittenen Kerb der Buchengerte und leitet den Abzugs-

faden durch das Loch der Platte. Vor dem Loch nagelt man unter dem Querknüttel einen dünnen, aber haltbaren Bindfaden auf die Mitte der Platte oder man bindet den Bindfaden an einen kleinen



14. Stellhölzer zur verbesserten Nordfalle.

Holzknäuel, den man unter der Platte quer legt, und führt den Bindfaden durch den Zwischenraum der beiden mittleren Knüppel bzw. durch

der Markter oder Itlis den Fangbroden, der sich dicht unter der Platte befindet, abzieht, gleitet der keilförmige Teil des Stellholzes aus dem Kerb der Buchengerte, die Platte fällt herunter und das betreffende Stück wird erdrückt. Um das Abtreten der Stellung, die sich bei aufgestellter Falle möglichst dicht an der Platte befinden muß, durch Überlaufen des Markters usw. zu verhindern, legt man zu beiden Seiten der Buchengerte und vorn leichte Käsestücke usw. so, daß diese bei aufgestellter Falle höher stehen, als die Stellgerte und die Stellung.

4) *Marx'sche Würgefall*. Sie besteht aus dem oberen und unteren, trapezartig geformten Kästen, dem erhöhten Stellbrett mit Stellung und der im unteren Kasten ruhenden Innge oder Trittleiste. Die Länge des Kastens beträgt 71 cm, die Höhe 17 cm.

Die beiden Kästen sind mit starken Scharnieren verbunden, welche das Auf- und Zuschlagen regulieren, so daß die seitlichen Bürgelreifen genau aufeinander passen (Abb. 15). Die Stellung ist vorn an einem erhöhten Stellbrett, welches 52 cm hoch ist, angebracht. Letzteres ist aufrechtstehend, im rechten Winkel an der vorderen Wand des unteren Kastens angeschraubt und trägt die Stellung und das darüber hängende Schußdach. Die Stellung besteht aus einem einfachen, langen, geraden Hebel, aus einem gekrümmten Doppelhebel und der im unteren Kasten liegenden Junge. Der gerade Hebel ist mit einem dünnen Blechstück über dem Schraubenloch versehen, um dem am oberen Kasten befindlichen, nach vorn zeigenden Daumen das möglichst nahe Anbiegen an die Gabelschraube zu gestatten (Abb. 16). Da der Daumen selbst den geraden Hebel nicht berühren darf, so ist die Seitenschiene 2 bis 3 mm tiefer gestellt. Die Junge, welche die Form des Kastens hat, besteht aus zwei an der Spitze zusammengenieteten, 4 cm breiten, 3 bis 4 mm starken und 47 cm langen behobelten Leisten; diese Leisten müssen aus leichtestem Kiefernholz hergestellt werden, möglichst stabil sein und dürfen nicht federn. Am hinteren Ende der Junge sind zwei Ösen angebracht, die an den mit Haken versehenen Klößen im hinteren Teil der Falle angehängt werden. Vorn an der Spitze ist die Junge mit einem feinen, ausgeglühten, weichen, oben mit einem mit langer Schleife versehenen Kupferdraht verbunden, welcher beim Aufstellen der

einfachen Hebel unter und sichert. Nun legt man das verjüngte Ende des langen Hebels in die Raft des gekrümmten Doppelhebels und verbindet letzteren mit dem von der Junge aus-



15. Marzische Bürgelfalle.

gehenden Kupferdraht, indem man die Schleife desselben auf das rechte Ende hängt. Beim jedesmaligen Aufstellen muß der Draht ganz gerade gezogen werden. Bemerkt soll hier gleich werden, daß die Falle belastet und hierbei die größte Aufmerksamkeit beobachtet werden muß. Man belastet am besten mit drei bis vier Stück Mauersteinen. Die Last ist eine Handbreit hinter der Stellung aufzulegen. Eine Falle ohne Belastung läßt sich nicht stellen. Die Belastung muß so schwer sein, daß die Falle von einem Wiesel, nicht aber von einer Maus abgetreten werden kann. Die Falle, die zum Fange von Kafe, Rarder, Iltis und Wiesel gebraucht wird, ist patentiert und daher nur vom Erfinder Förster Marz in Groß-Müsterwitz, Bez. Magdeburg, zu beziehen.



16. Stellung zur Marzischen Bürgelfalle.

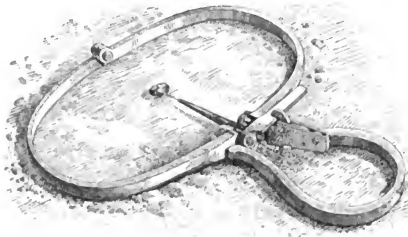
Falle mit dem Doppelhebel in Verbindung kommt. An der linken Säule des Stellbrettes ist ein Loch gebohrt, in welches ein Holzstift gesteckt wird, der die Falle sichert. Das Fängisstellen geschieht folgendermaßen: Zuerst hebt man den belasteten oberen Kasten mit dem nach vorn zeigenden Daumen hoch, schiebt den langen,

III. Eiten. — a) Abzugseiten.

1) Schwannenhals oder Berliner Eisen besteht aus den beiden Bügeln mit Bügelschraube, der Feder, dem Stellschloß und der Peise oder Abzugsröhre. Das Stellschloß besteht aus a der Schloßkapsel, b dem Stellhaken, c der Stellzunge und d dem Drüder, welche Teile in der Schloßkapsel befestigt sind, ferner der Stellstange o und dem Stellstift l, endlich dem Sicherheitsstift g oder der Sicherheitschraube h. Die beiden Teile o und f sind an den beiden Bügeln i i befestigt. Die sägenartigen Ausschnitte an den Bügeln nennt man Kamm, Krapsen oder Krapsentamm (k). Die Feder l, welche aus Stahl gefertigt ist, ist hufeisenförmig; sie saßt

mit jedem Schenkel in ein entsprechendes Loch der beiden Bügel. Zwischen den Öffnungen für die Federschentel und der sägenartigen Fläche befindet sich in jedem Bügel

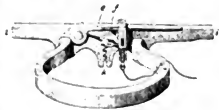
den Stellhaken b in das in der Schloßkapsel dazu befindliche Loch, um das Losschlagen des Schwanenhalses zu verhindern. Nun erfäßt man mit den Händen je einen Bügel



17. Hängisch gestellter Schwanenhals.

noch eine Öffnung. Durch die Öffnung des rechten Bügels wird der dünne Teil der Schloßkapsel, nachdem vorher der Stellstift f darüber gestreift wurde, gesteckt, und zwar so, daß die Kapsel flach zwischen der Feder, der Stellhaken nach rechts, liegt. Auf den durch den Bügel herausgehenden Teil der Kapsel wird nun die Pfeife gesteckt, so daß die hintere Öffnung gleichfalls nach rechts liegt, und schließlich die Schraubenmutter aufgeschraubt und so fest angezogen, daß sich nichts rühren kann. Die Stellstange wird mit einer starken Schraube an den linken Bügel befestigt, so daß sie gleichfalls zwischen den Federschenteln liegt. Um den Schwanenhals zu spannen, legt man ihn auf einen gebielten Fußboden und kniet vor den Bügeln, so daß die Bügelschraube sich unmittelbar an den Knien befindet. Zuerst schraubt man die Sicherheits-schraube aus dem Schlosse. Nachdem man

beim Transport des Eisens so an, daß der Sicherheitsstift nicht herausfallen und das Eisen nicht abschlagen kann. Ein guter Schwanenhals muß, nachdem er 14 Tage gespannt gelegen hat, noch so schnell zuschlagen und vorn 30 bis 40 cm hoch springen, daß er den Fuchs sicher faßt und hält. Wenn man eine dünne Messerflinge zwischen die Bügel schiebt, so muß man den 5½ kg schweren Schwanenhals, dessen Bügel nur Halt an der Klinge haben, hochheben können. Läßt man den Schwanenhals abschlagen, so muß man zur



19. Stellschloß und Feder des Schwanenhalses (hängisch).



18. Stellschloß des Schwanenhalses.

mit einem spitzen Keil die Bügel so weit auseinander gebrochen hat, daß man mit jeder Hand einen Bügel fassen kann, die Daumen dabei nach innen, drückt man die Bügel so weit auseinander, daß sie wagerecht liegen. Hiernach legt man auf jeden Bügel ein Knie und während diese die Bügel in der wagerechten Stellung halten, legt man den Stellstift f unter die Stellstange e, drückt die Stellstange herunter und legt den Drücker d über die Stellstange. Dann zieht man den Stellhaken b über die Stellstange c und schraubt zum Schluß die Sicherheits-schraube h hinter, oder steckt den Sicherheitsstift g vor

Schonung der Bügel vorher einen weichen Gegenstand, als Sack, Stroh, Strauch usw., zwischen die Bügel legen. Dann bindet man eine 1 m lange Schnur nach der Bügelschraube zu, an den Stellhaken b und zieht sie durch die Pfeife. Eine zweite, dünne Schnur von 30 cm Länge, den sogenannten Kontrafaden, bindet man nach der Feder zu in die Ose des Stellhakens. Während die linke Hand den Kontrafaden nach hinten zieht, schraubt bzw. zieht man die Sicherheits-schraube oder den Sicherheitsstift aus der Schloßkapsel, zieht den langen Abzugsfaden an und läßt den Schwanenhals zuschlagen. Zum Auseinandernehmen des Schwanenhalses braucht man ein T-förmiges Holzkreuz aus hartem Holze oder ein kleines Brett in

der Stärke der Feder, welches in die Form der gespannten Feder passen muß. Zum gründlichen Reinigen des Schwanenhalses wird er auseinandergenommen. Man schraubt zu dem Zwecke das Stellschloß ab und drückt die Bügel so weit auseinander, daß das eben beschriebene Holzkreuz ober das Brett in die gespannte Feder paßt. Läßt man die Bügel nun allmählich hochgehen, so können sie leicht von der Feder abgenommen werden, da diese durch das Holzkreuz bzw. Brettstück in der gespannten Stellung gehalten wird. Nun reinigt man alle Teile des Eisens entweder mit Sand und Wasser unter Verwendung eines Lappens oder mit feinem Sand oder Schmirgelpapier. Im ersteren Falle müssen alle Eisenteile nach dem Reinigen gehörig getrocknet werden, um Rostanfaß zu vermeiden. Dann kann man, wenn man will, alle Eisenteile mit geruchslosem Fett schwach einreiben.

2) Deutscher Schwanenhals besteht aus dem Schwanenhals selbst und der Stellschiene mit Abzugsvorrichtung. Alle Teile des Eisens sind zum Schutze gegen Rost mit schwarzer Politur bestrichen. Der Schwanenhals selbst hat zwei lange Federn oder eine Doppelfeder und zwei Bügel mit Bügelaußschnitt. Die beiden Zapfen mit den Bügelöchern, sowie auf jedem Ende ein Sicherheitshafen, befinden sich an der unteren Feder, während die obere Feder an den Enden je eine Federschleife zur Aufnahme der Bügel hat. Auf der Stellschiene befindet sich die Abzugsvorrichtung und an den Enden je ein Sicherheitshafen. Die Abzugsvorrichtung ist durch zwei Eisenblechmäntel, die bis zu den Federn des Schwanenhalses reichen, gegen das Hineinfallen von Dedmaterial geschützt. Um den deutschen Schwanenhals zu spannen, stellt man sich mit dem Rücken gegen eine



20. Deutscher Schwanenhals (abgeschlagen).

Wand usw., stellt den Schwanenhals, dessen Sicherheitshafen vorher nach außen gedreht sind, breit vor sich hin auf festen, gebielten Boden. Dann legt man je eine Fußspitze dicht an die Bügel in das Innere auf die hochstehende Feder. Nun tritt man mit beiden

Fußspitzen zugleich kräftig auf die Feder, saßt gleichzeitig mit den Händen je einen Bügel und drückt diese auseinander. Mit den Händen öffnet man den Schwanenhals dann so, daß die Bügel vollständig breit auseinander liegen, wobei die beiden Federn, die



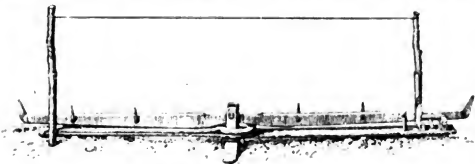
21. Schwanzmantel und Stellschiene des deutschen Schwanenhalses.

entgegengesetzte Wogen bilden, jetzt gerade werden. Während man dann auf den Bügeln kniet, dreht man die beiden Sicherungen auf die Federschleifen. Nachdem man in das Loch des Abzuges, der sich auf der Stellschiene befindet, einen nicht zu starken, aber auch nicht zu schwachen Abzugsfaden (im ersteren Falle würde derselbe beim Zuschlagen hinderlich sein, im zweiten zerreißen, ohne den Schwanenhals zum Zuschlagen zu bringen) gebunden und diesen durch das Abzugsloch des Schwanenhalses geleitet hat, legt man den letzteren so auf die Stellschiene, daß die eingeschlagenen Vertiefungen (Körnerschläge), die sich innen auf der schmalen Seite der Bügel und auf den beiden Sicherungshafen (die vorher nach außen gedreht waren) der Stellschiene befinden und in je einem . . . Punkten bestehen, zusammenkommen. Die Schraubenenden unter den Federn legt man in die dafür ausgeheilten Rundkehlen der Stellschiene. Dann drückt man die beiden Bügel so weit herunter, daß die Sicherheitshafen der Schiene über die Mitte der beiden Bügel fassen. Der Schwanenhals ist nun vierfach gesichert. Man saßt jetzt die beiden an den Enden aus dem Mantel hervorstehenden Hafen der Stellschlingen (Höröschel) und drückt sie gleichzeitig über die Bügel. Damit ist das Eisen gespannt. Will man probieren, ob die Stellung nicht zu leicht oder zu schwer steht, so zieht man an dem Abzugsfaden, worauf die Stellung (durch die vier Sicherheitshafen aber gesichert) mit einem hörbaren Knack abschlägt. Ist die Stellung eingestellt und will man den Köder an dem Abzugsfaden befestigen, so schraubt man die kleine Dornschraube, welche sich in dem Dedmantel befindet, ganz herunter. Dadurch wird das Auslösen der Stellung verhindert. Den Köder oder Abzugsbrotzen (Schuh einer Hammelpfote mit Inhalt usw.) bindet man so kurz wie möglich über dem Abzugsloch an.

3) Die Otterstange. Die Otterstange, die man hauptsächlich in schmalen,

flachen Gräben, die mit Seen, Flüssen usw. in Verbindung stehen, zum Fange des Fischotters aufstellt, besteht aus der starken, unterliegenden Feder und zwei starken, mit ein-

Bügel. Das Eisen liegt in einem am Rande offenen Holzkasten, so daß die Bügel ungehindert zusammenschlagen können. Die Falle wird durch Fadenabzug oder Selbstabzug abgezogen.

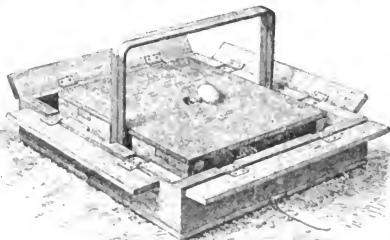


22. Otterstange (länglich gestellt).

genieteten Spitzen versehenen Eisenstangen (Arme). Feder und Arme sind an bzw. zwischen zwei Eisenschienen befestigt. An einem Ende der Feder befindet sich die Stellung sowie der Sicherheitshaten. An einem Teil der Stellung ist eine Tülle zur Aufnahme eines kleinen Stabes. Die Arme der Otterstange messen im gespannten Zustande 82 cm. Man spannt die Feder dieses Eisens mit dem dazugehörigen Federhaken oder der Federklemme, drückt die Stangen auseinander, läßt die Stellunge einschnappen und sichert das Eisen durch Herumdrehen des Sicherheitshatens. Aus der Tülle muß ein dazu passender Stab 14 cm hervorstehen. Man legt die gespannte Otterstange quer durch den Graben. Am Ende der der Stellung entgegengesetzten Stange treibt man einen schwachen Pfahl in den Grund (Sohle) des Grabens und spannt nun vom Pfahl zum Stab in der Stellung einen 1/2 mm starken Draht, über welchen man eine Binse ziehen kann (die sogenannte Haarstellung), über das Eisen, worauf der Sicherheitshaten vorsichtig herumgedreht wird. Der gegen den Draht stoßende Otter befindet sich beim Abschlagen des Eisens, welches an einer Kette am Pfahl befestigt werden kann, zwischen beiden Armen der Otterstange. Da die Otterstange für Menschen und Haustiere sehr gefährlich ist, so darf sie nur dort gestellt werden, wo keine Möglichkeit vorhanden ist, daß Menschen oder Haustiere hinkommen.

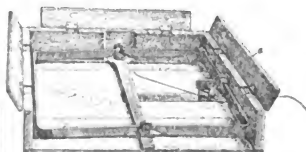
4) In Holz verkleidete Wardenfalle. Diese Falle ist ein mit Holz verkleideter deutscher Schwaneuhals. Die starke Feder ist auf der Mittelschiene befestigt, ebenso die Stellschiene und die viereckigen

unter und tritt sie mit den Füßen ganz in den Kasten hinein. Schließlich drückt man mit einer Holzleiste den einen Bügel in der Nähe der Stellung so tief herunter, daß die Sicherheitschraube *a* über den Bügel geschraubt werden kann. Der erdsarben gestrichene Kasten kann



23. In Holz verkleidete Wardenfalle (abgeschlagen).

zum Fangen von Marder und Iltis in bedeckten Räumen (bei Feuchtigkeit im Freien verzieht sich der Kasten), wie Heuböden, Scheunen, Hühnerställen usw., evtl. mit etwas



24. In Holz verkleidete Wardenfalle ohne Oberkasten (länglich gestellt).

frischem Hühnerdung bestrichen werden. Um nicht Hunde und Katzen zu fangen, benutzt



25. Oberkasten zur Harberfalle.

man als Köder zum Fange des Steinmarders und Iltis ein Ei oder Backofst.

5) Universal-Abzugs- und zugleich Abdruckeisen. Dies Fang-eisen kann auf Abzug und Abdruck zugleich fängisch gestellt werden. Zum Stellen trete man fest auf die Feder, breche die Bügel mit beiden Händen auseinander und trete mit dem rechten Fuß auf den rechten Bügel, drehe die



26. Universal-Abzugs- und Abdruckeisen (Weill 10a).

Sicherungshaken über Bügel und Feder-schleife, lege alsdann die Schnellzunge über den Bügel, hebe das Cilager in die Höhe und lasse die Zapfen in die Schnellzunge bzw. den Übersschlag eingreifen. Schraubt man nun die im Deckmantel befindliche Osen-schraube heraus, so steht das Eisen auf Abzug und Abdruck zugleich fängisch. Kommt ein Stüd Raubzeug und tritt oder stößt darauf,



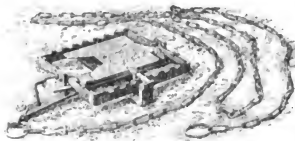
27. Stellung zum Universal-eisen 10a.

so schlagen die Bügel sofort zu, und das Stüd ist gefangen. Als Köder dient hierbei jeder Fraß, welchen das zu fangende Stüd Raubzeug gern annimmt. Man befestigt den Köder mit einem Faden an dem Cilager. Dieses Universal-eisen ist auch zum Abzug oder Abdruck allein zu verwenden. Für Abzug wird die Schrauböse in das untere Loch des Deckmantels eingeschraubt, für Abdruck in das obere Loch. Auch als Tellereisen ist das

Universal-eisen zu verwenden, indem man an das Cilager ein schwaches Brett in Tellerform befestigt.

b) Teller- oder Trillereisen.

1) Dach- und Ditterteller-eisen Nr. 126c. Das Tellereisen besteht aus der unterliegenden, sehr starken Feder, an welcher die Sicherheitshaken, die beiden Bügelhaken und die Ose zur Aufnahme der 3 m langen Kette angebracht sind. Die Bügel sind vieredig und haben 20 : 19 cm Bügelbreite. Sie sind an der inneren (Schlag-) Seite wellenförmig ausgedübelt und haben an der Innenseite oberhalb der Bügellöcher Bügelausschnitte. Der Teller ist gleichfalls

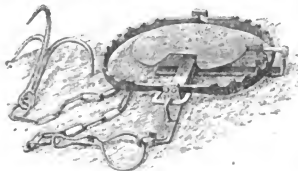


28. Dach- und Dittertellereisen.

vieredig und hat solchen Abstand von den Bügeln, daß der Dach mit seinen langen Klauen (Nägeln) ihn erst abtreten kann, wenn die Branten schon innerhalb der Bügel sind. Die Stellung ist die Übersschlagstellung. Alle Eisenteile einschließlich der Kette sind zum Schutze gegen Rost mit schwarzer Politur bestrichen. Man spannt das Eisen, indem man mit dem rechten Fuß kräftig auf die Feder-schleife tritt und gleichzeitig mit den Händen die beiden Bügel auseinander drückt. Hierbei muß das Eisen eine feste Unterlage, z. B. Stein, Beil usw., haben. Dann wird der Sicherheitshaken über die Federschleife gedreht, der Übersschlag über den Bügel gelegt und die Zunge unter den Platz des Tellers geschoben. Wer nicht die Kraft oder Geschicklichkeit besitzt, mit dem Fuße die Feder zu spannen, benutzt dazu den Federhaken.

2) Universal-Tellereisen zum Fangen von Fuchs, Marder, Iltis und wilden Kaninchen. Das u. Nr. 11b besteht aus der unterliegenden Feder, an welcher sich der Sicherheitshaken und die beiden Bügelzapfen sowie die Kettenöse befinden. Jeder Bügel bildet einen Halbkreis. An der Schlagseite haben sie wellenförmige Ausbuchtungen. Der Teller ist rund und hat dort, wo die ungespannte Feder bei der Federschleife liegt, einen der Breite der Feder entsprechenden Ausschnitt. Das Eisen hat Übersschlagstellung. Zu diesem Tellereisen, welches speziell für den Fang des Fuchses gearbeitet wird, gehört

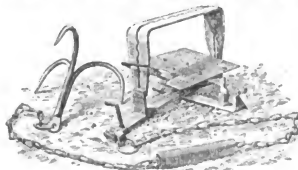
eine 1 m lange Kette mit Anker. Mit diesem Eisen kann man sowohl stärkeres (Dachs) wie schwächeres Raubzeug (Marder, Zitis)



29. Universal-Zellereisen.

fangen. Das u. Nr. 11b hat 22 : 18 cm Bügelweite; sein Gewicht beträgt 1½ kg. Eisen, Kette und Anker sind zum Schutze gegen Rost mit schwarzer Politur bestrichen.

3) Das verbesserte Universal-Zellereisen Nr. 11d hat eine schwache Feder, damit der Laufknochen nicht zerbrechen wird. Die Bügel sind vieredig und haben dadurch 7 cm Greiffläche mehr als Nr. 11b mit runden Bügeln. Um ein Abreißen des Laufes beim Fuchse möglichst zu



30. Verbeßertes Universal-Zellereisen.

vermeiden, wenn er mit dem Anker bald nach dem Fange festhält, benutzt man am besten eine Ankerkette, welche in der Mitte mit einer 11 cm langen Spiralfeder, die sich bis 18 cm Länge ausdehnt, versehen ist. Beim Zerren des Fuchses dehnt sich die Feder aus und zieht sich beim Nachlassen wieder zusammen. Universal-Zellereisen Nr. 11d mit 19 : 15 cm Bügelweite werden zum Fangen von Marder, Zitis, Kaninchen und Hamster gebraucht. Speziell zum Fange von Kaninchen benutzt man die Universal-Zellereisen Nr. 11e.

c) Raubvogeleisen.

1) Pehlowischer Habichtsfang besteht aus einem konischen, aus Drahtgeflecht hergestellten Taubenbehälter mit oben 42, unten 33 cm Durchmesser. Die Höhe beträgt 26 cm. In diesem Taubenbehälter ist ein Futter- und ein Trinknapf angebracht. Auf

dem Taubenkorb liegt ein Abdruckeisen von 42 cm Durchmesser mit unterliegender Feder, runden Bügeln und Sicherheitskanten. Das Zuschlagen des Eisens geschieht durch Druck des Habichts auf einen Hebel, der Kreuzform hat. Korb und Eisen sind grünlich gestrichen. Als Köder zum Fange des

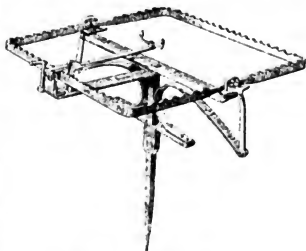


31. Pehlowischer Habichtsfang.

Hühnerhabichts benutzt man im Sommer eine weiße, bei Schnee eine dunkle, lebende Taube, die täglich frisches Futter und Wasser haben muß; auch genügt eine ausgestopfte Taube (i. Habichte, Fang).

2) Sperberfang mit federndem Kippfing für zwei lebende Sperlinge. Dieser Sperberfang ist eigentlich der Pehlowische Habichtsfang im Kleinen. Man stellt ihn vor dem Walde, im Park und bei Futterplätzen für kleine Vögel auf.

3) Lanesches Reihereisen. Es hat zwei Federn und unten eine Vorrichtung zum Eintreiben in unter Wasser eingeschlagene Pfähle zwecks Fanges der Reiher, See- und

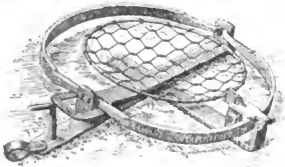


32. Lanesches Reihereisen.

Fischadler. Es wird mit einem knorrigen Holzstück an der Gabel versehen, in einen über Wasser eingeschlagenen Pfahl getrieben und so als Pfahleisen benutzt.

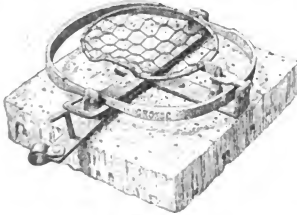
4) Nesteisen zum Fange von Weihen usw., wird durch Moos u. dgl. verblendet und mit Natur- oder künstlichen Eiern belegt. Man bringt dies einem mit Eiern belegten Nest ähnliche Fangeisen an auffallenden

Stellen in der Nähe der Gewässer an. Auf Aedern und Wiesen fängt man darin auch Krähen, Eiern usw.



33. Netzfallen.

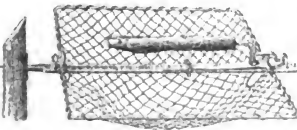
5) Schwimmfalle, eine auf Kork befestigte Falle. Sie dient zum Fange von Rohrweihe, See- und Fischadler und der



34. Schwimmfalle.

schädlichen Wasservogel. Man bedeckt das mit Wasserpflanzen verblendete und mit Drahtgeflecht versehene Eisen mit einem Fisch, kleinen Vögeln oder Eiern.

6) Netzfalle benutzt man zum Fange von Sperbern und Sähern. Als Köder ver-

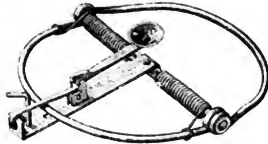


35. Netzfalle.

wendet man einen zerrissenen Sperling oder einen anderen kleinen Vogel.

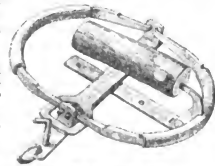
7) Krähen Eisen mit Spiralfeder und Eulager. Die Seite, an welcher sich die Stellung befindet, muß vor eine etwas erhöht liegende Erdscholle gelegt oder mit

Kraut usw. bedeckt werden, damit die Krähe nicht unter dem hochschlagenden Bügel entkommen kann.



36. Krähen Eisen.

8) Raubvogel Pfahleisen. Bügel 19 : 16 cm. Für alle Arten Raubvögel. Als Abtrittsholz dient bei diesem grün gestrichenes Eisen ein halbiertes Knüppelende, auf welchem der Raubvogel aufhakt, um von dem 2 m langen, 15 bis 20 cm starken, eingetragenen Pfahl, auf welchem das Eisen lose aufliegt, die Umgegend abzuwachen und darauf zu ruhen. Um unnötige Quälerei zu vermeiden, benutzt man Bügel mit Gummilüberzug, die nicht ganz dicht schließen, oder man umwickelt die Bügel mit Tuchstücken. Man bindet das Eisen an eine Schnur von etwas größerer Länge als die Höhe des Pfahles beträgt und befestigt das andere Ende der Schnur oben an den Pfahl. Die Schnur legt man zusammengerollt in ein Bohrloch oben im Pfahl oder in ein kleines, oben am Pfahl angenageltes Kästchen. Der gefangene Raubvogel bleibt nun nicht oben



37. Raubvogel Pfahleisen mit Gummi.

hängen, sondern fällt mit dem Eisen zur Erde, was die Qual des Fanges wesentlich vermindert. Um Raubvögel an die Trittklöbe der Pfahleisen zu gewöhnen, gräbt man in den die Fasanenfütterung umgebenden Dickungen starke Pfähle so ein, daß die oben am Pfahl rechtwinklig angebrachten blinden Tritthölzer den Bestand um 10 bis 20 cm überragen. Dann fangen sich die Raubvögel in den nicht zu nahe der Fasanenfütterung angebrachten Pfahleisen sehr leicht. Die Pfahleisen müssen abends ab- und morgens wieder fänglich gestellt werden, weil sich über Nacht die nützlichen Eulen in ihnen fangen.

Literatur: E. Regeners Jagdmethode und Fanggeheimnisse, 10. Aufl.

Die Anwendung von F. beim Wilddiebstahl erhöht die Strafe gemäß § 293 des Strafgesetzbuchs. Neben der Strafe ist auf Einzichung der F. zu erkennen, gleichviel ob sie dem Beurteilten gehören oder nicht. Nach § 2 zu d des Vogelstrafgesetzes ist das Fangen von Vögeln mittels Fallkäfigen oder Fallkästen verboten.

Fallgarn s. Jagdnetze.

Fallgrube s. Fanggrube.

Fallwild (Fallwilobret), Wild, welches eines natürlichen Todes gestorben, gefallen, eingegangen, also nicht von der Hand des Jägers getötet ist. Hunger und Kälte im Gefolge strenger, anhaltender Winter, Seuchen, wie Milzbrand und andere Krankheiten, veraltete Schußwunden sind die gewöhnlichen Ursachen, wogegen Alterschwäche heutzutage aus der Liste natürlicher Todesursachen beim Wilde zu streichen sein dürfte. Infolge einer Schußwunde nach einiger Zeit verendet gesundes, aber noch brauchbares Wild wird gewöhnlich nicht zum F. gerechnet. — F. unterliegt der Jagdberechtigung; die unbefugte Aneignung wird als Jagdvergehen nach §§ 292 ff. des Strafgesetzbuchs bestraft. Nach einigen Forst- und Jagdordnungen ist das Finden von F. anzuzeigen oder gesundes F. abzuliefern.

Familie (Kette, Schof, Volk) von Vögeln, Sammelname für Eltern und Junge.

Fanfaren (Jagdsignale), gewisse auf Jagdhörnern zu blasende Melodien oder Tonsätze, welche bei der Jagd zu bestimmten Verrichtungen die Zeichen geben, ähnlich wie die Signale beim Militär. Man trennt sie in Parforcejagd- und Treibjagdsignale. Die Parforcejagdsignale sind: 1) Anjagd, wenn die Meute auf den Hirsch angelegt wird; 2) gute Jagd, wenn die Meute auf der richtigen Fährte munter jagt; 3) Gourvari,

wenn sie die Fährte verloren hat; 4) Stoppen, wenn sie infolgedessen zum Stehen gebracht und frisch angelegt werden muß; 5) la vue, wenn der gejagte Hirsch gesehen wird; 6) Jägerruf, wenn sich die Jäger versammeln sollen; 7) Wasserfansare, wenn der Hirsch ins Wasser gegangen ist; 8) Halali, wenn der Hirsch sich gestellt hat, bzw. abgefangen wird. Wird statt des Hirsches ein Schwein forciert, so gelten dieselben Signale. Außer den angeführten waren stellenweise auch noch andere Signale im Gebrauch, z. B. Fürstengruß, Curée, la mort. Die Treibjagdsignale haben folgende Bedeutung: 1) Zum Beden; 2) Ausbruch zur Jagd; 3) Begrüßung des Jagdhorn oder der ankommenden Jagdgesellschaft durch die aufgestellte, diensttunende Jägerrei; 4) das Ganze, d. h. die gesamte Treiberwehr, soll sich aufstellen und 5) Richtung, gerade Richtung und Fühlung nehmen; 6) Halt machen; 7) Vorgehen; 8) der rechte Flügel und 9) der linke Flügel soll vorgehen; 10) zusammenziehen, sich mehr einander nähern; 11) die Mitte (Zentrum) soll munter vorwärts gehen; 12) Aufmunterung, die ganze Treiberlinie soll dies tun; 13) langsam treiben; 14) Hahn in Ruh', die Schützen sollen nicht mehr schießen; 15) Hegeruf gilt den die Treiber führenden Jägern; 16) Antwort der Jäger, daß sie das Signal verstanden haben; 17) Sammeln der Jäger; 18) Sammeln der Treiber; 19) Sammeln der Schützen; 20 bis 27) Hirsch tot! d. h. bei der Strecke wird für jede darauffolgende Wildgattung ein besonderes Totsignal geblasen, also Damhirsch tot, Reh tot usw.; 28) Blattschlagen, wenn diese Prozedur vorgenommen wird (s. Blatt 2); 29) Jagd vorbei, wenn diese abgebrochen wird; 30) zum Essen; 31) Equipagenruf.

Literatur: B. Pompedi, Wald- und Jagdhornhule.

I. Parforcejagd-Signale.

1. Anjagd.



2. Gute Jagd.

Musical score for 'Gute Jagd' in 6/8 time. It consists of two staves. The upper staff features a melody with eighth and sixteenth notes, while the lower staff provides a harmonic accompaniment with chords and eighth notes. The piece concludes with a double bar line.

3. Hurovari.

Musical score for 'Hurovari' in 2/8 time. It consists of three staves. The upper staff has a melody with dotted rhythms and eighth notes. The middle and lower staves provide a rhythmic accompaniment with chords and eighth notes. The piece ends with a double bar line.

4. Floppen.

Musical score for 'Floppen' in 6/8 time. It consists of four staves. The upper staff contains the main melody with eighth and sixteenth notes. The lower three staves provide a complex accompaniment with chords and eighth notes. The piece concludes with a double bar line.

5. La vue.

Musical score for 'La vue' in 6/8 time. It consists of two staves. The upper staff features a melody with eighth and sixteenth notes. The lower staff provides a harmonic accompaniment with chords and eighth notes. The piece ends with a double bar line.

6. Jägerruf.

Musical score for '6. Jägerruf.' consisting of three staves. The first two staves are in 6/8 time, and the third staff is in common time (C). The music features a mix of eighth and sixteenth notes, often beamed together, with some rests.

7. Wasser-Fanfars.

Musical score for '7. Wasser-Fanfars.' consisting of four staves in 6/8 time. The music is characterized by a steady eighth-note pattern in the upper voices, with more complex rhythmic figures in the lower voices.

8. Galati.

Musical score for '8. Galati.' consisting of four staves in 6/8 time. The music features a prominent eighth-note melody in the upper staves, supported by a rhythmic accompaniment in the lower staves.



II. Treibjagd-Signale.

1. Zum Wehen.

Schwärmerisch.



2. Ausbruch zur Jagd.

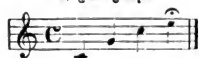


3. Begrüßung.

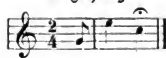
Majestätisch.



4. Das Ganze.



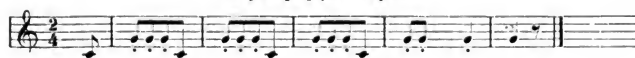
5. Richtung.



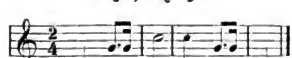
6. Halt.



7. Zum Vorgehen der Treiber.

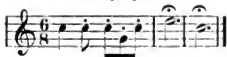


8. Rechter Flügel.



9. Linker Flügel.



10. Zusammenziehen
der Flügel.

11. Zentrum.



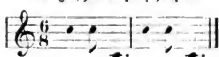
12. Aufmunterung im Treiben.



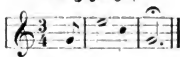
13. Langsam treiben.



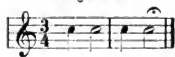
14. Aufhören zu schießen.



15. Heger-Ruf.



16. Antwort.



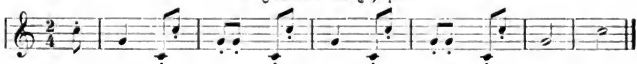
17. Sammeln der Jäger.



18. Sammeln der Kreiber.



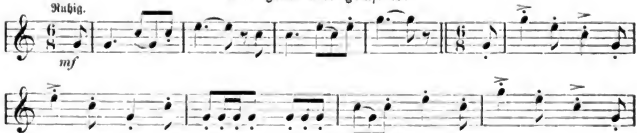
19. Sammeln der Schützen.



20. Hirsch tot!

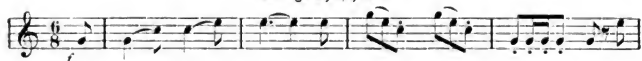


21. Gams oder Gemse tot.

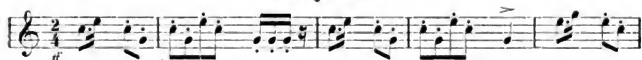




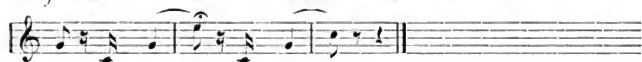
22. Bamhir/dy tot!



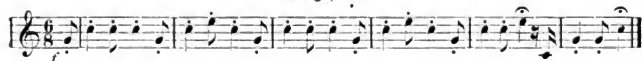
23. Gau tot!



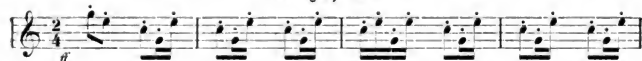
24. Reh tot!



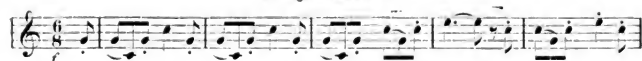
25. Gase tot!



26. Fuchs tot!



27. Federwild tot!



28. Glattschlagen.



29. Jagd vorbei.



30. Zum Essen.



31. Equipagen-Ruf.



Fang. 1) Das Habhaftwerden des Wildes in Fallen, Netzen, Gruben und Eisen (s. *Fallen* bzw. unter den betreffenden Wildarten); ferner der Ort, wo, und die Vorrichtung, womit das Wild gefangen wird, wie auch das gefangene Wild selbst. 2) Die Stelle, wo ein Tier von Kage, Luchs usw. gepackt wurde (auch *Riß* genannt). 3) Der Stich mit dem Hirschfänger, Genießfänger oder der Sausfeder, durch den ein Stück Wild abgefassen, d. h. schnell getötet wird. 4) Der Schnauzenteil des Hundetopfes. 5) Beim Zeugrichten die Stelle, wo das Jagdzeug um den Baum gefchlungen wird.

Fangbroden s. *Brocken*.

Fänge, 1) die Füße der Raubvögel, da diese mit ihnen und den daran befindlichen scharfen, gekrümmten Krallen ihren Raub fangen. 2) F. auch die lang hervorstehenden Eckzähne der vierfüßigen Raubtiere und Hunde, mit denen sie beim Zufassen die Beute festhalten.

Fangeißen, 1) (Schweineeißen, Sausfeder), ein Szepter mit etwa 160 cm langem Schaft und 30 cm langem, lanzettförmig zugespitztem Eisen als Spitze. Man fängt damit auflaufende, krankgeschossene oder von den Hunden gebettete Säuen ab. 2) Jeder aus Eisen oder Stahl gefertigte Apparat, mit dem man Raubzeug fängt.

fangen, 1) das Packen und Festhalten des Wildes durch die Hunde. 2) Wild fängt sich im Fangeißen. 3) Einen Baum f., das Jagdzeug um ihn schlingen.

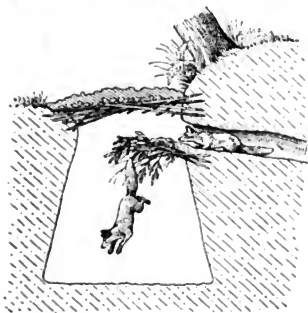
Fangarten, ein umzäunter Raum, in welchem Wild, besonders Säuen und Wölfe, gefangen werden soll.

Fang geben s. *töten*.

Fanggeld, die Belohnung für gefangenes, *Schußgeld* für geschossenes Wild.

Fanggrube (Fallgrube). In früheren Zeiten machte man, wie auch jetzt noch in weniger kultivierten Ländern, um starkes Raubzeug häufiger vorkommt, etwa 4 bis 5 m tiefe und ebenso weite, an den Seitenwänden mit Bohlen bekleidete Gruben, um Wild darin zu fangen. Wollte man Wölfe in Gruben fangen, so legte man oben auf die Grube eine zweiflügelige Klapptüre von leichten Brettern, bedeckte diese mit Moos, Laub und kleinen Reisern und brachte in der Mitte einen Pfahl an, an den man ein Gescheide vor einem Reh oder ein Has oder zuweilen auch ein lebendes Tier befestigte. An diesem Pfahl wurden die Türflügel so leicht befestigt, daß die Stellung nachgab, sobald eine der Türhälften von einem Stück Raubzeug betreten wurde. In der Regel legte man die Türen auf das Rohr einer irdenen Pfeife oder ein trodenes, leicht zerbrechendes Holzchen. Wollte

nun ein Wolf die Kirtung wegholen, so klappte die Tür herunter und er war gefangen. Um junge Füchse aus Bauen, die sich nicht graben lassen, oder die man durch Gräben nicht beschädigen will, lebend in Besitz zu bekommen, schießt man zunächst die alte Fähe ab. Hierauf gräbt man unmittelbar vor der Einsahrt der am stärksten befahrenen Röhre eine 1 m lange Grube von 1,3 m Tiefe mit nach unten und auswärts schief abgestochenen Wänden, so daß die Grube nahe an der Röhre etwas breiter als die Einsahrt ist und sich nach vorn zu bis auf 1 m verbreitert. Durch das Schiefabflachen der Seitenwände nach unten und außen wird den eingesprungenen jungen Füchsen das Hochklettern oder -springen unmöglich gemacht.



Fanggrube für Jungfüchse.

Man steckt man 5 cm unter dem Röhrenausgang dicht nebeneinander dünne, mit Nadeln versehene Fichtenäste von vorn wagerecht so in den Boden, daß die Spitzen bis in die Mitte der Fallgrube reichen. Vor der Röhre bedeckt man die Fichtenäste mit Erde, so daß sie die Fortsetzung der Röhre bilden. Aber den Ausgang der Röhre und über die ganze Grube legt man stark benadelte Fichtenäste dertart, daß der Ausgang der Röhre zur Grube frei bleibt, und bedeckt nun die Äste mit der ausgehobenen Erde, um den Röhrenausgang und die ganze Grube dunkel zu machen. Alle anderen Röhren werden hierauf mit Holz oder Steinen fest verschlossen und mit Erde bedeckt. Sobald nun ein Jungfuchs auf die unteren, mit Erde bedeckten, dünnen Äste tritt, fällt er in die Grube. Diese muß täglich 1- bis 2mal durch vorsichtiges Wegräumen von Erde und Fichtenästen, so weit das nötig ist, um hineinzufliehen und etwa gefangene Jungfüchse mit einer Fuchsjange auszuheben,

revidiert und darauf sofort wieder dunkel verschlossen werden.

Fanghund s. *Hatzhunde*.

Fangisch ist eine Falle, ein Eisen, Nag usw., wenn sie zum Fangen eines Tieres fertig vorbereitet sind; daher wird ein solches Werkzeug f. gestellt und steht dann f.

Fangjagen s. *Rotweid*, *Jagd*.

Fangliste s. *Fallen I*, *2*.

Fangleine s. *Hetzleine*.

Fangplatz, der Ort, auf welchem Schivanenhals oder Tellereisen zum Raubzeugfang liegen bzw. gelegt werden sollen und das Lager für das betreffende Fangeisen häufig schon vor dem Aufstellen des Eisens eingeschnitten, sowie mit Ledmaterial ausgefüllt ist. Orte in der Nähe der Fangplätze, auf denen man das Raubzeug durch gefahrloses Annehmen von Kirtbroden vertraut machen will, um es an das im Fangplätze liegende Eisen zu fördern, oder bei teilweise eingestorenem Eisen davon abzuladen, heißen Kirtplätze.

Fangladnetz s. *Fallen I*, *1*.

Fangschuß, 1) Hochblatt-, Hals- oder Kopfschuß auf ein angehohenes oder sonstwie dem Jäger lebend in die Hände gefallenes Stüd Wild, um es schnell zu töten (Gnadenschuß). Es herrschen Meinungsverschiedenheiten darüber, ob während der Schonzeit der Gnadenschuß erlaubt sei, man hat dagegen angeführt, daß sogar schwer krank geschossenes Wild sich oft anseheile und daß ein anständliches Gestatten des F. leicht zu Mißbräuchen führen könne. Die meisten Jäger erachten es aber mit Recht als eine weidmännische Pflicht, die Anal des dem Verenden nahen Wildes abzukürzen. Die Befürchtung des Mißbrauchs scheint unbegründet, da die Grundfälle der weidgerechten Jagdausübung immer mehr Boden gewinnen. 2) Ein schnell hingeworfener Schuß auf flüchtiges Wild oder bewegliche Ziele, bei dem man nicht mitzieht bzw. durchschwingt, heißt ebenfalls F. (Schnappschuß), der hierin geübte Schütze Fangschütze.

Fangähne (Fänge), die Eckzähne des vierläufigen Raubzengs und Hundes (s. a. *Reißzähne*).

Fangzeit, die zum Fangen von Wild geeignete Zeit.

Fanzel, das künstlich bereitete Futter für junge, anzuziehende Fasanen.

Farbe, selten für das Blut des zur hohen Jagd gehörigen Wildes; der gebräuchlichere Ausdruck ist *Schweiß*.

Färben, 1) schweifen; 2) von der heißen (läufigen) Hündin, solange Blut aus den äußeren Geschlechts teilen (Schmalte) fließt. Das F. der heißen Hündin dauert etwa 7 Tage, erst nachher pflegt sie den Rüden

zuzulassen; 3) sich f. (verfärben) sagt man vom Schalenwild, wenn es im Frühjahr und Herbst die Haare verliert und andersfarbige anlegt; die Zeit heißt Färbezeit.

Färbezeit f. färben 3.

Farne geben treffliche Dedungen, namentlich für Jungwild und Brutvögel, ab. Getrocknet sind sie vorzüglich als Unterlagen und Dedungen für Rieten. Empfehlenswert sind sie endlich auch als Lager für Hunde zum Vertreiben des Ungeziefers und als Bodenstreu in den Schukhütten.

Fasan (Phasianus), Gattung aus der Ordnung der Hühner und der Familie der Fasanen. Die besonderen Merkmale beruhen in dem 18fedrigen, langen, keilförmigen Spiel; ferner in einem Paar kleiner Federbüschel in der Ohrgegend des Hahnes. Alle hierher gehörigen Arten leben in Asien. Die bekannteste, bei uns seit langer Zeit eingebürgerte und vielfach völlig wild vorkommende Art ist der gemeine, Jagd- oder Edelhasan (Phasianus colchicus L.).

Weibmännliche Ausdrücke.

Ein Volk heißt **W e s p e r r**, der Schwanz **S p i e l**, die künstliche Zucht **A u s z u g**, im übrigen gelten die für das Auerwild angegebenen Ausdrücke, s. *Auerhuhn*.

Beschreibung.

Länge des Hahns mit Spiel über 1 m, längste Spielfeder 50 bis 52 cm, Schnabel vom Kiefernloch bis zur Spitze etwa 2, Lauf 6,5 cm, an diesem ein kräftiger Sporn, der bei dem einjährigen Hahn eine stumpfe, weiche Spitze hat, bei dem alten Vogel aber nabelspitz und hart wird. Ein guter Hahn wiegt etwa 1,5 kg, eine Henne 1 kg. Der F. ist unbestritten einer unserer prächtigsten Jagdvögel. Oberkopf schwarzgrün, um die Ohren schwarz, über diesen je ein goldgrüner, wie abgesehen aussehender, kurzer Hörnern gleichender Büschel beweglicher Federn, bald aufgerichtet, bald niedergelegt und dann wenig bemerkbar; Genid goldgrün; der übrige Kopf und größte Teil des Halses schwarz mit prächtigem Metallglanz in allen Farben; Unterhals, Kropf, Oberbrust und Brustseiten rostrot goldglänzend mit purpurnem Bronzefchimmer, die Federn mit sauttschwarzen, scharf abgesetzten Säumen und kleinen Spitzenfedern; Schultern und Hüden kupferrot metallglänzend mit schwarzen Bogen- und weißgelben Pfeilsfedern; die lang zerschlossenen, die Spielwurzel überragenden Bürgelfedern dunkel kupferrot, purpurglänzend; Unterbrust und übrige Unterseite brannschwarz oder dunkelbraun. Das Spiel besteht aus 18 Federn, von denen die beiden mittelsten die anderen weit überragen; es ist flüchtig zugespitzt, gelbbraun, schwarz gespitzt, gefleckt, mit Luerbändern. Flügeldecken braun mit kupferroten

Seitenstreifen, schwärzlich und gelbweiß gefleckt und gebändert; Iris rostgelb; Schnabel hornfarbig. Die Henne ist erheblich schwächer und einfacher gefärbt; auf dem Kopf hellbraun, dunkelbraun und schwarz gefleckt, Kehle bräunlichweiß; Hals hellbraun, rötlich und dunkelbraun gemischt, gefleckt und gestreift, mit schwarzen Ronsfleden, im übrigen mit einer aus gelbbraunlichen, dunkelbraunen und schwärzlichen Tönen gemischten Schupfärbung versehen; das Spiel ähnlich dem des Hahnes, aber kürzer.

Außer normal gefärbten F. kommen mancherlei Abweichungen vor, so rein weiße, weiß geschedte und die sog. Halsfasanen. Die letzteren sind alle sonst rostroten Partien fast sandfarbig, doch mit derselben Zeichnung wie bei der normalen Färbung; Kopf und Hals dunkelgrün glänzend. Weiter ist zu bemerken, daß vielfach Kreuzungen mit anderen Fasanarten vorgenommen sind und werden, so daß bei vielen Fasanen insolge von Blutmischungen verschiedenen Grades Farbenabweichungen bemerkbar sind. Am meisten ist der chinesische Ringfasan (Phas. torquatus) zur Blutauffrischung benutzt worden. Seiner guten Eigenschaften wegen zieht man ihn jetzt schon fast rein, und größere Fasanerien legen mit Recht sehr viel Wert auf die Kreuzungen mit diesem Fasan. Fasanen mit Torquatusblut brüten 2 bis 3 Wochen früher als der gewöhnliche Fasan, auch sind ihre Gelege vollzähliger. Diese Eigenschaft bringt dem Jagdbesitzer den großen Vorteil, daß die Jungen schon vor der ersten Alee- oder Grasmahd ausfallen und damit das leidige Ausmähen der Gelege sehr herabgemindert wird. Alle Kreuzungen mit Torquatus zeigen in verschiedenem Grade die grünen Töne in den zerschlossenen Bürgelfedern, die dann auch am unteren Rande mehr oder minder rot gefärbt sind, ferner den weißen Halsring oder Andeutungen davon. Auf dem Kopfe zeigt sich stärker oder schwächer ausgeprägt die helle Kopfplatte des Torquatus.

Dieser Ph. torquatus — oft fälschlich als „Mongole“ oder „mongolicus“ bezeichnet — ist kenntlich an den lebhaft orangegelben, statt rotbraunen Schultern und Rumpfsseiten, sowie an den hell blaugrünlischen, zerschlossenen Bürgelfedern; im übrigen ähnelt er in Färbungscharakter und Zeichnung dem Jagdfasan, doch trägt er einen breiten, weißen Halsring. Ebenfalls zu den Fasanen mit Halsring gehört der mongolische Ringfasan (Ph. mongolicus), der erst vor einigen Jahren eingeführt wurde. Er erinnert an den Jagdfasan, ist aber bedeutend dunkler gefärbt, wogegen die oberen Flügeldecken in der Schultergegend fast weiß sind. Seine Heimat

sind die Gegenden am Syr Darja und am Balkaschee. Hin und wieder benützen Liebhaber auch den mongolischen Ringfasan zu Kreuzungen, und zwar mit demselben guten Erfolge wie bei dem Torquatus. Auch diese Fasanenart, die leider immer noch sehr hoch im Kreise steht, brütet früher als Colchicus, nur streicht der schwerere Vogel nicht so hoch, schnell und elegant wie die Torquatuskreuzungen.

In Fasanerien sieht man gelegentlich noch den Schillerfasan (Ph. versicolor), an Gestalt und Stärke dem Jagdfasan ähnlich, aber ganz anders gefärbt. Kopf, Hals, Ober Rücken und ganze Unterseite glänzend schwarzgrün, der Hals blau und violett schillernd, Unterrücken und Flügel bläulich-grüngrau, Schulterfedern mit kupferroter, weißlicher und schwarzer Zeichnung, Spiel grau mit rostroten Säumen und schmalen, schwarzbraunen Luerbinden. Die Henne ist schwer von der des Jagdfasans zu unterscheiden. Heimat Japan. Endlich wird noch in verschiedenen Fasanerien und z. T. als Wild der Königsfasan (Ph. reevesi) gehalten, der sehr leicht kenntlich ist an dem bunten, aus Gelb, verschiedenen braunen Tönen, Weiß und Schwarz gemischten Gefieder. An diesem Fasan sind bei den Fähen, abweichend von allen vorher beschriebenen, die Bürgelfedern nicht zerschlossen, sondern breit abgerundet. Die Spielfedern erreichen eine außerordentliche Länge. Die Henne ist bunter, als es sonst Fasanhennen zu sein pflegen, besonders an Unterhals und Brust auffallend rotbraun und weiß gefleckt. Nordchina ist die Heimat dieses prächtigen Fasans, dem man als einen Vorzug geringe Neigung zum Verstreichen nachrühmt. Trotzdem hat er weitere Verbreitung bei uns nicht erlangt. Alle Fasanenarten lassen sich leicht miteinander kreuzen und ergeben dabei oft sehr farbenprächtige Nachkommen.

Der Jagdfasan wird vielfach als ein dummer Vogel geschildert, was aber durchaus falsch ist. Gegen Störung, vor allem durch revierende oder wildernde Hunde, ist er sehr empfindlich. Wird er oft durch Hunde hochgemacht, dann meidet er die unangenehme Stätte und wandert aus. Aber auch nur dort wird er sich verstreichen, wo er sich nicht wohl fühlt, wo seinen Bedürfnissen nicht Rechnung getragen wird. Außerst dankbar hingegen zeigt er sich dort, wo völlige Ruhe und gute Pflege seiner harren. Dann wird er recht vertraut und lernt seine Gönner sehr genau kennen.

Die Stimme des Fasanenhasnes ist ein wenig melodisch klingendes „lat, lat, lat“, doch unterscheidet man genau, ob der Hahn

vor etwas nahem Furchterlichem — einem Hunde etwa — schreit, oder ob er den Feind weiter weiß. Auch sein Balzlaut, sein Lodruf klingen wieder anders als der Ton, den er leise hören läßt, wenn er sich so recht zu Hause fühlt. Das „Zi-Zit“ der Henne brüdt ebenfalls Schreden, Liebe und Wohlbehagen so gut aus, daß der Kundige sofort jeden Ton richtig deuten wird.

Verbreitung, Aufenthalt.

Des F. ursprüngliche Heimat ist das Gebiet um das kaspische Meer, das alte Kolchis, jetzt Mingrelien, von wo er zu uns verpflanzt wurde. In zahmem, halbwildem oder ganz verwildertem Zustande ist er bei uns jetzt weit verbreitet, in den meisten Fällen auf künstlichem Wege durch das Eingreifen des Menschen, z. T. aber auch durch selbständige, natürliche Ausbreitung. Wo er sich selbst überlassen bleibt, unterliegt er meistens den zahllosen Nachstellungen der Wilderer und Raubtiere, strengen Wintern nur bei ganzlichem Hungermangel, weniger der Kälte. Da der Fasan bei uns ein Kulturvogel geworden ist, d. h. mit der Aderkultur stetig fortschreitet, fühlt er sich auch in räumigen Feldgehölzen und Reuissen am wohlsten. Auch dicke Brombeer- und Dornenheiden benützt er gern zu einem Unterschlupf. Weniger hingegen behagt dem Fasan der Aufenthalt in größeren, geschlossenen Wäldern.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Beeren, Ameisenpuppen, Schnecken, Rau-pen, selbst große, haarige, nimmt der F. gern, ebenso alle möglichen Insekten und Larven, selbst Mäuse — alte und junge — verzehrt er mit wahrem Heißhunger, und dort, wo der F. sich gut eingebürgert hat, wird von einer Insektenplagie kaum die Rede sein. Ferner äßt er grüne Pflanzenteile, doch vor allem Körner verschiedener Getreidearten, besonders die des Weizens.

Der Schaden, den er dem Landwirt macht, besteht in der Hauptsache darin, daß er im Herbst verspätete Saaten in der Keimperiode bearbeitet, weil er das saftige Grün des jungen Keimes sehr schätzt. Auch einzelne Kartoffelsorten bevorzugt er, doch ist der Schaden nie sehr empfindlich und wird gewöhnlich weit überschätzt. Nur bei lagernem Getreide kann der Fasan unangenehm werden, festem aber kann er nichts anhaben. Von Anfang März bis Ende Mai steht der Hahn in der Balz. Man rechnet in der wilden Fasanerie auf je 10 bis 12 Hennen 1 Hahn. Sind mehr Hähne vorhanden, dann entstehen heftige Kämpfe und die Hähne hindern sich gegenseitig am Treten der Hennen und somit am Befruchten der Eier. In seiner eigentlichen Heimat pflegt übrigens der wilde Fasan in Einsee zu leben. Die Henne legt in ein

kunstlos, unter Farn- oder anderen Büschen, auch gern in Kleeefeldern oder Wiesen verstreut. Nest 8 bis 15 Eier, welche graugrünlich, glänzend, 43 : 35 mm groß und rundlich sind und in etwa 24 Tagen ausgebrütet werden. Leider ist die Fasanenhenne eine wenig sorgsame Mutter. Bei Störungen verläßt sie sofort das Gelege, kehrt in den meisten Fällen nicht mehr dahin zurück, und dann kümmert sie sich auch nicht viel um ihre Nachzucht. Nur in den ersten Tagen lockt sie ihre Jungen, schreiet aber ruhig weiter, wenn auch einzelne Nachzügler nicht mitkommen können. Was von den Kleinen nicht folgt, geht unweigerlich zugrunde trotz aller Klagen, welche sie hören lassen.



Geläuf des Fasans.
(1/10 nat. Gr.)

den streichenden Fasan stark vorhalten muß. Sehr gern bewegt sich der Fasan laufend, auch brüht er sich oft im Getrüpp. Beim Ansbauen zur Nachtruhe läßt der Fasan einen lauten, wie „Anstuhnt . . .“ klingenden Ruf hören, was die Henne nicht tut. Der Fasan ist ein Standvogel. Im Herbst, wenn auf den Feldern die Deckung mangelt, wird vornehmlich die Nachzucht vom Föhnerhabicht, Wanderfalken, Sperber, den Weihenarten und dem Raufuß-Bußard stark geschlagen. Hier muß dann der Jäger schüßend einschreiten, sonst ist bei dem Anfang der Fasanenjagd nicht mehr viel von der Nachzucht vorhanden.

Die wilde Fasanenzucht.

In den letzten 20 Jahren hat das Interesse für den Fasan bedeutend zugenommen. Er bringt Abwechslung in die Treibjagd und dem guten Schützen macht es Freude, den schnellstreichenden Vogel hoch aus der Luft herunterzuholen.

Unser Fasan verträgt selbst ein raues Klima sehr gut, nur müssen ihm Ackerfelder zur Verfügung stehen. In dem kalten Ober-Schlesien und in Mecklenburg mit dem rauhen Secklima, wo noch bis Ende Mai die kalten, heftigen Ostwinde über das flach hügelige oder wellige Land brausen, gedeiht der Fasan sehr gut, wenn er die nötige Pflege vorfindet. Auch im Mittelgebirge ist er hier und da mit Erfolg eingebürgert worden, wenn auch dort die Stände nicht die Stückzahl erreichen wie im Flachlande mit günstigen Boden- und Klimaverhältnissen. Unser Fasan ist keineswegs anspruchsvoller als das andere Wild. In Überschwemmungsgebieten jedoch wird er nie recht vorwärts kommen, weil durch das Austreten des Wassers keine Gelege und Nachzucht vernichtet werden. Auch darf das Gelände nicht an hohem Grundwasserstand leiden, weil dort nach jedem kleinen Regen das Wasser sich tagelang auf der Oberfläche hält. Am meisten liebt der Fasan ein trockenes Revier mit gutem, durchlässigem Sandboden oder sandigem Lehmboden. Feldhölzer aus Laubholz mit eingeprengten Fichtenhorsten, Reusen und Heden auf der Art bevorzugt er. Für hohen Graswuchs ist er ebenfalls sehr dankbar, weil sich darin Unmengen von Insekten usw. vorfinden, er ferner eine prächtige Deckung bietet. Der reife Grasjammer bedeutet außerdem für den edlen Vogel eine Delikatesse. Wer seinen Fasanen etwas recht Gutes antun und sie schützen will, der lasse das Gras in solchen Partellen nicht werden. Dort brütet dann die Henne und führt auch ihre Jungen sehr gern hinein, weil der Lisch für sie stets gedeckt ist. Die Vertilgung alles Raubzeuges ist hier Pflicht.

Sobald das Getreide abgemäht ist, hat der Jeger mit dem Anfrören der Fasanen zu beginnen. Es soll dies nicht etwa eine Erhaltung der Fasanen durch Futter bedeuten, sondern man beabsichtigt, durch das geschüttete Futter den Vogel langsam dahin zu gewöhnen, wo man ihn zur Treibjagd haben will. Das Füttern muß immer zu derselben Tageszeit stattfinden, und dabei sollte der Futter schüttende Jeger einen lauten, eintönigen Pfiff ertönen lassen. An diesen Pfiff gewöhnen sich die wilden Fasanen sehr schnell und von weitem kommen sie eilig darauf zugehoben, wenn sie den pünktlich eintreffenden Futtermann nicht sogar schon am Futterplätz

erwarten. Auf diese Weise wird das Futter sofort aufgenommen und kann nie gestohlen werden oder verkommen. Freilich darf sich der Jäger die Mühe nicht verbrießen lassen, täglich zur bestimmten Stunde einige Hände voll geringen Weizens, mit etwas kleinförnigem Mais gemischt, auszustreuen. Geschicht dies pünktlich, so wird niemand etwas von der vielbesagten Wanderlust der Fasänen bemerken.

Als Futterplätze eignen sich stille, selten betretene Waldwege, Blößen, Bestandesgrenzen usw. Dort schüttet man die Körner einige hundert Schritte entlang. Kann man über Raff, Spreu und etwas Unkrautsamen vom Maschinenbruch verfügen, so werden diese Abfälle ebenfalls auf die Futterstelle in langen Streifen geschüttet und die Futterkörner hinein gestreut. Dort scharren die Fasänen mit Vorliebe und beschäftigen sich stundenlang damit. Nie aber darf der Jäger zur Futterstelle seinen Hund mitnehmen.

Wer eine wilde Fasagerie besitzt und sie heben will, hat dafür zu sorgen, daß alle Jahre seinem Stande nach der letzten Treibjagd frisches Blut zugeführt wird. Ein verständiger Jäger tut dies ohnehin, aber eine ganze Menge falscher Ansichten stellt häufig den Erfolg in Frage. Da sagt z. B. der eine Jäger: Nur nicht vor Ende März oder Anfang April aussetzen. Dann kosten die Fasänen kein Winterfutter, es werden den Winter über keine vom Raubzeug geschlagen und die ausgelegten Hennen können sofort mit dem Brutgeschäft beginnen. Das tun die Hennen aber nicht, und das Winterfutter muß der Käufer auch mit bezahlen, denn in so später Jahreszeit kostet der Vogel 1 bis 2 Mk. mehr als im Dezember oder Januar. Darin also hinkt die Rechnung, aber sie geht auf einer anderen Seite sogar noch kränkelnd. Wer nämlich Torquatus- oder Mongolicus-Kreuzungshennen erst Ende März oder im April kauft, wird an ihnen kaum viel Freude erleben. Bei diesen frühlegenden Hennen ist der Eierstock Anfang April schon so stark entwickelt, daß er beim Einfangen und Einbringen in die Transportkörbe, auch bei der größten Vorsicht, meistens gequetscht wird. Diese Vögel kommen bei dem Empfänger zwar noch scheinbar gesund an, kränkeln aber bald und sind in etwa 2 Wochen eingegangen. Der Jagdbesitzer sah die Hennen scheinbar gesund aus den Körben kommen, konnte sich aber später nicht mehr um sie kümmern. Im Herbst aber brachte die Fasänenjagd keine Erfolge, und so heißt es dann: Die Fasänen sind ausgewandert, undankbar usw. Das Ende von Liebe ist, daß dieser Jagdbesitzer für die Fasänenjagd nichts mehr übrig hat. Und dabei trägt er nur

ganz allein die Schuld an seinem Mißerfolge! Man setze die gefauften Fasänen im Dezember oder Januar aus und lasse sie erst 4 bis 6 Wochen in einem überdachten Drahtgehege zubringen, welches in dem Revierteil aufgestellt werden muß, wo die Fasänen bleiben sollen. In diesem Zwinger füttere man sie jeden Tag zur bestimmten Stunde, nahe sich mit dem langgezogenen, eintönigen Pfiff, lasse ihn auch beim Füttern ununterbrochen ertönen und beim Weggange ebenfalls. Ist die angegebene Zeit verstrichen, so schließe man an einem schönen, sonnigen Morgen die Zwingertür nicht mehr, füttere nicht im Zwinger, sondern von diesem fort und gehe, laut pfeifend, seines Weges. Erst gegen Abend nähere man sich dem Zwinger, und sollten noch Fasänen darin sein, so drücke man sie langsam heraus und verschließe die Zwingertür. Von jetzt an füttere man jeden Morgen, immer laut pfeifend, in großem Bogen rings um den Zwinger herum. Wer seine ausgelegten Fasänen so behandelt, wird auch Freude daran haben.

Zum Aussetzen in das Revier beschaffe man sich stets junge, zahm aufgezoogene Fasänen, selbst wenn sie teurer sind als Fasänen aus wilder Fasagerie. Fasänen aus zahmem Aufzug, nach der englischen Aufzuchtmethode gezogen, sind genau so wetterhart wie Fasänen aus wilder Fasagerie. Die zahm aufgezoogenen Fasänen sind in jeder gut geleiteten Fasagerie an einen Vordruf gewöhnt — der einfachste und bequemste ist ein langgezogener, eintöniger Pfiff —, er gewährt dem neuen Besitzer die Möglichkeit, seine gefauften Fasänen auch an das Futter heranzupfeifen. Dadurch fühlen sich die frisch ausgelegten Vögel sofort heimisch, und wenn das Füttern täglich zur bestimmten Stunde erfolgt, denkt dort kein Fasan an ein Auswandern. Daß aber bei der Treibjagd vertraute Fasänen ebenso gut streichen wie ganz verwilderte, davon kann sich jeder leicht überzeugen. Sobald der Treiberlärm beginnt und die ersten Schüsse knallen, sind die vertrauten, an völlige Ruhe gewöhnten Fasänen so wild, als wären sie in diesem Revier nie heimisch gewesen. Beim wildaufgewachsenen Fasan gestaltet sich das Aussetzen hingegen ganz anders. Schon beim Fange ist er furchtbar aufgeregt und bei dem Transport auf dem Wagen und der Eisenbahn erst recht. Läßt man solche außerst aufgeregten Vögel aus den Körben direkt ins Freie und das Revier ist nur klein, so sind diese immer geradeaus laufenden Fasänen in kurzer Zeit schon beim lieben Nachbar und damit für den Käufer meist verloren.

Nahzug.

Wer sein Revier schnell mit Fasänen bevölkern oder alle Jahre auf beschränktem

Gelände immer wieder große Fasanejagden abhalten will, muß zum zahmen Aufzug greifen. Aber auch andere Jagdbesitzer betreiben diesen, wenn sie z. B. alle Jahre ihrem Fasanehstand frisches Blut zuführen wollen. Der nach der englischen Aufzuchtmethode zahm aufgezogene Fasan kennt seine Heimat ebenso, wie der wild aufgewachsene. Es laßt sich z. B. ein Jagdbesitzer 100 Eier und zieht davon im günstigsten Falle 30 Fasane groß. Diese hält er bis zu den Treibjagden gut zusammen, und darauf läßt er sie nach und nach verwildern, d. h. langsam zu dem wilden Stand übergehen. Diese Vögel bleiben ihrer Heimat treu und machen durch ihr gutes Beispiel auch die wilden Fasane vertrauter.

Zu den zahmen Aufzügen sammelte man früher die nötigen Eier in der freien Wildbahn, man nahm sie also den wilden Fasanehennen einfach weg. Durch dieses Verfahren schädigte man die wilde Fasaneerie ungemein, oft wurde aber aus dem zahmen Schuppenaufzug auch nichts. Jetzt macht man die Sache schon seit vielen Jahren praktischer. Man baut Zwinger und steckt in einen solchen Zwinger je 7 bis 8 Fasanehennen mit 1 Hahn, läßt aber den freien Fasanehennen ruhig ihre Gelege. Die Zwingerfasane müssen ganz fingerzahm sein und vom letzten zahmen Aufzug stammen. Junge Hennen legen früher und besser als ältere, von solchen Fasanehennen erzielt man je bis zu 40 Eier. Allwiel aber soll man von seinen Zwingerfasanen auch nicht verlangen, denn die letzten Eier zeigen immer eine schwächere Befruchtung. Das Richtige ist auch hier der goldene Mittelweg. Man läßt eine Henne ungefähr 20 Eier legen und setzt sie dann in Freiheit. Auf diese Weise hat man durchaus gut befruchtete Eier, und wenn man dann am 10. Mai ungefähr die Zwingerhennen entläßt, macht ein großer Teil von ihnen noch draußen ein Gelege. Genaueres über den Bau der Volieren usw. findet man in der angegebenen Literatur.

Der große Aufzüge machen will, schlage sich aus Schwarten und geringen Brettern einen leichten Brutschuppen zusammen, wenn er nicht eine alte Scheune oder ein ähnliches, leerstehendes Gebäude benutzen kann. Die Bruthennen sitzen in offenen Kästen und müssen sehr ruhig behandelt werden.

Die besten Brüterinnen liefern die schwächeren Putenstorten. Die Putz ist und bleibt einmal die beste Pfliegermutter und wird von keiner anderen Henne an Ausdauer und Umsicht erreicht. Auch Haushühner benützt man aushilfsweise sehr gern, nimmt auch bei kleinen Aufzügen nur solche, aber fast immer lassen 50 % der Gluden den

Züchter im Stich. Sobald die Putz ordentlich fest sitzt, legt man ihr 30 Fasaneier unter, welche nach 6 bis 7 Tagen auf ihre Befruchtung geprüft werden. Das geschieht auf eine sehr einfache, aber praktische Weise durch das Durchleuchten der Eier. Man macht sich zu dem Zweck aus Heftbedelpapier eine etwa 25 cm lange Hülse, die einen solchen Durchmesser hat, daß ein Fasaneier nicht mehr ganz hineingeht. Diese Rolle beliebt man mit Papier, um sie haltbar zu machen. Zur Untersuchung schiebt man ein Ei in das eine Ende der Röhre, hält es hier mit einem Finger fest, legt das andere Rohrende an das Auge und richtet den Apparat so, daß Licht oder Sonne auf das Ei fällt. Ein unbefruchtetes Ei erscheint ganz klar, das gut befruchtete zeigt in seiner Mitte einen kleinen, rötlichen Punkt — die Kopfanlage des jungen Fasane —, und um diesen herum ziehen sich wie rote Fäden feine Blutgefäße, ähnlich dem Netz einer Spinne. Wenn ein solches Ei gut behandelt wird, fällt sicher ein kräftiger Fasan aus. Schwach befruchtete Eier zeigen nicht den Kopf als gut entwickelt, weisen vielmehr nur einige rote Kreise oder krumme Linien auf. Derartige Eier sind minderwertig und samt den unbefruchteten der Henne einfach fortzunehmen. Bei einiger Übung kann man auf diese bequeme Art ganz sicher die Brauchbarkeit des bebrüteten Eies feststellen, ja sogar bei Regenwetter geht dies noch, wenn auch nicht so schnell und glatt wie bei Sonnenschein.

Täglich zur bestimmten Stunde werden die Puten 20 bis 25 Minuten vom Nest genommen, gefüttert und getränkt, und erhalten Gelegenheit zum Hubern. In der Brutzeit füttert man die Puten nur mit guter Gerste. Vom 18. Tage ab werden in den Futterpausen die Fasaneier mit lauwarmem Wasser bespritzt. Dadurch wird die Eierschale mürber und brüchiger, und die Jungen arbeiten sich besser durch. In der Freiheit besorgen dies Regen und Tau, beim zahmen Aufzug muß der Mensch nachhelfen.

Wenn nach 24 Tagen die Fasane ausgefallen sind, bleiben die Jungen noch weitere 24 Stunden ohne jegliches Futter unter der Putz, dann kommen sie sofort ins Freie. Zur Unterbringung läßt man sich Aufzugskästen, mit Dachpappe gedeckt, herstellen und gibt in jeden Kasten eine ruhige Putz und 25 junge Fasane. Die Kästen sind so gearbeitet, daß die Putz durch den Lattenschieber wohl sehen, aber nicht herauskommen kann, die jungen Fasane hingegen freien Ein- und Auslauf haben.

Die Kästen müssen immer auf durchlässigem Boden stehen, z. B. einer trockenen

Diese, einem mit Gras bewachsenen, trockenen Feldwege usw. Alle Tage werden sie gerückt, damit der Kasten immer auf frischem, reinem Boden steht. Man stellt die Kästen so auf, daß einer von dem anderen mindestens 30 m entfernt ist. So viel Fläche brauchen die jungen Fasane zu einer ausgiebigen Insektenjagd. Wenn sich in aller-nächster Nähe des Kastens keine Sträucher vorfinden, so errichtet man an jedem Kasten eine etwa 1 qm große Hecke aus Reisig, Gestrüpp u. dgl. In diese flüchten die Fasane vor Raubvögeln und suchen dort auch Schutz vor den Sonnenstrahlen.

In dem Kasten bleibt die Pflegemutter immer trocken, und wenn sich die jungen Vögel bei der Insektenjagd einmal gründlich naß gemacht haben, schieben sie sich unter das Federkleid der Pute und sind sofort erwärmt und trocken. Diese Möglichkeit ist das Wichtigste des ganzen englischen Aufzucht-systems. Die jungen Fasane sollen und müssen sich an jedes Wetter gewöhnen und gehen auch bei Regen, Tau, Sturm oder Sonnenschein hinaus, sich ihre zur Verdauung so nötige Insektenkost selbst zu suchen. Die Pflegemutter kann das nicht, sie bleibt trocken im Kasten zurück. Fühlt sich der junge Fasan nun etwas unbehaglich, so schlüpft er auf ein paar Minuten in das mollige Federkleid der Pute, und sobald er gut ausgewärmt ist, geht es wieder in den Regen hinaus. Es wird also dem jungen Vogel die gesundeste und natürlichste Erziehung zuteil. Er scheut sich vor keinem Wetter, hat aber in den ersten vier Wochen seines Lebens immer einen Ort, wo er sich sofort gründlich erwärmen und behaglich fühlen kann. Schwächlinge gehen hierbei den Weg alles Fleisches; was aber am Leben bleibt, sind kräftige und wetterfeste Fasane.

Nach 4 bis 5 Wochen nimmt man auch die Pute aus dem Kasten und hütet dann die Fasane samt der Pflegemutter. Sind die jungen Vögel aber 6 bis 7 Wochen alt geworden, so schlafen sie auch nicht mehr in dem Kasten, sondern baumen mit der Pute auf. Jetzt hat der Aufzuchtast seine Schuldigkeit getan und wird für die nächste Saison aufgehoben.

Das Futter für die jungen Fasane besteht in den ersten zwei Tagen aus hart gelochtem und fein gewiegtem Eiweiß und Schafgarbe und wird vom ersten Tage an nur viermal gereicht. Man streut unter lautem Pfeifen das Futter derart vor dem Kasten in das Gras, daß es die Pute erreichen und die junge Nachzucht heranlocken kann. Vom dritten Tage ab erhalten die jungen Fasane schon etwas hart gekochtes Eigelb zum Futter; diese Zugabe steigert sich in dem Maße, daß nach dem sechsten Tage schon das ganze Ei

gefüllt wird. Auch eins der künstlichen bekannten Fasanefutter wird, aufgebrüht, schon vom vierten Tage an zugemischt. Diese Zugaben steigern sich von Tag zu Tag; am Ende der zweiten Woche rechnet man auf 100 junge Fasane für eine Mahlzeit: 4 Hühnerrei, 1 ½ l Fleischsalz oder ähnliches Fasanefutter und etwa 3 Eßlöffel Knochenmehl.

Den Puten reicht man täglich einmal in einem Topf aufgequellte Gerste oder Reis, wovon sie nach Bedarf fressen können.

Jeden Abend, sobald es zu dunkeln beginnt und die Fasane sich im Kasten beruhigt haben, wird dieser mit einem Bretchen verschlossen, damit das Paarraubzeug nicht eindringen kann. Nach der dritten Woche bleiben die Kästen auch des Nachts offen stehen.

Verschiedene leistungsfähige und zuverlässige deutsche Firmen liefern seit längerer Zeit in sachemäßer und erprobter Weise zusammengestellte Futtermittel für Fasane (und ebenso für anderes Geflügel und Hunde), meistens in verschiedener Körnung und Zusammensetzung, feiner für Junggeflügel, gröber für ältere Vögel. Die Benutzung dieses Kraftfutters in unverdorbenem Zustande ist dringend notwendig; jeder Züchter sollte es sich stets frisch aus der Fabrik senden und zu Hause in einem luftigen, trockenen Raume aufbewahren lassen.

Schon nach Ablauf der zweiten Lebenswoche bekommen 100 junge Fasane zu jeder Mahlzeit 1 l rohen Reis, den man, mit wenig Wasser leicht gekocht, dem Futter beimischt. Ist der Reis abgekühlt, so darf er sich nicht flebrig anfühlen, und man muß die einzelnen Körner mit den Fingern leicht voneinander trennen können.

Sind Kaninchen verfügbar, so locht man täglich einige Stück, um das Wildbret, fein gewiegt, dem Fasanefutter beizufügen. Mit der Brühre aber weiche man das künstliche Fasanefutter ein. Es gibt für junge Fasane kein gesünderes Beifutter als frisches Kaninchenwildbret. Diese Beigabe steigere man täglich und halte sie, wenn möglich, bis zur Vollenbung der zehnten Woche bei.

Die Futtermenge richtet sich jetzt ganz nach dem Hunger der Vögel. Nach der vierten Woche fügt man dem Weichfutter etwas rohes Weizenschrot bei. Von der fünften Woche an geht man mit der Gabe von Eiern zurück, an Kraftfutter aber legt man dafür zu. Von der achten Woche an erhalten die Fasane zu zwei Mahlzeiten nur Weizenschrot, gemischt mit ganzen Weizenkörnern, zu den zwei anderen — also abwechselnd — Weichfutter. Die Hauptmahlzeit (Weichfutter) erhalten die Fasane dann abends 6 Uhr an ihrem Schlafplatze. Nach der zehnten Woche werden nur noch Körner geschüttet.

Für einen Aufzug von 1200 bis 1500 Fasanen genügen ein Wärtler mit einem Jungen vollständig.

Will der Jagdbesitzer nur kleine Aufzüge machen, dann bedarf es sehr geringer Vorbereitungen. Für jede Bruthenne ist ein Aufzugskasten notwendig, etwas Drahtgeflecht und einige Bretterstüben. Versüßt der Jagdbesitzer über leerklebende, gesunde und ruhige Räume, so stellt man die Aufzugskasten ohne Dach hinein. Der Nachtschieber wird eingesetzt und damit der Kasten vorn geschlossen. Nun bereitet man in diesem Kasten das Nest für die Fute. Zuerst wird eine dünne Schicht gutes, reines Haferstroh über den ganzen inneren Raum gleichmäßig ausgebreitet und festgedrückt und darauf etwas weiches, gesundes Heu getan. Wenn der Nestbau beendet ist, muß die Mitte der Nestmulde sich etwas erheben, die Ränder aber abfallen. Bei solcher Beschaffenheit des Nestes kann die Fute besser brüten, d. h. die Eier besser bedecken und wärmen. Die festgedrückte Füllung des Nestes darf nur handhoch sein, damit die Fute nicht zu hoch sitzt und über den Rand des Kastens sehen kann.

Doch nicht jedermann verfügt über einen passenden leeren Raum, den er seinen Puten als Brautraum überlassen kann. Ein kleines, stilles, vor West- und Nordwinden geschütztes Fleckchen findet sich aber in jedem Hofe, Garten oder im Walde vor. Dorthin stellt man die Kästen, einen dicht an den anderen gereiht. Um die Bruthennen vor Uberschwemmung zu schützen, erhöht man die Stelle, wozu der Kasten gestellt werden soll, um einige Zentimeter. Man sticht zu diesem Zweck einige Nagenplaggen aus und legt sie, mit dem Nagen nach oben, so übereinander, daß der Kasten etwa 15 cm höher steht. Nun stellt man ihn ohne das Dach darauf und macht das Nest fertig. Das Stroh bleibt hierbei fort, man füllt den ganzen Kastenraum nur mit gutem Heu höchstens 10 cm hoch an. Auch hier behält man die erhöhte Mitte bei.

Da der Züchter jeden Augenblick in der Lage sein muß, unter die Fute fassen zu können, darf man das Kastendach nicht fest auf den Kasten setzen, sondern läßt vorn eine Lücke. Zu diesem Zweck steckt man in den Kasten, und zwar in die beiden vorderen Ecken, je einen Stod fest in den Boden, so daß sie noch 20 bis 30 cm über den oberen, vorderen Kastenrand hinausragen. An dem Kasten selbst werden diese Pfähle mit je einer Halbe befestigt. Nun bringt man das Dach auf den Kasten. Auf der hinteren, wiederum Kasten-seite liegt es direkt auf dem Kastenrand und vorn ruht es auf den übertragenden beiden Pfählen. Die entstandene Lücke wird mit Sackleinwand überhängt; durch sie kann

der Arm des Züchters bequem Eingang finden.

Hunde, Katzen, Ratten usw., auch fremde Menschen dürfen an die Kästen nicht heran, sonst ängstigt sich die Bruthenne und zertritt in ihrer Angst die Eier. Um diesem Uebelstand zu begegnen, stellt man rund um die Kästen herum einen 2,5 m hohen Drahtzaun. Aber noch einen kleinen Schuß müßten die brütenden Hennen im Freien erhalten. Das mit Dachpappe bedeckte Dach des Kastens ist allerdings wasserdicht. Wenn es aber regnet, hagelt oder graupelt, so schlagen Regentropfen und Hagelförner einen solchen tollen Wirbel unmittelbar über dem Kopfe der brütenden Henne auf dem Pappdach, daß sie häufig erschrickt und vom Nest aufsteht. Dagegen schützt man sie sehr gut, wenn man über dem Kasten noch ein kleines Schußdach aus Brettern, Ästen, Stroh oder Schilf anbringt. Es braucht keineswegs wasserdicht zu sein, sondern soll den eben beschriebenen Lärm nur mildern.

Nun muß aber für die Puten noch ein kleiner Zwinger errichtet werden, in welchem sie in der Futterpause fressen und hüdern können. Dazu genügt ein Drahtzwinger von 1,5 m Höhe und 5 m im Quadrat, der oben noch ein Dach aus Drahtgeflecht haben muß. In diesen Zwinger trägt man die Puten und holt sie aus ihm wieder ab, um sie aufs Nest zu setzen. Zum Transport der Puten nach dem Aufzugsplatz wird am bequemsten ein leichter Handwagen benutzt, über welchen ein Tuch gespannt ist; zum Fortbringen der jungen Vögel irgend ein Korb, der ebenfalls mit einem doppelten Tuche überspannt wird, damit die Tierchen nicht entfliehen können. Boden und Rand dieses Korbes polstert man handhoch mit weichem Heu aus und überzieht die Polsterung mit alter Sackleinwand. In kalten Tagen steckt man zwei mäßig angewärmte Ziegelsteine unter das Polster, um den jungen Fasanen für einen etwaigen weiten Transport angenehme Temperatur zu schaffen. Der Korb muß stets wagrecht gehalten werden, sonst fallen die schwachen Vögelchen in einem Winkel übereinander und die Hälfte davon erkrät. Mit diesem Transport hat es große Eile, besonders an kalten, rauhen Tagen.

Auf dem Aufzugsplatze hat man schon vorher alles geordnet. In jeden Kasten ist etwas lockeres, geimdes Heu ausgebreitet worden, auf welches man einige schlechte Fasaneneier gelegt hat. Wenn die Fute diese Eier sieht, legt sie sich viel schneller hin, und die Jungen finden dann sofort ein warmes Bett in ihren Federn. Sigt die Fute im Kasten, so legt man schnell 25 Stück junge Fasanen vor sie auf den Boden. Schlüpfen diese gleich unter

ihre Pflagemutter, loda diese gut, so kann man beruhigt zum anderen Kästen gehen. Aber den ganzen ersten Tag muß ein Mann fortwährend die Kästen beobachten, um etwaige Ausreißer erneut von vorn der Pflagemutter unter die Federn zu schieben. Ausdauer und Ruhe werden hier in hohem Maße vom Züchter verlangt.

Das erste Futter der in der Freiheit ausgefallenen jungen Fasane sind Insekten. Die ausgeflegten jungen Fasane suchen sich einen großen Teil ihrer Nahrung, Insekten und frische Grasspitzen, selbst. Dieses Naturfutter wird aber an den Stellen, wo die Fasane täglich nach Insekten suchen, bald knapp. Aus diesem Grunde müssen die Fasane möglichst bald auf solche Plätze gebracht werden, wo noch Insekten genügend vorhanden sind. Das kann man nur durch ein Hüten der Fasane erreichen. Die jungen Fasane laufen weit umher, einzelne entfernen sich bis 100 m vom Aufzugstaken, und dadurch sind sie bald gründlich ortslundig. Man kann also mit dem Ründen der Kästen ruhig beginnen, denn die jungen Fasane finden sich bald zu recht.

Zur ersten Weide wählt man einen Platz in möglichster Nähe des Aufzugsplatzes. Kulturlächen, gemähte Wiesen oder Kleefläche, kurz, recht überlichtliches Gelände eignet sich dazu. Nach der Richtung der gewählten Weide beginnt nun der Züchter die Kästen zusammenzurücken. Zu diesem Zweck trägt man zuerst die Kästen, welche den weitesten Weg zu machen haben, täglich 2 × 10 bis 15 m weit fort, später alle 2 Stunden. Weil bei dem Vorrücken die Puten in dem Kästen ohne Boden mitmarschieren muß, ist sehr vorsichtig zu verfahren, damit die Henne nicht beschädigt wird. Die jungen Fasane sind hierbei außerhalb des Kastens und folgen den Vortritten der Pflagemutter sofort an den neuen Platz. In etwa einer Woche, je nach Anzahl der Kästen, ist man auf dem ausgesuchten Platze angekommen, wo auch schon Huderplätze für die Fasane angelegt und hergerichtet wurden. Einige Tage vorher, ehe die Kästen am Endziel anlangen und in einer Reihe aufgestellt werden, läßt man abwechselnd immer einige Puten heraus, damit die Fasane sich ihre Pflagemutter auch bei hellem Tageslichte betrachten und an sie gewöhnen können. Am Abend sind sämtliche Kästen beieinander in einer Reihe aufgestellt und die Fasane bekommen nun das erste Mal zusammen ihr Abendfutter. An diesem Tage ist sehr darauf zu achten, daß nicht etwa zu einer gut lodenden Puten sehr viele Fasane in den Kästen schlüpfen und zu einer anderen gar keine. Am nächsten Morgen läßt man nun die gute Hälfte der Puten frei und in der Nähe mit den jungen

Fasane herumsuchen. Beim Hüten ist es eine Hauptbedingung, die jungen Fasane nie zu treiben. Nur wenn die Puten eine andere Richtung einschlagen will, drückt man sie langsam zurück. Die Fasane bleiben sich aber selbst überlassen, sie sollen und müssen nur dem Vortritt der Puten folgen.

Am Abend beziehen die Puten wieder die Kästen und am nächsten Morgen läßt man fast alle Puten heraus usw. Bald kann man dann langsam überall hin treiben und man braucht nur die Kästen fortzuschaffen, um häufiger das Nachtlager wechseln zu können. Nur während der heißen Mittagsstunden von 11 bis 3 Uhr lasse man die jungen Fasane irgendwo im Schatten ruhen, dort erhalten sie auch das Mittagfutter.

So arbeitet man Tag um Tag weiter, hütet sich aber, den jungen Vogel weite Wege machen zu lassen und zu ermüden; hat man es doch nun in der Hand, bald hier oder dort zu weiden.

In der siebenten Woche fängt der gesunde, kräftige Fasan an aufzubauen, und damit ist der Zeitpunkt gekommen, den sich jeder Züchter sehnlichst herbeiwünscht. Man sucht sich nun einen Ort, wo tief beackerte Fichten recht räumlich stehen und bis etwa 1 m vom Boden beackert sind. Da die jungen Fasane ihre Pflagemutter gern bei sich haben, läßt man diese mit den Jungen aufbauen. Nun kann man die Zahl der Puten bedeutend verringern und nur diejenigen behalten, welche laut und gut loden. Diese bleiben aber dann auch bis einige Tage vor der Jagd bei den Fasane.

Jagd.

Von den verschiedenen Jagdmethoden kommt bei unserem Fasan eigentlich nur das Standtreiben in Betracht. Wohl werden einzelne Jagdbezitzer diejenigen Fasane, welche sich nach der Ernte noch nicht in die Gehölze gezogen haben, an den Grenzen vor dem Vortreihunde abschließen. Aber das wird meist nur bei Ausübung der Hühnerjagd geschehen und dem geübten Schützen wird es nur wenig Freude machen, die langsam aufstehenden Vögel herunterzuschießen. Man sollte lieber versuchen, jeden Fasan in die Treibjagd zu bringen und die weit abgelegenen Felder einigemal nachmittags durch Kinder nach den Holzpatzellen beizudrücken. Ist man im Besitz größerer Stedgarne, so lohnt es sich, die Fasane an den Grenzen damit wegzufangen und im Inneren des Reviers wieder auszusetzen.

Bei der Treibjagd hat das Umstellen der Triebe lautlos zu geschehen. Die einzelnen Treiben müssen aber am Morgen, vor Beginn der Jagd, zum großen Teile schon durch Leute abgestellt sein, damit die Fasane bei dem Lärm

der Treibjagd sich nicht „zu Fuß“ ungelesen empfehlen können. Auf diese Gewohnheit der Fasänen hat der Jagdleiter ganz besonders zu achten, sonst kann es ihm passieren, daß nicht 10 % der tatsächlich vorhandenen Fasänen bei der Treibjagd vorkommen. Die Treiber, welche das Umstellen besorgen, haben sich dauernd zu bewegen. Dadurch scheuchen sie mehr; ganz besonders gut wirken hierbei auch kleine, bunte Flaggen, welche man den Leuten in die Hände gibt. Sind viele Fasänen da, so erfordern Wahl, Richtung und Folge der einzelnen Treiben genaue Ortskenntnis des Jagdleiters. Der Fasan soll nämlich nicht bis vor die Füße des Schützen laufen und dort erst aufstehen, sondern 30 bis 50 m vor diesem sich erheben und die Schützenlinie hoch und in voller Fahrt passieren. Das erst bildet den eigenen Reiz, den eine gut geleitete Fasänenjagd auf jeden Jäger ausübt. Verschiedene Hähne melden ihr Kommen, laut über die Störung zeternd, an, andere wieder streichen ganz still über die Schützen. Nun soll der Hahn in diesem kurzen Augenblick von dem Jäger gesehen, angesprochen, beschossen und auch getroffen werden! Da haben alle Sinne des Schützen volle Arbeit, will er nicht die Hälfte der Hähne unbeschossen passieren lassen. Um das Aufstehen der Fasänen in gewisser Entfernung vor den Schützen zu erreichen, stelle man früher, mit der Schützenlinie gleichlaufend, kleine Bäume auf. Man erzielt aber das erwünschte richtige Anstreichen am besten dadurch, daß die Schützen immer 30 bis 50 m vor einer Dichtung oder einem dichteren Unterholze angestellt werden. In dieses Dickicht flüchten die Fasänen bereits beim Beginn des Treibens, laufen dann beim Herannahen der Treiber einzeln heraus, um in der Richtung der Schützen abzustreichen. Dadurch erzielt man außerdem noch ein einzelnes Aufstehen der Fasänen und mit diesem ein besseres Ausnutzen des vorhandenen Fasänenstandes, indem den Schützen nicht ganze Ketten Fasänen auf einmal anstreichen, sondern nur einzelne Vögel. Auch die Reihenfolge der einzelnen Treiben ist von Bedeutung für das Gelingen der Treibjagd. Es sollen die nicht geschossenen Fasänen nämlich immer wieder in das nächste Treiben streichen und dort erneut vor die Schützen gebracht werden.

Bei jeder Treibjagd müssen gute Verlorenapportente zur Stelle sein. Der geflügelte Fasan benötigt keine Ständer ganz außerordentlich, und wird nicht bald ein guter Hund nachgeschickt, so ist der kranke Vogel verloren. Dann brüden sich auch leicht geschossene Fasänen auf die schlaueste Art. Reißighaufen, Gruben, Schülöcher, ja selbst Kaninchenbau

werden angenommen. Ohne gute Hunde gehen viele Fasänen verloren, da bei der Fasänen-treibjagd erfahrungsgemäß 10 % der getroffenen Vögel nicht sofort von den Treibern aufgehoben werden können, weil sie sich irgendetwas gebrüht haben und dort verenden.

Um die geschossenen Fasänen gut zu verwerten, müssen sie richtig behandelt werden. Nach Beendigung jedes Triebes werden zu diesem Zwecke je 2 Fasänen so zusammengebunden, daß man einen Faden den beiden Vögeln quer durch Unter- und Oberkiefer zieht und zusammenknotet. Dann hängt man sie an einer Stange auf den Wildbögen und sorgt dafür, daß immer zwischen den einzelnen Körpern ein kleiner Zwischenraum ist, um der fühlenden Luft freien Durchzug zu gestatten. In derselben Weise hängt man die erlegten Fasänen abends in der Wildkammer auf, in welcher man für einen kräftigen Luftdurchzug Sorge tragen muß.

Literatur: W. Gottschall, Der Jagdfasan; B. Glawenski, Die zahme Fasanerie, 2. Aufl. **Fasänenbeller**, kleine, flotte Stöberhunde, die den Fasan aufstöbern und, wenn er daumt, was er gern tut, verbellern, so daß ihn der herbeikomende Jäger mühelos herabschießen kann.

Fasänenente s. Enten I, 5.

Fasänenfang s. Jagdnetze.

Fasänengarten s. Fasan, Aufzug.

Fasänenjäger, Jäger, die sich ausschließlich mit dem Aufzug und der Pflege dieser Vögel in Fasanerien beschäftigen.

Fasänenmeister, der eine Fasanerie leitende Oberbeamte, dem die Fasänenjäger untergeben sind; meist aber gleichbedeutend mit Fasänenjäger.

Fasänenrauch, ein Mittel, verstrichene Fasänen angeblich zur Fasanerie zurückzulockern. Man machte durch Anzünden eines Feuers unter nassem und morschem Holz einen gewaltigen Rauch und warf gewisse Geheimmittel, als Mastix und andere duftende Stoffe, hinein, in der Meinung, der seine Geruch zöge die Fasänen an. Sind diese gelegentlich wirklich herangeflogen, so mag wohl mehr die Neugierde oder vielleicht die angenehme Wärme sie dazu bewegen haben als die duftenden Ingredienzien. Jetzt ist man längst von diesem Aberglauben zurückgekommen.

Fasänenrie s. Fasan, Aufzug.

Fasanvögel (Phasianidae), Familie aus der Ordnung der Hühner oder Scharvögel. Besonders kenntlich an dem langen, süßigen Spiel. Gehen und Lauf, sowie die hornigen Klappen über den Nasenlöchern unterfedert, um die Augen ein nasses Feld. Hahn mit Sporn. Hähne und Hennen sehr verschieden

gefärbt, erstere meist bunt und glänzend. Man kennt fast 30 Gattungen mit etwa 100 Arten. Für uns kommt nur eine Gattung in Betracht (s. *Faasan*).

faß!, der übliche Ruf an Jagdhunde, wenn sie einen Gegenstand anpuden oder aufnehmen sollen.

Feder. 1) Die Rippenstücke des Bildes (Wand). 2) Die langen Raden- und Rückenborsten des Schwarzwildes (Federn). 3) Die Dornfortsätze des Rückrats beim hohen, edlen Haarwild (daher federn oder *krellen*, *Federrücken*). 4) Die Haarfranze an der Hinterseite der Läufe langhaariger Hunde. 5) Abkürzung für Saufeder (*Fangeisen*).

Federhaken, 1) eine in einem hakenförmigen Eisen befindliche Schraube, durch deren Anziehen die Schlossfedern eines Gewehrs so zusammengedrückt werden, daß sie herausgenommen werden können. 2) Die Vorrichtung zum Spannen der Federn beim deutschen Schwanenhals oder sehr starken Tellereisen.

Federhappel s. *Haspel*.

Federlappen, lange, schwache Schnüre, an welchen in Abständen von etwa 30 cm allerlei hell- und dunkelfarbige Schwungfedern eingebunden sind; sie werden bei der Jagd auf Stellfähe gefängt und schreden durch ihr eigentümliches Aussehen und ihr Schwanken im Luftzug das Wild so, daß es vor ihnen zurückweicht. Für Hasen werden sie 25 cm hoch über dem Boden angebracht, für Rotwild und Wölfe bis 1,5 m. Säuen respektieren sie nicht, wenn sie gedrängt werden (s. a. *Jagdlappen*).

Federlein, seltene Bezeichnung der Blume (des Schwanzes) des Hasen und Kaninchens.

federn, ein Flugwild so leicht treffen, daß ihm nur Federn abgeschossen werden, es also nur gering oder gar nicht verwunden; f. ferner *krellen*, *mausern* (sich f.) und *Borsten*.

Federrücken, der vordere Teil des Rückrats beim hohen, edlen Haarwild, der hinter den Blättern liegt und zum Kochwildbret gehört.

Federschleife, der äußerste, breite Teil der Feder beim deutschen Schwanenhals und den Tellereisen, in dessen Ausschmitt die beiden Bügel liegen, welche infolge der Kraft der Feder durch die Federschleife hochgeschwellig und fest zusammengedrückt werden. Im gespannten und gesicherten Zustande der Feder greift der rechtwinklig gebogene Sicherheitshaken über die Federschleife. Die Bezeichnung kommt daher, weil die Feder vor den Bügeln der Länge nach halbiert ist und die beiden Hälften der Feder um die Bügel als Schleife gebogen und am Ende zusammengeweißt sind.

Federschuß s. *krellen*.

Federschuß, in früherer Zeit der Jäger, welcher sich nur mit der niederen Jagd, besonders mit der auf Federwild, abgab. Ihm gegenüber standen der hirschgerechte deutsche Jäger, der Parforcejäger und Falkenier, welche mit einer gewissen Geringschätzung, wie auf einen nicht ebenbürtigen Kameraden, auf ihn herabsahen.

Federpiel, die beiden, am ausgeklopften Kumpf einer Taube haftenden Flügel, welche die Falkeniere an einer Schnur in die Luft warfen, um damit einen verstrickenen Falken zurückzuloden. Es ward an einer meist roten, starken Schnur auf der rechten Seite getragen. In übertragenem Sinne wurde auch die Beizjagd im Gegenfalle zum Weidwerk schlechtweg f. genannt.

Federwild (Flugwild), alle zur Jagd gehörigen ehbaren Vögel. F. darf nach § 4 der preussischen Jagdordnung in Eigenjagdbezirken, welche aus dauernd und vollständig gegen den Einlauf von Wild eingetriedigten Grundflächen gebildet sind, ohne einen land- oder forstwirtschaftlich benutzbaren Flächenraum von wenigstens 75 ha im Zusammenhang einzunehmen, nur mit Genehmigung der Jagdpolizeibehörde gejagt werden.

Literatur: E. Schaff, Ornithologisches Taschenbuch für Jäger und Jagdfreunde.

fegen, den Bast (verrottnete Haut) von den reifen, veredeten Stangen des Weiveihs oder Gehörns an Stangenhölzern bzw. Gesträuch abreiben. Je stärker der Weiveih (Gehörn-)träger ist, desto stärkere Objekte wird er sich zum f. und Schlagen auswählen; man kann also mitunter an einer Fegestelle und ihrer Höhe (Himmelsspur) die ungefähre Stärke des Fisches anprechen.

fchlen, vorbeischießen; f. *schießen*.

fchlah, Hay ohne Erfolg.

fchljagen, ein bestätigtes oder eingestelltes Jagen oder eine Parforcejagd, die die gewünschten Erfolge nicht gehabt haben.

Feiertage s. *Sonntagsheiligung*.

Feigenblatt (Fenchblatt), das weibliche Glied beim edlen, hohen Haarwild; der Haarpinzel an dem der Riden heißt Schürze (Wasserzeichen).

Feigwurz, Scharbockskraut (*Ranunculus ficaria*); ein hahnenfußgewächs, das im Schatten von Laubholz eine sehr verbreitete, frühzeitige Frühlingspflanze in Wäldern und großen Parks ist. Am Wurzelstock und in den Blattwinkeln findet zum Jwed der vegetativen Fortpflanzung eine reichliche Knollenbildung statt. Fasanen und Waldhühner äßen gern diese stärkereicheren Knollen. Sie gehen ihnen auch im Spätsommer und Herbst nach. Die Pflanze empfiehlt sich deshalb sehr für Asamerien, wo sie durch die Knöllchen angefaßt werden kann.

Festf. das auf dem Wildbret liegende Fett alles edlen, zur hohen Jagd zählenden Haarwildes, mit Ausnahme der Sauen, welche „Weißes“ haben. Das im Inneren liegende Fett heißt Inself (Zinslicht). Dieses Wild ist f., nicht fett.

Feisthirsch s. *Feistzeit.*

Feistjagen s. *Feistzeit.*

Feistzeit (Feiste), früher auch Fetzung, bei dem Rotwild die Periode, während welcher die Hirsche am feistesten sind, d. i. zwischen dem Fegen und der Brunst. Kahlwild ist im Spätherbst am feistesten. Feistjagen sind Treibjagen auf Feisthirsche.

Felsen s. *Lachse IV.*

Feld, 1) der Vorsteckhund steht im ersten, zweiten usw. F., wenn er feist einem, zwei usw. Jahren im F. geführt ist; er nimmt viel oder wenig F., wenn er eine weite oder kurze Suche hat. 2) Bei gezogenen Feuerwaffen der zwischen je zwei Jügen stehengebliebene Teil der Rohrwandung, auch Ballen genannt.

Feldarbeit, die Arbeit des Vorsteckhundes im offenen Gelände, insbesondere bei der Hühnerjagd; Gegenjag von Wald- und Wasserarbeit.

Felddressur, die Dressur (Abführung) des Hundes im Felde, welche der Stundendressur folgt (s. *Dressur*).

Feldvogelfalte s. *Edelfalken I, 3.*

Feldgans s. *Gänse I.*

Feldgeflügel, das auf dem Feld lebende Federwild im Gegensatz zum Wasser- oder Waldgeflügel.

Feldhase, ein Hase, der auf dem Feld gesetzt ist und infolgedessen auch stets daselbst verbleibt. Sein Gegenstück ist der meist viel stärkere Waldhase.

Feldhuhn s. *Rebhuhn.*

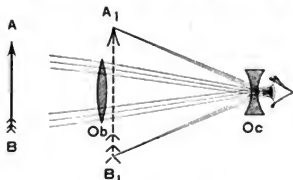
Feldjäger, frühere Bezeichnung derjenigen, welche sich hauptsächlich mit der Feldjagd abgaben.

Feldmarksgenossenschaft, nach der hannoverschen Jagdordnung vom 11. März 1859 die Gesamtheit der zu einer Feldmark gehörenden Grundbesitzer. Sie hat über die Verwaltung der Feldmarksjagd zu beschließen.

Feldstecher. Als Feldstecher bezeichnet man ein optisches Instrument, mit dem man entferntere Gegenstände dem Auge näher gebracht oder gerückt sieht. Von einem für den Jagdgebrauch bestimmten Feldstecher verlangt man ein genaues Erkennen und die Möglichkeit des sicheren Ansprechens des Wildes. Dieser Bedingung würde also unter Anwendung möglichst hoher Vergrößerungen am ehesten entsprochen werden. Der beliebigen Steigerung der Vergrößerung sind aber bei allen für den Jagdbetrieb in Frage kommenden Feld-

stecher-Arten dadurch Grenzen gezogen, daß mit der zunehmenden Vergrößerung einerseits der Umfang und das Gewicht der Gläser bedeutend wächst und andererseits die Lichtstärke — eine für den Jagdgebrauch ganz besonders wichtige Eigenschaft — bei den meisten Gläsern merkwürdig abnimmt. Man kann also in der Praxis über gewisse Vergrößerungen nicht hinausgehen, wenn man nicht andere beträchtliche Nachteile mit in Kauf nehmen will. Bis zu welchen Grenzen man in bezug auf die Vergrößerung im allgemeinen gehen kann, wird bei Besprechung der verschiedenen Feldstecher-Typen auseinandergesetzt werden. Für den Jagdgebrauch kommen 3 verschiedene Feldstecher-Arten in Frage, das galileische Glas, das Prismen-Glas und das terrestrische Fernrohr.

Das **galileische** oder **holländische** **Fernrohr** (Abb. 1 und 2) ist das für die Jagd gebräuchlichste. Es hat den anderen Arten gegenüber den Vorzug größter Ein-



1. Strahlengang in einem galileischen (holländischen) Fernrohr.

fachheit, der Billigkeit und des geringen Gewichtes bei höchster Lichtstärke, steht aber bei gleicher Vergrößerung in bezug auf Sehfeldgröße hinter den Prismen-Gläsern zurück. Abb. 1 zeigt den Strahlengang in einem galileischen Fernrohr und Abb. 2 einen Schnitt durch ein solches, d. h. durch den einen Teil des üblichen Doppelfeldstechers. Das galileische Fernrohr besteht im Prinzip aus einer Konvex-Linse (Sammellinse = Ob) als Objektiv und einer Konkav-Linse (Zerstreuungslinse = Oc) als Okular. Die letztere ist so angeordnet, daß sie das kleine umgekehrte Bild des beobachteten Gegenstandes AB, welches das Objektiv entwerfen würde, durch ein sogenanntes virtuelles aufrechtes und vergrößertes Bild A_1, B_1 ersetzt. Das Bild, welches das Objektiv hinter der Okularlinse entwerfen würde, kommt also gar nicht zustande, denn die nach dem Auge zu konvergierenden (sammelnden) Strahlen treffen bereits vor ihrer Vereinigung die als Okular dienende konkave Linse, welche sie

derartig divergierend (zerstreuend) macht, daß sie von dem aufrechten Bild $A_1 B_1$ herkommen scheinen. Beide Linsen sind ungefähr um die Differenz ihrer beiden Brennweiten voneinander entfernt. Als Objektiv dient,

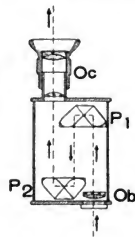


2. Schnitt durch ein galileisches Fernrohr.

wie in Abb. 2 angebeutet, eine achromatische, aus zwei Teilen bestehende Linse, als Okular hingegen eine einfache konvexe Linse. Vergrößerungen über $+ 8$ empfehlen sich bei diesen Gläsern nicht, weil mit weiter gesteigerter Vergrößerung das Sehfeld bis zur praktischen Unbrauchbarkeit zusammenschrumpft. Es beträgt z. B. bei guten Gläsern mit einer Vergrößerung von $+ 4 = 8$ bis 10% (also 8 bis 10 m auf 100 m), bei $+ 6 = 6$ bis 7% und bei $+ 8$ nur noch $3\frac{1}{2}$ bis $4\frac{1}{2}\%$. Die bei galileischen Gläsern erreichbare Lichtstärke ist eine so bedeutende, wie sie durch kein anderes teleskopisches System erzielt werden kann, wenigstens nicht bei Einhaltung handlicher Formen. Sie erreicht bei guten Gläsern mit etwa 4maliger Vergrößerung, in Zahlen ausgedrückt, etwa 100, mit 5maliger Vergrößerung etwa 45 bis 55 und mit 8maliger Vergrößerung etwa 45 bis 50. (Über die rechnerische Bestimmung der Lichtstärke siehe weiter unten.)

Das Prismenglas unterscheidet sich wesentlich von dem vorhergesprochenen galileischen Glas. Es besteht aus einer Sammellinse, dem Objektiv (Ob), den beiden Porro'schen Prismen P_1 und P_2 mit 4 spiegelnden (reflektierenden) Flächen und dem aus zwei Linsen zusammengesetzten Okular (Oc). Abb. 3 zeigt einen Schnitt durch ein solches Prismenglas mit einflussiertem Strahlenweg. Die in das Objektiv eintretenden Lichtstrahlen treffen auf ihrem Wege zum Okular in der Richtung der eingezeichneten Pfeile zunächst auf das obere der beiden gleichschenkelig-rechtwinkligen Glasprismen P_1 , erfahren hier an den beiden spiegelnden Flächen je eine rechtwinklige Ablenkung von ihrer ursprünglichen Richtung und gelangen nun zum zweiten unteren Prisma P_2 , dessen spiegelnde oder brechende Flächen rechtwinklig zu denen des oberen Prismas stehen. Im Prisma P_2 wiederholt sich genau derselbe Vorgang wie in P_1 , und die Lichtstrahlen erreichen, seitlich am oberen Prisma P_1 vorbei, das Okular. Mit diesem betrachtet man das vom Objektiv nahe der unteren der beiden Okular-Linsen entworfenene Bild des Gegenstandes. Durch die Anordnung der Porro'schen Prismen wird nicht nur eine Wiederaufrichtung oder Umkehrung des vor

dem Okular entstehenden kleinen Bildes bewirkt, sondern es wird auch durch die Prismen die Länge des Fernrohrs wesentlich verkürzt, und ein solches Prismen-Fernrohr ist in der optischen Leistung ungefähr gleichwertig einem aus denselben Linsen konstruierten (dann allerdings noch umgekehrt zeigenden) von etwa 3facher Länge. Die Vergrößerung der Prismen-Gläser läßt sich beträchtlich weiter steigern als diejenige der galileischen Gläser, ohne daß sie dadurch an Brauchbarkeit, wenigstens für allgemeine Zwecke, einbüßt, denn die Sehfeldgröße reicht bei Prismen-Gläsern selbst dann noch aus, wenn sie eine Vergrößerung von $+ 12$, ja sogar von $+ 18$ besitzen. Ingegnen nimmt die Größe und das Gewicht eines Prismenglases ganz beträchtlich zu, wenn das Glas der jeweiligen Vergrößerung entsprechend gleichzeitig auch die für den Jagdgebrauch erforderliche Lichtstärke besitzen soll. Diese müßte bei einem solchen Glase (in Zahlen ausgedrückt) immerhin etwa 30 bis 36 sein. Die Lichtstärke von 30 bis 36 bedingt aber bei einem Prismenglas mit 6facher Vergrößerung schon eine Objektöffnung von etwa 33 bis 36 mm, bei 8maliger Vergrößerung sogar von 45 bis 48 mm. Man kommt dabei also zu Dimensionen von Gläsern, die man dann nicht mehr als handlich bezeichnen kann. Deshalb bedient man sich auch sowohl bei den galileischen als auch bei den Prismengläsern für den allgemeinen Jagdgebrauch meist der 5maligen Vergrößerung, mit der man unter unseren heimischen jagdlichen Verhältnissen erfahrungsgemäß auch auskommt. Für gewisse Zwecke, so z. B. für den Gebrauch im Hochgebirge, in den Tropen u. dgl., wird man ohne weiteres auch mit Vorteil zu stärker vergrößernden Prismengläsern übergehen können, weil es in diesen Fällen meist auf die höchste erreichbare Lichtstärke weniger ankommt. Die

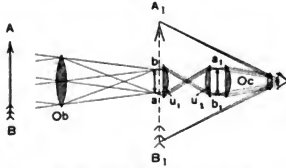


3. Schnitt durch ein Prisma-Feldstecher und Strahlengang in ihm.

Größe des Gesichtsfeldes verhält sich bei den verschiedenen Vergrößerungen der Prismen-Gläser etwa wie folgt: bei $+ 6 = 12$ bis 15% (12 bis 15 m auf 100 m), bei $+ 8 = \text{ca. } 10\%$, bei $+ 10 = 8,5\%$, bei $+ 12 = 7,5\%$, bei $+ 15 = 6\%$, bei $+ 18 = 5\%$.

Die sogenannten terrestrischen Fernrohre sind die für Jagdzwecke am wenigsten gebräuchlichen und finden vor-

wiegend nur noch im Hochgebirge Verwendung. Bei diesen meist monokularen, mit 2 bis 3 Auszügen versehenen Fernrohren findet, wie Abb. 4 zeigt, die Bildumkehrung ähnlich wie beim Zielfernrohr durch Linsen statt. Ob ist das Objektiv (Sammellinse). Dieses entwirft bei a b ein kleines umgekehrtes Bild des Gegenstandes; u_1 und u_2 sind zwei plankonvexe Linsen, welche das Umkehrsystem bilden und bei $a_1 b_1$ ein wieder aufgerichtetes Bild des Gegenstandes entwerfen.



4. Strahlengang in einem terrestrischen Fernrohr.

Dieses Bildchen wird dann durch das gleichfalls aus 2 konvexen Linsen bestehende Okular Oc vergrößert betrachtet. Alle 4 Linsen des Umkehrsystems und des Okulares sind gewöhnlich im letzten, dem Auge angelegten Rohrausgang des Fernrohrs untergebracht. In der Regel besitzen die für die Jagdoptik bestimmten terrestrischen Fernrohre Vergrößerungen von + 15 bis + 20. Nachteilig bei diesen Fernrohren ist die geringe Lichtstärke. Die Länge der ausgezogenen Fernrohre schwankt bei Vergrößerungen von + 15 bis + 20 zwischen 45 bis 75 cm bei einem Gewicht von etwa 225 bis 400 g. Im zusammengeschobenen Zustand beträgt die Länge etwa 20 bis 25 cm. Eine sichere Beobachtung mit diesen Fernrohren ist nur möglich, wenn man Gelegenheit hat, das Fernrohr aufzulegen oder mit dem Fernrohr an einem Baum, Felsen oder dergl. anzustreichen.

Bestimmung der Lichtstärke. Zur schematischen Ermittlung der Lichtstärke oder Helligkeit eines Fernrohrs, gleichviel welcher Art, bedient man sich folgender Formel:

$$\left(\frac{\text{Objektiv-Durchmesser}}{\text{Vergrößerung}} \right)^2$$

Die Lichtstärke würde also z. B. bei einem Prismen-Fernrohr, dessen Objektiv eine freie Öffnung von 30 mm und eine Vergrößerung von + 5 besitzt, durch die Zahl 36 ausgedrückt sein. Nehmen wir hingegen ein viel gebräuchliches galileisches Jagdglas mit +6maliger Vergrößerung, dessen Objektiv eine

freie Öffnung von 45 mm besitzt, so berechnet sich daraus nach der vorgenannten Formel $\left(\frac{45}{6} \right)^2 = 7,5^2 = 56,25$.

Feldtaube, wilde, s. Tauben I, 3.

Felsenrade s. Rabeuvögel I.

Felsenstrandläufer s. Strandläufer 4.

Felltaube s. Tauben I, 3.

Ferm (firm), vollendet oder vollkommen mit bezug auf die Arbeit des Hundes; auch spricht man in demselben Sinne von einem f. Jäger.

Fernrohr s. Feldstecher und Zielfernrohr.

Fesseln, die an die Fänge der Jagdfallen geschleiften Riemen, an denen die Weizvögel auf der Faust festgehalten wurden. Auch die F., mit welchen der Hhn auf der Zule angefleht ist, heißen so (s. a. Hornfessel).

Festinjagen s. Rotwild, Jagd.

Festliegen, von Hühnern und Hasen, wenn sie den Hund gut anhalten.

Festmachen, ein Stück Schwarzwild, wenn es die Jagdhunde festhalten. Den Warber, Altis usw. f., ihn — meist auf dem Spurkneue — eintreiben, bis man die Stelle gefunden hat, wo er steht.

Festungen. Für die Jagd in F. gelten in den meisten Ländern besondere Bestimmungen. In Preußen ist in den Festungswerten die Militärverwaltung befiigt, die Jagd durch besondere dazu ermächtigte Personen ausüben zu lassen. Außerhalb der Festungswerte werden von der Militärverwaltung Umkreise gebildet, innerhalb deren die Jagd mit Feuerwaffen nicht ausgeübt werden darf; wer innerhalb dieser Umkreise jagt, muß einen Jagdschein haben, der von der Festungsbehörde mit einem Einichtsvermerk versehen ist. In Elsaß-Lothringen gilt das Jagdgesetz vom 7. Februar 1881 nicht für F.; wer in ihnen die Jagd ausüben darf, bestimmt die Militärbehörde. Auf den von den Festungswerten umschlossenen Grundstücken, sowie in einem Umkreis bis zu 225 m von den Werten ist die Anwendung von Feuerwaffen bei Ansübung der Jagd und bei Verschuechung des Wildes bei Strafe verboten.

Fett hat von dem ehbaren Haarwild nur der Gase, ferner alles Raubzeug und Fieberwild ohne Ausnahme; das übrige Haarwild hat Feist, bzw. (im Inneren) Unschlitt, Insest; das Schwarzwild Weißes.

Fettblase, Hürzelblase, eine auf dem Steiß der Wögel befindliche Blase, die besonders den Wasservögeln dient, um mit dem auf Druck herverquellenden, am Schnabel haftenden Fette das Gefieder einzureiben, das hi durch wasserdicht wird.

Fettloch s. Stinkloch.

Feuchtblase, die Harnblase der Vögelarten.

Fenchblatt s. Feigenblatt.

Fench (nässen), das Wasser lassen, urinieren, von allem Wilde und dem Hunde.

Fenchstiel, das männliche — auch wohl weibliche — Glied des edlen Haartwides der hohen Jagd und des Hundes.

Feuermantel, 10 bis 20 m breite, in den Sommermonaten von brennbaren Stoffen freizuhaltenen Laubholzstreifen am Rande größerer Nadelholzbestände, welche zur leichteren Bekämpfung ausgebrochener Waldbrände angepflanzt werden.

Feuerschu (Schußscheu), eine Nervenschwäche, die den Schützen zwingt, beim Schuß die Augen zu schließen und zu *mucken*. Sie entspringt meistens der Furcht vor Knall, Feuerstrahl und Rückstoß, kann aber auch in erlebten Unglücksfällen (Lauffprengungen uhm.) ihre Ursache haben. Dasselbe gilt sinngemäß für Pferde und Hunde.

Fichte s. Nadelhölzer.

Field-trial (spr. fild-trail), englische Bezeichnung für Feldjagd-Preishunden.

Fiepen, der ängstliche Ton der Riden und Schmalrehe, welche vom Bod getrieben werden, bzw. ihn anlocken, ferner der Ton, mit dem die Rige nach der Mutter verlangen, endlich der nachgeahmte Lockton des Jägers auf dem Rehblatter (s. *Rehweid*, Jagd).

Filsprossen bilden die Abdichtung zwischen Pulver und Schrot. In der Hauptfache unterscheidet man gefettete und ungefettete, bellebte und unbellebte F. Wenn gefettete F. verwendet werden, muß unter bzw. über den Prossen ein Leer- oder Papierblättchen gelegt werden, um Einwirkungen des Fetts auf Pulver bzw. Schrot zu verhüten. Am besten sind daher die doppelseitig bellebten F., die auf der dem Pulver zugekehrten Seite mit Wachleinwand, auf der dem Schrot zugekehrten aber mit Papier bellebt sind (vgl. *Ladeweise*).

Finder s. Saubeller.**Finkenbacht** s. Habichte II. 1.**finkeres Zeug** s. dunkles Zeug.

Fischadler (Pandion Sav.), Gattung aus der Unterfamilie Weihen. Mitteltroß; Schnabel stark im Halbkreis gebogen mit sehr laugem Haken. Lauf stark, nur 2 cm von oben her befiedert, sonst nackt und mit groben, nach aufwärts gerichteten Schuppen besetzt; Unterschenkel ohne Hosen. Außenzehe Wendzehe und länger als Innenzehe. Wachshaut, Lauf und Behen graublau; Krallen stark getrimmt. Fraß: Fische.

Fischadler (Pandion haliaëtus L.; Flußadler).

Beschreibung.

Länge 65 bis 70, Flügel vom Bug bis zur Spitze etwa 50, Stoß 24, Schnabel 4,1, Mundspalte 4,2, Lauf 5, Mittelzehe 5,3, ihre

Kralle 2,8, Außenzehe 4,5, ihre Kralle 2,9, Innenzehe 3, ihre Kralle 3, Hinterzehe 2,5, ihre Kralle 3 cm. Weibchen stärker als Männchen; beide haben ein straffes, fettiges Gefieder. Die Jungen zeigen sich durch den Mangel der Bindehaut und den auffallend langen Schnabelhaken. Beim alten Vogel zieht sich von der Schnabelwurzel an den Augen vorüber nach dem Hinterhals ein schwarzbrauner Streifen, über den Augen und auf dem Scheitel schwarz und weiß gestrichelte Federn, die starren, wie ein Kamm aufgerichteten Nackenfedern weiß mit schwarzen Spitzen. Rücken und Oberflügel schwarzbraun, so auch die Handschwingen, die auf den Innenfahnen oberhalb der Einschnürung weiß und braun gefleckt sind. Obere Stoßdecken und Stoß braun, letzterer mit 6 bis 7 dunflen Binden. Die ganze Vorderseite weiß, nur auf der Brust einige dunkle Flecke bei jüngeren Vögeln. Iris lebhaft hochgelb mit rötlichem Rand, Krallen und Schnabel tiefschwarz; Nasenlöcher länglich, quer, nach oben erweitert. Am jungen Vogel ist das dunkelbraune Gefieder des alten fahlbraun mit hellen Säumen, die Vorderseite trübweiß mit häufigerer Fledung, wie auch der Nacken scheidiger ist. Am auffälligsten treten am F. die blaugraue Farbe der Wachshaut und Fänge wie der Mangel der Hosen, welcher offenbar mit seinem Fischereigerwerbe zusammenhängt, hervor. Die Flügel überragen den kurzen Stoß. Die dunkle Färbung verliert sich nicht nur unter dem Einfluß der vom Wasser heiß abfallenden Sonnenstrahlen, sondern auch durch das fortwährende Tauchen beim Fischfang, und der F. erhält dadurch ein sehr unscheinbares, verbrauchtes Ausere. Die Außenzehe ist sehr gelenkig, hat an der Innenseite des vorderen Ballens eine scharfe, hornartige Erhöhung und steht meist nach hinten gefleht infolge ihrer Bestimmung, mit der Hinterzehe gleichzeitig den Fisch zu fassen, so daß der Adler zwei Fehen vorn und zwei hinten in den Fisch einschlägt, den er stets längs trägt, mit dem Kopf nach vorn. Beim Blocken während der Verdauung ist der F. an den aufgestäubten Nackenfedern schon von weitem zu erkennen. Im Streichen erkennt man ihn an dem langen Zittich und dessen stark hervortretendem Bug, an dem kurzen, etwas abwärts getragenen Stoß und sehr gehobenem Flügelschlage. Er ist ein sehr gewandter Flieger und führt die wunderbarsten Spiele in der Luft aus; er überschlägt sich beim Herabstoßen mitunter derart, daß sein Rücken fast das Wasser erreicht. Seine Stimme ist ein nicht unangenehmes „Ai taika“ in der Angst ähnlich wie „Kig tig“. Der Vogel bietet eine gefällige, das Wasser ungemein belebende Erscheinung.

Verbreitung, Aufenthalt.

Der F. fischt mit derselben Behaglichkeit an den Gestaden Norwegens, auf den Binnengewässern Deutschlands wie auf den südafrikanischen und amerikanischen Gewässern; seine Verbreitung ist eben unbegrenzt, und sein Aufenthalt dauert so lange, wie das Wasser Fische hat und nicht zufriert. Wo sich letzteres ereignet, ist er Zugvogel, der im Oktober nach den Ländern des Mittelmeers, aber auch weiter bis nach Südafrika, Indien, sogar Australien zieht und im April zu seiner Horststätte zurückkehrt. Der F. nimmt infolge unablässiger Nachstellungen, namentlich seitens der Fischereiberechtigten, an Zahl sehr ab. Er brütet in Europa, Nord- und Mittelasien.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Der Horst steht niemals an der offenen See, sondern stets an tief ins Land schneidenden Buchten, noch lieber an Binnenseen; die erstere meidet er wohl wegen der Verfolgungen des Seeadlers. Stets steht der Horst im Wipfel eines starken, hohen Baums, und fast immer sind die Äste mit eingebaut, welche durch das unablässige Geschmeiß bald verborgen; von dieser Warte überschaut der F. sein Reich und nimmt jede nahende Gefahr wahr, vor der er alsbald abstreicht. Die großen, schwer zu erstickenden Horste sind unten aus stärkeren, meist morschen Ästen ohne Zweige erbaut und mit Moos gedichtet, auch Fischgräten finden dabei Verwendung. Die Horstnube ist mit weichem Material als Unterlage für die meist zwei, gelegentlich drei, sehr selten vier gestreckten Eier ausgelegt, welche auf grünlichem Grunde mit braunen oder rotbraunen Flecken dicht bedeckt, oft am oberen Ende gekrönt, 62 : 44 mm oder 60 : 45 mm groß sind und zu den schönsten Eiern gehören. Das Weibchen legt schon etwa eine Woche vor dem Legen des ersten Eies fest im Horst. Brutzeit Mai, etwa 4 Wochen. Der F. kröpft ausschließlich Fische, die er durch Lanchen fängt; ausnahmsweise schlägt er auch wohl eine Schlange, vielleicht wenn anhaltend stürmisches Wetter die Fluten trübt und die Fische unsichtbar macht. Mit hoch gehobenen Flügeln streicht er über dem Wasser hin, rüttelt und stößt plötzlich mit angelegten Flügeln auf seine Beute, daß das hoch aufspritzende Wasser über ihm zusammenschlägt; hat er den Fisch gefaßt, so hebt er einen Flügel nach dem anderen über das Wasser, schüttelt dies ab und streicht mit der Beute niedrig dahin, um sie sogleich auf einem Stein u. dgl. zu kröpfen, wobei er das Fleisch sehr geschickt von den Gräten abläßt; dann hält er längere Verdauungsruhe, bis ihn der Hunger zu neuen Taten treibt. Er verschlägt sich so fest

in die Beute, daß er von sehr starken Fischen zuweilen in die Tiefe gezogen und erfaßt wird; so hat man in Fischrüden nach Jahren noch die Krallen vorgefunden. Mit Recht nennen ihn daher die Baschkiren „eiserne Kralle“.

Jagd.

Den Jäger schädigt der F. zwar durchaus nicht, da er sich an Wild niemals vergreift, welches ihn daher auch gar nicht beachtet; doch ist er ein gefährlicher Konkurrent des Fischers und vermag eine zahme Fischerei gänzlich und schnell auszurauben. Der F. darf daher in Preußen von Fischereiberechtigten (ohne Anwendung von Schußwaffen) jederzeit getödet oder gefangen werden; im übrigen gehört er zu den jagdbaren Vögeln (Adlern), die keine Schonzeit genießen. Ganz besonders fühlbar werden seine Raubereien, wenn er Junge zu versorgen hat, die er überreichlich mit Fraß versieht; die Luft wird um solchen Horst zu dieser Zeit geradezu verpestet. Außer seiner Erlegung am Horste, die gegen alle Raubvögel das radikalste Mittel ist, kann man zu Schuß kommen, wenn man ihm auf seinen ziemlich regelmäßigen Streifjügen gedekt auslanert, oder auch vom Kahn aus, indem man das Treiben der Fischer nachahmt und ihn so täuscht. Er fängt sich leicht in den für Seeadler gestellten Lanchen Reihereisen und Pfahleien. Ebenso ist die mit Fischen besetzte Schwimmsalle zu seinem Fange brauchbar. — Auf den Uhu stößt er einmal heftig, baumt aber nicht, so daß man sich mit dem Schuß beeilen muß. — In der Gefangenschaft ist er wegen des großen Bedarfs an lebenden Fischen schlecht zu halten, bei Fleischfütterung kümmerl er.

Fische. Von den etwa 75 Fischarten, die das mittelenropäische Binnenwasser beleben, haben nur gegen $\frac{1}{2}$ volkswirtschaftliche Bedeutung. Von diesen scheiden für die hier gegebenen Zwecke alle die aus, die nur in größeren Wasserläufen — also öffentlichen Gewässern — oder sehr selten vorkommen, so daß 44 Arten aufzuführen bleiben. Sie sind unter folgenden Stichworten zu finden: *Aale, Aalraupe, Barsche, Hechte, Karpfische, Lachse, Neunaugen, Welse.*

Fischen, der Otter, Reiher usw. f., wenn sie Fische fangen.

Fischerei. Eine der Hauptaufgaben der völklichen Behandlung der *Fischgewässer* sowie deren Krönung ist die sachgemäße F. Naturgemäß kann an dieser Stelle nur andeutungsweise darauf eingegangen werden; wer sich genauer unterrichten will, dem sei empfohlen: E. Walter, Die Kleinteichwirtschaft; W. Bischoffs Anleitung zur Angelfischerei; E. Walter, Die Fischerei als Nebenbetrieb des Landwirthes und

Forstmannes; v. d. Horne, Kurze Anleitung zur Fischzucht in Teichen. Dem Naturfreund steht an erster Stelle die Angelfischerei, die eine schonende Behandlung des Fischbestandes ermöglcht und etwas vom Reiz der Jagd in sich birgt. Aber die zur Angelfischerei gebrauchten Geräte sei nur gesagt, daß die Rute leicht, elastisch, ohne überhängende Spitze sein muß, als Material ist wohl Bambus am geeignetsten. Zum Zwecke bequemen Transports ist die Teilung des Stodes in 2 bis 3 Teile, die mittelst Messingtüllen miteinander verbunden werden, angebracht. Zur Führung der Schnur sind in etwa 1 m Entfernung von einander am Stode feststehende Drahtschlingen angebracht. Die Schnur wird aus geklöppelter Seide gewählt. Um sie nach Bedarf nachlassen oder anziehen zu können, befindet sich am Handende der Rute eine durch Ringe festgehaltene Rolle mit Drehling. Um die Schnur in unausfälliger Weise mit dem Haken zu verbinden, dient das Vorfach, das für Fische ohne Klettenzähne (z. B. Karpfische) aus Gutsfaden (auch Seidendarm, Poil genannt), besteht, der glashell durchsichtig ist. Bei Raubfischen gebraucht man an seiner Stelle Gimp (besponnene Saite) oder Draht. Der Haken muß aus gehärtetem Stahl bestehen; hinsichtlich seiner Größe ist zu beachten, daß für Fische mit kleinem, weichem Maul kleinere, für Raubfische größere Angelhaken Verwendung finden. Endlich ist zur Schlepp- und Grundangelei derart für Beschönerung durch Wei usw. zu sorgen, daß bei ersterer der schwebende Köder in der Nähe des Grundes bleibt, bei letzterer diesem aufliegt. Der Senker ist daher am oberen Ende des Vorfachs zu befestigen. Bei nicht zu starker Strömung genügen hierzu mehrere aufgespaltene Ochsenfrohre oder Reispösten, die an das Vorfach festgeklemmt werden. Der Schwimmer hat den Zweck, den Köder in einer bestimmten Wasserhöhe zu erhalten und den erfolgten Anbiß zu zeigen. Er muß also beweglich angebracht sein und besteht meist aus einer Federpöse oder Stachelschweimbörste, auf die ein kleiner Kork geschoben wird. Mit einem Stäbchen wird die Schnur in der Federpöse festgehalten. Zum Landen schwerer Fische ist ein Kästchen, zum Transport lebender Köderfische eine Fischkanne nötig.

Zur Grundangelei, die als Gegenstand des Fanges Aale, Kralraupen, Barsche, Barben, Kaulbarsche, Karpfen hat, ist der bequemste, wenn auch nicht reinlichste Köder der Regenwurm. Hierbei liegt der Köder dem Boden auf und wird eventuell durch langsame Heben und Senken verführerischer gemacht. Auch zur Schleppangelei, die sich vornehmlich

gegen die Karpfische, Forellen, Aichen richtet, und bei der der Köder 10 bis 15 cm vom Boden schwebend erhalten wird, dienen der Regenwurm und die Fleischfliegenmaden als beste Köder. Für größere Raubfische, wie Karpfen, Döbel, Forellen, Hechte, Barsche wird ein lebender oder toter Köderfisch, der am zwei- oder dreispitzigen Haken entsprechend angebracht ist, bessere Erfolge haben. Anders wird die Spinnangelei betrieben. Hier gilt es, die angelöberten Fische — meist werden hierzu versilberte Bleisfische mit Hakensystemen verwendet — in ruhiger Bewegung durch das Wasser zu ziehen, damit die großen Raubfische zum Anbiß gereizt werden, wobei der Köder sich um seine Längsachse drehen muß. Schwimmer und Senker sind also hier überflüssig. Ganz dasselbe gilt für die Flugangelei, bei der das am feinen Haken befestigte, künstlich nachgebildete oder natürliche Insekt ganz leicht auffallend die Wasseroberfläche berühren soll und dann über diese hinweggezogen wird. Es werden mit der Flugangelei vornehmlich Forellen, Saiblinge, Aichen, Ulelei (Lauben), also Fische, die Fluginsekten aufnehmen, gefangen. Eine vom Raubfischer mit Vorliebe gebrauchte Art des Fanges ist die mit der Grundschnur. Sie dient ausschließlich zum Fange von Aalen, Trübsen (Kralraupen) und sonstigen Grundfischen und besteht aus einer langen, stärkeren Schnur, die mit dem einen Ende am Ufer befestigt wird, am anderen wird ein Stein angebunden. In je 1 bis 1,5 m Entfernung gehen von der Hauptschnur dünnere, feste Hanfschnüre von etwa 30 bis 40 cm Länge aus, die am freien Ende den mit Wurm oder toten Fischchen besetzten Haken tragen. Die Schnur wird abends gelegt und vor Sonnenaufgang gehoben.

K e f f i s c h e r e i. Sie ist im allgemeinen nur angebracht bei rationell bewirtschafteten Teichen und Seen, wo ein regelmäßiger Einlaß von Jungfischen stattfindet; in kleinen und mittleren Wasserläufen führt sie bei öfterer Wiederholung sehr bald zur Verödung des Gewässers. In ablaßbaren Teichen setzt man zum Fischen, nachdem das Wasser ziemlich abgelassen ist, Netze vor den Ablauf und hebt die am Röhch zusammengekommenen Fische mit Kästchern heraus. Diese werden sodann sauber abgepült, gewogen und kommen dann in die Transportfässer. Bei nicht ablaßbaren Teichen usw. sieht man am besten mit dem einwandigen Zugnetz, wenn es sich darum handelt, möglichst aller Fische habhaft zu werden. Ist das wegen unebenen Bodens, starken Schilfruchses oder bei den schwer abzufischenden Karpfen, Aalen nicht möglich, so kann die Reuse mit Vorteil Verwendung finden. Ferner ist das Statnetz

zum Fange der Karpfen und Hechte sehr wertvoll. Es besteht aus zwei äußeren Spiegeln und einem feinen, lockeren Inngarn; die Fische werden durch Staken aus dem Schilf usw. aufgeschucht, fahren durch das äußere Spiegelgarn und verwickeln sich im Inngarn. Endlich wird das einwandige Stelnetz, das im Wasser schwebend erhalten wird, in der Weise zum Fange benutzt, daß die Fische mit dem Kopfe hindurch stoßen und mit den Kiemen in den Maschen hängen bleiben. Natürlich richtet sich hier die Maschenweite nach der Größe des zu fangenden Fisches. Dieses Garn kann man auch in fließendem Wasser anwenden, indem man es aufstellt und dann die Fische stromaufwärts ihm zutreibt. Auch das Stalnetz findet als Stellgarn Verwendung. Die bequemste Fangart ist die mit der Reule, einem mehr oder weniger zylindrisch geformten Garn- oder Drahtkorb, dessen Öffnung sich nach innen verschmälert, wodurch den Fischen der Ausgang unmöglich wird. Sie ist je nach der Art und Lebensweise der zu fangenden Fische verschieden gebaut. Sie wird gewöhnlich mit der Öffnung stromabwärts gestellt; eine Belüftung ist unnötig. — Alle gefangenen Fische sind, sofern ihr Verkauf beabsichtigt ist, mit größter Schonung zu behandeln. Sollen sie lebend transportiert werden, so muß für Durchlüftung und Kühlung des Transportwassers Sorge getragen werden, auch ist eine zu starke Befestigung der Fässer zu vermeiden. Lote Forellen sind sofort auszunehmen, die Kiemen zu entfernen, und dann müssen die Tiere einzeln in Pergamentpapier eingeschlagen werden. Alle übrigen toten Fische müssen unter reichlicher Verwendung von grob gemahlenem Eis verpackt werden, sofern die dadurch entstehenden Kosten in vernünftigem Verhältnis zum Verkaufswerte der Fische stehen. —

F. und Jagd stehen in einem gewissen Gegensatz. Manche Gattungen der jagdbaren Tiere sind der F. schädlich. Die Gesetzgebung hat es sich zur Aufgabe gemacht, dadurch einen Ausgleich herbeizuführen, daß dem Fischereiberechtigten gewisse Rechte auf die jagdbaren Tiere eingeräumt sind. In Preußen darf nach § 45 des Fischereigesetzes vom 30. Mai 1874 (Fassung des Gesetzes vom 30. März 1880) der Fischereiberechtigte verschiedene Tiere, darunter auch namentlich Fischotter, Reiher (in Preußen sind die granen nicht jagdbar) und Fischgaare ohne Anwendung von Schußwaffen töten, fangen und behalten. In Bayern ist es nach der Verordnung vom 15. August 1908 dem Fischereiberechtigten gestattet, Fischotter, Reiher, Fischadler, Raben und Eisvögel innerhalb seines Fischwassers und in einer

Entfernung von 3 m vom Ufer des Fischwassers zu fangen oder ohne Anwendung von Schußwaffen, Gift oder Sprengstoffen zu erlegen; der Fischereiberechtigte hat die gefangenen oder getöteten jagdbaren Tiere an den Jagdberechtigten abzuliefern. Ähnliche Bestimmungen bestehen fast überall, z. B. in Württemberg nach dem Gesetz vom 27. November 1865, Art. 10, in Sachsen nach dem Fischereigesetz vom 15. Oktober 1868, § 12, in Elsaß-Lothringen nach dem Fischereigesetz vom 2. Juli 1891, § 8. Ein weiterer Schutz ist in Preußen der Fischerei dadurch gewährt, daß die Eigentümer der zur F. dienenden Seen und Teiche, die zur Bildung von Eigenjagdbezirken nicht geeignet sind, einschließlich der in ihnen liegenden Inseln, diese von dem gemeinschaftlichen Jagdbezirk ausschließen können. Ferner können die Eigentümer und Pächter solcher Seen und Teiche von der Jagdpolizeibehörde ermächtigt werden, jagdbare, der F. schädliche Tiere auch zur Schonzeit auf jede erlaubte Weise zu fangen. Der Jagdberechtigte kann verlangen, daß ihm die erlegten Tiere überlassen werden. In Bayern kann nach Art. 2 Biff. 4 des Jagdgesetzes vom 30. März 1850 aus Fischteichen von mindestens 50 Tagwerken Größe ein Eigenjagdbezirk gebildet werden.

Fischermöge s. Möwenartige Vögel II, 1.

Fischseinde s. Fischgewässer.

Fischgewässer. Je mehr unsere Gewässer infolge des Wachstums der menschlichen Siedelungen und der Ausbreitung gewerblicher Anlagen ihre ursprüngliche Reinheit und Nahrungsfülle und damit auch an Bewohnbarkeit für die Ruffische verlieren, ein um so höhere Risiken tragendes Kapital sind die reinerhaltenen kleinen Wasserläufe und Teiche. Das gibt sich schon in den gewaltig gesteigerten Pachtpreisen kund, die der Angelfreund für sie anlegt. Die wirtschaftliche Behandlung der Fischgewässer darf daher weder der Forstbeamte noch der Jagdpächter vernachlässigen.

a) **Fließende Gewässer.** Je nach der Eigenart des Wassers und Grundes ist die Fischbevölkerung eine andere, man unterscheidet daher gewöhnlich 4 Regionen, welche Einteilung aber natürlich nur eine ideale, durchschnittliche sein kann. 1) Forellenregion; kleinere, raschfließende Gewässer mit steinigem Grund. Enthält Forellen, Elritzen, Mühlkloppen und Schmerlen. 2) Achenregion; größere, raschfließende Gewässer mit tiefigem Grund. Achen, Döbel, Huchen, Barbe, Regenbogenforelle, Bachsaibling. 3) Barbenregion; Flüsse und Ströme mit schneller fließendem Wasser und sanftem Grund. Barbe, Döbel, Karpfen, Bärte, Ukelei, Häsling, Gründling, Kaulbarsch. An

näheren Stellen Blöße, Barich, Hecht, Karpfen, Zander, Aaltaupe, Aal. 4) Kleiregion; geringe Strömung mit weichem Grund. Brachsen, Barich, Blöße, Hecht, Karpfen, Wels, Güter, Aal, Kotseder, Zander, Kaulbarich, Aaltaupe, Aal. Die wirtschaftliche Bedeutung dieser 4 Regionen ist selbstverständlich eine sehr verschiedene. Am höchsten ist die der Forelle zu bewerten, deren Fang als Sportbetätigung gern gut bezahlt wird; auch die gefangenen Fische sind bei sorgfältiger Behandlung leicht und gut zu verwerten. Allerdings sind die raschfließenden Quellwässer meist arm an Nahrung, ihre Erträge daher nicht übermäßig hoch. Die 3 anderen Regionen sind wohl nahrungsreicher, aber die in ihnen lebenden Fische werden weit geringer bewertet, so daß, ist ihr Besitzer nicht selbst Fischereifreund, die Verpachtung an gewissenhaft pflegende Sportfreunde oder Berufs Fischer immer noch die beste Verwertung bildet. Hinsichtlich der Pflege der stehenden Fischgewässer ist vor allem die Beseitigung der Fischfeinde (s. u.) anzustreben, die in ihren größeren Vertretern wohl imstande sind, ein Gewässer binnen kurzem auszurauben. Unter die Fischfeinde hat man hier auch die größeren Raubfische, wie große Forellen und namentlich Hechte, zu rechnen, die mit allen Mitteln abzufangen sind. Schaffung von Laichgelegenheiten, strenge Innehaltung der gesetzlichen Schonzeiten und Mindestmaße, die gegebenenfalls nach den örtlichen und klimatischen Verhältnissen zu verlängern oder größer anzusetzen sind, tragen weiterhin zur Hebung des Fischbestandes bei. Die Befischung muß vor allem die Entzerrung der größten Fische und des minderwertigen Bestandes zum Ziele haben; bei beiden steht der Wert der aufgenommenen Nahrung in keinem Verhältnis zum Zuwachs und Verkaufspreise. Eine Fütterung ist zwecklos, da man bei dem so verschiedenen zusammengesetzten Fischbestand keine Möglichkeit hat, das künstliche Futter den wertvolleren Speisefischen zuzukommen zu lassen. Dagegen kann ein jährliches, in mäßigen Grenzen zu haltendes Einsetzen von Forellen, Aichen, Karpfen bei starker Befischung sich wohl empfehlen. Zu berücksichtigen ist aber hierbei stets die im Wasser vorhandene Nahrung, die natürlich nur eine begrenzte Anzahl von Fischen ausreichend zu füttern vermag. Als Besatz wähle man niemals die billigere Brut, sondern sogenannte Saffische.

b) **Stehende Gewässer.** In biologischer Hinsicht unterscheidet man kalte Gewässer, die vielfach für Forellen geeignet sind, und warme, in denen der Karpfen sich wohlfühlt. Von fischereiwirtschaftlicher Be-

deutung ist die Frage, ob das Gewässer trocken gelegt werden kann, also ablassbar ist oder nicht.

Wohl die meisten Waldteiche sind kalt, sei es, daß sie kaltes Quellwasser als Zufluß haben, sei es, daß sie stets im Schatten liegen. Hier kann nach vollkommener Abfischung des Fischunkauts die Zucht von Forellen oder Saiblingen nutzbringend sein. Der Besatz mit Saffischen richtet sich in seiner Menge nach den Nahrungsverhältnissen des Teiches, sofern nicht Zufütterung beabsichtigt und unmöglich ist. Einen ungefähren Anhalt für die Bewertung des vorhandenen Naturfutters erhält man, wenn man das Wasser zunächst mit einer geringen, gewichtlich genau festgestellten Menge Fische besetzt und deren Gewicht im Herbst beim Abfischen feststellt. Der Gesamt- und Einzelzuwachs wird dann die nötigen Folgerungen zulassen.

Die Feldteiche, die ihr Wasser entweder von den sie begrenzenden Feldern erhalten (Himmelsteiche) oder von Bächen gebildet werden, sind gewöhnlich wärmer und dann entweder zur Regenbogenforellen- oder Karpfenzucht geeignet. Allen Anforderungen entspricht ein solcher Himmelsteich für die Befischung mit Karpfen, wenn er beliebig trocken gelegt werden kann, aber ausreichendes Wasser im Sommer hat. Man setzt dann zimmerige Karpfen ein und fischt im Herbst beim Leerlaufen ab; während des Winters bleibt der Boden trocken liegen. Bei starker Befischung ist Zufütterung mit gelben Lupinen, Melasse, Mais, Futtergerste usw. nötig.

Tiefe Lömpel in Lehmgraben, Steinbrüchen usw. können etwas nutzbar gemacht werden, wenn sie, nachdem sie leer gefischt wurden, bei wärmerem Wasser mit Schleien, bei kälterem mit Karauschen und Hechten besetzt werden. Allerdings darf der Besatz nur ein geringer sein, damit die Fische nicht wegen Nahrungsmangels verbutten, d. h. große Köpfe und schwachen, mageren Körper erhalten. — Eingehenderes findet man in den unter *Fischerei* angegebenen Schriften.

Fischfeinde. Außer den größeren Raubfischen, die jedem bewirtschafteten Gewässer fernzuhalten sind, gehören hierher folgende Säugetiere: Fischotter, Wasserschilms; Vögel: Fischreiher, Kormoran, Fischadler, Milan, Rohrweihe, Zander, Eisvogel, Wasserfalar, Enten; Kriechtiere und Lurche: Ringelnatter, grüner Wasserfrosch; Insekten: Gelbrandläufer, Rüdenschwimmer, Wasserwanze, Libellenlarven.

Fischhaut und die karierte Schaffverschneidung an Kolbenhals und Vorderchaft der Jagdgewehre.

Fischleiter (Fischpaß), Vorrichtungen, die die Aufwärtswanderung der Wanderfische

— namentlich Al und Lachs — über künstliche Wasseranstauungen ermöglichen. Sie beruhen gewöhnlich auf dem Prinzip eines nicht zu stark geneigten, schmalen Kanals vom Ober- zum Unterwasser, der durch Querbretter in größere oder kleinere Staubbassins geteilt wird.

Fischotter s. *Otter*.

Fischreicher s. *Reiher II, 1*.

Flämen s. *Dünnungen*.

Flamme (besser *Rose*), die rote Haut über und an den Augen der Auer- und Birzhähne.

Flanen s. *Dünnungen*.

Flaumen s. *Talg*.

Fledschuß s. *Kernschuß*.

v. Fleming, Hans Friedrich Freiherr, geb. in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts, studierte in Tübingen und Straßburg, beehrte dann England, Frankreich und Deutschland. 1702 war er unter August dem Starken Oberfeldturm, hierauf kurfürstlicher Oberforst- und Wildmeister. Er starb nach 1726 (s. *Jagdliteratur*).

Fliden, wenn Schwarzwild oder Hund einen Menschen annehmen, ihm aber im wesentlichen nur die Kleider zerreißen; vgl. auch *Hosenflicker*.

Fliege. Als *F.* oder auch *Mücke* wird in manchen Gegenden das Gewehrhorn bezeichnet (s. *Korn*).

Fliechen, flüchtig sein oder werden, vom hohen Haarwilde.

fliegende Gewässer s. *Fischgewässer a*.

Flinte, das Schrotgewehr des Jägers, also eine Feuerwaffe mit glatten Läufen.

Näheres s. *Gewehr des Jägers*.

Flintenlaufgeschosse. Einzelgeschosse, die aus glatten Läufen verfeuert werden können. Zum Kaliber passende Rundkugeln können nur aus zylindrischen Läufen geschossen

werden. Aus Würgbohrungsläufen kann man nur Rundkugeln vom Kaliber der engsten Stelle des Laufs, also der Mündung, verwenden. Die Rundkugeln werden mit gefetzter Leinwand oder weichem Handschuhleder unweitel bzw. eingeküht. Die Präzision der Rundkugeln ist aber ziemlich gering. Man konstruierte daher Volsen- oder Volsen- mit vornliegendem Schwerpunkt, die durch an ihrem Umfange angebrachte Rippen oder Ringe eine gute Führung des Geschosses gewährleisten sollen. Diese Geschosse sind auch für Würgbohrungsläufe zu benutzen, da der Hauptkörper des Geschosses kleiner ist als die engste Stelle des Laufs, und die Führungsrippen oder Ringe sich beim Passieren der Würgbohrung zusammenziehen lassen. Am besten hat sich das Stenobachsche Flintenlaufgeschöß „Ideal“ bewährt.

Flisen s. *Talg*.

Flucht, 1) ein weiter oder hoher Sprung des Wildes. Ist das Wild weit weg flüchtig gewesen, so hat es eine weite *F.* gemacht, das Wild war in voller *F.* 2) *Fluchten*, die Schwunnefedern des Federwildes.

fluchtbar s. *besorgen*.

flüchten, die Fortbewegung des Haarwildes der hohen Jagd in schnellster Gattung.

flüchtige, die flügge gewordene, junge Wildente.

flüchtfährt, die Fahrt eines flüchtigen Stückes Wild der hohen Jagd.

flüchtig ist 1) alles schnell, also im Galopp davonlaufende Wild; trabt Schalenwild dagegen nur, so tollt es. 2) Der Vorstehhund ist *f.*, wenn er eine flotte (flüchtige) Suche hat.

fluchttröhre (Nottröhre), ein Gelegenheits-schlußwinkel des Fuchses oder Dachses, gewöhnlich eine selbstgegrabene, an der Sonnenseite gelegene, kurze Röhre an Grabenrändern usw., wo das Raubzeug bei schlechtem Wetter oder Gefahren einfahren kann. Ein Bau ist die *F.* mithin nicht, wird aber öfter, wenn sie sich als sicher bewährt hat, zum Bau weiter ausgegraben.

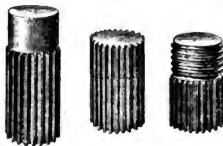
Flug, eine größere Gesellschaft geflügelter lebender Vögel, z. B. Gänse, Enten. Vgl. auch *Falkenbeize*.

Flugbahn des Geschosses, der Bogen den das Geschöß von der Mündung des Gewehrs bis zum Auftreffen auf das Ziel oder den Boden beschreibt. Bedingt wird die Gestalt der *F.* durch die Schwerkraft, die Fluggeschwindigkeit, die Querschnittsbelastung des Geschosses und den Luftwiderstand. Jedes Geschöß wird in dem Augenblick, wo es die Mündung verläßt, ein frei fallender Körper. Als solcher erhält es eine Beschleunigung



a.

b.



c.

Flintenlaufgeschosse. Abb. a von Brennecke; Abb. b von Stenobach (Ideal); Abb. c von v. Wiggleben.

abwärts. Am Ende der ersten Sekunde beträgt seine Fallgeschwindigkeit 9,808 m, es fällt also in der ersten Sekunde 4,904 m. In derselben Zeit entfernt es sich aber auch entsprechend der ihm durch die Pulbergase erteilten Geschwindigkeit von der Mündung. Im luftleeren Raum würde das mit einer Mündungsgeschwindigkeit von 600 ms verfeuerte Geschöß in jeder Sekunde 600 m zurücklegen. Nehmen wir also an, daß ein Gewehr in der Höhe von 4,904 m über einer vollkommen ebenen Fläche mit horizontal gerichteter Seelenachse abgefeuert wird, so würde das Geschöß 600 m von der Mündung entfernt auf die Fläche auftreffen. Im luftgefüllten Raum hat das Geschöß den Widerstand der Luft zu überwinden, der seine Fluggeschwindigkeit bedeutend herabsetzt. Der Luftwiderstand ist proportional dem Quadrat der Geschwindigkeit. Nehmen wir also den Luftwiderstand bei einer Geschwindigkeit von 400 ms mit 1 an, so ist er bei 800 ms nicht doppelt so groß, sondern vierfach, also gleich 4. Je leichter nun — bei gleichem Kaliber — ein Geschöß ist, desto mehr wird es durch den Luftwiderstand verlangsamt. Bei einseitlichem Material wird das Gewicht — bei gleichem Geschößdurchmesser — bedingt durch die Länge des Geschößes. Andererseits kann man durch Verwendung eines Materials von größerem spezifischen Gewicht bei gleicher Länge des Geschößes ein größeres Gesamtgewicht erhalten. Je größer das auf den Querschnitt des Geschößes entfallende Gewicht ist, desto leichter überwindet das Geschöß den Luftwiderstand. Das Verhältnis von Geschößgewicht zum Querschnitt nennt man die Querschnittsbelastung. Je größer also die Querschnittsbelastung des Geschößes ist, desto leichter überwindet es den Luftwiderstand. Schließlich trägt auch noch die Kopfform des Geschößes nicht unwesentlich zur Überwindung des Luftwiderstandes bei. Geschöße mit langausgezogener Spitze (S-Geschöße) leiden weniger unter dem Luftwiderstand, als solche mit ogivaler (spitzenbogenförmiger) oder gar abgeseelter Spitze. Für jagdliche Entfernung ist der Einfluß der Spitzenform auf die Gestalt der Flugbahn ganz belanglos, und der geringe Nachteil der abgeseelten Geschößspitze wird durch den Vorteil der besseren Geschößwirkung reichlich aufgewogen. — Je größer die Fluggeschwindigkeit des Geschößes ist, desto kürzere Zeit gebraucht es, um eine gewisse Strecke zurückzulegen. In dieser kürzeren Zeit fällt es natürlich auch weniger als ein langamer fliegendes Geschöß. Dem Fall des abgeseelten Geschößes trägt die Visierung Rechnung, indem sie die Seelenachse des Laufes einen solchen Winkel mit der Visierlinie bilden

läßt, daß das Geschöß auf eine bestimmte Entfernung, die sog. Visierschußweite, den anvisierten Fled trifft. Man sagt dann, das Gewehr schießt auf so und soviel Meter Fled. Wie weit man den Fledschuß hinauslegt, richtet sich nach der Größe der zu beschießenden Ziele. Da das Geschöß von dem Augenblick ab, wo es die Mündung verläßt, fällt, so beschreibt es eine Parabel. Der höchste Punkt dieser Parabel heißt der Scheitelpunkt der Flugbahn und liegt, soweit jagdliche Entfernungen in Betracht kommen, etwa in der Mitte der Flugbahn.

flugbar s. *beslogen*.

flugbreite (Flugweite, Spannweite), die Entfernung der Flügelspitzen des Vogels bei ausgedehnten Flügeln voneinander.

flügel 1) der Schützen- oder Treiberlinie sind deren Enden; nach der rechten Hand hin steht der rechte, nach der linken der linke F., mithin treibt der rechte F. der Treiber dem linken der Schützenlinie entgegen. Flügelführer sind die Jäger, die bei Treibjagen die Treiberflüge leiten. 2) Auch die Stellwege (Richtwege, Durchhaue, Gestelle, Schneisen), die zum Anstellen der Schützen und Treiber oder zum Richten des Zeuges dienen, heißen F.

flügelzug s. *Vogel*.

flügelbreiten s. *Vogel*.

flügelhorn (halber Mond), ein halbkreisförmiges, messingenes, früher meist kupfernes Jagdhorn mit mäßig großem Schallbecher. Die auf den Flügeln befindlichen Treiberführer gaben auf ihm die Signale, daher F.; jest sind sie wegen ihres schweren Anblasens von leichteren, gerundeten Signalthörnern zumeist verdrängt (s. *Jagdhorn*).

flügelahn s. *gestügelt*.

flügeln, einem Stück Federwild einen oder beide Flügelknochen zerbrechen; das Stück ist dann geflügelt.

fluggeschwindigkeit der Geschöße bzw. Schrote wird für Büchsen gewöhnlich bei einem Scheibenabstand von 50 m, für Flinten bei 25 m Scheibenabstand gemessen. Die erhaltenen Geschwindigkeiten sind dann diejenigen, welche das Geschöß bzw. die Schrotladung in der Mitte des Scheibenabstandes, d. h. auf 25 bzw. 12,5 m, hat (V [= *velocitas*] 25 bzw. 12,5). Bei der großen Verschiedenheit der verwendeten Geschöße, Pulverarten, Hülsen usw. lassen sich feste Geschwindigkeitsangaben nicht machen, einen gewissen Anhalt mögen folgende Zahlen geben. Schwarzpulver: Bleigeschöße 400 bis 520, Schrot 290 bis 330 ms; rauchloses Pulver: langes 8 mm-Teilmantelgeschöß 600 ms, mittellanges 8 mm-Teilmantelgeschöß 650 bis 720 ms, kurzes 8 mm-Mantelgeschöß von 10 g Gewicht bis 850 ms Anfangsgeschwindigkeit.

Flugschütze, ein im Schießen des streichenden Federwildes tüchtiger Schütze.

Flugvisier, ein Visier mit sehr weiter Rinne für den Schrottschuß. Es findet sich meistens in Verbindung mit dem Klappvisier für den Kugellauf des Drillings. Bei richtig liegendem Schaft ist ein *F.* überflüssig.

Flugwild s. *Federwild*.

Flugzeit des Geschosses, die Zeit, die das Geschöß braucht, um das Ziel zu erreichen. Die *F.* hängt außer von der Entfernung des Ziels von der *Fluggeschwindigkeit* des Geschosses ab.

Flußaal s. *Aale*.

Flußadler s. *Fischadler*.

Flußbarsch s. *Barsche I.*

Flüsse s. *Wege*.

Flußkrebis s. *Krebs I.*

Flußregenpfeifer s. *Regenpfeifer 3.*

Flußsechswalbe s. *Seechwalben I, 1.*

Flußuferläufer s. *Uferläufer*.

Foenum graecum, ein scharfziehendes, gelbes Pulver, das vielfach zur Bereitung von Fuchswitterung benutzt wird, um den unter Wind vorbeischnürenden Fuchs auf möglichst weite Entfernung auf das Vorhandensein von damit zubereiteten Broden, als Hammelpfoten, Kagenfleisch usw., aufmerksam zu machen. Es ist der gemahlene Samen des Kuhhornlees (griechisches Heu) *Trigonella foenum graecum*.

Fogoch s. *Barsche II.*

de Foix, Gaston III Graf, Vicomte von Béarn, wurde 1331 geboren. Man nannte ihn seiner Schönheit wegen Phébus (Phébus, Fébus). Er unterstützte Philipp VI. gegen die Engländer und wurde dafür zum Gouverneur von Langueoc ernannt. Des Landesverrates verdächtigt, zog er 1356 mit den Deutschherren gegen die Litauer, kehrte 1358 zurück und half dem Könige gegen die aufständischen Pariser. (S. starb 1391) (s. *Jagdliteratur*).

Folge, 1) bei Treibjagen die Richtung, worin die Schütze zwecks weiterer Anstellung sich nach Beendigung des Treibens ziehen sollen. 2) Die Arbeit mit dem Schweißhunde auf der Fährte eines kranken Stüdes Wild. Zu übrigen s. *Jagdfolge*.

Forelle s. *Lachse I, 4.*

Forellenbarsch s. *Barsche IV.*

Forstel, die gabelige Stellsange, auf die die Lächer und Netze gestützt werden.

forteln (spießen), das angrißweise Stoßen des Hirsches mit dem Geweih. Er stößt also nicht einen Menschen, Hund oder Hirsch, sondern fortelt ihn, wozu er, schwer angeschossen oder sonst hart gedrängt, wie auch in der Brunstzeit, geneigt ist und was er durch Anlegen der Laufser und Rümpfen des Windfangs verkündet.

Forstbeamte werden sehr häufig mit dem Jagdschuß beauftragt. Wer einem *F.* in der

rechtmäßigen Ausübung seines Amtes durch Gewalt oder durch Bedrohung mit Gewalt Widerstand leistet, oder wer ihn während der Ausübung seines Amtes tödtlich angreift, wird mit Gefängnis bestraft; die Strafe wird erhöht, wenn der Widerstand oder Angriff unter Drohung mit dem Schießgewehr oder anderen gefährlichen Werkzeugen erfolgt oder mit Gewalt an der Person begangen wird; ferner wenn dabei eine Körperverletzung vorgekommen oder wenn die Handlung von mehreren gemeinschaftlich begangen ist. In Preußen ist der Waffengebrauch der *F.* durch das Gesetz vom 31. März 1837 und für die königlichen *F.* durch die Instruktion vom 17. April 1837, für die kommunalen und privaten *F.* durch die Instruktion vom 21. November 1837 geregelt. Das Gesetz und die Instruktion sind für die neuerworbenen Landesteile durch die Verordnung vom 25. Juni 1867 eingeführt. In Preußen sind die auf Grund des § 23 des Forstdiebstahls-gesetzes beedigten, sowie diejenigen Personen, welche sich in der für den Staatsforstdienst vorgeschriebenen Ausbildung befinden, von der Entrichtung der Jagdscheinabgabe befreit.

Forsteinrichtung s. *Forstwirtschaft 2.*

Forstgarten, eine für längere Zeit zur Pflanzenzucht bestimmte und mit den nötigen Einrichtungen versehene Fläche.

Forstort, ein Waldteil verschiedener Art, vielfach mit alten, historisch überlieferten Namen bezeichnet.

Forstwirtschaft. Sie umfaßt die Begründung und Erziehung der Waldbestände (*W a l d b a u*), die zweckmäßige Einrichtung und Ordnung des gesamten Betriebes (*F o r s t e i n r i c h t u n g*), ferner die Gewinnung und Verwertung der Erzeugnisse des Waldes (*F o r s t b e n u t z u n g*), sowie die Sicherung des Waldes gegen schädliche Einwirkungen und Störungen aller Art (*F o r s t s c h u t z*). Hier soll nur die Lösung der beiden wichtigsten Aufgaben, des Waldbaus und der Forsteinrichtung, kurz angedeutet werden.

1. Waldbau.

Die Waldbestände bestehen entweder ausschließlich oder doch in weitaus überwiegender Maße nur aus einer Holzart, namentlich Kiefer, Fichte, Buche, Eiche, Weißtanne, Erle (reine Bestände), oder es beteiligen sich an ihrer Zusammensetzung in verschiedenen Formen mehrere Holzarten (gemischte Bestände). Mit Rücksicht auf Bodenspflege, Sicherheit gegen verschiedene Gefahren und Erhöhung des Ertrages werden die gemischten Bestände namentlich in neuerer Zeit bevorzugt, sie entsprechen auch mehr den natürlichen Verhältnissen. — Die Forstkulturgewächse stellen hinsichtlich des Genusses von Licht und Wärme und der Empfindlichkeit gegen Kälte sehr un-

gleiche Ansprüche, die auch nach dem Lebensalter und Standort schwanken. Man teilt sie hiernach in lichtliebende und schattenertragende Holzarten (Licht- und Schattenhölzer). Nach dem Grade des Schattenertragens lassen sich unsere Hauptholzarten, mit der am meisten schattenertragenden beginnend, folgendermaßen ordnen: Weißtanne, Buche, Fichte, Eiche, Kiefer. — Haben sich die Bäume eines Bestandes aus Samen entwickelt, und bilden sie nur einmal Gegenstand der Nutzung, um dann in gleicher Weise durch eine neue Generation ersetzt zu werden, so heißt eine derartige Betriebsform Hochwald, letztere herrscht in Mittel- und Nordeuropa bei weitem vor. Man kann aber auch die Fähigkeit des Laubholzes, nach dem Abhiebe des Stammes aus dem Stode oder den Wurzeln Ausschlöße (Soden) zu entwickeln, für die Begründung benutzen (Kiedertal). Der Mittelwald endlich stellt eine Verbindung der beiden vorgenannten Betriebsformen auf der gleichen Fläche dar. Die Begründung der Waldbestände erfolgt entweder auf natürlichem oder auf künstlichem Wege. Ersterer ist im allgemeinen als der naturgemähere und billigere vorzuziehen, es gibt jedoch verschiedene Verhältnisse, die die Anwendung der künstlichen Bestandesbegründung entweder allein möglich machen oder sie wenigstens als zweckmäßiger erscheinen lassen. Als solche sind zu nennen: Fehlen eines Altbestandes (Aufforstungen), mangelnde Samenertragsfähigkeit des Altbestandes, Nachlassen der Ausschlagsfähigkeit der Stöcke bei Nieder- und Mittelwald, Wechsel der Holzarten, ungünstige Beschaffenheit des Bodens oder Mutterbestandes, und endlich größere Sicherheit des Erfolges. Letzteres gilt namentlich für die Kiefern- und Fichtenbestände. Die künstliche Bestandesbegründung findet entweder durch Saat oder durch Pflanzung statt; zu letzterer werden fast ausschließlich ganze, aus Samen erzogene Pflanzen benutzt. Eine Ausnahme machen nur Weidenheger und Pappelplantagen. Der Ausführung der Kulturen muß unter schwierigen Verhältnissen noch eine besondere Urbarmachung des Bodens durch Entwässerung, Bearbeitung des Erdfleins, Bindung von Fingland usw. vorangehen. Die Vorarbeiten der Kultur bestehen in der Beseitigung des Bodenüberzuges und in der Lockerung des Bodens. Letztere erfolgt selten auf der ganzen Fläche, sondern meist nur stellenweise in Form von Streifen (Pfling-, Had-, Rigolstreifen) oder von Blägen. Diese so vorbereiteten Stellen werden dann in verschiedener Form entweder aus der Hand oder unter Anwendung von Maschinen besät, wenn man nicht vorzieht, sie zu bepflanzen. Letztere Methode ist zwar teurer, aber in vielen Fällen sicherer als Saat.

Zu forstlichen Betrieben gelangen aus Rücksichten der Kostenersparnis und zugleich im Interesse der Begründung dichter, astrein erwachsender Bestände fast ausnahmslos nur kleine, meist 1- bis 4jährige Pflanzen zur Verwendung. Diese Pflanzen werden teils von den Forstverwaltungen selbst in ständigen Anlagen (Forstgärten) und nur vorübergehend benutzten Wanderkämpen erzogen, teils von großen Forstbaumschulen (namentlich in Halstenfel in Volkstein) gekauft. Gegenwärtig werden diese Pflanzen fast ausnahmslos nur mehr einzeln verpflanzt, die Verwendung von Pflanzenbüscheln (Büschelpflanzung) ist mit Recht verlassen. Damit eine natürliche Verjüngung der Bestände erfolgen kann, müssen sich diese in jenem Alter befinden, in welchem sie guten und reichlichen Samen tragen; für die meisten Holzarten liegt diese Periode zwischen 80 und 120 Jahren, nur bei der Eiche dauert die Fähigkeit der Samenerzeugung erheblich länger. Die Kronen der Bäume müssen ferner gut entwickelt sein, um eine entsprechende Samenerzeugung zu ermöglichen. Weiter muß sich der Boden in einem Zustande befinden, der dem Samen ein gutes Keimbett gewährt und das Gedeihen der jungen Pflanzen verspricht. Da die jungen Holzpflanzen gegen Frost und Hitze mehr oder weniger empfindlich sind, so muß der Mutterbestand während der ersten Jahre ihnen auch noch Schutz gegen Witterungseinflüsse gewähren. Die Ausbildung der Kronen und die Vorbereitung des Bodens werden durch sich allmählich verstärkende Durchforstungen (s. u.) erstrebt, deren letzte, besonders stark gegriffene Vorbereitung *hieb* genannt zu werden pflegt. Die eigentliche Besamung wird durch den *Samen* *schlag* vermittelt, welcher den Bestandeschluß soweit durchbricht, daß die jungen Pflanzen sich zwar entwickeln können, aber noch genügend Schutz gegen Frost und Hitze genießen. Die mehr oder minder dunkle Stellung des Samenschlags hängt von dem Lichtbedürfnis der betr. Holzart und von den Standesverhältnissen ab. In dem Maße, als die jungen Pflanzen heranwachsen, wird ihnen durch Entnahme weiterer Teile des noch vorhandenen Oberstandes mittels Nachhieb (Lichtschläge) allmählich ein höheres Maß an Licht und Wärme zugeführt. Bei den meisten Holzarten werden mehrere solcher Lichtungshiebe eingelegt, bis schließlich die Räumung, d. h. die Entfernung der noch vorhandenen Mutterbäume mit Ausnahme der zum Einwachsen in den neuen Bestand besonders bestimmten Überhälter erfolgt (*Abtriebsschlag*). Die Naturverjüngung kann sich auf größeren Flächen ziemlich gleichförmig vollziehen (*Schirmschlag*) oder

in Form schmaler Streifen, deren jeder je eines der aufeinanderfolgenden Stadien gegen den geschlossenen Bestand weiterreichend enthält (S a u m s c h l ä g e). Die Schirmschläge werden entweder auf der ganzen Fläche gleichmäßig gestellt, oder die Verjüngung geht als Löcher- und Gruppenwirtschaft von einzelnen zufällig oder künstlich gelichteten Stellen aus, die allmählich zunächst ringförmig erweitert werden, bis schließlich die gleichmäßige Durchlichtung des Restbestandes erfolgt. Letztere Form bildet bei langsamem, oft 40 bis 60 Jahre erforderndem Fortschreiten den Übergang zum geregelten P l ä n t e r b e t r i e b. Hier wird der Wald in eine Anzahl Schläge geteilt, zwischen denen der Hieb in kurzen Zwischenräumen wechselt und hierbei die Ziele der Verjüngung und Bestandspflege miteinander verbindet. Beim Niederwaldbetriebe erfolgt die Verjüngung durch Ausschläge aus den Stöcken und Wurzeln; erstere dürfen jedoch nicht zu alt sein, außerdem müssen beim Hiebe glatte Flächen zur Begünstigung der Bildung von Ausschlägen gebildet werden. Sind die Stöcke schon sehr alt, so wird der Hieb an jungem Holze geführt. Abgängig gewordene Stöcke werden durch kräftige Pflanzen ersetzt. Die Umtriebszeit der Niederwaldungen ist kurz und schwankt zwischen 1 bis 2 Jahren (Weidenhölzer) und 25 Jahren (Eichen). Der Mittelwald stellt eine Verbindung von plänterartig behandeltem Hochwald, dem Oberholze, und von niederwaldbartig behandeltem Unterholze auf der gleichen Fläche vor. Je nach dem Überwiegen des Oberholzes oder des Unterholzes entstehen sehr verschiedenartige Wälder. Das Oberholz wird aus guten Reideln des Unterholzes oder durch künstlich eingebachte Kernwüchse erzogen und ergänzt. Das Oberholz besteht aus verschiedenen Altersstufen, von denen jede einem Vielfachen der Umtriebszeit des Unterholzes, meist 10 bis 20 Jahre, entspricht. Mit dem Alter fortschreitend unterscheidet man folgende Oberholzklassen: Laubreidel, Oberständer, angehende Bäume, Bäume und Hauptbäume. Bei jedem Abtriebe des Unterholzes werden auch die jeweils ältesten Klassen des Oberholzes vollständig, von den übrigen Klassen aber ebenfalls grundsätzlich einige Stämme, der Regel nach die schlechtesten, genutzt. Um wertvolle Bestände zu erziehen, bedürfen diese von Jugend an der Pflege, die mittels der Lütterungen und Durchforstungen erfolgt. Die Lütterungen beginnen alsbald nach der Kultur und dauern bis zum Eintritt des vollen Bestandeschlusses. Sie bezwecken die Entnahme verkrüppelter und schlechtformiger Individuen der anzubauenden Holzart oder von Natur angeflogener fremder Arten, deren Vermischung nicht erwünscht ist. Die späterhin

folgenden Durchforstungen verfolgen nachstehende Ziele: 1) Pflege der besseren Stämme; 2) Entnahme der für die Aufgaben der Bestandes- und Bodenpflege schädlichen oder gleichgültigen Stämme, und 3) Gewinnung des aus einem der beiden vorstehenden Gesichtspunkte zu entnehmenden Materials. Bei den ersten Durchforstungen liegt der Schwerpunkt in der Beseitigung der schlechtformigen und ihre besseren Nachbarn schädigenden Stämme, bei den späteren tritt mehr und mehr die Ausbildung und Pflege wertvoller Zukunftsstämme durch Umlichtung der Kronen in den Vordergrund. Nebenher geht die Nutzung des abgestorbenen, absterbenden und kranken Materials. Da das Bedürfnis nach Pflege und das Ausschneiden von Stämmen das ganze Bestandesleben hindurch fortdauert, so müssen auch die Durchforstungen periodisch, alle 5 bis 10 Jahre, wiederkehren. Sie entnehmen im Laufe des Bestandeslebens je nach Holzart und Intensität 40 bis 60 % der gesamten Holzherzeugung. Aus verschiedenen Gründen, namentlich zur energischen Steigerung des Zuwachses und Gewinnung großer Holzmassen, kommen im mittleren und höheren Bestandesalter auch gelegentlich noch stärkere, über das Maß der Durchforstungen erheblich hinausgehende Eingriffe vor, die eine dauernde Unterbrechung des Kronenschlusses zur Folge haben, sie heißen Richtigungen.

2. Forsteinrichtung.

Die zweite Hauptaufgabe der Forstwirtschaft beschäftigt sich mit der Ermittlung des nachhaltigen Ertrages und der Ordnung des wirtschaftlichen Betriebes der Waldungen, sie wird durch die Forsteinrichtung (Betriebsregelung) gelöst. Diese umfaßt 1) die Vorarbeiten (Waldeinteilung, Vermessung, Kartierung, Massen- und Zuwachsermittlung und Forstbeschreibung), 2) die Hauptarbeiten (Feststellung der künftigen Betriebs- und Holzarten, sowie der Umtriebszeit, die Ertragsbestimmung und Aufstellung der Wirtschaftspläne) und 3) die Fortführung dieses Forsteinrichtungsvertrages.

Die W a l d e i n t e i l u n g beginnt mit der Zerlegung der Verwaltungseinheit (Oberförsterei) unter Berücksichtigung des Geländes in Teile (Zagen, Distrikte, in Süddeutschland Abteilungen) von durchschnittlich etwa 20 ha Größe. In der Ebene kommt hinzu ein Netz von sich rechtwinklig kreuzenden holzleeren Streifen (Schneifen), welche sämtlich oder nur teilweise als Wege dienen können und im allgemeinen in der Richtung von N nach S und O nach W verlaufen. Im Gebirge bilden das Gelände und das Begeben, letzteres nur soweit tunlich, die Grundlage der Waldeinteilung. Man nimmt hierbei

gleichzeitig Rücksicht auf die Bildung von Hiebssägen, d. h. Zusammenfassung räumlich abgegrenzter Teile, in denen eine für sich bestimmte regelmäßige Aneinanderreihung der Schläge den herrschenden Binden entgegen möglich ist. Die Hiebssäge besitzen für die Fichtenwäldungen besondere Bedeutung. Innerhalb dieser bleibenden Ortsabteilungen werden flächenweise auftretende deutliche Bestandesverschiedenheiten in bezug auf Holzart, Alter und Wuchsverhältnisse von nicht zu geringem Umfang (mindestens 25 a) als Abteilungen (in Süddeutschland Unterabteilungen) ausgeschieden. Häufig findet innerhalb der Verwaltungsbezirke nochmals eine Zusammenfassung der Ortsabteilungen zu größeren Einheiten (in Mittel- und Süddeutschland Distrikte, in Preußen Blöcke) nach der Ausformung des Geländes sowie mit Rücksicht auf Bewirtschaftung und Absatz statt. An die Einteilung und die nach den Regeln der Geodäsie erfolgende Vermessung schließt sich die Forstbeschreibung. Letztere schildert sowohl den Waldzustand als Ganzes nach allen Richtungen: Eigentums- und Rechtsverhältnisse, Flächengröße, Standortverhältnisse, Absatzgelegenheit, Verkehrsmittel, Erträge an Holz und Geld, Verwaltungs- und Schutzeinrichtungen usw., als auch die einzelnen Abteilungen, auch Standort und Bestand verbunden mit Notizen für die künftige Bewirtschaftung. Die Ergebnisse der Forsteinrichtungsarbeiten werden auf Karten dargestellt, von denen gewöhnlich zwei Arten vorhanden sind: a) die Spezialarten, meist im Maßstab 1 : 5000 und b) die Bestandes- und Wirtschaftskarten, im Maßstabe 1 : 20000 oder 1 : 25000. Letztere stellen die gegenwärtigen Bestandes- und Wirtschaftsverhältnisse dar, erstere hauptsächlich die Eigentums Grenzen, Wege und die bleibende Einteilung. Bei Bestimmung der künftigen Bewirtschaftung muß zunächst die Entscheidung darüber getroffen werden, ob die Wirtschaft so geleitet werden soll, daß sie den höchsten Durchschnittsertrag an Geld oder den höchsten Bodenreinertrag liefert. Im ersten Fall wird erstere, daß der Unterschied zwischen den jährlichen Einnahmen und Ausgaben, die sog. Waldrente, ein Maximum wird, im zweiten Falle soll dagegen die höchste Verzinsung der im Betrieb tätigen Kapitalien (Boden- und Holzbestand) oder der höchste Bodenreinertrag erstrebt werden. Nach Lösung dieser Vorarbeiten muß die Entscheidung getroffen werden über: 1) Wahl der Betriebsart, Holzart und Umtriebszeit, letztere ist im allgemeinen bei der Wirtschaft des höchsten Bodenreinertrages niedriger als bei jener des größten Waldreinertrags, doch gestalten sich die Unter-

schiede in der Praxis weniger erheblich als die literarische Polemik behauptet, und 2) die allgemeinen Grundzüge der künftigen Bewirtschaftung. Die einfachste Methode, den künftigen Ertrag des Waldes zu bestimmen, besteht in der Teilung der Waldfläche in eine der Zahl der Jahre der Umtriebszeit entsprechende Anzahl Schläge, von denen jährlich je einer genutzt wird. Sie ist nur für Nieder- und Mittelwäldungen sowie für Plänterwäldungen üblich. Am meisten sind gegenwärtig noch die Fachwerkmethode verbreitet. Hier bildet ein nach Perioden von 20 Jahren (Fächer) geteilter Betriebsplan die Grundlage der Forsteinrichtung und Ertragsberechnung. Die Verteilung der Bestände auf die einzelnen Perioden erfolgt entweder so, daß jede mit annähernd gleichen Flächen ausgestattet ist (Flächenfachwert) oder so, daß in jeder der Massen ertrag annähernd gleich groß wird (Massenfachwert). In den meisten Fällen verbindet man beide Möglichkeiten in dem kombinierten Fachwert; letzteres geht von der Verteilung der Flächen aus, da diese am genauesten und zuverlässigsten zu ermittelnde Größe die meiste Sicherheit der Nachhaltigkeit bietet, beschränkt aber die Berechnung der Erträge nur für die nächste (erste) oder allenfalls für die beiden ersten Perioden. Einfacher ist das in Sachsen und auch anderweitig übliche Verfahren, nach welchem man lediglich einen der Umtriebszeit entsprechenden Flächenanteil für das nächste Jahrzehnt zur Abnutzung bestimmt und auf Grund spezieller Ertragsberechnung der betreffenden Bestände den Abnutzungssatz für diesen Zeitraum ermittelt. Mag man von dem einen oder dem anderen Verfahren ausgehen, so müssen in dem periodischen Betriebsplan für die nächsten 20 oder 10 Jahre in erster Linie alle sog. Hiebnotwendigkeiten vorgehen werden, d. h. lückige, alte Bestände mit mangelhafter Bestockung, kleine Bestandesreste sowie die Nachhaunungen in Naturverjüngungen. Hieran schließen sich jene Bestände, die bereits anfangen im Wachstum nachzulassen und weiterhin die im Interesse der Bildung von Hiebssägen nötigen Schläge. Die gegenwärtige Masse der in dieser Weise zur Abnutzung bestimmten Bestände einschließlich des während des betr. Zeitabschnittes zu erwartenden Zuwachses bildet den Ertrag von Hauptnutzungen (periodischer Etat), welcher durch die Zahl der Jahre dividiert, den jährlichen Abnutzungssatz bildet, soweit er nicht mit Rücksicht auf sonstige Verhältnisse, namentlich auf die Beschaffenheit der späteren Perioden überwiegenen Bestände erhöht oder vermindert wird. Hierzu kommen dann noch die Erträge an Durchforstungen aus den Beständen späterer Perioden. Da deren

Größe sehr schwankt, wird die Ausführung der Durchfortungen lediglich durch einen Flächenplan sichergestellt, der die Überwachung darüber ermöglicht, daß alle in Betracht kommenden Bestände innerhalb eines meist auf 10 Jahre bemessenen Zeitraumes auch wirklich durchforstet werden, der Ertrag läßt sich nach Erntungsflächen bestimmen. Auf Grund des periodischen Betriebsplanes werden dann in jährlichen Wirtschaftsplänen die Fällungen und entsprechend auch die Kulturen nach Maßgabe der jeweiligen Verhältnisse vorgesehen. Da es unmöglich ist, die Bestimmungen über Angriffsfläche, Abnutzungszeit und wirtschaftliche Behandlung für die ganze Umtriebszeit, d. h. für einen Zeitraum von meist mehr als hundert Jahren zu treffen, so bedürfen die

Arbeiten der Forsteinrichtung einer beständigen Weiterführung und periodischen Erneuerung. Außerdem haben aber auch äußere Einwirkungen, Flächenveränderung durch An- und Verkauf, große Beschädigungen durch Sturm und Insekten so tiefgreifende Änderungen und Störungen des Waldbestandes zur Folge, daß eine vollständige Neuordnung erforderlich wird. Die Grundlagen für die Weiterbildung des Forsteinrichtungswerkes werden durch die forstliche Buchführung geschaffen. Diese verzeichnet die Flächenveränderungen, die Hiebsergebnisse nach Fläche und Masse, die ausgeführten Kulturen, Wegebauten, endlich sammelt sie auch Notizen über wirtschaftlich bewertenswerte Vorkommnisse (Samenjahre, Kalamitäten). Die Erneuerung der periodischen Betriebspläne (Betriebsrevision, Waldbandsrevision) findet der Regel nach mindestens alle 20 Jahre statt, meist sind aber auch 10jährige Zwischenrevisionen vorgeschrieben. Diese Arbeiten werden um so eingehender durchgeführt, in je größeren Zwischenräumen sie stattfinden, je erheblicher die inzwischen vorgekommenen Veränderungen waren und je tiefgreifendere Änderungen an den ursprünglich getroffenen Anordnungen sich als erforderlich erwiesen haben.

fortbaumen (fortholzen), vom Warber, auch wohl Eichhörnchen, wenn sie von einem

Baum zum anderen springen. Auch Flugwild (der Raubvogel) bannt fort.

fortbringen, der Schweißhund bringt die Fährte gut fort, wenn er sie gut hält und flott auf ihr nachhängt.

fortkriechen s. *fortkriechen*.

fortkriechen (abstreichen), das Fortkriechen besonders des hohen Fieberwildes. Fortkriechen (fortstäuben) mehr von den Fehlhühnern gebräuchlich.

fortziehen, hohes Saatwild zieht fort, wenn es von einer Stelle, wo es gestanden hat, langsam wegstreift oder auswechselft. Auch das Abwandern der Zugvögel heißt f.

du Fouilloux, Jacques, geb. etwa 1521 in Gascogne, gestorben 1580; berühmter französischer Jagdschriftsteller (s. *Jagdliteratur*).

Forboud s.

Fuchshund.

Forstterrier (engl., fr. — *térier*), ein in der neueren Zeit in Deutschland sehr beliebt gewordener, aus England stammender Hund, der gewöhnlich als Hans-, Stall- und Begleithund gehalten wird, aber auch als Jagdhund vorzügliches leisten kann. Im Fuchsbau und Dachsbau arbeitet er ebenso gut wie der Tedel, den er an Mut, Ausdauer und Gewandtheit noch



Forstterrier.

übertrifft; auch als Stöberer, ferner auf der Schweißfährte und in der Meute ist er gut brauchbar. Seine Fehler für heimische Jagdverhältnisse sind seine zu bedeutende Höhe, um in manche Bäume einzuschließen, seine schwer zu zügelnde Jagdpassion und sein Quecksilbertemperament. Die meisten Forstterrier sind kurz-glatthaarig, man züchtet jedoch auch eine drahthaarige Varietät. Das Exterieur des Forstterriers ist im allgemeinen hervorragend gut; die Knochen des Rumpfes und der Läufe, die Gelenke, Muskeln und Sehnen sind von einer Beschaffenheit, die den Hund zu schneller, ausdauernder, gewandter Bewegung befähigen. Dazu sind die meisten Forstterrier klug und leicht zu erziehen.

Literatur: D. Dalziel, *Der Forstterrier*; R. Alop, *Der Forstterrier*.

frangen (scherzen), das Jungwild stellt sich dabei auf die Hinterläufe — wie junge Ziegen — und schlägt im Scherze mit den Vorderläufen nach einander.

Franzosenkrankheit der Hasen s. *Pyämie*.
Französische Jagd s. *Parforcejagd*.

Fraß, die Nahrung aller Raubtiere, der Hunde und der Säuen; die Nahrungsaufnahme heißt daher hier *fressen*.

Frauennerling s. *Karpfensiche VII, 2*.
Freibirsch, freie Jagd in Ländern, wo die Jagdausübung jedem und überall offen steht, wie z. B. in der Schweiz. Ein sichererer Ruin für die Jagd und eine bessere Gelegenheit zur Ausbildung von Taugenichtsen und arbeitscheuen Lungenern ist gar nicht zu denken. — Nach § 12 Biff. 2 der hannoverschen Jagdordnung ist ausnahmsweise eine andere Benutzung der Feldmarksjagd als Verpachtung oder Beschickung durch eigene Jäger gestattet in den Feldmarken, in welchen vor Erlass des Jagdgesetzes vom 29. Juni 1850 die Jagd vollständig frei war oder das Jagdrecht allen Grundeigentümern oder doch gewissen Klassen derselben zustand. F. besteht nach Stellung noch in 6 Ortsschaften der Provinz Hannover.

Freitugel. Unsere Vorfahren liebten das Würfelspiel, und die alte Jägerei war voll von Aberglauben; zu diesem gehörte der Glaube an die Freitugel, welche nie fehlten, freilich aber auch vom Teufel verschrieben werden mußten. Auch das Gewehr mußte zu diesem Zweck absonderlich behandelt, z. B. eine Blindschleiche aus ihm geschossen werden u. s. w.

Freisprechen s. *Lehrbrief*.

fressen s. *Fraß* bzw. *äsen*.

Frettchen s. *Illis 3*; Jagd mit dem F. s. *Kaninchen*, Jagd.

Frettieren, mit Frettchen die Kaninchen aus dem Bau treiben (s. *Kaninchen*, Jagd).

Friedrich II., römisch-deutscher Kaiser, wurde 1194 geboren, bereits 1215 zu Aachen gekrönt, unternimmt 1228 einen (den 5.) Kreuzzug und beendet ihn glücklich. Mehrfach mit dem päpstlichen Banne belegt, kämpfte er mit großem Geschick und Erfolg gegen die Lombarden und die Päpste Gregor IX. und Innocenz IV., starb aber schon 1250 in Florentino (s. *Jagdlitteratur*).

frisch s. *warm*.

Frösche, die, wasserhaltiger Boden, wohin das Wild zieht, um sich zu tränken (zu frischen).

frischen, 1) junge Wildschweine (Fröschlinge) zur Welt bringen. 2) Im Sinne von trinken (s. *Frische*, *Frischung*).

Fröschling, junges Stück Schwarzwild bis zur Vollendung des ersten Lebensjahres.

Fröschklaß, der Ort, wo die Wache fröschte (Zunge warf).

Fröschung nehmen das edle Haarwild und der Hund an, d. h. sie tränken sich.

fromm ist das Wild, wenn es nicht scheu ist; wird fast ausschließlich vom Hochwild gebraucht, besser ist jedoch der Ausdruck *vertraut*.

Froschbohrer, ein eisernes Bohrinstrument, mit welchem man den gefrorenen Boden durchbohrt, um bei eingestellten Jagden die Stellstangen hineinzufrühen.

Fuchs, der gemeine (*Canis vulpes L.*, *Vulpes vulgaris* Briss.: *Birkfuchs*, *Brandfuchs*, *Goldfuchs*, *Kohlfuchs*, *Moorfuchs*, *Kreuzfuchs*, *Reinette*), der bei uns einheimische Vertreter der Gattung *Fuchs*, die entweder als wirkliche eigene Gattung *Vulpes* den Hunden (*Canis*) gegenübergestellt wird oder als Sektion in der Gattung *Canis* auftritt, die dann in die Sektion der Fuchsartigen oder *Alopecoiden* und der *Schafal*- bzw. *Wolf*-artigen oder *Thoooiden* eingeteilt wird. Wir folgen hier aus Zweckmäßigkeitsgründen der Nomenclatur, welche Frösche, Schafale, Wölfe und Hunde in der Gattung *Canis* zusammenfaßt.

Weibmännliche Knäudrache.

Die Ohren heißen *Gehöre*, die Augen *Seher*, die Weime und Füße *Läufe*, die Zehen *Pranken*, der Schwanz *Standard* oder *Luute*, seine weiße oder schwärzliche Spitze *Blume*. Eine stark riechende, nahe der Luntenwurzel gelegene Drüse wird *Viole* genannt. Der männliche Fuchs heißt *Küde*, der weibliche *Fähle*, *Fähin*; das männliche Begattungsorgan *Rute* oder *Fenchstiel*, das weibliche *Schnalle*. Der Fuchs schleicht, wenn er sich langsam fortbewegt, *schnürt*, d. h. *trabt*, oder ist *flüchtig*. Er bellt, besonders im Winter, *ledert*, wenn er in die Enge getrieben wird oder Schrot erhält, *llagt* zuweilen bei schmerzhaften Verletzungen. Die Wohnung des Fuchses nennt man *Bau*; sie besteht aus Höhlen, Kesseln und Kammern. Hauptbaue sind alte ausgebeulte und viel benutzte Baue; Neubaue werden zu vorübergehender Benutzung angelegt und sind von geringem Umfang und geringer Tiefe. Der Fuchs *hakt* im Bau, dann ist dieser *befahren*, auch wohl *belaufen*. Verläßt der Fuchs den Bau, so *fährt* er *heraus*; er *verflücht* sich, wenn er sich, um dem Hunde im Bau zu entgehen, *vergräbt*. Den Hund *schlägt* er im Kampf. Die Paarungszeit heißt *Kauz* oder *Kollzeit*, die hitzige Fähe *rennt*, nach der Begattung, dem *Kollen*, geht sie *dicke*, und *bringt* Junge, *Jungfuchse*.

Beschreibung.

Eine Beschreibung unseres allbekanntesten Reinetze dürfte in diesem Werke ziemlich überflüssig sein, doch ist hervorzuheben, daß die Färbung im allgemeinen und an den einzelnen Körperteilen erheblichen Schwankungen ausgesetzt ist. Die Oberseite ist bald mehr gelblich, bald mehr rötlich, mehr oder minder, besonders in der hinteren Körperhälfte, weißlich

gestrichelt. Auch die Ausdehnung der schwarzen Zeichnung an den Läufen ist verschieden, sie kann sogar fehlen. Nicht selten ist der Balg stark mit schwarzen Stannen durchsetzt, so daß er wie angeleugt aussieht (Brandfuchs, Kohlfuchs). Unter Umständen können die schwarzen Stannen die sonst weißen Partien des Balges ganz verdrängen. Seltener ist der sog. Kreuzfuchs, bei dem sich ein über der Rückenmitte verlaufender, dunkler Streif mit einem ebenfalls dunklen Schulterstreifen kreuzt. Im Norden von Rußland, Sibirien und Nordamerika kommen die als kostbares Rohmaterial geschätzten Silber- und Blaufüchse vor. Als Abnormitäten kennt man weiße, semmelgelbe, rötliche, schwarze und gefleckte Füchse. Geschlechtsverschiedenheiten bedingen keine Unterschiede in der Färbung, die Jahreszeiten insofern, als der Winterbalg wegen der stärkeren Unterwolle viel dichter, meist auch lichter, mehr hellgestrichelt ist. Die neugewölkten Füchse tragen einen ruhgrauen, reichen Balg, an dem sich früh schon die weiße Blume zeigt; allmählich wird die Färbung mehr und mehr rostfarbig, der weiße Brustfleck tritt auf und schon im Hochsommer ist das Kleid dem der alten Füchse sehr ähnlich. Die Maße der Füchse wechseln beträchtlich; ein starker Rüde mißt von der Nase bis zur Blume etwa 100 bis 120 cm, Fähen sind geringer, auch sind individuelle Stärkenschwankungen zu bemerken bei gleichalterigen Stücken desselben Geschlechtes. Das Gewicht dürfte zwischen 6 und 8 kg schwanken, ist also ebenfalls recht verschieden. Der Brustumfang eines ausgewachsenen Fuchses beträgt 28 bis 34 cm.

Verbreitung, Aufenthalt.

Die Verbreitung des F. ist sehr weit, denn sie erstreckt sich von Skandinavien bis ins Mittelmeergebiet, zieht sich durch ganz Nordafrika und durch ungefähr das ganze nördlich vom Himalaja gelegene Asien. Zum Teil hat man versucht, innerhalb dieses großen Gebietes verschiedene Arten von F. zu unterscheiden, aber es kommen so viele Übergänge vor, daß die Begrenzung der gedachten Arten sehr schwierig ist. Dagegen werden die nordamerikanischen F. besonderen Arten zugerechnet. Große Ansprüche an sein Wohngebiet stellt Keinele nicht, er versteht es vielmehr, sich den verschiedensten Verhältnissen anzupassen. Am liebsten hat er Abwechslung von Wald und Feld, doch scheut er auch nicht Steppen- und Sumpfbiete, sofern er nur Schlupfwinkel irgend welcher Art und selbstverständlich Fraß findet.

Lebensweise, Fortpflanzung.

In bezug auf Fraß ist der F. nicht sehr wählerisch. Vom Käfer bis zum Mehlty, vom jungen Restvogel der bodenbrütenden Sing-

vögel bis zum Auerhahn und zur Wildgans ist ihm alles recht; auch Reptilien, Amphibien und Fische, sowie Beeren und Obst nimmt er, und zur rauhen Winterszeit treibt ihn der Hunger sogar in die Käfe der Dörfer, seinen Magen mit häufig unbedaulichen und ungenießbaren Dingen zu füllen. Nicht verschwiegen werden soll, daß Mäuse einen sehr bedeutenden Teil seines Fraßes ausmachen, doch ist der an Junghasen, Fehervild usw. angerichtete Schaden ein sehr beträchtlicher. Ganz besonders fühlbar wird die Beeinträchtigung der Niederjagd zur Zeit, wenn die Fähe Junge mit Fraß zu versorgen hat. Da findet man oft zahlreiche Reste von Hasen, Hühnern, Enten, Fasanen, Hausgeflügel, sogar Resthiken beim Bau. Andererseits ist die Einwirkung des F. bei Seuchen, besonders des Niederwildes (Hasen), von Bedeutung, da er durch Befestigen erkrankter Stüde zur Unterdrückung der ansteckenden Krankheiten beiträgt. Wiederholte Beobachtungen haben gezeigt, daß z. B. Hasenseuchen in fuchstreinen Revieren heftiger wüten als anderswo. Die Roll- oder Kanngzeit des F. fällt in den Winter von Ende Januar bis gegen den März je nach der Witterung, in milden Wintern früher, in strengen später. Die Rüden folgen der rennenden Fähe weithin durch Feld und Wald und kämpfen um der Rinne Sold. Die Begattung vollzieht sich wie bei den Hunden, ob innerhalb oder außerhalb des Baues, war lange strittig; wahrscheinlich kommt beides vor. Die Tragezeit dauert etwa 9 Wochen, die Wurfzeit fällt meist in den April, gelegentlich auch früher, selbst in die Mitte des Februar oder später. Die Zahl der Welpen eines Wurfs kann bis 13 betragen, meist sind es aber nur 4 bis 7 Stück. Ob der Rüde sich an der Verfertigung der Jungen mit Raub beteiligt, ist eine viel umstrittene Frage. Regel ist es sicher nicht, denn von einem eigentlichen Familienleben ist bei Keinele, der nach der Kollzeit wieder seine eigenen Wege geht, nicht die Rede. Die einfache, mehrfach beobachtete Tatsache, daß ein Rüde Fraß nach einem Bau schleppte, ist nicht beweisend dafür, daß er ihn Jungfüchsen zutragen wollte. In einzelnen Fällen scheint es allerdings festzustehen, daß nach dem Wegfangen oder Abschießen der Fähe von den Jungen — nebenbei bemerkt, eine unwürdige Grausamkeit, falls nicht umgehend die Jungfüchse gegraben werden — ein Rüde dem vor Hunger winselnden Gehed Fraß zutrug. Sprichwörtlich ist bekanntlich die Schlaueheit des F., aber bei schärferem Zusehen zeigt sich, daß bei der Verbreitung der Meinung von den hohen Geistesgaben des F. viel Voreingenommenheit mitspielt. Man hat

sich eben daran gewöhnt, alle Handlungen des F. aus dem angeedeuteten Gesichtswinkel zu erklären, und er ist auch ohne Zweifel ein hochbegabtes, mit scharfen Sinnen ausgerüstetes Tier. Aber andererseits macht er auch dumme Streiche und steht keinesfalls an Intelligenz tumhoch über allen anderen Tieren. Er vernimmt, ängt und wittert sehr scharf, so daß man beim Treiben, wo F. vorkommen, sich behutsam anstellen und auf seinem Stande sehr ruhig verhalten muß. Andererseits läßt sich Meineke leicht durch das nachgeahmte Quielen der Maus, auch wenn es nicht sonderlich naturgetreu war, wie auch mit der Halsquäle anlocken; auch läßt er sich gelegentlich verleiten, an sonnigen Herbsttagen ein Schläfchen im Freien zu halten, wobei er dann wohl mal über- rascht wird. Der Fuchs ist selbst bei ungünstigem Wetter meist außerhalb des Baues, nur zur Kan- zeit und wenn die Fähe Junge hat, ist dies anders. Stimmlaute hört man selten vom F. Im Winter bellt er, besonders in kalten Nächten und zu Beginn der Höl- zeit; gefangene oder in die Enge getriebene F. federn den Hund oder den Jäger an und nur selten läßt bei schmerzhaften, Knochenzerstimmenden Schüssen der F. ein förmliches Klagen hören. Junge Füchse winseln, ebenso tun dies zuweilen ge- fangene gehaltene Füchse beim Nahen ihres Pflegers. In seinen Bewegungen ist der F. elegant und geschmeidig, auch versteht er sich meisterhaft auf das Ver- schleichen seines Raubes. Seine gewöhnliche Spur verläuft in einer geraden Linie, alle Tritte hintereinander, er schnürt. Die Fluchtspur ähnelt der des Hundes, beim langamen Schleichen schränkt er, d. h. die Tritte des rechten und linken Laufpaares stehen seitlich weiter voneinander als beim Schnüren. Seine Schnelligkeit und Ausdauer in der Flucht sind bedeutend, ebenso sein Sprungvermögen; sogar zu Klettern vermag er, denn wieder- holt sah man ihn auf schräg stehenden Bäumen oder Kopf- weiden liegen. Schwimmen kann der F. selbstverständlich auch, doch

sucht er freiwillig das nasse Element nicht auf. In der Gefangenschaft ist er leicht zu halten, doch wird er, selbst jung eingefangen, nie völlig und dauernd zahm.

Aber das Alter, das ein F. erreichen kann, sind sichere Beob- achtungen nicht bekannt und auch äußerst schwierig anzustellen. Man wird aber nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß Meineke in bezug auf seine Lebens- dauer annähernd mit dem Haushund übereinstimmt, wenn es auch wohl wenige F. gibt, die auf natürliche Weise an der oberen Daseinsgrenze eingehen. Feinde hat der F. außer Mensch und Hund unter den höheren Lebewesen bei uns nicht. Höchst selten mag es vorkommen, daß innerhalb der Grenzen Deutschlands ein Stein- oder Seeadler einen F. schlägt, während ihm in anderen Ländern außer den starken gefiederten Räu- bern auch Wolf, Luchs und vielleicht Bär ge- legentlich nachstellen. Da- gegen beherbergt er eine große Menge Parasiten, äußerlich Flöhe, Holzböde (Zeden) und Milben, nicht selten auch Räudemilben, und innerlich eine statt- liche Reihe von Eingeweidenwürmern, wie Band- wärmer, Leberegel, Faden- wärmer und zuweilen auch Trichinen.

Jagd.

Der Jäger muß zunächst die Spur des zu jagenden Wildes unterscheiden kön- nen, dann wird er finden, daß die des Fuchses der- jenigen eines Hundes von gleicher Stärke sehr ähnlich sieht, aber etwas länger ist. Im langsamen, schleichen- den Gang schränkt der F., d. h. die Spuren stehen mehr nebeneinander, und die hängende Stanbarte läßt leichte Abdrücke zurück, die sich im hohen Schnee deutlich erkennen lassen; wenn er trabt, so schnürt

Hinterläufe.

Vorderläufe.

Hinterläufe.

Vorderläufe.

1. Fuchs,

schnürend.

(1/10 nat. Gr.)

2. Fuchs, flüchtig.

(1/10 nat. Gr.)

er, die Tritte stehen alsdann in einer geraden Linie hintereinander; ist er flüchtig, so sehen wir die gewöhnliche Galoppjur des Hundes vor uns (vgl. die Abbildungen I u. 2). Auch Schußzeichen sind am beifohlenen Fuchse sicher festzustellen. Schredt er zusammen, geht aber mit geschwungener Standarte flüchtig vorwärts, so ist er sicher gefehlt. Geht er aber nur gezwungen, weniger flüchtig, hält er die Standarte steil aufwärts oder schräg weg, so deutet dies auf Krampf, dann ist er schwer krank und geht nicht mehr weit; stirzt er im Feuer, geht aber sogleich flüchtig und ungezwungen davon, so ist er leicht angeschossen, und nur ein starker, schneller, scharfer Hund wird ihn stellen, bzw. abwürgen. Ist ihm ein Vorderlauf zertrümmert, was man an dessen schlängelnder Bewegung erkennt, so entkommt der F. meist, schneidet ihn sich auch wohl ab; ähnlich verhält es sich beim Schuß auf den Hinterlauf, nach welchem er heißt, wie in die Flanken beim Weidwundschuß. Er schützt bei tödlicher Verletzung mitunter kurz auf, bei Nohrentnochenschüssen klagt er manchmal. Wenn ihn in seiner Hilflosigkeit ein Hund angreift, so ledert er ihn wütend an, wobei er die Gehöre zurücklegt und drohend das gefährliche Gebiß zeigt.

Die Suche auf den F. auf dem Schnee ist, wenn man erstkundig ist, oft nicht ohne Erfolg; selbst bei fallendem Schnee kann man sie betradt ausüben, daß man die Felber und namentlich Steinlöcher, sog. Wergel- oder Lehmtnhlen, Remisen und ähnliche Schlupfwinkel absucht; denn bei solchem Wetter beschleicht der F. die im Lager eingeschneiten Hasen sehr gern, drückt sich dabei zeitweise in den genannten Örtlichkeiten und ist dabei mehrfach überrascht worden. Ein Hund ist dabei nicht notwendig, angenehm jedoch, wenn er sehr leichten Appell hat und nicht weit Feld nimmt, hauptsächlich aber, wenn er den etwa angeschossenen F. scharf jagt, eventuell abwürgt und apportiert. Darf man dies nicht mit Sicherheit vom Hunde erwarten, so läßt man ihn lieber zu Haus. Ihn dabei an der Leine zu führen, ist gänzlich zu verwerfen, da oft der F. plötzlich herausfährt und der Hund dabei unwillkürlich dem Jäger durch Anrücken der Leine den Schuß verdirbt. Sehr gern liegt der F. auch an sonnigen Tagen auf Erlemtubben, Grassbütteln und schläft dabei oft sehr fest, so daß er beschlichen werden kann, wozu aber ein geübtes Auge gehört.

Am meisten ist Meister Meinetz jedoch auf der Treibjagd zu verüben, besonders wenn der Jagbleiter die Fuchspässe gut kennt und mit zuverlässigen Jägern besetzt, d. h. mit solchen, die nicht nur im Holz sicher schießen, sondern auch die Kardinaltugend ihr

eigen nennen, unverbrüchlich still auf ihrem Posten zu stehen; wer dies nicht kann, bald rechts, bald links tritt oder den Kopf hin und her bewegt, wird die Fuchsjagd sicher verderben; stillstehen, schnell zielen und gut abkommen muß die Devise eines guten Fuchsjägers im Holz sein. Meist kommt der F. nach Beginn des Treibens zuerst, doch nicht immer; hat er irgendwie Wind bekommen oder gar einen Schützen eräugt, so schleicht er zurück und läßt sich von den Treibern nur langsam vorwärts bringen, schleicht sich schließlich zwischen ihnen durch oder überspringt in größter Flucht den Raum zwischen den Schützen, drückt sich sogar noch hart am Rand unter irgend welcher Bedung und paßt, indem er den nächsten Schützen beobachtet, den geeigneten Moment ab, mit einigen Sprüngen aus dessen Bereich zu kommen. Großer Lärm ist bei jeder Treibjagd vom Abel, auch beim F., und Zurufe, wie „Achtung!“, „Hab' Acht!“, nur schädlich; möge jeder Jäger selbst Augen und Ohren offen halten.

Ist die Hasenjagd schon geschlossen, so werden Treiben bloß auf Fuchse am Platz sein, die man vorher mit den auf Hasen vorteilhaft vereinigte; hat jedoch die Mollzeit begonnen, so bieten sie wegen des unfrühen Umherlaufens der Fuchse wenig Erfolg, dagegen um so größeren das Strengen aus den Baue n, in welchen oft 2 bis 3 Fuchse bei der Fäße stecken. Sehr vorteilhaft belegt man die Höhlen mit Fuchshauben und läßt nun den Teckel einfahren. Bald wird man, durch das Gepolter im Bau zur gespannten Aufmerksamkeit angeregt, einen F. in die Haube fahren sehen oder ihn schießen; im ersteren Fall wird er sofort totgeschlagen und die Haube still und schnell wieder geordnet, und erst, wenn der Teckel herankommt und zum Einfahren keine Lust mehr zeigt, darf man den Bau für leer ansprechen. Hat man keine Fuchshauben, so muß man sich so anstellen, daß man den ganzen Bau gut überschauen kann; selbstverständlich ist hierbei von Vorteil, wenn 2 bis 3 Genossen sich dazu zusammenstellen und über die Schießrichtung einigen, um Unglück zu verhüten; nur gute, firmе Schützen sind hierzu brauchbar. Die Höhlen bis auf eine oder zwei zu vertiefen, ist nicht ratsam, da der F. durch den etwa vorkliegenden Hund am Sprengen verhindert werden kann oder schließlich den Hund überrennt und arg schlägt.

Der Anstand hat nur Erfolg, wenn man den Fuchspass genau und wenigstens annähernd die Zeit kennt, zu der ihn der F. beruht. Man kann den F., vorausgesetzt, daß man gegen den Wind steht, reizen und zwar auf etwa 300 Schritt durch das auf der

Hofenquäde hervorzubringende Klagen eines Hosen, näher durch das Gezwitscher einer Maus; gute Dedung und sonstige Vorsicht sind aber sehr anzutaten, da der F. beim Anlaufen scharf sichert. Aus der U d e r h ü t t e , wozu die Krähenhütte gute Verwendung bietet, schießt sich der F. in mondhellener Winternacht sehr leicht, vorausgesetzt, daß der Wind gut ist; gegen die oft grimmige Kälte muß der Jäger aber gerüstet sein, denn gelegentlich geht manche Stunde hin, ehe Keinele auf der Bildfläche erscheint.

Ein Hochgenuß für den berittenen Jäger ist die H e s e mit W i n d h u n d e n; der F. ist bei weitem nicht so flüchtig wie der Hase und wird daher eher gegriffen als dieser, vorausgesetzt, daß kein Buschwerk in der Nähe ist, welches ihn den Blicken dieser Hunde entzieht, die nur aufs Auge jagen und sofort die Jagd aufgeben, wenn der Fuchs ihnen entriecht ist. Sie müssen aber scharf anfasseln, sonst schlägt sich der F., der ihnen gern nach der Nase fährt, durch. Ebenso interessant ist die Hese mit diesen Hunden in mondhellener Nächten bei Schnee und besonders auch zur Mollzeit. Man bespannt dazu einen gewöhnlichen Schlitten mit zwei flotten Pferden, nimmt die Hunde hinein, bedeckt sie mit Deden, was sie sich gern gefallen lassen, und fährt auf die Felder hinaus; die Füchse scheuen solches Fuhrwerk wenig, lassen es daher oft nahe herankommen, und ist dies geschehen, so hebt man schnell die Deden und heßt die Hunde an, vor denen Keinele sehr bald verloren ist. Natürlich muß man das Gelände sehr genau kennen, damit die Pferde nicht verunglücken; ein gelegentliches Umstürzen und kaltes Schneebad darf dem Jäger den Humor freilich nicht verderben. Selbst die Pferde nehmen, wenn sie das Geschäft kennen, so teil daran, daß sie von selbst den jagenden Hunden folgen und oft schwer zu halten sind.

Diese bisher beschriebenen Jagdarten gelten dem ausgewachsenen, alten F.; ebenso wichtig ist und noch verderblicher wird diesem Diebesgeschlecht aber das Vertilgen der Jungfüchse zunächst und hauptsächlich durch das Graben der Baue. Jeder rechtschaffene Jäger muß alle Baue seines Reviers kennen und wissen, wo Jungfüchse angekommen sind, was die umherliegenden Reste von Tieren, der Nasengeruch aus der Haupttröhre, auch die in dieser herumtriefenden Kasfliegen kundtun. Man gräbt die Jungfüchse am besten, wenn sie etwa drei Wochen alt sind; ältere lassen sich von den Dachshunden zu schwer herausschleppen, was aber nötig ist, um sich von dem Ergebnis überzeugen zu können. Meist steckt zu dieser Zeit auch die Fähe bei ihnen im Bau, die dann gleichzeitig ihrem Geschick verfällt.

Man läßt den Hund einfahren, nachdem man die Nebentröhren vertieft hat, und bald wird er mit einem gewürgten Fuchselein erscheinen und wieder einfahren; man gebe acht, ob er, wenn er nicht wieder herauskommt, Standlaut gibt; dann und dort schlage man ein, wie beim Dachshund gezeigt wurde. Von einer Jagd im Bau, wie beim Dachshund, oder gar vom Sprengen alter Fähe ist hier kaum die Rede, da die Jungen sich im Kessel zusammendrängen und die Alte keinen Augenblick von ihnen weicht; nur wenn diese schon viel älter sind, kann ersteres wohl vorkommen. Sie verteidigt und deckt mit ihrem Leibe ihre geliebten Jungen bis zum letzten Lebenshauch. Hat man einen H o c h t a n d in der Nähe, so kann man von diesem aus die Jungen schießen, die bei sonnigem Wetter gern vor dem Bau spielen; oft glückt ein Schuß auf mehrere gleichzeitig, wenn sie sich balgen. Wichtiger aber ist es, die alte Fähe abzuschießen. Sind die Jungfüchse noch schwach, so erscheint auch die Fähe in kürzeren Zwischenräumen bei ihnen als später, wo sie oft halbe Tage lang wegliebt. Beim geringsten Verdacht fahren die Jungfüchse schnell ein und selbstverständlich auch nach einem Schuß, bald aber steckt einer nach dem anderen sein Gesicht wieder zur Röhre hinaus, ja, sie sollen sogar einen geschossenen zu freffen versuchen; je älter, desto vorsichtiger und misstrauischer werden sie. Stehen dem Jäger keine Hunde zu Gebote, so gräbt er vor der Röhre eine Grube mit senkrechten Wänden und überdeckt das Ganze mit Reisern bis zur Verankerung; die Jungen fallen dann hinein, wenn sie ausfahren wollen, und gelegentlich fängt man auch die Fähe in der Grube, wenn sie den klagenden Jungfüchsen zu Hilfe kommen will (s. Fanggrube).

Fang.

Der Fang des Fuchses erfordert eine besondere Kenntnis seiner Lebensweise. Trotzdem der Fuchs am Tage meistens im Walde steckt, ist er auf dem Felde sehr viel leichter zu fangen als im Walde; obgleich er im Bau geworfen ist und häufig darin steckt, gehört der Fang des Fuchses in Kästen- und Prügelfallen, im Gegenfuß zu anderen Höhlenbewohnern, zu den größten Seltenheiten. Zum Fange des Fuchses benutzte man daher der Regel nach nur Fangeisen, und zwar den Schwanenhals oder das Berliner Eisen, den deutschen Schwanenhals und das Tellereisen. Um den Fuchs nach dem Fangplatze zu lockern, benutzte man sog. W i t t e r u n g s b r o d e n , die man als Kirbrosden lose auf den Platz legt, als Abzugs- oder Fangbroden bei Abzugs-eisen (beide Schwanenhals) an die Abzugs-vorrichtung bindet oder als Fangbroden bei Tellereisen nach der Seite legt, woher der

Wind kommt. Die Broden sollen aus Fraß bestehen, dem man auf natürliche oder künstliche Weise eine scharfe, dem Fuchs auffallende, angenehme Witterung beibringt. Da der F. sowohl frisches Fleisch wie auch Luder und sonst so ziemlich alles Genießbare, das er mit den Sehern, noch mehr aber mit der Nase findet, kriecht, so eignet sich alles Derartige zum Kirren und Fangen. Das frische Fleisch von zahmem Vieh, Geflügel, Wildpret, auch Fische usw. wittern nicht scharf genug; man läßt es daher in Säulnis übergehen oder anbrüht werden, damit es härter rieche und weiter gewittert werden kann. Um auf künstliche Weise dem Fraße schärferen Geruch beizubringen, benutzte man früher und auch jetzt noch alle möglichen scharfriechenden Zutaten, die man mit dem Fraße roh mengte; auch kochte oder brätete man Zutaten, von denen der Fuchs viele gar nicht fressen würde, wenn er sie sände. Am häufigsten kommen in den alten Witterungsrezepten Zutaten vor, wie Schweine- oder Gänsefett, Honig, Zwiebel, Schale vom Nachtschatten (Mäuseholz, Solanum dulcamara), Foenum graecum, Weidenwurzel, Anisöl, Fenchelöl und Kampher. Sie alle haben den Zweck, durch ihren scharfen Geruch dem unter Wind nach Fraß suchenden Fuchs aufzufallen. Der F. wird dort, woher der Geruch kommt, Fraß vermuten und darauf los-schnüren, die Kirrbroden trotz der Zutaten fressen und beim Aufnehmen eines Fangbrodens sich fangen. Jeder Broden, den der Fuchs kriecht, nachdem er ihn möglichst weit gewittert hat, ist gut zum Fang. Keine Witterung der Welt leistet Übernatürliches, denn keine Witterung wirkt weiter, als sie dem Fuchs durch den Wind, der den Broden berührt, in die Nase geweht wird. Daß in Fett und mit Zwiebel usw. gebratenes oder gekochtes Fleisch der Fuchsnase angenehm auffällt, ist sehr natürlich. Es ist aber nicht nötig, daß das Fett Gänse- oder Schweineslomen sind; für den Fuchs, der allen Dung nach Fraß durchsucht, genügt auch das billige amerikanische Schmalz zum Braten. Das Fleisch, welches man roh, gekocht oder in Fett gebraten zu Broden nimmt, können Rehläufe, Hammelpfoten, Kapsenfleisch und auch Stücke vom Fuchsladaver (Kern), den der Fuchs sehr gern kriecht, sein, außerdem nimmt man Hering, Fische, Brot usw. Da der Fuchs auch gern, wie jeder Hund, Wurst kriecht, so kann man ihn z. B. mit der scharfriechenden Leberwurst sehr gut kirren und fangen. Wer damit kirren oder fängt, benutzt bevorzugt oder unbewußt statt Foenum graecum, Mäuseholz, Honig oder Kampher die der Leberwurst eigenen Zutaten, wie Zwiebel, Majoran und Thymian (Wurfskraut), als Witterung und das Wurstfleisch als Fraß.

Die frischen Hammelpfoten usw. kriecht der Fuchs so sehr gern, er wittert sie nur nicht weit. Sind sie aber mit scharfriechenden Sachen bereitet, so bilden die Hammelpfoten den Fraß, die Zutaten den Geruch, die Witterung. Wenn später der natürliche Kasgeruch hinzukommt, wittert der Fuchs die Broden noch viel weiter. Die Rezepte zur Bereitung der vielen alten Fuchswitterungen, deren nach Lot und Quentchen genau abgerogene Bestandteile in neuen irdenen Töpfen auf Feuer von Birkenholz 3 bis 4 Stunden lang gekocht und mit silbernem Löffel umgerührt werden mußten, werden hier als Aberglauben übergegangen. Nur folgende, verhältnismäßig einfache Witterungen seien aufgeführt. Nachdem man sich je nach Bedarf Hammelpfoten verschafft hat, schärft man sie mit einem scharfen Messer zwischen den Schalen der Länge nach bis zum Knochen auf und zerleinert die Pfoten mit Haut und Haaren. Diese Stücke legt man in einen glasierten, irdenen Topf, den man alle Jahre zum Kochen und Aufbewahren der Witterung benutzt, und gießt so viel Wasser hinein, daß die Stücke gerade damit bedeckt sind. Der Topf darf aber nicht bis zum Rande mit Broden gefüllt werden, da sie beim Kochen quellen. Nachdem die Broden ungefähr eine Viertelfunde unter Umrühren gekocht haben, nimmt man den Topf vom Feuer und schüttet für 5 Pf. Foenum graecum, für 5 Pf. gekochene Weidenwurzel, ein bohnengroßes Stückchen Kampher (geschabt) und einen Eßlöffel voll Honig in die heiße Brühe und rührt alles um, so daß sich der Honig und die anderen Zutaten auflösen. Dann bindet man Papier oder einen Lappen über den Topf und stellt ihn dort hin, wo er nicht kalt, sondern eher warm steht. Wer dem Fuchse lieber Gebratenes bieten will, zerläßt auf der Herdplatte in irgend einem Gefäß ein Quantum amerikanisches Schmalz und legt Zwiebelstücke hinein. Wenn diese gelb geworden sind, nimmt man das Gefäß vom Feuer und schüttet die oben genannten Zutaten hinein. In dieses Fett kann man Broden von Hammelpfoten, Kapsenfleisch, Fuchsladavern, Heringsstücken, Brot usw. legen oder auch schon mit dem Fett braten. Diese Kunst- bzw. Apotekenwitterung ist einfach und billig. Sie erfüllt den Zweck, dem Fuchs, der unter Wind an den Broden vorbeischnürt, auf weite Entfernung aufzufallen. Dadurch gelddert, findet er den Hammelpfotenbroden als Fraß. Liegt vor dem Broden ein Zellereifen oder ist ein Broden an den Abzug des Schwanzentales gebunden, so fängt sich der Fuchs dabei. Will man sich die Arbeit des Kochens oder Bratens nicht machen, so kann man auch die rohen Hammelpfoten usw. mit Foenum graecum

bestreuen und die Broden, fest in einen Topf verpackt, warm stellen. Nach einigen Tagen hat man eine vorzügliche, billige Bitterung. Hasenfleisch, Hammelfotenstücke, Stücke vom Fuchskern usw., die man mit dieser Bitterung anfeuchtet und warm stellt, bis sie sinken, also die natürliche Aswitterung haben, genügen ebenfalls. Die mit oder ohne Salz in Ferdemilch gegrabene Kage ist ungefähr dasselbe. Alle wertlosen Fische und Fischabfälle in ein Gefäß geworfen, werden, wenn sie warm stehen, bald so sinken, daß sich die Masse als Bitterung vorzüglich eignet. In diese Fischwitterung kann man als Fraß auch Fleischstücke, Brotbroden usw. legen und sie als Kitz- und Fangbroden benutzen.

Um die Fuchsfangplätze anzulegen, geht man Ende September oder Anfang Oktober mit einer Kartoffelhade oder einem kleinen Spaten und einem Sad, in welchem Pferdebedung ohne Stroh ist, aufs Feld und macht südwestlich bzw. südlich oder westlich einer Pflugfurche im Sturzader, zwischen zwei Aderschlägen, auf Wiesen, großen Kulturflächen usw., einen ungefähr 1 qm großen Platz eben, lockert ihn, wenn nötig, streut auf die Mitte Pferdebedung und legt oben darauf die Broden. Die nicht mit Pferdebedung bedeckte Fläche bleibt zum Spüren frei. Auf größeren Schlägen, besonders auf Pflugland in der Nähe des Waldes, ist es gut, wenn man mit dem Pfluge von den beiden Enden des Schläges zum Fuchsfange je eine glatte Furche nach der entgegengesetzten Ecke zieht, so daß sich beide Furchen in der Mitte kreuzen. Südwestlich des Schnittpunktes legt man dann den Fangplatz an. Man zwingt gewissermaßen alle Füchse, welche den Aderschlag betreten und dabei, wie alles Wild, gern die glatte Furche als Weg benutzen, den Schnittpunkt der Furchen zu passieren. Dabei müssen sie, sie mögen kommen, von welcher der vier Seiten sie wollen, unter Wind an den Broden vorbei. Durch das Schnüren in der tiefen Furche wittert der Fuchs die frei liegenden, in Rasenhöhe befindlichen Broden leicht, betritt den Platz bzw. das Eisen und fängt sich. Die Hasen, welche auch die Furche benutzen, hoppeln in ihr ruhig weiter. Bei dem Legen der Tellereisen in die Furche oder im Schnittpunkt der Kreuzfurche fängt man mehr Kupwild als Füchse. Daher legt man die Fangeisen nicht in die Furche, sondern in den Platz, der sich südwestlich neben der Furche oder Kreuzfurche befindet. Der Platz neben der Furche hat noch den Vorteil, daß man bei Revision der Fangeisen nach eingetretenem Schneefall beim Suchen nach dem Platz nicht das Fangeisen selbst abtritt. Diese Plätze eignen sich sowohl als späteres Lager für den Schwanenhals, den deutschen Schwanenhals,

wie für das Tellereisen. Für den Schwanenhals kann man auch direkt zwei Lager, die Federn entgegengesetzt, ausschneiden und nach Wegschaffen des ausgeschobenen Bodens die Vertiefungen mit Pferdebedung ausfüllen. Besteht der Ader oder die Wiese aus schwerem Lehmboden oder trockenem Moorboden, so hebt man das Lager ungefähr 5 cm tief aus, schafft den Boden weg und füllt den Raum mit Sand aus, da sich Sand zum Legen und Bedecken der Fangeisen besser eignet als fetter Lehm- und Moorboden. Soll nur mit Tellereisen gefangen werden, so genügt es, den Boden in Größe des Tellereisens auszuheben und den leeren Raum mit Sand auszufüllen. Dauernd nasser Boden eignet sich überhaupt nicht zur Anlage von Fangplätzen, weil die Eisen zu naß liegen, einfrieren und schnell rosten. Der Pferdebedung auf dem Fangplatz bezweckt das Antöbern des Fuchses. Der Fuchs findet im Herbst, ehe es kalt wird, in Pferdebedung häufig Mistläser, die er gern frißt, es friert auch bei schwachem Frost die bloße Erdbedung, so daß das Tellereisen häufig nicht ganz auslägt. Wenn trodener Pferdebedung über der trodenen Erdbedung liegt, so friert weber jener noch die Erdbedung. Wo viele Krähen sind, tut man bei Anlage der Plätze besser, den Pferdebedung beim Tellereisengang wegzulassen, da diese den Pferdebedung nach Fraß durchsuchen und dabei die Broden finden. Haben aber Krähen den Platz und die Broden erst gespürt, so finden sie die letzteren auch, selbst wenn sie tief gelegt und mit Erde bedeckt sind. Das Bestecken des Platzes mit Krähensfedern und Anhängen einer toten Krähē hilft auf die Dauer auch nicht. Am besten ist es, wenn man Krähen im Tellereisen an den Tritten fängt, sobald recht viele in der Nähe sind. Auf das Geschrei der gefangenen Krähē kommen alle anderen der Umgegend zusammen, wobei man mitunter noch mehrere schießen kann. Solche schlechte Behandlung nehmen sie sehr übel. Wo Wald angrenzt, legt man, wenn möglich, die Plätze nicht unter 100 m Entfernung vom Walde an, da der Fuchs, wie alles Wild, beim Verlassen des Waldes am Abend wie beim Einpassieren am Morgen in der Nähe des Waldes sehr vorsichtig und mißtrauisch ist. Kitz- und Fangplätze, die zu nahe am Walde liegen, nimmt der Fuchs ungern an. Gut ist es, wenn man einige Schritte vom Platz entfernt einen Haufen Dung von etwa 30 bis 50 cm Höhe liegen hat. Man legt in seine Spitze außer den scharf riechenden Hammelfotenbroden Herings- und Fischabfälle, Knochen, Wurzschale usw. Von 30 bis 50 cm Höhe über dem Boden trägt der Wind die Bitterung am weitesten in die Fuchsnase. An weite-

abliegenden Plätzen, die man nicht jeden Tag revidieren kann, gräbt man den *Luderschacht* senkrecht in den Boden und füllt ihn mit Kadavern von allem Raubzeug, Hafengeheide usw. Wo sich erst ein Fuchs gefangen hat und beim Umherziehen mit dem Eisen Lösung hinterläßt und auch nährt, fangen sich bald mehrere Füchse. Hat ein Fuchs die Kirtbroden genommen oder weiß man von früheren Jahren, auf welchen Plätzen sich am besten die Füchse fangen, hat man ferner Fangeisen genug, so legt man sie auch ohne vorher zu kirren. Auf dem Felde fangen sich Füchse sehr leicht, im Walde nur auf großen Kulturen, Blößen, Wiesen usw., aber auch dort nicht so leicht als auf dem Felde, wo ihnen das Finden von Fraß nicht so verdächtig ist, wie im Walde. Auf Saatfeldern schneidet man das Lager für das Tellereisen so groß ein, daß das Eisen darin liegen kann.

Die Ansichten über den Wert des Schwannenhalses und Tellereisens beim Fuchsfange gehen häufig auseinander. Die Vorzüge des Schwannenhalses bestehen darin, daß dieser den Fuchs häufig tötet, daß ein Stück Kugwild, wenn es nicht zufällig mit den Läufen den Abzugsbroden berührt, in oder auf das gespannte Eisen treten kann, ohne sich zu fangen, daß der Schwannenhals seiner stärkeren Feder wegen mäßigen Frost leichter durchschlägt als das mit schwächerer Feder versehene Fuchstellereisen und man daher mit dem Schwannenhals bei Frost länger fangen kann als mit dem Tellereisen. Das Tellereisen hat den Vorteil, daß es bei einem Preise von 6 M. einschließlich Kette und Anker nur den vierten Teil so teuer ist als der Schwannenhals, daß es nicht so gründlich gereinigt zu werden braucht, daß es leichter sich transportieren, spannen und legen läßt, weniger Dedmaterial braucht, daß es Menschen, stärkerem Wild, eigenen Hunden, Schweinen usw., die sich gegen den Willen des Jägers fangen, nicht gefährlich wird, daß es ohne Schaden wochenlang gespannt im Plaze liegen kann, daß der Wechsel der Bindrichtung nicht viel schadet (man legt danach einfach die Broden um), daß der Fuchs nicht gefirrt zu werden braucht, daß der gefangene Fuchs mit dem mit Kette und Anker versehenen Tellereisen nach einem Graben, in ein Gebüsch usw. ziehen kann, wo er von Unberufenen nicht gesehen und daher nicht zugleich mit dem Eisen gestohlen werden kann, daß man, wo Krähen während des Tages die Broden holen, diese morgens entfernen kann, um sie abends wieder zu legen. Über die Schmerzen, welche die in einem der beiden Eisen gefangenen Füchse zu erdulden haben, sind die Ansichten der Jäger und noch mehr der Laien auch sehr verschieden. Im allgemeinen

wird der Fang mit dem Schwannenhals für humaner gehalten, als der Fang mit Tellereisen. Die Schmerzen des im Tellereisen gefangenen Fuchses werden meistens über- und die des im Schwannenhals gefangenen unterschätzt. Wenn die Bügel des Schwannenhalses den Schädel des Fuchses bei dem furchtbaren Schläge und der großen Kraft der Feder treffen, so verendet der Fuchs wohl schnell und schmerzlos. Fassen die Bügel aber von den Seiten den Hals so, daß die Halsschlagadern geschlagen oder gedrückt oder Genick und Troffel getroffen werden, so daß die Troffel nur teilweise zugeklagen oder zusammengedrückt wird, so hat der Fuchs sehr große Schmerzen durch Blut-(Schweiß-)andrang bzw. Unterbrechung des Blutkreislaufes oder durch sehr langsame Erstükung zu erdulden. Die Qual des im kleinen Tellereisen gefangenen Fuchses wird im Gegensatz zu dem Fange im „humanen“ Schwannenhalse doch wohl häufig unterschätzt. Selbstredend muß die Benutzung von Eisen mit Zähnen beim Fuchsfange vollständig ausgeschlossen sein, da das ganz unnötige Quälerei der gefangenen Füchse sein würde. Wo viel Kugwild auf den Saaten usw. umhertritt und die Wahrscheinlichkeit seines Fanges in Tellereisen vorliegt, kann man natürlich nicht mit diesen fangen, sondern wird hier das Berliner Eisen oder den deutschen Schwannenhals zum Fangen von Raubzeug benutzen. Bei dem deutschen Schwannenhals ist es auch gleichgültig, woher der Wind kommt oder ob er sich dreht. Auf weit entfernten Fangplätzen, z. B. Kulturen, Wiesen usw., besonders wenn auch dort viel Kugwild umherzieht, Menschen und Haustiere, denen der Schwannenhals gefährlich werden kann, aber nicht hinkommen, wird man zum Fuchsfange einen der beiden Schwannenhälse legen. Der Jäger muß das Fangen mit dem Berliner Eisen, dem deutschen Schwannenhals und dem Tellereisen kennen und je nach Witterung, Ortschaft, Wildstand usw. wissen, welches Eisen an jede Stelle führt.

Schwannenhals oder **Berliner Eisen**. Im September oder Anfang Oktober geht man vormittags mit dem gespannten und gesicherten Schwannenhals, den man in der Hand an der Feder so trägt, daß die Schlagseite der Bügel stets nach außen ist, dorthin, wo man die Fangplätze anlegen will. Dort legt man den Schwannenhals so auf den Boden, daß die Feder nach der herrschenden Windrichtung zeigt. Dann schneidet man die Form der Bügel, der Feder und der Keife von außen (der Bügel auch von innen) so in den Boden, daß auf beiden Seiten etwas Spielraum bleibt. Nun hebt man den ganzen Boden zwischen den mit dem Messer her-

gestellten Einschnitten so tief aus, daß das hineingepaßte Eisen etwas tiefer liegt als die Bodenoberfläche. Dann legt man unter die Bügelschraube, die Krappen bzw. den Krappenkamm und hinten unter die Mitte der Feder je einen flachen Stein, so daß das auf diese Steine gelegte Eisen nicht wackelt. Das Eisen, welches eine feste Steinunterlage hat, springt beim Zuschlagen besser, als wenn es auf weichem Boden liegen würde. Wenn das Eisen genügend tief liegt und auch alle Eisenteile im Lager etwas Spielraum haben, nimmt man den Schwanenhals heraus und füllt das ganze Lager mit dem Dedmaterial, welches aus gesiebter Ameisenpreu, trockenem, frostfreiem Pflanzengewebe usw. bestehen kann, durch Andrücken der Füllmittel fest aus, so daß gegen die Bodenoberfläche weder Vertiefungen noch Erhöhungen entstehen. Nachdem man etwas Dedmaterial über den ganzen Platz gebreitet hat, damit die Form des Schwanenhalses nicht zu sehen ist und der Platz ein gleichmäßiges Aussehen hat, legt man dort, wo später der Fangbroden zu liegen kommt, einen Broden frei hin (wo Krähnen sind, tut man gut, etwas Dedmaterial darüber zu streuen), außerdem vielleicht noch zwei Broden weiter nach vorn zu. Den ausgehobenen Boden und das überflüssige Dedmaterial trägt man weg. Gut ist es, einige Schritte von diesem Fangplatz einen eben solchen Platz herzustellen, bei dem die Feder nach der entgegengesetzten Himmelsrichtung zeigt, damit man, wenn der Wind beim Legen des Schwanenhalses von der entgegengesetzten Seite weht, nie in Verlegenheit kommen kann. Gefirt wird stets auf beiden Plätzen. Auf diese Weise legt man an anderen passenden Stellen noch mehrere Kirt- bzw. Fangplätze an. Hat der Fuchs die Kirtbroden zwei- bis dreimal genommen und Lösung als Dichtung auf den Platz gelegt, so bindet man, nachdem der Schwanenhals gespannt und gesichert ist, an den durch die Pfeife gezogenen Abzugsfaden einen scharfziehenden Broden, z. B. den Schuh mit Inhalt einer Sammelkote, mit den bloßen Händen so an, daß der Broden vor der Pfeife noch 2 bis 3 cm Spielraum hat und wickelt ihn, damit beim Tragen des Eisens von dem Broden oder der Witterung nichts auf die Bügel oder die Bügelschraube fallen kann, in reines Papier. Der Schwanenhals kann leicht mit geruchlosem Fette gesettet sein, durchaus nötig ist es für die meistens kurze Zeit seines Liegens gerade nicht, da etwa entstehender Rost nach der Aufnahme des Eisens leicht zu entfernen ist. Mit dem Witterungsfette oder der Witterungsbrühe darf kein Teil des Eisens eingerieben sein, auch darf von dem scharfrichenden Fangbroden nichts auf das Eisen fallen, da jeder

vorsichtige Fuchs durch die aus dem Boden kommende Witterung dazu veranlaßt wird, an der Stelle zu kratzen, wobei er auf das Eisen kommen würde. Dieser Fuchs zieht dann den Fangbroden nicht ab. Nur die Kirt- und Fangbroden sollen riechen, weiter nichts. Man geht nun morgens oder vormittags mit dem so vorbereiteten Schwanenhals zu dem Fangplatz, dessen Feder einschnitt nach der Seite, woher der Wind kommt, liegt. Nachdem die alte Füllung, die meistens naß ist, aus dem Lager entfernt und die etwaige Lösung vom Platze beiseite gelegt ist, legt man das Eisen so in das Lager, daß es auf den Steinen fest aufliegt. Nun legt man auf die Bügelschraube ein Stück Papier von der Farbe des Dedmaterials oder ein großes Eichen- oder Ahornblatt, damit sich beim Zusammen schlagen der Bügel kein Dedmaterial zwischen diese einklemmen kann. Dann füttert man die Bügel mit trockenem Dedmaterial fest ein, hierauf auch die Pfeife, richtet den Abzugsbroden, von dem man die Papierumhüllung nimmt und unter den man etwas Dedmaterial legt, damit er bei Frost nicht so leicht anfrischen kann, legt auch die etwaige Fuchslösung dorthin, wo sie vorher lag und geht nun zur Arbeit am hinteren Teil des Schwanenhalses über. Hier legt man zunächst den Kontrasfaden, der nach der Federseite zu besonders in die Abzugsöse gebunden war, in den ausgehobenen Raum der Feder, und legt ein Stück Papier von der Farbe des Dedmaterials, möglichst ebenso, wie das über die Bügelschraube gelegte, über den Krappenkamm. Über das Schloß legt man am besten ein großes Eichen- usw. Blatt. Nun bedeckt man alles so mit dem Dedmaterial, daß man, wenn man mit der linken Hand den Kontrasfaden straff zieht, die Sicherheitschraube oder den Sicherheitskrist aus dem Schloß entfernen kann. Der straff gezogene Kontrasfaden ist jetzt die einzige Sicherung des gefährlichen, mit den Bügeln hoch und nach hinten zu springenden Schwanenhalses. Wenn alles bedekt ist, legt man den Kontrasfaden lose in die Feder und füllt diese mit Dedmaterial aus. Alles überflüssige Material usw. wird auf oder in dem Sad, in dem man das trockene Dedmaterial mitgebracht hatte, weggetragen, so daß der ganze Platz unauffällig ist. Vor der Bügelschraube werden ein oder zwei Broden ausgelegt und ebenso ein Kirtbroden auf dem Platz mit dem entgegengesetzten Ausschnitt. Ist bald Schnee zu erwarten, so steckt man einige Schritte hinter der Feder ein dünnes Stöckchen unauffällig so in den Boden, daß dessen Spitze nach dem Platze zu zeigt, damit man bei Schnee diesen leicht findet. Wenn man den unverwitterten Schwanenhals am Morgen

oder im Laufe des Vormittags gelegt hat, so fängt sich der angefirtete Fuchs meistens in der ersten Nacht. Ist Schnee auf das Eisen bzw. den Platz gefallen, so fängt sich der Fuchs sehr sicher. Schwieriger ist dagegen der Fang, wenn das Eisen nach Schneefall gelegt und mit Schnee überworfen ist. Wenn ein ungefirteter oder reisender Fuchs am Abend früher als der gefirtete Fuchs zu dem Fangplatz kommt, so fängt sich jener. Wo noch viele Füchse vorkommen, ist es gar nicht nötig, erst lange zu kitzeln, jedenfalls kann man nach dem ersten Fange den Schwanenhals sofort wieder legen, da es nicht ausgeschlossen ist, daß mehrere Füchse die Kitzelbroden in den Nächten vorher angenommen haben und andere ungefirtete Füchse, die unter Wind in die Nähe des Platzes kommen, sich fangen können. Man kann den Schwanenhals auch auf den Platz, der südwestlich einer Furche zum Fange für Schwanenhals und Tellereisen eingerichtet ist, legen, ohne beim Kitzeln das Lager einzuschneiden. Die Feder wird dann beim Legen des Schwanenhalses genau dem Winde entgegengerichtet. Man hebt hier erst beim Legen die Form des Eisens aus und füttert dies dann mit dem Dedmaterial (trockenem Pferdehaare) ein.

Muß das Eisen aufgenommen werden, nachdem es vielleicht über eine Woche gelegen hat, ohne daß sich ein Fuchs fing, um es zu reinigen und die Kraft der Feder nicht leiden zu lassen, so faßt man den Kontrasaden, der in der Feder liegt, und zieht ihn mit der linken Hand straff. Hierauf entfernt man mit der rechten Hand so viel Dedmaterial, bis man während des Straffhaltens des Kontrasadens die Sicherheitschraube oder den Sicherheitsstift eingeschraubt bzw. eingesteckt hat. Nun hebt man an der Feder das gespannte Eisen aus dem Lager, ebnet das letztere mit der Hand und legt einen frischen Broden zum Kitzeln auf den Platz. Dann bindet man von unten, also entgegengesetzt der Schlagseite der Bügel, ein Ende Bindfadens hinter den Fangbroden, legt den aus dem Rucksack geholten Sack zwischen die Bügel, entfernt unter Straffziehen des Kontrasadens die Schraube oder den Stift und läßt durch Anziehen des längeren Bindfadens den Schwanenhals abschlagen. Man trägt den so abgeschlagenen oder auch den gespannten und gesicherten Schwanenhals an der Feder nach Hause, um ihn zu reinigen oder die Feder ruhen zu lassen.

Deutscher Schwanenhals. Beim Fangen mit dem deutschen Schwanenhals ist es gleichgültig, woher der Wind kommt, da das Eisen den Fuchs fängt, er mag kommen, von welcher Seite er will. Das Legen des deutschen Schwanenhalses ist für den Fänger

nicht so gefährlich als das Legen des Berliner Eisens, da jener vier Sicherungshaken hat. Beim Legen des gespannten und fängisch gestellten deutschen Schwanenhalses schneidet man die Form des Eisens und der Schiene in den Boden ein, legt, nachdem man unter die Enden der Schiene und der Doppelfeder je einen flachen Stein verlegt hat, das Eisen in das Lager. Um zu verhüten, daß Dedmaterial durch das Abzugsloch fällt und der Fangbroden an das Eisen anfriert, nimmt man ein Stückchen Papier von der Farbe des Dedmaterials oder ein Laubblatt, macht bis zur Mitte einen Schnitt hinein und schiebt das Papier oder das Laubblatt in den Schlitze bis zur Mitte zwischen dem Abzugsloch und dem Fangbroden über den Abzugsfaden. Zuerst werden Schiene und Bügel, deren Oberfläche etwas tiefer liegen muß als die Bodenoberfläche, mit dem Dedmaterial bedeckt. Dann wird der Fangbroden aufgerichtet, damit er frei daliegt. Nun schraubt man die Nenschraube aus und bedeckt auch diese Stelle so, daß kein Dedmaterial durch das Schraubenloch fallen kann. Jetzt dreht man die Sicherheitshaken an der Stellschiene nach auswärts und verblendet diese. Zuletzt dreht man die Sicherungen an den Federhaken nach auswärts und bedeckt sie mit dem Dedmaterial. Wird es aber vergessen, einen der vier Sicherheitshaken nach außen zu drehen, so gibt es natürlich einen Fehlang. Beim Abziehen des Fangbrodens durch den Fuchs werden die im gespannten Zustande geraden Federn wieder entgegengesetzt gekrümmt. Dabei reißt der Abzugsfaden entzwei und der Abzugsbroden fällt ab. Daher darf der Abzugsfaden nicht zu stark, aber auch nicht zu schwach sein. Die Stellschiene bleibt nach dem Fange im Lager. Damit lebend gefangene Füchse mit dem Schwanenhals nicht zu weit schleppen können und der Fänger die Schlepplspur leicht findet, ist es gut, vor dem Legen des Schwanenhalses einen Stein, Eisen usw. an die Lese, welche sich zu dem Zwecke an einem Ende der unteren Feder befindet, zu befestigen und beim Legen des Eisens zu verblenden. Beim Transport des unverwitterten deutschen Schwanenhalses zum Platz trägt man am besten den zu Hause gespannten und gesicherten Schwanenhals und die Stellschiene für sich. Das Einpassen der Stellschiene, das Sichern der beiden Bügel und das Stellen der Abzugsvorrichtung macht man dann an dem Fangplatze.

Tellereisen Nr. 11b. Zum Legen der Tellereisen geht man morgens oder vormittags nach dem Fangplatze. Die Eisen können im Rucksack getragen werden. Durch die Anfertigung zieht man die Schuur des Rucksacks und läßt die Anker draußen hängen,

da diese sonst das Gummifutter des Rucksacks zerreißen würden. Um das Tellereisen Nr. 11b (ob mit runden oder viereckigen Bügeln ist gleichgültig) am Fangplatz zu spannen, dreht man den Sicherheitsstaken nach außen, tritt auf die Federschleife, drückt die beiden Bügel auseinander und dreht den Sicherheitsstaken über die Federschleife. Nun räumt man mit der etwa vorhandenen Pferdebedung etwas aus dem Wege, ebenso bringt man vielleicht dort liegende Fuchslöschung beiseite. Dann legt man das gespannte und gesicherte Tellereisen so auf den Platz, daß die Federschleife nach der Richtung liegt, aus welcher der Wind kommt. Ist der Boden locker, also bei Flugland, Roggenfaat usw., so zeichnet man mit der Hand den Umkreis des Tellereisens ab und legt dasselbe so lange seitwärts, bis man mit der Hand eine Vertiefung ausgehoben hat, in welche das Eisen mit Kette und Anker hineinpakt. Ist aber der Boden fest, so schneidet man mit dem Messer oder der Schneide eines kleinen Beils den Umfang des Eisens ein und lockert den Boden darauf. Etwaige kleine Steine usw., die beim Zuschlagen des Eisens hinderlich sein könnten, werden entfernt. Wenn das Lager ausgehoben ist, legt man unter die Enden der Feder und der Querschiene je einen flachen Stein und drückt oder klopft mit dem Beilchen oder dessen Stiel die Steine so herunter, daß das Eisen fest aufliegt und nicht wadelt. Dann stellt man den Anker hinter das Tellereisen in losem Boden aufrecht so hin, daß seine drei Bogen oben sind. Natürlich muß der Anker so tief stehen, daß er genügend hoch mit Sand bedeckt werden kann. Nun legt man den Überwurf über den betreffenden Bügel unter die Stellung am Teller und legt dann das fängisch gestellte und gesicherte Eisen auf die Steine in das Lager. Hierauf streut man, wenn der ausgehobene Boden Sand oder sandiger Lehm war, diesen, bei strengem Lehm- oder Moorboden mitgebrachten Sand mit den Händen zuerst über die Bügel, dann vorsichtig auf den Teller so, daß alles gleichmäßig unauffällig bedeckt ist und weder Erhöhungen noch Vertiefungen entstehen. Die Stelle, wo der Anker hinter der Federschleife steht und wo die zusammengelegte Kette sich befindet, wird mit Erde ausgefüllt. Die etwaige Fuchslöschung legt man neben das Eisen auf den Platz. Wo bei Lehm- und Moorboden das Eisen mit Sand bedeckt ist, empfiehlt es sich, um dem Platz ein gleichmäßiges Aussehen zu geben, über den Sand eine dünne Lage feingeriebenen Lehm- bzw. Moorboden ohne Holzkreste zu streuen, da die Farbe des Sandes besonders auf dem schwarzen Moorboden zu auffällig ist. Der Sicherheitsstaken wird nun

vorsichtig nach außen gedreht und verblendet. Lag Pferdebedung auf dem Platze, so reibt man ihn mit beiden Händen (diese müssen natürlich über der Schlaghöhe der Bügel gehalten werden) sowohl über das Eisen wie über die Umgebung des Eisenlagers, so daß alles unauffällig und natürlich aussieht. Alle diese Arbeiten macht man der Regel nach so, daß man, mit dem Rücken gegen den Wind, vor der Federschleife des Eisens auf dem Sad kniet. Zuletzt legt man zwei Broden mit den Händen ungefähr 30 cm nach der Seite, woher der Wind kommt, von der Mitte des Tellers; die beiden Broden dabei eine Handbreit auseinander. Das Tellereisen darf nicht verwittert sein, da dies den Fuchs veranlassen würde, das Eisen bloßzutragen. Den lebend gefangenen Fuchs tötet man durch kräftige, mit einem Stode geführte Hiebe auf Nase und Hirnschale.

Schließlich sei noch das vielfach angestochene Vergiften mit Strychnin erwähnt. Hierbei verwendet der F. oft weit vom Platze und wird dann nicht gefunden. Das Vergiften gilt als unweidmännlich; aber auch der Landmann möge sich bei Anwendung des Giftes stets bewußt bleiben, daß er dabei seine Haustiere mitgefährdet (s. Vergiften).

Literatur: E. C. Diezels Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd; R. v. Dombrowski, Der Fuchs; Lederstrumpf, Der Fuchs, seine Jagd und sein Fang, 3. Aufl. **Fuchsbau**, die unterirdische Behausung des Fuchses.

Fuchsbrett, ein Brett, das zum Ausspannen und Trodnen des Fuchsbalges dient (s. Balghrett).

Fuchseisen s. *Fallen IIIa* und *b*.

Fuchseute (Fuchsgans) s. *Euten VII, 1*.

Fuchsgarn s. *Jagdnetze, Fallgarn*.

Fuchsgaben, im Bau stehende alte oder junge Fuchse mit Hilfe von Dachshunden, die sie im Bau stellen, derart fangen, daß man da, wo man den Laut des Hundes unter sich hört, nachgräbt, bis man auf den Fuchs kommt und ihn, da er nicht entfliehen kann, totschlägt, schießt oder mit der Dachszange lebend aushebt. Jungfuchse werden meist von dem Dachshund abgewürgt und herausgeschleppt; ist die alte Fähe bei ihnen im Bau, so stellt sie der Hund und man wird auch ihrer habhaft (s. *Fuchs, Jagd*).

Fuchshauhe s. *Jagdnetze, Deckgarne*.

Fuchshehe, die Jagd auf Fuchse mit Windhunden (s. *Fuchs, Jagd*).

Fuchshund (Foxhound), eine englische Hunderrasse, die namentlich für die in England sehr beliebte Fuchsjagd (Hehe durch die Meute, der die Jäger zu Pferde folgt) gezüchtet wird. Die Unterhaltungskosten der hervor-

ragensten Meuten in England werden auf etwa 12 000 000 Mk. jährlich berechnet. In Deutschland sind die besten Meuten die Sr. Majestät des deutschen Kaisers, ferner diejenigen der Reitschulen in Hannover und München. Haar des F. kurz, dicht, dorb und glänzend. Farben schwarz-weiß-rot, schwarz-weiß, weiß und graubraun gestrichelt, gelb, lohfarben oder schwarz mit weiß gemischt. Höhe etwa 50 bis 58 cm, Gewicht 28 bis 38 kg.

Fuchshütte (Luderhütte), eine Hütte nach Art der Krähenhütte, aus der man den Fuchs bei mond hellen Winternächten an zu diesem Zweck ausgelegtem Luder schießt.

Fuchsin (Fähe), der weibliche Fuchs.

Fuchspak (Fuchspiegel), der Weib, den Reinecke innezuhalten pflegt; vgl. auch Wechsel.

Fuchspiegel s. *Fuchspak*.



Fuchshund.

Fuchshöner s. *Ketten*.

Fuchspringen, das Fehen der alten Fuchse mit Dachshunden aus den Bauen, vor denen ein oder mehrere Jäger stehen und die springenden Fuchse schießen. Erfolgt am besten in der Höllezeit; schnelles und sicheres Schießen ist erforderlich.

Fuchszange s. *Dachszange*.

Fuder Zeug, so viel Jagdtücher und Jagdnetze, als man auf einen Wagen laden kann. Gewöhnlich enthielt ein F. 3. zwei bis vier hohe Tücher, wozu noch die nötigen Geräte zum Stellen, als Arden, Winbleinen, Stellstangen, Hestel, Stichel, Schlägel und Haken, verladen wurden.

Führen, 1) gebrauchen, z. B. eine Flinte f.; 2) einen Hund f., ihn vor sich arbeiten lassen. — Der junge Hund wird abgeführt (f. *Dressur*).

Führung des Vorstehhundes s. *Dressur*.

Fuß der Vögel, wichtig, weil auf ihm eine zoologische Einteilung begründet wird. Man unterscheidet bei den heimischen Vögeln Füße mit:

I. Fehen ohne Schwimmhäute oder Hautsäume, höchstens mit kleiner Bindehaut an der Fehwurzel oder völlig getrennt:

A. Nur 3 Vorderfehen, Hinterfehe fehlt
Lauf fuß

B. Außer den 3 Vorderfehen auch die Hinterfehe nach vorn gerichtet
Klammer fuß

C. Zwei Fehen nach vorn, zwei nach hinten gerichtet
Kletter fuß

D. Die äußere oder innere (2. oder 4.) Vorderfehe nach hinten wendbar
Wendefeh fuß

E. Drei Fehen stets nach vorn, eine (die 1.) stets nach hinten gerichtet:

a) Mittlere und äußere (3. und 4.) Vorderfehe bis über die Mitte mit einander verwachsen

Schreit fuß

b) Mittlere und äußere (3. und 4.) Vorderfehe nur am Grunde mit einander verwachsen
Gang fuß

c) Zwischen den Vorderfehen kurze Bindehäute, Laufbefiederung bis zum Fersengelenk —
Gangbeine —

Siph fuß

d) Zwischen den Vorderfehen kurze Bindehäute, Lauf oberhalb des Fersengelenkes ein Stück nackt —
Wattbeine —

Gehefteter Fuß

e) Vorderfehen ganz frei, ohne Bindehäute und Verwachsung
Spalt fuß

II. Fehen mit Schwimmhäuten oder Hautsäumen:

A. Fehen an den Seiten mit ganzrandigen Hautsäumen
Spalt schwimm fuß

B. Fehen an den Seiten mit lappigen, eingebuchteten Hautsäumen
Lappen fuß

C. Vorderfehen durch Schwimmhäute miteinander verbunden:

a) Schwimmhäute bis zum Ende der Fehen
ganzer schwimm fuß

b) Schwimmhäute bis zur Mitte der Fehen
halber schwimm fuß

D. Alle vier Fehen durch Schwimmhäute verbunden
Ruder fuß

Füßen, meist von Raubvögeln, wenn sie sich auf einem Baum, Stein usw. niederlassen; gleichbedeutend ist auf- oder anhalten; lassen sich andere Vögel auf den Boden oder Wasser nieder, so fallen sie ein.

Einige Vogelfüße.

I. Ohne Schwimmhaut.



1. Laufuß.



2. Greifuß.

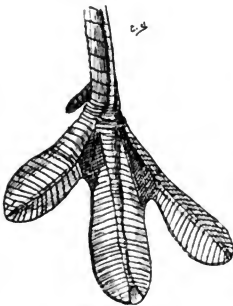


4. Spaltfuß.



3. Gehefterer Fuß.

II. Mit Schwimmhaut.



1. Spaltschwimmfuß.



2. Zappenfuß.



3. Ganzer Schwimmfuß.



4. Halber Schwimmfuß.



5. Huberfuß.

Futier, die Nahrung, welche der Jäger seinem Wild in Zeiten der Not reicht. Das F. muß dem Wilde gereicht werden, ehe dieses Not gelitten hat, also kümmeret, damit es immer noch Kraft behält, neben dem F. sich einige Nahrung zu suchen. Gänzlich abgekommene Wild lediglich durch die Fütterung zu erhalten, ist sehr schwer, oft unausführbar. Die Hirscharten füttert man am geeignetsten mit Rüben, aller Art Wildobst, Mistel, Vogelbeeren, Kartoffeln, gutem Heu, ungedroschenen Haserгарben, getrocknetem Laub, gefällten Espen, Kastanien, Eichel; Rehe nehmen fast ausschließlich nur Haserгарben, sehr gutes Heu, Futterlaub und Lupinen an; am wenigsten wählerisch ist das Damwild. Säuen füttert man am besten mit Eichel oder Gerste, Mais, auch Haser und Kartoffeln. Hasen gibt man Aleeheu oder Kohl, sowie dessen Strünke, auch Haserгарben; Feldhühnern und Fasanen Weizen, Gerste oder Buchweizen und Mais. Über Ort und Art des Fütterns s. *Fütterung*.

Fütterläden s. *Tröge u. Futterkrippen*.

Futterkrippen. Das Winterfutter wird mit Ausnahme des Raufutters dem Schalenwilde zumieist aus Krippen gereicht, die entweder unter den Kausen angebracht sind oder neben diesen stehen. Die gewöhnlichen Krippen bedürfen eines schüßenden Daches. Als sehr zweckmäßig haben sich die vom Förster Schepper konstruierten „automatischen Wildfutterkrippen“ erwiesen. Diese ähneln den bekannten transportablen Pferdekrippen. Sie sind aber mit einem Dedel versehen, der sich hebt, sobald ein Stück Wild auf das vor der Krippe dicht über dem Boden angebrachte Brett tritt. Wenn das Stück zurücktritt, schließt sich der Dedel automatisch. Die Schepperschen Krippen schützen das Futter vor Regen und Schnee, sowie vor Mäusefraß usw., lassen sich leicht reinigen und desinfizieren und sind schnell zu transportieren.

Fütterraufe, Vorrichtung zur Aufnahme des dem wiedererläudenen Wild verabreichten Raufutters (Heu, Haserгарben usw.), um es nicht unter die Läufe, also in den Schnee usw. treten zu lassen. Die Kausen bestehen aus Kreuzweise, in Form eines X verbundenen Hölzern; der untere Teil bildet den Fuß, an den oberen werden zwei Kausen befestigt, so daß sie am Kreuzpunkt zusammenreffen. Oben werden die Kreuze durch zwei hölzerne Winkel so verbunden, daß man auf ihnen ein kleines Dach zum Schutz gegen Nässe und Schnee befestigen kann. Unter der Kause soll sich ein wagerechtes Brett befinden, um das heruntergerissene Heu aufzufangen. Man muß stets mehrere Kausen und diese so weit voneinander auf-

stellen, daß das schwächere Wild dem stärkeren ausweichen kann. Aus diesem Grunde empfiehlt sich die Anlage von *Heupuppen*. Für Rehe, die nicht gern an Kausen gehen, hängt man das Halmfutter an Sträuchern usw. so auf, daß es bequem erlangt werden kann; streut man es auf den Boden, so tun sich die Rehe gern darauf nieder, nehmen es aber alsdann nicht mehr an.

Füttererschuppen. Um den täglichen Transport des Futters in den Wald zu vermeiden, baut man in der Nähe der Futterstelle einen einfachen hölzernen Schuppen auf, in welchem das Futter verwahrt wird. Ist das Revier groß, so daß man mehrere voneinander entlegene Futterstellen anlegt, so werden sich mehrere Schuppen empfehlen. Wie diese zu bauen sind, richtet sich sowohl nach Liebhaberei als nach den Mitteln des Jagdbesizers; zierliche, mit Geweihen geschmückte Schuppen sind eine ansprechende Zierde des Waldes und können zur Sommerzeit als Herberge der Jäger benutzt werden. Jedenfalls müssen aber Dach und Wände dicht, die letzteren mit Zuglöchern versehen und der Schuppen gegen unberufene Liebhaber verschließbar sein. — Wurzelgewächse werden eingemietet, d. h. in überdeckten Gräben im Boden aufbewahrt.

Füttertrög s. *Tröge*.

Fütterung, sowohl der Nahrungspatz als auch die Fütterungseinrichtungen und die Art der Fütterung. Die Fütterungsanlagen müssen in reichbesetzten Revieren, besonders Tiergärten, möglichst zahlreich und verteilt sein, damit das Wild im kalten Winter Bewegung hat und der Futterneid nicht schwache Stücke an der Aufnahme der Nahrung verhindert. Sie müssen sich in vollständig ruhigen Revierteilen befinden und auch am Tage keiner Störung unterliegen. Für Hochwild liegen sie am besten im Hochwald, für Rehe im Stangenholz, tunlichst in der Nähe von fließendem, nicht leicht gefrierendem Wasser, damit das Wild schöpfen kann. Fütterungseinrichtungen sind *Futterkrippen*, *Fütterraufe* und *Tröge*, *Kälberstall* und *Tränke*. Sie alle müssen peinlichst sauber gehalten werden, weil die Reste nasser Futtermittel sonst faulen und dann häufig gesundheitschädlich sind. Man unterscheidet *Trodens*, *Naß* und *gemischte Fütterung*. Bei der *Trodenfütterung* werden dem Wilde Heu, Laubbüschel, Körner, Eichel und ähnliche trodrene Futtermittel gereicht. Bei der *Naßfütterung* werden nur ungetrocknete Begetabilien, wie Kartoffeln, Rüben, Topinamburknollen, Miesekohl usw., gegeben. Die *gemischte Fütterung* ist eine Verbindung beider Methoden. Die *Trodenfütterung* ist dem Wilde unschädlich, wenn etwas natürliche Nahrung — Triebspitzen, Rinde von Reich-

hölzern, wintergrüne Sträucher und Kräuter — vorhanden ist, die verabreichten Futtermittel in richtigen, örtlichen Verhältnisse setzen, Salz in richtiger Weise und genügender Menge gereicht wird, feuchte Klungsbeigaben nicht fehlen, gegen das Frühjahr das Trockenfutter ausfällt und Rüben, Vogelbeeren, Ritteln, Eischeln und Kastanien gereicht werden. Die Rastfütterung, auch Drömerische Fütterungsmethode genannt, verurteilt die Trockenfütterung sowohl als auch die gemischte Fütterung und empfiehlt die ausschließliche

Fütterung ungetrockneter Vegetabilien. Sie gilt als einseitig, unter Umständen dem Schalenwilde sehr schädlich, und wird daher heutzutage abgelehnt. Beim Hasen, der fast nie schöpft, ist sie aber zu empfehlen, wenn ihm Besensprieme, frisches Proßholz und sonstige natürliche Klung zur Verfügung stehen. Keine Trockenfütterung ist ihm leicht verderblich (s. a. *Wildäcker*).

Literatur: L. Dach, Der Wildpfleger als Landwirt; A. Olt und A. Ströfe, Die Wildkrankheiten und ihre Bekämpfung.

G.

Gabelachter, ein Rothirsch von acht Enden, dessen Stangen an Gipsel eine Gabel bilden. Dieser Hirsch hat keinen Eisproß, wie der Spizenachter, dessen Stangen an der Spitze nicht gabeln.

Gabelbod, ein Rehbod mit einem Gehörn, dessen Stangen je zwei Enden aufweisen, die eine Art Gabel bilden (Gabelgehörn). Ein solcher G. steht aber keineswegs immer im dritten Lebensjahr. Die eigentliche Gabelstufe des Gehörnes wird vielmehr oft übersprungen und der Spießbod schiebt gleich ein Sechsergehörn. Durch Unterdrückung des hinteren Endes eines Sechsergehörnes kommt nicht selten ein Gabelgehörn zustande, das aber in vielen Fällen durch den Verlauf des oberen Teiles der eigentlichen Stange seine Entstehung erkennen läßt.

Gabelhirsch s. *Gabler*.

Gabelweiche s. *Milan 1*.

Gabelzehner s. *Krone*.

Gabler (Gabelhirsch), ein Rothirsch, dessen Weiche je einen mit einem Augenproß versehenen Spieß trägt und durch sein gabelförmiges Aussehen die Bezeichnung hervorgerufen hat. Es ist diese Weicheform jedoch sehr selten, da die Weiche meist gleich Stangen mit je drei oder noch mehr Enden aufweisen, also vom Spießher zum Sechsender oder auch zum Achter übergehen; s. *Rothwild*, Beschreibung.

Gagel s. *Sumpfsport*.

Gailen s. *Geilen*.

Gambettwassertläufer s. *Wasserrläufer 3*.

Gans s. *Gemswild*.

Gang nennen manche Jäger den Wechsel des Hochwüdes und sprechen alsdann von altem G., neuem G., Wiedergang, Kreuzgang statt Kreuzwechsel usw. — Auch die Spur eines Narbes wird G. genannt.

gangbar, hin und wieder die Röhre eines Fuchs- oder Dachsbanes, die vom Inhaber benutzt wird; häufiger ist der Ausdruck befahren.

gänglich sagt man von Hunden, welche rasch laufen und gewandt in allen Bewegungen sind; einige nennen den Schweißhund g., wenn er gut riemenförmig ist.

Gänse (Anseridae), Familie aus der Ordnung der Sieb- oder Zahnschnäbler (Lamellirosres). Außer der Gattung Anser. echte oder Feldgans, gehört zu den Anseridae noch die Gattung der Seegeänse (*Branta*). Die Kennzeichen der Gattung Anser sind folgende. Der Schnabel an der Wurzel höher als breit; die Zähne oder Lamellen des Unterkiefers greifen in die legelförmig zugespitzten, über die Schnabelränder hervorstehenden des Oberkiefers ein; die Mundpalte geht nur bis an den Kopf; die in weiche Haut vertentten Nasenlöcher ohne Scheidewand. Lauf länger als die Mittelzehe ohne Nagel. Flügelspitzen ungefähr bis an das Ende des kurzen, abgerundeten Stoßes reichend. Gesieder des Halses mit eigentümlichen Längsfurchen versehen. Färbung der Oberseite des Rumpfes bei allen Arten ein ziemlich dunkles Graubraun mit hellen Federäumen; Ruder rot oder gelb in verschiedenen Tönen. Die G. sind mehr Land- als Wasservögel und äßen ausschließlich pflanzliche Stoffe.

Widmännliche Ausdrücke

wie bei den Enten.

1. Gattung: **Feldgans** (*Anser Briss.*) mit den oben angegebenen Merkmalen.

1) **G r a u g a n s** (*Anser anser* [L.], *Anser cinereus* M. et W., *Anas anser* L., *Anser vulgaris* ferus Bechst.; deutsche G., *Stammgans*). Länge 80 cm, Stoß 14, Schnabel 6 bis 7 cm, Lauf 7,2, Mittelzehe ohne Nagel 6,8 cm; Schnabel gelbbrot ohne Schwarz mit hellem Nagel; Augenlid und Ruder fleischfarbig. Kopf und Hals bräunlich-grau, Oberseite dunkler mit hellen Säumen; Brust grau, Bauch weiß; die kleinsten und ein Teil der mittleren Flügeldeckfedern aschgrau. Gantter und Gans sind gleich gefärbt, die Jungen etwas einförmiger und dunkler als die

Alten. Ganz alte Gänse zeigen zuweilen auf der Unterseite schwarze Flecken. Die Graugans, die Stammutter unserer Hausgans, ist dieser in Gestalt, Gang und Stimme sehr ähnlich, an Gewicht aber schwächer. Sie bewohnt das gemäßigete, nördliche Europa, ferner Südoberuropa und ist daselbst, wo größere Wasserläufe vorhanden sind, ein nicht seltener Brutvogel, jedoch sehr ungleichmäßig verteilt. Die bekannte Nahrung unserer Hausgans ist auch die Nahrung der Graugans; sie schneidet Gras und Saat ab, zapft sie nicht heraus, daher ihre Schädlichkeit nicht erheblich ist. Alte Paare gehen schon im März ans Brüten, unter dem jüngeren Volk aber dauert der Streit um die Gänsebräute länger und ist von um so größerer Bedeutung, als die Ehe für das ganze Leben geschlossen wird. Eine alte G. legt 10 bis 12, eine junge 5 bis 6 weiße, etwa 80 : 50 mm große Eier, welche im einfachen Nest auf den ausgetrauteten Brustfedern der Mutter liegen und in 29 bis 30 Tagen ausgebrütet werden. Beide Alten sorgen und wachen für die junge Brut höchst gewissenhaft, und der Gantter verkehrt mit seinen harten Flügeln gränlich dreinzuschlagen, wenn die Brut gefährdet wird; vor Menschen aber streicht er gewöhnlich zuerst ab. Im Streichen oder Ziehen nimmt eine Schar Graugänse die Form eines Dreiecks mit ungleichen Seiten, hinten offen, an. Bei irgend welcher Gefahr wandert die Familie gern aus und legt dabei oft solche Strecken zurück, daß die Jungen vor Erschöpfung eingehen. Zwar fangen die Graugänse schon im August an umherzustreichen, ziehen ernstlich aber erst im Oktober; man kann sie sogar in milden Wintern auf schneefreien Saaten und an offenen Gewässern bei uns treffen. Das Wildpret einer jungen Gans schmeckt ganz gut, von einer alten, zähen aber sind nur die Federn zu gebrauchen. Im Gegensatz zur Hausgans zeichnet sich die Graugans durch sehr scharfe Sinne, besonders Augen und Vernehmen, aus, sowie durch außerordentliche Vorsicht und Scheu, weshalb ihre Jagd sehr schwierig ist.

2) *Saatgans* (*Anser fabalis* Lath., *A. segetum* Bechst., *Anas segetum* L.; kleine graue G., Moorqans, ringschnäbelige Saatgans). Länge 67 cm, Stoß 13,5, Schnabel 6, Mundspalte 6,2, Lauf 7, Mittelzehe ohne Nagel 6,6 cm. Die Flügel überragen den Stoß; Wurzel und Spitze des gelbroten Schnabels schwarz. Im allgemeinen ist die S. mehr braun als grau. Am Oberschnabel bei manchen Stücken ein weißer Federhaum; Oberseite erdbraun mit hellen, reifenförmigen Spitzenfäunen; Unterrücken dunkelbraun; die kleinen und mittleren Flügelbed-

federn sind nicht so schattig wie bei der vorigen Art. Auf der bräunlichen Vorderseite weißliche, bogenförmige Säume, die auf den Tragfedern einen Längsstreifen bilden, vom Bauch abwärts weiß. Ruder gelbrot; Iris braun. Früher unterschied man eine eigentümliche Saatgans (*Anser segetum* Gm.) und eine Adergans (*A. arvensis* Naum.), die sich in der Schnabelfärbung und -form, sowie in der Flügelänge und Gesamtgröße von einander unterscheiden sollten. Da aber zwischen beiden Gänseformen zahlreiche Übergänge vorkommen, hat man die Unterscheidung aufgegeben. Die S. brütet im höheren Norden, bei uns aber nicht. Vom September ab zieht sie zu uns, wo sie nicht selten an den bei der Graugans geschilderten Ortschaften sich aufhält; dieser ist sie im übrigen zwar ganz ähnlich, verträgt sich mit ihr aber durchaus nicht.

3) *Bläßgans* (*Anser albifrons* Scop.; wilde Nordgans, weißstirnige Lachgans). Die Flügel schneiden mit dem Stoßende ab. Länge 68 bis 75 cm, Stoß 10,2, Schnabel 4,4, Lauf 6, Mittelzehe ohne Nagel 5,6 cm. In der Gesamtfärbung ähnelt sie sehr der Saatgans, aber die Stirn weiß, nach hinten schwarz eingefaßt, Unterseite mit starken schwarzen Flecken; Nagel des gelbroten Schnabels weiß; den Jungen fehlt die weiße Stirnpartie; Ruder gelbrot. Sie brütet im hohen Norden (Grönland, Island, Nordasien), kommt mit der Saatgans bei uns an, hält sich aber mehr am Meeresstrand. Wenn die Scharen durcheinander schreien, soll es einem Gelächter ähnlich klingen. Von den vorigen unterscheidet sie sich in Lebensweise und Benehmen nicht wesentlich.

4) *Rotfußgans* (*Anser erythropus* L., *A. minutus* Naum., *A. finmarchicus* Gunn.). Gewissermaßen eine Bläßgans im kleinen, nur 48 bis 55 cm lang, Schnabel 3 bis 3,5 cm, Lauf 5 bis 6 cm. Die weiße Stirnfärbung ausgedehnter als bei der vorigen, sonst ihr sehr ähnlich. Aus ihrer in Nordlappland und Nordfinland belegenen Heimat kommt diese seltene kleine Gans nur ganz vereinzelt im Winter zu uns.

5) *Rosenschabelgans* (*Anser brachyrhynchus* Baill.; Rotfußgans, rosenfüßige Gans). Im allgemeinen der Saatgans ähnlich, aber zierlicher, der Schnabel kurz, schwarz mit rosenfarbener Binde, auch die Ruder rosenerot. Eine Bewohnerin von Island und Spitzbergen, von wo aus sie im Winter als Seltenheit bis an unsere Küsten kommt.

II. Gattung: Meerqans (*Branta*).

Amellen von den Kiefernändern bedeckt; Schnabel kürzer als Kopf; ersterer und die Ruder schwarz; Stoß löföberig. Furchen im Halsgefieder fehlend oder nur schwach angedeutet.

1) **Reißwängige G.** (*Branta leucopsis* Bechst., *Bernicla leucopsis* Brehm; schottische, Baum-, Nord-, Brand-, Bernicelgans). Länge 65 bis 70 cm, Schnabel 3,5 cm, Stoß 13, Lauf 7, Mittelkehe ohne Nagel 5,5 cm. Scheitel, Nacken und Hals schwarz; Stirn, Kopffseiten und Kehle weiß; ein schwarzer Streifen vom Schnabel nach dem Auge; der graue Ober Rücken mit schwarzen Wellenzeichnungen; auf den grauen Flügeln dunkle Querbinden; Stoß schwarz, Stoßbeden weiß; die ganze Vorderseite weiß, Ruder schwarz. Sie brütet im hohen Norden unweit der Meeresküste und erscheint an unseren Küsten im Winter in großer Zahl, höchst selten aber im Binnenland.

2) **Ringelgans** (*Branta bernicla* L., *Anser torquatus* Frisch, *Anas bernicla* Gmel.; Baumgansente, Rind-, Moor-, Rot-, Rotgans, Brentgans). Länge 60 cm, Stoß 9,6, Schnabel 3,6, Lauf 6,2, Mittelkehe ohne Nagel 4,6 cm. Kopf, Hals, Schwingen und Stoß schwarz; an den Halsseiten ein ringförmiger, weißlicher Streifen; Ober Rücken, Brust und Seiten bräunlich mit hellen Wellenzeichnungen; Unterrücken graubraun, Bauch, Stoßbeden und die Bürzelseiten weiß; Iris braun, Schnabel und Ruder schwarz. Sie kommt, wie die vorige, im hohen Norden vor und überwintert auf der Nord- und Ostsee in ungleichen Flügen. Durch ihre laute, wie „rott“ oder „rad“ klingende Stimme machen sich die gewaltigen Scharen weithin bemerkbar. Schon Mitte September treffen vereinzelte in unseren Meeren ein, die Hauptmasse folgt im Oktober, um im März und April wieder nordwärts zu ziehen. Das Wildbret ist wenig schmackhaft.

3) **Rothalsgans** (*Branta ruficollis* Pall., *Anser ruficollis* Gm., *Bernicla ruficollis* Boie). Von der Gestalt der vorigen, etwa 55 cm lang, leicht kenntlich an dem rostroten Vorderhals und Kropf, Oberkopf, Kinn und Kehle, sowie Rücken und Stoß schwarz; Kopfseiten, ein Streifen am Hals, Bauch und Stoßbeden weiß. Die Gegend an unteren Ob und Jenissei sowie an der Voganida bilden die Heimat dieser schön gefärbten Gans, die bei uns nur höchst selten beobachtet worden ist.

Jagd.

Die Gänsejagd dürfte dem Ueingeweihten in Rücksicht auf die „dumme G.“ recht einfach erscheinen und ist doch, wenn man die scharfen Sinne, die berechnende Scheu und Klugheit dieses Federvildes erst würdigen gelernt hat, so schwierig, daß überhaupt nur wenige Jäger sich nennenswerter Erfolge zu rühmen haben werden, wenn nicht außergewöhnliche Umstände ihnen zu Hilfe lauzen. Es ist hier hauptsächlich von der Jagd auf die Grau-

und Saatgans die Rede. Wo Gänse zahlreich brüten, lohnt sich ein Treiben auf sie, ehe die Jungen flugbar geworden sind, weil sie sich andernfalls bei den ersten Schüssen auf längere Zeit verabschieden würden. Wo also Gänse ausgelommen sind, muß der Jäger vorsichtig und unbemerkt den Zeitpunkt beobachten, wenn die Jungen beginnen, die Flügel zu schwenken und sich zu heben versuchen. Dann werden die bei der Entenjagd (S. 116) beschriebenen Schneisen durch das Mohr oder Schilf gehauen, die aber bei Beginn der Jagd schon handhoch nachgewachsen sein müssen; die Schützen nehmen in aller Stille ihre Stände ein, und die Treiber treiben nun zu Kahn oder zu Fuß die Gänse heran. Man darf beim Erscheinen der Gänse an den Schneisen mit dem Schuß nicht zögern, denn sowie sie den Jäger wahrnehmen, kehren sie sofort um oder durchschwimmen tauchend die gefährliche Stelle. Wurden erheblich mehr Gänse bemerkt, als geschossen, so wiederholt man das Treiben, bis das Ergebnis dem erwarteten entspricht.

Das Ansehen an alte Wildgänse ist höchst mißlich und auf dem Freien gänglich unausführbar, da sie schon auf einige hundert Schritte sicher aufstehen. Alle die empfohlenen Kunstgriffe, wie Verkleiden des Jägers als Bauer oder alte Frau, sind zwecklos, denn auch von solchen harmlosen Persönlichkeiten lassen sich die Gänse nicht schußmäßig antommen, und behauptet man dies, so liegt eine Unterschätzung der Entfernung zugrunde. Je härter der Flug, desto schärfer die Beobachtung, eher lassen sich gelegentlich einige einzelne Gänse beschleichen, wenn sie etwa noch jung und unerfahren sind, aber selten trifft man sie so an. Da selbst sehr schweues Wild weniger mißtrauisch ist, wenn es anderes Wild oder Haustiere herankommen sieht, so halten die Wildgänse vor einem recht einfachen Bauernfuhrwerk gelegentlich büchsenchußmäßig aus, wenn man in möglichst kurzer Zeit sie anzufahren sucht, ohne sie gerade zu drängen. Durch Umkreisen mit dem Fuhrwerk sie anzufahren zu wollen, ist entschieden zu widerraten, denn ihre Aufmerksamkeit wird dadurch immer reger, und schließlich merken sie die Absicht und werden verstimmt, d. h. streichen ab. Versucht ein Jäger allein das Anfahren, so bleibt er am besten auf dem Fuhrwerk sitzen; haben sich aber mehrere vereinigt, was übrigens wenig Erfolg verspricht, so müssen sie neben dem Wagen auf der den Gängen entgegengesetzten Seite ruhig einherschreiten und die Gewehr lang an der Seite herab, also versteckt, tragen.

Der Anstand oder Anitz verschafft oft gute Beute. Wo Gänse zahlreich auf Saatfeldern einsallen, gräbt man sich ein

einfach überdecktes Loch aus und setzt sich vor der Abend- bzw. Morgendämmerung hinein; streichen die Gänse an, so läßt man sie erst einsinken und feuert auf die dichtesten Gruppen; stehen sie auf, so kann man nochmals und, hat man zwei Gewehre mit, auch wohl zum drittenmal schießen, denn die Gänse stehen zwar gleich nach dem ersten Schuß auf, kreisen und flattern aber schwerfällig und wirt durcheinander, so daß ein schneller, besonnener Schütze sehr wohl mehrmals zu Schuß kommen kann. Fallen sie erfahrungsgemäß auf dem Wasser ein, so baut man sich am Ufer oder im Wasser auf Pfählen eine Hütte und verfährt in der eben beschriebenen Weise. Bei Nebel streichen die Gänse zwar niedriger, man muß aber von dem Strich, den sie nehmen, genau unterrichtet sein, sonst hört man sie zwar, sieht sie aber nicht und hat schließlich das leere Nachsehen.

Man kann auch eine jung eingefangene, gezähmte Graugans als Lockvogel benutzen, sie an einer längeren dünnen Leine befestigen und in der Nähe der Hütte sowohl auf dem Lande als im Wasser aussetzen. Indem man ihr gelegentlich Futter zuwirft, erhält man sie aufmerksam und zieht durch ihre Antwort entfernt streichende Flügel herbei, die bei ihr einsinken oder doch nahe genug über ihr kreisen, daß einige erlegt werden können. Im Winter bringt das Treiben der Ströme manchmal ganze Scharen auf den Eischollen sitzender Gänse mit, welche von einem Bestock beschossen werden können, und Diezel berichtet von einem Fall, wo bei Aschaffenburg in einer Nacht von drei Schützen 121 Wildgänse auf den Eischollen erlegt wurden. Ein von Diezel als empfehlenswert beschriebenes Verfahren ist folgendes: „Wo Gänse zahlreich auf Wasserlächen einsinken, führt man einen zur Deckung mehrerer Schützen ausreichenden Wall an einem schüsselfreien Punkte des Ufers auf. Hier wird schon im Frühjahr eine Schanze in der Art ausgerichtet, daß sich 4 bis 6 oder noch mehrere Personen leicht dahinter verbergen können. Hauptsächlich ist darauf zu sehen, daß man durch vorichtiges Annähern in diese Schanze oder Verdeckung gelangen kann, ohne sich den Gänsen, die auf der Fläche des Sees zerstreut liegen, bemerkbar zu machen. Ist nun die rechte Zeit, gewöhnlich der Frühherbst, erschienen, und hat man, worauf alles ankommt, guten Wind, so begibt man sich, wenn die Gegend ringsherum ganz menschenleer und ruhig ist, in gewählter Begleitung einiger Schützen, welche mit tüchtigen Gewehren doppelt versehen sind und großes Zeug, am besten 4½ mm, geladen haben müssen, an Ort und Stelle. Ein kleiner, am besten ein roter,

einem Fuchs möglichst ähnlicher Hund mit spigem Kopf, langer Rute und aufrecht stehenden Gehören, noch besser aber ein wirtlicher, jung gezähmter Fuchs, wird nun vorichtig über die Schanze gegen das Ufer hin durch Brotauswerfen gelockt, und je hungriger man denselben werden läßt, desto eifriger wird er die beständig fortgelegten Würfe aufsuchen, um so mehr, wenn man ihn früher dazu gewöhnt hat. Die Gänse werden dadurch neugierig, fangen an zu loden und nähern sich vorichtig. Ihr Loden macht die entfernten aufmerksam, welche bald darauf heranrücken und sich in immer größeren Scharen anschließen. Die vorderen werden durch das Nachziehen der hinteren immer weiter vorgezogen, und es dauert nicht lange, so ist eine geschlossene Masse dem Ufer auf 40 bis 50 Schritt nahe genug, um das Abfeuern der Flinten auf leises Föhlen oder ein anderes Signal herbeizuführen. Die zweite Lage folgt unmittelbar vermittelst der Doppelgewehre, während sich die Gänse in gewaltiger Verwirrung heben und die Masse auseinanderstieben will. Es ist bisweilen der Fall, daß 30 bis 40 getötete auf dem Plage bleiben, während oft eine äußerst ansehnliche Menge von angeschossenen sich mühsam weiter fort-schleppt oder bald einfällt. Diese werden nun auf kleinen Käthen einzeln aufgehakt und erlegt, wobei gute Hunde der Gesellschaft eine neue Unterhaltung gewähren.“

Bei jedem Anstand oder Ansig auf Gänse muß sich der Jäger zur Pflicht machen, sich unbeweglich zu halten, bis die Gänse wirklich auf Schußnähe heran sind, denn jede verfrühte Bewegung veranlaßt sie sogleich zum Abschwerten. Bei regungslosem Verharren im Schnee mag der Jäger das vielfach empfohlene weiße Hemd und Kopftuch zwar anlegen, eine unzeitige Bewegung wird aber die Gänse alsdann um so scheuer machen. Wenn sie regen Abend abstreichen, pflegt der Haupt-schar eine Vorhut von einigen erfahrenen Mitgliedern voranzutreiben, welche ganz besonders aufmerksam sind. Wenn diese schußmäßig heran sind, möge man doch ja auf sie schießen, selbst wenn die Schar dadurch abschwert, denn sicher ist sicher. Bei Nebel streichen die Gänse tief und kommen am meisten zu Schuß; freilich kann es sich aber auch ereignen, daß man sie in geringer Entfernung vorbeistreichen hört, ohne sie sehen zu können. Bei Wind und Schneetreiben sind die Gänse ganz besonders unruhig und streichen schreiend viel umher, wobei man manchen Schuß anbringen kann. Des sehr dichten Gefieders und starken Baues des Brustknocens wegen empfiehlt es sich niemals, auf anstreichende Gänse von vorn zu schießen, wenn sie weiter als höchstens 30 Schritt sind.

Zuverlässiger ist immer ein Seitenschuß oder ein Schuß von hinten, bei dem die Schrote sicherer durchschlagen.

Es sollen auch *Fangversuche* betarrt glücken, daß man auf den Einsalplätzen Kohlblätter austreut und zwischen ihnen Schlingen anbringt. Man mag wohl hin und wieder einige Gänse so fangen, sicher aber fällt die Schar, deren Mitglieder betarrt betört wurden, niemals wieder auf solcher Unglücksstätte ein. Bei anhaltendem Schnee mit Frost, bei dem G. die Saat unzugänglich macht, streichen sie ängstlich umher und fallen selbst an kleinen offenen Gewässern in der Nähe menschlicher Wohnungen ein, um den Hunger zu stillen; solche Gelegenheiten, sie zu schießen, kommen freilich selten vor und sind nicht maßgebend, um gegen die große Scheu der G. als Beweis zu dienen. Daß sie solche Ortschaften witterten, wie manche behaupten, ist nicht anzunehmen; das scharfe Gesicht der Vögel genügt, sie ausfindig zu machen. Eine alte, schlechte G. mit ihrem violetten Wildbret ist gänzlich ungenießbar und nur ihr Gesieder von Wert. Die Wildgänse vermehren sich infolge veränderter Kulturarten, Trodenlegens von Sümpfen, Senkens von Wasserspiegeln usw. sichtlich, und mancher Weidmann wird sich vergeblich bemühen, auf diese beehrte Wildart zu Schuß zu kommen.

Die beste Ladung auf Wildgänse sind Schrote $4\frac{1}{2}$ bis 4 mm bei starker Pulverladung; man wird meist auf weite Entfernungen schießen müssen, auch, wo es angeht, in den dichtesten Haufen; Posten sind hier mit einigem Erfolg zwar zu verwenden, auf einzelne oder nicht gedrängt streichende Gänse aber gänzlich zu verwerfen, da sie sehr streuen und auf dem Zielobjekt nicht einschlagen. Daß an hellen Tagen, an denen die Gänse erfahrungsmäßig am schlechtesten halten, die Büchse in Anwendung kommt, dürfte einleuchten; freilich darf man aber nicht hoffen, auf einen Schuß mehr als eine zu erlegen, und die streichende G. mit der Kugel zu treffen, setzt immer schon eine sichere Hand voraus.

Literatur: C. E. Diezels Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd; Raumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas; E. Schäff, Ornithologisches Taschenbuch, 2. Aufl.

Gänsejäger f. Geier II, 2.

Gänsejäger f. Säger I.

ganz machen, 1) den Jagen mit Tüchern ganz umstellen; 2) die voneinander abgekommene Treiberwehr wieder volle Fühlung nehmen lassen. Man benutzt dazu entweder eins der angegebenen Signale, z. B. „rechter Flügel“, „Mitte“ usw., oder ruft ihnen den Befehl zu, z. B. „Treiber, ho ha ho!“, „Treiber halt! macht ganz!“

Hat die Treiberlinie darauf Halt gemacht und sich wieder geschlossen, so wird das Signal „Langsam treiben“ geblasen oder gerufen: „Ho ha ho! Treiber vorwärts!“ oder „Geht zu!“ oder welchen Anruf man gewöhnlich gebraucht. Je nach dem Gelände kann man genötigt sein, in einem Treiben zu wiederholten Malen g. m. zu lassen.

Ganzvogel (Großvogel), die Ristel, Wacholber- und Schwarzdroffel, von denen je zwei zusammengebunden einen Klub, vier einen Speiß bilden. Von den kleineren Droffelarten (Halbvogel, Kleinvoegel) gehören drei oder vier zu einem Klub, acht zu einem Speiß.

Garu f. Jagdnetze.

Garnitur, die Beschläge und der Abzugsbügel des Gewehres. Früher meist von Messing oder Neusilber, werden diese Teile heute gewöhnlich von brüniertem oder eingelestem Eisen, der Bügel bisweilen auch von Horn hergestellt.

Gärten (Höfe). Die Ausübung der Jagdberechtigung in G. ist in den meisten Jagdgesetzen, z. B. in Bayern nach dem Gesetz vom 20. März 1850 Art. 2 Ziff. 1, in Württemberg nach dem Gesetz vom 27. Oktober 1855 Art. 2 Ziff. 3, in Sachsen nach dem Gesetz vom 1. September 1864 § 2 den Eigentümern vorbehalten. Nach der preussischen Jagdordnung sind die Eigentümer von G. nur dann jagdberechtigt, wenn das Grundstück die Erfordernisse des *Eigenjagdbezirks* besitzt. **gadbichte Hülsen**; als solche werden jetzt allgemein Papphülsen mit Metalleinlage bezeichnet.

Gadbrud, der Drud, unter dem die bei der Pulverentzündung im Gewehrkanal entstehenden Gase sich befinden und den sie ausüben. Er wird meist in Atmosphären angegeben.

Gatter f. Wildzaun.

Gäster f. Aftern.

Gäse, die Mundteile und Nahrung des edlen Haarwildes; für Sauen wendet man aber anschließend die Ausdrücke Gebreche (Gebräch) hinsichtlich der Mundteile und Fraß (Geßraß) für die Nahrung an.

Gebirgshirsch f. Berghirsch.

Gebiß, die Gesamtheit der Zähne des Raubwildes, zoologisch überhaupt aller Säugetiere. Die bei dem Haarraubzeug durch ihre langgestreckte, schwach gebogene Gestalt gekennzeichneten Eckzähne werden Frang- oder auch wohl Reißzähne genannt, doch kann letztere Bezeichnung mißverstanden werden, da zoologisch ein bestimmter, meist durch seine Größe ausgezeichneter Eckenzahn — im Oberkiefer gewöhnlich der letzte falsche, im Unterkiefer der erste echte — Reißzahn genannt wird.

Gebräch (Gebräche, Gebrech), das, der von dem Schwarzwild aufgewühlte Boden,

auch die Mundteile, vornehmlich der Rüssel, mit welchem es im Boden bricht.

Gebrauchshund, ein Vorstehhund, der jagdlich vielseitig Verwendung finden kann (Feld-, Wald-, Wasserarbeit, Vertorenappontieren, Schweißarbeit auf Schalenwild usw.). Als Feldgebrauchshund wird ein Hühnerhund bezeichnet, der auch zuverlässig vertorenappontiert (s. *Vorstehhund* und *Dressur*).

Gebrauchshundprüfung (Gebrauchsjuche), eine Prüfung der Vorstehhunde, bei der sie ihre Tüchtigkeit als Gebrauchshunde nachweisen sollen. Näheres s. *Kynologie*.

Gebrauchshundstammbuch s. *Stammbücher*.

Gebrauchsjuche s. *Gebrauchshundprüfung*.

Gebredje s. *Gebüch*.

Gehege, die vertrockneten Baststücke, welche das geweiß- bzw. gehörnttragende Wild beim Fegen abwirft. Diese Stüde zerfallen oft in so kleine Teile und schrumpfen nach dem Abfallen so zusammen, werden auch vom Wind weggeweht, daß man sie selten findet, woraus die irrtige Annahme mancher Jäger herzu-leiten ist, daß seltene Wild die diesen Bast.

Geflügelcholera kommt zwar hauptsächlich bei Hausgeflügel vor, ist aber auch bei Federwild, und zwar bei Fasanen, Wildenten und Schwänen, nicht selten. Sie wird hervorgerufen durch Spaltpilze (Bazillen), die im Blute und allen Organen der erkrankten Tiere zu finden sind. Gesunde Tiere fressen sich an, indem sie Futter oder Wasser aufnehmen, die durch Entleerungen kranker Tiere oder mit Teilen von krankem, getötetem oder verendetem Geflügel verunreinigt sind. Die Krankheit verläuft zuweilen so rasch, daß die tags zuvor noch gesund erschienenen Tiere morgens tot aufgefunden werden. Bei längerer Krankheitsdauer erscheinen die Tiere traurig, lauern sich zusammen und entleeren einen grünlichen, flüssigen und übelriechenden Kot. Sie lassen den Kopf hängen, atmen mit aufgesperrtem Schnabel und verfallen schließlich in einen schlaffartigen Zustand. Abgesehen von plötzlichen Todesfällen dauert die Krankheit gewöhnlich 1 bis 3 Tage. Krankes zahmes Geflügel kann versuchsweise mit Lösungen schwach desinfizierender Mittel innerlich behandelt werden, jedoch sind die Aussichten auf Heilung gering. Gründliche Desinfektion von Ställen, Volieren, Schwimmbädern usw., wo cholerakrankes Geflügel sich aufgehalten hat, ist unbedingt erforderlich. An der Seuche eingegangenes Geflügel oder Federwild ist tief zu vergarben oder zu verbrennen. Außer den veterinärpolizeilichen Maßnahmen zur Bekämpfung der Geflügelcholera können auch Schutzimpfungen, von denen mehrere Arten zu Gebote stehen, versuchsweise Anwendung finden.

geflügelt (flügelahm) ist Federwild, dem ein oder beide Flügel zerstoßen wurden; nicht zu verwechseln mit gelähmt, worunter man das Abnehmen des vorderen Flügelgelenks durch Operation versteht, um den Vogel für immer unfähig zum Fliegen zu machen. Die meisten frei umhergehenden Vögel in zoologischen Gärten oder in ähnlicher Gefangenschaft sind gelähmt.

Gefräß s. *Geäse*.

Gegenfeuer, letztes Mittel zur Bekämpfung ausgebreiteter Waldbrände. Dieses wird in genügender Entfernung von entgegenkommenden Waldfeuer an einem Gefell oder Weg, dessen Mitte vom brennbaren Bodenüberzug frei sein muß, um ein Überlaufen des Feuers zu verhindern, angelegt. Das Gegenfeuer triecht erst langsam vorwärts, schlägt aber dann in die Höhe und brennt, von dem durch das Hauptfeuer angefachten Luftzuge angezogen, diesem rasch entgegen. Nach dem Zusammentreffen des Hauptfeuers mit dem Gegenfeuer ist meist jede Gefahr beseitigt, zumal durch das Gegenfeuer ein breiter Eiderheitsstreifen geschaffen worden ist, der eine Verbreitung des Hauptfeuers verhindert.

Gehänge, Hirschfängerkoppel und Hornfessel; Kreuzgehänge, Kreuzzeug nennt man bei Parabeunformen das Zangebier, an dem mitunter der Hirschfänger getragen wird, und die kreuzweise darüber hängende Hornfessel. **Gehege**, die einem Wurf angehörigen Jungen eines Raubtieres; wird in diesem Sinne auch für Gänse und Enten verwendet (Gede).

Gehege, eine Ortschaft, Wald, Feld oder Gewässer, wo das Wild weidmännlich gepflegt und behandelt, also gehegt wird. Es kann dies derart geschehen, daß man dem vorhandenen Wild besondere Pflege durch Schutz, Nahrung und geregelten Abschluß angedeihen läßt, oder daß man in verdödete Reviere solches einführt bzw. aussetzt und sich vermehren läßt. Ein Jagdrevier, welches im Gegenjatz dazu nur rücksichtslos ausgeschossen und ausgeraubt wird, kann also niemals, selbst wenn es noch leblichen Wildstand hat, ein G. genannt werden. Ein G. hat ursprünglich die Bedeutung eines freien Reviers, keines umschlossenen Raums, ist also weder Tiergarten noch zahme Fasanerie; Einrichtungen, die man in früheren Zeiten kaum kannte, wo es Gehegereiter (Gehegereiter) und Gehegemeister gab, denen die Pflege solcher Wildbahnen wirklich und ausschließlich oblag, während die Prädikate, wo sie jetzt noch vorkommen, lediglich Titel sind. So ist z. B. das bekannte Revier Ivenhorst in Ostpreußen, in welchem dem Elchwild alle nur denkbare Pflege im freien Stande geboten wird, ein Elchwild-

gehege. Ein Hasengarten ist aber kein Hasengehege, dagegen ist ein Feldrevier, in welchem die in dem Hasengarten etwa gezüchteten Hasen ausgelegt und besonders geschützt werden, ein solches. In einem Hasengehege werden die Hasen gefüttert und sonstwie gepflegt, dennoch ist es nicht gleichbedeutend mit einer zahmen Hasenerie.

gehen vom Biber, Dachs und Otter, wenn sie sich auf dem Lande ruhig fortbewegen. Manche sagen auch von einem Hunde, der auf Schweiß zu brauchen ist, er geht auf den Schweiß. Beim Hochwilde geht das Tier hochbeschlagen; der Hirsch geht hoch oder niedrig, je nachdem er mit oder ohne Geweih ist.

Gehöre, die Ohren des Schwarzwildes und Haarraubzeuges; s. a. *Lauscher*.

Gehörn, der Kopfschmuck des Rehbockes, Stein- und Schafwildes. Das Rehgehörn (Gewicht) ist nur im zoologischen Sinne als Geweih, sonst stets als G. zu bezeichnen; s. *Geweih*.

Geier (Vulturidae), Familie aus der Ordnung der Raubvögel. Sie gehören (mit den Falken) zu den Tagraubvögeln. Kopf nackt oder nur mit Dunen bedekt, mit Ausnahme des Bartgeiers (Geierablers). Schnabel sehr stark, hühnerartig gestreckt; Mittelzehe bedeutend länger als Außen- und Innenzehe. Bindehaut vorhanden. Hauptnahrung Aas; nur in der Rot vergreifen sie sich an lebenden Tieren.

1. Unterfamilie: Geierabler (Gypaetinae).

Kopf und Hals vollständig, Lauf größtenteils befiedert. Mittelzehe wesentlich länger als Außen- und Innenzehe; Bindehaut nur zwischen Mittel- und Außenzehe. Sehr starker, gestreckter Schnabel; Wachshaut durch die nach vorn gerichteten Borsten ganz verdeckt. Starke Borsten bilden unter dem Kinn einen dunklen Bart.

1) Bartgeier, (*Gypaetus barbatus* L., Vultur barbatus Brisson; Lämmergeier).

Beschreibung.

! Länge (a. B.) 120 bis 125 cm, Breite bis etwa 280 cm, Stoß 53, Schnabel 10, Mundspalte 9,4, Lauf 9, Mittelzehe 7,8, ihre Kralle 2,8, Innenzehe 4,1, ihre Kralle 3,4 cm. Alter, ausgefärbter Vogel: Vorderkopf gelblich-weiß; Hals gelb, auf der Kehle bis an die Brust rötlich; auf der Oberbrust eine halbrunde, schwarz gefärbte Binde; die übrige Vorderseite mit Einschluß der Hosen oder gelb, mehr oder weniger rötlich (rostfarben). Ältere B. werden in der Gefangenschaft an den sonst rostfarbenen Stellen weiß, was früher zu der Annahme führte, die rostgelbe Farbe rühre vom Baden im eisenhaltigen Wasser her. Stoßbeneder Unterseite gelblich mit dunklen, breiten Schafstflecken.

Oberbürden und Flügelbeneder braunschwarz mit weißen Schäften und solchen Spitzen, welche sich nach den Schwingen hin verlieren; diese sind aschgrau mit weißen Schäften und dunklen Rändern. Unterrüden und obere Stoßbeneder schwarzbraun mit grauem Anflug; Schäfte und Spitzensäume weiß. Unterseite des zwölffederigen Stoßes faßl schwarzgrau, die Schäfte mit dunkelgrauen Zeichnungen. Der sehr auffallende Kopf mit dem starken, sattelförmig aufgeschwungenen, dunklen Schnabel und den die Nasenlöcher verdeckenden, starren, schwarzen Bartborsten hat von den Mundwinkeln über die Augen hinweg je einen glänzenden schwarzen Streifen, welche auf dem Scheitel zusammenlaufen und die Stirn von diesem trennen; am Unterschnabel ein steifer, vorwärts gerichteter, schwarzer Bart; das hochgelbe Auge hat einen roten Ring. Wachshaut fahlblau; Zehen bläulich-grau, klein geschildert, sehr kräftig, aber mit nur schwachen Krallen. Dieses betamteste ausgefärbte Kleid ist aus einem düsteren, erdbräunen Jugendkleid entstanden. Auge des jungen B. aschgrau, Schnabel horngrau, an der Spitze dunkler; Kopf und Hals dunkelbraun, ganze Unterseite hell lehmfarben mit dunkleren, verwaschenen Flecken. Die Oberseite dunkelbraun, mehrschach hellgefleckt. Dunenkleid bräunlich-gelb; Wachshaut grünlich. Der B. ist mit keinem anderen Vogel zu verwechseln, weil der eigentümliche, geierartige Kopf, der mächtige, keilförmige Stoß und der mit starren, zugespitzten Federn dicht besetzte Adersals sowie der ungeheure Fittich ihn zu einem Bindeglied zwischen den Adlern und Geiern machen (Geierabler). An den Geier erinnert er durch die flache Stirn mit dem ansteigenden Hinterkopf, welche beide mit kurzem, wolligem, von einigen harten Federn durchsetztem Flaum bedekt sind, das flach liegende Auge, die schwachen Bäuse mit der langen Mittelzehe und seine Liebhaberei für das Aasfressen, wogegen sein wunderbar reizender, ein „chern klingendes Brausen“ hervorrufernder Flug, das feurig blidende Auge und die befiederten Fänge sowie endlich sein Angriff auf lebende Tiere ihn offenbar den Adlern, und zwar den edlen, zugehellen. Sein Schrei klingt wie ein durchdringender Pfiff.

Verbreitung, Nahrung.

Im 18. Jahrhundert noch in allen Alpenländern ziemlich häufig auftretend, sind die Bartgeier in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch fortwährende Verfolgung (Abschießen und stete Eierwegnahme) äußerst schnell zurückgegangen. Der B. ist in der Schweiz (Lämmergeier), in Tirol und in Deutschland ausgerottet. Er kommt in Europa noch vor in den südlichen Alpen,

den Pyrenäen und der Sierra Nevada; so ziemlich auf der ganzen Balkanhalbinsel (Gebirge Rumäniens, Siebenbürgens, Bulgariens, Bosniens, Montenegros und der Herzegovina); hier brütet er noch ab und zu in den unzugänglichen Gebirgen. Leider geht der V. hier an dem für Wölfe und Füchse ausgelegten Gift vielfach zugrunde. In Griechenland (z. B. Parnass) und auf Cudba noch ziemlich häufig (auf den Kykladen selten); im Kaukasus, auf den Inseln Sardinien und Korsika. In Asien Altai und Taurische Gebirge, Himalaja, Tibet, Mandchurie. In Afrika Hochgebirge von Nordafrika, Abessinien (von hier nach den Südwestgebirgen Arabiens), Kapland. — Der V. führt ein einfielerisches Leben auf den Firnen der Alpen, kommt bei strengen Wintern zwar tiefer herab und wird sogar vom Hunger den menschlichen Ansiedelungen zugetrieben; doch steigt er immer wieder zu seinen unzugänglichen Höhen auf.

Lebensweise, Nahrung.

Nach den Beobachtungen von Girtanner in St. Gallen, dem besten Kenner des V., ist der Flug wahrhaft reizend, lausend und, wie v. Hugel bestätigt, oft so blischnell, daß man deutlich das sturmartige, fast metallisch klingende Rauschen seines Gefieders vernimmt; lange Zeit ohne Flügelschlag und ungemindert flüchtend, wobei der Vogel in gerader Richtung und gleicher Höhe über Täler und Gebirgskämme oder in unabsehbare Ferne dahinzieht, unbelümmert um Menschen und ihre Wohnungen. Aber erstere streicht er gelegentlich so niedrig und sorglos dahin, daß man nicht weiß, ob er infolge seines einsamen Lebens die Gefahr nicht kennt oder verachtet oder Angriffspläne gegen sie habe; es ist sogar mehrfach vorgekommen, daß er, plötzlich herabstoßend, sich dem Wildheuer nahe gegenübergestellt hat, zum beiderseitigen Entsaunen. Tiere, welche weit von Abhängen stehen, greift er niemals an; eräugt er aber ein solches nahe am Abgrund, so beginnt er, nach Beobachtungen von Augenzeugen, von hinten heranstoßend, mit wichtigen Flügelschlägen das ausgeschreckte Tier mit großer Beharrlichkeit hin und her zu jagen und zu schlagen, bis es, völlig verwirrt und betäubt, nach dem Abgrund hin schießt; nun legt er seine ganze Kraft in die starken Flügel, mit betäubendem Zischen und Brausen schlagen und flatschen sie auf das abgehörte Opfer los, und wenn es sich auch mit den Hörnern zu verteidigen sucht, so macht es doch zuletzt aus Verzweiflung oder Anvorsichtigkeit einen Fehltritt und stürzt in die Tiefe, worauf der Räuber dem zerschellenden Opfer nachstreicht, es nötigenfalls gänzlich tötet und sofort zu tropfen beginnt. Bei Schneefällen und

Murmeltieren hat er leichteres Spiel, er jagt sie aus dem Gebüsch aufs Freie und betäubt sie mit einem einzigen Flügelschlag. Die Krallen sind daher weniger seine Angriffswaffen, dienen vielmehr zum Festhalten der Beute. In der Gefangenschaft ihm zugeworfenen lebenden Tieren setzt er den Schnabelnadeln auf den Kopf, und den Unterschnabel dagegen stemmend, brüdt er ihnen mit einem Ruck, wie mit einer Zange, den Schädel. „Knochen“, sagt Girtanner von seinem gefangenen Bartgeier, „waren ihm ebenso Bedürfnis wie Fleisch, mit Warz gefüllte zog er leeren vor. Messerscharfe Kantennadeln auf denselben, nadelfeine Spitzen und Eden genierten ihn nicht im mindesten. War das Futteral scheinbar voll, so süßte er einige heftige Schlingbewegungen aus, bei denen er den Kopf fast völlig um seine Achse drehte. Die scharfen Knochenkanten werden durch den bellantlich stark ätzend wirkenden, während der Verdauung in Menge sich absondernden Verdauungssaft sehr schnell erweicht und unschädlich gemacht.“ In Bulgarien beobachtete D. Reiser einen alten V., wie dieser über zwanzigmal einen Knochen auf einen einzelfestenden Felsknopf herabfallen ließ. Unverdroffen stieg der V. mit dem Knochen jedesmal in einer Schraubentiefe etwa 80 m hoch empor, machte genau über dem Knopf eine kurze Schwenkung und ließ hierbei den Knochen fallen. Auch wurde bei dieser Gelegenheit beobachtet, wie der V. den Knochen im Schnabel hielt und damit heftig gegen den harten Felsboden klopfte. Im Zinnrullengebirge sah Reiser einen sehr alten V., der energisch von einer Schär Alpendöhlen verfolgt wurde. — Im fernen Süden, wo der V. genügend Nahrung findet, ist sein Schaden sehr gering.

Das Gelege besteht meist nur aus einem Ei, sehr selten aus zweien; 1895 wurden in Griechenland sowohl 2 Eier als auch 2 Junge in einem Horste gefunden; das eine Junge war bedeutend stärker als das zweite. Das Ei ist etwa 83 : 65 mm groß, von grobem Korn, rostbräunlich oder bräunlich gefleckt und liegt in einem auf Knäppeln erbauten, mit Heu ausgelegten großen Horste, dessen Mulde mit Federn und Haaren ausgelegt ist. Die Legezeit beginnt in Spanien und Griechenland bereits im Januar, in Bosnien im Februar; Brutzeit wahrscheinlich 5 Wochen. Das Junge wird mit ausgewärmtem Fraß ansaufüttert, entwickelt sich langsam (Juni oder Juli flugbar) und kröpft erst später Knochen; Murmeltiere, Gamsstige, Zirklein, Lämmer sind die gewöhnlichen Opfer für den unerfättlichen Fresser.

Jagd.

Seine Erlegung ist reine Zufallsjagd; auch Fallen sind, außer vielleicht im strengen

Winter, kaum von Wirkuna. Der V. gehört zu den Tiergestalten deren Vorkommen sowohl durch Nachstellung als durch Nahrungsmangel immer beschränkter wird; denn es verringert sich nicht allein die Anzahl seiner Beutetiere, sondern auch der Kadaver, die ehemals häufiger liegen blieben als jetzt. An den Dorst ist in den meist unzugänglichen Felswänden nur schwer zu kommen, und selten reicht eine Büchsenkugel bis an seinen Stand auf hervorragender Kuppe. Die meist unerwartete Begegnung mit dem Jäger spielt sich in fast allen Fällen schneller ab, als der Gedanke an den Schuß ausgeführt wird, und läge in diesen Umständen sein besonderer Schuß für ihn, so wäre er bei seiner geringen Vernehmung und auffälligen Erscheinung längst der Ausrottung anheimgefallen. —

II. Unterfamilie: Geier (Vulturinae).

Starke (mit Ausnahme des kleinen ägyptischen Kasgeiers), auffallende Gestalten mit unbesiederten Köpfen, starken Schnäbeln, aber schwachen Krallen, großen, sadartigen Kröpfen und außerordentlichem Flugvermögen. Durch Vertilgen von Kas sehr nützlich in den südlichen Ländern.

1) Ägyptischer Kasgeier (*Neophron peronopterus* L.; Schmutzgeier, schmutziger Kasvogel, Kotgeier usw.). Länge (M.) 65, (W.) 68,5 cm, Fittichlänge 50, Breite bis 150 cm, Stoß 28, Schnabel 6,3, Lauf 9, davon besiedert 2,6, Mittelzehe 6, ihre Kralle 2,4, Außenzehe 3,6, ihre Kralle 1,7 cm. Kopf flach und kahl, leberfarbig wie die lange Wachsheit und der nackte Kropf, mit einzelnen weißen, borstenartigen Federn besetzt; Nasenlöcher länglich, der Firste gleichlaufend, ohne Scheidewand. Iris in der Jugend umbräunlich, im Alter rotbraun. Fänge trüb fleischfarbig, Krallen grauschwarz, die hinterste und innere am stärksten gekrümmt. Zehen unten beschützt, oben wie der Lauf grob geneigt. Zwischen Außen- und Mittelzehe eine Vindehaut. Der alte Vogel ist vorherrschend weiß, nur auf Nacken und Brust gelblich; die Handschwingen schwarz, oberhalb der Einschnürung grau. Im Nacken lange, lanzettförmige Federn. Das Gefieder des jungen Vogels düster erdbräunlich, Schwingen schwarz. Der kahle Kopf mit der nackten Kehle und dem dünnen, pfriemensförmigen Schnabel, der große Fittich und die langen, schwächlichen Fänge machen den A. zu einem auffallenden, keineswegs angenehmen Vogel, wozu noch der allen Geiern gemeine, stinkende Ausfluß aus den Nasenlöchern kommt. Dagegen hält er sein Gefieder sehr sauber, streicht leicht und gewandt und schraubt sich in Schneckenlinien bis in die Wolken. — Heimat Afrika, das südliche Europa, namentlich Spanien, von wo er

bis nach Frankreich und der Schweiz sich verbreitet; in Deutschland nur Jürgast. Felsige, an große Ebenen mit Wasserlächen grenzende Gegenden sind sein bevorzugter Aufenthalt; sie gewähren ihm keinen Fraß und vermöge der weiten Umschau die Möglichkeit, ihn aus der Ferne zu entdecken. Der Nachah, wie er in Afrika genannt wird, kröpft nicht nur Kas, sondern alles, was tierischen Ursprung hat, mit Ausnahme von Knochen: frisches Fleisch und Kas von warmblütigen Tieren, Fischen und Amphibien usw., ferner Urnat und Exkremente, besonders menschliche, die er in den Häusern aufsucht; selbst blutgetränkte Leinwand verschlingt dieser Fresser. Im Gegensatz zu anderen Raubvögeln trinkt und badet er oft. Natürlich ist sein Nutzen in sanitätspolizeifreien Ländern ganz unberechenbar, der Vogel unerfänglich, weshalb er als Haustier angesehen und geschützt wird. — Der A. horstet, je nach Lage seiner Heimat, vom Januar bis in den März in schwer zugänglichen Felsenhöhlen und legt stets nur 1 bis 2 Eier, welche etwa 65 : 49 mm groß, auf gelbem Untergrund mit rotbraunen Flecken und Punkten dicht besetzt, bald rundlicher, bald gestreckter sind und in vier Wochen ausgebrütet werden. Den Jungen speien die Alten den Fraß aus dem Kropfe vor, später werfen sie ihnen Kas ohne weitere Zubereitung hin. Der A. ist natürlich sehr leicht zu schießen.

2) Weißköpfiger Geier (*Gyps fulvus* Gray, *Vultur f. Cm.*, *Gyps vulgaris* Savigny; Gänsegeier). Länge (W.) 105 bis 115 cm, Fittichlänge 70 bis 75 cm, Stoß 33, Schnabel 7,5, Lauf 10, Mittelzehe 10,5, ihre Kralle 3,8 cm. Kopf und Hals sind mit weißem Flaum bedeckt, vom Nacken nach dem Kropf ein weißer, zerfahrender Federtragen. Kopf mehr lang als breit, einem Gänsekopf ähnlich, wober der Name Gänsegeier. Die Hauptfärbung ist fahles Gelbbraun; Unterrücken und Stoß schwarzbraun, auch die hell gefärbten oberen Flügeldecken; Handschwingen schwarz. Der 14federige Stoß überragt in der Ruhe die Flügel, der dunkel hornfarbige Schnabel schweift sich etwa in der Mitte aufwärts aus und endet in einem kurzen, starken Haken. Wachsheit bläulich, Fänge bläulich-grau. — Aufenthalt: Mittelmeerländer. Er brütet in Spanien, Südfrankreich als sog. „spanischer Gänsegeier“ (Gefieder etwas heller, auf der Unterseite kürzere, rundere Federn), in Slavonien, Südbungarn, Karpathen, Wallaländern usw., Mittelasien (bis China) und Nordafrika. In Deutschland öfter beobachtet und erlegt (in Dürren 3. W. 2 Stück 1881). Im Gegenlaß zum Mönchsgeier ist er fast ausschließlich Bewohner der felsigen Wüsten und Steppen und nur ausnahms-

weise im Wald horstend gefunden worden. Die Gänsegeier leben sehr gesellig. Sie haben ihre bestimmten Nachtstände auf hohen, schroffen Felswänden, die sie erst spät am Morgen verlassen, nachdem die Sonne sie gehörig durchheizt hat. Dann schwingen sie sich in langsamen Schraubelinien auf und streichen nach Fraß umher, den sie in der Nähe menschlicher Niederlassungen, auf Karawanenstraßen, und wo ähnliche Gelegenheit ist, suchen und finden. Darauf streichen sie zur Tränke und halten dann auf ihren Felsen lange Sieste, mit ausgebreiteten Flügeln und weit aufgesperrtem Schnabel sich von der heißen Sonne beschneien lassend, bis der stets rege Appetit sie wieder zum Umherstreichen anregt. Gewöhnlich legt das Weibchen im Februar ein Ei (selten zwei) in schwer zugänglichen Felsenhöhlen mit engem Eingang. Weist liegt es auf dem Schmutz des Bodens, selten auf einem dünnen Laubwert; Durchschnittsmaß 92 : 66 mm, rauhschalig, trübweiß und nur selten mit einigen spärlichen bräunlich-roten Flecken gezeichnet. Brutzeit etwa 40 Tage. Das Männchen beteiligt sich am Brutgeschäft. Das Junge braucht etwa 3 Monate, bis es flugbar ist, und verlitgt außerordentlich viel Fraß. — In der Nähe des Horstes wird der B. vom Sabichs- (Bonelli-) Adler heftig angegriffen und vertrieben. — *I a g d.* Leicht zu erlegen ist der B. am Horst, vorausgesetzt, daß dieser bis auf Schußweite zugänglich ist. Der sonst sehr scheue Geier beachtet den Jäger hier wenig. Nur ein sehr gut sitzender Kugelschuss wird — namentlich im Fluge — Wirkung haben. Am Luder sind alle anderen Geier viel leichter zu schießen als der B. Das Berdste für den Jäger muß sorgfältig gewählt und durchaus unauffällig sein, wenn man auf den B. zu Schuss kommen will, da er sehr vorsichtig ist, lange die Gegend beobachtet und selbst beim Kröpfen freien Ausblick haben will. Das Luder darf daher nie in einer Mulde ausgeworfen werden, sondern muß immer auf einem freien, hoch gelegenen Punkte liegen. Ist es richtig ausgelegt, dann finden sich sicher auch bald die B. ein. Man erkennt sie wie Punkte im hohen Ather, die sich herunterschrauben, in einiger Entfernung vom Luder sitzen, um die Gegend erst zu beobachten, und dann in eigentümlichen Galoppstrüngen mit halbgelüfteten Flügeln ihm zueilten. Auch kann man sie in Schlingen fangen, die man im geöffneten Leib des gefallenen Tieres auf Leber und Lunge legt; gierig stecken sie den Kopf tief in die Bauchhöhle und fangen sich somit in der Schlinge. Die Morgenländer schätzen und schätzen den Gänsegeier als einen für sie nützlichen Vogel. In Griechenland wird er wegen seines Fettes verfolgt, das zur Linder-

ung rheumatischer Schmerzen verwertet wird. In Oesterreich (Herzegowina) sind die B. sehr vermindert worden.

3) *Mönchsgeier* (Vultur monachus L., V. cinereus Naum.; grauer Geier, Kuttengeier). Länge (W.) 119 bis 125 cm, Breite bis 270 cm, Stoß 40, Schnabel 8,3 cm, Lauf 13, Mittelfeße 10, ihre Kralle 3,5, Innenfeße 4,5, ihre Kralle 2,9 cm. Der Hals ist über die Hälfte nackt, und an jeder Schulter steht ein beweglicher Büschel fein zerschliffener Federn; Kopf breit, Zunge am Rande glatt. Die Gesamtfärbung dieses starken Geiers ist ein dunkeres Dunkelbraun, fast schwarz auf den größeren Schwingen, mittleren Stoßfedern, Unterrücken und Hosen. Auf der Oberseite des Kopfes bräunlich-weißer Flaum, Augentreis nackt, der übrige Kopf dunkelbraun mit weißen Dunen. Die Vorderseite des Halses hat dunkelbraune Haarfedern mit bräunlichen Dunen, die Hinterseite etwa zur Hälfte von oberher blaugraue, nackte Haut. Oberhalb des Kropfes und diesen zum Teil bedeckend ein dunkelbrauner, zerschliffener Federbüschel, welcher vom Kropf die Halsseiten bis an die nackte Nackenseite umschließt. Schnabel und Krallen schwarzgrau, ersterer von der fleischfarbigen Bachshaut fast zur Hälfte bedekt, mit scharf gebogenem, 2 cm langem Haken. Stoß keilförmig; die langen Armschwingen fallen in der Ruhe über die Handschwingen, vierte Schwinge die längste. — Der M. ist häufig in Südeuropa (Spanien, Südfrankreich, Korzika, Dalmatien); Horstvogel in Slavonien, Rumänien, Herzegowina (Konjica) und in allen ihm zugehörigen Teilen der Balkanhalbinsel, aber auch in Deutschland (1844 bei Lizen, 1881 2 bei Stallpöden und Br.-Enlau, 1894 bei Rohrungen und im Rai 1906 bei Reidenburg), Ungarn, sogar in Luz- und Livland wiederholt beobachtet und erlegt worden. Er ist mit Vorliebe Waldvogel, so daß sein Horst, den er auch stets als Nachtstand benutzt, fast immer auf starken, breitästigen Bäumen — nur im Süden auf Felsen — steht. Er brütet stets einzeln und nicht — wie der weißköpfige G. — in Gesellschaften. Im Februar oder März legt das Weibchen nur ein Ei, ausnahmsweise zwei, das auf trübweißem Grunde mit braunen Flecken und Punkten dicht bedekt, rauhschalig, 93 : 69 mm groß ist und in etwa sechs Wochen (oder sogar 51 Tagen) ausgebrütet wird. Männchen und Weibchen wechseln beim Brutgeschäft ab. Das Dunenkleid der Dunenjungen ist rauchgrau mit schwach gelblichem Ton; sie haben im Genick einen vollständig nackten Fleck. Mit dem Steinadler lebt er in großer Feindschaft. — Der Mönchs- oder Kuttengeier ist fast ausschließ-

lich Raßfresser, kann also dauernd nur in Gegenden leben, die ihm Raß hinlänglich gewähren; er greift in der Not jedoch auch lebende Tiere, wie Fiesel, Eidechsen u. a., wird aber, wenn er sich zu uns verstreicht, oft so schwach vor Hunger, daß er totgeschlagen werden kann. In seiner Heimat gehört er zu den nützlichen Vögeln, da er die Reinigung der Gegenden von den stinkenden Kadavern übernimmt. — Die Jagd auf diesen Vogel wird kaum ernstlich betrieben, nur die Reisenden stellen ihm nach und schießen ihn — am besten mit der Kugel — meist am Luder; ist er vollgetränkt, so kann man ihn durch schnelles Anreiten schußmäßig antommen, da er nur schwer zum Aufstehen zu bewegen ist. Ist er angeschossen, so speit er sofort den Fraß aus, wie es auch die anderen G. tun.

Literatur: Naumann, Naturgeschichte der Vögel Wielenkopas; Kieselthal, Die Raubvögel Deutschlands; E. Schöff, Ornithologisches Taschenb. 2. Aufl.

Geieradler s. Geier I.

Geilen (Geschrot), der Hodensack der Raubtiere einschließlich Hunde; beim Schalenwild, Hasen und Kaninchen Kurzwildbret genannt.

Geißsäcke, zwei Drüsen, welche der Biber nahe am Weibloche und den Geschlechtssteilen innerhalb der Bauchhöhle besitzt, und die das berühmte Bibergeiß absondern und aufspeichern (vgl. Biber, Beschreibung).

Geiß, häufig gebrauchte Bezeichnung für das weibliche Gemswild, Reh-, Stein- und Rüsselwild, seltener für das Damtier (also Gemsgeiß, Rehgeiß). Der Ausdruck wird wohl hauptsächlich dort gebraucht, wo man die Ziege G. nennt. Beim Gemswildjäger ist G. stets die Gemsgeiß.

Geißkopfschnepfe s. Uferschnepfe 2.

gejagt s. Jacke.

gelähmt s. geflügelt.

Geläuf, das, die Spuren des Federwildes.
Geläute, der Laut jagender Hunde, sei es der einer Parforcecemeile oder jagender Braden bei der Treibjagd.

Gelbschopf s. Enten II, 3.

Gellege, die Gesamtheit der Eier, welche ein Vogel für eine Brut legt bzw. zu legen pflegt.

Gelleiter, bei den Stedgarnen oder Treibzeugen die beiden zur Seite gehenden Flügel, durch welche das Federwild in den Harnen getrieben (geleitet) wird; s. a. Jagdnetze, Stedarne.

Gelentgewehr, ein Gewehr mit verstellbarem Schaft. Es wird zur Ermittlung der Schafslage benutzt, hat aber, da von einem Gebrauchsgewehr sehr abweichend, wenig praktischen Wert.

Gelenkrheumatismus des Hundes äußert sich in plötzlichem Lahmgehen auf einem oder

mehreren Läufen, sowie Anschwellung und Schmerzhaftigkeit des ober der Gelenke. Behandlung s. *Muskelrheumatismus*.

gelt ist ein Stück weibliches Wild, das wegen Alter, Mangel an männlichem Wild oder aus sonstigen Gründen sich nicht fortpflanzt. Da solches Wild meist sehr gut an Wildbret ist, wird es mit Vorteil abgeschossen. Doch überzeuge sich der Jäger erst durch längere Beobachtung, ob das betreffende Stück auch wirklich g. ist, bevor er zum Abschusse schreitet.

Gelänge s. Aufbruch.

Gemäsch, die Maschen der Jagdnetze.

Gemeindejagd. Die Jagdberechtigung ist wohl ein Ausfluß des Eigentums am Grund und Boden, sie darf aber nur auf benannten Grundstücken ausgeübt werden, die eine bestimmte Mindestgröße und Beschaffenheit haben, so daß ein ordnungsmäßiger Jagdbetrieb ermöglicht wird. Alle übrigen Grundstücke werden zum Gemeindejagdbezirk zusammengelagt und entweder von der Gemeindebehörde oder der Gesamtheit der Eigentümer verwaltet. Für die Verwaltung gibt es bestimmte Vorschriften; als Regel gilt die Verpachtung. Ausnahmsweise kann die Jagd ruhen oder durch angestellte Jäger besprochen werden. Den Grundeigentümern ist ein gewisser Einfluß auf die Verwaltung der Jagd eingeräumt. Sie haben Anspruch auf einen verhältnismäßigen Teil der Jagdeinkünfte und auf Ersatz des Wildschadens.

Gemerz, Schweiß, auch schweißige Fährte.

Gemöbart, beliebter Schmuck für Jagdhüte; wird aus den langen Haaren des Gemswildes gemacht, die zur Brunstzeit auf dessen Widerrist stehen.

Gemse s. Gemswild.

Gemsenräude, eine durch Milben (*Sarcoptes rupicaprae* Hering) verursachte Hautkrankheit der Gemsen, die hin und wieder zu allgemeinem Siedtum führt und zeitweise bedeutende Opfer gefordert hat. Die krankhaften Veränderungen der Haut (Lieblingsstige der Milben sind Kopf, Rücken und Beugeseiten der Läufe) ähneln in hohem Grade der Ziegenräude, mit der die G. vielleicht identisch ist.

Gemslig, junge Gemse bis zur Vollendung des ersten Lebensjahres.

Gemstrideln, das Gehörn der Gemse.

Gemstugel, dicht zusammengeballte, nußgroße, runde Masse, welche man, meist in der Mehrzahl, bei manchen Gemsen im Magen findet und die aus unverdaulichen Pflanzensafeln und Haaren besteht. Früher wurden die G. als Arzneimittel benutzt.

Gemswild (*Rupicapra*; Gemse, Gams, Gamsb, Kridelwild); Gattung aus der Familie der zu den Hohlhörnern (*Cavicornia*) unter den Wiederläufern gehörenden Antilopen. Man

kennt nur eine Art, auf welche die obigen Bezeichnungen angewendet werden und deren wissenschaftlicher Name nach den neueren Anschauungen *Rupicapra rupicapra* L. ist; ältere lateinische Namen sind *Capolla rupicapra* Keys. und Blas., *Rupicapra tragus* Gray.

Weibmännliche Ausdrücke.

Im wesentlichen dieselben wie beim Rotwild. Doch spricht man von Böden, Geißen und Kiepen. Die Hörner heißen Krideln, Kruden. Als Brunstige bezeichnet man eine an der Wurzel jedes Hornes liegende Drüse, die besonders zur Brunstzeit stark absondert. Die langen Rückenhaare des Bodens in der Brunstzeit heißen Gemswbart; er ist gemeinlich, wenn er helle Spitzen hat. Alte, alleinstehende Böde werden Einsiedler, Laub-, Latschen-, Stoßböde genannt. Die Gemse stellt sich ein oder steht ein, wenn sie nach unzugänglichen Stellen, Einständen, wechselt.

Beschreibung.

Die G. hat einen kräftigen, gedrungeneren Körper mit besonders starken, zur Fortbewegung auf felsigen Boden geeigneten



1. Gemswild.

Läufen. Der Kopf ist nach dem Windfang (Nase) zu wenig verjüngt, doch steigt die Stirn steil an. Die Krideln, im unteren Teil mit Längsfurchen und sehr schwachen Querringen versehen, steigen steil empor und biegen sich im oberen, glatten Drittel hakig nach hinten, beim Bod mehr, bei der Geiß weniger. Die Lauscher sind schmal und spitz, von mäßiger Länge; die Lichter groß und ziemlich stark hervortretend. An den Läufen sind die Fesseln sehr kräftig, die Schalen haben eine schmale Sohle mit wenig ent-

widelten Ballen, aber scharf hervortragende Schalenwände. Die Färbung der Gemse ist nach den Jahreszeiten verschieden. Im Sommer ist die Hauptfarbe ein etwas wechselndes Lehmgelb, das nach den Läufen zu allmählich dunkelbraun wird. Aber die Mittellinie von Rücken und Hals zieht sich ein dunkler Kalkstreif, der sich an den Lauschern teilt und jederseits am Kopf als breiter, dunkler Streifen bis zum Geäse verläuft. Das viel langhaarigere Winterkleid, in dem das G. weit stärker und gedrungener erscheint als im Sommer, ist dunkelbraun bis schwarzbraun, der Kopf mit Ausnahme der dunklen Seiten heller gelbbraun. Längs der Rückenmitte verlängert sich zur Brunstzeit das Haar zu dem Gemswbart, der in den Alpenländern eine viel begehrte Putzier bildet und hoch im Preise steht, wenn er recht lang ist. Die acht Schneidezähne ähneln in der Form denen der Ziege, Eckzähne (Haken) fehlen, die Backenzähne besitzen lange Kronen und kurze Wurzeln. Der Zahnwechsel vollzieht sich sehr langsam, so daß eine G., welche im Herbst alle Zähne des bleibenden Gebisses aufweist, mindestens im fünften Jahre stehen muß.

Die Krideln finden sich bei beiden Geschlechtern und werden, wie alle echten Hörner, normalerweise nicht abgeworfen. Im ersten Herbst erscheinen sie als geringe Knöpfchen, die sich allmählich schwach nach hinten biegen, aber erst im zweiten Jahre richtig hakig werden und dann 11 bis 15 cm Länge, der Krümmung nach, erreichen. Sie ändern von jetzt an ihre Form kaum, nehmen dagegen an Länge und Stärke zu, ohne jedoch im höchsten Falle etwa 30 cm zu überschreiten. Bei der Geiß bleiben Länge, Umfang und Hakenbildung dem Bod gegenüber etwas zurück. Abnormitäten und Monstrositäten sind bei Gamskrideln im allgemeinen selten und



2. Kridel des einjährigen Gemswildes.



3. Kridel eines starken Gemswildes.

in der Regel auf Verletzungen zurückzuführen. Erwähnung verdienen vierhörnige Gemsen, deren Kopfzier aber meist mit Hilfe vierhörni ger Schaf- oder Ziegenhädel künstlich hergestellt ist.



4. Krudel einer Gemsegeiß.

Verbreitung, Aufenthalt. Als ausgeprochenes Hochgebirgswild findet sich die G. jetzt nur noch in den höheren Gebirgen, und zwar von den Pyrenäen bis zum Kaukasus, nördlich nicht über die Karpathen hinaus. In Deutschland stehen G. nur in Oberbayern, wo besonders die königlich bayerischen Reserviere gute Stände aufweisen. Ganz besonders reich aber sind die österreichischen Alpenländer an Krudelwild, auch Ungarn und Siebenbürgen sind gut besetzt. In der Schweiz war die Zahl der G. infolge der Jagdfreiheit sehr zurückgegangen, hat sich aber nach Einrichtung von Freibergen mit gänzlichlicher Schonung wieder gehoben. Die G. der Pyrenäen sowie die des Kaukasus weichen in der Färbung etwas von denen des Alpengebietes ab. Wenn auch, wie schon erwähnt, Hochgebirgswild, so reht doch die G. am liebsten im Waldgürtel unterhalb der Felsregion, die sie aber wegen der steten Verwundung an vielen Orten notgedrungen zu ihrem Stand gemacht hat, um nur im Winter die tieferen und geschützteren Lagen wieder aufzusuchen. In früheren Erdepochen gingen, wie fossile Funde beweisen, die G. noch viel tiefer hinab und waren damals kaum als Gebirgswild zu bezeichnen. Infolge der reicheren Klung werden die in der Waldregion lebenden G. merklich stärker als die der Felsregion.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Im Gegenatz zu den meisten anderen Wildarten sind die G. Tagtiere, die des Nachts ruhen, frühmorgens zur Klung ziehen, gegen Mittag sich niedertun, um bis zum Nachmittag wiederläuend der Ruhe zu pflegen und dann gegen Abend nochmals zu äßen. Die Krudel stehen in der Regel unter der Führung einer erfahrenen, alten Geiß und setzen sich aus Geißen, jungen Böden und jüngstem Nachwuchs zusammen, während die alten Böde außer zur Brunstzeit für sich stehen. Diese letztere fällt durchschnittlich in den November und dauert bis in den Dezember hinein. Der Haarwechsel ist dann beendet, das Wild präsentiert sich in der Fülle seiner

Kraft. Die Brunstgeißen sondern, besonders stark bei den Böden, eine schmierige, bodartig riechende Substanz ab. Die alten Böde treten zum Krudel, machen ihren Gefühlen durch eine Art von grunzendem Wöfen Lust, lämpfen oft erbittert mit gleich starken Nebenbuhlern, schlagen schwächere ab, werden aber, ebenso wie der Brunsthirsch, oft von geringeren Böden, die ständig beim Krudel umherlungern, betrogen. Ähnlich wie beim Hirsch bildet sich beim Gemswild ein Brunstfled am Bauche. Bei einer Trächtigkeitdauer von etwa 21 Wochen fällt die Sezzeit der Gemse meist in den Mai. Die hochbeschlagenen Geißen sondern sich vom Krudel ab und genügen einige Wochen nur ihren Mutterpflichten den Kitzen gegenüber, deren sie entweder je eins oder zwei setzen. Gegen Ende des Sommers sind dann die Krudel wieder vollzählig.

Die Klung des Krudelwildes besteht im Sommer aus Gräsern, aromatischen Gebirgskräutern, Laub usw.; im Winter ist oft Schmalhans Küchenmeister und es müssen Zweige, Knospen, Rinde usw. herhalten, wenn nicht, wie es in gut gepflegten Reservieren geschehen soll, gefüttert wird. Salzlecken werden mit Begierde angenommen. Außerordentlich groß und sprichwörtlich ist die Schnelligkeit und Leichtigkeit, mit der die G. die Schwierigkeiten ihres Standes überwindet; die schmalsten Grate, schwindelnde Abgründe, senkrechte Felswände schreden sie nicht; Schluchten von 4 bis 6 m Breite werden übersallen, auch Sprünge in bedeutende Tiefen scheut die G. nicht. Während sie die Gefahren des Hochgebirges im Sommer spielend überwindet, hat sie aber zur Winterszeit härter um ihr Leben zu kämpfen und erliegt nicht selten in diesem Kampf. Hoher Schnee, Stürme, Glatteis, Lawinen fordern alljährlich Opfer in nicht unbeträchtlicher Zahl. Vom Raubzeug hat das Gemswild bei uns außer dem gelegentlich vielleicht ein Kitz reisenden Fuchs zur Hauptsache den Steinadler zu fürchten, der sich nicht nur auf Kitze beschränkt, sondern auch ältere Stüde angreift und entweder in einen Abgrund treibt oder so lange ängstigt, bis sie endlich ihm zur Beute fallen. Außerhalb Mitteleuropas kommt als Feind der G. unter den starken Raubvögeln auch der Lämmergeier in Betracht, und vom Haartaubwild Luchs, Bär und Wolf. Von Parasiten haben wiederholt Lungenwürmer stark unter Gemswildern aufseräumt; auch Leberegel und Blasenwürmer werden zuweilen gefährlich. Milzbrand, Maul- und Klauenseuche und andere, unsere Haustiere besellende Krankheiten kommen auch bei G. vor, zum Teil wohl durch Schaf- und Ziegenherden ins Gebirge verschleppt. Auch Raube ist mehrfach

in größerem Umfange aufgetreten und tödlich verlaufen. — In der Gefangenschaft läßt sich die G. bei verständiger Pflege jahrelang halten; sie pflanzt sich dann auch, wenn schon nicht gerade häufig, fort. Auch Bastarde mit Ziegen kennt man.

Jagd.

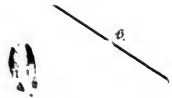
Die Gemswild ist mit einer Romantik umkleidet wie wenige Jagdarten. Nicht nur

muß der Gemswildjäger mit hervorragenden Sinnen begabt sein, um es mit einem so hochbegabten Wilde wie die G. erfolgreich aufzunehmen, sondern er muß sich auch eines Körpers rühmen dürfen, so hart und fest wie das Gestein unter seinem eisenbeschlagenen Schuh und dennoch so elastisch wie der des Bergwildes. Aber gerade dieser Kampf mit Wild und Elementen entflammt den Gemswildjäger zur leidenschaftlichen Jagdlust, und mag auch mancher Gefährte, mancher Vorfahr im Abgrund zerschellt und unbestattet liegen, dies hindert ihn nicht, den gleichen Pfad zu erklimmen, dasselbe Schicksal zu teilen! Birch und Anstalt sind die gewöhnlichen Jagdmethoden des einsamen Bergjägers; zu Treibjagden gehören viele klingende Mittel, die jener nur vom Hörensagen kennt. Sowie die Dämmerung das Aufsteigen eben zuläßt, macht sich der Jäger auf seinen beschwerlichen Weg, um das Einwechseln der Gemsen zu beobachten oder diese zu spüren, wo der

Boden es eben zuläßt, und hat er bei gutem Wind, vielleicht mit Hilfe des Fernrohrs, einen guten Bod bestätigt, so gilt es, ihn anzubirschen, meist zu übersteigen. Ist dies nach mühsamem Klettern gelungen, so kann ein überhängender Felsblock, ein Föhrengebüsch verhängnisvoll werden und zu weiterem Steigen zwingen, und geht alles gut, sitzt die Kugel nach Wunsch, so rollt der Bod vielleicht in die Tiefe oder steigt schwer krank in eine Wand, aus der er nur unter äußerster Lebensgefahr herauszuholen ist. Dann werden ihm die vier Läufe zusammengeschnürt, durch welche der Jäger den Kopf steckt, um so oder mit der im Rudersack untergebrachten Beute den oft stundenlangen Heimweg anzutreten, im günstigeren Fall eine ihm gastliche Sennhütte zum Nachquartier aufzusuchen. Merkt ein erfahrener Bod, um was es sich handelt, so verläßt er unter keinen Umständen seinen sichern Stand und warnt den Jäger, der darüber die Nacht hereinbrechen ließ und nunmehr auf schroffer Klippe sich zum ein-



5. Gemse, vertraut ziehend.
(^{1/30} nat. Gr.)



6. Klüftige Fährte der Gemse.
(^{1/30} nat. Gr.)

fachsten aller Nachtlager bequemen und durch Anschleifen seines Weibes an einen Felsjaden mit einer Leine vor dem drohenden Sturz in die Tiefe bewahren muß. Daß der Jäger stets den Wind sorgfältig beachten muß, ist selbstverständlich; aber auch ein richtiges Schätzen der Entfernung muß ihm eigen sein; es gilt als Regel, daß eine G. außer Schußweite ist, deren Kricken nicht deutlich erkennbar sind, wobei wir freilich ein helles Auge und kein bebrilltes Angezicht im Sinn haben. „Ist man von einem Gemsbod beim Anbirtschen einmal eräugt worden,“ sagt Kobell, „so ist die Birsch meistens vergeblich. Solange er den noch fernern Jäger äugt, bleibt er unbeweglich stehen; ist ihm dieler aber verschunden, so wechselt er sogleich weiter. Sind zwei Jäger zusammen, so gelingt es manchmal, den beobachtenden Bod zu täuschen, indem der eine sich fortwährend sehen läßt, ohne sich zu nähern, während der andere sich anbirtscht. Einem Jäger von Fischbachau gelang eine solche Birsch dadurch, daß er das Gemd vor dem auf ihn niederäugenden Bod auszog und an seinem Bergstock aufhängte; dann schlich er sich weg und stieg auf weitem Umwege zum Bod hinauf. Als er ankam, startete dieler immer noch nach dem Signal hinunter, und der Jäger schoß ihn ohne Schwierigkeit.“ Daß man bei weibmännlicher Hege — abgesehen von der nötigen Geschlechtsregulierung — nur Böde schießt, darf kaum erwähnt werden; man spricht sie nach vielfacher Beobachtung an dem stärkeren und kürzeren Hals, der gedrungener Figur und bei günstiger Gelegenheit am Haarpinsel der Brusttrute sowie der schärferen Biegung der Kricken an. Kommen die Gemsen flüchtig an, so muß man zur Abgabe des Schusses den Augenblick abpassen, wo sie verschossen, d. h. sichernd stehen bleiben, was sie meist tun. Nach dem Schuß verhält sich die G. wie unser anderes Wild; läßt man sie ruhig krank werden, so bleibt sie auch im Schweißbett sitzen; heßt man aber sogleich den Hund oder geht ihr selbst nach, so bleibt sie so lange flüchtig, bis sie nicht mehr fort kann, und steigt meist in unzugängliche Wände ein, wobei sie verloren geht. Auch angeschossen pfeift die G. nicht selten, wie Kobell beobachtete, was hier erwähnt sei, weil man im allgemeinen annimmt, daß angeschossenes Wild sich still verhält.

„Die Art, wie die Gemsen beim Treiben kommen,“ berichtet derselbe Verfasser, „ist sehr verschieden und bietet tausenderlei Bilder dar, denn die Gehänge, Gräben und Schluchten wechseln aufs vielfältigste. Je nachdem die G. nur den entferntesten Lärm der Treiber vernehmen und ihr Standort nicht

zu tief im Bogen ist, steigen sie oft ganz vertraut auf eine hohe Stuppe und bleiben da, nach dem Treiben sich öfters hinwiegend, wohl eine halbe Stunde und länger, ehe sie weiter vorwärts gehen; kommt ihnen aber ein Treiber plötzlich zu Gesicht, so fliehen sie oft mit ungläublicher Geschwindigkeit einen Gang herunter und verschwinden in den Gräben, um dann an einer Scharte des Grats wieder zu erscheinen. In scharfen Wänden nimmt das Kubel, wenn nicht dreingeschossen wird, fast immer denselben Weg, über eine Kluft fällt eine wie die andere, und manchmal geht es im Zickzack herunter ohne Aushalten. In den Latschen stecken sie sich gern, und es ist kaum zu begreifen, wie schnell sie durch deren widerstrebende und wirr sich deckende Stämme und Äste fortkommen können. Wenn der Wind gut ist, sind sie in der Regel leicht vorwärts zu treiben, und die Hauptsache ist dabei, daß sie den Treiber äugen; abgelassene Steine sprengen sie wohl auch, wenn sie nahe niedertasseln, außerdem aber kümmern sie sich nicht viel darum. Sie wissen auch recht wohl, ob ihnen die Steine etwas anhaben können oder nicht, und deckt sie ein Felsenvorprung, so bleiben sie trotz alles Steinregens, der darüber hingehet, ganz ruhig stehen. Wenn daher Rebel liegt, ist mit der Gemsjagd nur dann etwas auszurichten, wenn der Treiber sehr viele sind und diese ziemlich geschlossen fortkommen können. Die Felsgründe bieten mancherlei enge Schluchten und Kamine, welche die Gemsen gern annehmen. Wenn sie in solchen ansteigen und der Schütze oben steht, sind sie leicht zu schießen. Es gibt Wechsel, wo die Kubel kommen, und andere, wo nur ein guter Bod kommt. Man kann je nach den Umständen darüber ebenso sicher sein wie über einen guten Fuchstiegel (Fuchspaf). Die alten Böde sind übrigens sehr schlau, und ich habe manchen in einem Graben hinaufsteigen sehen, während ein Treiber in einem ganz nahe daran gelegenen mit lautem Klusen und Pfeifen herunterstieg. Nicht selten stehen die Gemsen so, daß sie erst unmittelbar vor den Treibern kommen. Ist der Wind schlecht, so bringt sie nichts vorwärts.“

Schließen wir die Schilderung dieses hochinteressanten Wildes mit einer Bemerkung über dessen Jäger von v. Kobell ab. „Es gehören vor allem zur Leitung einer Gemsjagd Jäger, die im Gebirge gewachsen sind, stark, fed und leichten Sinnes, die nicht gleich schein zurückweichen, wenn einmal ein schwarzes Felsenloch unheimlich den Machen gegen sie aufreißt, und welche die mancherlei oft verwickelten Feldzugspläne, die besonders beim Birchen vorkommen, gehörig zu entwerfen und auszuführen verstehen. Man sieht an ihnen auch

lieber die kurze Lederhose und die braunen, nackten Kniee als ein modisches Pantalon, und man hört gar gern den martigen Volksdialekt von ihnen, während das Barometer der Hoffnung gewaltig sinkt, wenn einem durch Zufall etwa aus der Forstkantlei ein hochdeutsches Individuum als Birchbegleiter zugeteilt wird. Das frische Leben eines Bergjägers bringt es mit sich, daß er meist ausgelegt und guter Dinge ist, und der Schalk steckt ebenso drin wie bei den Jägern des Flachlandes. An Ausreden fehlt es auch nicht, „wenn etwa nichts zusammengeht“. Jagt man die Sonnenseite, so heißt es, den G. sei's da zu warm, sie stehen auf der Schattenseite; jagt man diese, so ist es ihnen da zu kalt. Ein Keuling oder lateinischer Schüpe wird in den Bergen ebenso gefoppt wie unten in der Ebene, und je schlechter der ihm zugeleitete Posten, desto mehr der Verheißungen.“

Literatur: G. v. Dombrowski, Das Gemswild, seine Jagd und Hege; K. F. Keller, Die Gemse.

geniden s. abgenicken.

Genidfang, der Stich ins Genid zum Zwecke des schnellen Tötens.

Genidfänger (Nidfänger, Nider), ein starkes, gerades, an der Spitze zweischneidiges Messer von etwa 15 cm Klinglänge, mit dem man Rehe und geringes Hochwild zwischen dem ersten Halswirbel und dem Hinterhauptsbein in das verlängerte Mark stößt. Entweder ist ein G. fest im Hest, also dolchförmig, und wird dann in einer besonderen Scheide getragen, oder er ist ein sog. Einschlagmesser, das wie ein Taschenmesser auf- und zugeklappt werden kann, durch eine Vorrichtung an der Feder und dem oberen Teil der Klinge aber, wenn es aufgeklappt ist, feststeht und nur durch Ausheben der letzteren zusammengeschlagen werden kann; ihrer Bequemlichkeit wegen sind diese G. sehr im Gebrauch. Der beste G. ist der feststehende, der praktisch in Greifhöhe am rechten Hosenbein in einer Scheide getragen wird.

genossen, begehrtlich; also einen Hund g. machen, ihn antreiben. Vornehmlich ist dies bei Schweißhunden und Braden notwendig. Will man einen jungen Schweißhund g. machen, der kein besonderes Temperament hat, so läßt man ihn auf der frischen, kranken Fährte arbeiten, löst ihn, wenn man das Wild schwer krank oder schon verendet im Schweißbett bemerkt, vom Schweißriemen und heßt ihn, worauf er das Stück stellen oder tot werbelen

soll. Es macht ihm natürlich mehr Freude, frei an das Wild herankommen zu dürfen, als am Riemen, immer aber halte man darauf, daß er es niemals anzufassen oder niederzuziehen sucht. Man läßt den Hund Schweiß ledern und gibt ihm vom Aufbruch ein Stückchen Rizl zu fressen, unterläßt es aber, wenn man bemerkt, daß er diese Wabe mißversteht und bei nächster Gelegenheit Luß zeigt, das Wild anzuschneiden, was ihm hart verwiesen werden muß. Die Parforcehunde müssen wissen, daß sie von dem zu jagenden Hirsch oder Keiler ihren Anteil bekommen, worauf sie um so fruebriger jagen. Da sie das gejagte Wild niederziehen dürfen bzw. sollen, die Fiteure aber immer zur Stelle sein müssen, wenn dieser Moment eintritt, und die Hunde von dem Anschneiden mit den Peitschen abhalten, so ist die Sorge wegen der Anschneidegelüste dieser Hunde nicht erheblich. Auf Hasen jagende Braden werden durch Überlassen des Gescheides g. gemacht. Man nennt das Verzehren dieser Wildteile genießen und das Verzehre (Genossene) den Genuß oder das Genieß.

Genuß s. genossen.

gepanzert s. Jacke hinsichtlich der Hasenhunde; im übrigen s. *geschildet* 2.

geperlt ist ein Geweih oder Gehörn, wenn es mit kleinen Erhabenheiten (*Perlen*) besetzt ist.

gerade heißt ein Rothirschgeweih, wenn es an beiden Stangen die gleiche Endenzahl trägt. Ist die Endenzahl ungleich, so ist das Geweih ungerade. So ist ein Geweih, das an jeder Stange fünf Enden hat, ein gerades Zehnergeweih, der Träger ist ein gerader Zehner, Zehrender, oder ein Hirsch von oder an gerade zehn Enden. Trägt er dagegen an einer Stange nur vier Enden, so ist das Geweih ein ungerades Zehnergeweih, der Hirsch ein ungerader Zehner.

Geräusch s. *Aufbruch*.

gerecht heißt 1) ein Jäger, der das Weidwerk gründlich versteht; diese Bezeichnung ist gleichbedeutend mit weidgerecht. 2) G. sind ferner die sicheren Zeichen, welche das Rotwild durch die Fährte und sein Benehmen beim Anschuß von sich gibt, so daß der Jäger dessen Geschlecht und Stärke, leichte oder schwere Verwundung sicher ansprechen kann. 3) Das Wort erscheint ferner in einer Reihe von Zusammenfügungen, z. B. hirschgerecht, holzgerecht, fährtegerecht, hundsgerecht.

Gerfalte s. *Edelfalken* I, 1.

gering, weibmännlicher Ausbruch für klein oder jung; ein Sechsender oder Schneider ist daher ein geringer Hirsch, kann aber gleichwohl gut an Wildbret sein; stark dagegen ist nur ein älterer Hirsch, der aber wiederum,



Genidfänger mit Scheide.

wenn er kummert, schlecht an Wildbret sein kann. Z. B. F. hat einen geringen, aber guten Dirsch geschossen, dagegen einen starken, aber an Wildbret schlechten gefehlt (s. a. jagdbar).

Gertenholz, Laubholzbestände im Alter der Dichtung; s. *Altersklasse 1*.

Gesamtchußweite (Totalschußweite). Die größte Schußweite von 2 mm-Schrot beträgt etwa 160 m, von 2½ mm 200 m, von 3½ mm 250 m und von 4½ mm 300 m bei einem Erhöhungswinkel von 20 bis 30°. Die Büchsegeschosse erreichen bei Erhöhungen von 30 bis 35° 3000 bis 3700 m.

Gesang (Walzgesang, Balzaric), die Töne, welche der Auerhahn beim Walzen ausstößt (s. *Auerhuhn*, *Lebensweise*).

Gesänge, das Euter bzw. die Saugwarzen des Haarwildes und der Hündin.

geschalt ist alles Wild, das auf Hufen (Schalen) zieht, also das wiederläuende und das Schwarzwild; man nennt es daher g. oder Schal(en)wild. Das übrige Wild wird wohl auch als geklautes, d. h. mit Klauen versehenes, angesprochen.

Gescheide s. *Aufbruch*.

Geschilbet 1) (gepanzert) heißt ein Stück Schwarzwild, das durch Reiben der Blätter an harzigen Stämmen (Maldbäumen) jene so mit Harz bedeckt hat, daß sie hart wie ein Panzer geworden sind. — Daß ein Schrotschuß in einiger Entfernung durch diese Harzschilde unwirksam gemacht wird, ist leicht verständlich; daß sie aber einer Büchsenkugel widerstehen sollen, wird wohl nur von Jagdsreunden behauptet, deren Kugel das Schwein überhaupt unberührt ließ. S. a. *Jacke*. 2) G. (geschilbet) sind die Feldhühner, wenn sie den braunen Brustfed (Schild) entwickelt haben.

Geschläge, die durch das Fegen verursachten Wundstellen an Stämmen, Stangen, Steden; auch im Sinne von *Gefege* gebraucht.

Geschleife, seltener Ausdruck für die befahrenen Röhren der Dachsbau.

Geschleppe, die Striche im Schnee, die das Wild, besonders der Dirsch, mit den Läufen macht.

geschlossen ist eine Fährte, in der die Schalen dicht nebeneinander stehen, also beim vertrauten Ziehen des Wildes; die Schalen werden in der Flucht gespreizt und bilden die flüchtige Fährte.

Geschmeiß, die Losung der Raubvögel und Reiher; das Fallenlassen derselben heißt schmeißen.

Geschöß. Man unterscheidet Einzelgeschosse und Schrot. Erstere werden aus gezogenen und bisweilen auch aus glatten Läufen verschossen. Schrot wird nur aus glatten oder *Paradoxläufen* geschossen; Näheres s. *Schrot*. — Büchsegeschosse, d. h. Geschosse, die aus gezogenen Läufern ge-

schossen werden, bestehen entweder aus Blei (Weichgeschosse) bzw. Blei mit einem geringen Zusatz von Antimon (Legierungsgeschosse) oder aus einem Bleikern, der von einem Mantel aus hartem Blei



1. Bleigeschoße.

Neuerdings sind hierzu noch die sog. Tesco-Bleigeschosse der Firma Teschner & Co. gekommen, bei denen ein Kaps aus Aluminium den Geschossvoden gegen Ausbreitungen durch das rauchlose Pulver schützt. Diese Geschosse lassen sich mit schwachen Ladungen sehr gut aus Läufern mit schnellem Drall verschießen.

Für jagdliche Zwecke benutzte Mantelgeschosse sind nur teilweise von dem Mantel umgeben; an der Spitze tritt gewöhnlich der Bleikern zu Tage, der beim Auftreffen auf einen Widerstand sich flacht und dabei auch den Mantel auseinanderpreßt, so daß die Deformation der des Bleigeschosses ähnelt. Bleigeschosse und weichmuntelgeschosse (Papierführungs- und Bleiteilmantelgeschosse) deformieren bei gleicher Fluggeschwindigkeit härter als Kupfer- und besonders als Stahlteilmantelgeschosse und eignen sich daher nicht so gut wie letztere für starke rauchlose Ladungen; außerdem stehen sie den Mantelgeschossen auch hinsichtlich der Schußgenauigkeit nach, da der festere Mantel besser führt als der weiche Papier- oder Hartbleimantel, bzw. das einfache Weichblei (s. a. *Stahlmantelgeschosse*).



2. Tesco-Bleigeschoß mit Aluminiumkapsel.

Geschößbahn s. *Flugbahn des Geschosses*.

Geschrot s. *Geilen*.

Geshüh, das, die Fesseln an den Fängen der Jagdfallen, auch des Uhus vor der Krähenhütte.

Geshütte (Schutt), das den Sauen und Fasanen vorgeworfene Futter, wie Erbsen, Weizen, Eicheln, Bucheln usw.

Geshwindigkeit s. *Bewegungsgeschwindigkeit* des Wildes und *Fluggeschwindigkeit* der Geschosse.

Geshwülste beim Hunde. Beim Hunde kommen gutartige und bössartige G. vor. Die erstgenannten wirken örtlich auf den Körper, sie werden höchstens gefährlich durch ihren Sitz oder ihre Größe, indem sie die Verdrängungen wichtiger Organe stören können; die schädlichen Wirkungen sind beseitigt nach der Entfernung

der G., wodurch vollständige Heilung herbeigeführt wird. Die bösartigen G. haben dagegen stets Neigung, sich weiter auszubreiten, sowohl in die nächstliegenden Gewebe als auch durch Verschleppung mit dem Blute oder der Lymphe in entferntere Teile des Körpers. Nach Fröhners statistischen Erhebungen sind etwa 40 % aller innerhalb acht Jahren im Berliner Hundehospital zur Beobachtung gelangten G. Krebs e. Am häufigsten sind Krebse der Haut und des Gesäuges, sowie des Afters; seltener sind Krebse der Vorsteherdrüse, der Hoden, der Scheide, des männlichen Gliedes und der Schilddrüse. Nicht selten findet sich die Krebskrankheit über mehrere oder zahlreiche Körperteile ausgebreitet. Im allgemeinen werden nur erwachsene bzw. ältere Hunde vom Krebs befallen; Fröhner hat wenigstens bei Hunden unter zwei Jahren niemals Krebs beobachtet. Die Häufigkeit dieser G. nimmt mit dem Alter der Tiere zu. Der sehr häufige Euter- oder Milchdrüsenkrebs entwickelt sich als kleiner, harter, fest mit seiner Umgebung verwachsener, schmerzloser Knoten. Die langsam wachsende, hochrig werdende G. verwächst mit der Haut, welche narbige Einziehungen erkennen läßt. Meist findet man mehrere Krebse im Gesäuge. Gelangen Krebssteilchen in die Blutbahn, so kommt es zur Krebsbildung in der Leber, der Lunge, den Nieren und anderen Körperteilen, die Patienten werden schwächer und schwächer und gehen schließlich an der Zehrung ein. Das Erkennen der Krebse ist oft sehr schwer, manchmal nur dann möglich, wenn man ein Teilchen der Geschwulst mikroskopisch untersuchen kann. Wir empfehlen daher dem Laien, Rat bei einem geübten Tierarzte einzuholen, wenn bei einem über zwei Jahre alten Hunde eine G. auftritt, wie sie vorstehend beschrieben ist. Die Behandlung der Krebse besteht in der möglichst frühzeitigen Entfernung auf operativem Wege. Ausichtslos ist die Operation, wenn sich der Patient in schlechtem Nährzustande befindet oder wenn tiefer liegende Lymphdrüsen bereits in Mitleidenschaft gezogen sind und nicht mit herausgeschnitten werden können. Am zweithäufigsten gelangt beim Hunde die *V i n d e g e w e b s g e s c h w u l s t* (Fibrom) zur Beobachtung. 13 % der von Professor Fröhner beobachteten G. waren dieser Form zugurechnen. Die Bindegewebsgeschwülste, die zu den gutartigen G. gehören, pflegen ihren Ausgangspunkt in der Haut zu nehmen und erscheinen als rundliche oder etwas knollige, scharf umschriebene, sehr derbe G. Ihre operative Entfernung ist leicht. 10 % der von Fröhner untersuchten, an Geschwülsten leidenden Hunde waren mit *W a r z e n*, äußerst gutartigen Neubildungen, behaftet.

Man findet diese bis erbsengroßen Wucherungen der Haut, deren Oberfläche meist von einem sehr festen, hornigen Überzuge umgeben ist, häufig auf der Haut des Kopfes und Rückens, sehr oft auch an der Schleimhaut der Lippen, des Zahnfleisches, der Zunge, des Gaumens und der Rachenhöhle. Es sei auch mit einigen Worten des sehr häufig vorkommenden *K r o p f e s* Erwähnung getan. Als Kropf bezeichnet man eine krankhafte Vergrößerung der an beiden Seiten der Luftröhre, dicht unterhalb des Kehlkopfes gelegenen Schilddrüse. Der Kropf zeigt sich als eine schmerzlose G. in der Schilddrüsengegend, die, wenn sie größer wird, durch Druck auf die Luftröhre Atembeschwerden verursacht. Im Anfangsstadium ist der Kropf durch Behandlung mit Jodpräparaten zu beseitigen. Die Ausschälung des Kropfes ist mit Gefahr verbunden. Von den als *V a l g g e s c h w u l s t e n* bezeichneten Neubildungen sind die wichtigsten die Fröschein- oder Froschgeschwulst, welche ihre Lage unter der Zunge, seitlich vom Zungenbändchen hat, und die im Kehlgange oder seitlich vom Kehlkopfe sitzende Honiggewulst. Diese G. bestehen aus einem häutigen Sack und einem zähen, fadenziehenden Innhalt. Die Entfernung dieser G. muß einem Tierarzte überlassen werden. Außer den erwähnten G. kommen beim Hunde noch zahlreiche andere Geschwulstformen vor, welche jedoch ihrer Seltenheit wegen hier keine Berücksichtigung finden.

Gesicht beissen die Tiere, deren Augen man Seher nennt. — Die Windhunde jagen nur auf das G., d. h. sie verfolgen das Wild nur so lange, als sie es äugen, nicht mit Hilfe der Nase, wie Bracken, Schweißhunde u. a.

Gesperrt, Scheuche, Trugbild. Hat man z. B. einen Warber in einem hohlen Baume ausgemacht, so steckt man einen Stod in den Boden und hängt an ihn eine Krübe, ein Taschentuch oder irgend etwas anderes Aufhängiges, was den Warber so fest bannet, daß er nicht von der Stelle weicht und vom Jäger, der inzwischen Leute zur Hilfeleistung herbeigeholt hat, geschossen werden kann. — Man kann ein Stück Wild über Nacht draußen liegen lassen, so bedeckt man es mit Bräunen und steckt mit Pulverfeinlein verweirter Papierfäden an Stöcke, um Säuen und Raubzeug fernzuhalten.

Gesperrt, die von einer Falanenbenne ausgebrüteten Jungen, so lange sie sich zusammenhalten.

gespiegelt sind die Wildenten, wenn sie die charakteristische, metallisch glänzende Binde (Spiegel) auf den Flügel bekommen haben.

gespreizt s. geschlossen.

geprengt sind Feldhühner, wenn sie durch Wschienen sich getrennt haben und vereinzelt eingefallen sind.

Gefährde, das, der Fortk des Reihers.

Gefährde, selten für *Gehörn*.

Gefährde (Nichtwege, Stellwege, Schneisen, Schneufen); in der Ebene gerade und sich rechtwinklig schneidende, durch den Wald ausgehauene Bahnen, durch welche dieser in sog. Jagden geteilt wird; die Seiten der dadurch entstandenen BEREDE machte man so lang, daß sie mit einer gewissen Menge Jagdzeug umstellt werden konnten. Die Hauptgestelle, in Sachsen Wirtschaftstreifen genannt, über 5 m breit, laufen von Osten nach Westen, die Feuer- oder Nebengestelle von Süden nach Norden. In Gebirgswäldern sind die G. mehr dem Gelände angelehnt und verlaufen vielfach im Bogen. Das Gefährde muß wegen des Holz- usw. Transports möglichst mit dem Wege in Einlage gebracht werden. Die frühere Länge eines dreifüßigen Jagens betrug 200 Ruthen, deren 10 somit eine deutsche Meile. Jetzt sind sie halbiert.

Gefährde (Gefährde), die Losung (Lot) des ehbaren Federwildes der Niederjagd.

gesund ist die Fährde des unverletzten, nicht angeschweißten Wildes; auch dieses selbst, wenn es gefest wurde.

Getreide. Roggen (Secale cereale) und Weizen sind für den Wildpfleger sehr wertvolle Gewächse, ersterer meistens die allerwichtigste Nahrungspflanze. Nur Winterroggen kommt wesentlich in Betracht. Beste Sorte, als Wildkorn oft angeeignet, ist der Johannisroggen (vgl. den Artikel *Wildkorn*): frühe Entwicklung, starke Bestockung, große Widerstandsfähigkeit, sehr lange Vegetationszeit, große, breite Blätter, schnelle, reichliche und gesunde Massenbildung. Gedeiht auch auf Sand und strengem Boden, auf Bergland, Hängen und in Tälern. Ist gerade deshalb so wichtig, weil er auch in öfungsarmen Revieren die beste Frühjahrsbildung abgibt und in strengen Nachwintern manches Stück Wild vor dem Verhungern rettet. Der Herbstfaat wird manchmal die Zottelweide (*Vicia villosa*) beigemischt, da sie im Frühjahr dem Wilde die früheste und beste Grünbildung bietet.

Weizen (*Triticum sativum*), als zartbalmiges Getreide vom Wilde sehr geschätzt, auf bindigem und nassem Boden besser als Roggen gedeihend. Nur Winterweizen. Für jede Gegend muß die beste Sorte ausprobiert werden.

Hafers (*Avena sativa*) stellt geringe Ansprüche an den Boden. Der Wildpfleger bevorzugt Sorten mit guter Körnerbildung. Um lange Zeit Körner im Felde zu haben, werden frühe und späte Sorten angebaut. Gutes Gemenge mit Buchweizen. Hafers muß luftig, durchaus trocken aufbewahrt und darf nie zu frisch dem Wilde gereicht werden.

Dumpfiges Stroh und muffige Körner werden verschmäht. Die Körner müssen sand- und staubfrei in die Fütterung kommen.

Mais (*Zea mays*) ist eine der besten Pflanzen für vorübergehende Remisen. Im Herbst findet man außer Hasen und Flugwild auch Rehe in ihm. Der Anbau ist aber schwierig und teuer. In kalten Sommern schlechtwüchsig. Der Frost macht Mais wertlos. Die Pflanze wird ganz oder geschnitten zur Wildfütterung gebraucht.

Buchweizen (*Heldeborn*; *Fagopyrum esculentum*) rechnen wir aus praktischen Gründen unter das Getreide. Sehr genügsam, auf Torf-, Moor-, Sand- und Heideböden wachsend. Vom Wildbejager sehr geschätzt als Grünfütterung, zur Körnergewinnung, zur Heubereitung, als Winterfütterung auf dem Halme. Für Schalenwild, Hasen, Flugwild, besonders Birkwild, ist er unschätzbar. Meistens als Gemenge mit Hafers, Peluschen oder Sanderbsen, zur Winterfütterung auch mit Lupinen, angebaut. Der schottische, silbergraue Buchweizen (*F. argenteum*) ist dem gemeinen W. vorzuziehen.

Gewaff s. *Gewehr*.

Gewässer s. *Seen und Wege* in jagdrechtlicher, *Fischgewässer* in fischerwirtschaftlicher Hinsicht.

Gewehr (*Gewaff*), die hervorstehenden Säugnisse der Keiler, von denen die im Oberkiefer stehenden Haberer, die des Unterkiefers Hauer genannt werden.

Gewehr des Jägers. Man unterscheidet Seiten- und Schießgewehr. Unter ersterem versteht man nur den *Hirschfänger*, in früheren Zeiten das ehrenvolle Attribut eines ausgebildeten Jägers, welches ihm mit dem Lehrbrief feierlich überreicht wurde und ihn mehrhaft machte. Die Form des Hirschfängers setzen wir als bekannt voraus, die beliebteste Form des Griffes ist die mit einfacher Barierstange ohne Bügel, der sog. französische Hirschfänger (*couteau de chasse*), während der deutsche einen Bügel hat. Goldene oder silberne Verzierungen sind zwar sehr schön, im Walde sind aber die Beschläge am besten von dunklem Eisen, da sie nicht blühen. Meist trägt man in der Scheide des Hirschfängers zugleich den Gendfänger.

Das *Schießgewehr* bestand früher in Bogen und Pfeil und in der Armbrust; mit der Erfindung des Schießpulvers führte sich nach und nach das Feuergewehr auch bei der Jagd ein. Das älteste Jagdfeuergewehr ist das mit dem *Adschloß*, welches sich fast zwei Jahrhunderte unverändert erhielt. Nicht wie beim späteren Batterieschloß erfolgte die Explosion durch Schlagen des Hahnes mit dem Feuerstein gegen den gegen-

überliegenden Stahl, sondern durch die schnelle Umdrehung der seingezackten Radwelle gegen einen Feuerstein wurde ein sehr intensiver Funkenstrom erzeugt, hierdurch das Pulver in der Pflanze und durch den Zündkanal das im Lauf entzündet, mithin der Schuß losgemacht. Selbstverständlich konnte man mit diesem G. nur auf Wild, wenn es stand, schießen, denn war die Welle durch einen Vierkant aufgezoogen, und wurde sie abgedrückt, so mußte sie erst eine vollständige Umdrehung um ihre Achse machen, ehe der Schuß losging; unsere Vorfahren müssen mithin sehr fest im Anschlag gelegen haben, auf flüchtiges oder streichendes Wild hätten sie nimmer Erfolge erzielt. Die nächste Verbesserung des Jagdfeuergewehres war das sog. Feuersteinloch, und zwar das Batterieschloß. Ein mit einem Feuerstein versehener Hahn schlug gegen einen Stahl, wodurch ein Funke hervorgerufen wurde, welcher das in der darunter gelegenen Pflanze befindliche Pulver und durch den in das Rohr führenden Zündkanal die Ladung entzündete. Auch diese Zündung war noch verhältnismäßig langsam, aber immerhin schon hinreichend schnell, um mit Erfolg auf flüchtiges Wild zu schießen, wie unsere Väter bewiesen haben. Die Unvollkommenheit dieses Gewehres lag dagegen hauptsächlich in der Abhängigkeit vom Wetter; bei feuchter Luft und andauerndem Regen konnte das Pulver in der Pflanze kaum trocken erhalten werden, selbst während des Gespanntseins konnten Regentropfen hineinfallen, und somit stellten ganzlose Versager unsere geduldigeren Vorfahren hart auf die Probe und bewogen, wie bekannt, die preussische Landwehr oft genug, den Kolben zu gebrauchen, welches Auskunftsmittel dem Weidmann freilich nicht zu Gebote steht. Wie umständlich nach unseren jetzigen verwöhnten Begriffen das Laden war, wird man sich denken können, und wurde durch eine unfreiwillige Bewegung das Pulver unbenutzt verschüttet, so klappete der Hahn zwar nieder und gab Funken, die Mündung des Gewehres aber blieb stumm; es mußte abgesetzt und die Pflanze mit frischem Pulver versehen werden, währenddessen der brave Dirsch oder der flüchtige Lampe Zeit genug hatte, sich der gefährlichen Nähe zu entziehen. Daher war eine epochemachende Erfindung die Konstruktion des Perkussionsgewehres. An diesem ist die Pulverpflanze verschwunden, der Hahn führt keinen Feuerstein und ist ein bloßer Hammer geworden, der die Explosion des einen Allaqueed Silberzündsatz enthaltenden Zündhütchens bewirkt, unter dem in einem kegelförmigen Piston sich das Pulver befindet.

Diese Gewehre waren alle sog. Vorderlader, d. h. sie wurden durch die Mündung der Rohre vermittelst eines Ladestokes geladen und waren am unteren Ende durch die sog. Patentschwanzschraube dicht verschlossen. Sie waren fast ausschließlich bis in den Ausgang der 50er Jahre vorigen Jahrhunderts im Gebrauch. Zwar war die Idee, das G. hinten offen zu konstruieren und zu laden, zu jener Zeit nicht mehr neu, denn man kannte schon Hinterlader ohne; sie wurden aber bei den Jagdgewehren erst allgemeiner, nachdem die preussische Armee durch die geniale Konstruktion Dreyfes allgemein mit dem Hinterlader bewaffnet worden war. Nicht scharfes Schießen und größere Treffsicherheit nahmen den siegreichen Kampf mit dem Perkussionsgewehr auf, sondern die ungemein schnelle Lademöglichkeit. Während auf Treibjagden der Inhaber eines Hinterladers nach abgegebenen Schüssen in wenigen Augenblicken wieder schußfertig da stand, stopfte der Nachbar mit dem Vorderlader in verdrossener Hast seine bis dahin so geliebte Munte, und zum erstenmal mußte er sie mit scheelem Blick. Und da der Hinterlader auch scharf schoß und wenig zu wünschen übrig ließ, sein Inhaber auf die bei den Jagden mit Vorderladern bewaffneten Kameraden mit einem Lächeln herabsah wie ein modisch gekleideter Mann auf den im Strad des Vaters Erscheinenden, war der Sieg dieses neuen Systems unzweifelhaft. Nachstehend sind eine Reihe der bekanntesten Konstruktionen von Hinterladern geschildert. Wir erklären aber hier gleich, daß eine eingehende Beschreibung derselben hier um so weniger am Plage sein kann, als zu deren Verständlichkeit zahlreiche Zeichnungen erforderlich wären. Wir müssen daher die Interessenten auf die sachliche Besichtigung dieser Gewehrformen verweisen, wozu jede Waffenhandlung genügende Gelegenheit bietet wird. Außerdem ist die Entscheidung des Jägers für dieses oder jenes G. sehr dem Sondergeschmack und den Geldmitteln unterworfen, zumal sie in ihrer allgemeinen Brauchbarkeit sich wenig unterscheiden. Oberhaupt ist die Beschreibung eines Schießgewehres im allgemeinen heute kaum mehr denkbar; nur am Perkussionsgewehr ließ sie sich ausführen, da ein solches nur ein System hat. Die Hinterladegewehre hingegen sind in ihrer Konstruktion und besonders auch in den Schließern so verschieden voneinander und meist so kompliziert, daß eine Beschreibung nur mit großem Aufwand von Abbildungen verständlich wird, weshalb wir auf die wissenschaftliche Fachliteratur verweisen müssen.

Als erster Hinterlader erschien das Leffauhengewehr (Abb. 1), von dem

französischen Büchsenmacher Lesaucheux 1835 erfunden und konstruiert. Wenn man bedenkt, daß dieses G. schon vorhanden war, als man sich noch mit dem Feuersteinschloß quälte, so ist dessen verschwindend geringe Führung während ganzer zweier Jahrzehnte schwer zu be-

so weit heraus, daß man sie anfassen und herausnehmen kann.

Die modernen Hahngewehre weichen von diesem ältesten Lancastergewehr im Schloß und in der Verschlusskonstruktion ab. Das moderne Hahnschloß unterscheidet sich von dem älteren Verflüssigungsschloß dadurch, daß der Hahn nicht auf dem Schlagstift ruht, sondern durch eine Feder nach dem Niederschlagen sofort in die Ruhestellung zurückgeworfen wird. Je nachdem, ob der Schloßmechanismus vor oder hinter dem Hahn auf der Innenseite des Schloßbleches angeordnet ist, spricht man von einem vortragenden oder rückliegenden Schloße. Erstere geben dem Gewehre ein gefälliges Aussehen, schwächen aber den Systemlasten. Man hat daher auch sog. kurze Schösser konstruiert, bei denen der Schloßmechanismus hinter dem Hahn liegt, während die Form der der vortragenden Schösser gleicht.



1. Lesaucheux-Gewehr.

greifen; denn, wie schon erwähnt, es brach sich erst und besonders in Deutschland in den 50er Jahren vorigen Jahrhunderts Hahn, verbreitete sich aber von da ab mit reißender Schnelligkeit. Es ist dieses G. der ein-

fachste aller Hinterlader, dessen Behandlung selbst dem Laien auf den ersten Blick klar wird, zumal es dem Verflüssigungsgewehr am ähnlichsten ist. Eine Wendung des am Schaft befindlichen Hebels klappt die Rohre nach oben auf, die Patronen werden hineingesteckt, und wenn der Hebel in seine ursprüngliche Lage gebracht ist, ist das G. geladen und nach Aufziehen der Hähne schußfertig. In der dazu verwendeten Patrone steckt ein messingener Stift über einem in der Hülse versteckten Zündhütchen; der niederschlagende Hahn schlägt durch diesen Stift auf den Zündsatz des Hütchens, bringt ihn dadurch zur Explosion und entzündet so die Pulverladung. Vermittelt eines Hütchens werden die abgeschossenen Patronen aus dem aufgetrappten G. gezogen, neue hineingeschoben, und das G. ist wieder schußfertig.

Neben diesem Hinterlader tauchte bald das Lancastergewehr auf. Es war in seinem Verschluss dem Lesaucheuxgewehr sehr ähnlich, von dem es sich im wesentlichen durch die Art der Zündung und den Patronenziehapparat unterschied. Die Patrone wird dadurch entzündet, daß der Hahn gegen einen Schlagstift schlägt, der in der Umhüllung einer nur kleinen Spiralfeder sitzt, welche den Stift, nachdem er den Schlag auf das Zündhütchen vermittelt hat, wieder empor-schnellen soll. Beim Öffnen des Gewehres schiebt eine Vorrichtung die Patronenhülsen

derden Gewehre bilden zusammen eine Kategorie, nämlich die der Gewehre mit äußeren Hähnen; sie stehen den anderen gegenüber, welche innere Schlagstüde (Schlagbolzen, Hähne) besitzen. Zwei Formen sind es, denen wir bei diesen zuerst begegnen: 1) das Drehscheibige Zündnadelgewehr und 2) das Lechnersche Patentzündnadelgewehr aus der Fabrik von W. Collath in Frankfurt a. O. Das Drehscheibige Zündnadelgewehr ist durch das preussische Militärgewehr so bekannt, daß man von einer besonderen Beschreibung absehen kann; denn wenn gleich die Jagdgewehre ein viel zierlicheres Aussehen haben und bei den Doppelgewehren die beiden Rohre dem G. ein fremdes Äußere geben, so unterscheidet sich der Mechanismus nicht von dem des bekannten Zündnadelgewehres, in dem eine Spiralfeder den sog. Zündstift auf den Spiegel treibt, der in der Patrone steckt, und durch Entzünden der letzteren das Losgehen des Schusses bewirkt.

Das Lechnersche Collath-Gewehr wird heute noch sehr viel geführt. Es ist wegen seines soliden, einfachen Verschlusses und Schloßes sehr beliebt. Die Sicherung, die durch einen auf dem Kolbenhalse sichtbaren Flügel betätigt wird, stellt die Schlagstüde in zuverlässiger Weise fest. Die Flinten dieses Systems werden sowohl für die Lechnerschen Stiftzündungspatronen als auch für die

gewöhnlichen Zentalfuerpatronen angefertigt. Bei der einfachsten Ausführung dieser Gewehre wird der Verschluss dadurch hergestellt, daß ein die Läufe hinten überragender Zapfen durch einen Exzenter in eine Ausparung im Stoßboden gehoben wird. Die Vorwärtsbewegung der Läufe bei geschlossener Waffe wird durch den Exzenter verhindert.

Die größte Verbreitung hat das System Anson & Deeley gefunden. Bei diesem sind die Schloßteile in den Systemkasten eingebaut. Die Abb. 2a und b zeigen ein derartiges Schloß mit Abzugstange C und Abzugsicherung. Der Hahn B wird durch einen in der Wastüle gelagerten Spannhebel A beim Niedertippen der Läufe gespannt

zwei gezogenen Läufen und einem glatten Laufe (Doppellüchsdreiling). Ja, man hat sogar zwei gezogene und zwei glatte Läufe



3. Hahnseitenschloß.



2a. Selbstspannersystem von Anson & Deeley, geschlossen und gesichert. (A Spannhebel, B Hahn, C Stange, D Schlagfeder.)

und in dieser Stellung durch die in die Kasse eingreifende Stange C gehalten. Die Sicherung, die durch den auf dem Kolbenhalse liegenden Schieber bewegt wird, stellt die Abzüge fest. Daneben werden auch hahnlose Gewehre mit Seitenschloß geführt. Bei diesem System geschieht das Spannen ebenfalls beim Rippen der Läufe durch einen im Kasten liegenden



2b. Selbstspannersystem von Anson & Deeley, geöffnet und gespannt, Abzüge gesichert.

Spannhebel. Der eigentliche Schloßmechanismus ist wie bei Hahngewehren auf dem abnehmbaren Schloßblech angebracht. Abb. 3 zeigt ein derartiges Hahnseitenschloß im entspannten Zustande. — Die Schußwaffe des Jägers ist entweder gezogen (Wüchse) oder glatt (Flinte) oder eine Kombination von einem glatten und einem gezogenen Lauf (Wüchseflinte), einem gezogenen und zwei glatten Läufen (Dreiling) oder

kombiniert (Vierling). Die Flinte des Jägers ist gewöhnlich doppelläufig (Doppelflinte). Vereinzelt werden auch Repetierflinten (s.

Repetiergewehr) und neuerdings auch automatische Flinten (s. *Automatisches Gewehr*) geführt. Büchsen sind entweder einläufig oder doppelläufig. Bei den einläufigen Büchsen hat man solche mit und ohne Magazin zu unterscheiden. Letztere, die sog. Repetierbüchsen, haben zurzeit wohl die größte Verbreitung gefunden. Es sind dies Gewehre mit dem Schloßmechanismus moderner Militärgewehre mit kürzerem, leichterem Lauf und einem für Jagdgewehre üblichen Schaft, sowie jagdlicher *Visierung*.

Gewehrprüfung s. *Schulleistung*. **Gewehr**, zoologisch bei allen hirschartigen Wiederläufern die auf je einem Knochenzapfen (*Rosensnod*) der Stirnbeine sitzenden, einfachen oder verzweigten Knochenbildungen, die in regelmäßigen jährlichen Perioden entstehen, abgeworfen werden und sich wieder neu bilden. Auch der in der Weidmannssprache Gehörn genannte Kopfschmud des Rehbockes ist zoologisch ein echtes G. und wird daher in diesem Artikel unter letzterem Begriff mit berücksichtigt. Jedes G., mag es später noch so vielfach verzweigt sein, entsteht als kleine, unverästelte, mehr oder minder knopf- oder spießförmige Bildung und nimmt erst allmählich die verzweigte Form an (sofern diese überhaupt bei der betr. Hirschart auftritt), ohne daß jedoch ganz regelmäßige jährliche Stufen zu erkennen wären. Es bildet sich also z. B.

beim Rothirsch nicht jedes Jahr ein neues Ende an jeder Stange, sondern die Entwicklung vollzieht sich je nach der Beschaffenheit und Abstammung des betr. Hirsches, ferner nach den Nahrungsverhältnissen usw. bald rascher, bald langsamer. Bei vielen hirschartigen Tieren (*Cerviden*) ist die erste Geweihstufe sehr unbedeutend, so daß sie leicht übersehen wird; bei manchen Arten ist sie überhaupt noch nicht bekannt. Charak-

teristisch für sie ist das Fehlen der Rose, d. h. des wulstigen Randes an der Grenze zwischen Geweißstange und Rosenstod. Diese Rose tritt von der zweiten Geweißbildung an auf. An den G., sofern sie nicht einfach und unverästelt sind, unterscheidet man den Hauptast als *Stange*, von der sich die *Enden* oder *Sprosse* abweisen. Die oberen Enden bilden, sobald es mindestens drei sind, die sog. Krone. Den untersten, zunächst der Rose sich abzeigenden Sproß bezeichnet man als *Augen sproß* (*Augsproß*), in seiner Nähe findet sich bei vielen Hirschen der sog. *Eis sproß*, während annähernd in der Mitte der Stange der *Mittelsproß* sitzt. — Bestimmte Gruppen von Hirschen pflegen im allgemeinen einen Geweißtypus zu zeigen, so die Rothirschgruppe, die nicht über sechs Enden hinausgehende südostasiatische Kusa-Gruppe usw. Flächenartige Verbreitungen der Geweißstangen, wie sie bei Damhirsch und Elch vorkommen, nennt man *Schaukeln*. Im allgemeinen kann man sagen, daß ebenso, wie sich im Laufe der Entwicklung des einzelnen G. zuerst einfache Spieße zeigen und erst im Laufe der Jahre die weitergehenden Verästelungen eintreten, so auch in den früheren Epochen der Erdgeschichte zuerst Hirsche mit einfacheren und erst später solche mit verästelten G. austraten, wobei jedoch zu bemerken ist, daß einzelne Gruppen schon verhältnismäßig früh Formen mit stark verästelten G. hervorbrachten. Im allgemeinen vollzieht sich die Geweißentwicklung folgendermaßen: Durchweg innerhalb des ersten Lebensjahres des Junghirsches erheben sich auf den Stirnbeinen die Rosenstöde, beseitigt von Haut. Am oberen Ende der Rosenstöde beginnt bald die Geweißbildung durch die Tätigkeit der Haut und der in ihr verlaufenden, von der Schläfenarterie stammenden Blutgefäße. Es erhebt sich zunächst ein rundlicher Wulst, der sich mehr und mehr streckt, bis er die ihm zukommende Ausdehnung erreicht hat (*Kolben*). Anfänglich ist die Geweißsubstanz knorpelig, aber schon ehe das Wachstum beendet ist, beginnt von unten her durch Einlagerung von Kalksalzen aus einer festen Haut, dem Periost, die Verknochnerung. Hat das G. seine endgültige Stärke erreicht, so hört die Zufuhr von Bildungstoffen auf, die Gefäße verkümmern allmählich, die als *Wast* bezeichnete, das G. umhüllende, sammetähnlich behaarte Haut wird, wahrscheinlich infolge eines Juckreizes, vom Hirsch an Stämmchen, Büschen usw. abgeschleuert, weidnännlich *geseigt*. Hierbei wird auch das Periost mit entfernt. Da die Gefäße noch nicht alle verdorrt waren, erscheint das frisch geseigte G. zunächst schweißig (blutig), an den Stellen ohne Gefäße weiß, wie

Knochen. Ganz abgestorben ist das geseigte G. noch nicht, sondern es steht durch Nahrungskanäle in seinem schwammigen Inneren noch eine Zeitlang mit dem Rosenstod in organischer Verbindung. Erst nach und nach, meistens nach der die Kräfte des Hirsches stark in Anspruch nehmenden Brunstzeit, hört die Nahrungszufuhr im Inneren des G. auf, dieses stirbt völlig ab und ist damit dem Untergange geweiht. Dicht unterhalb der Rose beginnt ein Aufsaugungsprozeß, es entstehen hier sog. Niesenzellen, die nach und nach die Verbindung zwischen G. und Rosenstod immer mehr lockern, so daß es schließlich nur eines geringen Anstoßes bedarf, um das G. zum Abfallen zu bringen, es wird *abgeworfen*. Reißt sich aber bald mit einer Stange allein, die zweite folgt nach einem kürzeren oder längeren, unter Umständen tagelangen Zwischenraum. Die obere Fläche des Rosenstodes ist anfänglich schweißig, bedeckt sich aber bald mit einem Schorf, die Ränder der den Rosenstod umgebenden Haut wachsen über diesem wulstig empor, es bildet sich Geweißsubstanz, und das G. entwidelt sich wie oben geschübert. Das anfänglich helle G. färbt sich teils durch den ihm haftenden Schweiß, teils durch die Einwirkung von Luft und Licht, teils durch die beim Fegen an das G. kommenden Pflanzensaft, unter Umständen durch Scherzen im Boden, besonders im Moore. Aber die das G. färbenden Faktoren bestehen im allgemeinen verschiedene Ansichten, doch geschieht das Färben wahrscheinlich gleichzeitig durch alle angegebenen Momente. Zweifellos tragen Gewiden aus Eichenweiden oder aus Erlenbrüchern oder von eisenhaltigem Moorboden dunklere G. als solche aus Heide- oder Kieferngebenden. Die Spizen der Sprosse pflegen durch das Anschlagen an Zweige usw. heller, oft fast weiß zu werden. Mit Ausnahme des Hens kommen G. nur den männlichen Individuen der Hirscharten zu. Abnormerweise und meistens bei älteren, nicht mehr fortpflanzungsfähigen Stüden findet man, analog der Hahnenschnitzigkeit bei den Vögeln, den Kopfschmud der Hirsche und Rehböcke auch beim weiblichen Geschlecht. Als sekundärer Geschlechtscharakter steht das G. in enger Beziehung zu den Geschlechtsorganen und -funktionen, dertat, daß Verletzungen und pathologische Veränderungen an den Geschlechtsorganen (und auffälligerweise manchmal auch solchen an den Extremitäten) Abnormitäten am G. parallel gehen. Vor allem zeigt sich dies in den als *Perücken* bezeichneten Wucherungen, die unter einem besonderen Artikel (*s. Perücke*) behandelt sind. Mit beginnendem höherem Alter und dem damit verbundenen Nachlassen der Kräfte

und der Leistungsfähigkeit des Körpers tritt auch ein Zurückgehen in der Geweißbildung ein, der Hirsch setzt zu rück, d. h. die Zahl der Enden des G. vermindert sich, besonders zuerst die Kronenenden, das G. läßt ein gewisses Verkümmern mehr oder minder deutlich erkennen. Die Zahl der Abnormitäten ist bei den G. sehr groß, und es gibt Leute genug, welche derartige Gebilde sehr schätzen. Einen vollendeteren Eindruck macht ohne Zweifel ein starkes, normales, regelmäßiges G. (weiteres s. unter den betr. Wildarten). — Abgeworfene Geweiß- und Gehörntangen sind nicht mehr Bestandteile ihrer Träger, sondern selbständige Sachen. Sie unterliegen grundsätzlich nicht dem ausschließlichen Aneignungsrecht des Jagdberechtigten, außer wenn dies durch eine ausdrückliche landesgesetzliche Bestimmung vorgeschrieben ist. Die unbefugte Aneignung ist da, wo die G. Gegenstand der Jagdberechtigung sind, strafbar, jedoch nicht nach den Vorschriften über Jagdvergehen (St.-G.-B. §§ 292 ff.), sondern nach den landesgesetzlichen Vorschriften. Das unbefugte Abschlagen eines G. von einem verwehten Kadaver ist straflos, selbst in den Landesteilen, wo die abgeworfenen G. der Jagdberechtigung unterliegen. Das abgeworfene G. ist eine Frucht des Hirschens (B. G.-B. § 99); steht ein Hirsch im Eigentum, z. B. in einem Tiergarten, so hat dessen Besitzer gemäß § 953 des Bürgerlichen Gesetzbuchs Eigentum an den im Park abgeworfenen G., die unbefugte Aneignung ist Diebstahl (St.-G.-B. §§ 242 ff.). Das absichtliche Abstrengen der G. von dem lebenden Körper (Hirschprellen) kurz vor der Abwurfzeit, um ein vorzeitiges Abwerfen herbeizuführen, ist Jagdvergehen.

Geweißfuß, gelegentliche Bezeichnung für Rosenstock (s. *Geweiß*).

Gewende, Himmelszeichen, s. *Fährtenzeichen* 19.

Gewicht s. *Gehörn*.

Gewichtverteilung bei Gewehren s. *Balance*.

Gewitterregenvogel s. *Brachvogel* 1.

Gewölle, das, der unverbauliche Teil vom Fraß der Raubvögel (Federn, Haare, Knochen, Flügeldecken von Käfern usw.), der, im Magen zu kleinen Ballen geformt, nach einiger Zeit durch den Schnabel ausgewürgt wird. Die G. reinigen den Vogel Magen und Kropf, gehören daher zu seinem Wohlbefinden, und es müssen ihm in der Gefangenschaft öfters Tiere mit Federn oder Saaten gereicht werden, damit er G. aus-

werfen kann. Aus der Beschaffenheit des G. kann man den Raub des betr. Vogels bestimmen. Auch die Würger, Raben, Drosseln, Reiher, Störche u. a. speien G. aus.

gezogen ist ein Geweißlauf, in dessen innere Wandung Längsfurchen (*Züge*) eingeschnitten sind.

Girol s. *Brachschnalbe*.

Giebel s. *Karpsfische* II, 1.

Gift s. *vergiften*.

Gleitaar (Elanus Sav.), Gattung aus der Unterfamilie der Weihen. Fast der schwächste unter den Lagraubvögeln; schwebender Flug; Gefieder sehr weich; Oberseite hellgrau mit schwarzem Schild am Obersügel, Unterseite weiß. Lebt von größeren Insekten. Sehr selten bei uns, mehr in der heißen Zone. **Gleitaar** (Elanus caeruleus Desf.; E. melanopterus D.; Falkenmilan). Ganze Vorderseite blendend weiß (bei jungen rötlichweiß); schwarzer Streifen durch die Augen. Iris bräunlich (jung), hochrot (alt); Wachshaut, Lauf und Zehen gelb. Schnabel grauschwarz. Raub besteht aus kleinen Haartieren (besonders Mäusen), Eidechsen und größeren Insekten. Ist stets paarweise anzutreffen. Mittelmeerländer, Afrika und Indien (Unter- und Mittelägypten häufig); in Deutschland nur sehr seltener Zergast. (In Hessen zweimal erlegt bei Darmstadt und 1884 auf der Rheininsel Guntershausen (Schmittshausen); auch in der Wetterau beobachtet.) In Frankreich (Dép. du Nord) einmal erlegt.

Glocke, in der Patronenhülse das Lager für das Zündlöcher. In der G. befinden sich die Zündlöcher, durch die der Feuerstrahl des Zündhütchens in das Pulver gelangt. Gewöhnlich ist G. und Amboß — das Widerlager für die Zündmasse — aus einem Stück gearbeitet.

Glut s. *Dicksuß*.

Glut s. *Wasserräuber* 5.

Gnadenhuf s. *Fangschuß* 1.

goden, der Ton, mit dem die Auerhenne den Hahn warnt.

Goldadler s. *Adler* 1.

Goldfuchs s. *Fuchs*.

Goldbohr s. *Taucher* I, 2 u. 3.

Goldregen (Cytisus laburnum u. C. alpinus) ist ein schattenliebender Strauch. Das Wild äßt Blätter und im Winter begierig die Rinde, namentlich der Hase. In Kemien bildet er mit anderen das Unterholz.

Goldregenschneise s. *Regenschneise* 1.

Gordonfetter s. *Vorstehhund*.

Gräne (Grannen, Graneln, Haken, Kufen), die im Oberkiefer befindlichen 2 stumpfen Eckzähne beim Rotwild (zuweilen auch beim Rehwild), die bei zunehmendem Alter des Wildes immer dunkler und damit wertvoller für den Jäger werden. — Beim Reh pflügen

die G. oder Hasen nicht wie beim Rotwild rundlich und stumpf, sondern mehr stiftförmig und schlank zu sein. Bei Damwild und Elch kommen sie so gut wie gar nicht vor, nur ganz vereinzelte Fälle sind bei diesen beiden Wildarten bekannt geworden.

Grafer (Leder, Weidlöffel), die Zunge des hohen, edlen Haarwildes.

Grashirsch, Hirsch, der bisher hauptsächlich Gras, also noch keine Körner (Getreide) gefressen hat; später wird er zum Feist-, endlich zum Brunsthirsch.

Gräulein s. *abtretan* 4.

Gräesse, Johann Georg Theodor, wurde 1814 in Grimma geboren, studierte in Leipzig Sprachwissenschaften und war seit 1843 Bibliothekar des Königs Friedrich August II. von Sachsen. 1848 wurde er Inspektor des Münzkabinetts, 1852 Direktor der Porzellansammlung, 1871 außerdem Direktor des Grünen Gewölbes in Dresden. Er starb 1885 bei Dresden (s. *Jagdliteratur*).

Grattiere, die in der hochalpinen Region stehenden Gemsen zum Unterschiede von den in der alpinen oder in der Waldregion sich aufhaltenden.

Graufalke s. *Edelfalke* I, 3.

Graugans s. *Gänse* I, 1.

greifen, seltener Ausdruck für das Fangen einer Beute durch Raubzeug.

Greyhound (spr. Greeshaund), englischer Windhund; übertrifft alle anderen Hunde an Schnelligkeit; besitzt auch Ausdauer, wird darin aber von anderen Hunden übertroufen. Größe und Gewicht sind verschieden, letzteres schwankt zwischen 18 und 36 kg. Zur Bejagd auf Fuchs und Hase wird der G. gegenwärtig nicht mehr gebraucht, er ist vielmehr reiner Luxushund, der sich mehr durch aparte Formen als durch geistige Vorzüge auszeichnet. Die G. sind im allgemeinen wenig intelligent, dabei bissig, streitsüchtig und heimtückisch. Der Kopf ist sehr lang und schmal, am breitesten zwischen den Ohren. Gang lang, spitz zulaufend. Behänge klein, in der Ruhe faltig zusammengelegt, in der Aufregung halb aufgerichtet getragen mit herabhängender

Spitze. Gebiß sehr stark, Hals lang, Nacken mäßig gewölbt. Schulterblatt sehr lang und schräg gestellt, Brust tief und breit. Nierengegend breit und gewölbt. Rücken infolge starker Bemuskulung leicht gewölbt (sog. Karpsenrücken). Rute sehr fein, an der Spitze stark aufwärts gekrümmt. Farbe verschieden, wenig beliebt sind nur die rein weißen Hunde. Die Ausstellungsrichter legen das größte Gewicht auf gute Vorderhand und Brust, sowie gute Hinterhand, sodann auf Hals, Rücken, Nierenpartie und Pfoten; etwas weniger bewertet wird der Kopf, am wenigsten die Rute (s. *Windhund* Abb. 2).

Griffe, die Fänge der Raubvögel; bei den zur Beize verwendeten Edel Falken wurden die Fänge von den Falkenierern Hände genannt.

Griffon s. *Vorstehhund*.

Grimbart s. *Dachs*.

Grimmen s. *Führtenzeichen* 11.

grob, in Beziehung auf das Schwarzwild gleichbedeutend mit stark (s. *Keiler*, s. *Bache*).

Groppe s. *Strandläufer* 5.

Großtrappe s. *Trappen* 1.

Großvogel s. *Ganzvogel*.

Grunert, Julius Theodor, am 31. Januar 1809 in Halle a. S. geboren, studierte dort und in Neustadt-Eberswalde, wurde 1839 Dozent in Eldena und Forstassessor in Königsberg, 1843 Oberförster in Neu-Blinden, 1846 Forstinspektor in Danzig, 1850 Forstmeister in Köslin, 1854 Oberforstmeister in Danzig, 1859 Direktor der Forstakademie Eberswalde, 1866 Oberforstmeister in Trier. Er starb am 30. August 1889 in Trier (s. *Jagdliteratur*).

Grünchenkel s. *Wasserläufer* 5.

Gruppe s. *Horst* 2.

Güfter s. *Karpfenfische* X, 1.

gut wird alles genannt, was in jagdlicher Beziehung den berechtigten Anforderungen an Stärke, Form usw. genügt, z. B. ein starker Hirsch oder Bock, namentlich auch, wenn er feist ist; alsdann sagt man auch g. am Leib.

Gute Jagd wird bei der Parforcejagd gehalten, wenn die Wente die richtige Fährte hält.

Gütvogel s. *Brachvogel* 1.

S.

Haar, die Hautbedeckung des vierläufigen Wildes; Säuen haben Borsten, Hasen und Kaninchen Wolle.

Haarentchen s. *Taucher* I, 5.

Haarwild, alles vierläufige Wild.

Haarzüge, sehr feine, gerade Züge, die früher häufig bei Flinten, aus denen auch Hundsgelb geschossen werden sollten, Ver-

wendung fanden. S. werden heute nicht mehr angebracht.

hab' acht!, ein meist schädlicher Zuruf auf Treibjagden, um den Nebenmann auf das Anlaufen eines Wildes aufmerksam zu machen; gewöhnlich zieht das Wild den Vorteil aus diesem Zuruf und beschwindet schleunigst. Kommt Federwild

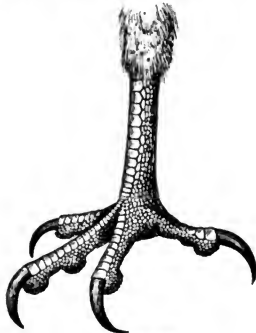
angekrichen, so ruft man: Tiro! (tiro haut). Man ruft auch wohl dem heftig anziehenden Fühnerhund h. a. zu, um ihn vorsichtig zu machen; üblicher jedoch ist der Zuruf: wahre dich! oder sadte!

Habichte (*Accipitrinae*), Unterfamilie der **Falken**. Mittelstarke bis schwache Raubvögel mit langem Lauf und Stoß bei kurzen oder mäßig langen, abgerundeten Flügeln. Sie schlagen nur lebende Beute.

3 Gattungen: **Habicht**, **Sperber** und **Weihe**. Die beiden ersten unterscheiden sich von allen anderen Raubvögeln dadurch, daß ihre kurzen Flügel in der Ruhe den langen Stoß nur etwa zur Hälfte bedecken. Mittelzehe die längste von allen; der Oberkieferzahn ist abgerundet. Im Fluge fallen die sehr kurzen, abgerundeten Flügel auf. Die 1. Schwinge ist sehr kurz, die 3., 4. und 5. sind fast gleichlang, daher der abgestumpfte Flügel; die 4. ist die längste. Die Fänge sind mäßig lang, beim Habicht kräftig, beim Sperber dünn. Krallen schwarz, sehr stark gekrümmt und scharf. An den Sohlen starke Sehnenballen zum Festhalten des Raubes; Lauf vorn und hinten mit Gürteltafeln, beim Habicht hinten mit Schilbern versehen. Die Weibchen sind auffallend stärker als die Männchen, bei den Sperbern oft um $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{3}$. Alle sind gewandte und schnelle Flieger, die ihren Raub schlagen, gleichviel ob er sitzt, freicht oder läuft, und stehen in der Reihe der schädlichen Raubvögel obenan.

1. Gattung: **Habicht** (*Astur*).

3. und 4. Schwinge am längsten; Lauf nicht viel länger als Mittelzehe.



1. Habichtsfuß.
($\frac{1}{2}$ nat. Gr.)

1) **Fühnerhabicht** (*Astur palmarius* Bechst., *Accipiter astur* Pall.; Habicht).

Beschreibung.

Länge (W.) bis etwa 60 cm, Breite 100 bis 110 cm, Stoß 26, Schnabel 3, Lauf 9; davon unbefiedert 4,5, Innenzehe 2,8, ihre



2. Flugbild des Fühnerhabichts
(Breite 100 bis 110 cm.)

Kralle 2,8, Mittelzehe 4,7, ihre Kralle 1,8 cm. Das Männchen ist erheblich geringer, etwa 48 bis 50 cm; auch der Unterschied in der Stärke der Fänge ist oft ein außerordentlicher.

Der alte Vogel ist vom Scheitel über Rücken und Flügel bis zur Stoßspitze gleichmäßig dunkel graubraun gefärbt und von der Kehle bis an den Unterleib auf weißem Grunde graubraun schmal quergebändert, so daß diese Bänder etwa halb so breit sind wie der weiße Untergrund zwischen ihnen. Auf der Brust sind diese Bänder am breitesten, viel schmaler auf den kurzen Hosen und am kleinsten und schmalsten an der Kehle und dem befiederten Teil des Laufs. Wie die Brust sind auch die inneren Flügelbedfedern gebändert, die Innenfahne ebenso, aber deutlicher auf dem weißen Grunde, die Bänder werden nach den kleineren Schwungbedfedern hin undeutlicher. Die oberen Stoßbedfedern sind einfach graubraun, die unteren reinweiß mit langem Flaum. Die Stoßfedern sind dunkel gebändert, die Außenfedern sechsmal, die nächstfolgenden fünfmal, die mittleren viermal; der untere Rand der Bänder ist hell gefantet; auf der Unterseite des Stoßes dieselbe Zeichnung auf weißgrauem Grunde. Stoßspitze weiß gefantet. Iris orangefot, Fänge ockergelb; das Männchen hat über den Rücken hin einen bläulichen Anflug, der nach dem Verenden aber bald verschwindet; das Weibchen hat ihn nicht, dagegen am Unterleib eine etwas rötliche Färbung und breitere Bänder auf der Brust. Ein anderer Unterschied in der Färbung ist zwischen alten Männchen und Weibchen nicht vorhanden. Ganz alte Habichte haben mitunter fast reinweiße Unterseite, die Bänder sind nur ganz schwach

angedeutet. Der junge Vogel unterscheidet sich vom alten so wesentlich, daß er von Unkundigen, welche die Gattungsfennzeichen nicht beachten, häufig gar nicht als Säbicht, sondern öfters als Falke angesprochen wird. Der ganze obere Teil des Vogels ist viel heller graubraun, ins Rötliche übergehend, die Färbung daher deutlicher, und diese erstreckt sich auch auf die kleinen Schwungfedern. Die Fäbner der äußeren Stofffedern sind hell gefaltet mit dreieckigen Flecken am Schaft zwischen den Ranten; die mittleren Stofffedern haben dunklere Färbung. Die Federn am Nacken und zwischen den Schultern sind rötlich-gelb mit einem sich nach der Spitze hin verbreiternden dunkelbraunen Schaftfleck. Die ganze Unterseite des Vogels ist gelblich-weiß, die Federn haben nach der Spitze hin sich verbreiternde dunkelbraune Schaftflecke (also Längszeichnung), die, entsprechend der beschriebenen Fäbnerung des alten Vogels, größer und kleiner (an den Hosen nur gestrichelt) sind. Das Weibchen ist blasser in Färbung, die Schaftflecke sind rötlicher. Iris hellgelb, Fänge grünlich-gelb. Der Vogel maufert im August seines zweiten Lebensjahres und legt alsdann dieses Kleid ab. Die sich demnächst zeigende Fäbnerung ist aber in den nächsten 2 bis 3 Jahren viel breiter auf gelblich-weißem Grund als beim alten Vogel. Iris bei jungen Vögeln grünlich-gelb; Schnabel grauschwarz mit sehr langem Haken; Wachshaut gelb, Nasenlöcher eiförmig, schräg liegend; Nacken bis unter das Auge gespalten; über letzterem ein weißer Streifen, im Nacken weiße Flecke. — Die Beschreibung dieses gefährlichen Raubvogels kann gar nicht eingehend genug gegeben werden, da sich das Jugendkleid vom Alterskleid wesentlich unterscheidet und der H. nur zu oft verkannt wird. Der Jäger, welcher sein Jagdbrevier hegen will, muß diesen Raubvogel sicher kennen, um ihm überall nachzustellen, sonst bleiben seine Bemühungen um die Jagdpflege und Jagdhebung erfolglos. Wennleich der H. nicht die reißende Schnelligkeit des Falken hat, so streicht er doch schnell und gewandt genug, um eine Taube einzuholen. Während der Falke nur von oben her und im Freien schlagen kann, stößt der H. von oben, von der Seite, ja selbst von unten auf seine Beute, im Freien wie im Holz, nimmt den Vogel vom Wasserpiegel weg, hält ihn unter dem Busch, selbst aus dem Astloch heraus und vermag im dichten Holze vermöge seines langen Stoßes fast ohne Flügel Schlag sich seiner Beute nachzuwerfen — mit einem Wort: Kein Tier ist vor ihm sicher, wenn es ihm nicht an Kräften überlegen ist. Der H. ist mithin eine furchtbare Geißel der kleinen Jagd.

Seine Stimme am Horst ist ein kreisendes Schirren, zuweilen auch „Hiäh — Hiäh“ klingend; in sonstiger Anfreugung klingt sie wie „Giagiagiagiagia“. Im Streichen ist er sofort an dem langen Stoß und den kurzen Flügeln zu erkennen; er richtet hierbei den Kopf etwas aufwärts, so daß er sehr kurz erscheint. Er streicht mit eigenartigem, mehr schwirrendem Flügelschlag und steht in der Ruhe gern mit eingezogenem Kopf und gekrümmtem Rücken.

Verbreitung, Aufenthalt.

Die erstere ist sehr groß, wemgleich nicht über den 70.° nördl. Br. hinaus; in Asien geht er bis nach dem nördlichen China, auch im nördlichen Afrika wird er angetroffen. In Mitteleuropa fehlt er nirgends und ist ebenso, je nach der Lage, Stand-, Strich- oder Zugvogel. Ebene oder Gebirge, trodene oder bruchige Gegenden sind ihm gleich, selbst baumloses Gelände und Steppen durchstreift er, wemgleich er in ihnen nur ausnahmsweise Brutvogel ist. Je mehr er Gelegenheit zum Rauben findet, desto ständiger ist sein Aufenthalt. Infolge unablässiger Verfolgung durch Abschießen, Fangen und Horstaussuchen ist der H. in vielen Gegenden Deutschlands sehr selten geworden oder ganz verschwunden.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Der H. raubt von der Auerhenne bis zur Drossel, vom Rehtälchen bis zum Eichhörnchen und adwärts alles Wild, dem er beikommen kann, und da er sehr gefräßig ist, so kann man immerhin sein eigenes Körpergewicht auf den täglich zu verbrauchenden Fraß veranschlagen. Man sieht ihn nicht häufig hoch in der Luft; kreisen, wie die Huslarbe, kann er wegen seiner kurzen Flügel überhaupt nicht, desto rühriger aber streicht er an Holzrändern oder im Walde selbst möglichst gedekt umher, um seine ausersichene Beute plötzlich zu überfallen. Einjam im Walde gelegene Gehöfte sind, wie jeder Fortkamm bezeugen wird, seinen Angriffen so ausgesetzt, daß die Federviehzuht überhaupt in Frage gestellt werden kann. Die Rebhühner werden von ihm auf die fürchterlichste Weise vermindert und liegen, wenn sie ihn wahrgenommen haben, so fest, daß sie oft der gewandteste Hühnerhund nicht zum Aufstehen bringen kann. Ebenso raubt er ganze Wildvögelbetten aus und meist die jungen Hennen, die ihm leichter zur Beute fallen als die stärkeren Hähne. Wie er in Fasanengehegen austräumen würde, wenn nicht die ungeteilteste Aufmerksamkeit gegen ihn gerichtet wäre, bedarf keiner Beschreibung. Kamentlich zur Horstzeit sind beide Alten ununterbrochen beim Geschäft, den stets hungrigen Jungen den Fraß zuzutragen, und dann spottet die Frechheit des raubenden Weibchens aller Beschreibung.

Man hat beobachtet, daß ein solches nicht nur die brütende Drossel vom Neste nahm, sondern dieses selbst mit samt den Jungen wegriß und in den Fängen davontrug. Einem Jäger, der einen Rehbod blatten wollte, strich auf den stehenden Ton des Blatters ein junger *H.* so nahe, daß er geschossen werden konnte. Auch der alte, starke Hase ist seinen Angriffen ausgelezt; der *H.* schlägt ihm seine langen, scharfen Fänge in den Rücken ein und reitet förmlich auf dem Flüchtigen, der bald ermattet seinem Geschick verfällt, da ein Habicht so leicht nicht losläßt, was er einmal gefaßt hat. Er schlägt auch öfter Hähner, Elstern und Krähen, namentlich im Winter stellt er den Rebellkrähen eifrig nach. — Unter dem *H.* herrscht der vollendetste Kannibalismus; denn nicht allein in der Gesangschaft frißt der stärkere den schwächeren nach blutigem Kampfe auf, sondern auch im freien Zustande kommt dies vor; selbst die Jungen im Horste feinden sich schon an. — Bereits im März hört man die kreischenden Töne, welche die Horstzeit einleiten, dann sieht man auch das Paar sich treiben und spielend unterhalten. Der Horst ist meist groß, da er fast immer auf alten Horsten anderer Raubvögel erbaut ist, sieht etwas siederlich aus, ist im Inneren aber kaum 15 bis 18 cm tief, vielleicht wegen des langen Stoßes des Brutvogels, den dieser über den Horst hinaustragen läßt. Mitte April ist das aus 3 (4) Eiern bestehende Gelege fertig; die Eier sind frisch grünlich-weiß, später mehr grau, grobkörnig, ziemlich gleichförmig und sehr verschieden groß, etwa von 63 : 47,5 bis 55 : 40 mm. Über Mittag pflegt das Weibchen von dem Männchen beim Brüten abgelöst zu werden. Das erstere sitzt auf den Eiern so fest, daß es sich nur schwer abklopfen läßt, und streicht oft erst ab, wenn der Kletterer dicht am Horst ist, kehrt auch bald zurück. Nach drei Wochen fallen die Jungen aus; sie sind oben grauweiß, unten ganz weiß, zeigen sich Ende Juni schon auf dem Horst und sind bald flugbar. Werden dem *H.* die Eier genommen, so legt er in einen anderen Horst frische, aber dann meist nur zwei. Sind die Jungen dem Ausfallen nahe, so sitzt das Weibchen um so fester und soll sogar schon den störenden Menschen angegriffen haben. — Zur Weize wurden nur junge, aber schon flugbare *H.* verwendet; alte *H.* sind nicht mehr abzutragen.

Jagd, Fang.

Mit dem Gewehr die Raubvögel aufsuchen und abschießen zu wollen, ist sehr interessant, aber der Erfolg ist in der Regel nur Zufallsache, ganz besonders bei dem meist sich versteckt haltenden *H.* Gründlich vertilgt man diesen Räuber am Horst, wenn man

zunächst die Alten zu schießen sucht und dabei beachtet, daß, wenn man das meist über Mittag brütende Männchen schießen kann, auch das Weibchen dann bald zu Schuß kommt, da es die Brut so leicht nicht im Stiche läßt. Jedemfalls muß sich ein sehr gewandter Schütze diesem Geschäfte unterziehen, denn die Vögel kriechen sehr schnell vom Horst ab und an diesen heran. Natürlich wird der Inhalt des Horstes, seien es Eier oder Junge, vernichtet, und wenn man wartet, bis letztere ausgefallen sind, und alsdann diesen und auch andere in der Nähe befindliche Horste zerstört, so darf man annehmen, daß das Paar, wenn es dem Gewehr entgangen sein sollte, in demselben Jahre nicht mehr horstet. Will man die Alten beim Horst schießen, so stelle man sich vor Tagesanbruch gut gebuddelt an; man wird häufig das Männchen unweit des Horstes auf irgend einem Ast nahe am Stamm bemerken, während das Weibchen auf den Eiern sitzt; steht der Horst in einer dichten Fichte, dann hat das Sehen allerdings seine Schwierigkeiten. Sehr lohnende Erfolge gegen diese gefährlichen Räuber hat man im Herbst, wenn sie weit umherstreichen, auf der Krähenhütte. Der Hühnerhabicht stößt sehr wütend auf den Uhu, rüttelt dicht über ihm und haßt bald auf den Kraken auf; dabei läßt er ein heiseres „Gil gil“ hören und stößt mandmal selbst nach einem Fellschuß in blinder Wut weiter auf den Uhu. Ist der *H.* angeschossen, z. B. flügellos, so krüht er sich auf den Stoß oder wirft sich auf den Rücken, und es kann unglücklich ausfallen, einen Hund auf ihn zu heßen, da Fälle nachgewiesen sind, wo ein solcher Habicht mit den Nabelspitzen Fängen einen Hunde beinahe die Nase abriß.

Sicher ist der Fang des Habichts im Pehlowischen Habichtsjang (s. *Fallen III c 1*) und im Tellereisen. Den Habichtstorb stellt man entweder 30 bis 50 Schritte vom Waldrande auf das Feld oder in mannsgehoben, an Felder stoßenden Borhölzern so auf einen Pfahl, daß er die Spitzen der umgebenden Stämmchen etwas überragt. Da der Habicht die weiße Taube nur von oben äugen darf, müssen die Seitenwände stets dicht mit grünen Zweigen verblendet werden. Diese Zweige gewähren auch der Taube, die täglich frisches Futter und Wasser erhalten muß, Schutz gegen Regen und Wind von der Seite. Der Habicht stößt häufig nicht sofort auf die von ihm eräugte Taube, er schlägt meistens einen Palen, rüttelt und streicht zum nächsten Baum und beobachtet von hier aus die Taube. Wenn er nichts Verdächtiges wahrnimmt, stößt er von oben auf die Taube und fängt sich durch Abbräuden des Stellkreuzes in dem auf dem Korbe liegenden Eisen. Da der Habicht tage-

lang zu den Nesten seines Raubes zurückkehrt, so reckt man um diesen Zweige und legt mindestens 40 cm von Frage entfernt ein Tellereisen in den Eingang. Nicht nur der Täter, sondern auch andere Habichte, welche den Raub äugen, fangen sich dabei. Um die alten Habichte zu fangen, nimmt man die Jungen, ehe sie flugbar werden, gegen Abend aus dem Horst und setzt sie unter dem Horstbaum in eine kleine Reissigütte, in der man die Horstvögel an einem kleinen Pfahl mit einem Fange festbindet. Vor der Hütte legt man leichte Tellereisen, deren Bügel man mit Wappen unwidelt. Die Eisen verblendet man und fettet sie an. Durch das Geschrei der hungrigen Jungen werden die Alten veranlaßt, mit geschlagenem Raub vor die Hütte bzw. Jungen zu kommen und sich zu fangen. Auch im Königarn oder Habichtstoß (s. Falkenfang 1) fängt man den Habicht, welcher auf die darin befindliche Taube stoßen will und sich dabei in dem Netz verwickelt, besonders in der Nähe von einzelnen Gehöften. In Raubvogelpfahleichen, die in der Nähe des Baldtrandes und bei Fasanfütterungen auf starken Pfählen liegen, fängt man den Habicht häufig. Mit dem Pfahlschuß werden Habichte, die auf dessen Stoß aufhaken und durch ihre Schwere dabei den Schuß zur Entladung bringen, durch die Brust geschossen.

II. Gattung: Sperber (Accipiter).

4. und 5. Schwinge am längsten; Lauf viel länger als Mittelzehe.

1) *S p e r b e r* (Accipiter nisus [L.], Astur nisus Keys. et Blas; Finkenhabicht).

Beschreibung.

Länge (W.) 38 bis 40, Breite etwa 65 cm, Stoß 20, Schnabel 1,5, Lauf 6, Innenzehe 1,7, ihre Krallen 1,4, Mittelzehe 3,2, ihre Krallen 1,5 cm. Das Männchen ist um 8 cm kürzer, also dementsprechend so viel geringer und überhaupt schwächer, daß es lange Zeit für eine besondere Art gehalten wurde. Auf der zahnelähnlichen Ausbuchtung des Oberschnabels und der daran grenzenden Stelle des Unterschnabels je ein grauweißer Fleck. Der Lauf ist hinten und vorn mit je 20 großen (Wirtel-falten), die Fehlen der ganzen Länge nach mit unter sich gleichgroßen Schildern gepanzert. Der S. ist die verteilte Artgabe des Hühnerhabichts, dem er an Frechheit, Nord-lust und Schädlichkeit nichts nachgibt, und wenngleich das Männchen nur kleine Vögel von der Drossel abwärts schlagen kann, so stellt doch das Weibchen schwachen Rebhühnchen, Wachteln usw. so nach, daß es den Jäger zur Belämpfung herausfordert. Die kurzen Flügel kennzeichnen den S. hinlänglich im Fluge. Jagt er Sperlinge, so kommt er in der Regel hinter irgend einer Deckung plötzlich hervor

und steigt an der Gede, in die sich diese flüchteten, senkrecht auf.

Das junge Männchen vor der ersten Mauer: Iris und Fänge schwefelgelb; Scheitel- und Nackenseiten braun mit rostroten Kanten; auf dem Nacken ein weißer Fleck und über den Augen ein weißer, dunkel punktierter Streifen; Rücken-seiten grau-braun mit rost-roten Kanten, Steißfedern ähnlich, aber heller; diese, die kleinen Schwungfedern und die Flügelbed-federn grau-braun mit rost-roten Kanten; soweit sie sich bedecken, weiß mit einem unregelmäßigen, grauen Querband; die großen Schwungfedern dunkelbraun, auf der Innenfahne rötlich-weiß mit fünf Bändern, von denen die auf hellem Grunde natürlich am deutlichsten sind. Die Unterseite der Flügel rötlich-weiß mit dunklen Flecken; Stoßfedern grau-braun, die beiden äußersten mit sechs, die anderen mit fünf Querbinden, auf der Unterseite grauweiß; Steißfedern gelblich-weiß mit rostförmigen Binden. Die weiße Kehle mit dunklen Strichen wird unter den Augen rötlich; die Federn am Kropf und Hals weiß mit grauen Binden und an der Spitze mit einem großen, herzförmigen, rostroten Fleck; auf Brust und Bauch graurötliche, unregelmäßige Bänder, auf den Hosen von gleicher Farbe, aber viel kleiner. Nach der ersten Mauer (er mauset vom August ab oft den ganzen Herbst hindurch) verschwinden diese herzförmigen Flecke teilweise und verwandeln sich in Bänder; Mantel und Rücken sind aschgrauer geworden. Nach der zweiten Mauer ist dies noch mehr der Fall, und nach der dritten ist das Kleid des alten Männchens ausgefärbt; Scheitel, Nacken, Rücken, Mantel und Stoß grau-blaue, Schwungfedern dunkel-braun, unbedeutlich gebändert. Iris orange-rot. Aber den Augen ein ganz schwacher, weißer Streifen; im Nacken ein kleiner, weißer Fleck. Kehle reinweiß mit dunklen Streifen, Wangen rostrot; Brust, Bauch und Hosen weiß mit schönen rostroten, ganz wenig grau gefleckten Bändern, die auf den Hosen am zierlichsten sind. Fänge goldoderfarbig. Stoßfedern mit fünf dunklen und wenig kenntlichen Binden, auf der Unterseite grau-weiß. Unterseite der Flügel rötlich-weiß mit rostroten Binden und Flecken. Das junge Weibchen ist dem jungen Männchen sehr ähnlich, aber viel stärker, hat gleichfalls die



3. Flugbild des Sperbers
(Breite 60 bis 70 cm).

herzförmigen Flecke, die später in Veränderung übergehen, aber der Farbenton seines ganzen Gefieders ist lebhaft braun, ohne die graue Färbung des Männchens. Das alte Weibchen hat dieselbe vollständige Veränderung wie das alte Männchen, jedoch ist dessen Farbe, ähnlich der des Hühnerhabichts, graubraun und nicht rot; Kehle weiß mit dunklen Strichen; Scheitel, Wangen, Hinterhals sowie die ganze übrige Oberseite des Vogels dunkel graubraun mit ganz schwachem bläulichem Anflug. Seitenhalsfedern mit weißen Fleckchen, die unteren Steißfedern schön weiß mit schwacher dunkler Veränderung. Iris und Fänge lebhaft gelb, erstere jedoch nicht so hochrot wie beim Männchen. Die Stimme ist ein heiseres Schirren.

Verbreitung, Nahrung.

Der S. ist gleich dem Vuffard und Turmfalke einer unserer gemeinsten Raubvögel. Über Mitteleuropa ist er gleichmäßig verbreitet und geht weit nach anderen Erdteilen hinein, wo ihn dann verwandte Formen ablösen. Er kommt in zusammenhängenden Wäldern zwar vor, doch lieber in kleineren Felshöhlern, besonders wenn sie dicke Fichtenhörste enthalten, in denen er gern horstet. Hier verfolgt er mit Vorliebe den Eichelhäher. Im allgemeinen zwar Standvogel, streicht er (namentlich die Jungen) im Herbst weit umher und jagt mit größter Frechheit im Winter die Sperlinge in Dörfern, selbst Städten, reißt auch wohl gelegentlich einen Stubenvogel im Käfig am Fenster herunter. Der S. läßt sich auch von den sonst stärkeren Krähen seine Beute nicht streitig machen; sowie diese sich ihm bzw. seinem Raube nahen, setzt er sich energisch zur Wehr und packt sie mit seinen scharfen Fängen meist im Rücken. — Dies sind jedoch immer nur Weibchen, die schwächtern und überhaupt weniger häufigen Männchen verlassen das schützende Holz nur ungern. — Die Sperberzüge im Herbst besitzen viel größere Ausdehnung, als man für gewöhnlich glaubt, man muß nur an den richtigen Zugstraßen zur Beobachtung Gelegenheit haben. J. Thienemann berichtet von ganz großartigen, regelmäßigen Zügen dieses Vogels aus der Kurischen Hehrung. Oft gehen wochenlang Tag für Tag Sperberzugketten in losen Verbände über die Hehrung, wobei die beiden Geschlechter in allen Altersstufen vertreten sind. Hauptzugzeiten sind Mitte April und Mitte September bis Mitte Oktober. Wunderbar anzusehen ist es, wenn diese Sperbercharen neben und zwischen den Finkenflügen friedlich dahinziehen. Auch auf Hela sind solche Züge regelmäßig zu beobachten.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Der S. legt erst im Mai die Eier, gewöhnlich 5, ausnahmsweise 6 bis 7, die

sehr hübsch auf grünlich-weißem Grunde mit Linien und Schürfeln, aber auch großen braunen Flecken, bald zerstreut, bald kranzweise, gezeichnet sind; sie sind fast rund und von 40 : 35 bis 35 : 30 mm groß. Zum Horst benutzt er gern ein verdeckt stehendes Sträucherneß, das er seinen Zween entsprechend ausbaut. Wie der des Säbichts ist auch dieser Horst flach, damit der lange Stoß des brütenden Vogels bequem herausragen kann. Der S. verwendet selbst niemals Moos, Laub oder Tierhaare, dagegen oft seine Kiefernrinde, mit der sich ausgefallene Flaumfedern des Brutvogels vermischen. Das Weibchen besorgt das Brutgeschäft allein; schießt man z. B. das Weibchen während der Brutzeit ab, so bleiben die Eier verfallen. Während des Brütens versorgt das Männchen das Weibchen reichlich mit Fraß, bringt diesen aber meist nicht bis zum Horst selbst, sondern legt ihn etwa 20 bis 30 Schritte davon entfernt auf einen Baumstumpf oder dergleichen und stößt dann seinen ledernen Lodrus aus. Während das Männchen auf weiteren Raub zieht, streicht das Weibchen herbei, kröpft sich voll und eilt wieder zu den Eiern. Das Brutgeschäft wird sehr heimlich betrieben, das Weibchen läßt sich während dieser Zeit nirgends sehen. Die Brut lieben sie wie echte Säbichte und suchen sie gelegentlich zu verteidigen. Nimmt man dem Paare die Eier, so legt das Weibchen nach etwa 4 Wochen wieder frische in den Horst; nimmt man ihm nur einige weg, so ergänzt es die fehlenden, woher die außergewöhnlichen Gelege von 8 und 9 Stück rühren, die im gewöhnlichen Verlauf nicht vorkommen. Die Jungen, von denen die Weibchen schon bedeutend stärker sind als die Männchen, sind an den auffallend langen Läusen und den langen Beinen, auch an einem charakteristischen weißen Nackenfleck kenntlich. Der S. kröpft fast nur Vogel. Seine sonstige Lebensweise ist der des Hühnerhabichts ganz gleich. Wenn die Jungen besorgen sind, so streichen sie hinter den in den Fängen Fraß haltenden Alten her, von denen sie gewissermaßen im Fangen unterrichtet werden; dabei geht es ziemlich laut her, was sonst nicht Sache der S. ist. Mit großer Ausdauer beobachteten sie früher die Dohnerstiege und rissen den ängstlich zwitschernden Vogel aus den Schlingen.

Jagd, Fang.

Zerstören der Horste mit deren Inhalt ist das durchgreifendste Mittel zur Vertilgung dieses schädlichen Vogels, wobei die Alten und besonders das Weibchen zu Schutz kommen. Um den Uhu kümmert sich der S. wenig; meist erscheint das stärkere Weibchen, stellt sich auf den Boden mit gestäubtem Gefieder vor den Uhu hin und zischt ihn

an oder waagt auch einige Stöße auf ihn; es halt dabei sehr selten auf, ist überhaupt sehr vorsichtig und streicht beim geringsten Verdacht sofort ab. — Der S. blodt gern mit eingezogenem Kopf und Labudelnd, wobei er den Stoß schlaff hängen läßt, auf einem Baumast, wo es dann gelegentlich glückt, ihn zu beschleichen. Wenn die oben beschriebenen Zugletten über die kurische Kehrung ziehen, so braucht man sich nur verdeckt in der Zuglinie aufzustellen und kann dann in kurzer Zeit Duzende von Sperbern zusammenschießen, da sie in bester Schußhöhe und in gemächlichem Fluge antommen. — Alt eingefangene S. sind nicht mehr zu zähmen, höchstens die Dunenjungen. Im Mittelalter als Weizvogel für den niederen Flug sehr gesucht, wird er noch jetzt von den asiatischen Völkern zur Weize verwendet. — Da der S. hauptsächlich kleine Vögel schlägt, so fängt man ihn sehr leicht in dem Sperberfang mit federndem Kipptafel (s. *Fallen IIIc 2*), in welchem sich zwei lebende Sperlinge oder andere kleine Vögel befinden. Der S. ist ebenso unvorsichtig und tollfährn im Verfolgen und Schlagen der lebenden Vögel wie der Habicht. Der Sperberfang ist daher besonders im Winter bei Futterplätzen für kleine Vögel sehr nützlich. Die Kobervögel müssen durch eingestreckte Fichtenzweige gegen Regen und Wind geschützt werden und täglich frisches Futter und Wasser erhalten. Auch in Kessfallen, die mit zerrissenen Sperling befördert sind, fängt man den S.

Literatur: Raumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas; Kieletthal, Die Raubvögel Deutschlands; E. Schöff, Ornithologisches Taschenbuch, 2. Aufl.

Habichtsadler (*Nisaetus* Hodg.), Gattung der *Bussarde* (*Buteoninae*). Lauf stark und ganz befiedert; Schnabel kurz, zusammengebrückt mit großen, fast senkrecht liegenden Nasenlöchern; Stoß lang und gerade; Schwingen kurz und hart, 5. Feder die längste. Sehen lang und kräftig.

1) **Habichtsadler** (*Nisaetus fasciatus* V., A. bonelli, Bonellis Adler). Länge (W.) 72 bis 74 cm, Flügelänge 50, Stoß 27, Schnabel 4,5, Lauf 10 cm. Gestalt habichtsartig; Flügel erreichen nur $\frac{3}{4}$ der Stoßlänge; Stoß lang und gerade; Läufe hoch, Zehen lang, hintere und innere Krallen besonders stark; Nasenlöcher elliptisch; Schnabel nur mäßig lang, an der Wurzel gestreckt, von der Wachsheit ab stark gebogen. Dunenkleid reinweiß. Jugendkleid: Kopf, Nacken dunkelbraun, Gesamtfärbung rötlich-braun mit hellen Federäumen; Stoß gelblich-braun mit schwarzen Schäften und 5 bis 6 nach den Federrän dem hin verlöschenden Binden; ganze Vorderseite und Hosen schön rostfarbig, dunkel

gestrichelt; Iris bräunlich-gelb; Wachsheit, Mundwinkel und Zehen gelb; Schnabel horngrau mit schwarzer Spitze; Krallen glänzend schwarz. Übergangskleid meist stark ausgeblühen (sahlbraun); im Alter Kopf und Nacken graubräunlich, Stirn, Streifen über dem Auge, Kehle und ganze Vorderseite weiß mit dunklen Schaftstrichen; Auge dunkelgelb; Schultern einfarbig dunkelbraun; Laufbefiederung weiß mit vielen sahlostbräunlichen Bändern; Stoß hellgrau mit dunklen Schaftstreifen und 9 bis 10 schmalen Querbinden sowie hellem Endsaum, untere Seite weißlich. Im Fluge ist der S. an der weißen Unterseite des langen Stoßes sowie an dem dunklen Flecken inmitten des sonst weißen Unterflügels zu erkennen. Er streicht so hastig wie der Habicht, aber sehr schnell und gewandt und ist ebenso mordgierig wie dieser. Brutzeit Anfang März; die meist 2 Eier (auch nur 1) trübweiß; Größe 71 : 53 bis 64,9 : 49,4 mm. Horst meist in Felsenischen. Ist früher in Böhmen mehrmals erlegt worden, eigentliche Heimat jedoch die Länder des Mitteländischen Meeres (Griechenland, Spanien, Afrika).

2) **Zwergadler** (*Nisaetus pennatus* Gm., *Aquila pennata* Rchw.; gestieflter Adler).

Beschreibung.

Länge (W.) 47 bis 49, Breite bis 117 cm, Stoß 23,3, Schnabel 4, Mundspalte 3,5, Lauf 6,1 bis 9, Mittelzehe 4,5, ihre Kralle 2,8, Innenzehe 2,9, ihre Kralle 3,1 cm. Schnabel sanft gebogen, mit langem Haken; Mundspalte reicht bis hinter das Auge; Wachsheit aufgetrieben, Nasenlöcher schräg, nierenförmig; Wachsheit und Mundwinkel gelb, Iris braun, im Alter gelblich. Krallen glänzend schwarz, stark getrümmt und sehr scharf; Hosen auffallend lang, daher der Name gestieflter A. Der B. ist außerordentlich verschieden in Stärke und Färbung. Die ruhenden Flügel erreichen oder überragen um ein Weniges das Stohende. Obgleich kaum von Bussardstärke, ist dieser Adler aber als solcher nicht zu verkennen, er ist an dem rundum befiederten Lauf und den starken Nackenfedern leicht anzuspüren. Mit einem anderen Adler kann er gar nicht, möglicherweise mit dem Raufußbussard verwechselt werden, dessen Lauf auf der hinteren Längsseite aber lahl ist. Da es auffällig dunkle und helle Färbungen gibt, so nahm man zwei Arten, *Aquila pennata* und *Aquila minuta*, an; später stellte sich heraus, daß diese Farbenverschiedenheiten sogar unter den Jungen einer Brut vorkommen, man blieb somit bei einer Art stehen. Die hellere Spielart (früher *pennata*) ist auf der ganzen Vorderseite gelblich-weiß mit schmalen, bräun-

lichen Schaffstreich; Hosen und Lauf reinweiß; Nachshaut, Mundwinkel und Zehen gelb; Iris gelbbraun; Schnabel hornfarbig, an der Spitze schwarzgrau; Genid rötlich-braun mit dunklen Schaffstreich und hellen Säumen, namentlich auf dem gleich gefärbten Ober Rücken; Unterrücken dunkler mit schmälere Säumen; Stoß dunkelbraun mit gelblichen Dedes und Schäften, hell gefärbt, auf der Unterseite gelblich-grau; Handschwinger schwarzbraun, Armschwinger heller; auf der Schulter am Flügelgelenk meist ein weißer Fleck. Die dunklere Art (*minuta*) hat Kopf, Raden dunkelrotbraun und ist vor allem auf der ganzen Unterseite mehr rotbraun bis dunkelbraun. Der β . kennzeichnet sich auch im Flug an den gespreizten Schwingen vor anderen gleichstarken Raubvögeln und streicht sehr gewandt und schnell.

Verbreitung, Nahrung, Lebensweise.

Der β . ist in der Kaukas, bei Bernburg, in Bayern, in Sachsen, einmal (1890) in Pommern und schließlich 1908 in Fischhausen (Distr.) erlegt worden, doch heimisch nur im südöstlichen Europa, häufiger in den Donau-Fluvialern, Karpathen; in Ungarn Zugvogel; Brutvogel in Galizien; in Griechenland Zugvogel, selten überwintert; in Spanien brütend; von hier aus verbreitet er sich nach Südwest- und Mittelasien sowie Afrika bis Abyssinien, im Winter bis Indien. Ein echter Waldvogel, liebt er Bestände mit starken Stämmen und dichtem Unterwuchs. — Der β . legt im Mai zwei Eier in den auf starken Bäumen selbst erzbanten oder auch anderen Raubvögeln (z. B. Bussarden, Milanen) weggenommenen Horst; sie sind 60 : 47 mm groß, grünlich-weiß, mit wenigen violettgrauen Punkten gezeichnet, rauhschalig und porös. Das brütende Weibchen wird vom Männchen zärtlich geliebt; sobald die Jungen ausgefallen sind (Brutzeit 4 Wochen), wetteifern beide Alten im Zutrauen von Motten, Mäusen, Eidechsen, jungen Vögeln, ihrem gewöhnlichen Fraß. „Er jagt spielend,“ sagt Göbel, „nur kurze Zeit am Tag, benutht jeden vorüberziehenden größeren Raubvogel, wie See- und Schreiadler, und liegt in ewiger Fehde mit dem Würgerfalken, die sofort hoch in der Luft ausgesprochen wird.“ Die Stimme des β . ist im Gegensatz zu der der anderen Raubvögel eine wohlklingende zu nennen. Junge β . sind leicht zu zähmen. — Bezüglich der Jagd ist zu sagen, daß er nicht scheu sein und sich namentlich am Nachtstand leicht anschleichen lassen soll, doch muß man hierbei die geringen Verfolgungen berückichtigen, denen er in jenen Einöden, wo er heimisch ist, ausgesetzt ist. An Horst kann er jedenfalls am leichtesten erlegt werden, doch ist wegen seines schnellen, gewandten

Abstreichens ein kurzes, sicheres Abkommen nötig. Den Uhu greift er an, halt auch zuweilen vor der Hütte auf.

Habichtweibc s. *Eulen II, 7.*

Habichtsfang, Pehlowischer s. *Fallen IIIc 1.*

Habichtstorb s. *Habichte I, 1, Fang, und Fallen IIIc.*

Hähnsen s. *Jagdnetze, Aebgarne.*

Hähne, die, die Beugehne der Hinterläufe des zur hohen Jagd gehörigen Haarnußwildes.

Hähnen (abhähnen), einem stärkeren, angeschossenen Wilde und dem parforce gejagten Hirsch die Schene über dem Sprunggelenk des Hinterlaufs durchhauen, um sie am Aufstehen zu verhindern; besonders früher bei Parforcejagen, aber auch bei Krellschüssen gelegentlich angewendet. Ein Fangschuß tut aber bessere Dienste.

Kartoffel. *Kartoffel* (Solanum

tuberosum). Sie ist heute in größeren Revieren eins der Hauptwinterfuttermittel für Wild. Die besten Knollen wachsen auf Sandboden, diese sind für die Überwinterung besonders empfehlenswert. Da erkrankte Kartoffeln dem Wilde schädlich sind, so dürfen keine leicht faulenden Sorten angebaut werden. Alttiere und Kiden versehen, bisweilen sogar epidemisch, nach dem Genuße kranker Kartoffeln. Bewährt hat sich die gelblichgelbe, sächsische Zwiebelkartoffel für die Wildhege. Sie verträgt strengen Boden, fault nicht leicht, überwintert gut, bastardiert nicht oft und treibt hohes Kraut, das im Herbst gute Dedung gewährt. Sie bringt gesunde, aber nicht sehr reiche Ernten. Im allgemeinen müssen für jede Gegend die passenden Sorten ausprobiert werden. Als frühe Nung für Rot- und Fraß für Schwarzwild ist die frühe Rosenkartoffel zu empfehlen, die aber schlecht überwintert. Kartoffelstroh ist billig zum Einmieten und Eindecken der Kartoffelmieten gegen Frost, als Unterlage für Mieten und Getreidehober im Wildbader und als Unterlage in den Wilderwärmungshütten (künstliche Betten der Schuphütten). Die Kartoffeln können in gut gelüfteten, gelunden, trockenen, mäßig warmen Kellern aufbewahrt werden. Besser sind Mieten, da sie dort von jeglichem Hansgeruch freibleiben. Für Säuen und Rotwild läßt man wohl im Herbst ein Kartoffelstück zum Umbrechen und Ausschlagen stehen. In den Fütterungen werden die Knollen roh oder gedämpft gereicht. Vor dem Dämpfen müssen die Kartoffeln sauber gereinigt werden. Manchmal werden sie im Kartoffeldämpfer in Verbindung mit Wildobst, Rüben, Topinambur, Mais, Eichel, Kastanien, bisweilen auch mit Mais, Maischrot, Haferstroh, Kleie gedämpft. Beim Verfüttern setzt man etwas Salz und Wild-

leckpulver zu. Kartoffeln müssen ohne lange Reime gereicht werden, da diese durch ihren Solaningehalt das Wild krank machen können.

Kunkelrübe (*Beta vulgaris*) und **Zuckerrübe** (*B. v. var. rapacea*). Höchste Erträge liefern die Original-Edendorfer Rüben, aber jede andere bewährte Sorte kann auch angebaut werden. Die Aufbewahrung ist wie die der Kartoffel. Rüben werden in ganzen Früchten, zerkleinert, gedämpft, allein oder gemischt verfüttert.

Kohlrüben (*Bruteln*; *Brassica napus esculenta*) sind manchmal noch wertvoller als Kunkeln. Ertrag hängt von der Gegend ab. Vorzüge sind Genügsamkeit, große Haltbarkeit, gute Ernten; K. sind dem Wilde zuträglich, da sie wegen ihres angenehmen Bitterstoffes weniger leicht Durchfälle veranlassen. Die Blätter dieser Rübe werden mit den abgehackten Hälften oder Strünken sofort zu den Fütterungen gefahren. Als Sauerheu für Wild nicht zu empfehlen. Hasen nehmen Kohlrüben am liebsten an, wenn sie, in Scheiben geschnitten, auf ein Stäbchen gesteckt werden.

Mohrrüben (*Wurzeln*; *Daucus carota*) gehören zu den besten Nahrungspflanzen unter den Gadfrüchten. Großer Nährwert, gute Verdaulichkeit, hoher Ertrag, bedeutender Zuckergehalt, Fähigkeit bei der Aufbewahrung. Bitterstoff und Zucker sind dem Wilde sehr angenehm.

Stoppelfrüben (*Turnips*; *Brassica rapa rapifera*), eine Art Wasserrüben mit kurzer Vegetationszeit im Herbst. Die Blätter werden vom Schalenwild und Hasen gern genommen. Die Knollen bleiben vielfach für den Winter im Boden des Wildackers, werden aber auch in Rieten aufgeschichtet. Fasanen lieben nicht nur die Deckung dieser Pflanze, sondern auch die Knollen als Nahrung.

Kuhlohl (*Wasserkohl*, *Riesenkohl*; *Brassica oleracea procera*), eine artenreiche, baumartige Pflanze mit verzeheltem Stamm, grünen und braunen, glatten und gefräselten Blättern, niedrig und bis zu 2 m hoch. Hochwachsende, großblättrige Formen sind die besten. Für den Wildheger ist die Pflanze beachtenswert wegen des Ertrages, der Gründung bei Schnee und wegen der Remissenbildung. Durch Umkniden der Pflanzen erhält man ähnlich wie bei Mais, Topinambur und Sachalinrübenreich Schnee-dichte Fütterungen. Die Pflanze läßt sich bequem zu jedem Nahrungspflanze bringen. Das Wild äßt sehr gern Blätter, Blattstiele und Rinde des Stammes. Durch Auslegen dieser Nahrung vor Treibjagden kann man Hasen nach bestimmten Revierteilen ziehen. Kuhkohlremissen sind beliebte Deckungen für Fasanen. Man legt sie am Waldsaum, auf Blößen an

und als größere Wildäcker. Rehwild und Hasen findet man im Herbst oft in solchen Kohlbreiten. Die Anpflanzungen sind bis zur Zeit der Fütterung gegen Rot-, Dam- und Schwarzwild fest abzugattern.

Hadwaldbetrieb (Brandkultur), eine Betriebsart, bei der nach erfolgtem Abtriebe vorübergehend landwirtschaftliche Nutzung stattfindet, nachdem zuvor die Bodendecke verbrannt und die Asche über die Fläche ausgebreitet worden ist.

Haderer f. *Gewehr*.

Hafer f. *Getreide*.

Haffmöwe f. *Mövenartige Vögel II, 1*.

Haffvader f. *Seeschwaben I, 4*.

Haft, die Lauffahnen (Verschlussfahnen) der Ripplaufgewehre.

Gastpflicht des Jägers. Nach § 823 des Bürgerlichen Gesetzbuchs ist derjenige zum Schadenersatz verpflichtet, der fahrlässig das Leben, den Körper oder die Gesundheit eines anderen widerrechtlich verletzt, sowie derjenige, der gegen ein den Schutz des anderen bezweckendes Gesetz verstößt. (Schutzgesetz ist in Bayern der § 15 der Verordnung vom 6. Juni 1909, der zwecks Befähigung von Unglücksfällen für das Tragen und die Benutzung von Jagdgewehren Verhaltensvorschriften gibt.) Fahrlässig handelt nach § 276 des Bürgerlichen Gesetzbuchs derjenige, der die im Verkehr erforderliche Sorgfalt außer acht läßt. Bestraft wird nach § 230 des Strafgesetzbuchs derjenige, der durch Fahrlässigkeit die Körperverletzung eines anderen verursacht. War der Täter zu der Aufmerksamkeit, welche er aus den Augen setzte, vermöge seines Amtes, Berufes oder Gewerbes besonders verpflichtet, so tritt eine höhere Strafe ein. Nach § 231 kann auf Verlangen des Verletzten neben der Strafe auf eine an ihn zu erlegende Buße bis zum Betrage von 6000 Mk. erkannt werden. Eine erkannte Buße schließt die Geltendmachung eines weiteren Entschädigungsanspruches aus.

Im Jagdbetrieb kommen leider sehr viele Fälle von Fahrlässigkeit vor. Manchmal ist ein Mensch für ein Stück Wild gehalten worden, in anderen Fällen hat der Schütze den Schuß abgefeuert, ohne sich zu vergewissern, daß in der Schußrichtung sich kein Mensch befindet. Auf Treibjagden und Hühnerjagden wird sogar geschossen, wenn in der Schußrichtung Menschen zu sehen sind. Mangelnde Vorzicht beim Übersteigen von Bäumen und anderen Hindernissen hat schon manches Unglück herbeigeführt, ebenso die Aufbewahrung des geladenen Schießgewehres an einer anderen Person leicht zugänglichen Stelle. Bei Treibjagden kann der Leiter verantwortlich gemacht werden, wenn er die Aufstellung und Vorwärtsbewegung

der Schützen und Treiber in einer Weise anordnete, daß dadurch Verletzungen herbeigeführt wurden. Der Anspruch auf Ersatz wird gemäß § 254 des Bürgerlichen Gesetzbuchs ganz oder teilweise beseitigt durch eigenes Verschulden des Verletzten; dieses kann entweder darin bestehen, daß er bei Abgabe des Schusses selbst unvorsichtig gewesen ist, oder daß er nach der Verletzung nicht sofort alle zur Heilung erforderlichen Maßregeln ergreift. — Der Ersatz ist gemäß den Vorschriften der §§ 249 ff. des Bürgerlichen Gesetzbuchs zu leisten, und zwar in Geld. Der zu ersetzende Schaden umfaßt auch den entgangenen Gewinn. Als entgangen gilt der Gewinn, welcher nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge mit Wahrscheinlichkeit erwartet werden konnte. Nach § 842 erstreckt sich die Ersatzpflicht auf die Nachteile, welche die schädigende Handlung für den Erwerb oder das Fortkommen des Verletzten herbeiführt. Wird infolge einer Verletzung des Körpers oder der Gesundheit die Erwerbsfähigkeit des Verletzten aufgehoben oder gemindert, oder tritt eine Vermehrung seiner Bedürfnisse ein, so ist dem Verletzten durch Entrichten einer Geldrente Schadenersatz zu leisten; die Rente ist vierteljährlich im voraus zu zahlen. Statt derselben kann der Verletzte eine Abfindung in Kapital verlangen, wenn ein wichtiger Grund vorliegt. Im Falle der Tötung hat gemäß § 844 der Ersatzpflichtige die Kosten der Beerdigung zu tragen. Stand der Getötete zur Zeit der Verletzung zu einem Dritten in einem Verhältnis, vermöge dessen er diesem gegenüber kraft Gesetzes unterhaltspflichtig war oder werden konnte, und ist dem Dritten infolge der Tötung das Recht auf den Unterhalt entzogen, so hat der Ersatzpflichtige dem Dritten durch Entrichtung einer Geldrente insoweit Schadenersatz zu leisten, als der Getötete während der mutmaßlichen Dauer seines Lebens zur Gewährung von Unterhalt verpflichtet gewesen sein würde. Im Falle der Tötung und der Verletzung des Körpers oder der Gesundheit hat gemäß § 845 der Ersatzpflichtige, wenn der Verletzte kraft Gesetzes einem Dritten zur Leistung von Diensten in dessen Hauswesen oder Gewerbe verpflichtet war, dem Dritten für die entgangenen Dienste eine Geldrente zu leisten. Nach § 847 kann im Falle der Verletzung des Körpers oder der Gesundheit der Verletzte auch wegen des Schadens, der nicht Vermögensschaden ist (sog. Schmerzensgeld) eine billige Entschädigung in Geld verlangen. — Der Ersatzpflichtige kann sich gegen die Haftpflicht bei Privatgesellschaften versichern. Ebenso gibt es eine Versicherung gegen Unfall, und zwar sowohl eine freiwillige private als auch eine staatliche Zwangs-

versicherung. Hat der Verletzte sich selbst versichert, so kann der Ersatzpflichtige gegenüber dem Ersatzanspruch nicht einwenden, daß der Schaden des Verletzten durch die Versicherungssumme gedeckt ist, denn diese Summe ist kein Schadenersatz; wenn aber die Gesellschaft, die die Versicherungssumme gezahlt hat, in dem Versicherungsvertrage den Übergang der Ansprüche des Verletzten gegen den Täter auf sie in Höhe der gezahlten Versicherungssumme vereinbart hat, so ist insoweit der Verletzte zur Geltendmachung von Schadenersatzansprüchen nicht befugt. Die staatliche Zwangsversicherung tritt da ein, wo die Jagd als forst- oder landwirtschaftlicher Nebenbetrieb angesehen wird. Auf das Verhältnis des Entschädigungsanspruches zu der Unfallrente finden deshalb die Vorschriften der Reichsversicherungsordnung vom 11. Juli 1911 Anwendung. Nach deren § 1042 gelten für die Haftung von Unternehmern (also z. B. dem Leiter einer Treibjagd) und Angestellten die Vorschriften der gewerblichen Unfallversicherung (§§ 898–907). Der § 1542 bestimmt, daß, soweit die nach der Reichsversicherungsordnung Versicherten oder ihre Hinterbliebenen nach anderen gesetzlichen Vorschriften Ersatz eines Schadens beanspruchen können, der ihnen durch Krankheit, Unfall, Invalidität oder den Tod des Ernährers erwachsen ist, dieser Anspruch auf die Träger der Versicherung insoweit übergeht, als sie den Entschädigungsberechtigten nach der Reichsversicherungsordnung Leistungen zu gewähren haben.

Hagel s. Schrot.

Häher (*Garrulus*), Gattung der Rabenvögel. Die Spitzen des starken, gebogenen Schnabels gegeneinander gebogen, die Seiten scharfschneidig; die zerklüfteten Nasendefensern erreichen die Hälfte der Schnabellänge. Flügel kurz und abgestumpft, der abgerundete Stoß ziemlich lang, auf dem Kopf eine Hölle, das Gesicht weich und zerklüftet, der Gang stets hüpfend, nie schreitend.

Eichelhäher (*Garrulus glandarius* Vieill., *Corvus glandarius* L.; Holzschreier, Holzhäher, Walzhäher, Martoff, Martwart, Jäd).

Beschreibung. Nahrung. Lebensweise.

Länge 32,5 cm, Stoß 16,5, Schnabel 2,7, Lauf 4,1 cm. Hauptfärbung graunörlig; von großer Wirkung sind die Deckfedern der Handschwingen und Außensabnen der Mittelschwingen mit ihren leuchtend blauen, schwarzen und weißen, kurzen Querbinden; Stoß schwarz mit weißen Federn. Vom Unterschnabel läuft ein schwarzer Streifen abwärts, die Hölle mit schwarzen Schaftstrichen; Iris grau; Schnabel schwarz; Ständer trüb fleischfarbig. Der Eichelhäher gehört zu unseren

bekanntesten Vögeln; im Gebirge wie in der Ebene, in großen Waldmassen wie in Feldhölzern oder Parkanlagen wird er nicht fehlen, und oft genug ist sein dreistes „Rätsch rätsch“ der einzige belebende Ton in einförmigen Kiefernwäldern, wenn die anderen Vogelstimmen schweigen. Die gedrungene, vierhöckerige Gestalt mit dem dicken, behaubten Kopf steht in vortrefflicher Harmonie mit dem Tun und Treiben dieses Laugenichts, dessen Wahlspruch Stehlen und Klündern ist. Seiner Aufmerksamkeit entgeht schwerlich ein Ereignis der Umgebung, und ebensowenig wird er seine Meinungsausfertigung in dem bekannten „Rätsch rätsch“ zurückhalten, wodurch er einerseits der Tierwelt die Ankunft des Menschen zu deren Heil kundtut, anderseits aber auch diesem von der Annäherung eines Wildes, besonders des Fuchses, Kenntnis gibt. Auch den Humor kultiviert er, sei es in komisch wechselnden Gebärden oder in einer Art schrappendem Gesang, dem er die verschiedensten nachgeahmten Töne, bald das Krähen eines Hahns, bald das Wehen einer Sense, einfügt. Besonders täuschend ahmt er die Stimme des Bussards nach, so daß er manchen Jäger damit narrt. Der Holzschreiber gehört zu den schlechtesten Fliegern, weshalb er sich meist im Gezwirge aufhält und nur im Notfall und nach sichtlich überwindung größere, freie Flächen überstreicht; um so gewandter klettert er aber im Gebüsch an den Zweigen umher und vermag sich noch an den dünnsten Ästen festzuhalten zum Verderben der kleinen Vogelnechte. Die Verbreitung des Holzhäfers ist eine sehr große, er fehlt mit Ausnahme des hohen Nordens und alpiner Regionen, wo er von Gattungsverwandten vertreten wird, wohl nirgends in Europa, während er in den angrenzenden Gebieten durch nahe verwandte Formen vertreten wird. Buschwerk muß er zu seinem Schutz allerdings haben, doch sind ihm kleine Feldhölzer wie große Waldungen gleich lieb. Der Marfols lebt von pflanzlicher wie tierischer Nahrung und frisst eigentlich alles nur einigermaßen Verdauliche. Sehr gern nimmt er Eichel auf und trägt sie sich sogar in Berstedde, die er freilich oft verzögert, wo diese dann keimen und je nach Ortschaft aufwachsen, was ihm von manchen hoch angerechnet wird. Auch verschiedene Beeren frisst er, so besonders gern Ebereschen, die ihm in den Dohnen verhängnisvoll wurden; daß er ferner manches Insekt, besonders auch Raupen und selbst haarige, verschlingt, ist gewiß, so daß man ihn den nützlichen Vögeln zurechnen könnte, wenn er nicht der nichtsnutzigste Nesträuber wäre, der zu denken ist. Er läßt keine Brut

in seiner Umgebung aufkommen und vernichtet daher die Existenz zahlloser Vögel, die mindestens ebenso nützlich und dabei keine schädlichen Eigenschaften haben wie er. Man kann die verwärfeten Brutstätten sehr bald an den durch die Schwere des Häfers niedergedrückten Änden erkennen. Der Holzhäher nistet im April in jungem Holz, mit Vorliebe in dichten Fichtenforsten, in verschiedener Höhe, legt 6 bis 8 Eier, welche auf graugelbem Grunde mit etwas dunkleren, graugrünlischen Flecken und Punkten dicht besetzt und etwa 35 : 24 mm groß sind. Die Brutzeit dauert 16 bis 18 Tage. Das Weibchen sitzt sehr fest auf den Eiern und besonders auf den nackten Füßen, so daß man es manchmal fast greifen kann.

Der **Tannenhäher** oder **Kußhäher** ist, weil nicht zur Gattung *Corvus* gehörig, unter dem ersteren Stichwort behandelt.

Jagd, Fang.

Es wird keiner weiteren Auseinandersetzung bedürfen, daß der Jäger diesen schädlichen Vogel durchaus nicht dulden darf, auch der Forst- und Landmann haben keinen Grund, einen Vogel zu schonen, der unzähligen nützlichen und angenehmen Särgern verderblich wird. Es ist ihm übrigens nicht schwer anzukommen, und beim Nest, das leicht anzufinden und zu erreichen ist, können auch die Alten weggeschossen werden. Häher fangen sich leicht in kleinen Abzugs- oder Abdruckeisen, an deren Abzugs- bzw. Abdruckvorrichtung Fleischstücke oder auch Eichel befestigt sind. Man fängt sie ferner häufig unbeabsichtigt in Tellereisen, über welche zum Fange des Marders oder Altis Fleisch oder Gescheide gehängt ist. Wenn man den getöteten Eichelhäher über das Eisen hängt, hört der Fang der Häher auf. Hat sich der Häher an den Tritten gefangen und schreit bei der Annäherung des Jägers, so kommen auf das Geschrei hin häufig andere Häher, die man dabei bequem schießen kann. Auch in Prügeln und Morfalleen fangen sich Häher bei dem Versuch, zu dem Köder zu gelangen bzw. ihn abzusiechen. Ebenso werden in der Rehfalle, die mit einem Fleischstück, einem zerrissenen Sperling oder mit Eichel bebüdet ist, Häher gefangen.

Hahn, 1) das Männchen bei allen hüfnerartigen Vögeln (Wehzahl in Süddeutschland Hahnen, namentlich bei den Baumhühnern); alle Weibchen heißen Hennen. Reviere, in denen Auer- und Birkwild steht, heißen daher auch Hahnenreviere. Viele übertragen die Bezeichnung H. auf alle fütternden Vögel und sprechen z. B. vom Finkenhahn, nennen die Weibchen dieser Arten Weibchen oder Sie. 2) Der äußere Teil an vielen Jagdgewehren, durch dessen Nieder-

schlagen auf das Hündhütchen oder den Hündstift die Entladung erfolgt.

hahnlos pflegt man Gewehre mit inneren Schlagröhren (Hähnen), im Gegensatz zu den mit äußeren Hähnen versehenen Hahn-
gewehren zu nennen.

Hainbuche s. *Laubhölzer*.

Hasen, 1) zwei dem Rotwild eigene Röhre s. *Grüne*; 2) die Ecköhre der Bächen; 3) der Hestel, an den man beim Zeugstellen die Bindelcinen anbindet.

Hasen schlagen, vom Hasen, wenn er durch Abspürunge und andere schnelle Wendungen von den ihn jagenden Hunden abzukommen sucht.

Hatreis s. *Fallbaum*.

Hatali (altfrz.: ha la lit! Ha, da liegt er!). Wenn bei der Parforcejagd der Hirsch sich stellt, so ist er H., es wird H. gerufen oder geblafen.

Halbbrachsen s. *Karpfensische X, 1.*

Halbcite s. *Enten I, 4.*

Halbmantelgeschöß. Als Mantelgeschöße zuerst für Jagdwiede benutzt wurden, verfiel man sie mit einem nur die Hälfte des Bleierms umfassenden Mantel. Da diese Geschöße aber stark deformierten und das Wildbret zu sehr entwerteten, verlängerte man den Mantel, bis er $\frac{1}{2}$ bzw. $\frac{1}{3}$ des Bleierms einschloß. Diese besser als Teilmantelgeschöße zu bezeichnenden Projektile werden jetzt noch häufig H. genannt.

Halbtücher (halbe Tücher), sind niedriger wie hohe Tücher und dienen in der Regel nur zum Einkellen von Dam- und Schwarzwild, allenfalls auch zur Aushilfe beim Einkellen von Rotwild (s. *Tücher*).

Halbvogel s. *Ganzvogel*.

Halbwüchziger Hase, ein etwa drei Monate alter Hase.

Halb s. *Hals geben*.

Halbbandqiarol s. *Brachswealbe*.

Halbbandreindreher s. *Steinwölzer*.

Halbraten s. *Kehlbraten*.

Hals geben, bellen, meist von jagenden Hunden gebraucht. Jagen Hunde andauernd laut, so geben sie gut Hals. Verbellt aber ein Hund ein verendetes oder nicht flüchtiges Stüd Wild auf einer Stelle, so gibt er Stambulaut.

Halskuß s. *Schufzeichen*.

Halsung (Halse), das Halsband der Hunde.

halten, 1) die Fährte oder Spur, vom Hunde, wenn er sicher auf ihr forsucht oder von der Fährte (Spur) des Wildes, welches er angejagt hat, nicht abgeht, d. h. sie nicht verliert oder sich nicht durch andere Fährten oder Spuren irreführen läßt. 2) Vom Wilder, den Jäger schufmäßig herankommen lassen; in diesem Falle gleichbedeutend mit aushalten.

Haltepunkt, der Punkt, den man anvisieren und auf den man abkommen muß, um das Ziel zu treffen. Die meisten Büchsen werden so eingeschossen, daß die Kugel auf 80 m Entfernung etwa 5 bis 7 cm über dem Haltepunkt einschlägt. Bei der Raßang unferer heutigen Büchsen ist es besser, sie auf Ziel einzuschießen, die Visierung also so einzurichten, daß sich Ziel- und Haltepunkt auf der gegebenen Entfernung bedeen.

Hamen, das spitze, trichterförmige Reß am Treibzeug, in dem die Feldhühner gefangen werden; auch das Reß, in welchem man den Frischotter fängt. Näheres s. *Jagdnetze, Sadgarne*.

hammerless, englisch für hahnlos.

Hand, Teil des Vogelflügels (s. *Vogel*).

Hände s. *Griffe*.

Handgeweiß (Handkrone), ein Rothirchgeweiß, dessen Krone einer ausgestreckten Hand ähnelt. Selbstverständlich kann es nur von einem sehr starken Hirsch (Kapitalhirsch) herrühren.

Handseue, der manchen Hunden eigentümliche Fehler, auf Befehl gar nicht oder nur sehr ungern heranzukommen. Der handseue Hund pflegt bis auf einige Schritte sich seinem Herrn zu nähern und mit eingezogener Rute herumzutreiben. Viele Hunde werden infolge von Dreiführern handseue, es neigen dazu besonders englische Vorziehhunde. Um den Fehler zu beseitigen, muß das Tier in einer Weise behandelt werden, die ihm Vertrauen zu seinem Herrn einflößt. Die Peitsche darf der Hund nicht sehen. Er wird an die Korallen und die lange Leine genommen. Dann wird geübt „Setz dich — hier!“ (Ruf und Pfiff.) Man lasse die Korallen möglichst wenig wirken und verabreiche dem Hunde, wenn er herangekommen oder gewaltsam herangezogen ist, nachdem man ihn gestreichelt hat, einen Lederbissen. Darauf sind die Übungen ohne Korallen und allmählich unter Begleitung jeder Belohnung fortzusetzen. Alsdann wird ohne Leine im geschlossenen Raume und endlich im Freien geübt. Der Hund darf niemals gestraft werden, bevor er angeleint ist.

Handschwinger, die längsten Schwungfedern des Vogels.

hängen, das Zusammenhängen der Hunde, Wölfe, Füchse während der Begattung. Der Begattungsvorgang dauert beim Hunde sehr lange. Während des Deckens vergrößern sich die beiden Schwelkörper der Rute derart, daß ein Zurückziehen des Geschlechtsteils unmöglich wird. Die Schanlippen der Hündin klemmen den Knoten am Gliede des Rüden so fest ein, daß der Deckakt nicht willkürlich unterbrochen werden kann. Das Hängen dauert verschieden lange, etwa 10 bis 30 Minuten. Wenn das Abjamen erfolgt ist,

schwillt die Rute ab und die Lösung vollzieht sich ohne Schmerz. Das gewaltsame Trennen von Rute und Hündin kann schwere Verletzungen zur Folge haben.

Hängefeil, die Leine, an welcher der Leithund geführt und gearbeitet wurde. Man kann den heutigen Schweifriemen des Leithundsarbeit verrichtenden Schweifhundes auch *H*. nennen.

Harbouin, Seigneur de Fontaines-Cudrin, wurde etwa 1362 geboren. Da ihm nach des Vaters Tode das diesem verliehene Jagdrecht bestritten wurde, führte er langwierige Kämpfe um dieses, die 1392 erfolgreich endeten. In einer Fehde der Herzöge von Anjou wurde er vom Grafen Roger v. Beaufort gefangen genommen und erst 1395 wieder freigelassen. Er starb 1399 (s. *Jagdliteratur*).

Hartelincote s. *Enten IV, 1*.

Hartier (Hafenhund), ein dem Foxhound (s. *Fuchshund*) ähnlicher und diesem nahe verwandter Hund englischer Rasse. Der Kopf des *H*. soll etwas schwerer sein als der des Foxhound, seine Nase ist etwas breiter, sein Behang mehr zugespitzt. Er findet in England zur Parforcejagd auf Hasen Verwendung.

Harro, Zurschlag des Jägers, durch den er den Nachbar auf das Annähern eines Hasen aufmerksam machen will.

hart ist ein Hund, der wenig süßsam ist und Strafen gering achtet. Läßt man sich bei einem solchen Hunde den etwas höheren Grad von Geduld und Energie bei der Dressur nicht verdrießen, so bekommt man meist einen brauchbareren Hund, als der weiche zu werden pflegt.

Hartig, Dr. Georg Ludwig, geboren am 2. September 1764 in Gladenbach bei Marburg. Er lernte die Jägerei bei seinem Oheim Carl Ludwig *H*., herzogl. Gehegeleiter, zu Harzburg, und wurde nach zweijähriger Lehrzeit am 1. August 1780 freigesprochen; studierte in Gießen, wurde 1786 Forstmeister des Fürsten von Solms in Hungen (Wetterau), wo er eine Forstlehranstalt gründete. 1797 wurde er Landforstmeister des Fürsten von Dranien-Rassau und verlegte seine Anstalt nach Dillenburg; 1806 Oberforstrat in Stuttgart, 1811 Oberlandforstmeister und Staatsrat in preussischen Diensten. Er starb am 2. Februar 1837 in Berlin (s. *Jagdliteratur*).

Hartig, Dr. Theodor, Forstmann und Naturforscher, wurde am 21. Februar 1805 in Dillenburg (Rassau) geboren, studierte in Berlin und wurde 1835 außerordentlicher Professor an dieser Universität, 1838 Professor der Forstwissenschaft am Collegium Carolinum zu Braunschweig. 1878 trat er, nach dem Eingehen der genannten Forstschule 1877, als

Oberforstrat in den Ruhestand und starb am 26. März 1880 in Braunschweig. Neben der Bearbeitung verschiedener Neuaufgaben der Werke seines Vaters Georg Ludwig *H*. gab er mehrere Schriften heraus, von denen die wichtigsten sind: *Vb. I* der Aderflügler Deutschlands (Berlin 1837); *Vollständige Naturgeschichte der forstlichen Kulturpflanzen Deutschlands* (Berlin 1840—51); *System und Anleitung zum Studium der Forstwirtschaftslehre* (Leipzig 1858); *Anatomie und Physiologie der Holzpflanzen* (Berlin 1878).

Hartschrot s. *Schrot*.

Hasardschuß, ein Schuß auf Geratewohl, den, auf Wild abzugeben, nur ganz besondere Umstände rechtfertigen können.

Hase (*Lepus*), eine Gattung aus der Ordnung der Nagetiere, auf deutschem Boden in 3 Arten vertreten. Die Gattung ist gekennzeichnet durch die langen Löffel, den stumpf gerundeten Kopf, kurze, meist ausgerichtet getragene Blume, sowie die verlängerten Hinterläufe, die mit vier Zehen versehen sind, während sich an den Vorderläufen als fünfte Zehe noch ein kurzer Daumen findet. Am Gebiß ist besonders bemerkenswert das Vorhandensein eines Paars kleiner Stützähne hinter den oberen Schneidezähnen. Mit einigen verwandten Arten, besonders den sog. Pfeifhasen (*Lagomys*), stellt man daher die *H*. in die Unterordnung der Duplicitadata (wörtlich Doppelgezähnte). Der Schädel zeigt eine lange Schnauzpartie mit sehr stark entwickeltem Nasenrohr, bogigem Profil, nebartig durchbrochenen Oberkiefern, sehr schmalen knöchernem Gaumen, aber sehr langen Gaumenlöchern vor diesem. Die Badenähne, oben sechs, unten fünf an jeder Seite, haben weit offene Wurzeln, der letzte im Oberkiefer ist sehr klein. Die Kaulflächen der übrigen sind in der Mitte tief eingetuchtet, so daß jede zweiteilig erscheint.

Weibmännliche Ausdrücke.

Der männliche *H*. heißt *Kammeler*, der weibliche *Saxhase*, *Saxhase* oder *Häsin*. Die Ohren heißen *Löffel*, die Augen *Scher*, die Füße *Läufe*, die Hinterläufe sehr oft *Sprünge*, der Schwanz *Blume*, *Federlein*, die Haare *Wolle*, das Fell *Valg*. Halb ausgewachsene *H*. heißen *halbwüchsig*, dreiviertel ausgewachsene *Dreiläufer*. Die Begattung heißt *rammeln*, das Gebären *setzen*, die Jungen einer Geburt *Satz*; fressen heißt sich *äßen* oder *Weidennehmen*; ein gut genährter *H*. ist *fett*, niemals *feiß*; das Gegenteil heißt *schlecht*. Der *H*. scharrt sich eine Art Höhlung aus, so daß der Wind über ihn wegstreicht; sie heißt *Lager* oder *Sasse*, und darin

liegt er oder drückt er sich; wird er aufgejagt, so wird er aufgestoben: zur Flucht rückt er ins Feld; aus dem Lager fährt er heraus und springt über irgend welches Hindernis; er hat keinen Beschiel, sondern einen Paß. Der H. wird genickt, indem man ihn mit der linken Hand an den Hinterläufen hochhebt und ihm mit der flachen rechten Hand das Genid abschlägt, demnächst wird er nicht ausgebrochen oder aufgeschnitten, sondern ausgeworfen oder ausgeweidet, zuletzt gestreift oder abgebalgt; des bequemeren Transportierens halber wird er eingehäcst (eingehesht), indem man am Sprunggelenk eines Hinterlaufs zwischen Hächel und Knochen einen Einschnitt macht und den anderen Lauf durchsteckt. Unter Hasenlein versteht man das aus Kopf, Hals, Blättern, Weichen und dem Abschnitt der unteren Rippen bestehende Kochwübbret; das aus ihm hergestellte beliebte Gericht heißt Hasenpfeffer oder Schwarzhase. Der Hasensprung ist das am Hächelgelenk vorstehende Knöchelchen. Schreit der H. ängstlich, so klagt er; richtet er sich, auf den Hinterläufen sitzend, auf, so macht er ein Männchen; tut er dies auf den Hintergehenden, einen Kegel. Die Umwege, auf denen er in sein Lager fährt, heißen Widergang und Absprung. Er vernimmt und windelet scharf oder gut, das Gesicht ist dagegen nur mäßig und sein schwächster Sinn.

Lepus timidus L.), auch wohl in der Tierfabel und als scherzhafteste Bezeichnung Lampe, sowie je nach dem Aufenthalt Feld-, Wald- oder Berghale.

Beschreibung.

Eine Beschreibung des H., dieser allbekanntesten Wildart, können wir hier unterlassen, doch sei auf einige Punkte in seiner Anatomie außer den oben als Gattungsmerkmale angegebenen aufmerksam gemacht. Vielfach liest und hört man, der H. habe keine Augenwimpern oder Augenlider und könne die Seher nicht schließen. Das ist aber gänzlich falsch! Der H. schläft nicht mit offenen Sehern, aber liegt vielfach ganz still mit offenen Sehern, als ob er schliefe. Die Klitoris der Hsin ist sehr stark, weshalb sie leicht mit der Rute des Rammlers verwechselt werden kann. Das Kurzwübbret ist nur zur Fortpflanzungszeit äußerlich sichtbar, sonst zieht es sich in die Bauchhöhle zurück. Die dem Boden vortrefflich angepasste Färbung des H. wechselt etwas im Ton, auch wird sie im Winter besonders an den Keulen stark grau meliert; die nordischen H. sind überhaupt grauer als die südlicheren. Abnorme Färbungen sind nicht gerade häufig, doch kennt man weiße (Albinismen), schwarze (Melanismen), rotgelbe (Erythrismen), sowie verschiedenartige scheckige Hasen. Bei ganz jungen H. in den ersten Lebenswochen sind allerlei, oft sehr wunderliche Mißbildungen nicht selten, denen aber in der Regel nur ein kurzes Leben vergönnt ist. So gibt



1. Hase, hoppelnd. 2. Hase, stüchtig. (V. 10 nat. Gr.)

1) Der gemeine Hase (Lepus europaeus Fall., Lepus vulgaris L., unrichtig es Hasen mit überzähligen Gliedmaßen, abnorm gelagerten Sehern, Cylkopen mit nur einem einzigen Seher mitten auf der Stin,

Betrochungen zweier Stücke in verschiedenen Graden u. a. m. Ein gewisses Interesse pflegt bei erstlegten *H.* eine gelegentlich vorkommende Zahnmühlbildung zu erregen, die darin besteht, daß ein oder mehrere Schneidezähne aus Mangel an Abnutzung, sei es infolge einer Verletzung oder von regelwidriger Stellung im Kiefer, in der einmal vorhandenen Richtung weiter wachsen und sich schließlich manchmal förmlich einrollen. Gehörnte *H.* spielen früher in den Karitatenansammlungen eine gewisse Rolle, sind aber ohne Ausnahme Kunstprodukte, manchmal sehr täuschend nachgemacht. Äußere Unterschiede in bezug auf Figur und Färbung sind unseres Erachtens zwischen Kammeler und Häsini nicht wahrzunehmen; ebenso wenig Verschiedenheit in der Flucht. Was in dieser Beziehung angegeben wird, ist nicht einwandfrei bewiesen und gehört meist in das Gebiet der Hypothese. Die durchschnittlichen Maße eines ausgewachsenen mitteldeutschen *H.* sind etwa folgende: Gesamtlänge bis zum Ende der Blume 60 bis 70 cm, Köpfe 12 bis 14 cm, Vorderlauf vom Ellbogen bis zu den gerade gestreckten Kägeln 10 bis 12 cm, Hinterlauf vom wirklichen Knie bis zur Zehenspitze (gestreckt) 15 bis 18 cm. Das Gewicht Lammes dürfte sich bei uns auf 4 bis 5 kg belaufen, es kann aber bis 6 kg steigen. Hinsichtlich der Kreuzungsmöglichkeiten zwischen *H.* und Kaninchen s. *Leporidae*.

Verbreitung, Aufenthalt.

Das Wohngebiet unseres Lammes reicht vom nördlichen Großbritannien und dem südlichen Schweden durch ganz Europa, östlich noch bis zum Ural und Kaulasus. Schon im Süden unseres Erdteils treten teilweise abweichende Formen auf, die von einigen Forschern als eigene Arten betrachtet werden, weshalb man die Verbreitung des *H.* nicht ganz genau angeben kann. Zahlreiche der unserigen verwandte Arten bewohnen Asien und Afrika. Wenn auch *H.* innerhalb des Verbreitungsgebietes der Art fast überall vorkommen, so sind sie doch nicht gleichmäßig verteilt. Warme Böden, ebene Gegenden mit Getreidebau bevorzugt das Geschlecht Lamm entschieden, dagegen liebt es ausgehente, geschlossene Wälder nicht. Im Gebirge geht der *H.* noch ziemlich hoch hinauf, in den Alpen noch, soweit der Laubwald reicht; weiter oben vertritt ihn der Alpenhase. In Europa sind Deutschland und Österreich-Ungarn als die hafenreichsten Länder zu bezeichnen, und bei uns steht in der gedachten Richtung die Provinz Sachsen obenan, ebenso sind Rheinpfalz und Schlesien als hervorragende Hasengegenden bekannt.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Die meiste Zeit des Jahres ist der *H.* Dämmerungstier, das den Tag über ruhig

im Lager liegt und gegen Abend zur Nahrung rückt. Nur zur Rammelzeit sieht man die *H.* auch bei Tage in großer Unruhe. Sein Lager scharf sich der *H.*, wenn die Bodenbeschaffenheit es gestattet, als längliche Grube in den Boden; wo er genügend Deckung hat, drückt er sich einfach an den Boden. Rasse liebt er im allgemeinen nicht, doch findet man ihn trotzdem zuweilen an nassen Stellen im Moore usw., auch bleibt er ruhig liegen, wenn bei Regen oder Tauwetter das Lager sich z. T. mit Wasser füllt. Die für gewöhnlich sich im Felde aufhaltenden *H.* rücken, wenn es zur Erntezeit dort unruhig wird, in die anstoßenden Gehölze, um später wieder zu Feld zu rücken. Im Winter lassen sie sich ruhig einschneien, so daß sie unter dem Schnee fast ganz verschwinden. Als Nahrung lieben sie süße Gräser, Klee, Raps, Serradella, Lupinen, junge Saat u. dgl., Kohl nehmen sie mehr im Winter, wenn die sonstige Grünahrung knapp wird. Dann schälen sie auch allerlei Holzpflanzen, wie Alazien, Obstbäume, verbeißen Knospen und Triebe und werden dadurch in Baumschulen oft sehr schädlich. Auch in Spargelpflanzungen, die in den letzten Jahren vielerorts in großem Maßstabe angelegt wurden, können *H.* schädlich werden, besonders durch Wäfen der jungen Triebe auf noch nicht benutzten Feldern. Die Losung des *H.* besteht aus runden, etwa 1 cm dicken Kugeln, die im Sommer meist grünlich oder schwärzlich, im Winter mehr bräunlich aussehen.

In milden Wintern zeigt sich bei Lamm der Fortpflanzungstrieb schon Ende Januar, und man sieht dann die *H.* am hellen Tage in lebhafter Bewegung. Die Kammeler, oft mehrere hintereinander, folgen der Häsini, geraten sich dabei oft gegenseitig in die Wolle und sechten ihre Mensuren aus, ohne sich aber ernstlich zu verletzen. Auch die Häsini wird oft arg mitgenommen, wenn sie sich nicht willfährig zeigt. Nach etwa 30 Tagen setzt sie an einem geschützten Plätzchen, nach frühzeitigem Rammeln gern an Düngerhaufen, im Felde ihre Jungen, die lebend und behaart im Gegenlatz zu den jungen Kaninchen, abzusetz werden. Aber das Verhältnis der Mutter zu den Jungen, die Dauer des Säugens usw. liegen aus der Freiheit keine genügenden Beobachtungen vor, die ja auch sehr schwer anzustellen sind. Wenn man aus Wahrnehmungen an gefangenen Hasen schließen darf, so werden die Junghäsen etwa drei Wochen lang gesäugt, wahrscheinlich hauptsächlich bei Nacht. Die oft wiederkehrenden Angaben einer nur wenige Tage dauernden Säugeperiode sind entschieden falsch. Ebenso ist die Ansicht von der unrichtigen Weisheit der Häsini unrichtig, wenn-

gleich es stimmt, daß sie bis zu viermal im Jahre legen kann. Reißens wird angenommen, daß in den ersten und letzten Sägen die Zahl der Jungen geringer ist als in den mittleren. Junge H. liegen sehr fest im Lager, lehnen auch, ausgekoben, bald an den Ort, an dem sie gelegt wurden, wieder zurück. Ueberhaupt ist der H. im allgemeinen ein schlaftes Wild, das sich, abgesehen von gelegentlichem Hin- und Herpassieren zwischen Feld und Wald, nicht weit von der Heimat entfernt. Ein vom Hunde gehetzter H. kommt nach einiger Zeit ziemlich sicher wieder an die Stelle, an der er aufgeschreckt war, zurück.

Unter den Sinnen des H. dürfte das Vernehmen obenan stehen, an zweiter Stelle kommt das Augen, das aber weniger geeignet ist, unbewegliche Gegenstände zu erkennen, als Bewegungen, seien sie auch noch so geringfügig, wahrzunehmen. Das zeigt sich am deutlichsten beim Anstand und beim Treiben auf H., wo diese den ganz ruhig stehenden Jäger oft auf kürzeste Entfernung anlaufen, bei der leiseften Bewegung aber seichtwärts abgehen. Das Vernehmen scheint trotz der ewig schnuppernden Nase nicht bedeutend zu sein. Als hervorragendster Zug im Wesen des H. wird allgemein seine Furchtsamkeit angesehen. Wie sollte das aber auch anders sein?! Waffen hat ihm die Natur nicht verliehen, daher bleibt ihm bei drohender Gefahr kein Ausweg als „das Hasenpanier zu ergreifen“ oder den Versuch zu machen, sich zu drücken, in der Hoffnung, daß der Feind ihn nicht wahrnimmt. Trotz dieser sprichwörtlichen Furchtsamkeit aber kämpfen die Kammler miteinander um der Minne Sold, und die Häsinn verteidigt ihre Jungen gegen Krähen u. dergl. — so gut es ihre Waffen eben gestatten. Wenn auch die jungen H. etwas tölpelhaft vertraut und dummdreist sind, so kann man dem durch Erfahrung gereiften alten Lampe keinenfalls Ueberlegung und List absprechen. Das kann man beim Treiben und Kesseln, sowie auf dem Anstande hundertfach beobachten, wo sich alte H. viel vorsichtiger und gewickelter benehmen als Junge.

In bezug auf seine Stimmittel ist der H. etwas stiefmütterlich bedacht worden. Die meisten Jäger kennen nur das bekannte Klagen, das der vom Hunde gezeigte Hase ausstößt und das die Todesangst verrät, jedoch auf Schüsse nicht ertönt. Außer diesem, wie „ää ä ä äää“ klingenden, jämmerlichen Geschrei läßt der Hase auf der Spur der Häsinn zur Raumeizeit noch einen leisen, murrenden Laut hören, den man aber nur selten wahrzunehmen Gelegenheit hat.

Bekannt ist die Zahl der Feinde des H., dem unser gesamtes Raubwild vom kleinsten Biestel bis zum Fuchs und zur Wildkatze, ferner alle Raubvögel außer den kleinsten Arten, die Krähen, widerwärtige Gunde, Raben und — Menschen mit Eifer nachstellen. Nur seine große Fruchtbarkeit schützt den H. vor dem Aussterben. Aber nicht nur zwei- und vierläufige sowie gesiederte Feinde bedrohen unseren Lampe, auch ein ganzes Heer von Entoparasiten schmarozt in seinen inneren Organen. Besonders gefährlich ist ein Lungenwurm, der *Strongylus commutatus*. Auch *Coccidien* verursachen zuweilen tödliche Erkrankungen, und in den letzten Jahren sind verschiedentlich Seuchen beobachtet worden, welche die Hasenbesäße verschiedener Gegenden arg schädigten. Syphilis, Venerie, Franzosenkrankheit kommen in Wirklichkeit beim Hasen nicht vor, sondern sind Laienbezeichnungen für verschiedenartige andere Erkrankungen (s. *Coccidienkrankheit* und *Pyämie*). Die Ansicht, daß Chilisalpeter und andere Kunstdünger direkt oder indirekt das Eingehen von H. herbeiführen, dürfte auf Grund der Versuche wissenschaftlicher Kapazitäten insofern als richtig bezeichnet werden müssen, als Chilisalpeter in größeren Mengen tödlich wirkt. Zu massenhafter Aufnahme haben aber H. selten Gelegenheit, und daher kommen Vergiftungen durch ihn nicht häufig vor. Um schlecht gewordene Hasenbesäße anzubessern, hat man anstatt des im vorigen Jahrhundert und früher empfohlenen Mittels der Hasengärten, in denen H. gezüchtet werden sollten, die aber ihren Zweck völlig verfehlten, zum Aussetzen von H. seine Zuflucht genommen, und zwar, wenn die Sache nicht in zu kleinem Maßstabe betrieben und richtig angefaßt wurde, mit entschiedenem Erfolge. Mit dem Freilassen von einem halben Duzend H. auf einem kleinen Revier ist natürlich kein Erfolg zu erzielen, wohl aber, wenn sich eine Anzahl benachbarter Revierinhaber vereinigt und eine größere Menge von H., und zwar vornehmlich Häsinnen, aussetzt. Von Wichtigkeit ist dabei ferner, daß die einzuführenden H. aus Gegenden stammen, die in bezug auf Bodenbeschaffenheit und Klima dem neu zu besiedelnden Revier möglichst ähnlich sind und die H. gesund sind.

2) Der Alpenhase (*Schneehase* oder veränderlicher Hase; *Lepus variabilis* Pall.), in den Ostseeprovinzen auch Holzhasse genannt, zeigt sich in den anatomischen Verhältnissen sowie in der Färbung deutlich von dem gewöhnlichen Hasen unterschieden. Des ersteren Merkmale sind folgende: Der Löffel erreicht, nach vorn angebrückt, nicht die Nasenspitze, da er kürzer als der Kopf ist; dieser selbst zeigt eine längere,

mehr rundliche Form als bei unserem Hasen. Die Hinterläufe des Schneehasen sind länger, breitspiziger und dichter behaart als die des gewöhnlichen, die Blume ist dagegen einfarbig weiß, höchstens auf der Oberseite mit einzelnen dunklen Haaren durchsetzt. Durchschnittlich ist die nordische Art des Hasen etwas geringer als die mitteleuropäische. Was die Färbung betrifft, so ist der Gesamnton des *L. variabilis* im Sommer rötlich-grau oder gelblich-braungrau mit schwarzen Löffelspitzen, an den Seiten etwas heller als oben und am Bauch in Weißgrau übergehend. Etwas ändern, wie ja auch bei unserem Hasen, nach Klima, Bodenbeschaffenheit usw. die Farbtöne auch beim Schneehasen ab. Von den südlichsten Teilen des Verbreitungsgebietes abgesehen, geht im Herbst der dunkle Balg des *Lepus variabilis* in einen rein weißen über, bei dem jedoch die Löffelspitzen schwarz bleiben. Obwohl die klimatischen Verhältnisse ohne Zweifel diesen Farbenwechsel beeinflussen, so tritt er doch auch ein, wenn im Herbst der Eintritt von kaltem Wetter und Schnee sich länger als gewöhnlich hinzieht. Nach den Beobachtungen von D. v. Loevis und A. Pregel entfärbt sich im Herbst die braune Sommerwolle des Schneehasen, und ausgefallene (oder, wie bei den Versuchen der genannten Forscher, gewaltsam ausgezogene) Wolle wird durch weiße ersetzt, während im Frühjahr die weiße Winterwolle in dichten Kloden ausfällt und ein ganz neues, dunkles Haarkleid hervorproßt. In der Schädelbildung zeigen die beiden europäischen Hasenarten gewisse Unterschiede hinsichtlich der Gaumenbildung, der Jochbögen, der Nasenbeine usw., auf die wir hier, weil für uns belanglos, nicht weiter eingehen wollen. Im Gebiß lassen sich durchgreifende Verschiedenheiten nicht feststellen. — Das Verbreitungsgebiet des Schneehasen erstreckt sich über die um den Pol gelegenen Länder beider Hemisphären, wobei zu bemerken ist, daß man verschiedene, einander jedoch sehr ähnliche Arten unterscheidet. In Europa leben Schneehasen in Scandinavien, im nördlichen Rußland, in den russischen Ostseeprovinzen, in Schottland und Irland in den höheren Gebirgslagen, ferner auf allen höheren Gebirgen von den Pyrenäen bis zum Kaukasus. Angeblich sollen gelegentlich in Ostpreußen Schneehasen gefunden werden, was schon aus dem Grunde wohl möglich ist, weil diese Hasen weniger an ihre Heimat gebunden sind als unsere, vielfach sogar direkt wandern, nicht nur im Hochgebirge im Winter aus höheren Lagen in die Täler, sondern auch in ebenen Gegenden. In den südlichen und milderer Teilen ihres Gebietes, so in Irland, bleiben die Schneehasen auch im Winter

dunkel, während sie andererseits im hohen Norden das ganze Jahr hindurch die weiße Farbe beibehalten.

Wehr als unser *H.* ist sein nordischer Vetter an den Wald gebunden, sowie an die mit Birken, Kieferngestrüpp usw. bestandenen Moore, wogegen er Gegenden mit Ackerbau meidet und vor der Kultur zurückweicht. Im Gebirge hält er sich in der besseren Jahreszeit meist jenseits der Holzgrenze auf, um bei Eintritt des Winters eingeschüfte, tiefere Lagen zu rücken. Seine Nahrung besteht im Gebirge aus allerlei Bergkräutern, Trieben, Knospen, Rinde; im Norden findet er im Sommer sein Auskommen an allerlei Gräsern, Kleearten und sonstigen niedrigen Pflanzen, während es ihm im Winter dort sehr knapp geht und er auf Holzgewächse, deren Rinde, Zweige und Knospen angewiesen ist. In bezug auf die Fortpflanzung und sonstige Lebensweise unterscheidet sich der Schneehase kaum vom Feldhasen. Wo beide Arten nebeneinander vorkommen, verbastardieren sie sich gelegentlich, so in den Ostseeprovinzen und in den Alpenländern. Spur und Losung des Schneehasen ähneln denen des gewöhnlichen Hasen. Das Wildpret wird in einigen Gegenden wenig geschätzt. Als Wild spielt der Schneehase keine bedeutende Rolle, und seines mehr vereinzelt Vorkommens halber lohnen sich manche unserer Jagdarten bei ihm nicht. Der Hochgebirgsjäger schießt ihn wohl nur ausnahmsweise, im Norden wird er zur Hauptsache auf der Suche erbeutet.

3) Die dritte, zur zoologischen Gattung Hase (*Lepus*) gehörige, hier in Betracht kommende Art, das *Kaninchen*, ist in einem besonderen Artikel behandelt.

Jagd.

Keine andere Wildart zieht einen solchen Schwarm von Jagdliebhabern aller Art hinter sich drein wie Lampe; er ist der erste und der letzte Versuch des jungen antretenden, des alten abtretenden Jägers. Der Bauer schleppt den rostigen Schießprügel hinter ihm her und den Fiktör neben sich, der ihm des Hasen Aufenthalt verraten soll, der jagdliebende Handwerksmeister oder der Herr Mat ist auf dem Kriegspfad hinter ihm, der Wünderer und Lungerer aber bestedt die Hede mit Schlingen. Beginnen wir mit der wirtschaftlichsten Jagd auf den Hasen, mit der *T r e i b j a g d*, welche in Standtreiben, Kesseltreiben und die sog. Streife zerfällt. (Sichtlichlich der allgemeinen Sicherheitsmaßregeln vgl. *Treiben 1*).

1) *Standtreiben*. Wenn bei jeder Treibjagd auf Hasen das Wetter eine gewisse Rolle spielt, so ist das ganz besonders bei der im Walde der Fall. Soll sie Erfolge haben, so ist unbedingt helles Frostwetter erforderlich

und die geeignetste Temperatur 2 bis 5 Grad Kälte; bei strengem Frost kann man allerdings auch mit Erfolg jagen, jedoch greift er die Schützen so sehr an und macht das Stillstehen auf den Ständen zuletzt zur Qual. Wenn möglich, stehen die Schützen gegen den Wind; unbedingtes Erfordernis ist es aber nicht, wenn man nicht zugleich auf Keineke Rücksicht zu nehmen hat. Die Schützen stellen sich still auf den am Tag vorher schon bezeichneten und ohne Geräusch ausgeräumten Ständen an und zwar, wenn eine Dichtung getrieben wird, hart an deren Rand, so daß sie seit- und hinterwärts schießen; vor einem raumen Waldteil aber, wo Schießfläche genug vorhanden ist, nach Belieben dicht am Rand oder weiter zurück, weil sie in diesem Fall doch meist vorwärts zu schießen in die Lage kommen. Besser ist es allerdings zur Vermeidung von Unfällen, die Schützen stets dicht an das Treiben zu stellen. Hasen zu stellen, wodurch baldige Fühlung mit den Treibern erreicht wird, ist auch hier zu empfehlen. Bei nassem, weichem Wetter ist von einem Palentreiben im Wald entschieden abzuraten, denn dann liegt der H. so fest und läuft so widerwillig vor den Treibern, daß er sich bald drückt oder zurückgeht, trotz aller Anstrengungen, ihn vorzubringen. Bei Frostwetter dagegen läuft er munter an, gleichwohl sind auf ihn niemals sehr große und namentlich lange Treiben anzulegen. Laut müssen die Treiber freilich schon sein, übermäßiger Lärm aber ist vom Ubel, nicht mehr Geräusch, als dazu dient, den Hasen die Annäherung von Menschen zu verraten; je größer der Spektakel, desto mehr Hasen gehen zurück, und sicher, wenn die Treiber etwa gar versuchen, einen zurückgehenden Hasen durch Lärmen und Zusammenlaufen davon abzuhalten, er geht dann zuverlässig zwischen oder neben ihnen durch. Die vielfach gebrauchten *Hasenklappern* sind beim Feldtreiben sehr angebracht, im Walde dagegen entbehrlich; sie machen die Verständigung zwischen den Treiberführern und den Treibern äußerst schwierig. Der H. ist spitz nicht leicht zu treffen, daher man ihm lieber seitwärts beizukommen sucht, ihn also, wo und wann es angeht, vorbeiläßt und dann feuert; andernfalls halte man ihm von vorn etwas unter die Räufe, von hinten auf die Köpfe. Beim Hasen gilt der letzte Schuß, auf welchen er blieb, es sei denn, daß der erste ihn unbedingt zur Strecke gebracht hätte, z. B. wenn ihm die Räufe zertrümmert worden und er sich nur mühsam einige Schritte fortquälte. Ein zuverlässiger Apportierhund ist bei solchen Treiben kaum entbehrlich, darf aber nicht gelöst werden, wenn dieses noch im vollen Gang ist. Im Felde verläuft die Treibjagd ganz ähnlich, und

das Wetter sowie auch der Wind sind weniger von Bedeutung, da Treiber und Hasen sich gegenseitig sehen, die letzteren also vorwärts müssen, selbst wenn die Schützen frei stehen, wie es ja meist der Fall ist. Sobald die Treiber durch die Schüsse gefährdet werden könnten, hört alles Schießen in das Treiben hinein auf.

2) **Kesseltreiben.** Die Schützen verteilen sich zwischen die Treiber und umschließen im Kreis einen entsprechenden Teil des Feldes, den sog. Kessel. Steht das Treiben auf diese Weise fertig, so bewegt sich der ganze Kreis langsam nach der Mitte, wobei man auf die aufgestoßenen Hasen schießt, solange die sich immer mehr nähernden Schützen und Treiber nicht gefährdet werden, in welchem Fall nur noch auf die durch die Linie passierten Hasen geschossen werden darf, weshalb man sie absichtlich durchläßt oder, da sehr viele Häsinnen sich unter diesen letzten befinden, unbeschossen freigibt. Es gehört zu solchem Treiben unbedingt ein freier Raum, sonst gerät das ganze Treiben in die größte Unordnung, und deshalb ist es nur auf größeren Feldern denkbar. Diese Kesseltreiben sind zwar sehr unterhaltend, wenn es viele Hasen gibt, deren Tun und Treiben zu beobachten überaus interessant ist, andererseits sind sie nicht ohne Strapazen und nicht ohne Gefahr. Aber den gefrorenen, über Mittag meist etwas aufgetauten Sturzwader hinwegzustolpern, ist eben keine Annehmlichkeit und ein Fall mit dem schuf fertigen Gewehr, besonders wenn sich der Kessel schon sehr verengt hat, leicht von üblen Folgen. Auf den großen Hasenjagden Sachsens und Schlesiens sind diese Kesseltreiben sehr üblich. Die schlimmste Seite dieser Jagdart ist aber der Umstand, daß sie den Wildbestand sehr stark angreift und zur aasjägerischen Jagdausübung führt, da fast auf sämtliche Hasen gefeuert wird.

3) Die **Streifen** oder das **Streifen** besteht darin, daß sich Treiber und Schützen in einer Linie aufstellen und nun in möglichst guter Richtung langsam vorrücken. Es wird also im Gehen geschossen. In der Regel ist auch auf jeder Seite ein aus Schützen und Treibern bestehender Flügel vorgezogen. Raoul v. Dombrowski („Bibliothek für Jäger und Jagdsfreunde“) schildert diese Jagdart folgendermaßen: Das Streifen basiert auf zwei eigentümlichen und denselben in einfacher und wirksamer Weise Rechnung tragenden Gewohnheiten des Wildes, und zwar: a) auf der Erfahrung, daß das Wild, sobald es gedenkt ist oder es zu sein glaubt, stets vorzieht, sich zu drücken, statt flüchtig zu werden, wenn es die Annäherung der Treiberlinie vernimmt, und b) daß sich dasselbe, wie z. B.

Reihe und Hasen, nie über eine gewisse Strecke hinaus vorwärts treiben läßt und dann meist an den Flügeln auszubrechen oder durch die Treiberlinie zurückzugehen trachtet.

Die Regeln und Vorzüge des Streifjagens, welche Dombrowski durch mehrjährige Erfahrung in seinen eigenen Revieren erprobte und auf großen Jagdgebieten praktisch zu beobachten Gelegenheit fand, sind folgende: Einsache, dem Gelände genau angepaßte Dispositionen, die für eine längere Reihe von Jahren unverändert beibehalten werden können; wenige, aber vollkommen verlässliche Schützen; Ersparnis an Zeit und Geld; bessere Hege des Wildstandes und Erhaltung eines gesunden und unbeschossenen Besazes. Das Jagdgebiet wird in Triebe geteilt, deren jeder so breit ist, als man mit Schützen und Treibern zu bestellen vermag; Schützen und Treiber stehen verhältnismäßig verteilt in einer Front, im Walde nicht weiter als 10, im Feld etwa 20 Schritt voneinander; in der Mitte der Linie ist ein Schützensteig aufgehauen, welcher die Richtung des Streifens anzeigt, neben diesem und mit ihm parallel andere teils durch Ausästung oder Abbuschung hergerichtete Steige; für die Treiber ist die Richtung durch Strohscheile um die Bäume oder durch Kalkstreifen angedeutet; der Jagdführer hat seinen Platz auf dem Hauptsteig in der Mitte, die dienftuenden Jäger auf den Flügeln, oder den auf den beiden Flanken im Winkel nach vorwärts aufgestellten Hasen oder Wehren. Sowie die Front und die Hasen stehen, wird die Jagd angeblasen, und nun bewegt sich das Ganze langsam vorwärts. — Alle diese Treibjagden werden am besten durch Hornsignale geleitet.

4) Die Suche auf Hasen kann nur Sache des Keinen Jagdbesizers oder Pächters sein. Solange die Hühnerjagd im Gang ist, also während des Septembers, Hasen vor dem Hühnerhund zu schießen, ist aus den oben angegebenen Gründen gänzlich verwerflich, überhaupt hat der H. erst seinen vollen Gebrauchswert von Anfang November ab. Will man mit dem Vorstehhunde suchen, so muß dieser sehr kurz suchen, dem herausfahrenden Hasen nicht nachpressen, mit einem Worte hasentein sein. Der Jäger muß sich ferner klar sein, wo er je nach Wind und Wetter den Hasen zu suchen hat, die Hasenlager wenigstens einigermaßen kennen und, darf er auf entsprechende Beute hoffen, jemand bei sich haben, der ihm die Hasen trägt; denn sich diese oft nicht ohne Mühe aufsuchen und die geschossenen auch noch tragen sollen, wäre eine starke Zumutung selbst für einen sehr kräftigen Mann. Für den einigermaßen kundigen Jäger ist der Vorstehhund auf der Hasensuche übrigens sehr ent-

behrlich, er kommt ohne Hund meist näher an den Hasen heran als mit diesem, daher es am vorteilhaftesten ist, einen Hund zu führen, der neben dem Jäger bleibt, aber gut apportiert und flüchtig ist, um einen angeschossenen Hasen einzuholen und heranzubringen. Wo nur wenige Hasen sind, ist die Suche sehr mühsam; wo ein guter Besatz ist, lohnt ein Kessel- oder Standtreiben besser. Wer aber in der Jagd körperliche Bewegung sucht und in der frischen Luft nicht beschäftigungslos einen Tag verbringen und mit seinem Hunde verkehren will, also der eine kleine Jagd pachtende Stadthäger, möge diese Jagdart betreiben und sich dabei tüchtig auslaufen.

5) Mit der Wade die Hasenjagd gewohnheitsmäßig betreiben, heißt sie aus-schlachten und total ruinieren. Diese Jagdmethode erklärt sich aus der Gewohnheit des Hasen, wenn er aus seinem Lager auf-gestochen wurde und von den Hunden gejagt wird, in einem Bogen auf diese Stelle zurück-zulehren, an welcher sich der Jäger inzwischen angestellt hat. Dieser zieht des Morgens mit einer oder zwei Wraden ins Feld oder zu Holz und läßt die Hunde frei suchen; sowie sie einen Hasen aufgestochen haben, stellt er sich, wie schon erwähnt, möglichst gedeckt an und darf in etwa einer guten Viertelstunde, freilich manchmal auch etwas später, die Rückkehr Lampes erwarten. Man verlangt von diesen Hunden, daß sie gut finden und dauernd jagen, und da sich dazu mancher Hund eignet, so tut man gut, mehr auf dessen Leistungen als auf Rasse zu sehen, wenn man nicht besondere Liebhaberei für reine Rassen hat. Gewöhnliche Bauernföter tun leider öfter, als gut ist, ausgezeichnete Dienste in der Hinsicht. Wie sehr ein Jagdrevier durch diese stets laut jagenden Hunde beunruhigt wird, liegt auf der Hand; außerdem muß, wenn die Hunde gut sind, der letzte H. schließlich daran glauben, daher die Ode von Wald und Feld, wo diese Jagden häufig in Gebrauch sind. Nur da, wo große, feste Hänge, unwegsame Brüche, undurchdringliche Dürdungen dem Fuß des Jägers oder Treibers wehren, sind die Wraden mit Berechtigung zu verwenden und verschaffen alsdann eine recht spannende Jagd; in anderen Verhältnissen aber schaffe sich der Jäger diese Hunde vom Hals, wenn er an der Hasenjagd dauernde Freude haben will.

6) Die Hasenjagd mit Windhund en schließt das Schießen aus, ist eine Hege und gehört somit mehr dem Sport als dem gewöhnlichen Faadbetrieb an. Die Hauptrolle spielt dabei der Windhund. Folgende Jagd-ausdrücke sind bei dieser Jagd zu beachten: Sie selbst heißt H e g e oder W i n d h e g e ; das Ausschuchen der Hasen heißt S u c h e . Die

Hunde werden an einem *Hestrück* geführt, der bandelartig über der linken Schulter nach der rechten Seite herab getragen wird und an den die Hunde (drei Stück nennt man einen *Strick*) gekoppelt sind. Der Jäger ist natürlich beritten. Die Hunde müssen gewöhnt werden, ruhig neben der rechten Seite des Pferdes herzugehen; haben sie dies gelernt, so heißen sie *Strickbändig*; sind sie übermäßig angestrengt worden, so sind sie *überheßt*; haben sie dadurch die Lust am Jagen verloren, so sind sie *verheßt*. Überholen sie den Hasen, so *rahmen* sie ihn; fassen sie ihn endlich, so *sangen*, *greifen* und *würgen* sie ihn. Bemerkten sie den aufgestohlenen Hasen bald, so *äugen* sie gut; kommen sie ihm schnell näher, so *nehmen* sie gut auf; *laufen* sie gut, so sind sie *rasch*, *leicht*; fängt einer einen Hasen allein, so heißt er *Solojäger*, hält er die anderen von dem gewürgten Hasen ab, so heißt er *Retter*; ist das Gelände recht eben und übersichtlich, so haben die Hunde *gutes Geläuf*, andernfalls schlechtes. Das Anlernen der Hunde besteht zunächst im *Strickbändig*-machen und demnächst in fortschreitender Übung im Laufen; man nimmt einen jungen Hund mit zwei alten an einen Strick oder doch einen alten mit zwei jungen und heßt, wenn möglich, zuerst auf junge Hasen und nicht über 40 Schritt; mit abgehärteten Hunden heßt man nie mehr als höchstens viermal täglich, für junge Hunde sind zwei Heßen schon viel. Der Reiter schleift sich den durch die Ringe der Halsungen gezogenen Heßriemen mit dem unteren Ende um die Hand, reitet langsam vorwärts und feuert die Hunde, sowie ein H. herausfährt, mit dem Zuruf „Heß, heß“ an, wobei er natürlich die Schleife fallen läßt und die Hunde sogleich frei macht. Den jagenden Hunden folgt er im langen Jagdgalopp, ein übermäßig scharfes Reiten ist nicht erforderlich, da man immer noch zeitig genug herankommt, auch die Hunde sich selbst zu vertrauen lernen müssen. Veteiligen sich mehrere Reiter an einer Heße, so reitet der Jäger mit den Hunden in der Mitte und die anderen mit etwa 50 Schritt Fühlung an seinen Seiten; wird ein H. aufgestoßen, und ist er nicht zu weit, so wird geheßt. Sind mehrere Stricke zur Stelle, so lösen sie sich im Heßen ab oder heßen gleichzeitig, aber in gehöriger Entfernung voneinander. Alles Weißen der Hunde untereinander, Reußen am gewürgten Hasen und sonstige Unarten werden mit der Peitsche geahndet, die jeder Reiter bei sich führt. Gute Windhunde fangen den Hasen in 5 bis 10 Minuten, je nach dem Vorsprung. Sie jagen nur auf das Gesicht, bewachsenes,

buschiges, auch sehr hügeliges Gelände ist deshalb für die Windheße nicht geeignet, da in Ermangelung guter Rase die Hunde sogleich flühen und anhalten, wenn ihnen der H. außer Gesicht gekommen ist. Die Frage, ob die Windheße nachteilig auf die Hasenjagd einwirkt oder nicht, ist vielfach erörtert worden, muß aber dennoch bejaht werden. Es liegt zu sehr in der Natur des ängstlichen Lampe, daß ihn die mit dieser Jagd verbundene Unruhe aus deren Bereich vertreibt, daher man auf Revieren, wo geheßt wird, auch niemals einen guten Hasenbesatz treffen wird. Sind die Windhunde aber schlecht, so daß sie nicht fangen, so ruinieren sie die Jagd wie die Braden, zumal ein lange geheßter H. eingezogen pfelegt. Mit schlechten Hunden wird auch die Heße zur Tierquälerei, was sie bei guten Hunden, die schnell fangen, keineswegs ist. — Hinsichtlich der *Parforcejagd* auf Hasen s. d.

7) Auch der *Anstaud* wird auf Hasen ausgeübt und empfiehlt sich dort, wo Bodenansormung, Bestandsverhältnisse oder die geringe Anzahl der Hasen Treibjagden nicht angebracht erscheinen lassen. Man setzt sich zu dem Zwecke abends vor Eintritt der Dämmerung am Waldrande gebekt an oder erwartet die zu Holze rüdenden Hasen morgens vor Tagesanbruch. Hierbei leisten Lappen oft gute Dienste, und es kommt auch anderes Bild, z. B. der Fuchs, zu Schuß.

Wir haben gesehen, daß der Wege, den armen Lampe zu jagen, gar viele sind, und so gibt es auch Ortlichkeiten und Gewohnheiten, wo man ihn mit Treibern, Hunden und Schießgewehr gleichzeitig jagt. Große Röhrichte, Brücher und andere unwegsame Orter umstellt man mit Schützen und, reichen diese nicht aus, mit Treibern zwischen ihnen, und läßt die Braden oder Wildbodenhunde jagen. Solche Jagd hat ungemein viel Anregendes und Spannendes, das hin und her schallende und wogende Geläut der jagenden Hunde läßt das Jägerherz höher schlagen, und mit gespanntester Aufmerksamkeit sehen die Schützen, denen sich die Jagd nähert, mit den schußfertigen Gewehren da, zumal auch der Fuchs und in den östlichen Ländern selbst der Wolf auf diese Weise zu Schuß kommen. Man kann in Ermangelung ausreichender Schützen das Treiben stellenweise wohl verlappen, zuverlässig aber sind die Lappen nicht immer, v. Kieffenthal beobachtete einst, wie in einem auf einer Seite mit Federlappen eingestellten Feldtreiben fünf Hasen unter Führung eines Kammlerpatriciers die letzten Versuche zu ihrer Rettung machten. Die Federlappen waren durchaus vorchristlichmäßig, etwa 1 m hoch, gestellt, da hoppelte Lampe und Kompanie endlich auch gegen

die Lappen, der Kammler lehnte sich auf seine Sprünge nieder und beäugte die Einrichtung, endlich ermannte er sich zur Tat, sprang wie ein Held über die Lappen, und alle anderen taten desgleichen. — Der H. wird ausgeworfen (s. *auswerfen, abstreifen*).

Literatur: E. C. Diezels Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd; E. v. Dombrowski, Der Feldhase; E. C. v. Thüngen, Der Fasel.

Fasel s. *Karpfensische* VI, 2.

Faselhuhn (*Tetrao bonasia* L., *Bonasia silvestris* Brehm), Vogel aus der Ordnung der Hühner und der Familie der Waldhühner; mit Auer- und Birkhuhn zu derselben Gattung gehörig, von ihnen aber vornehmlich dadurch unterschieden, daß der unterste Teil des Laufes wie die Behen unbedeckt sind.

Weibmännliche Kusbede.

Wie bei den anderen Waldhühnern (s. *Auerhuhn*) und nur folgende dem H. eigentümlich: Den Lodrus in der Balzzeit bezeichnet man mit *S p i s s e n*, durch dessen Nachahmung sie *g e s p i s t* werden; ihr gewöhnlicher Ruf heißt *b i s t e n*, und sie werden *g e b i s t e t*.

Beschreibung.

Länge 35—37, 2, Stoß 14, 4, Schnabel 1, 2, Lauf 4, 8 cm. Stirn schwarz; Oberkopf des Hahns rotbraun, schwarz gefleckt, vor jedem Auge ein weißer Fleck; auf dem Kopf eine Hölle; Augentreife weiß; Nacken graubraun, dunkel und hell gefleckt; Oberrücken rotbräunlich, dunkel gestrichelt und gefleckt; Unter Rücken braun mit grauen Flecken und Bändern; Schwingen braungrau mit hellen Bändern; der graue, dunkel gewässerte Stoß 16 federig, mit einer dunklen Endbinde und grauem Saum. An Kinn und Kehle ein tiefschwarzer, weiß eingefasster Bart; Brust und Kropf rotbraun mit schwarzen und weißen Quersleden; Bauch grauweiß; Ständer und Schnabel grau, Behen braun, Iris braun; Nase hochrot. Die Henne hat nur eine kleine Hölle, rostrote, nicht verlängerte Kehlfedern und ist überhaupt matter gefärbt. Bei jüngeren Hähnen ist der schwarze Kehlfleck weniger ausgebeugt, auch matter in der Farbe als bei älteren. Die in Ostpreußen und weiter östlich und nördlich vorkommenden H. sind im Gesamton mehr grau als die mitteleuropäischen; russischen Hühnern fehlt z. B. das Rostrot fast ganz.

Bei allen Faselhühnern ist die bedeckte Hälfte der Federn weiß, welche Farbe bei Verschiebungen sich zeigt und den Kleidern ein buntes

Aussehen gibt. Die Stimme des balzenden Hahns klingt wie „Dibi-bibi-bidiri“, was er fast Tag und Nacht hören läßt; die Henne loddt ähnlich. Das Faselweib streicht ziemlich schnell, läuft aber verhältnismäßig noch behender und versteht sich gut zu beden. Zwar scheu bei Versorgungen, läßt es sich dennoch von allen Waldhühnern am leichtesten ankommen.

Verbreitung, Aufenthalt.

Die Verbreitung ist ausgebeugt, aber sehr lückenhaft; sie umfaßt zwar fast ganz Europa, doch fehlt das H. auf weiten Strecken gänzlich. Häufig findet es sich in den russischen Ostseeprovinzen und vielen Gebirgsvaldungen Ostreichs; nicht selten ist es in gewissen Gegenden Ostpreußens, Schlesiens, bekannt in vielen deutschen Gebirgen, doch an nicht wenigen Orten selten geworden oder allmählich ganz verschwunden. Dunkle, gemischte Waldungen mit reichlichem Unterwuchs und Beerengesträuch, besonders Haseln und Brombeeren, liebt es besonders, auch wenn sie nicht umfangreich, nur möglichst ruhig sind. Aus durchforsteten Beständen zieht es sich zurück.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Das H. hält sich, obwohl es den Wald ungern verläßt, viel am Boden auf und ist, von kleinen Wesseln des Aufenthaltortes abgesehen, ausgesprochener Standvogel. Erschreckt oder wenn es sich verfolgt sieht, baumt es surrenden Fluges auf oder sucht sich durch Laufen zu retten. Die Nacht bringt es ebenfalls stets im Geäst von Bäumen zu. Seine Nahrung besteht aus Beeren verschiedener Art, Knospen, Trieben, Käpchen, Samen und sonstigen Pflanzenteilen, wozu in der besseren Jahreszeit noch Insekten, Würmer, Schnecken, Ameisenpuppen und dergleichen kommen. Schädlich wird das H. durch die Art seiner Ernährung nicht. Früher sungen sich in Faselhuhnrevieren nicht selten Stüde im Dohnenstiege, wo sie den Vogelbeeren nachgingen. Die Balzzeit pflegt in Mitteleuropa etwa Mitte März einzusetzen und dauert bis Ende April. Dann lassen die Hähne, die hochgradig erregt und kampfsüchtig werden, ihren pfeifernden Balzruf erschallen. Bei älteren Hähnen endet dieser hohe, scharfe Ruf in einer Art Triller. Nachgeahmt wird er vom Jäger auf besonderen Instrumenten (s. u.) und der eiferfüchtige Hahn steht leicht auf dies Spissen zu, kommt entweder zu Fuß an oder streicht in schnurrendem Fluge herbei. Untereinander sechten die rauschhaften Hähne lebhafteste Kämpfe aus, bis schließlich die Erregung abflaut und die Hennen ans Brutgeschäft denken. Ende April oder Mai legen sie in primitiv hergerichtete Nester an einem versteckten Platz 8 bis 15 Eier, die auf rostfarbigem Grunde rotbraun punktiert und gefleckt sind und 33 : 25 bis 37 : 27 mm

**Geläut
des Fasel-
huhns.**
(¹/₂₀ nat. Gr.)



messen. Sie erinnern etwas an Birchuhneier. Die Brutzeit dauert etwa 3 Wochen; wie bei den anderen Hühnerögeln brütet nur die Henne, während der Hahn umherflaniert und sich meist erst gegen den Herbst zu seiner Familie schlägt. Andere Beobachtungen ergaben, daß sich der Hahn an der Führung der Jungen beteiligt (Dr. Wurm). Die Dungen tragen ein oberseits auf rostfarbigem Grunde schwarz und etwas weißgelb geflecktes, unten gelbliches Kleid, werden von der Mutter sorgsam geführt und anfangs mit allerlei animalischen Stoffen, wie Ameisenpuppen, Insekten, Spinnen usw. ernährt. Sie werden rasch flugbar und baumen dann nachts und bei Störungen auf. Ungefähr im September erhalten sie das Kleid der Alten, von dem das Jugendgefieder etwas abweicht. Das H. ist ein unruhiger, mit scharfen Sinnen ausgerüsteter Vogel, dessen Erbeutung genaue Kenntnis seiner Gewohnheiten erfordert. Leider ist dieses kleinste der Waldhühner, so interessant es ist, am spärlichsten bei uns vertreten und vermindert sich, teilweise ohne ersichtlichen Grund, an manchen Orten. Feinde hat es leider recht viele, denn sämtliches Haar- und Federabzeug stellt ihm eifrig nach; auch liebt es nicht modern bewirtschaftete Forsten.

Jagd

In Deutschland, wo das Haselwild meist vereinzelt vorkommt, wird es gelegentlich der Treibjagd geschossen, da Suche und Anlocken zur Balzzeit sich kaum lohnen; in Österreich-Ungarn und im Nordosten jedoch, wo es häufig ist, werden Tausende von Hähnen durch Anwendung der Lode geschossen, auf welche sie, oft sehr ungestüm, heranstreichen. Die Locktöne werden sehr täuschend mit einem Pfeischen aus einem Gänse- oder ähnlichen Knochen, auch aus einer Eichelkapsel, Haselnußschale oder Knopper hervorgebracht. Bei kalten Nord- oder Ostwinden balzen die Hähne am launischsten. Die Ketten locken sich im Herbst durch den bittenden Ton sehr leicht an, besonders wenn sie geprenzt sind; sowie sie die Locktöne vernehmen, schwingen sie sich auf benachbarten Bäumen ein, um sich zu orientieren, und lassen sich dann nicht schwer schießen. Das Haselwildbret (bona assa, d. h. guter Braten, woher der Art- bezw. Gattungsnamen Bonasia stammt) wird von Feinschmeckern über alles andere Federwildbret gestellt und ist mithin sehr begehrt. Leider sind die brütenden Hennen und die noch nicht besorgenen Jungen so ungemein vielen Verfolgungen durch Raubzeug ausgesetzt, daß sich dieses überaus harmlose, prächtige und kostbare Wild mehr vermindert als vermehrt.

Hasengarn (Hasenneß), früher gebräuchlicher Apparat zum Fangen von Hasen, auch

Füchsen. Sie stellten bei 1,5 m Höhe etwa 150 Schritt in die Länge; jetzt sind sie außer Gebrauch (s. Jagdnetz, Fallgarne).

Hasengarten s. Hase.

Hasenhund s. Harrier.

Hasenlanichen s. Kaninchen.

Hasenklappern, Werkzeuge, durch deren Geräusch die Hasen bei Treibjagden an die Schützen getrieben werden. Man nimmt ein etwa 24 cm langes, 10 cm breites und 1 1/2 cm dickes Brettchen, steckt durch die Mitte einen Pflohd, der unterseits einen Handgriff abgibt, und fügt an dessen Oberseite ein oder zwei kleine, hölzerne Hämmerchen lose an, die durch Hin- und Herbewegen einen hellen Ton verursachen. Ober man schneidet aus



Hasenklappern.

einem Brettchen eine Art Schippe mit Handgriff und teilt die breite Fläche durch Längsschnitte in drei Teile, schneidet die beiden äußeren ab und befestigt sie mit Lederriemen in ihrer ursprünglichen Lage; bewegt man nun dieses Werkzeug hin und her, so schlagen die losen, breiten Platten an die feste, mittlere und verursachen starkes Geräusch. Man hat noch andere H. im Gebrauch, alle müssen aber von hartem Holz sein, das nicht spaltet; und da sie besenungeachtet sehr oft Schaden nehmen, aber leicht herzustellen sind, so verlangt man am besten von den Treibern, sie selbst anzufertigen und mitzubringen. Sehr dauerhaft und auch billig sind eiserne Klappern. Man nimmt ein beliebiges Stück Eisenblech, läßt einen Handgriff anmieten und an je einer Seite einen eisernen, beweglichen Klöppel. Durch Schütteln solcher Klappern entsteht ein Getöse, welches das Wild fast noch mehr aufschreckt als die hölzernen Klappern, dagegen nicht so unangenehm klingt. Ein vorzügliches Werkzeug sind auch die sog. Cri-cri, ihrerzeit ein allerdings abscheuliches Spielzeug in Kinderhand. Klappern sind, wie an den betreffenden Stellen (s. Hase) gezeigt ist, häufig überflüssig, sie werden durch

Rufen, Klopfen, Pfeifen usw. der Treiber viel besser ersetzt. Die Verständigung zwischen Treiberführern und Treibern bzw. Schützen ermöglicht sich ohne Klappern leichter, sofern sie nicht überhaupt durch Hornsignale bewirkt wird. — Nach § 65 der preussischen Jagdordnung kann jeder das Wild durch Klappern von seinen Besitzungen abhalten, auch wenn er zur Ausübung der Jagd nicht berechtigt ist.

Hafenklein; Rippen, Kopf, Hals, Gelänge und Vorderläufe des Hafens, die zu einem beliebigen Jägeressen, dem sog. Schwarzhasen oder Hasenpfeffer, angerichtet zu werden pflegen.

Hasennetz s. Hasengarn.

Hasenpfote s. Katzenpfote.

Hasenquäte, ein Instrument, das den Klagelaut des Hasen nachahmt, und mit dem man hauptsächlich den Fuchs reizt, d. h. heranzlockt. Man reizt damit aber auch anderes Raubzeug, wie Marder, Raubvögel, erfolgreich an.

Hasenrein. Über den Begriff der Hasenreinheit sind in Jägerkreisen die Ansichten geteilt. Als nicht h. muß jedenfalls der Hund bezeichnet werden, der auf Ruf oder Pfiff den gefunden Hasen nicht unbeachtet läßt. Zur Federvildjagd ist nur ein h. Hund brauchbar; von einem nur zur Jagd auf Hühner verwendung findenenden Hund (Pointer, Setter) muß verlangt werden, daß er vollkommen h. ist, d. h. den Hasen überhaupt nicht beachtet.

Hasen reizen, das Nachahmen der Stimme des Hasen, um dadurch Raubzeug anzuloden.

Hasensarg, scherzhafte Bezeichnung der früher üblichen, großen Jagdtaschen aus Dachschwarte (Holster), in denen mehrere Hasen beuam Raum fanden.

Hasenschrot, gewöhnlich Schrot 3 1/2 mm.

Hasenseuche, eine weit verbreitete, ansteckende Krankheit der Hasen, die oft bedeutende Opfer fordert. Die H. ist durch eine blutige Entzündung der Luftröhre und des Kehlkopfes gekennzeichnet; in seltenen Fällen tritt eine Brustfell- und Herzbeutelentzündung, auch wohl eine Lungenentzündung, hinzu. Die Erreger der H. sind Bakterien, die zur Gruppe des Bazillus der hämorrhagischen Septikämie gehören; die Krankheit steht also der Wild- und Kinderseuche sehr nahe. Bekämpfung: Tunlichster Abschluß auf der Suche, bei sehr starker Verbreitung Schonen der Füchse.

Hasensprung, der schwache Knochen am unteren Teile des Hinterlaufes des Hasen, der einer langen Nabel ähnelt.

Hasenvenerie s. Pyämie und Cysticerkenkrankheit.

Häsin, der weibliche Hase.

Haspel, eine hölzerne Vorrichtung zum Auf-, Abwickeln und zum Transport von

Jagälappen. Sie besteht aus dem Bund (der Weile), auf welchem sich das Rahmenstück

dreht, diesem und dem Griff mit durchgezogenem Riemen zum Anhängen an den Träger. Dient die H. zum Transport von Federlappen, so heißt sie Federhaspel.

Has, 1) jede Jagd, bei der Wild mit Hunden gefangen wird, hauptsächlich aber die Jagd mit schweren Hunden auf grobes Wild, als Säuen, Bären, wobei dieses von den Hunden gebett werden muß. Die Jagd mit Hunden auf Hasen, Füchse, Dachse nennt man gewöhnlich Heze. 2) Has ferner mehrere — 6 bis 12 — aneinander gewöhnte Hunde, die zusammen gehezt zu werden pflegen (s. Hatzhunde).

hasfertig steht eine Has, wenn sie auf den Befehl „Has los“ sofort gelöst werden kann; zu diesem Zweck halten die Rüdemänner die Enden der Hasstricke lose in der Hand.

Hasführer, der eine Has leitende. **Hasshunde** (Hezhunde), Hunde besonderer Rassen, auch Kreuzungsprodukte, zur Bären- und Sa. Has. Die H. jagen das Wild (Schwarzwild, ehedem auch Rotwild), bis es sich ermattet stellt. Im 17. und 18. Jahrhundert bediente man sich zur Has mit Vorliebe der Doggen und der Bastarde von Doggen und Windhunden. Die Bezeichnung H. ist nicht mehr gebräuchlich.

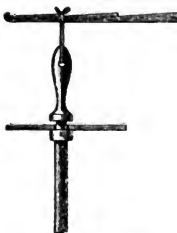
Has los! der Befehl an die Hasmänner, die Hasen zu lösen, d. h. vom Hasstrid zu befreien. **Hasmann**, der Führer eines Hasshundes oder einer Koppel. Früher, als man noch die schweren, selbst ihrem Führer nicht ungefährlichen Doggen benutzte, wurde ein H. mit mehr als einem



1. Haspel.



2. Haselholz.



3. Haspel am Anieholz.

solchen Hund nicht fertig; denn zwei rissen ihn, wenn das Wild sichtbar wurde, gelegentlich um und brachten die Jagd in Verwirrung.

Hafschirm, ein aus Reiserweert geflochtener, halbrunder, etwa $1\frac{1}{2}$ m hoher Schirm, hinter welchem eine Haß so lange verweilt, bis sie gelöst wurde. Er diente dazu, den Hunden die unzeitige Beobachtung der Jagd zu verwehren, wodurch sie leicht unbändig wurden.

Haßkräut s. *Hetzleine*.

Haube, eine Art Sadneß, am geschlossenen Ende mit eisernem Ring (Rasenring), das in die Dachsröhre gesteckt wird, um die außerhalb befindlichen, zu Bau getriebenen Dächse beim Einfahren darin zu fangen (s. *Jagdnetze*, *Sadgarne*).

Haubenente s. *Enten II*, 3 und 5.

Haubenscharbe s. *Scharben 2*.

Haubentäucher s. *Täucher I*, 1 und 4.

Haue; 1) der Biber haut einen Baum um, wenn er ihn abtötet; 2) der Keiler haut, wenn er nach Menschen oder Tieren schlägt.

haundes Schwein, der Keiler, sobald er stark entwickelte Waffen trägt, also ungefähr vom fünften Lebensjahre an; sehr alte Keiler bezeichnet man als Hauptschweine.

Haue s. *Gewehr*.

Hauptbalg, die Zeit, in der die balzenden Vögel am eifrigsten sind.

Hauptbär, über sechs Jahre alter Bär.

Hauptbau s. *Bau*.

Hauptjagen, ein Jagen, bei dem Wild in starker Anzahl und aus einem großen Bezirk zusammengetrieben, eingestellt und schließlich auf einem *Lauf* erlegt wird. Die *H.* wurden früher veranstaltet, um zu zahlreichem Wild zu vermindern, was aus naheliegenden Gründen jetzt nicht mehr nötig ist. (Vgl. *Robwild*, *Jagd 6*.)

Hauptröhre die befahrenste Röhre des Dachs- und Fuchsbaues.

Hauptschlag (Abschlag), ein Teil im Balzsaß des Auerhahns.

Hauptschwein, ein Keiler vom siebenten Jahre ab.

Hauptzeichen, die gerechten Zeichen der Rothirschjagd im Gegenjate zu den weniger verlässlichen Reben- oder Weizeichen.

Hausmarder s. *Marder 2*.

Hausstorch s. *Störche 1*.

Haut (Decke), das Fell der Hirscharten, des Bären, des Gams-, Stein- und Schafwildes. Beim Wolf und Luchs gebraucht man nur den Ausdrück *Decke*; Säuen und Dachs besitzen eine Schwarte, alles übrige Wild einen Balg.

Hautbremsen s. *Bremsenlarven*.

Hebegabel, eine etwa 2,5 m lange Stange mit eisernem Halen, die zum Heben der Oberleinen der Jagdtücher auf die Stellrangen dient.

heben, sich, wenn Federwild aufsteigt.

Hechte (Esocidae), gehören zu den Edelstischen (Physostomi). Beschuppte Knochenfische ohne Bartfäden und Zettlflosse. Körper lang und fast drehrund; Schwanz stark verzüngt. Niedergedrückter, entenschnabelartiger Kopf mit stark behaartem Maul (Oberkiefer ohne Zähne). Die kleine Rückenflosse weit nach hinten gerückt.

Hecht (*Esox lucius L.*), allgemein bekannter Raubfisch, dessen Färbung sehr wandelbar ist. Im allgemeinen sind einjährige Fische hellgrün (Grashedde), später bekommen sie dunkelgrüngrünen Rücken, weißen Bauch mit kleinen, schwarzen Flecken. Die Seiten sind olivgrün marmoriert mit gelben Flecken und Streifen. Wird gegen 1 m lang und wiegt dann 10 bis 12 kg; größere Tiere sind sehr selten. Kommt überall vor. Er laicht vom Februar bis April auf überschwemmten Wiesen, in kleinen Gräben usw. bis zu 100 000 Eier von gelblicher Farbe und etwa 2,5 mm Größe, in Klumpen geballt. Bei reichlicher Nahrung wachsen die Junghechte schnell heran. Der *H.* ist äußerst gefräßig und greift selbst junge Wasservögel an; seine gewöhnliche Nahrung sind Fische und Frösche. Das Fleisch jüngerer *H.* ist sehr beliebt, das älterer wird trocken und geschmacklos. In Bildeichen usw. wegen der Vertilgung von wertlosen kleinen Fischen und Fröschen gern gesehen. Einer der beliebtesten Angelfische, den man mit dem Spinnet (lebenden Köder oder Welschfisch) wie auch der Schleppangel berückt. Steht meist einzeln an tiefen Stellen unter dem Schutze überhängender Ufer, von Wasserpflanzen usw., und lämpft tapfer um sein Leben.

Hecke s. *Heckzeit* und *Geheck*.

hecken, die Fortpflanzung und das Ausbringen der Jungen beim Federwild der Niederjagd.

Heckenschnarter s. *Sumpfhuhn 2*.

Heckzeit (Hecke), Brutzeit; auch die Zeit, während der das niedere Raubzeug Junge hat.

Heckschnepfe s. *Schnepfen II*, 1.

Heffel, etwa 1 m lange, spitze Pfähle, an denen man die Reinen der Jagdtücher usw. anbindet. Sie werden mit Schlägeln in den Boden getrieben und, um das Aufsteigen zu verhindern, an den Köpfen mit eisernen Ringen umgeben. Beim Vogelherd dienen *H.* zum Befestigen der Ober- und Unterleine des Schlagnetzes.

Heffelhalen, etwa $\frac{1}{2}$ m lange, spitze Pfählechen mit Halen, durch deren Eintreiben in den Boden die Unterleinen der Jagdtücher und des Schlagnetzes am Vogelherd niedergehalten werden.

Hege des Wildes will dieses auch in höchst kultivierten Revieren ohne übermäßige Kulturschäden gesund und kräftig erhalten. Sie

erforscht, was dem Wilde nußt und ihm schadet, und sucht diese Kenntnisse in der Jägerwelt zu verbreiten. Die H. beschäftigt sich mit dem Verhältnis der Geschlechter, regelt den Abschluß, verhütet die Entartung, sorgt für Blutaufrischung, beachtet die Erfahrungen in der Winterfütterung und die sich ergebenden, örtlich oft sehr verschiedenen Verhältnisse, erforscht die Wildkrankheiten u. dgl. mehr. Zur rationellen Wildhege sind außer Männern der Wissenschaft Weidmänner mit Urteilsfähigkeit, Passion, Unternehmungsgest und Opferfreudigkeit notwendig, die durch die Wohlfahrteinrichtungen der Wildhege Güte und Zahl der Wildbahn zu heben verstehen.

hegen, Durchführung einer zweckmäßigen Hege.

Hegevald, Schriftstellername von Friedrich Sigismund Frhr. v. Jedlig; wurde am 24. Mai 1838 zu Neutirch (Schlesien) geboren. Er war zuerst Kavallerieoffizier, nahm aber frühzeitig den Abschied, um sich der Jagdschriftstellerei zuzuwenden. H. war lange Jahre Mitarbeiter und Redaktionsmitglied der Deutschen Jägerzeitung und begründete deren illustrierte Beilage „Das Weidwerk in Wort und Bild“. Sein Hauptaugenmerk galt dabei der deutschen Gebrauchshundee. Im Jahre 1881 schrieb er sein grundlegendes Werk „Der deutsche Gebrauchshund zur Jagd usw.“, worin er die Notwendigkeit eines vielseitigen deutschen Jagdhundes überzeugend nachwies, gleichzeitig aber auch Mittel und Wege angab, das erstrebte Ziel zu erreichen. Es Anregung brachte die schon lange brennende Frage endlich in regen Fluß und rief eine nachhaltige Begeisterung wach, der der große Erfolg der Gebrauchshundee letzten Endes zu danken ist. Die warme Anerkennung dieser Arbeit veranlaßte H., kurz darauf die Schrift „Den Führerhund zum Gebrauchshunde auf Schweiß zu arbeiten als Totverbetter und sicheren Verlorenappporteur“ zu veröffentlichen. Zahlreiche andere Arbeiten folgten, es seien von ihnen nur noch genannt „Die Entwicklungsgeschichte der deutschen Kynologie“ und „Eignet sich der englische Field-trial-Hund als vielseitiger Gebrauchshund für die deutsche Jägerpraxis?“. Es unvergängliches Verdienst ist die Schaffung des deutschen Gebrauchshund-Stammbuches, das noch heute vorbildlich ist. H. starb am 8. Juli 1903 zu Halle a. S. Seine gesammelten Schriften sind 1911 unter dem Titel „Hegevalds Schriften über den Gebrauchshund“ erschienen.

Hegezeichen, Warnungszeichen, meist Strohringe oder Strohwische, mit denen Befände, Kulturen oder Schläge, wo Mast-

Beide- und Grasnutzung bei Strafe verboten sind, kenntlich gemacht werden.

Hegezeit, Schonzeit.

Heide ist in verschiedenen Arten äußerst bedeutsam für die Wildhege. In ärmeren Revieren ist gerade diese Pflanze es, die nicht selten den Wildbestand im Winter erhält. Manchmal müssen in strengen Wintern bei hoher Schneelage durch Schneepflüge und Schaufeln Nahrungsplätze freigelegt werden. Dort zieht sich dann nicht selten das Wild zusammen. In der Heide findet das Wild außerdem noch Dedung und Zufluchtsorte.

Gemeine Heide (*Calluna vulgaris*) ist eines der willkommensten Gewächse für die Wildhege, das manchmal fast ganz allein für den dürrigen Sandboden eine Hauptbedeckung abgibt.

S u m p f h e i d e (*Erica tetralix*) ist nicht so wichtig, aber trotzdem doch eine beachtenswerte Pflanze in Torf- und Moorbrüchern, wo sie, z. B. in ostpreussischen und russischen Gebieten, gemeinsam mit den örtlich bedeutungsvollen Lavenbeulheiten (*Andromeda polifolia* und *A. calyculata*) auftritt.

Heidelorn s. *Getreide*.

Heidelbeere s. *Beerensträucher*.

heiß j. *Laufzeit*.

Helianthi (*Helianthus macrophyllus* var. *sativa* Graebn.), eine Helianthusart, die seit vielen Jahren auch unter dem Namen *Salsifis* oder echter *Topinambur* in den Handel gebracht worden ist. Amerikanische Schriftsteller haben den Wildenowischen Namen als Synonym zu *Helianthus mollis* Torr. et Gray aufgestellt. Die Bezeichnung *Helianthi salsifis* ist mithin wissenschaftlich nicht berechtigt, aber insofern bedeutsam, als die Pflanze in ihrer Heimat *Salsifis* genannt wird und dieser Name auch in der Fachliteratur Eingang gefunden hat. Die Pflanze stammt aus Nordamerika (Missouri) und ist eine nahe Verwandte der Sonnenblume und der *Topinambur*, also ein Korbblütler, denen sie auch im Habitus gleicht. Als ein Krautgewächs erreicht sie die riesige Höhe bis über 3 m. Unterirdisch erzeugt sie länglich-spindelförmige Knollen, die im Geßmad denen der *Topinambur* überlegen sein sollen. Von der Sonnenblume und der *Topinambur* unterscheidet sie sich durch die kleineren, gelben Blüten von etwa Zweimarkstückgröße, die an gewöhnlich handlangen Stengeln einzeln sitzen und angenehm duftend sind. Die durch Behaarung rauhen, tiefgrünen Blätter werden ungefähr 25 cm lang und etwa 10 cm breit. Die Farbe der Knollen ist schmutzig-weiß, so daß sie an Aussehen den *Teltoiver* Rüben ziemlich ähnlich sind. Seit einigen Jahren ist bereits eine *Wbart* mit rot gefärbter Knollenhaut bekannt geworden. *Salsifis*

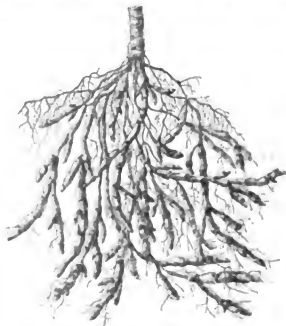
besitzt eine außerordentliche Raschwüchsigkeit und Produktionsfähigkeit an Laub und Knollen, die sie zu einer Remisen- und Wildbäufungs-



1. Helianthi (Einzelpflanze).

pflanze-ersten Ranges machen. Sie wächst sowohl auf sandigem wie auf lehmigem oder gar moorigem Boden. Wenn sie auch eine anspruchslöse Pflanze ist, so hat doch diese hervorragende Eigenschaft für den Wildheger ihre Grenzen. Je besser der Boden, seine Düngung und Bearbeitung sind, desto besser auch die Erträge von Salsifis. Diese Pflanze wächst im Sonnenlicht wie im Schatten. Kälte und Dürre, Hitze und Frost können ihr

nichts anhaben. Sie leidet fast gar nicht unter Krankheiten und Insekten. Die beste Pflanzzeit für die ganzen oder geteilten Knollen sind die Monate von November bis Anfang März. In den tief bearbeiteten Boden legt man die Knollen mindestens im Meterverbande etwa 8 bis 12 cm tief mit dem Spaten oder hinter dem Rillenzieher. Auf ein Hektar sind 10 000 Knollen notwendig. Die Pflege der Kultur erstreckt sich auf Freihalten des Ackers von Unkraut, Lockern des Bodens und Behäufeln der heranwachsenden, jungen Pflanzen, sowie Schutz gegen Wildverbiss. Mitte oder Ende August beginnt die Ernte des Grün- oder auch des Winterfutters. Bei der Ernte des Laubes läßt man 40 cm lange Stengelstümpfe zur Weiterentwicklung der Knollen stehen, die dann bei einem zweiten Schnitt später ebenfalls geerntet werden können. Als Grünfutter sind Stengel und Laub sofort Verwendung. Zum Zweck der Heugewinnung werden die Laubstengel zu Garben gebunden, die nach dem Trocknungsverfahren in luftigen, trockenen Räumen aufbewahrt werden. Die Knollenernte beginnt im Spätherbst und kann bei frostfreiem Wetter auch im Winter fortgesetzt werden. Die Knollen werden ausgegraben oder ausgepflügt, gesammelt oder für das Wild liegen gelassen. Für das neue Wachstum des nächsten Jahres bleiben ohne menschliche Vorpflege genügend Knollen in der Erde, so daß sich der Salsifis-Wildbader stetig selbst erneuert. Über die Verwendung der Knollen als menschliche Nahrung und ihre Brauchbarkeit im landwirtschaftlichen Betriebe gehen die Ansichten noch sehr auseinander. Der Nährwert der Blätter und Stengel der Salsifis ist nach



2. Wurzelsystem der Helianthipflanze.

chemischen Analysen besser als derjenige des Kottflees. Neben der Äsung, die diese Helianthusart in hervorragender Weise dem Wildheger für die verschiedensten Wildarten bietet, eignet sie sich auch vorzüglich zur Anlage von Feldreusen, in denen Gase, Falan, Rebhuhn, ja selbst Rehe mit ihrem Nachwuchs gute Deckung finden. Wenn nicht manches trägt, ist Salsifis für den Wildheger die Pflanze der Zukunft (s. a. *Topinambur*).

Literatur: W. Kießling, Helianthi als Gartengewächs sowie Futterpflanze des Landwirtes und Wildhegers.

hell ist der Hals des Hundes, wenn dieser eine hohe Stimme hat; grob, wenn sie tief ist.

Heune, das weibliche Federwild jener Arten, bei denen das männliche *Hahn* genannt wird.

Hennid s. *Wasserläufer* 6.

herausbrechen, vom groben und Hochwild, wenn es plötzlich irgendwo herausflüchtet, während man vom niederen Wilde herausfahren lagt.

herausfahren s. *herausbrechen*.

herausführen, das Heraustrreiben des Wildes durch jagende Hunde.

herausstoßen, das Wild. Der im Felde oder kurz vor dem Jäger im Walde beim Aufstehen suchende Vorstehhund soll das Wild fest vorstehen. Er darf die Hühner, den Hasen, den Fasan nicht h., d. h. zur Flucht veranlassen. Der Fährhund soll dagegen das Wild flüchtig machen und dem Jäger vor die Flinte bringen. Junge Hunde stoßen das Wild oft heraus, weil sie ihre Passion nicht bezähmen können. Bei älteren Hunden ereignet dies sich leicht, wenn sie mit ungünstigem Winde an das Wild kommen, so daß sie von diesem keine Witterung haben. Oftmals ist auch eine mangelhafte Nase der Grund, daß der Hund nicht zum Vorstehen kommt.

herandtreten, 1) das vertraute Herkommen des Wildes aus dem Wald oder sonstigem Schutz; „das Wild tritt hier zur Äsung heraus oder aus“. 2) Der Jäger tritt das Wild heraus, das der Hund vorsteht, um den Schuß anzubringen.

Herbstbalz, die Balzübungen der jungen Auer- und Wirtshähne im Herbst.

Herbstraub, 1) der Revierteil, in dem Wild, besonders Rotwild, im Herbst mit Vorliebe steht; 2) die Stückzahl einer Wildart, welche im Herbst auf einem Reviere schätzungsweise vorhanden ist.

Herb s. *Vogelherd*.

Herbvogel (Lodvogel, Flattervogel), der auf einem Vogelherd zum Anlocken verwandte Vogel. Als Käfigvogel lockt er durch seine Stimme, als Rühr- oder Flattervogel durch sein Geflatter und als Läufer im

Beerenbeet zieht er die Aufmerksamkeit auf die Lodbeeren und veranlaßt die Vögel in den Einsalbbäumen zum Herabkommen auf das Futterbed (vgl. *Vogelherd*).

Heringsmöwe s. *Möwenartige Vögel* I, 3.

Hermelin s. *Wiesel* I.

Herrrenlosigkeit (s. *Aneignung*). Eine Jagdausübung ist nur an herrenlosen Tieren möglich. Jagdausübung ist deshalb nicht die Parforcejagd auf einen ausgelegten Keiler, ein Jagdschein ist dazu nicht notwendig. Jagdausübung ist auch nicht das Erlegen und Fangen von Wild in Tiergärten, weil in ihnen die Tiere Eigentum des Parkbesizers sind. Dagegen ist Jagdausübung das Herausnehmen eines Stückes Wild aus einer von Wilderern gelegten Schlinge, denn dieses ist herrenlos geblieben.

Hehe s. *Hatz*.

Heh, heh! Zuruf an Hunde, dem zu jagenden Wild zu folgen oder es zu fassen.

Hehjad, Jagd mit Hatzhunden; s. *Hatzhunde*. Ramentlich versteht man unter h. die Jagd mit Windhunden auf Füchse und Hasen.

Heleine (Fangleine, Fang-, Hatzstrid), die starke Leine, an welcher die Hatz- und Windhunde geführt wurden. Damit diese sie nicht durchschneiden sollten, war sie meist von Haaren gedreht.

Heurriemen (Wirschriemen, am gebräuchlichsten: Schweißriemen), der 6 bis 8 m lange Riemen, an dem der Schweißhund geführt und gearbeitet wird.

Hehstrid s. *Heleine*.

heulen, klagender Ton, besonders der Hunderarten; auch Wildtauben h.

Heupuppen stellt man für schwaches oder Jungwild auf, das leicht von den Futterrausen abgedrängt wird. Einen etwa 30 cm starken Stamm sägt man in 4 m Höhe ab und gibt ihm ein Kegeldach aus Stroh von 1,5 m Halbmesser. In je 60 cm Abstand legt man quirlförmig in Bohrlöchern 8 Sprießel an, die 1 m vortragen. Das Heu muß fest aufgeschichtet und gewickelt werden.

Heuraufe s. *Futterraufe*.

Hegenbesen, nestartige Zweigbüsche an verschiedenen Rugholzarten, sowie an Birke und Hainbuche, die aus verhältnismäßig kleinen Stellen hervorwuchern.

Hegenringe, die Stellen, an denen ein Rehbod eine Rinde kurz vor dem Beschlag längere Zeit getrieben hat, so daß hier die Bodenede, das Gras oder Getreide in einem Ring von etwa 3 bis 5 m Durchmesser niedergetreten ist.

Hegensteige, von Hasen im Getreide angetretene Pfade, die ihnen ein bequemeres Fortkommen gewähren; man findet sie nur in sehr dichtem Wuchs; sie gaben früher dem Uberglauben Nahrung.

Hief s. *Hifthorn*.

Hifthorn (Hif-, Hieshorn, Hüfthorn), ein sehr einfaches Signalinstrument und wahrscheinlich das älteste, das jemals von Jägern gebraucht wurde, denn es besteht nur aus einem Stierhorn mit natürlichem oder metallnem Mundstück. Das H. gibt einen sehr weit schallenden, blödenen, aber widerwärtigen Ton; eine gewisse Anzahl hintereinander ausgestoßener Töne hatte eine bestimmte Bedeutung. Man bedient sich jetzt vorteilhafter und angenehmer der kleinen, getraubenen, messingenen *Jagdhörner*. Der einzelne, durch einen Stoß in das H. hervorbrachte Ton heißt Hief.

Himbeere (*Rubus idaeus*) wächst am liebsten im humosen Boden der Wäldchen. Im zeitigen Frühling liefert sie in ihren Knospen und Blättern dem Schalenwilde willkommene Nahrung und ist für den Jeger auch sehr wichtig als Nahrungspflanze. Im Sommer nascht das Wild gern die jungen Triebe. Flugwild äßt die süßen Sammel Früchte leidenschaftlich. Ende Juni liefert die H. ein ausgezeichnetes Futterlaub, das bei dichtem Stande der Pflanzen gemäht werden kann und große Mengen ergibt.

Himmel, die Deckwand beim Treibzeug der Döhner usw. (s. *Jagdnetze*, *Sadgarne*).

Himmelszeichen (Himmelsspur, Gewende), gerechtes, aber selten gefundenes Zeichen des Rothirches, durch Aufstreichen mit dem Geweih an Zweige und Blätter (Wenden und Abbrechen solcher), Abstreifen des Schnees von den Ästen, beim Fischen des Hirsches durch Stangenholz oder Dindungen hervor gebracht.

Himmelsziege s. *Schnepfen II, 1*.

Hinde (Hindin), veraltet für das Kottier.

Hinfährte, die Fährte, auf welcher das Wild vorwärts gezogen ist, meistens von Holz zu Felde; Rückfährte, die entgegengesetzte, also diejenige, von woher das Wild gezogen ist. Die Hunde arbeiten auf der letzteren nur widerwillig, was mancher unerfahrene Jäger beheiligen möchte, wenn er sich im Irrtum über die Richtung der Fährte befindet und dem Hunde die Schuld daran gibt. Ein einigermaßen brauchbarer Hund sieht übrigens seinen Irrtum bald ein, denn wunderbar ist die Feinheit seiner Nase, welche ihm allein die Richtung angeben kann, in welcher das betreffende Wild gezogen ist.

Hintergewicht des Gewehres s. *Balance*.

Hinterlader, Schußwaffen, bei denen die Ladung von hinten in den Lauf geführt wird. Die Erfindung der H. ist keineswegs so neuen Datums, wie man vielfach annimmt, sie kamen im Gegentheil bald nach Erfindung der Feuerwaffen überhaupt auf. Ihre Unvollkommenheit ließ sie aber wieder verschwinden

und dem Vorderlader den Platz überlassen. Jetzt ist das Hinterladesystem bei allen Schußwaffen allgemein eingeführt (s. *Gewehr des Jägers*).

Hinterlassen (Zurückbleiben), ein gerechtes Zeichen des Rothirches (s. *Fährtenzeichen 9*).

Hirsch, das männliche Geschlecht aller Hirscharten mit Ausnahme des Rehwildes. Im allgemeinen jedoch versteht man unter dieser Bezeichnung den Rothirsch.

Hirschbezoar s. *Bezoar*.

Hirschbrunn, die Zeit der Fortpflanzung beim Rotwilde und die Fortpflanzung selbst.

Hirschbude, die Haut des Hirsches.

Hirschfährte, die Fährte des Hirsches zum Unterschiede von der des Tieres.

Hirschfänger, das von der Jägerei — heute mehr als Forst- und Jagduniformstück — getragene Seitengewehr, mit dem nach weidmännischem Brauch Hirsche und Säuen abgefängt werden (s. a. *Gewehr des Jägers*).

Hirschfett, das äußerlich auf dem Wildbret liegende Fett des Rothwildes, während das in der Bauchhöhle liegende Unschlitt, Inchlitt, Insetl heißt.

Hirschfeste s. *Feistzeit*.

Hirschfieber (Jagdfieber), eine Velleumung des Herzens in entscheidenden Augenblick, in dem ein Schuß auf ein besonders begehrtes oder schwer zu schießendes Wild, als Hirsch, Auerhahn, Schwein usw., abgegeben werden soll. Die Aufregung des Schützen äußert sich oft in so hohem Grade, daß er mit laut pochendem Herzen und zitternden Gliedern dasteht. Ein mannhaftes Zusammennehmen des Körpers und Zurückdrängen des tobenden Atems ist das einzige Gegenmittel, überhaupt der Wille zur Selbstbeherrschung, außerdem tüchtlich häufige Beobachtung des Wildes, auch ohne zu schießen. Schließlich betonen wir frei, daß auch diese guten Lehren gewissen erregbaren und leidenschaftlichen Gemüthern gegenüber erfolglos bleiben. Viele Jäger verläßt das H. niemals.

Hirschgarn s. *Jagdnetze*, *Fallgarne*.

Hirschgerecht ist ein Jäger, der die Rotwildjagd kennt und besonders den Hirsch nach seinen Zeichen sicher anzusprechen, den Schweißhund zu arbeiten, die Schußzeichen richtig zu beurteilen versteht, überhaupt im hohen Weidwert gründlich erfahren ist. Solche Jäger findet man nur noch selten in guten Hochwildbahnen.

Hirschhaken s. *Gräne*.

Deutscher
Hirschfänger.

Hirschholunder (Trauben-, Bergholunder; *Sambucus racemosa*) liefert, wo er in Menge vorkommt, ein sehr gutes Laubheu.

Hirschhorn, die Geweihe als Material für Drechselarbeiten, Schnitzereien usw.; gibt bei trockener Destillation sinkendes Tieröl (Hirschhornöl; *Oleum cornu cervi*) und kohlensaures Ammoniak (Hirschhornholz; *Sal cornu cervi*), die früher als Hirschhornpräparate eine große Rolle in der Medizin spielten.

Hirschhund, schottischer, s. *Deerhound*.

Hirschkalb, ein junges Stüd männliches Rotwild vom Eszen bis zu dem Zeitpunkt, in dem die ersten Anzeichen der beginnenden Geweihebildung sichtbar werden. Die Gesehgebung richtet sich aber nicht nach diesen Grundsätzen. So gilt in Preußen das Jungwild der Hirscharten als Kalb bis zum letzten Februar des dem Sapsjahr folgenden Jahres.

Hirschkasten s. *Kasten*.

Hirschkalben, die weichen, also in der Entwicklung begriffenen Geweihestangen des Hirsches.

Hirschlausfliege (*Lipoptena cervi*), ein im flügellosen Zustande auf den Hirscharten schmarogendes Insekt von etwa 4 mm Länge, das dem Wilde sehr lästig werden kann. Geflügelt lebt das Tier auf Vögeln, z. B. dem Faselhuhn.

Hirschkruf (Hirschklode), eine am geschlossenen Ende durchbohrte Tritonmuschel oder ein Büffelhorn usw., die zum Anschreien des Hirsches, d. h. zum Anlocken durch Nachahmung des Brunntschreies, Verwendung finden.

Hirschträne s. *Tränenhöhle*.

Hitze der Hündin s. *Laufzeit*.

hitzig ist 1) ein Schütze, dem die nötige Ruhe beim Schießen fehlt. Wenn dies schon ein Uebelstand beim Flintenschießen ist, so ein noch größerer beim BüchSENSchießen, denn ein guter BüchSENSchuß erfordert unbedingt ruhige Hand und klaren Blick. Manche Jäger kommen nie zu dieser Ruhe. 2) H. ist ferner eine Fährte, solange sie recht frisch ist, und 3) die Hündin während der Zeit des Begattungstriebes (s. *Laufzeit*). 4) H. balzen Auer- und Birrhähne, wenn sie dies flott tun.

Hochbalz, das Balzen des Auer- und Birrhahns auf einem Baum; Bodenbalz, das Balzen auf dem Boden.

Hochbeslagen ist das tragende Schalenwild.

Hochblatt, Stelle am Wildkörper dicht über dem Blatt; Hochblattschuß (Kugel sibt hochblatt) stets tödlicher Schuß (s. a. *Schusszeichen*).

hochgehen s. *gehen*.

Hochschieß hat ein Gewehr, wenn sein mittlerer Treffpunkt über dem Zielpunkt liegt, im Gegensatz zum Kurzschuß, wo das Geschoß

zu tief einschlägt. Etwas H. ist bei der Flinte sehr erwünscht, weil man meist zu tief abkommt, ohne es zu wissen und zu wollen. Ein mittlerer Treffpunkt bei der Flinte von + 10 bis 15 cm auf 35 m Entfernung ist sehr vorteilhaft. Die Ansichten über den praktischen Wert des H. bei der Büchse sind geteilt. Viele Jäger wollen, daß die Büchse flach schießt, andere wollen beim Wilde Haar ansaffen, d. h. den ganzen Wildkörper aussitzen lassen. Für letztere ist ein H. von etwa 10 cm auf 80 m Entfernung geboten.

hochsig s. *Kanzel*.

hochrand s. *Kanzel*.

hoch suchen, von einem Hunde, der mit hoher, d. h. hochgetragener Nase die Bitterung des Wildes aussucht. Vorstehende sollen dieser Eigenschaft nie entbehren, während Schweißhunde und Braden tief suchen. Der Gebrauchshund soll, je nach der Arbeit, die von ihm verlangt wird, mit hoher oder tiefer Nase suchen. Erstere Art der Suche ist erforderlich, um an Rebhühner, Fasanen usw. heranzukommen, während der Hund auf der Schweißfährte usw. oder beim Stöbern die Nase auf den Boden zu nehmen hat.

hochwald s. *Betriebsart*.

hochwild, das zur hohen Jagd gehörige Haar- und Federwild; häufig wird mit H. das Rotwild allein bezeichnet; s. *Jagdeinteilung*.

hochzeitkleid, Gefieder der Vögel während der Fortpflanzungszeit, also vom Frühjahr bis zur Mauser.

Höckerhwan s. *Schwäne 1*.

Höfe s. *Gärten*.

Hoffjagdamt s. *Jagdamt*.

Höhenstreunung s. *Streuung*.

Höhlenente s. *Enten VIII, 1*.

Höfsschiene. Bei Doppelgewehren mit nebeneinanderliegenden Läufen befindet sich zwischen diesen ein Metallstück, das man Lauffschiene nennt. Der Querschnitt dieser Schiene kann oben gerade (flache Schiene) oder nach unten ausgebuchtet sein (Höfsschiene). Die Ausdrücke H. und flache Schiene beziehen sich nur auf den Querschnitt der Lauffschiene, im Gegensatz zu gerader oder gebogener Schiene, womit die Form der Lauffschiene im Längsschnitt bezeichnet wird. Die Lauffschiene soll oben rauß (quillochiert) sein, um beim Zielen nicht zu blenden.

Höfsschuß, ein Kugelschuß zwischen Blatt und Wirbelsäule, der also keinen lebenswichtigen Teil verlegt. Die Wunde heilt in vielen Fällen wieder vollständig aus (s. a. *krallen*).

Höhltaube s. *Tauben 1, 2*.

Höfster, nicht mehr üblicher, schwerer Dachstranz.

Holz, 1) im weidmännischen Sinne jede Art von Wald. Der Jäger, das Wild zieht zu

Holze. 2) Zu *H.* schießen, heißt ein Stück Wild so anschießen, daß es nicht bald verendet, auch nicht in die Hände des Jägers fällt, sondern kimmert, eingehet und unbenuzt verdirbt, also verlobert. Ein Jäger, der viel zu *H.* schießt, ist die größte Pest für ein Jagdrevier, schlimmer als Fuchs und Wolf, denen man nachstellen kann, während ein solcher Jagdliebhaber nicht so leicht unschädlich zu machen ist.

holzen, auf-, ab-, fort-, setzen für fortbannen, hauptsächlich vom Marber. **]**

Holzgarten s. *Ablage*.

Holzjäger s. *Häher*.

Holzhasel s. *Hase* 2; auch gleich Waldhasel.

Holzhof s. *Ablage*.

Holzjagd, Waldjagd.

Holztaube s. *Tauben* I, 1 u. 2.

Horniglede, die gelben Flecke, die man manchmal auf Marberbälgen findet und die von Räube herrühren.

hoppeln, die vertraute Gangart des Hasen und Kaninchens.

Hoppentrader Hunde. Ein Stamm von kurzhaarigen Vorstehhunden, die durch schnittige Figur und vielseitige jagdliche Anlagen ausgezeichnet sind.

Horn. 1) Walb- oder Jagdhorn. 2) Im Gegensatz zum Geweih, die Hinde bzw. Waffe der hörnertragenden Wiederkäuer, also des Schaf- und Steinwildes. Hörner wachsen von Jahr zu Jahr in Länge und Stärke aus, werden von beiden Geschlechtern getragen, aber nicht abgeworfen. Die Hörner des Schafwildes heißen gewöhnlich Schneiden, die der Gemse Krideln.

Hornbügel s. *Abzugsbügel*.

Hornente s. *Eulen* III, 2.

Hornfessel, das Bandeliet oder ein Riemen, woran das Horn getragen wird. Da die *H.* heutzutage einen Teil der Gala-Uniform ausmacht, so ist sie sehr kostbar, und prächtig aus Goldtreffe angefertigt, hat aber ihren einfügen Wert vollkommen eingebüßt, denn früher durfte die *H.* nur vom wehrhaft gemachten, hirschgerechten Jäger getragen werden. Die Bilschdörner werden nicht an *H.*, sondern um den Leib getragen, da sie weit genug dazu sind.

Horntiere (Cavicornia). Als *H.* (Hornträger, Hohlhörner) bezeichnet man im Gegensatz zu den Geweihträgern diejenigen Wiederkäuer, welche entweder im männlichen oder in beiden Geschlechtern Hörner tragen, d. h. aus Hornsubstanz bestehende, scheidenartig einem Knochenzapfen jedes Stirnbeines aufsitze, mit einer Ausnahme ungeteilt und nicht periodisch abgeworfene Epidermisgebilde, die in gleicher Weise wie die Geweihe als Waffe dienen. Von den deutschen Wildarten gehört nur die Gemse hierher, von den

europäischen das neuerdings in verschiedenen Gegenden Deutschlands eingebürgerte Rüsselwild, außerdem das Alpen- und spanische Steinwild, sowie einige Wildziegen des Kaukasus und der in diesem Gebirge noch wild vorkommende Bifent.

horrido! (zusammengezogen aus *ho*, Rüb' *ho*) Jagdrauf; die Antwort ist: *Ho, ho!* oder *So, ho!* — Jetzt vielfach bei weidmännischen Trinksprüchen statt des Hochlebens angewendet. Weidmännischer Gruß an einen verstorbenen Jäger „Das letzte *H.*“.

horst, 1) das Nest der Raubvögel. Da viele die Krähenvögel zu den raubenden rechnen, spricht man auch von Krähenhorsten. Ferner nennt man das Reihernest *H.*, wohl wegen des Zusammenhanges der Reihern mit den Falken bei der Beize. Andere nennen den Reihernhorst Gestände. 2) In forstlicher Beziehung ist *H.* eine größere Anzahl beisammenstehender, gleichartiger Holzpflanzen in einem sonst andersartigen Bestand. Ein kleiner Horst heißt Gruppe.

horstbaum, der Baum, auf dem ein oder mehrere Horste stehen.

horsten, nisten, für die unter *Horst* 1 angegebene Vögel.

horstjagd, die Jagd auf Raubvögel am Horste.

hoseln, die meist lange Federbeileidung am Unterchenkel der Raubvögel.

Hosenslider, scherzhafte Bezeichnung des dreijährigen Keilers, dessen Gewehre oben noch wenig gekrümmt sind, aber gerade deshalb am gefährlichsten schlagen, wovon noch kommt, daß diese jungen Keiler behender und gewandter sind als grobe.

hourvari, ein Parforcejagdsignal, das falsche Jagd bedeutet; die Hunde hatten eine falsche Fährte angefallen.

Hubertus, der Schutzpatron der Jagerei, war 700 bis 728 Bischof von Lüttich; 825 wurden seine Gebeine aus der dortigen Lambertikirche nach dem Kloster Andoin in den Ardennen überführt, das sich darnach St. Hubert nannte. Die Abtei wurde beräumt durch die von den Mönchen erzielten Heilungen der Tollwut — Ausbrennen der Wunden mit dem eisernen Schlüssel und Einlegen von goldenen Fäden aus der Stola St. Huberti! — und die daselbst gezüchteten Hubertushunde, in denen Uhlenshuth (St. Hubert, der Schutzpatron der Jäger und seine Legende, 1906) einen unserer deutschen Gebrauchshund ähnlichen Hund erkennen will. Die Legende, daß dem *H.* ein Hirsch mit einem Kreuz zwischen den Geweihtaugen erschienen sei, um ihn zur Verjagung zu bewegen, dürfte weit älter als *H.* sein. Sie wird schon von Eustachius — vor seiner Bekehrung Placidus — erzählt, der um 130 den Märtyrertod erlitten

haben soll und dessen Gedächtnis in frühester Zeit am 2. oder 3. November, erst später am 20. September gefeiert wurde. Wahrscheinlich haben die Mönche der Abtei St. Hubert, die durch ihre Hundbegehr und Tollwutkuren häufig mit der Jägerei in Berührung kamen, die Legende ihrem Heiligen in der berechtigten Erwartung zugeschrieben, damit den Namen ihres Klosters in höflichen und Jägerkreisen noch jugkräftiger zu machen, für welche Annahme auch die Verlegung des Gedächtnistages St. Huberti auf den 3. November (Hubertustag) zu sprechen scheint.

Hubertusgewehr, Sicherheitsgewehr ältester Art (Selbstspanner). Die Sicherung wird durch den beweglichen Hinterbügel betätigt. Das Gewehr kann erst abgefeuert werden, wenn man durch Druck mit der Hand beim Umfassen des Kolbenhalses die Sicherung angelöst hat.

Hubertusjagd. Zur Feier des Namens-tages des heil. Hubertus, 3. Nov., seit alter Zeit, namentlich von den Barforcejägern abgehaltene, möglichst festliche Jagd. Die H. hat sich bis heutigen Tags erhalten, wenn auch manchen Jäger und Jagdfreund der Jetztzeit weniger die Wunder dieses Heiligen zur Feier reizen, als überhaupt die Gelegenheit zu einer vergnügten Jagd und einer für manchen noch genußreicheren Schießelager mit entsprechendem nassem Stoff.

Huden s. *Lachse II, 1.*

Hubertaffen, beim zahmen Aufzuge der Fasanen eine Rasse, in welcher die Hennen mit ihrem Geßperre Schutz finden und dieses hndern (unter den Flügeln wärmen) können.

hubern (sich stauben), das Waden der Hühner im Sande. Das weibliche Federwild hubert die Zungen unter den Flügeln, um sie zu wärmen oder gegen Regen usw. zu schützen.

Hüfthorn s. *Hifthorn.*

Huhn, Henne; auch abfärsend für Rebhuhn gebraucht.

Hühnerhabicht s. *Habichte I, 1.*

Hühnerhund s. *Vorstehhund.*

Hühnerkammer. Wo man gute Rebhühnergehege erhalten, schlechte bevölkern will und mit harten Wintern zu kämpfen hat, die in Verbindung mit dem Raubzuge die Rebhühner sehr hinwegraffen, tut man gut, im Spätherbst einige Rölker mit Garnen wegzufangen und in Hühnerkammern zu überwintern. Ein dicht abzuschließender Raum mit genügendem Licht, möglichst gegen Mittag gelegen, von der Größe einer gewöhnlichen Stube genügt dazu; die Decke wird mit einer Leinenplane verhängt, damit sich die aufstehenden Hühner nicht den Kopf einstoßen, zu demselben Zweck wird das Fenster mit einem dichten, feinen Netz unnahbar

gemacht. Der Fußboden wird über eine Hand hoch mit Kies und Sand bestreut und mit allerlei Kutenwert bedeckt, so daß sich die Hühner in diesem verbergen können, oder man zieht in Höhe von etwa 30 cm Bindfäden reihenweise über den Boden weg und steckt dazwischen ungedroschene Strohdreien auf, zur Weide und gleichzeitig zum Schutz für die anfänglich sehr scheuen, später jedoch etwas ruhigeren Gäfte. Außerdem muß aber ein Trog mit verschiedenem, abwechselndem Körnerfutter und ein Trinktrog vorhanden sein. Wenn alsdann der Frühling im Anzug ist und die drauhen gebliebenen Hühner sich zu paaren beginnen, setzt man die Überwinterer aus.

Hühnerlad s. *Laternen.*

Hühnerschlingen, aus Hauf oder Leder hergestellte Schlingen, an welche die erlegten Hühner, Enten usw. angehängt werden.

Hühnerschrot, die für Rebhühner geeigneten Schrotnummern von 2¼ bis 2¾ mm (s. *Schrot*).

Hühnerredgarn s. *Jagdnetze, Stedgarnen.*

Hühnerbögel (Gallinaeei oder Rasores), Ordnung der Vögel, kennzeichnen sich durch die folgenden Merkmale. Körper kräftig und gedrungen, mit kleinem Kopf, mittellangem Hals und starken, zum Laufen und Scharen geeigneten Ständern, deren drei Vorbeziehen durch Bindegewebe miteinander verbunden sind. Fast stets ist eine kleine, höher angelegte Hinterzehe vorhanden. Nägel kräftig, nach gebogen, Lauf zuweilen mit Sporen, zuweilen besiedert. Am Kopfe meist nackte Hautfalten, Warzen u. dgl. Schnabel kurz und kräftig, der Oberchnabel mit gebogener Spitze den Unterchnabel umfassend; Nasenlöcher am Schnabelgrund von hornigen Klappen ganz oder z. T. verdeckt. Flügel kurz und gewölbt, 3. bis 5. Schwinge meistens am längsten. Stoß sehr verschiedenartig geformt. Kropf vorhanden, Magen mit sehr muskulöser Wandung, die beiden Winddärme sehr lang. Brustbein mit hohem Kamm, an den Seiten des flachen Teils mit tiefen Einschnitten.

Hülse, die papierne, pappene oder messingene Umhüllung der Patrone, daher Patronenhülse. Für Schrotschuß hat sich jetzt allgemein die Papphülse mit Messinglappe, für Kugelschuß die Messinghülse eingeführt; für Gewehre mit Stiftzündung sind teilweise noch H. im Gebrauch, deren zylindrischer Teil aus Papier gefertigt ist, jedoch haben diese gegen die Papphülse viele Nachteile. Die Papphülsen haben hinten einen Pappbund, welcher einestheils zur Verfestigung der H., andernteils zur Befestigung der Messinglappe und zur Aufnahme der Zündung dient. Bessere H. haben zwischen Pappbund und Messinglappe noch eine Stahlblecheinlage,

im Pulverraum außerdem eine Verstärkung aus Pappe, eine Stahlblecheinlage, die zum Schutz gegen Rost mit Papier beklebt ist, oder Stahlblech zwischen Hüße und Papp-einsatz. Der Pappeneinsatz dient auch vielfach als Widerlager für den Füllstopfen, um dessen Lage nach unten zu begrenzen und so das Pulver vor ungleichmäßigem Zusammenbrüchen beim Laden zu behüten. Der Pappbund hat verschiedenartige Formen, die durch die Entzündungsfähigkeit des Pulvers bedingt werden.

Hülsenfrüchte. Von Lupinen sind zwei Arten zu beachten:

Perennierende Lupine (*Lupinus polyphyllus perennis*) ist eins der nützlichsten, lange Jahre ausdauernden Aflungsgewächse.

Gelbe Lupine (*L. luteus*) ist einjährig. Beide Arten sind sehr genügsam. Die beste Verwendung finden sie als Grünfütterung. Sie dienen auch der Bereitung von Wildheu und Sauerheu. Die Körner wie die Hülsen können der Wildfütterung dienen. In geringer Menge kann man die Körner unter Erbsen,

und Laub zur Anlage von künstlichen Betten für das Wild in sehr strengen Wintern. Der Wildheger begegnet heutzutage dieser genügsamen und wertvollen Pflanze mit berechtigtem Mißtrauen. Mehrere Jahre bleiben nämlich die Lupinen gesund, dann treten sie plötzlich als giftig auf und bringen große Wildverluste. Lupinen, die im Freien überwintert, haben sich als unschädlich erwiesen. Wenn dem Wilde reichlich gutes Wasser und viele gesunde Hackfrüchte neben reichlichen Salzgaben geboten werden, dürfte die Verabfolgung von Lupinen ohne großen Schaden durch Lupulin-Vergiftungen sein. Dann wäre die Lupine, die auf kleinster Fläche große Futtermengen bei geringen Unkosten bringt, die billigste Aflungspflanze.

Zwei Arten Erbsen:

Erbsen (*Pisum sativum*) und Peluschten (Sanderbsen; *P.* ohne botanischen Artnamen). Die erstere wächst auf gutem Boden, die letztere auf Sand. Als Stützen mengt man Hafer, Buchweizen und Sommerroggen hinein. Dem Wilde bieten sie Sommerfütterung und im Erbsenstroh und -gemenge, das sich in Mieten gut hält, ein gern genommene Winterfutter.

Widern. Verschiedene Arten wie *Vicia sativa*, *V. villosa*, *V. cracca* u. a. geben in Gemengen mit Hafer und Buchweizen ein hervorragendes Grünfutter in einem vom Wilde sehr geschätzten Aflungsfelde. Widernstroh ist noch besser als Erbsenstroh zur Winterfütterung. Die Vogelweide (*V. cracca*) gehört zu den kostbarsten Wiesenspflanzen.

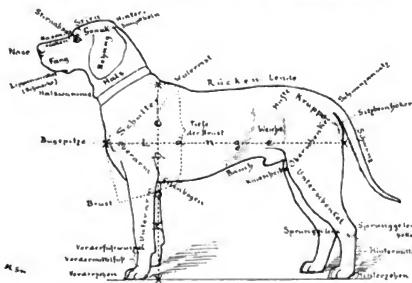
Hülsenwürmer (*Echinotollen*) finden sich mitunter in Lunge oder Leber des Wildes als geschwulstartige, mit wässriger Flüssigkeit gefüllte Blasen von Erbsen- bis etwa Kindekopfsgröße. Sie sind die Finnen des 3 bis 4 mm langen *Echinotollenbandwürmes* des Hundes (*Taenia echinococcus*). Hülsenwürmer können auch beim Menschen vorkommen und schwere Gesundheitschädigungen verursachen. Die mit den Schmarotern befallenen Organe des Wildes sind tief zu vergraben oder zu verbrennen.

Hund (f. a. *Kynologie* und *Dressur*). Unsere Jagdhunde stammen im wesentlichen von einem Wildhunde, dem abessinischen Wolfe (*Canis simensis*), ab. Aus diesem haben die alten Ägypter ihre Windhunde (Jagdwindhunde) gezüchtet. Schon im grauen Alter



1. Oberkieferbackenzähne des Hundes.
(X Heißzahn)

Kleie, Mais, Malz usw. roh untermischen. Will man sie in größerer Menge reichen, so müssen sie bei mehrmaligem Wasserwechsel unter Zusatz von Salzsäure entbittert werden. Mit Hackfrüchten und anderen Futtermitteln kann man sie auch dämpfen. Ferner verwendet man Lupinenstroh neben Farnkraut



2. Benennung der Körperteile des Hundes.

tume sind kleine Windhunde zu tedelartigen Hunden umgezüchtet worden. Die Laufhunde, die Stammform unserer Vorstehhunde, haben altägyptische Jagdhunde zu Ahnen. Die rauhaarigen Vorstehhunde sind durch Vermischung von Fudel- und Schäferhundblut aus derb- und kurzhaarigen Hunden hervorgegangen. Vermutlich fließt auch in unserem Deutsch-Langhaarigen Blut von alten Hirten- und Schäferhunden. Letztere sind die Nachkommen des untergegangenen Bronzehundes, der ein arabischer Wildhund — Indischer Wolf (*Canis pallipes*) — ist. Überblickt man das heutige Hundematerial, so erkennt man das Vorhandensein gewisser Gruppen und eine oft bedeutende Ähnlichkeit der zu ihnen gehörenden Einzeltiere. Man nennt diese Gruppen: Familien, Schläge, Typen, Varietäten, Rassen. Diese Begriffe sind jedoch nicht scharf begrenzt. Man teilt die in Deutschland jagdliche Verwendung findenden Hunde ein in:

- A. Schweißhunde (vergl. S. 490): der gewöhnliche Schweißhund; der bayerische Gebirgsschweißhund.
- B. Jagende Hunde: Bracken (vgl. S. 53); Laufhunde (vgl. S. 343); englischer Fuchshund (vgl. S. 199).
- C. Erdhunde: Dachshund (kurz-, lang-, rauhaariger Schlag), vgl. S. 67; Foxterrier (vgl. S. 188).
- D. Stöberhunde: englische Spaniels (vgl. S. 501); Wachtelhund (vgl. S. 576).
- E. Vorstehhunde: englische Hühnerhunde (Pointer, vgl. S. 568, Setter, vgl. S. 568); deutsche Vorsteh- und Gebrauchshunde (kurzhaarige, rauhaarige, langhaarige vgl. S. 569 ff.).

Weibmännliche Rudrade.

Die Beine des Hundes heißen Läufe, die Ohren Gehänge; der Schwanz Rute; das männliche Glied Feuchtglied; die äußeren

St. S.



St. S.



L. S.



L. S.



St. S.



St. S.



L. S.



L. S.



St. S.



St. S.



St. S.



3. Spur des Hundes. (1. nat. Gr.)

Geschlechtssteile der Hündin heißen Schnalle; eine zur Begattung geeignete Hündin ist hitzig, läufig oder läufig; hängen S. und Hündin aneinander, so binden sie sich; bringt die Hündin Junge, so wölft oder welft sie; der S. frisst, wenn er trinkt; wittert der S. gut, so hat er gute Nase, andernfalls schlechte oder keine Nase, er sucht mit hoher, tiefer Nase; bellt er, so gibt er Hals oder ist laut; das Heulen vereint jagender Hunde heißt Geläute, diese selbst bilden eine Reute; bellt der S. vor dem gestellten oder dem verendeten Wild, so verbellt er; verbellt er ein verendetes Stück Wild, das er nicht apportieren kann, so verbellt er tot; führt er seinen Herrn zu einem solchen, so verweist er tot; hat er ein Wild laut gejagt und verbellt er dies, nachdem es z. B. gebaumt hat, so gibt er Standlaut; ist er, ohne Bild zu sehen oder zu wittern, beim Jagten laut, so ist er weide laut.

Literatur: Graf S. v. Bylandt, Hunderrassen; L. Beckmann, Geschichte und Beschreibung der Rassen des Hundes; Zero Cham, Illustriertes Buch vom Hunde; R. Strebel, Die deutschen Hunde; A. S. röhle, Unsere Hunde, 2 Bde.

Die meisten Jagdgesetze enthalten Vorschriften über die Befugnis zum Töten eines wildernden Hundes. In der Regel ist nur der Jagdberechtigte dazu befugt, in einigen Gegenden nur die Forst- und Jagdbeamten. Die Befugnis beschränkt sich auf wildernde, aufschreckende, herumlaufende Hunde. In manchen Gegenden dürfen während einer Jagd überlaufende Jagdhunde nicht getötet, sondern nur gefangen werden. Die Vorschriften der Landesgesetze sind erweitert durch den § 228 des Bürgerlichen Gesetzbuchs, der

im ganzen Reiche gilt und die Tötungsbeugnis dann gibt, wenn durch den H. dem Wildstande eine unmittelbare Gefahr droht, die nur durch das Töten des H. abzuwenden ist, und wenn der durch das Töten des H. dem Eigentümer zugefügte Schaden nicht außer Verhältnis zu dem durch den H. dem Wildstande drohenden Schaden steht. Zur Verhinderung des Wilderns ist in manchen Gegenden Anzettelung der H. vorgeschrieben, auch gibt es Polizeiverordnungen, welche das aufsichtslose Herumlaufenlassen der H. mit Strafe bedrohen. Unbefugtes Töten eines H. kann Bestrafung wegen Sachbeschädigung und eine Verpflichtung zum Schadenersatz nach sich ziehen. Der Eigentümer eines wildernben H. ist dem Jagdberechtigten zum Schadenersatz verpflichtet. Die Jagd mit H. ist durch manche Jagdgesetze beschränkt. So ist durch § 33 der hannoverschen Jagdordnung die Jagd mit Wind-H. nur vom 1. Oktober, diejenige mit Jagd-H. (Braden) nur vom 15. Sept. bis 1. Oktober an bis zum Jagdschluss gestattet. In Elsaß-Lothringen ist gemäß des § 3 des Jagdpolizeigesetzes vom 7. Mai 1883 das Jagen mit H. auf Schwarzwild, Hirsche, Rehböcke, Kaninchen und schädliches Wild in der Zeit vom 2. Februar bis zum 23. August untersagt. Bei Jagdvergehen ist der H., den der Täter bei sich geführt hat, einzuziehen, gleichviel ob er dem Täter gehört oder nicht (St. G. B. § 295).

Hundeausstellungen i. Kynologie.

Hundkrankheiten. Wer es mit seinem Hunde gut meint, lasse ihn, wenn er krank ist, von einem Tierarzte behandeln. Die Tierärzte sind in der Hundehunde ausnahmslos geschult und leisten, selbst wenn sie dieses Gebiet der Tiermedizin nicht spezialistisch betreiben, bessere Hilfe als der erfahrenste Nichtfachmann. In den tierärztlichen Hochschulen werden die Studierenden in der Hundehunde nicht nur theoretisch ausgebildet, sondern auch praktisch unterwiesen. Freilich ist der Hundebesitzer oft genötigt, von der Hilfe des Tierarztes abzusehen, sei es, daß die Kosten der tierärztlichen Behandlung sich im Vergleich zu dem Werte des Hundes zu hoch stellen würden, sei es, daß der Tierarzt wegen der örtlichen Verhältnisse nicht schnell genug zugezogen werden kann. In solchen Notfällen suche man sich selbst zu helfen. Der Hundebesitzer unterrichte sich, soweit als möglich, aus einem guten Buche, deren es eine ganze Anzahl gibt. Keinesfalls behandle man seinen kranken Hund mit Geheimmitteln. Abgesehen davon, daß ein großer Teil der angepriesenen Mittel nicht die Wirkungen hat, die ihnen zugeschrieben werden, sie sind samt und sonderst zu teuer und sogar vielfach geeignet, den Verlauf der Krankheit ungünstig zu

beeinflussen. — Wenn ein Hund Störungen seines Befindens zeigt, so suche man sich zunächst über den Eisig und das Wesen der vorliegenden Erkrankung zu unterrichten. In diesem Zwecke ist das Tier peinlichst genau nach einem bestimmten Schema zu untersuchen. Anleitung hierzu bieten die entsprechenden Lehrbücher. Kann man hierüber keinen Aufschluß gewinnen, so sehe man unter allen Umständen von einer Behandlung des Tieres mit Arzneimitteln ab und bedene, daß auch an sich nicht stark wirkende Medikamente auf den Organismus eines kranken Tieres außerordentlich ungünstige Wirkungen ausüben können. Man beachte ferner, daß eine sachgemäße, liebevolle Pflege der Patienten in den meisten Krankheitsfällen wichtiger ist als die Anwendung von Arzneimitteln. — Den Hundebesitzer interessieren am meisten 1) die Krankheiten, bei denen er die erste Hilfe zu leisten hat, 2) diejenigen, welche er möglichst schnell erkennen muß, um darnach entsprechende Maßnahmen zu treffen, 3) die unschwer erkennbaren und bei normalem Verlaufe leicht heilbaren Krankheiten. Bgl. die Artikel: *Augenkrankheiten, Bandwürmer, Blutloh, Darmkatarrh, Durchfall, Ekzeme, englische Krankheit (Rhachitis), Gelenkrheumatismus, Geschwülste, Hundetypus, Knochenbrüche, Magenkatarrh, Muskelrheumatismus, Ohrwurm (innerer und äußerer), Räude, Schweißgeburten, Spulwürmer, Staube, Tollwut, Triefaugen, Vergiftungen, Verstauchungen und Verrentungen, Verstopfung, Wunden.*

Literatur: D. Hilfreich, *Der kranke Hund*, 2. Aufl.; A. Strofe, *Unsere Hunde*, 2 Bde., 2. Auflage.

Hundepanzer s. *Jacke.*

Hundestammbaum s. *Stammbaum.*

Hundestammbücher s. *Stammbücher.*

Hundetypus (Stuttgarter Hundeseuche), eine ansteckende, bösartige Krankheit der Hunde, die bereits Mitte des 19. Jahrhunderts beschrieben wurde und im Jahre 1898 in Stuttgart und Umgebung, dann auch in anderen Gegenden Deutschlands und des Auslandes geherrscht hat. Bei jungen Tieren gelangt die Krankheit selten zur Beobachtung, meist befallt sie ältere Hunde. Der unmittelbaren Ansteckung scheint bei dem Ausbreiten der Seuche nur eine untergeordnete Bedeutung zuzukommen. Der Krankheitserreger ist noch nicht bekannt. Erscheinungen: Fast stets beginnt die Krankheit mit heftigem Erbrechen. Die Fresslust ist aufgehoben, der Durst vermehrt. Große Mattigkeit, schwankender Gang, Teilnahmslosigkeit, schnelle Abmagerung, Schwinden der Kräfte, Schlafsucht. Aus dem Fange strömt ein widerlicher Geruch, die Maulschleimhaut ist trocken,

dunkelbraunrot, mit Geschwüren besetzt. Zu diesen Krankheitserscheinungen können sich noch zahlreiche andere gesellen, auch ist das Krankheitsbild in den einzelnen Seuchengängen nicht ganz gleichartig. In den meisten Fällen erfordert die Seuchenfeststellung eine umfassende tierärztliche Untersuchung des Patienten. Maßnahmen: Stets ist ein Tierarzt zu ziehen. Die Patienten sind gegen zahlreiche Medikamente so empfindlich, daß unrichtig angewandte Arzneimittel den Krankheitsverlauf höchst ungünstig beeinflussen. Bis zum Eintreffen des Tierarztes macht man dem kranken Hunde einen Prießnißischen Umschlag um den Bauch; gegen anhaltendes Erbrechen läßt man kleine Eisstücken schlucken, oder man gibt teelöffelweise ungefüßten, russischen Tee ein. Auf keinen Fall gebe man Alkohol (Schnaps, Cognac, Wein u. dgl.).

Hundezwinger, abgeschlossener Aufenthaltsraum für die Jagdhunde mit Lagerstätten und Auslauf. Er soll so eingerichtet sein, daß die Hunde ein weiches, warmes, zugfreies Lager, genügend frische Luft und Sonne (möglichst Morgen Sonne), trockenen Fußboden, Schutz gegen direkte Sonnenstrahlen und kalte Winde und hinreichende Bewegungsfreiheit haben. Der größte Wert ist darauf zu legen, daß der Zwinger leicht und gründlich zu reinigen und zu desinfizieren (mit 2 Proz. Kreosolseifenwasser) ist. Für neu eingestellte oder von Ausstellungen gekommene Hunde, für kranke Tiere und trächtige, sowie säugende Hündinnen müssen besondere Räume zur Verfügung stehen. Die Wände etwaigen Mauerwerks seien möglichst frei von Fugen und Rissen. Die Umzäunung muß widerstandsfähig und so hoch sein, daß die Hunde nicht darüber hinweg können; sie wird am besten aus Drahtgeflecht hergestellt. Holzwerk streicht man mit Karbolinum. Der Fußboden ist aus feinem Material (Asphalt, Beton) herzustellen, damit eine sorgfältige Reinigung erleichtert, den Ansinnen aber das Graben unmöglich gemacht wird. Je größer der Auslauf, um so besser. Die Hundehütten sollen zum Verlegen eingerichtet sein, mindestens muß sich der Boden abnehmen lassen, um die Reinhaltung zu erleichtern. Im übrigen macht ein noch so geräumiger H. das tägliche Ausführen der Hunde nicht entbehrlich, dauernder Aufenthalt in ihm schädigt sowohl die jagdlichen Eigenschaften wie die Gesundheit der Tiere in hohem Maße.

Hund, leichter, ein Jagdhund, der das Schwein einholt und stellt, bis die schweren Jagdhunde herangekommen sind und es beden; Windhunde und dänische Doggen oder Blendlinge wurden früher als l. verwendet.

Hup Hup! ein beliebter, weil weithin schallender Jägerzuruf.

Hurbel f. *Wasserhuhn*.

Hussah-Hussah! Hu Tau! Hu Tau! übliche Zurufe, um die Hasen auf die Sauen zu hegen. In frühesten Zeiten, wo die Jägerci die starken Schweine noch auf die Saufeder auflaufen ließ, reizte sie gleichfalls durch diese Zurufe Hu Su! Hu Su! den grimmen Keiler zum blinden, meist für ihn, manchmal auch für den Jäger verhängnisvollen Anlauf.

Hutmöwe f. *Möwenartige Vögel I, 1.*

Hütte f. *Hüttenjagd und Falkensfang 3.*

Hüttenjagd, Jagdart, bei welcher der Jäger aus der Hütte das Wild zu erlegen sucht. 1) Die H. auf Füchse und Wölfe geschieht aus der sog. *Luderhütte*; 2) die H. auf Raubvögel und Krähen mit Hilfe des Uhu aus der Uhu- oder Krähenhütte. Die Grundidee dieser H. ist, aus einem den Jäger gänzlich verdeckenden Orte die durch den Anblick ihres Erzfeindes angelockten Tagraubvögel und Krähen zu schießen. Die Beschaffenheit einer Uhuhütte, ob sie ein Hoch- oder Tiefbau, ein einfaches, verdecktes Erdloch oder eine mit Bequemlichkeiten ausgestattete Anlage ist, bleibt für den Zweck ganz gleich, wenn sie nur diesem entspricht. Nicht gleichgültig dagegen ist der Ort ihrer Anlage; die Hütte muß frei und möglichst auf einer Anhöhe liegen, damit Jäger und Uhu weite Umschau haben; besonders der letztere muß den vorüberstreichenden Vögeln möglichst leicht in die Augen fallen. Man wird deshalb eine Ortlichkeit für die Hütte aussuchen, welche erfahrungsmäßig den Raubvögeln, auf die es doch hauptsächlich abgesehen ist, zusagt; mitbin werden die Nähe einer Wasserläche, welche bekanntlich alles Raubzeug anlockt, sowie vom Winde bestrichene Bergabhänge stets gute Dienste tun. Wald und Bäume müssen aber mindestens so weit entfernt sein, daß die Raubvögel nicht von ihnen aus die Anlage mit dem Uhu mustern können, also tunlichst mehrere hundert Schritte davon abliegen. Wo der Boden trocken ist, empfiehlt sich die Anlage im Boden als die billigste, weil die Bekleidung der Wände den geringsten Aufwand erheischt und solcher Ort auch am wärmsten und am wenigsten zugig ist.

Zum Bau d. H. 2 Schritte im Geviert senkrecht und etwa 1,75 m tief aus, raumt in den Eden je einen starken Pfosten, wenn möglich von Eichenholz, ein und in der Seite, wo man die Tür anzubringen gedenkt, noch zwei Türpfosten und bekleidet die Wände mit sog. Schwartenbrettern, so daß das Erdreich nicht in die Hütte fallen kann. Auf diesen Bau legt man ein flaches Dach; soll dieses mit

dem Boden abschneiden, so muß die Hütte noch etwas tiefer ausgeschachtet sein; vorteilhafter aber ist es, wenn man sie etwa $\frac{1}{3}$ m über den gewachsenen Boden hinausbaut. Auch das Dach deckt man am besten mit übereinandergeraisenden Schwarten ein, damit das Regenwasser abläuft. Die Tür muß der Seite gegenüberliegen, wo das Hauptschießloch sowie der Uhu angebracht werden sollen, was in den meisten Fällen auf der Nordseite geschehen wird, weil in der Richtung gegen Abend oder Morgen der Sonnenschein den Jäger blendet. Die Tür muß nach innen aufgehen und sich ebenso leicht wie geräuschlos in den Angeln drehen. Zu ihr führen einige einfache Stufen hinunter; von den beiden Pfosten aus senkt man zwei schräge Streben in den Erdboden, verbindet sie mit den Pfosten durch Schwarten, wodurch die Tür in eine Ritze zu setzen kommt, und füllt den äußeren Winkel mit Erde aus. Somit ist der einfache Bau fertig, und es handelt sich nun um die Schießlöcher. Mehrere sind praktischer als nur ein einziges, weil sie mehr Umschau gestatten; doch dürfen sie nicht symmetrisch einander gegenüberliegen, sonst würde der dadurch sichtbar werdende Schatten des Jägers den scharf äugenden Raubvögeln dessen Anwesenheit verraten. Um das letztere inöglichst zu vermeiden, streiche man die Innenwände dunkel. Das Hauptschießloch steht dem Uhu zugewandt, es ist länglich vorteilhafter als quadratisch, weil man dem streichenden Raubvogel besser nachziehen kann und ein quadratisches, bei nicht größerem Schießraum, den Jäger mehr bloßstellt. Auch ist es bei stärkerer Bretterwand gut, das Loch schiefchartenartig anzubringen, d. h. die äußeren Seiten etwas weiter als die inneren zu machen, um einen besseren Ausblick zu erhalten. Zur Gewinnung eines guten Schußfeldes ist es vorteilhaft, diese Viehseite etwas schräg nach außen zu bauen und das Dach an dieser Seite nicht vorpringen zu lassen. Auch an den Seitenwänden sowie an der Tür werden Luken angebracht und sie alle durch passende, in Gelenken hängende Klappen geschlossen, die sich besser bewähren als die dem Einquellen sehr ausgelegten Schieber, deren plöbliche Klübeweglichkeit den Jäger zur Verzweiflung bringen kann. Man öffnet beim Jagdbetrieb so viele Luken, wie man nötig zu haben glaubt; doch, wie schon erwähnt, vermeidet man es, zwischen zwei offenen Luken zu sitzen, des verräterischen Schattens wegen. Es ist vorteilhaft, die Luken innen mit kleinen Zweigen zu behängen, weil diese den Einblick in die Hütte sehr erschweren, den Ausblick des Jägers aber gar nicht. Die innere Einrichtung erfordert einige lange Nägel in der Wand, zum Aufhängen

von Rucksack, Jagdtasche u. dgl.; ein kleines, in einer Ecke anzubringendes Tischchen, eine Bank längs einer Wand, besonders aber einen leichten Schemel ohne Lehne, auf dem man mitten in der Hütte sitzt, das schußfertige Gewehr auf den Knien, und den Uhu beobachtet. Ist die Hütte fertig, so läßt man in passender Himmelschweifentfernung, also nicht über 40 Schritte weit, 1 bis 2 Fallbäume eingraben, d. h. trodene Stämme in der Rinde mit einigen, möglichst wagerecht stehenden Ästen, die mit ihren Spizen nach der Hauptschießlute hinweisen, um von den etwa dicht aneinandertügenden Krähen mehrere auf einen Schuß erledigen zu können. Sollten lebende Bäume gerade günstig stehen, so kann man sie benutzen, doch dürfen sie nicht viele Äste haben; im übrigen haben die Raubvögel (namentlich Bussarde) auf den eingegrabenen Bäumen gern auf; nur die Rohr- und Biesenweihe haben nicht an, für sie sind kleine Erdhaufen, Steine sehr praktisch. Es ist gut, wenn schon im Sommer die ganze Anlage gemacht wurde, sie also zur Zeit des Raubvogelzugs den Anstrich des Neuen verloren hat.

Das Aufstellen des Uhus ist wichtiger, als man glaubt. Manche Jäger stellen ihn auf die Hütte, auf eine Scheibe, deren Stiel in das Innere führt, um ihn durch Rütteln an derselben zu reißen, d. h. zum Bewegen der Flügel zu nötigen. Dies mag früher wohl üblich gewesen sein, wenigstens stellen die meisten alten Abbildungen von Krähenhütten den Uhu auf diesen dar; indessen ist es praktischer, den Uhu auf eine besondere Vorrichtung in der Richtung nach den Fallbäumen hin aufzustellen, damit ihn der Jäger stets im Auge behalten und an seinem Zeichnen auf die Annäherung von Raubvögeln schließen kann. Gerade dieses Beobachten bietet einen besonderen Reiz, erpart eigenes Uhuerspähen, und man ist sicher, daß dem Uhu nichts geschehen kann, ohne daß es bemerkt wird. Die praktischste Stellung bleibt der Reizfahl oder die soq. Zule, d. h. ein etwa 1,5 m hoher, ausgebohrter Pfahl, den man etwa 20 Schritt von der Hütte dem Hauptschießloch gegenüber eingräbt, und in dessen etwa 8 cm tiefes Wochloch die Krücke gestekt wird, auf welcher der Uhu stehen soll, und die vorteilhaft mit rauhem Fell beschlagen wird, um den Uhu sicherer setzen zu lassen; bloßes Holz wird nämlich nach und nach so glatt, daß er fortwährend abrutscht. Die Entfernung des Uhus von der Hütte hat auch den Vorteil, daß die Raubvögel dadurch von deren Rüstung mehr abgelenkt werden. An einem Fing des Uhus wird eine mit einem Ring versehene sämischgare Lederkniele befestigt, an dem Ring die Leine, welche durch die an der

Krücke und dem Pfahl angebrachten Ringe gezogen und dicht auf dem Erdboden in die Hütte geleitet wird. Durch Anziehen der Leine wird der Uhu veranlaßt, sich auf der Krücke durch Flügelschlag im Gleichgewicht zu halten; man nennt dies reizen. Den Uhu noch außerdem an die Krücke zu schnüren, ist somit gänzlich überflüssig; die lose Leine gestattet ihm freiere Bewegung, und je mehr er diesen Umstand benützt, desto mehr wird er die Aufmerksamkeit vorüberstreichender Raubvögel auf sich ziehen. Die in den ausgebohrten Pfahl gefestete Krücke wird nach gemachtem Gebrauch in der Hütte aufbewahrt. v. Krieger, ein sehr erfahrener Hüttenjäger, benützt folgende Vorrichtung: Der Reizpfahl, welcher 25 bis 30 Schritt von dem Schießloch entfernt, womöglich auf einem höheren Punkte aufgestellt werden muß, als die Hütte selbst gelegen ist, kann aus einem abgelegten Brunnenrohr oder aus 4 etwa 10 cm breiten und 1,6 m langen, im Viereck aneinander genagelten Brettern bestehen. Von oben wird in etwa 80 cm Entfernung ein 3 cm breites und etwa 8 cm



Profil der Reizvorrichtung.

langes Loch gestemmt, in dem eine gut passende Holzrolle auf einem gedrehten Holzködel läuft; am unteren Ende der Röhre oder Bretterhülse wird eine sog. Knafe von außen angenagelt, worin eine gleichgroße Rolle wie oben sich bewegt. In das untere Ende der Röhre oder Bretterhülse wird ein kurzer, viertantiger Zapfen eingetrieben, der in ein gleichgroßes Loch am Standorte des Reizpfahls paßt. Diese Befestigungsart im Boden hat den Vorteil, daß der Pfahl nach Gebrauch herausgenommen und in der Hütte verwahrt werden kann. Man kann auch eine in Eisen gefasste Rolle mittels einer eisernen Schraube unten in den Pfahl einbohren, die man jedoch nach jedesmaligem Gebrauch wieder abnehmen muß, damit sie nicht gänzlich einfroset. In die Bohrung dieser Röhre wird eine etwa 3 bis 4 cm starke, sichtene, ganz glatte Stange mit gehörigem Spielraum eingepaßt, auf deren oben aufstehendem, runden Teller von schwachem Brett ein Kreuz in der Form eines T sich befindet. Eine sehr dünne Hanfleine geht nun vom oberen Ende dieser

sichtenen Stange im Inneren des Zylinders nach aufwärts, über die obere Rolle an der äußeren Röhre hinab, unter der untersten Rolle durch und verbindet sich, einige Fuß vom Pfahl entfernt, vermittelt einer zu machenden Schleife mit der aus der unterhalb des Schießlochs befindlichen kleinen Öffnung herausgeleiteten, einen Gänsefiedel starken, längeren Hanfleine. Wenn man jetzt von dem Inneren der Hütte diese Leine anzieht, so wird sich die schwache Stange mit ihrem Teller aus dem Zylinder erheben und wieder zurückfallen, wodurch der Uhu in Bewegung gesetzt und gezwungen wird, mit den Flügeln zu klattern, um sich im Gleichgewicht zu erhalten. An dem Kreuze dieses Tellers befestigt man mittels einer Schnalle die Fessel, welche aus einem gut gearbeiteten, leicht drehbaren, eisernen Wirbel besteht, an dessen beiden ringartigen Enden sich sehr fest und dauerhaft genähte, etwa 8 cm lange Lederriemen mit Schnallen befinden. In den oberen Teil dieser Schnallen ist nochmals je ein Lederriemen fest eingenäht, von denen der eine recht weich und etwa 20 cm lang sein muß, da er dem Uhu um den rechten Fang eingeschnallt wird; der andere — etwa 30 cm lang — wird dagegen um den Hals des Sittellers oder an die Krücke festgeschnallt.

Sind diese Vorrichtungen alle getroffen, so fehlt freilich noch die Hauptsache, der Uhu selbst. Es ist bekannt, daß man lebende und ausgestopfte Uhus anwendet. Daß der erstere wirksamer und interessanter ist als ein Balg, wird niemand bestreiten, wemgleich auch dieser recht wohl brauchbar ist, wie wir später sehen werden. Mit alt eingefangenen Uhus ist nicht zu spaßen, da sie meist bössartig, daher gefährlich sind; junge dagegen werden recht zahm und bleiben leicht zu behandeln, insbesondere, wenn man sie verhandelt macht, ihnen zuweilen mit der flachen Hand eine Maus oder dergleichen reicht. Wo über ihre Tüde und Widersehltheit geklagt wird, da hat wohl immer die verkehrte, rohe Behandlung seitens des Wärters die Schuld. Werden solche armen Geschöpfe genedt und gezauht, um ihre Gebärden und Grimassen belachen zu können, wohl gar mißhandelt, so reizt man sie selbstverständlich zur Gegenwehr, und bekommt solcher Wärters gelegentlich einen verben Schmiß ab, so hat er sich wahrlich nicht zu beklagen. Der Uhu muß einen geräumigen, so eingerichteten Käfig haben, daß er sich ins Dunkle verkriechen, aber auch sonnen und besonders auch tüchtig durchregnen lassen kann, was der Gesundheit aller in unserem Klima lebenden Vögel unbedingt zuträglich ist; auch Wade- und Trinkwasser darf nicht fehlen, damit das Ungeziefer nicht überhand nimmt. Man nehme hierzu jedoch

niemals hartes, sondern stets weiches Fluß- oder Regenwasser. Der Käfig muß so groß sein, daß der Uhu seine Flügel reden kann, ohne sie zu bestoßen. Den Uhu oder einen anderen Raubvogel stets ohne Dach frei anzulassen, ist geradezu grausam, die Verurteilung auf den in der Freiheit lebenden hinfällig, denn dieser gleicht durch Bewegung die Umbilden des Wetters aus und hat ganz andere Blutwärme als der arme Gefangene. Die Eißklinge darf nicht zu dünn, sondern muß den starken Fängen des Uhus entsprechend etwa 7 cm dick sein, soll auch nicht glatt gehobelt werden, sondern mit rauher Rinde versehen und so lang sein, daß der Uhu auf ihr seinen Platz beliebig wechseln kann. Den Boden des Käfigs bestreut man öfters mit frischem, trockenem Sand, Torf und dergleichen. Der Uhu braucht keineswegs täglich gefüttert zu werden, ihn aber Mangel leiden zu lassen in Verurteilung auf die Redensart, er könne wochenlang hungern, ist hart-herzig und meist nichts weiter als eine Bemäntelung der Trägheit des Wärters. Stinkendes, faulendes Fleisch soll man ihm nicht reichen, da keine Eule in der Freiheit aufs Ras fällt, d. h. solches tröpft. Das Geschmeiß und Gewölle oder gar von Waden durchwühltes Luder im Käfig umherliegen zu lassen, ist ein Geschmacks-, um den wir den betreffenden Jagdfreund nicht beneiden. Es empfindet sich, dem Uhu öfter Tiere mit Haaren bzw. Federn vorzuwerfen, damit er diese mit tröpft und genötigt ist, Gewölle auszuwerfen; man reiche ihm täglich eine Krähe, Elster, einen Holzschreier oder ein paar Sperlinge, und wöchentlich ein Eichhörnchen, einige Mäuse oder ein Kaninchen. Bei den größeren Vögeln entferne man vorher die Flügel und Krallen. Salziges, gepökeltes oder geräuchertes Fleisch ist ihm wahres Gift. Bei entsprechender, einigermaßen sorgfamer Pflege kann man den Uhu lange gesund erhalten, während er andernfalls bald eingeht. — Will man den Uhu zum Gebrauch heraus- holen, so ziehe man auf die rechte Hand einen derben Wildlederhandschuh und greife fest und sicher, aber nicht hart, beide Fänge; unsicheres Zulangen und Lasten ängstigt den Vogel unnütz und treibt ihn zur Gegenwehr. Der Jäger trägt ihn sodann im linken Arm nach der Hütte, was unter Umständen freilich ermüdend ist, weshalb ein Kistchen den Vorzug verdient, dessen Seiten außer dem Fußboden mit Leinwand beschlagen sind, und das sich an einer Handhabe bequem trägt. Ist der Käfig groß genug, so kann man auch den Vogel — namentlich dem böartigen — einen Korb überstülpen und ihn in diesem auf dem Rücken wie einen Rucksack zur Hütte tragen. Solche Uhus müssen dann stets einen

kleinen Riemen mit Ring an jedem Fang tragen. Die Ringe werden wieder mit einem etwa 10 cm langen Kettchen verbunden. An der Hütte angekommen, befestige man so schnell wie möglich den Uhu auf seinem Standort und beobachte sich in die Hütte, lasse sich überhaupt so wenig wie möglich draußen sehen, weil man sich sonst manchen Raubvogel, der in der Nähe die Vorgänge beobachtet, verschreckt.

Zuerst kommen in der Regel die Krähen angekrichen, haben auf den Krallen an und erheben ein ohrzerreißendes Getöse; hat man es auf sie abgesehen, so schieße man auf dicht aneinander sitzende, hat man es aber zur Zugzeit besonders auf Raubvögel abgesehen, so verschuche man sie, indem man sich zeigt; selbst auf ein demonstratives Heraus- treten der Flintenrohre wird man sie schle- nigst die Flucht antreten lassen; denn solange die Krähencharen ihr Wesen treiben, kommt nur selten ein Raubvogel, aus Furcht vor den Redereien dieses dreisten Gefindels, heran. Ein Uhu, der das Geschäft kennt, verrät durch seine verschiedenen, freilich oft individuellen Gebärden die Art bzw. Gefährlichkeit heran- streichender Vögel. Die Krähen beachtet er nur wenig, ebenso setzt er sich vor Busstauden und Milanen kaum in die richtige Positur, wengleich er auch sie durch Ausblasen des Gefieders markiert; schlägt er aber Rab, knappt er zornig oder ängstlich mit dem Schnabel, drückt er sich nieder und hebt er die Fänge, wie nur zu schlagen, so darf man annehmen, daß ein gefährlicher Kämpfe, ein Habicht oder gar Adler, im Anzug ist. Junge Uhus sind viel ängstlicher als alte, zeichnen daher viel eifriger, alarmieren aber auch den Schützen oft unnütz.

Wer die Süttenjagd nur gelegentlich be- treiben kann und weder den Raum für den lebenden Uhu zur Verfügung hat, noch dessen Wartung besorgen, auch wohl nur umständlich den Fraß beschaffen kann, der greife getrost zum ausgestopften Uhu, der ihm auch manche vergnügliche Stunde bereiten kann. Freilich stoßen weder Krähen noch Raubvögel so anhaltend auf einen Balg wie auf den lebenden Vogel, auch scheinen be- sonders junge Raubvögel zu stoßen, die alten den Betrug vielleicht eher zu bemerken, aber — sie stoßen, und man hat die unter Um- ständen sehr lästige Verpflegung des Uhus, die übertriebende Umgebung seines Käfigs, den Verdruß mit dem Nachbar nicht auf sich zu nehmen, läßt den ausgestopften entweder in einer Kiste verwahrt in der gut verschließ- baren Hütte bis zum nächsten Gebrauch, oder nimmt ihn mit nach Hause und stellt ihn auf den Gewehrschrank. Uniere Erfahrungen haben festgestellt, daß die dem Balg zu gebende Stellung von großer Bedeutung ist. Der

Balg, am besten in sitzender Stellung, muß mit abwärts gerichtetem Kopf hergestellt werden, damit die großen, gläsernen Augen nicht zu sehen sind. Ob die mit mechanischer Flügelbewegung versehenen Bälge praktisch sind, vermögen wir nicht anzugeben; dagegen ist zu empfehlen, den Balg auf einem drehbaren Ast aufzustellen; die Drehung wird durch Anziehen der einen der zwei Leinen bewirkt, welche in den an den beiden Enden des Astes befindlichen Ösen befestigt sind und nach der Hütte führen. Man kann nicht nur auf diese Weise den Balg in Bewegung halten und die Aufmerksamkeit der Vögel verschärfen, sondern den Balg auch immer gegen den Wind gerichtet halten, was zu seiner Erhaltung notwendig ist. Ein kleiner Regenschauer schadet zwar so viel nicht, vor gründlicher Durchnässung muß der Balg aber bewahrt bleiben, da er sonst gänzlich verdirbt. Ein lebender Uhu kann mit Transportkosten usw. je nach Verhältnissen inumerhin auf 40 bis 60 Mk. zu stehen kommen, ein ausgepöpter etwa auf 20 Mk., für welchen Betrag man schon ein gutes Exemplar haben kann. — (Man kann zur Hüttenjagd auch einen Affen oder eine Kape verwenden, um die Raubvögel und Krähen aus Neugierde zeitweise heranzuloden.)

Eine Hauptrolle bei der Hüttenjagd spielt das Wetter. Etwas windige, nicht warme Herbsttage pflegen die besten Jagdtage zu sein, sehr warme, stille dagegen laden die Vögel mehr zur Ruhe ein; heftig stürmische haben gleich wenig Erfolg.

Von den Krähen stoßen Nebel- und Rabenträhen heftig, die Saatkrähen gar nicht, der Kollstabe greift den Uhu ohne weiteres an und halt auch meist auf. Auch die schädlichen Eichelhäher erscheinen vor der Hütte. Der Mäusebussard zieht mit Geschrei heran, umschwärmt den Uhu und halt meistens bald auf, hält sich aber nicht lange auf und kehrt auch nicht wieder zurück; der Raufußbussard stößt unter allen Raubvögeln am heftigsten, kehrt fogar nach einem Fehlschuß nicht selten zurück und halt ebenfalls auf. Der Steppenbussard stößt auch sehr heftig auf den Uhu und ist in seinen Bewegungen fast so ungestüm und schnell wie der Wanderralle; er ist daher sehr schwer zu schießen. Der Fühnerhabicht greift den Uhu wütend an und sucht ihn am Kopf zu schlagen, wobei er oft so dicht an ihm rüttelt, daß man nicht schießen kann; er halt auch auf kurze Zeit auf, aber unftet, daher die erste Gelegenheit, auf ihn zu schießen, nicht unbenutzt vorübergehen darf. Der Sperber ist dagegen sehr vorsichtig, meist kommt nur das stärkere Weibchen. Der rote und schwarzbraune Milan stoßen auch heftig auf den Uhu und lassen sich durch Reizen herbeiloden, setzen

aber die größte Vorsicht am Schießloch voraus, da sie trotz ihrer Angriffe auf den verhassten Gegenstand die Hütte und besonders das Schießloch stets im Auge behalten. Die Weihen sind sehr vorsichtig, vertrauen auch das Reizen nicht, halten nie auf Bäumen auf, bloßen dagegen gern auf Erdhügeln, Steinen, wo sie dann leicht geschossen werden können. Der Wanderralle stößt sehr heftig, halt kurz an, umkreist den Uhu einige Male und wird am besten beim Aufhaken geschossen. Auch der Baumfalle stößt sehr heftig; ebenso der Merlin; der Turmfalle ist leider sehr leicht zu schießen, ist aber durchaus zu schonen (Deutsch. Vogelschutzgesetz). Der Steinadler endlich klettert über dem Uhu und schießt mit angelegten Flügeln herab, wobei der Uhu ernstlich gefährdet ist, sofern man ihn an beiden Fängen fesselt; kann er jedoch von der Krude herunter, so wirft er sich auf den Rücken und hält mitunter den angreifenden Adler mit seinen scharfen, starken Krallen fest. Der Zwergadler stößt sehr heftig und anhaltend auf den Uhu. Der Seeadler stößt außerordentlich schnell herab, halt aber wie der Fischadler, der sehr gern, auch auf Reizen, stößt, niemals auf. Auch wilde Uhns sind, angedot durch den Ruf des jähnen, ans der Hütte erlegt worden.

Ofteres Besuchen der Uhuhütte ist zwar für den Wildschuß notwendig, doch ist es nicht ratsam, mehr als zweimal wöchentlich ein und dieselbe Hütte zu benutzen, mit Ausnahme der Zeit, wo die Raubvögel sehr zahlreich ziehen, mithin täglich fremde Gäste ankommen. Andersnalls gewöhnen sich die Vögel an den Uhu und können sich nicht mehr um ihn, wie ja auch da, wo er häufiger vorkommt und insolge anderweitigen Fraßes sich wenig an Vögeln vergreift, z. B. in den Wäldern der Donau, diese ihm so wenig nachstellen, daß von einer Hüttenjagd kaum die Rede sein könnte. Man kann auch mit dem Uhu Erfolge erzielen, indem man mit ihm umhergeht oder fährt und ihn, wo Raubvögel im Anzug sind, schnell auf den Boden setzt, mit dem Auler eines an seinem Fange befestigten Kettkens versichert, sich selbst aber tunlichst verbirgt, wobei mancher Schuß anzubringen ist. Auch gibt es transportable Hütten; sie bestehen aus einem leichten, schnell aufzurichtenden Holzgestell, über das irgend waldähnlich bemalte Segelleinwand ausgebreitet wird, in die man 1 bis 2 Schießlöcher einschneidet. Auch ein kreuzweise übereinandergelegtes Gestell, das durch einen Zapfen oben verbunden und mit starkem, dunklem Netz überzogen wird, wird empfohlen. Es ist sehr leicht, kann schnell aufgebaut und mit Zweigen, Gras, Weiden usw. verblendet werden und hat insolge der vielen Maschen überall Schießlöcher.

Der Iltis wird hier, so gut es die Örtlichkeit gestattet, aufgestellt. Auch auf Hädern fahrbare Hütten werden gelegentlich gebraucht, sie gleichen den Schlaflarren der Schäfer und haben allerdings den Vorteil leichter Beweglichkeit. Ferner können die bekannten runden Flechtkörbe für Anstich sowie die kleinen Jagdschirme aus Segeltuch Verwendung finden.

Die Hüttenjagd ist eine sowohl für den Jäger als für den Naturfreund anregende, sehr interessante Beschäftigung, wogegen er aber zweierlei Dinge einsehen muß, die nicht jeder hat, Zeit und Geduld; es ist nämlich bei weitem nicht jeder Jagdtag auch Fangtag, und es ist manchmal, als hätte sich alles gefieberte Raubzeug verabschiedet, den in der moderneren und zügigen Hütte sitzen und

harrenden Weidmann zu narren. Wer mit Rheumatismus behaftet ist oder Beanlagung dazu fühlt, der bleibe von der Hüttenjagd fern, welche ihm diese gewöhnliche Jägerkrankheit sicher in die Glieder jagt. Zwar kann man die üble Laune des Herbstes durch Aufstellen eines kleinen, eisernen Ofens bekämpfen, in dessen ist die rechte Temperatur auch dann schwer herzustellen, und man hat meist die Wahl zwischen Schmoren und Frieren. Tritt man aus dem heißen Raum plötzlich in die Kälte hinaus, so tut es auch nicht gut. Ein guter Fuhsack und Belegen des Fußbodens mit alten Teppichstücken sind das Probateste.

Literatur: D. v. Niesenthal, Weidwerk und Kennzeichen der Raubvögel; Hüttenvogel, Die Hüttenjagd mit dem Iltis, 2. Aufl.

I.

Ibis s. *Sichler*.

Iltis, örtliche Bezeichnung des Iltis.

Iltis (Foetorius), Raubtiergattung aus der Familie der Marder; von den eigentlichen Mardern der Gattung *Mustela* vor allem unterschieden durch das Fehlen je eines Vorderzahnpaares im Ober- und Unterkiefer, so daß also die Gesamtzahl der Zähne bei den Iltissen 34 beträgt, gegen 38 bei den echten Mardern. Weitere Unterschiede liegen in den bei den I. niedrigeren und minder kräftigen Läufen, in der kürzeren, weniger lang behaarten Rute und der durchweg geringeren Körpergröße.

1) *Comenius* I. (Foetorius putorius Keys. et Blas., *Mustela putorius* L.; Raß, Ilt, Iltling, Stänker, Stintmarder, Stintwiesel).

Beschreibung.

Ganze Länge 45 bis 60, Rute 12 bis 16, Schädelänge 6 bis 7 cm. Gebiß 34 Zähne, 4 weniger als bei den Mardern. Die dunklen Sehner in dem kurzen, zugespitzten, hinten breiten Kopfe stehen den Gehörten näher als der Nasenspitze; Nasentränen stark gebogen; Gehöre schwach abgerundet; die kurze Rute erreicht etwa nur die Hälfte der ausgestreckten Hinterläufe, während sie beim Steinmarder bis an die Zehenspitzen reicht. Auf den Vorderläufen 10, auf den Hinterläufen 9 nackte Sohlenballen. Zwischen den Zehen schmale Bindhäute. Der Schädel zeigt im Profil eine stark abfallende Nasenpartie. Rämme und Leisten sind mäßig entwickelt. Die spitzen Eckzähne sind verhältnismäßig lang und schlank. Im Balg des I. zeichnen sich die Grannen durch ihre Länge aus, besonders in der hinteren Körperhälfte. Die Grundwolle ist

von gelber, bald lebhafterer, bald blasserer Farbe, an Brust, Bauch und Läufen schwarzbraun; an den Rumpfteilen scheint sie durch die hier dünner stehenden Grannen durch, so daß der Balg des I. eine eigenartige, bunt-schneidige Färbung erhält, die durch die weißen Lippen, Kinn, Kopfteile, Mäuler der Gehöre noch mehr hervortritt. Im Gesamton und in der Zeichnung kommen allerlei Abweichungen vor, sonstige Farbvarietäten (albinotische, melanotische u. s. v.) sind sehr selten. Junge Iltisse sind minder bunt gefärbt, da sowohl die Grundwolle dunkler ist als auch die hellen Abzeichen sich noch weniger zeigen. Der ganze Körper des I. ist sehr gestreckt und fast gleichmäßig dick, wodurch er bei der Kürze der Läufe in den Stand gesetzt wird, sich durch sehr enge Öffnungen, sofern sie nur den Kopf durchlassen, hindurchzuzwängen.

Verbreitung, Nahrung.

Mit Ausschluß des hohen Nordens und des Südens Europas kommt der I. in unserem Erdteil überall und meist nicht selten vor, auch in Asien unter denselben klimatischen Verhältnissen. Er haust mehr an Waldrändern oder in ganz baumlosen Gegenden als in großen Wäldern, liebt die Nähe menschlicher Ansiedelungen, wie der Steinmarder, und steckt über Winter gern in Heuställen, Scheunen, Böden und an anderen geschützten Örtlichkeiten. Im Freien lebt er in selbstgegrabenen, kleinen Bauen oder in von Füchsen oder Kaninchen verlassenen, wobei ihm feuchte oder trodene Lage ganz gleichgültig ist. Gern hält er sich in der Nähe von Gewässern auf, an deren Rändern man seine Spur und Lösung oft findet.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Er ähnelt in beiden Hinsichten den Warden, denn er taubt und frisst, was er eben bewältigen kann, nur nicht in dem blinden Launel, wie es diese tun, sondern er schleppt seinen Raub fort, um ihn zu verzehren, und erscheint dann wieder. Groß ist die Zahl seiner Beutethiere. Mit großer Vorliebe stellt er den Fröschen nach, von denen er sich sogar Vorräte ansammelt; ebenso fängt er an Gewässern Fische und Krebse, Schnecken, Wasserratten. Vögel und deren Eier taubt er, wo er sie bekommen kann, schleppt sogar Hühner- und Enteneier fort. Er zehntet die schlecht verwahten Geflügelställe des Landmannes, wie er auch jagdlich an Rebhühnern, Fasanen usw. Schaden anrichtet. Sogar an Kaninchen und ausgewachsene Hasen wagt er sich. Andererseits bringt er etwas Nutzen durch Vertilgen von Motten, Mäusen und Hamstern, denen er bis in ihre Baue folgt. Eidechsen und Schlangen frisst er ebenfalls, sogar die Kreuzotter überwältigt er, ohne durch ihre Bisse zu leiden, und endlich verschmäht er auch nicht den Honig sowie süße Früchte. Der I. ist nur zur Nachtzeit tätig. Die Kanzenzeit, bei der es recht lebhaft auf Höden, Dächern usw. zuzugehen pflegt, fällt in den zeitigen Frühling. Die Fähe bringt im April oder Mai 3 bis 7 Junge, welche etwa 14 Tage blind sind und von der Mutter, wie bei allem Raubzeug, mit größter Sorgfalt gehütet und aufgezogen werden. Unter den Jungen pflegen die Mäusen an Zahl zu überwiegen. Der Mäde kümmert sich nicht um seine Nachkommenschaft, sondern geht während dieser Zeit seinen eigenen Weg.

Die Lebensfähigkeit des I. ist ganz unglücklich, und trotz seiner Kleinheit ist er, in die Enge getrieben, ein tapferer Kämpfer, der selbst den Vorstehhund, wenn dieser nicht gleich scharf anpackt, mit empfindlichen Schlägen in die Nase abwehrt. Im Zorne kößt er ein kreischendes Kidern aus; auch entleert er in der Aufregung seine in der Gegend des Weidlochs befindlichen Stinkdrüsen, die ein außerordentlich widerwärtig riechendes Sekret absondern.

2) G e f l e t e r I. (*Egerillia*; *Foetorius sarmaticus* Keys. et Blas.). Diese auf das südöstliche Europa und das angrenzende Asien beschränkte, für uns in keiner Weise in Betracht kommende Art sei hier nur kurz erwähnt. Am auffallendsten bei ihr ist die eigentümliche Zeichnung, die in zahlreichen, unregelmäßig über den braunen Körper verteilten, weißgelblichen Flecken besteht.

3) F r e t t c h e n (*Foetorius furo* L.). Es unterscheidet sich vom I. so wenig, daß eine Artverschiedenheit kaum festzuhalten ist und man es als einen Albinus der Stammart ansehen kann, wofür die hellroten Sehner und die weißgelbliche Färbung sprechen. Es ist

(nach Strabo) aus Afrika zuerst nach Spanien verpflanzt worden, um den zur Landplage gewordenen Kaninchen Schranken zu setzen. Mit dem gemeinen I. paart es sich und kommt in Europa nirgends wild vor, wird vielmehr nur als Käfigtier zur Kaninchenjagd gehalten und gezüchtet, da es die zum Haustier erforderlichen Eigenschaften wegen seiner Schlüfrigkeit und geistigen Leere nicht hat. Von seinen Sinnen ist nur der Geruch scharf, daher die kleine, fleischfarbige Nase in steter Bewegung. Es hält sich meist mit gekrümmtem Rücken, vermag aber die engsten Kaninchenröhren zu durchkriechen, wovoraus sich sein Wert im Kampfe gegen diese schädlichen Rager ergibt. Fortwährend verschlafen, vermag es außer dem seine Dienste in Anspruch nehmenden Jäger selbst den ausgesprochensten Naturfreund nicht zu seufeln, und selbst sein Pfleger mag sich vor seinen Bissen hüten. Jährlich, häufig zweimal tanzend, bringt es je 5 bis 9, etwa 14 Tage lang blinde Junge, die es gelegentlich auffrisst. Sie müssen nach 4 Wochen entwöhnt und mit Milch und Semmel aufgefüttert werden, weil sie bei Fleischnahrung bis zur Unbrauchbarkeit tödlich und bissig werden. Ab und zu gibt man ihnen gefochtes und nur, wenn sie in ihrer Entwicklung sehr zurückbleiben, rohes Fleisch. Seine Verwendung bei der Kaninchenjagd ist unter *Kaninchen*, Jagd, beschrieben.

Literatur: Ewald Franke, Das Frettchen. Seine Jagd, Pflege und Dressur zur Jagd auf Kaninchen.

Außer den drei genannten Arten gehören zur Gattung *Foetorius* noch *Nörz* und *Wiesel*, die in eigenen Artikeln behandelt sind.

Jagd, Fang.

Wenn der I., der sich während des Tages in Gebäuden, Scheunen, Ställen und in Wäldern unter den Wurzeln von Erlenstubben usw., in alten Dachs-, Fuchs- und Kaninchenbänken oder in selbstgegrabenen, engen Nöhren aufhält, auch viele Mäuse fängt, so ist er doch durch Würgen von Hühnern, Kaninchen, Junghasen, Vögeln usw. sehr schädlich. Bei der Iltisjagd drücken sich die Klauen (Nägel) ab. Der I. hinterläßt meistens die paarige Sprungspur, den linken Lauf vorgezogen, es kommt aber häufig die Dreitrittstellung vor. Von der Wardenspur unterscheidet sich die Iltisspur durch viel geringere Stärke und durch die Kürze der Sprünge. Der I. folgt mehr den Nachläufen, Gräben usw. und sucht Eisbrücher ab, während der Warden Fichtenhorste usw. mit Vorliebe durchsucht. Man treibt den I. bei frischem Schnee ein und versucht ihn durch Klopfen, am sichersten durch Graben bzw. Ausboden wertloser Stubben freizulegen. Beim Graben vertritt sich der I. in der Regel im äußersten Winkel seines

Baues, wo ihn Hühnerhund oder Tadel finden und abwürgen. Im Winter sucht man bei Schnee und Mondschein mit einem auf Raubzeug scharfen Hunde solche Orte ab, wo J. viel umherpassieren. Der Hund holt den J. bald ein oder treibt ihn in ein Versteck, wo er ihn verbellt. Dort versucht man den J. durch Graben usw. zu bekommen. In Gebäuden fängt man ihn mit denselben Fanggeräten wie den Steinmarder. Als Köder, den man über das Eisen hängt, als Abzugsbrotten anbindet oder um das Eisen legt, kann man Fische, Mäuse, Vögel oder Geseide verwenden. Das Eisen lb kann je nach Verhältnissen frei oder in der Fangliste liegen. Das für den J. verhältnismäßig große Eisen Nr. 11b hat einen so großen Teller, daß der J. diesen selten umgehen kann und die hohen Bügel ihn oft über Brust und Bauch fassen, wodurch er nach dem Fange sofort verendet, während er sich bei den kleinen Tellereisen meistens am Laufe fängt. Die Fangweise des J. in Gebäuden, an Durchschlußlöchern, an Mauern usw. ist dieselbe wie beim Fange des Steinmarders. In Gebäuden eignet sich besonders die in Holz verkleidete und mit einem Ei befödete Marderfalle zum Fange des J. Im Walde fängt man den J., indem man ein mit Kette befestigtes Tellereisen vor die Einfahrt zu seinem Bau oder Aufenthalt legt, ohne es zu befördern. Ist der Bau in grabbarem Boden, so erweitert man die Einfahrt oben und unten so weit, daß man das Eisen in den Bau in trockenen Sand, der dort nicht naß wird, betten kann; man belegt den Bau vorn mit Nistenzweigen, Laub



Aufschluß des Jtis in Sandboden.
(11₁₀ nat. Gr.)

usw., so daß auch kein Frost eindringt. Wenn der Eingang zum Bau unter einem Erlens stubben so geräumig ist, daß der gefangene J.

mit dem Eisen unter die Wurzeln kriechen kann, so daß man Eisen und J. schwer herauströmmen, so muß man die Kette so kurz befestigen, daß dem gefangenen J. das Unterkriechen nicht möglich ist. Man kann den J. im Walde, an Heuhaufen außerhalb der Gehöfte oder auf Wiesen, die er auch gern zum Aufenthalt wählt, öfter fangen, wenn man ihn so lirt, daß er einen Köder (Vogel, Frosch, Maus usw.), der 25 bis 30 cm über dem späteren Lager für das Eisen an einen Zweig usw. hängt, regelmäßig abholt. Dann legt man das Tellereisen unter den Köder in Sand und verblendet mit dem Material der umliegenden Bodendecke. In der im Walde, an bewachsenen Buchsfern usw. eingezabenen Fangliste fängt sich der J., der, wie man bei Schnee spüren kann, alle Löcher revidiert und ebenso wie der Marder durch striche und alte Holzstöbe, Strauchhaufen usw. kriecht, um schliefende Vögel und Mäuse zu fangen, im Tellereisen sehr leicht. Da der J. am Schlagbaum, der zum Fange des Marders gebaut ist, nicht aufsteigen kann, so nimmt er doch gern, wenn er Hunger hat, das nach Erneuerung des Köders unter den Schlagbaum geworfene Luder, als Eichhörnchen, Geseide, Vögel usw., an. Man hat daher mitunter Gelegenheit, den J., der zufällig oder absichtlich nach dem Schlagbaum gelockert ist, in einem unter den Schlagbaum gelegten Tellereisen zu fangen. In den verschobenen Knüppel-, Mord- und Würgefällen werden die J. häufig gefangen, ebenso in den in Gebäuden, im Walde usw. aufgestellten Kastensallen. Auch in den zum Fange von Kaninchen in die Höhlen gelegten Tellereisen fangen sich oft J. Streifen und Spannen der Balge wie beim Baumarder.

Literatur: Brehms Tierleben.

Zmber s. Taucher II, 2.

im Feld leben s. Feld 1.

im Feuer stürzen, das Zusammenbrechen des Wildes auf der Anschußstelle.

Jugarn s. Jagdnetze, Stedgarne.

innhaben, das Trächtigkeit der Hasen, Kaninchen und des Haarraubzeuges der niederen Jagd.

innhalten, wenn der Auerhahn plötzlich im Walzen aufhört.

Insekt s. Feist.

Inseigel, ein Zeichen des Rothirsches (s. Fährtenzeichen 16 und 17).

Institut für Jagdkunde. Diese Bezeichnung führt eine von dem Heiligen der „Deutschen Jäger-Zeitung“ (J. Reumann, Neudamm) begründete und unterhaltene Anstalt, deren Aufgabe die wissenschaftliche Bearbeitung aller in das Gebiet der Jagdkunde einschlagenden Fragen ist. Dieses Institut ist

das erste und bisher einzige seiner Art. Die Leitung liegt in den Händen eines mit der Jagdpraxis in ständiger enger Fühlung stehenden Zoologen, dem ein wissenschaftlicher Beirat zur Seite steht. Vorläufig bestehen folgende Abteilungen: 1. Gesundheitspflege des Wildes (Ernährung, Blut-auffrischung, Kreuzung usw.), 2. Wildkrankheiten, 3. Jagdzooologie (Anatomie und Biologie des Wildes, Paläontologie), 4. Tiergeographie (Verbreitung der Wildarten), 5. Volkswirtschaft und Statistik, 6. Wild- und Jagdschutz. — Die Schaufammlungen des Instituts, die wissenschaftlichen Labora-

torien usw. befinden sich in Berlin-Zehlendorf (Mitte), Ahornstr. 21, größere Versuchs-Wildgehege und Wildbäder in Neumannswalde. In Berlin-Zehlendorf werden u. a. auch Untersuchungen von Fallwild, Prüfungen von Futtermitteln usw. unter Leitung eines tierärztlich und zoologisch geschulten Abteilungsleiters ausgeführt. Als Veröffentlichungsorgan dient die „Deutsche Jäger-Zeitung“, ferner werden größere Arbeiten in besonderen Hefen und im „Jahrbuch des Instituts für Jagdkunde“ publiziert.

Jegrim, Wolf.

3. (i)

Jagd f. Häher.

Jade (Hundepanzer), eine heute wohl nirgends mehr in Gebrauch befindliche Schutzvorrichtung, die man früher den Hahnhunden anschnitt, um sie einigermaßen gegen die Schläge der behexten Sauen — auch Wären und Wölfe — zu schützen. Derart gepanzerte Hunde nannte man gejagt, gepanzert oder geschüdt.

Jagd im engeren Sinne ist das Jagen, Aufsuchen und Verfolgen der wilden Tiere, es bezeichnet also die Handlungen des Jägers zwecks Erlangung des Wildes. In einem weiteren Sinne bedeutet J. das Jagdwesen in allen seinen rechtlichen, wirtschaftlichen und sonstigen Beziehungen; sie steht hier neben der Fischerei. Die Ausübung der J. ist nicht jedem gestattet, sondern nur dem *Jagdberechtigten*. Wer dies ist, bestimmen die Landesgesetze. Seit der Bewegung des Jahres 1848 ist die Jagdberechtigung mit dem Eigentum am Grund und Boden verbunden (s. a. *Jagdeinteilung*).

Jagdamt (Hofjagdamt), eine höfische Behörde, welcher die Hofjagdreviere unterstehen; unter Umständen verwaltet das J. aber auch das gesamte Jagdwesen in den Revieren, wo der Landesherr jagdberechtigt ist.

Jagdari. Da die Art, dem Wilde nachzustellen, sich nach dessen Gewohnheiten und Eigentümlichkeiten sowie nach den berechtigten Ansprüchen auf Jagdgenuss zu richten hat, so ist sie sehr mannigfaltig. Einer zieht die Firsch vor, ein anderer den Anjib, ein dritter jagt lieber zu Pferd, ein vierter vom Firschwagen herab; dem einen Wild ist besser auf diese, dem anderen auf jene Art beizukommen. Diese Verschiedenheiten der Jagdangübung sind die Jagdarten.

Jagdauskünfte, die Einnahmen aus der Gemeindejagd, die durch Verpachtung oder Beschießen der Jagd durch angestellte Jäger erzielt werden. Nach Abzug der Unkosten werden sie auf die Grundeigentümer des Gemeindebezirks verteilt.

Jagdaufscher, Angestellte des Jagdberechtigten (Eigenjagdbesitzers oder Pächters). Sie genießen strafrechtlich gegen Widerstand und Angriffe denselben Schutz wie die *Forstbeamten*. Häufig werden sie mit dem Abschuss von Wild und mit dem Töten der wildernden Hunde und Katzen beauftragt (s. a. *Jäger*).

Jagdaufsichtsbehörde, nach § 70 der preussischen Jagdordnung der Landrat, in höherer und letzter Instanz der Regierungspräsident, in Stadtkreisen der Regierungspräsident, in höherer oder letzter Instanz der Oberpräsident. Die J. hat dafür zu sorgen, daß die Bestimmungen der Jagdgesetze, soweit sie nicht jagdpolizeilichen Charakters sind, beachtet werden. Insbesondere liegt ihr ob, darüber zu wachen, daß die Vorschriften über die Verwaltung der Angelegenheiten der gemeinschaftlichen Jagdbezirke befolgt werden und die Geschäftsführung dem Gejag gemäß gehandhabt und in geordneter Weise gehalten wird. Die einzelnen Befugnisse der J. sind in der Jagdordnung genannt. Vgl. *Jagdpolizei*.

Jagdausrüstung, außer der Kleidung und dem Gewehr auch die sonstigen notwendigen Stücke wie Rucksack (Jagdtafche), Patronenbehälter, Firschglas, Jagdmesser (Genießsänger), Jagdstock, Jagdstuhl usw. — Wer dabei betroffen wird, daß er ohne Befugnis in J. auf einem fremden Jagdgebiet sich aufhält, wird nach § 308 Ziff. 10 des Strafgesetzbuchs bestraft. J. in rechtlicher Beziehung ist jedes zur Jagdangübung geeignete Werkzeug, insbesondere ein

Gewehr, das alsbald zum Schießen benutzt werden kann, auch Schlingen und Fallen, unter Umständen Hunde, jedoch nicht Geräte, die lediglich zum Fangen nicht jagdbarer Tiere gebraucht werden.

Jagdausübung, jede auf Erlegen oder Fangen des Wildes gerichtete Handlung. Ihr Gegenstand sind die jagdbaren wilden Tiere, solange sie herrenlos sind, ferner die Eier und Jungen, das Fallwild, solange die Anbrüchigkeit noch nicht den Begriff eines jagdbaren Tieres aufgehoben hat; endlich die abgeworfenen Hirschgeweihe (Rehgehörne), wo sie dem Jagdrecht unterliegen. Zur J. ist eine Besitzergreifung des Wildes nicht erforderlich, es genügen das Durchstreifen des Jagdgebiets mit schußfertigerem Gewehr, das Stehen auf dem Anstand, das Aufstellen von Schlingen, das Legen von Gifftroden, dagegen noch nicht das bloße Ausschreuchen von Wild. Die Absicht braucht nicht auf An eignung des Wildes für sich oder einen anderen zu gehen, es genügt das Jagen zum Vergnügen oder um Wildschaden abzuwenden. Zur J. ist ein Jagdschein (Jagdkarte) erforderlich. Die J. an Sonn- und Feiertagen ist beschränkt oder ganz verboten. Die meisten Wildarten sind während einer bestimmten Zeit (Schonzeit) mit der J. zu verschonen. Unbefugte J. ist Jagdvergehen und wird nach den §§ 202 ff. des Strafgesetzbuchs bestraft.

Jagdbar 1) in rechtlicher Hinsicht sind diejenigen wilden Tiere, welche dem freien Tierfang entzogen sind und deren An eignung ausschließlich dem Jagdberechtigten zusteht. Nur sie sind im Rechtsinne Gegenstand der Jagdausübung. Für die Jagdbarkeit ist in der Regel der Umstand bestimmend, daß an der Erhaltung der betreffenden Tiergattung wegen ihrer Nutzung (Wildbret, Haut, Balg, Geweih usw.) ein öffentliches Interesse besteht und daß sie deshalb der beliebigen Vernichtung entzogen werden. Adler, Otter und Biber wurden wegen ihrer Seltenheit und behufs Erhaltung einer in ihrem Fortbestande gefährdeten Tierart für j. erklärt. Die Jagdbarkeit kann nur durch Gesetz, nicht durch Vertrag geregelt werden, da die gesetzlichen Vorschriften im öffentlichen Interesse gegeben sind. Nach § 50 der preussischen Jagdordnung kann bei Einführung oder Einwanderung bisher nicht einheimischer Tierarten durch königliche Verordnung Bestimmung über ihre Jagdbarkeit getroffen werden. 2) Wenn Rothfisch wird unterschieden zwischen j., gering j., stark j. und nicht j. J. Fische müssen nach alter Einteilung mindestens Zehnender sein; ein solcher heißt bei der französischen Ansprache j. vom ersten Kopf. Gering (oder schlecht) j. waren Rothfische, die acht Enden trugen, nicht

j. die vom Achter abwärts und stark j. besonders starke Fische. Diese Bezeichnungen erhalten die Fische auch, wenn sie die angegebene Endenzahl nicht tragen, sie aber nach Alter und Stärke tragen müßten. Die Jagdbarkeit der Fische nach dem Gewichte anzusprechen, erscheint bei den außerordentlich verschiedenen liegenden Verhältnissen nicht durchführbar.

Jagdberechtigter ist der Inhaber der Jagdberechtigung. Er genießt einen erhöhten strafrechtlichen Schutz bei Widerstand und Angriff (Strafgesetzbuch §§ 117 bis 119).

Jagdberechtigung, der Inbegriff der in bezug auf die jagdbaren wilden Tiere gegebenen Befugnisse. Sie umfaßt die Jagdausübung, die Bege und Pflege des Wildes, den Schutz der Jagd durch Töten wilder Hunde und Katzen, sowie einen erhöhten strafrechtlichen Schutz der Person. Sie besitzt die Eigenschaft der Ausschließlichkeit, nur der Jagdberechtigte hat die Befugnisse; er hat gegen jeden Unbefugten das Recht der Klage auf Unterlassung und auf Schadenersatz. Die J. ist örtlich auf das Jagdgebiet beschränkt, doch wird sie nicht aufgehoben, wenn jagdbares Wild durch eine unerlaubte Handlung über die Grenzen des Jagdgebiets geschafft wird. Gegenstand der J. sind die jagdbaren wilden Tiere, die Eier und Jungen, das Fallwild und, wo dies ausdrücklich bestimmt ist, die abgeworfenen Geweihe- und Gehörntangen. Die J. steht dem Grundeigentümer zu, doch ist nicht jeder Grundeigentümer zu ihrer Ausübung berechtigt, sondern nur derjenige, dessen Grundstück eine bestimmte Mindestgröße und Beschaffenheit hat, bei welcher eine ordnungsmäßige Jagdausübung möglich ist. Die J. ist ein Ausfluß des Grundeigentums; sie enthält jedoch verschiedene Befugnisse, die dem Eigentümer als solchem nicht zustehen. Sie ist deshalb ein selbständiges Recht, das als Bestandteil des Grundstücks im Sinne des § 96 des Bürgerlichen Gesetzbuchs anzusehen ist. Die J. kann als nicht dingliches Recht auf fremdem Grund und Boden begründet werden, doch ist ihre Ausübung übertragbar. Die Übertragung kann sowohl im ganzen als auch zum Teile stattfinden; die Übertragung sämtlicher Befugnisse ist Verpachtung eines Rechts, sie unterliegt bei Gemeindejagdbezirken besonderen Vorschriften. Die teilweise Übertragung der Jagdausübung ist Jagdverlaubnis. Die Befugnis zur Ausübung ist ein höchstpersönliches Recht, sie kann gegen den Willen des Berechtigten nicht gepfändet werden und bildet nicht einen Bestandteil der Konkursmasse des Berechtigten; doch ist diese Aufzählung nicht unbestritten.

Jagdbezirk, derjenige Teil der Erdoberfläche, der die Grundlage der Jagdberechtigung bildet. Es gibt eigene und gemeinschaftliche J. Einen eigenen J. hat derjenige, dessen Grundstück eine solche Mindestgröße und Beschaffenheit besitzt, daß darauf eine ordnungsmäßige Jagdausübung möglich ist; er kann die Jagdberechtigung selbst ausüben. Alle übrigen Grundstücke des Gemeindebezirks werden zum Gemeinde-J. (gemeinschaftlicher J.) vereinigt und von der Gemeindebehörde (Jagdvorsteher, Feldmarksgenossenschaft) verwaltet. Die gesetzlichen Vorschriften über die Bildung des J. sind zwingenden Rechts und können durch Parteivereinbarungen nicht geändert werden. Zu dem J. gehören nicht diejenigen Flächen, die in niemandes Eigentum stehen, wie das offene Meer, wohl aber diejenigen, die im gemeinen Eigentum des Staates, der Gemeinden, Korporationen usw. stehen und zum öffentlichen Gebrauch bestimmt sind, wie der Reeresstrand, die öffentlichen Flüsse und Wege, die Eisenbahnen.

Jagdbrillen s. Schießbrillen.

Jagddienste (Jagdstonen) waren die Dienste, welche früher dem Jagdherrn zu leisten waren, insbesondere die Ähngung für Jäger, Pferde und Hunde (jus Albergariae). Es lagen meist nicht den Grundeigentümern als solchen, sondern hauptsächlich den Rittersn, aber auch vielen Gemeinden, ob. In neuester Zeit sind sie teils erlassen, teils abgelöst.

Jagdeinteilung. Im allgemeinen teilt man die Jagd ein in hohe und niedere, s. L. früher auch in hohe, mittlere und niedere, wofür man auch Hohejagd, Mitteljagd und Niederjagd sagt. Diese Einteilung hatte in älteren Zeiten, wo die Jagd noch Regal war, mehr Bedeutung als jetzt, war aber durchaus willkürlichen Ursprungs, denn wenn der oberste Jagdherr an der Jagd oder dem Geschmack eines Wildes Gefallen fand, so nahm er dessen Jagd einfach für sich in Beschlag, wodurch es der hohen Jagd einverleibt war. Daher kommt es, daß die Einteilung in den verschiedenen Ländern voneinander abweicht. Um Einheitlichkeit in der gedachten Richtung zu erzielen, hat das Institut für Jagdkunde (Neudamm) im Jahre 1914 unter Zuziehung zahlreicher Sachverständigen Vorschläge gemacht, die fast überall angenommen worden sind und folgende J. ergeben.

A. Hohe Jagd.

Alles Schalenwild: Rot-, Elch-, Dam-, Reh-, Kenuwild, Wisent, Stein-, Gems-, Muffelwild, Wildziegen, Schwarzwild.

Wom Kauwild: Bär, Luchs, Wolf.

Wom Federwild: Auer-, Trautwild, Trappe, Kranich, Schwan, Adler, Uhu.

B. Niederjagd.

Alles übrige Wild.

Wo Mitteljagd galt, gehörten zu ihr: Reh- und Schwarzwild, Wölfe, Dirl- und Haselwild, große Brachvögel. Im übrigen galt im wesentlichen die vorige Einteilung.

Jagdrequisite, der Inbegriff aller zur (Parforce-)Jagd gehörigen Requisiten, mit Einschluß der Pferde und Hunde; Immobilien gehören nicht dazu.

Jagderlaubnis, die Gestattung der Jagdausübung seitens des Jagdberechtigten. Meistens sind in den Jagdgesetzen besondere Formen für die Erteilung der J. vorgeschrieben; nach der preussischen Jagdordnung muß der Jagdgast entweder einen von dem Jagdberechtigten (sind mehrere vorhanden, von sämtlichen) angestellten Erlaubnißschein bei sich führen oder bei der Jagdausübung von dem Jagdberechtigten (sind mehrere vorhanden, von sämtlichen) begleitet sein. Die Begleitung besteht in räumlichem Beisammensein und einer äußerlich erkennbaren Zusammengehörigkeit zwischen dem (den) Jagdberechtigten und dem Jagdgast. Es ist nicht nötig, daß beide während der ganzen Dauer der Jagd einander nahe sind, vielmehr genügt es, daß die Jagdberechtigten gleichzeitig im Jagdbezirk zum Zwecke der Jagdausübung anwesend sind. Die J. berechtigt im Zweifel nur zum Erlegen und Fangen derjenigen Wildgattungen, für welche sie erteilt ist; dem Jagdgast steht das Recht, wührende Hunde und Hasen zu töten, nur dann zu, wenn es ihm ausdrücklich vom Jagdberechtigten übertragen wurde. Die Erteilung der J. gegen Entgelt oder andere Vorteile ist in der Regel als Weiterverpachtung anzusehen und bedarf deshalb der Genehmigung des Verpächters, nach manchen Jagdgesetzen auch der Behörde.

Jagderöffnung, Ende der Schonzeit für das betreffende Wild (s. Schonzeit).

Jagdfalken, im zoologischen Sinne die beiden nordischen Falken (der große oder isländische und der kleine oder norwegische); bezüglich der Jagd jedoch versteht man unter J. alle diejenigen Falken, die bei der Falkenbeize verwendet wurden, also außer den vorigen besonders den Wander-, Bürg-, Lerchen- und Merlinsfalken (s. Edelfalken).

Jagdfieber s. Hirschfieber.

Jagdfolge 1) (Wildfolge), das Recht eines Jagdeigentümers, auf seinem Grund und Boden angeschossenes Wild über die Grenze hinaus zu verfolgen; bezieht sich aber nur auf Schalenwild. Es bestehen zwar in den verschiedenen Ländern verschiedene Vorschriften, doch hat in den meisten Fällen der Jagende dem Inhaber des angrenzenden Revieres, wo das Wild eingewechselt ist, von dem Anschusse binnen 24 Stunden

Nachricht zu geben. Infolge mancher Unzulänglichkeiten ist die J. in vielen Ländern gesetzlich zwar aufgehoben, besteht aber auf gegenseitigen und sehr empfehlenswerthen Abkommen von Jagdmachern noch häufig, wobei gewöhnlich die Bedingung gestellt ist, daß der Jäger den Nachbar oder dessen Beauftragten von dem Ereignis in Kenntnis setzt und auffordert, sich an der Nachsuche (Nachfolge) des kranken Wildes zu beteiligen. Darf der Jäger die Grenze allein überschreiten, so soll er den Schweifhund nur am Riemen arbeiten und ihn niemals verloren suchen lassen; darf er dies nicht, so steht ihm frei, nach Ablegen des Hundes und Gewehres allein einige hundert Schritt über die Grenze hinaus der kranken Fährte zu folgen, um sich von dem Grabe des Kranken zu überzeugen. Die unbefugte Ausübung der J. wird als Jagdvergehen nach §§ 292 ff. des Strafgesetzbuches geahndet. 2) J. auch Jagdfronde, also die Verpflichtung zur Leistung von Jagddiensten (s. B. Württembergische Jagdordnung Titel 37).

Jagd, französische, s. Parforcejagd.

Jagdfreund (Jagdliebhaber), im Gegensatz zum Berufsjäger derjenige Jagdausübende, der die Jagd lediglich zu seinem Vergnügen betreibt. Unter den Jagdliebhabern finden sich alle jagdlichen Qualitäten vom gerechten Weidmann bis zum Jagdflex und Wöhlfahrer, Jagdschinder und Nassjäger herab vertreten.

Jagdfrevel, im Gegensatz zum Jagdvergehen oder Wilddiebstahl die Übertretung der jagdpolizeilichen Vorschriften. Zu ihnen gehören Zuwiderhandlungen gegen die Vorschriften über den Jagdschein, die Schonzeiten und den Handel mit Wild, die Wildlegitimationskontrolle, das unbefugte Betreten des Jagdgebietes in Jagdausrüstung, die Störung der Sonntagsruhe, das Schießen an bewohnten oder von Menschen besuchten Orten oder in gefährlicher Nähe von Gebäuden.

Jagdfrone s. Jagddienste.

Jagdgaß s. Jägerlaubnis.

Jagdgenossenschaft, nach der preussischen Jagdordnung die Gesamtheit der Eigentümer der zu einem Gemeindebezirk gehörenden Grundstücke; ist ein Gemeindebezirk in mehrere Jagdbezirke geteilt, so bilden die Grundeigentümer der einzelnen Jagdbezirke selbständige J. für sich. Die J. ist rechtsfähig. Die Verwaltung ihrer Angelegenheiten sowie ihre gerichtliche und außergerichtliche Vertretung geschieht durch den Jagdvorsteher; die Mitglieder der J. haben aber Einfluß auf die Verwaltung insofern, als sie gegen Pachtbedingungen und den Pachtvertrag Einspruch erheben können.

Jagdgerät, solche leblosen Gegenstände, die an sich zur Verwendbarkeit bei der Jagd geeignet und auch dauernd dazu bestimmt sind, also Gewehre, Patronen, Schrot, Pulver, Patronentasche, Hirschfänger, Jagdtasche, Fernglas; ob auch der Wagen oder Schlitten, auf welchem das erlegte Wild fortgeschafft wird, ist streitig. Auch lebende Tiere werden hierher zu rechnen sein, wenn sie bei der Jagdausübung mitgeführt sind, z. B. Hunde, Uhus. Bei einer Verurteilung wegen Jagdvergehens ist gemäß § 295 des Strafgesetzbuches das J., das der Täter bei dem unberechtigten Jagen mit sich geführt hat, einzuziehen, ohne Unterschied, ob es dem Täter gehört oder nicht.

Jagdgerecht (jagdmäßig, jägermäßig), das Auftreten und Verhalten, wie es die weibmännlichen Vorschriften verlangen. Es bezieht sich dies auch auf die *Jägerkleidung*.

Jagdgerichtigkeit s. Jagdberechtigung.

Jagdgeschichte. Allgemeines. Zwei Beweggründe waren es, denen die Jagd allerorten ihre Entstehung verdankt, einmal die Absicht, Leben und Eigentum gegen die Angriffe des Wildes zu schützen, zum anderen das Bestreben, Wildpret, Federn und Häute des erlegten Wildes als Nahrung bzw. Kleidung zu verwenden. Je nach der Eigenart des betreffenden Volkes und des von ihm bewohnten Gebietes wird der eine oder andere Beweggrund stärker in den Vordergrund getreten sein: Der im fruchtbaren Lande der Niederung Wohnende schützte mehr sich, sein Vieh und allenfalls seine Feldfrucht gegen das Raub- und zu Schaden bringende Nutzwild, ohne dabei aus der Beute mehr als gelegentlichen Nutzen ziehen zu wollen, während der kampfgewohnte Sohn des Waldes, der Berge und der Steppe den Lebensunterhalt in der Jagd suchte und fand, hierbei aber selbstverständlich auch häufig in die Lage kam, sich und seine Beute gegen Raubwild zu verteidigen. Die Jagd ist also zweifellos so alt wie der Mensch selbst, und somit die älteste Handlung.

Die beiden Gesichtspunkte, unter denen anfänglich die Jagd betrieben wurde, sind aber auch um deswillen bedeutungsvoll, als sie von allem Anfang an eine bemerkenswerte Mannigfaltigkeit der Jagdarten zur Folge hatten. Der von der Beute Lebende mußte das Wild auffuchen, ihm persönlich entgegenzutreten und es zum Teil, z. B. Ur, Wiesel und Wär, im mannhaften Kampfe Auge in Auge zu überwältigen suchen und danach sein ganzes Verhalten und besonders auch seine Waffen usw. einrichten, während der Eckhafte das Wild nur dann zu befeigen strebte, wenn es ihm gefährlich oder lästig wurde, ihm also zu nahe kam. Ihm fehlte häufig die

kenntnis der Eigenschaften des Wildes und die nur im offenen Kampfe mit wehrhaftem Startwilde zu erwerbende Gewandtheit in der Waffenführung, er war daher weniger als sein umherstreichender Bruder geneigt, das Wild anzugreifen. Er nahm seine Zuflucht zur List und wurde zum hauptsächlichsten Erfinder der Fanggabeln, Fallen, Schlingen, Selbstgeschosse, kurz aller Jagdgeräte, die ein persönliches Eingreifen in den Kampf seinerseits möglichst ausschalteten.

Der Kampf beider, sowohl des Jägers als des Ackerbau- und Viehzucht-treibenden, wandte sich naturgemäß in erster Linie gegen das ihnen gefährlich werdende starke Raubzeug; was zur Folge hatte, daß dessen Zahl sich bald auf ein erträgliches Maß beschränkte, womit der wichtigere Beweggrund der Jagd, „Schutz des eigenen Lebens und des Lebens der zahmen Tiere“, bald an innerer Berechtigung verlor, was um so schneller vor sich ging, als die wachsende Bodenkultur sich als ärgster Feind des starken Raubzeugs erwies. Anders liegt die Sache bei der Jagd als Beruf, wobei das erlegte Wild mittel- oder unmittelbar zum Lebensunterhalte dient. Wenn auch mit dem wechselnden Rußwildestande der materielle Erfolg der Jagdausübung in seiner Bedeutung schwankte, so ist doch auch heute noch der in Zahlen nachweisbare volkswirtschaftliche Wert der Jagd recht bedeutend, so daß also der andere Beweggrund, der die Jagd seinerzeit erkennen ließ, niemals völlig den Boden verlor. Aber er wurde doch beträchtlich eingeschränkt, und je höher der Wert des anbauwürdigen Bodens krieg, um so geringer wurde das Jagdverträgnis für den kleinen Mann.

Für diesen waren damit die rein materiellen Beweggründe zur Jagd im wesentlichen weggefallen, sie wurde mehr und mehr zur Hantierung des waffenfähigen, freien Mannes und gehörte zu den vornehmsten Übungen, denn sie galt als das beste Mittel zur Aneerziehung und Entwürdigung der für Kriege und Feldzügen nötigen männlichen Tugenden. Zugleich bot die Jagd diesen Bevorrechteten noch Erträge von hohem Werte. Die geschilderten Wandlungen führten zunächst eine Verengerung des Kreises der die Jagd Ausübenden herbei, da solcher Übung nur der bedurfte, der durch Verlust und körperliche Rüstigkeit für das Waffenhandwerk bestimmt war. Was die Jagd an materiellem Werte verloren hatte, gewann sie an ideellem, sie wurde zum Selbstzweck, und damit war ihre Entwicklung zur höchsten Blüte gewährt.

Die neuere Zeit mit ihren Volksheeren ließ die Beweggründe zur Jagdausübung andere werden, aber sie blieben auch jetzt vorherr-

schend etwische und veränderten zwar die Jagdmethode, erhielten aber der Jagd selbst ihren hohen Wert.

Anjänge der Jagd. Aber die ursprüngliche Jagd der alten Germanen und Gallier wissen wir nur das Wenige, was Tacitus, Caesar und Plinius berichten. Caesar stellt unseren Vorfahren das Zeugnis aus, daß „ihr ganzes Leben der Jagd und der Kriegsbübung gewidmet ist“ (de bello Gallico VI, XXI). Das mag übertrieben sein, kennzeichnet aber scharf die Sachlage. Das eben in die Geschichte eintretende Gallien und Germanien hatte neben der Ausfechtung unaufhörlicher Kämpfe sich auch der wilden Tiere zu erwehren, die ihre von großen, zusammenhängenden Wäldungen und unwegamen Sümpfen bedeckten Gauen bevölkerten. Da nun die Jagd das Spiegelbild des Krieges war und dem sie Ausübenden alle Fähigkeiten verlieh, die er zu letzterem brauchte, so ist es selbstverständlich, daß der damaligen Bewohner Mitteleuropas liebste Friedensstätigkeit eben diese Jagd war. An Wild fehlte es nicht, obgleich die allgemein herrschende Ansicht über den damaligen Reichtum an solchem wohl etwas übertrieben sein dürfte. Da waren zunächst an Raubzeug der braune Bär, der Wolf, Luchs und die Wildkatze ebenjalls in beträchtlichen Mengen vorhanden, von starkem Rußwilde bevölkerten der Ur (Bos primigenius) und Bient (Bison europaeus) in starken Ständen die weiten Moore; der Elch und wahrscheinlich auch das Rentier vermehrten die Zahl der jagdbaren Hirsgarten, während es zweifelhaft erscheint, ob der grimmige Scheld des Nibelungenliedes — wahrscheinlich ist damit der völlig ausgestorbene Riesenhirsch (Megaceros giganteus) gemeint — in historischer Zeit Mitteleuropa noch bewohnte. Daß außer den genannten Wildarten das Rot-, Schwarz- und Rehwild und der Hase nicht fehlten, ist erklärlich, doch war der Stand an den beiden letztgenannten Wildarten wegen des vielen Raubzeugs nur unbedeutend. Auch die Jagd auf das verwilderte Pferd war sehr beliebt. Da die Jagd damals weniger ein Vergnügen, als ein Kampf gegen das schädliche Raubzeug und eine gute Gelegenheit zur Übung im Waffenhandwerk war, so stand sie auch jedem frei, der das Recht des Waffentragens besaß, also jedem freien Manne. Wir können daher auch ohne Caesars Zeugnis berechtigtermaßen annehmen, daß die Gallier und Germanen sie mit Eifer betrieben. Als Waffen kamen nur der Wurfspeer, Speer und das kurze Schwert in Frage. Zu gemeinsamem Jagen hatte der tapfere Kämpfer der Vorzeit nicht viel Neigung, er stand am liebsten allein im Kampfe gegen das starke Wild, wie es uns die Seldennbücher vermelden; allerdings ist der

Fang in der Fallgrube — wohl ein Vermächtnis der Steinzeit — für Bären, Ur und Bifent noch lange Zeit im Gebrauch.

Als nicht allzu lange nach Beginn der neuen Zeitrechnung unsere Vorfahren sich anzusiedeln begannen, nahm dieser ursprüngliche Zustand ein Ende. Selbstverständlich beanspruchte jeder auf seinem Besitze das alleinige Jagdrecht, und es blieb nur das unbefiedelte Land der freien Jagd überlassen. Je mehr aber auch dieses Eigentümer fand, um so kleiner und wertloser wurde das der freien Jagdausübung überlassene Gelände, und wenn dieser Zustand auch mehrere Jahrhunderte dauerte, während welcher naturgemäß eine recht beträchtliche Verringerung des Wildstandes eintrat, so war er doch durchaus unbefriedigend und auf die Dauer unhaltbar. Es mußte daher als Wohlthat empfunden werden, als Kaiser Karl der Große nach Niederwerfung der aufständischen Sachsen und Einverleibung des größten Theils des heutigen Deutschland ins fränkische Reich eine gesetzliche Regelung der Verhältnisse anstrebte und in seinem *Capitularo de villis* auch der Jagd gewisse Ordnungen aufstellte. Dies hatte neben dem Umstande, daß die Ausübung der Jagd nur noch auf eigenem Grund und Boden gestattet war, auch einen weitgehenden Einfluß auf den Jagdbetrieb zur Folge. Die fortwährende Verfolgung und zunehmende Befiedelung des Landes hatten den Wildstand recht vermindert, ein materieller Nutzen war also mit der Jagd kaum mehr in ausreichendem Maße verbunden, sie wurde daher mehr und mehr zur männlichen Waffenübung. Bei ihrer Mannigfaltigkeit hinsichtlich des zu erbeutenden Wildes bildeten sich bald gewisse Regeln heraus, die später unter den jagdliebenden fränkischen Königen zu Gesetzen sich entwickelten.

Schon unter den Karolingern war Forst- und Jagdverwaltung getrennt, jene stand den Amtsmännern und Meiern (*majores*) zu, die ihrerseits wiederum Förster (*forestarii*) mit dem Wald- und Wildschutz beauftragten. Den Jagdbetrieb regelten die Oberjägermeister, denen Virschjäger, Feldjäger und Wasserjäger untergeordnet waren. Als Jagdwaffen dienten Speer, Spieß und Schwert, vor allem aber Pfeil und Bogen, welche Waffe von den Mongolen übernommen worden war; bei Verfolgung des Wildes waren die Jäger meist beritten. Eine große Rolle spielten schon damals die Hunde; es werden 9 verschiedene Gebrauchshunde aufgeführt. Der Leithund diente der Vorstufe auf Rotwild und allenfalls Säuen, der Spürhund der auf Elch, Bifent und Quercwild, der Jagdhund folgte der Fährte des Großwildes, während der

Treibhund als FINDER zur Saujagd Verwendung fand. Die Braden taten die Dienste der Jagdhunde, die Hahnhunde dienten zum Beheben und Fangen von Startwild (Bifent, Bar, Schwarzwild), die Windhunde heßten Hasen, die Biberhunde arbeiteten im Wasser und die Hahnhunde endlich suchten bei der Beize das Federwild. Die zuletzt erwähnte Hundart zeigt, daß die Beize schon sehr frühzeitig in Franken gepflegt wurde; auch sie war durch die asiatischen Reiterhorden, die bei der Völkerwanderung ganz Süd- und Mitteleuropa überschwebten, bekannt geworden. Später erfuhr sie dann eine bedeutende Verbreitung als ritterliches Vergnügen. Als Beizvögel dienten vorerst ausschließlich der Fühnerhabicht und der Sperber. Eine besondere Erwähnung verdient die Jagd mit Hilfe abgerichteten Edelwildes. Gezähmte Hirsche wie Tiere dienten dazu, das Anbrischen an freilebendes Edelwild zu erleichtern, wie sie dieses auch zur Brunstzeit anlockten. Das mit Eigentumszeichen versehene, gezähmte Wild durfte nicht erlegt werden und genoß dahingehenden gesetzlichen Schutz.

Schon Karl der Große hatte gegen 800 begonnen, sich einzelne Gebiete für die eigene Jagd freizuhalten (Wannforst, Königsbann, Wildbann), seine Nachfolger erweiterten diese Befugnis mehr und mehr und machten sich endlich gegen Ende des Mittelalters die gesamte Jagd als Hoheitsrecht (Regal) an. Selbstverständlich folgten diesem Beispiele bald die Fürsten und der hohe Adel, indem sie sich zunächst Wannforsten vom Könige verleißen ließen, um dann später als Landesherren ohne weiteres das Jagdrecht zu beanspruchen und auszuüben. Wenn auch hier und da dem niederen Adel oder Grundbesitzer die Jagd auf geringes Wild und vornehmlich Raubzeug (das sog. Reizegejaid) erlaubt blieb — aus dieser Trennung entstanden die Begriffe hohe und niedere Jagd —, so wurde bei der Seltenheit des niederen Raupwildes aus diesem Rechte bald die Pflicht zur Befreiung des der hohen Jagd schädlichen Raubzeugs. Die Beschränkung des Jagdrechtles erforderte natürlich auch eine Gesetzgebung für den Wildschutz, und wenn auch anfangs die Strafen auf Wildfrevel nicht sehr hohe waren, so änderte sich das in der Folge ganz gewaltig. Abtrübsen wurden schon unter den Karolingern Klagen über Wildschaden laut.

Vom Jagdwilde sind die verwilderten Pferde zuerst verschwunden, Elch und Bifent zogen sich allmählich in die unzugänglichen Wälder Ostpreußens und Polens zurück, die Säuen — unter Schwarzwild verstand man damals und auch noch später alles dunkel-

gefärbte Starkwild, also außer dem Schwein als Wildent und Bär — scheinen nicht übermäßig häufig gewesen zu sein. Die bisher als Zierdögel gehaltenen Fasanen wurden gelegentlich ausgelegt und bürgerten sich an einigen Orten ein. Mit dem 9. Jahrhundert scheint der Ur ausgerottet, der sich seltener geworden zu sein, denn Karl d. Gr. beschränkte sich fast ausschließlich auf die Jagd des Rotwüldes, welches nunmehr die oberste Stelle als Jagdwild einnahm. Er jagte es nur während der Feiertage mit Hunden, woraus man die ersten Spuren einer Schonzeit ableiten will. Rehe waren sehr selten; die Sauen wurden mit Hunden gehegt und mit dem Spieß abgefangen. Der Bär aalt wegen seiner Raub und des wertvollen Wildbretts als edles Wild; man hetzte ihn mit schweren Hunden und ließ ihn auf den Spieß auflaufen oder schlug ihn mit Keulen tot. Auch wurde er im Winterlager ausgeräuchert oder in Fanggruben erbeutet. Der Biber gehörte zum Regal und wurde wie der Fischotter mit besonderen Hunden gejagt. Um das Jahr 1000 kam die Verwendung der Hege (Hag, Heden) nach Deutschland, die gewissermaßen Zwangswechel darstellten und meist aus Reifigflechtwerk oder lebenden Hecken bestanden. In der Form eines V oder X angelegt, befanden sich an den Winkeln entweder Fallgruben oder Reye, an frei gelassenen Stellen lauerte wohl auch der Jäger, um einen Schuß auf das gehegte oder getriebene Wild anzubringen. Das Fieberwld wurde ausschließlich mit Falken usw. gebeizt, worauf unter Falkenbeize näher eingegangen ist.

Durch die eigenartigen Verhältnisse war die Jagd nicht wesentlich im besprochenen Zeitabschnitt gehoben worden. Sie war das Vorrecht der den hohen und höchsten Ständen angehörenden Herrschenden geworden, die die in fortwährenden Kämpfen erworbene Hartnäckigkeit und Geringschätzung des menschlichen und tierischen Lebens auch in der Jagd zutage treten ließen. Erst dem romantischen Geiste des deutschen Rittertums und dem Einfluß französischen Wesens blieb es vorbehalten, jene einzigartige Blüte des Jagdweßens hervorzubringen, die trotz aller mit Recht und Unrecht dagegen geltend gemachten Einwürfe doch heute noch der Jagd den Stempel aufdrückt.

Blütezeit der Jagd. Während bis nahe dem Ende der vorigen Periode die Jagd in der Regel einzeln betrieben wurde, änderte sich das nach den Karolingern wesentlich. Durch Königsbann und Regal waren ausgedehnte Ländereien vereinigt worden und unterstanden der Jagdberechtigung eines Einzelnen. Verwaltung sowohl wie Jagdbetrieb erforderten daher einen weit größeren

Apparat an Bediensteten und Hilfskräften als vordem. Wie sich schon aus einzelnen Andeutungen des vorigen Abschnitts ergibt, bildete sich nach und nach ein künstlicher Jägerstand heraus, der im Dienste der Fürsten und des hohen Adels stand, und dessen Aufgabe vor allem darin bestand, für die Hege eines starken Wildstandes zu sorgen, alle zur Abhaltung der großen Jagen erforderlichen Anordnungen zu treffen usw. Die Gliederung der Berufsjäger in Meister, Knechte und Jungen ist als Anlehnung an das ehrsame Handwerk sehr früh schon eingetreten, für das 16. Jahrhundert wird sie bezeugt, sicher aber bestand sie schon lange vorher. Mehr und mehr gehörte die Abhaltung großer Jagen zum Hofgepränge, und viele Fürsten verbrachten ihre freie Zeit ausschließlich beim Weidwerk. Bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts waren die Überlandjagen besonders beliebt, bei denen das Wild durch Hunde so lange gehegt wurde, bis es sich stellte und mit dem Speer oder Schwert abgefangen werden konnte. Man benutzte gern den Hag, hinter dessen Läden sich die Jagdbeteiligte anstellten, um das Wild zu erlegen oder durch Hunde fangen zu lassen. Da aber diese Jagd nur an bestimmten Orten und zu bestimmten Zeiten möglich war, so stellte man in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts künstliche Wäbde mit Reyen und Läden her, in deren Nähe Jagdschirme gebaut wurden, gegen welche man das Wild sprengte. Später wurden dann diese Reye und Läden, das Zeug, zum Umfassen größerer Reviertheile benutzt, aus denen das eingestellte Wild nicht entweichen konnte. Innerhalb der Stellung wurde das Wild dann allmählich nach der Mitte zusammengetrieben, das Jagen wurde „ins Enge“ gebracht, wie der Kunstausdruck lautet. Das Zeug warf man vor den Treibern ab und stellte es wiederum hinter ihnen auf, wenn sie ein Treiben nach der Mitte gemacht hatten, bis endlich das ganze Wild auf engem Raum zusammengebrängt stand. Bei dem großen Umfang der ihnen zu Jagdzwecken zur Verfügung stehenden Reviere war es den Fürsten oft nicht möglich, diese vorteilhaft auszunutzen, sie verließen daher zunächst das Recht zum Abschusse einer gewissen Wildmenge oder Wildart, dann aber das gesamte Jagdrecht in einzelnen Gebiets teilen an Günstlinge usw. (Gnadenjagen). Zu Ende des Mittelalters kam es in Süddeutschland aus diesem Grunde zu förmlichen Jagdverpachtungen (Bestandesjagen), doch bezieht sich der Landesherr meist das Recht der Ritjagd vor.

Die üblichen Hejagden führten nicht selten zu der Notwendigkeit, dem gesetzten Wilde auf fremdes Gebiet zu folgen; das

Gesetz bestimmte daher ausdrücklich, unter welchen Voraussetzungen das Recht der Jagd-(Wild-)Jagd gegeben war. Die Verfolgung in fremde Reviere durfte entweder nur auf warmer Fährte oder mindestens innerhalb 24 Stunden stattfinden, war aber dann selbst in Bannforsten, wenn auch unter gewissen Einschränkungen, gestattet. Mit der Bevorzugung anderer Jagdmethoden (eingestellte Jagen usw.), und später durch die gänzlich auf den Kopf gestellten jagdrechtlichen Zustände, ganz besonders durch Beseitigung des Jagdregals, wurde dieses Recht beschränkt und endlich ausdrücklich oder stillschweigend verboten.

Die glänzende Hofhaltung der deutschen und französischen Fürsten wie auch der in der Waffenföhrung als höchster männlicher Tugend groß gewordene, durch lange, verlustreiche Kriege gekahlte Adel brachten jene eigenartige Blüte ritterlicher Romantik hervor, bei der Hofeitel und zarte Gefühlsregungen sich zu einem sonderbaren Bilde vereinigten, das in den abenteuerlichen Kreuzzügen einen ersten und charakteristischen Ausdruck fand. Daß davon auch die Jagd im höchsten Maße beeinflusst wurde, liegt auf der Hand, zumal ein zünftiger Jägerstand, der als nächster Diener der Fürsten hohes Ansehen genoß, das Seine tat, den eigenen Beruf als den edelsten zu preisen und ihn mit Sagen und Mythen zu verbrämen, zu verherrlichen. Nur unbescholtene Burtschen aus guter Familie und von kräftiger Gesundheit wurden als Jägerzungen, d. h. Lehrlinge, angenommen; ihre Lehrzeit bestand aus 3 Jahren, die man nach der Leithundsarbeit Behänge nannte. Im ersten Behänge hatte der Junge oder Hundebjunge die Wartung der Hunde und des Pferdes seines Lehrherrn, d. h. Lehrherrn, zu besorgen, sich im Revier umzuschauen und das Hifthorn blasen zu lernen. Im zweiten Behänge trug der Lehrburtsche die Hornfessel, seine Haupttätigkeit war die Erlernung der Leithundsarbeit und des Jagdbetriebes, auch lernte er fleißig mit dem Gewehr umgehen. Das dritte Behänge brachte endlich die Verwollommung des Jägerjungen in allem, was zur Jagerei gehört, besonders in der Weidmannssprache, der Wild- und Fährtenkunde usw. Als Gesellenstück diente nicht selten die Einrichtung eines Probejagdes. Der Freispruch des Ausgelernten erfolgte im Weisem mehrerer Kameraden des Lehrherrn unter großer Feierlichkeit und endete mit der Wehrhaftmachung durch Überreichen des Hirschjägers. Mit dem Lehrbrief oder Lehrabschied in der Tasche wanderte nun der Jungjäger oder Jägerburtsche, um sich bei anderen Jagereien weiter umzusehen und endlich feste Stellung zu suchen.

Wie erwähnt, hatte sich eine besondere Kunstsprache der der eblen Jagerei Bewußtense herausgebildet, die sich bis auf den heutigen Tag als Weidmannssprache erhalten hat, aber bereits im 14. Jahrhundert von v. Luber in einem Gedicht (du jagt) meistlich gehandhabt wird. Die Uransage dieser Berufssprache gehen also viel weiter zurück, so finden sich schon im „Nibelungenlied“ wie in „Tristan und Isolde“ eine große Anzahl weidmännischer Ausdrücke (s. *Jagdliteratur*), und man wird mit der Annahme kaum fehlergehen, daß sie bald nach den Karolingern sich zu bilden begann. Wird damit der Beweis erbracht, daß schon im 14. Jahrhundert die Jagerei einen in sich geschlossenen Beruf mit eigenen Sitten, Gebräuchen und Anschauungen darstellt, so spricht für die Wertschätzung und Hochhaltung der Jagd ihre poetische Verherrlichung, die zu gleicher Zeit einsetzt und erst zu Ende des Mittelalters abklingt. Die Jagd war aber auch wert, besungen zu werden, sie war das Hauptvergnügen eines tatelustigen Geschlechts und wurde gedekt durch die begeisterte Teilnahme der Fürsten. Noch immer forderte sie, daß der Weidmann sich dem wehrhaften Keiler, dem grimmen Bären mit der blanken Waffe in der Hand gegenüberstellte.

Während in Frankreich sich bereits im 12. Jahrhundert die Parforcejagd, die weiter unten zu erwähnen sein wird, einbürgerte, war in Deutschland noch lange Zeit die Hezjagd in Verbindung mit dem Hag im Schwange, erst zu Beginn des 16. Jahrhunderts bildeten sich die eingestellten Jagen (teutsche Jagd) heraus. Sie stehen, wie gesagt, im engsten Zusammenhang mit dem Hag, dessen natürliche oder künstliche Wände man durch Reze und Lächer zu versehen begann. Dort, wohin das Wild gewöhnlich seinen Wechsel hielt, baute man Schirme, hinter denen sich Jäger und Hunde anstellten. Rückwärts der Stän'e befanden sich fänglich gestellte Garne, die das durchbrechende Wild an weiterer Flucht hinderten. Jäger und Treiber umstellten den abjagenden Waldteil. Nun wurde der Hirsch geprenzt, die Jagdhunde folgten der Fährte, und die Treiber rückten langsam vorwärts. Kam der Hirsch vor die Schirme, so wurde er mit den bereit gehaltenen Hahnhunden besetzt, oder er fing sich in den Netzen, worauf er vom Jagdherrn abgefangen wurde. In dieser Weise wurden sämtliche jagdbaren Hirsche in dem abgestellten Waldteile erlegt.

Wollte man gewiß sein, zum Hezjagen und später auch zum eingestellten Jagen Wild oder namentlich Hirsche in einem bestimmten Waldteile zu haben, so ging das „Verfätigen“ durch den Jäger mit dem Leit-

hunde voraus. Zu dieser Arbeit mußte der Jäger durchaus fährtengerecht sein. Die Lehre von den „Zeichen des Hirsches“ entwickelte sich sehr frühzeitig, schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts soll von einem schwäbischen Weidmann ein Buch über die Hirschjagd verfaßt worden sein, von dem v. Karajan die erhaltenen Bruchstücke unter dem Titel „Von den Zeichen des Hirsches“ veröffentlichte. Hier finden wir 25 Zeichen, die das Geschlecht und die Stärke des Rotwildes anzusprechen gestatten; sie gelten auch heute noch als zuverlässig. 22 beziehen sich auf Fährte und Losung, die übrigen auf Himmelszeichen und Schlagen; diese Zeichen wurden im Laufe der Zeit in gekünstelter Weise vermehrt, so daß man im 18. Jahrhundert 72 Zeichen anführte. Die französische gleichzeitige Jägerei kennt nur fünf: Fährte, Losung, Fegen, Lager und Himmelszeichen. Ebenfalls sehr alt ist das lunkergerechte Zerwirken des Wildes, das bereits in „Tristan und Isolde“ (12. Jahrhundert) in aller Ausführlichkeit geschildert wird. Tristan erklärt in den noch heute üblichen Ausdrücken diese Kunst, zerwirkt den Hirsch, macht die „fukkie“, d. h. er steckt Leber, Venenbraten mit Nieren und Kurzwildobret auf eine hölzerne Gabel (fukke), damit es als „kleines Jagdrecht“ dem Herrn des Weidwerks überreicht werde, und bereitet endlich die curée (Gespfeiß). Hierbei erhalten die Hunde Herz, Milz, Lunge und Nef auf der Wildbude, die sodann wieder aufgenommen wird, nachdem den Hunden das Gescheide an anderer Stelle vorgeworfen wurde. Die Dede, an der sich noch Kopf und Geweih befanden, wird nebst der fukkie im feierlichen Zuge dem Jagdherrn überbracht.

Mit dieser bis ins Kleinste gehenden Ausbildung der Jagd hatte diese eigentlich ihren Höhepunkt erreicht, es konnte nur noch ein Niedergang folgen, der aber vorerst durch die immer mehr überhandnehmende Jagdleidenenschaft der Großen und die durch sie bewirkte Entfaltung des höchsten höfischen Prunkes bei diesen Gelegenheiten sich unmerklich vollzog.

Eine gewaltige Einbuße erlitt die Jagd durch den 30jährigen Krieg, der ganze Landstriche entvölkerte und die Wildstände stark verminderte. Aber bald nach seiner Beendigung machte man gewaltige Anstrengungen, sie wieder zu heben, was auch in überraschend kurzer Zeit gelang. Zwar war im Laufe der Zeit eine bedeutsame Veränderung der Wildarten erfolgt, Ur, Wisent und Elch waren verschwunden, auch der Bär zeigte sich nur noch in den bayerischen Alpen und dem bayerischen Walde. Der Biber war selten geworden, dagegen hatten Wolf und Luchs

stark überhand genommen, der erstgenannte war sogar zur Landplage geworden. So erlegte man von 1638 bis 1683 in dem damaligen Herzogtum Württemberg 1755 Wölfe und 235 Luchse. Eine neue Erscheinung bot das im 16. und 17. Jahrhundert aus England wieder eingeführte Damwild, das, ursprünglich auch in Mitteleuropa heimisch, seit der Eiszeit nur mehr an den Küsten des Mitteländischen Meeres vorkam, von wo es zunächst in England angesiedelt wurde. Die strenge Bege, die bedeutenden hierfür aufgewandten Mittel und die stärkere Bewaung des Landes hoben die Rot- und Schwarzwildstände im 18. Jahrhundert ganz ungemein, so wurden z. B. 1737 in Württemberg gelegentlich des Ausschusses wegen Wildschadens 6518 Stüd Rot- und 5058 Stüd Schwarzwild erlegt. Aufsfällig gering blieb aber der Fühner- und Hasenbeiz; es mag das wohl mit der Ubergahl von Raubzeug in ursächlichem Zusammenhang stehen, und außerdem spielte die Niederjagd damals eine sehr untergeordnete Rolle.

Der 30jährige Krieg brachte eine Neuerung, die den Jagdbetrieb von Grund auf umgestalten mußte, nämlich die Einführung der Feuerwaffe bei der Jägerei. Während im 16. Jahrhundert noch allgemein die Armbrust als ferntragende Jagdwaffe diente, wurde mit der Erfindung des Feuersteinschlosses auch die Feuerwaffe für die Jagd brauchbar, da ihre Zündung damit eine sicherere geworden war. Immerhin vollzog sich dieser Ubergang nicht ohne Kampf und Widerstand, denn die schnellere Gebrauchsfertigkeit der Armbrust, ihre Schußsicherheit ließen sie der Büchse in vielen Fällen überlegen scheinen, zumal auch die Durchschlagskraft der Volzen seit Einführung der stählernen Bügel für die Jagd völlig genügte. Die Büchse erschien zunächst in der Hand des Jagdherrn, um dann nach und nach sich ein weiteres Feld zu erobern. Von den blanken Waffen sei nur erwähnt, daß sich das Schwert zum Hirschfänger umgewandelt hatte, die Spieße waren zu Hirschlanzen, Bären eisern und Saufedern geworden.

Der Umstand, daß die Jagd fast ausschließlich von den Fürsten, dem hohen Adel und der Jägerei betrieben und von diesen mit außerordentlicher Leidenschaft ausgeübt wurde, hatte die Entfaltung des höchsten Glanzes zur Folge. Natürlich wuchs auch der aufgewandte Apparat in bedenklicher Weise. Für jeden Jagdbetrieb gab es besondere Jäger, die Anzahl der zu besonderen Zwecken abgeführten Hunde stieg außerordentlich (1751 führt Hepppe 21 verschiedene Hundearten auf), und das benötigte Zeug, d. h. an Ketten (Hirsch-, Sau-, Frell-, Wolf-, Hasennetz), Tüchern (hohe, Mittel-

und halbe Tücher), Fallen, Transportlasten, Zeugwagen, Stangen, Leinen, Eisen usw. zum Aufstellen des Jagdzeuges füllte bei nur halbwegs großen Zugen einen ganzen Troß. Das größte Gewicht wurde bei den Haupt- und Festinjagen auf große Wildmassen, sowie auf möglichst abwechslungsreiche Gestaltung der Festlichkeit gelegt. Zahlreiche Kavaliere mit ihren Damen waren beim Abjagen als Teilnehmer oder Zuschauer zugegen. Tausende von Bauern mußten wochenlang in der Fron Treiberdienste tun, um das Wild aus großer Entfernung zusammenzutreiben und das Jagen ins Enge zu bringen, bis es schließlich im sog. Zwangstreiben eingekesselt war. Wie umfangreich die Vorarbeiten zu einem Hauptjagen, d. h. zu einem mit einer überaus großen Menge von Wild versehenen eingestellten Jagen, oft waren, ergibt sich aus einem von Schwappach mitgeteilten, am 14. September 1769 in Württemberg veranstalteten Feste dieser Art. Vom 13. August an wurden allein zu Botendiensten 21240 Mann verwandt, d. i. am Tage gegen 1000 Mann und 73 berittene Postillone. Zum Besseuern des Jagens am 22. August brauchte man 2766 Mäster Holz. Als Ort des Jagens wählte man gern landschaftlich schöne Gegenden, besonders beliebt waren die Wasserjagen, bei denen das Wild ins Wasser getrieben und von Rähnen aus erlegt wurde. So wurden immer mehr Künsteleien in den Jagdbetrieb hineingetragen, das weibliche Element spielte eine immer größere Rolle, und endlich waren die Festinjagen lediglich Hoffeste geworden, die gewöhnlich Gelegenheit zur sonst schwierigeren Annäherung der Geschlechter boten. Das Jagen selbst wurde zur Massenschlächterei. Man veranstaltete auch bei besonderen Gelegenheiten Kampfsjagen, bei denen Löwen, Tiger, Panther usw. eine blutige Rolle spielten, und solche furchtbaren Mekeleien wurden als Feste betrachtet, würdig, eine fürstliche Hochzeit zu verschönen.

Unter Ludwig XIV. kam die französische Parforcejagd nach Deutschland, die an vielen Höfen zu erheblichem Aufwande führte. So betrugen 1726 die Kosten der Parforcejagden in Bayern 24 062 fl., in Württemberg im Jahre 1763 gar 34 660 fl. Der Verlauf der Parforcejagd war kurz folgender: Zunächst beschäftigten die Besuchjäger mit den Leibhunden die Hirsche, welche auf einem bestimmten Reviere standen. Am Morgen des Jagdtages wurde nochmals vorgehust und der jagdbaren Hirsche Fährte verfolgt. Nun berichteten die einzelnen Jäger dem Kommandanten der Parforce-Equipage oder dem Fürsten selbst, was an Hirschen beschäftigt war. Auf dem Rendez-vous-Platze wurde ein gutes Frühstück, auch für die Jäger,

serviert und vom Herrn der Jagdhirsch bestimmt. Die Relais waren bereits in der wahrscheinlichen Fluchtrichtung aufgestellt, d. h. frische Hunde und Pferde an diese Plätze vorausgeschickt. War das erledigt, so erteilte der Jagoherr den Befehl zum Ausbruch. Der Besuchjäger, welcher den Jagdhirsch beschäftigt hatte, zog nun wieder auf die verbrochene Fährte und verweilerte sich nochmals, daß der Hirsch noch in dem Orte stand. Nun stieg alles zu Pferde, die Jäger nahmen die Meute zwischen sich, der Jagdherr und die Kavaliere schlossen sich an und alles ritt dahin, wo der Hirsch zu Holze gerichtet war. Jetzt wurde seine Connaissance angegeben, d. h. mitgeteilt, an welchen Merkmalen des Geweihs, der Fährte usw. er zu erkennen war. Darauf erfolgte der Befehl zum Sprengen (Vancieren) des Hirsches, der Jäger folgte der Fährte mit dem Hunde am Hängefessel. Stellte sich heraus, daß der beschäftigte Hirsch rege geworden war, so bliesen die Jäger die Anjagfanfare, und die Jagd nahm ihren Anfang und Fortgang, bis nach den verschiedensten Wechselfällen sich der Hirsch stellte und vom Fürsten oder einem dazu bestimmten Gaste unter feierlichem Zeremoniell, welches überhaupt bei der Parforcejagd eine große Rolle spielte, abgehangen wurde. War der Hirsch gefährlich, so hieß man ihm zunächst die Sprungschne durch, um ihm dann den Fang zu geben. So anregend die Parforcejagd in dem geschilderten Umfange auch verlaufen konnte, so war sie doch schon in ihrem Heimatlande längst über dieses Entwicklungsstadium hinausgewachsen, bei der nach Deutschland überführten Form handelte es sich neben der Erlegung des Hirsches um die Entfaltung möglichst großen Prunkes. Außerdem wurde sie, weil bei ihrem Betriebe rücksichtslos über Feld und Flur, Gärten und Höfe mit großem Gefolge gejagt wurde, zu einer Last des ohnehin schwer bedrückten Bauern. Er hatte neben dem Schaden, den ihm das auf dem Felde ähnde Wild zufügte, auch noch den durch die Parforcejagden angerichteten zu erdulden.

Eine bedauerliche Entartung der Jagd und vieler ihrer Anhänger und Anhängerinnen war das grausame Zwangsprellen; bei dem Fische, Däbse, Hasen, Wildtaphen usw. von den Damen und Herren des Hofes auf Mezen oder schmalen Tüchern so lange in die Luft geschleudert wurden, bis sie verendet.

Auch die eingestellten Jagen waren nicht Jagd in unserem Sinne und arteten zur Mekelei aus. Wie schon ausgeführt, wurde das Wild durch Treiber auf einen immer enger werdenden Platz zusammengetrieben, wo es durch hohe Tücher am Ausbrechen verhindert wurde. Durch Verkleinerung des sogenannten

Zwangstreibens brachte man am Abend vor der Jagd das Wild in die Kammer, d. h. noch enger zusammen; ein freier, angrenzender Lauf war zum Abschluß vorgesehen. In der Mitte des Laufes wurde ein Pavillon, der Schirm, errichtet, der für die Schützen bestimmt war. Beim Abjagen wurde das Wild durch Treiber und Hunde in den Lauf vorgetrieben und hier erlegt. Das schönste bei diesen Jagden war jedenfalls das weidmännische Zeremoniell, welches hier zur Entfaltung gelangte. Bedenkt man, daß hunderte Stück Rot- oder Schwarzwild auf diese Weise in einigen Stunden abgeschossen wurden, so wird man die obige Behauptung nicht zu schroff finden. Man wird aber auch zugeben müssen, daß ein solcher Abschluß den viel bejammerten Wildschaden vermindern mußte.

Über die Ausübung des Anstandes und der Birch berichtet die deutsche F. weniger ausführlich, denn zu diesen Jagdarten gehörte weder ein großer Apparat, noch besondere Organisationsgabe, doch wurden beide Jagdarten in Frankreich und England auch im späteren Mittelalter gepflegt. Die Birch wurde gewöhnlich durch Anstreicheln zweier Jäger betrieben, die sich gegenseitig unterstützten. An Stelle des früher verwandten gezähmten Rotwildes verleidete sich auch ein Jäger als Birch oder Kinde, oder es trat das Schießpferd oder ein gemaltes Wild an deren Stelle. Nicht selten war aber das Birchenreiten und das Anfahren in durch Zweige verblendeten Wagen.

Die Beize befand sich bereits im Niedergange, sie diente lediglich der Fruntsucht und war ungeheuer kostspielig geworden. Man unterschied die deutsche oder Krähenfalknerei und die niederländische Falknerei oder Reiberbeize.

Die Umwandlung der bis zum 30jährigen Kriege blühenden Jagd in eine die Höfe ganz und gar in Anspruch nehmende Angelegenheit mußte naturgemäß auf den Jägerstand einen entscheidenden Einfluß haben. Die bei den Jägerhöfen bestellten und auf den in unmittelbarer Nähe der Residenzen liegenden Revieren tätigen Jäger wurden Hofbedienstete, die in hohem Ansehen standen, aber infolge der weitgehenden Spezialisierung des ganzen Jagdbetriebes eine einseitige Ausbildung erfuhren. Ihre Sprache, ihr ganzes Gebrauchtum wurde ins Höfische überfetzt, was diese aber an Verfeinerung gewannen — aus dieser Zeit stammen die vielen, glücklicherweise jetzt wieder beseitigten Gallicismen der Weidmannssprache —, das verloren sie an Urwüchsigkeit und Bodenständigkeit. Die oberen Jagdämter waren dem Adel vorbehalten und vielfach erblich; die Jagduniform — ebenfalls eine Folge der höfischen Verwaltung — ent-

wickelte sich in der grotesksten Weise. Das Tragen des Hirschjägers war mit Recht dem Adel und dem Jäger vorbehalten.

Die Jagden gaben die erwünschte Gelegenheit zur Entfaltung alles höfischen Prunkes und wurden mit politischen Dingen usw. verquidt, so daß die Jagd an und für sich in den Hintergrund trat. Sie diente viele andere Einrichtungen und wie zum Teil noch heute zu Repräsentationszwecken. Es ist im ganzen ein trübes Bild, das die zweite Hälfte des Mittelalters in jagdlicher Beziehung bot, wenngleich nicht zu verkennen ist, daß die Vorliebe der Großen für die Jagd und ihre Jünger beiden einen Aufwind ein Ansehen verlieh, an denen sie in gewisser Hinsicht noch heute zehren. Das und eine lange, abwechslungsreiche Geschichte war das einzige Vermächtnis, das in die nunmehr beginnende neue Zeit hinübergerettet wurde.

Neuere Zeit. Der altdeutsche Rechtsgrundsatz, daß die Jagdberechtigung Ausfluß des Grundbesitzes ist, war, wie gezeigt wurde, längst zugunsten der Fürsten usw. umgestoßen worden. Dieser Umstand, die Lasten, die dem Volke aus der Jagdleidenschaft seiner Herrscher erwuchsen, und die oft unmenslichen Strafen auf Wildfrevler, sowie endlich hier nicht zu erörternde Ursachen hatten einen solchen Grimm in dem an und für sich schon wild- und jagdfeindlichen Volke aufgespeichert, daß er zum Ausbruch drängte. Während in Frankreich die Revolution wütete, begaben sich schon einzelne deutsche Fürsten des Jagdregals, aber erst das Jahr 1848 brachte auch hier den völligen Umschwung. Wie aber stets, wenn die Volkseidenschaft entfesselt werden, so richteten sie sich auch hier gegen den unschuldigen Urheber der Bedrückung, das Wild. In unglaublich kurzer Zeit hatten die Horden schießwütiger Bürger und Bauern Wälder und Fluren von allem Wilde entblößt, und es bedurfte langer Jahrzehnte, den Schaden wieder gutzumachen. Vergleicht man aber die heutigen Wildstände mit denen zu Ende des 18. Jahrhunderts, so macht man die Bemerkung, daß sich die Verhältnisse namentlich zu ungunsten der hohen Jagd sehr geändert haben. Bär und Luchs sind ausgerottet, der Wolf ist ein feltener Irrgast, während Rot- und Schwarzwild an Zahl sehr eingebüßt haben und stellenweise gar nicht mehr vorkommen. Vermehrt haben sich jedenfalls die Hasen und Hühner — besonders auch die Fasanen —, dank einer vernünftigen Hege und der Übung des Aderbaues. Die französische Revolution brachte in Frankreich allen Grundbesitzern das nur durch Schonzeiten und Sicherheitspolizeiliche Vorkehrungen beschränkte Jagdrecht, was naturgemäß gleichbedeutend mit der fast völligen Ausrottung

des Wildes ist; ein Zustand übrigens, den zu beseitigen man heute sich eifrig bemüht. In Deutschland kam mit dem Jahre 1848 ebenfalls der erwähnte altdeutsche Rechtsgrundsatz zur Geltung, aber man knüpfte — mit Ausnahme von Oldenburg und Hohenzollern, hier, d. h. in D., trat erst im Jahre 1902 die Änderung ein — an das Recht der Jagdausübung die Bezeichnung des Besitzes einer bestimmten Grundfläche, andernfalls sind die Grundstücke zu einem gemeinsamen Jagdbezirk zu vereinigen, dessen Ertrag den Besitzern zufällt. Da die Jagdläufer wie Pilze aus dem Boden geschossen waren, das ganze Land unsicher machten und den ganzen Wildstand verwilderten, sahen sich die Regierungen sehr bald gezwungen, durch einschneidende Gesetze ihre unbegreiflichen Fehler von 1848 gutzumachen. Damit ist wenigstens einigermaßen Gewähr für die Erhaltung eines gewissen Wildstandes gegeben, wennschon er wesentlich von der Größe und Beschaffenheit des betreffenden Jagdbezirkes und seiner pfleglichen Behandlung abhängt.

Aus dem Jagdbetriebe sind die Jagen im Zeuge sowie die Parforcejagd und Falkenbeize in der Hauptsache verschwunden, die beiden ersteren haben sich — ersterer teilweise — noch an einigen Höfen erhalten; es blieben die Birch-, Suche, der Anstand und die Treibjagd. Damit hat die Jagd zur Hauptsache wieder den hohen Standpunkt erreicht, nur um ihrer selbst willen ausgeübt zu werden, wenn auch der Nutzwert des Wildes mehr und mehr in Rechnung gestellt werden mußte. Man wäre fast versucht, der heutigen Zeit in jagdlicher Beziehung die Palme zuzuerkennen, wenn nicht der persönliche Mut und die Entschlußfähigkeit, zwei der edelsten männlichen Eigenschaften, beim heutigen Jagdbetriebe fast gänzlich ungenutzt blieben. Immerhin darf man der Jagd von heute einen hohen ethischen und nationalökonomischen Wert nicht abschreiben, sie war und ist der Ausfluß eines männlichen Betätigungsdranges, wie er schöner und edler kaum gedacht werden kann, und bedeutet für die Volkswirtschaft eine durchaus nicht geringe Einnahmequelle. Man schätzt den Ertrag an Wildbret, Hägen usw. für Deutschland und Oesterreich (Böheim) auf jährlich mindestens 150 Millionen Mark, wovon Hofen und Säher den größten Teil erbringen. Die Vachsummen lassen sich nicht annähernd berechnen, jedenfalls aber sind es gewaltige Beträge; die Jagdscheine brachten allein in Preußen 1903 dem Staate 2 $\frac{1}{4}$ Mill. Mark.

Der Berufsjäger ist in der Hauptsache Forstmann geworden, dem die Fürsorge für den Wald, jenen kostbaren Besitz eines Landes, am meisten am Herzen liegt; er ist dabei

aber auch ein verständiger Bildhauer, für den der Abschluß nur ein Mittel zur Verbesserung des Standes bedeutet. Er sollte es aber in höherem Maße als eine Ehrenpflicht betrachten, ein recht tüchtiger Weidmann zu werden und zu bleiben und sich der Vorväter würdig zu erweisen. (Hinsichtlich der in dieser Skizze nur gelegentlich angedeuteten Jagdwaffen und des umfangreichen Schriftwertes in jagdlicher Beziehung s. *Gewehr d. Jägers* und *Jagd-literatur*.)

Es scheinen demnach alle Vorbedingungen gegeben, daß die Jagd auf absehbare Zeit hinaus nur als ein Mittel zur fröhlichen Bewegung in reiner Luft, zu eingehender Naturbeobachtung und zur Erholung von anstrengender Berufsarbeit erhalten bleibe. Sie möge wachsen, blühen und gedeihen!

Jagdgesellschaft, eine Mehrheit von Personen (Verein, Genossenschaft), die sich zum gemeinschaftlichen Betriebe der Jagd zusammenschließen. In den meisten Jagdgesetzen ist die Zahl der Pächter von Gemeindejagen, oft auch von Eigenjagen, beschränkt; die preussische Jagdordnung läßt in § 22 Biff. 2 die Verpachtung der Gemeindejagd an eine J. von unbeschränkter Mitgliederzahl zu.

Jagdgewehr s. *Gewehr des Jägers*.

Jagdläufer s. *Feldstecher* und *Zielfernrohr*.

Jagd, große (großes Weidwert), die Jagd auf das zur hohen Jagd gehörige Wild im Gegenfatz zu kleiner Jagd, kleinem Weidwert oder Niederjagd, der heute allgemein üblichen Bezeichnung (s. *Jagdeinteilung*).

Jagdhäus (Wochhaus, Jagdhütte, Birchhütte), nach Geschmack und Gelbbehalt des Besitzers manchmal als elegante Villa im Schweizer-, Wochhaus- oder norwegischen Stile oder als einfacher Unterkunftsraum eingerichtet; dient als zeitweilige, vollständige Wohnung oder als gelegentliche Wohnstätte zu Jagdzeiten. Manchmal ist auch noch ein *Unterkunftscluppen* für Pferde vorgesehen. Unbedingt notwendig ist in der Nähe eine Quelle oder ein Brunnen. Auf jeden Fall ist eine Heizvorrichtung in Form eines sog. Kanonenofens mit Kocheinrichtung empfehlenswert. Ein einfacher Schrank enthält Koch- und Eßgeschirr. Für zusammenklappbare Betten sind die notwendigen Strohsäcke, Matten und Decken vorhanden. Ein Vorrat trockenen Holzes lagert in einer Ede. Unter einer Falltür ist an der Nordseite ein Keller; an den Wänden sind viele Haken und Leinen zum Trocknen naß gewordener Kleidungsstücke vorzusehen. Jagdliche Wohnstätten werden massiv aus Sandsteinen, einfach aus Holz und aus Wellblech gebaut. Auch Jagdzelte werden verwendet. Sie sind feststehend, abbrechbar oder auf Klättern

stehend im Ganzen transportabel. Empfehlenswert sind die transportablen, zerlegbaren Holzhäuser, die hygienisch die besten Wohnstätten sind, vor den Steinbauten den Vorzug leichter Ortsveränderung, aber den Nachteil der Feuergefährdung und der begrenzten Haltbarkeit besitzen. Zahlreiche leistungsfähige Fabriken fertigen vom einfachsten Holzhaus bis zum luxuriösesten, norwegischen Blockhaus diese jagdlichen Unterkunftsräume in vielen Systemen an. Ein einfacher und billiger Unterkunftsraum ist die Jagdhütte, deren Bau die beistehende Skizze zeigt. Die Außenseite wird mit leicht angehefteter Dachpappe belegt, die man mit dachziegelig übereinander lagern den Rindenscheiden verblenden kann. In der Mitte der Hütte befindet sich die Feuerstätte für Holzstohlen und ringsherum drei selbstgezimmerte Brettschichten mit Strohfasern und Strohkopfflasen nebst wollenen Decken.

Jagd, hohe, die Jagd auf Hochwild (s. Jagdeinteilung).

Jagdhochheit, zur Zeit der Territorialherrschaft in Deutschland

das Oberaufsichtsrecht des Staates über die Ausübung der Jagden mit der Befugnis, sie zu gewissen Zeiten zu verbieten. Die J. wurde aus dem landesherrlichen Wildbann abgeleitet auf Grund der Annahme, daß der Landesherr Eigentümer des gesamten Grundes und Bodens sei. Die J. entwickelte sich später zum Jagdregal.

Jagdhorn. Früher hatte man das Flügelhorn oder den Halbmond, das Waldhorn und das Parforcehorn. Das Flügelhorn wurde auf den Flügeln der Treiben geblasen, weil es einen sehr durchdringenden Ton hatte, das sanftere Waldhorn mehr bei Fansaren in der Nähe der Jagdherrn, Schützen usw.; beide Hörner wurden an mehr oder weniger reich verzierten Wandelriemen, den Hornsejeln, an der rechten Seite mit den Schallbechern

nach vorn getragen und hatten keine Ventile, die Töne mußten daher durch Stopfen des Schallbeckens mit der rechten Faust moduliert werden. Sie sind jetzt nicht mehr in Gebrauch, sondern zur Signalabgabe durch kleine, gewundene, ventillose Hörner, für mehr beanspruchende Zwecke durch größere, gewundene Ventilhörner ersetzt. Das Parforcehorn ist aber noch das alte geblieben, hat nur zwei Windungen und ist so groß, daß der Kopf und rechte Arm des Jägers durchgesteckt und es ohne Wandelriem über der Schulter getragen werden kann. In alten Zeiten bediente man sich zu Signalzwecken der Hirschhörner oder Zinken, die aus Stier-

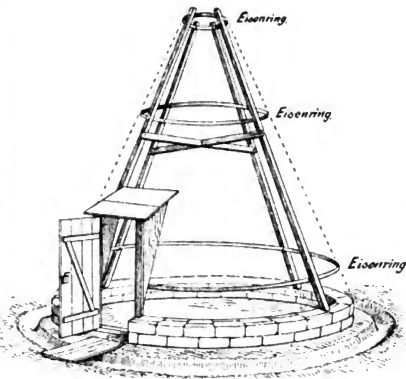
hörnern mehr oder weniger kostbar gearbeitet waren; in grauer Vorzeit diente das rohe, an der Spitze einfach abgeseigte Stierhorn diesem Zweck.

Jagdhund, ein zur Jagd brauchbarer Hund (s. Hund). Die J. werden eingeteilt in Schweisshunde (Hannoversche, Bayerische Gebirgsschweißhunde), jagende Hunde (deutsche Bracken, Dachbracken; englische: Fuchshunde; fran-

zösische: glatthaarige und rauhaarige Bussets; schweizerische: Aargauer, Berner, Luzerner, gewöhnliche Laufhunde), Hekelhunde (Paris, Windhunde, Hirschhunde), Stöber- und Apportierhunde (deutsche: Wachtelhunde; englische: Spaniels, Retrievers), Vorstehhunde (deutsche: kurzhaarige, langhaarige, rauhaarige; englische: Pointer, Setters; französische: Griffon), Erdhunde (Dachshunde, Foxterriers).

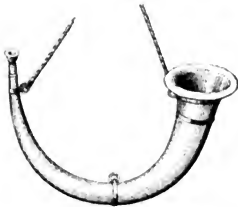
Jagdhütte s. Jagdhaus.

Jagdjunker, jüngere Edelleute, die sich ehrenhalber dem Jagddienst widmen und Fürsten und Herren persönliche Dienste während der Jagd leisten. Die Bezeichnung kommt heute wohl nur noch in Mecklenburg als Titel für adlige Anwärter der höheren Forstlaufbahn vor.

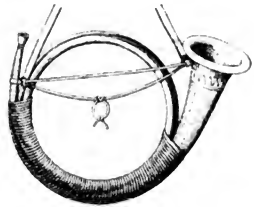


Gerüst einer Jagdhütte.

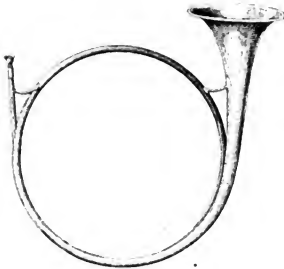
Jagd- und Waldhörner.



1. Flügelhorn oder halber Mond.



2. Großes Jagdhorn.



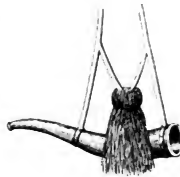
3. Barforhorn.



4. Fuch-Vieh-Horn.



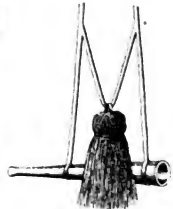
5. Mittelhorn.



6. Räbenhorn.



7. Horn.



8. Sinken.

Jagdkalender, ein Kalender, der die Berichtigungen des Jägers, die Schonzeit des Wildes und sonstiges Bemerkenswerthes enthält. Die Schonzeit ist auch meist auf den Jagdscheinen angegeben.

Jagdlanze s. *Kanzel*.

Jagdlatze s. *Jagdschein*.

Jagdkleidung s. *Jägerkleidung*.

Jagdkunst. Mit Jagdkunst bezeichnet man heutzutage im allgemeinen den Darstellungskreis der bildenden Kunst, welcher die Jagd, das Wild und die Jäger zum Gegenstande hat. — Es muß aber auch erwähnt werden, daß Musik und Poesie dem Jagdbetriebe manchen Stoff, manches Thema entlehnten (Jägerlieder, Jagdsanfaren, Gedichte, welche das Weidwerk verherrlichen).

Die bildende Kunst schenkte fast zu allen Zeiten der Jagd Beachtung. Doch kann von einem selbstbewußt und konsequent ausgebeuteten Darstellungsgebiet im Altertum erst bei den Römern der Kaiserzeit, in der modernen Geschichte seit dem 16. Jahrhundert die Rede sein.

Die ersten bildnerischen Äußerungen des Menschen galten neben dem Weibe der Jagd. Der prähistorische Mensch, der inmitten einer feindlichen Natur als Jäger lebte, hinterließ Darstellungen der von ihm beobachteten und bekämpften Tiere. Es sind das vornehmlich in Horn oder Stein geritzte Zeichnungen, die durch ihre unbeeinträchtigte Auffassung verblüffen und geradezu Belege für die Naturwissenschaft bilden. Weit roher sind die Zeichnungen der auf niedriger Stufe stehen gebliebenen Naturvölker, die auch mit Vorliebe die Jagd behandelten.

Die Kunst der alten Kulturvölker stand — eine jede für sich — im Dienste der neuen Ideenbildungen. Eine gewisse Schilderung des zeitgenössischen Lebens gab es nur nebenbei. Sie galt zunächst der Beschäftigung der Könige und zog erst allmählich weitere Kreise. Die fahrende Kunst im Altertum war die Plastik, doch geben die spärlichen Reste eine zu geringe Vorstellung von der Malerei.

Die hohe Kunst der Ägypter schuf ganz im Sinne ihrer religiösen und gedanklichen Veranlagung. Der Naturfremd unterwarf sich einer Formensprache, die auch jagdbare Tiere, von denen es hochentwickelte plastische Darstellungen gibt, in feierlich vereinfachter Gestalt erscheinen läßt. Näher dem Leben kommen Tierkämpfe und Jagdszenen, die man an den Wänden von Grabkammern und Palästen fand.

Die erste große Darstellung einer Jagd ist uns in einer jüngeren Kunst, der assyrischen, erhalten, die eine viel sinnfreudigere Sprache redet. Es sind die berühmten Reliefs

der den König Assurbanipal (Sardanapal) verherrlichenden Löwenjagd. Doch auch dieses Werk wird von symbolischem Sinne getragen. Der König mit seinem Gefolge verkörpert in jeder Linie die Furchtbarkeit der Macht, das noch im Sterben Schreden einflößende Ungeheuer der Bestien erhöht den Triumph des königlichen Jägers. Verwandt an Ausdruckskraft und Naturbeherrschung, doch frei von dem orientalisches gewalttätigen Geist sind die auf Waffen und Luxusgegenständen angebrachten Jagdabstellungen, die sich in den Palästen von Dynastien des mykenischen Kulturkreises fanden.

Für die Kunst der Griechen, die einen bis dahin unbekanntem Begriff der Menschlichkeit entwickelten, war die Darstellung des schönen Menschen das bestimmende Thema. Die Menschengötter der Mythologie und des Heroentums, ihre Taten und auch die Tätigkeiten des Lebens, die der Bervollkommnung galten, stellten die Aufgaben der Kunst. Hierher rechnete die Jagd nicht. Wohl aber fand sie mit anderen Gebieten des Lebens ihren Niederschlag in den das Leben schmückenden Bildern. Auch bürgerliche Denkmäler, wie die Grabmonumente, zeigen den Jäger. Die zum Hellenismus entwickelte Kunst erweiterte auch den Kreis der Darstellungen. Aus dieser Zeit sind uns berühmte Hundeplastiken erhalten.

Der realistische Sinn der Römer endlich, der Erben der griechischen Kulturformen, wollte auch das Treiben der zeitgenössischen Menschheit veranschaulicht sehen. So entstand damals zuerst eine bürgerliche Kunst. Auf Wandgemälden und Mosaiken reicher Privathäuser hat man verschiedentlich die damals geübten Jagdarten dargestellt gefunden.

Durch die Umwälzungen der Völkerwanderung war die antike Kulturwelt vernichtet worden. In den sich nun entwickelnden europäischen Staatengebilden erwachsen erst allmählich aus der Rauheit der Lebensbedingungen neue Kulturformen, und damit auch eine Kunst. — Die im Orient anfangs unter glücklicheren Bedingungen blühenden Künste, die jagdgeschichtlich viel Interessantes bieten, können hier nicht berücksichtigt werden, ebenso wenig wie die Kunst Ostasiens. — Da die Kirche zunächst die einzige Patronin der Kunst war, so bestimmte sie die Aufgaben und beeinflusste den Stil. Erst als die neue höfische ritterliche Bildung auf den Schlössern eine auch dem Luxus geneigte Gesellschaft versammelte, wurden den Malern weltliche Aufgaben gestellt. Auf Schloß Kuntstein in Tirol und in der Burg der Päpste in Avignon sind uns aus dem 14. Jahrhundert Wandgemälde erhalten, die höfische Jagden darstellen. Es sind historische Dokumente,

die allerdings den unvorbereiteten Beschauer durch ihre zartlinige, man möchte sagen weltfremde gotische Kunstsprache befremden. Doch auf dem religiösen Bilde selbst bereitete sich der Umkehrung zu einer neuen Kunstepoche vor. Der ständig steigende Wirklichkeitsinn der Künstler brängte zu einer vielseitigeren Darstellung der Natur, und die entstehende breitere soziale Schichtung der Nationen unterstützte diesen Realismus. Im 15. Jahrhundert macht sich die Wirklichkeit led im Kirchenbilde breit; im 16. Jahrhundert dann iondern sich die Gebiete. Frische, treffende Studien widmet schon in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Oberitalien Vittore Pisano (1380—1456) den Tieren des Waldes und den Jagdhunden. Sein Bild des heiligen Eustachius (Subertus) im Walde vereinigt seine Erfahrungen. Doch kommt Italien später für die Jagdkunst nicht mehr in Betracht. In Deutschland, das in der Kulturentwicklung erst in einem Abstand von Jahrzehnten folgt, gibt Albrecht Dürer (1471—1528) seinen Kupferstich des heiligen Eustachius erst um die Wende des 16. Jahrhunderts. Doch ist hier auf Pferd und Hund fast mehr Wert gelegt als auf das Wild. Unbekannt ist ja der „Feldhase“, die meisterhafte Tuschzeichnung von 1502. Noch mehr Naturliebhaber, wenn auch unkorrekter in der Beobachtung und geringer im Können, war Lucas Cranach (1472—1553). Viele seiner Blätter sind mit den Tieren des Waldes belebt. Diese fehlen auch nicht auf den Paradiesbildern; ja, der andächtig im Walde sitzende Hieronymus wird von aller Art Wild besucht. Berühmt ist die mit Jagdtieren in Federzeichnung geschmückte Seite im Gebetbuch Kaiser Maximilians. Von diesen idyllischen Darstellungen abgesehen, hat Cranach auch eine große Hirschjagd in Holz geschnitten. In seiner Stellung als Hofmaler spielte die Verherrlichung der Jagd eine Rolle. Auch in Burchmairs (1473—1531) graphischem Werk ist die zeitgenössische Jagd vertreten.

Die Künstler entdeckten zu dieser Zeit alle Gebiete des Lebens, an die zu rühren man bis dahin gar nicht gedacht hatte, Wald und Jagdleben wurden ein Lieblingssthema der Deutschen. Zahlreiche Studienblätter bezeugen das. Doch reine Jagdbilder zu malen, daran dachte man noch nicht. Der neuen Buchdruckerkunst, die mit der immer größeren Entwicklung ihrer Mittel in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts sehr belehrende Tendenzen verfolgte, verdanken wir Jost Ammans Jagdbuch von 1582, welches das Leben des Wildes und alle Arten der damals gebräuchlichen Jagd im Holzschnitt illustriert.

Im Zeitalter des Barock, als Deutschlands Wohlstand durch den Dreißigjährigen Krieg

vernichtet wurde, saßen die tonangebenden Künstler in Belgien und Holland, und damals wurde das Jagdbild gemalt. Der bestimmende Impuls ging von Rubens (1577 bis 1640) aus. Seiner Kunstführung entsprechend, handelte es sich um große Bildformate, auf denen die leidenschaftlichen Momente der Jagd in Kampfgruppen veranschaulicht wurden. Die Ausführung der Tiere lag dabei in den Händen von Franz Snyders (1579—1657), welcher der eigentliche Spezialist war und der dann in seinem Jahrhundert das bedeutendste Vorbild für die Jagdmalerei seiner Heimat sowie Deutschlands und Frankreichs wurde. Der Tierkampf oder die Jagd entsprach nun einmal den Anforderungen dieser Kunstschule; aber oft scheint sich der Künstler geradezu zu dieser Dramatik zwingen zu müssen. Seine vorzüglichen Stillleben und meisterhaften Studien werden dem heutigen Jagdmaler fast noch mehr zulagen als die großen Kompositionen. Jan Breughel (1568 bis 1625), ein anderer Blume, liebt es, seine Bilder viel mit Tieren aller Art zu staffieren. In Holland, wo zu dieser Zeit das Tierbild die vielseitigste Behandlung findet, erscheint das Wild nur in den mit großer Kennerschaft gemalten Stillleben, den sogenannten Jagdtrophäen des Utrechter Jan Weenix (1640 bis 1719). Eine mehr elegante Richtung der Malerei vertrat der seiner Zeit sehr beliebte Philipp Wouvermann (1619—1668), der in der Landschaft das Treiben der vornehmen Jagdgesellschaft darstellte. Die Snyderssche Auffassung und die dieser beiden Holländer wurden für Europa maßgebend.

Der Hof Ludwigs XIV. brauchte verherrlichende Darstellungen der großen königlichen Jagden, die Höfe Deutschlands ahmten nach. Doch will man einen Franzosen nennen, der den Namen eines Jagdmalers verdient, so sei es der vielseitige François Desportes (1661—1743), der durch seinen Geschmack und den unbedingten Wirklichkeitsinn noch heute entzückt. In Jean Baptiste Dubry (1686—1755) hatte er einen vorzüglichen Nachfolger.

In Deutschland stand es in diesem 17. Jahrhundert schlimm. Der große Bedarf wurde meist durch unbedeutende Leistungen gedeckt. Karl Andreas Rutherd, der in den sechziger Jahren im Geiste der Snyderschen Vorbilder schuf, ist wohl der beste Name. Außer ihm seien noch Matthias Scheits (etwa 1640—1700) und August Duerfurt (1696—1761) genannt. In den Höfen sehr geschätzt, vor allem auch als Hunde- und Pferdemaler, waren die Brüder Johann Georg Hamilton (1672—1737) und Philipp Ferdinand Hamilton (1664—1750)

die namhaftesten Vertreter dieser aus Schottland stammenden Künstlerfamilie.

Im 18. Jahrhundert griff unter dem Einflusse Frankreichs eine spirituelle, der Kraft abholde, fast feminine Kunsttendenz um sich. Das Thema der Jagd wurde am liebsten in so präziöser oder sentimentaler Art behandelt, wie es berühmte Porzellangruppen jener Zeit zeigen. Da hatte das ärmere Deutschland wenigstens den Vorzug, natürlicher und wärmer empfindend zu sein. Dieses Jahrhundert gebar ja zugleich die Naturwissenschaften. Die berühmten Kupferstichwerke des Schwaben Johann Elias Ridinger (1698—1767) spiegeln all diese Zeitendungen wieder. Sie waren für die Epoche überzeugend und schienen schlagend in ihrer Naturtreue. Ein Hauptwerk Ridingers sind die 40 Blätter von 1736. Ridinger, selbst Jäger und leidenschaftlicher Waldfreund, will bei aller Objektivität doch stark die von ihm empfundene Poesie im Dasein der Tiere in seine Blätter bringen. Wir sehen heute eine gewisse Gespreiztheit in den Gliedmaßen und Verbildungen der Formen, die den sein Bild genau kennenden und beobachtenden Weidmann von heute nicht zur vollen Schätzung dieser künstlerisch oft hochstehenden Blätter kommen lassen.

Die Kunst des ausgehenden 18. Jahrhunderts steht vor dem Gefühl, eine Zeit der Annatur überwinden zu müssen, aber man schlägt den Umweg über den Klassizismus ein. Erst im 19. Jahrhundert entsteht wieder eine realistische Kunst, die fortschreitend alle Themen des Lebens ergreift und deren Ideal es ist, dem Gegenstand und der Stimmung nach möglichst treu zu charakterisieren. Für Deutschland, das seit zwei Jahrhunderten seine namhafte Kunst befehlen hatte, bedeutete dies geradezu eine zweite Renaissance. Ganz neue Bahnen schlug im 19. Jahrhundert die Landschaftsmalerei ein; die Jagdmalerei kann man von nun an nur im engen Anschluß an sie betrachten. Während der Landschaftler früher nach Studien im Atelier malte und eine weitgehende Übergebung, vor allem der Farbe, ihm nötig erschien, rückt er jetzt ins Freie, um im Ringen mit Form und Farbe sein Bild zu gestalten. Der Jagdmaler wird nicht wie früher das Bild zu mehr oder weniger künstlichen Gruppen vereint malen, sondern er gibt Feld und Wald vom Bilde belebt. Doch auch um die Tiere selbst gut darzustellen, bedurfte es ganz neuer Arbeit.

Das durch den im Anfang des 19. Jahrhunderts aufkommenden Kennsport angefeuerte Rasseverhältnis der Pferde-maler kam auch zugleich der Darstellung der Hunde

zugute, womit man schon in den Interessentkreis der Jäger gelangte. Der Engländer Landseer (1802—1873) war ein berühmter Hundemaler. Bei uns seien Franz Krüger (1797—1857) in Berlin, Franz Adam (1815—1886) in München und später Steffed (1818—1890) in Berlin als Pferde- und Hundemaler genannt. Das Hauptkapitel der Tiermalerei im 19. Jahrhundert gilt anfangs den Tieren der Landwirtschaft; das Bild selbst nahmen mehr Zeichner zum Gegenstand. Der Holzschnitt-illustrator Guido Hammer (1821—1898) sei hier genannt, auch Steffed erscheint als Illustrator in v. Winterfeldts Bildern aus dem Jägerleben. Die ersten Maler des Bildes waren keine Spezialisten, wie übrigens auch später oft die besten Leistungen von bedeutenden Künstlern stammen, die sich nur gelegentlich diesem Gebiete zuwandten. In Frankreich muß vor allem Courbet (1819—1877) genannt werden, dessen Nehe und Jagdstilleben Meisterstücke der Malerei sind. In Deutschland übertrug Ferdinand von Raxki (1807—1890) durch ein paar große Bildarbeiten, von denen die berühmten Bildschweine die Möglichkeit des großen Snyderischen Genres in modernem Geiste zeigen. Die Münchener Schule, mit dem bekannten Jäger von Wilhelm Leibl (1844—1900), die norddeutsche Richtung mit Ludwig Knaut (1829—1910), Paul Meyerheim (geb. 1842) und anderen liefern verschiedene Beiträge.

Beim Auftreten der ersten Jagdspezialisten standen die Beobachtungen der Landschaftler im Freien vor ihrem letzten Wendepunkt. Im letzten Drittel des Jahrhunderts kam man dazu, die Farbenstimmung der Natur unter dem Wechsel des Lichts, aus dem die Tagesstunden abzulesen sind, und unter der verschiedenen Wirkung des Wetters darzustellen. Niemand kann hier genauere Kenntnisse erwerben als der Jäger, und man wird später gewiß einmal von Jagdlandschaftlern sprechen. Diese Maler schufen oft Dinge, die ohne Vorgehichte sind. Aber auch die Darstellung der Tiere selbst brachte unglaubliche Verfeinerungen gegenüber der Blüteperiode im 17. Jahrhundert, gegenständlich vor allem in der farbigen Erscheinung, dann aber — ganz neu — auf dem Gebiete des Biologischen. Man findet das Leben und Wesen der Tiere und ihr Verhalten bei der Jagd aufs eindringlichste beobachtet. Manche Maler, die sich ausschließlich als Tierdarsteller fühlen, haben die Neigung, von der Landschaft mehr abzusehen und das Interesse auf das Tier selbst zu konzentrieren. Sie können dabei (da es in dieser Zeit keinen Typus des reinen Jagdtierbildes ähnlich dem des

17. Jahrhunderts gibt) leicht in die Gefahr geraten, als Gemälde ein Zwitterding zu schaffen, während sie in ihren Zeichnungen und Studien vorzüglich sind. Eine Unsumme von eifriger Arbeit steckt in den Leistungen dieser letzten Zeit.

In dem die Jagdkunst der modernen Völker behandelnden Teil ist bisher nur von Zeichnung und Malerei die Rede gewesen. Ihren umfassenden Darstellungsmöglichkeiten gegenüber tritt auch die Bedeutung der plastischen Kunst für unser Thema sehr zurück. Nach Ablauf des Mittelalters steht sogleich am Anfang der weltlichen Plastik die nicht an die monumentalen Geseße gebundene, mehr der subtilen Schilderung zugängliche Kleinplastik, deren Begründer der Italiener Andrea Riccio (1470—1532) war. Auch Benvenuto Cellinis (1500—1572) berühmte Diana von Poitiers ist der Phantasia eines Kleinplastikers entsprungen.

Die Barockplastik, die im Zusammenhang mit der fürstlichen Schloß- und Gartenarchitektur Statuen und Gruppen zu schaffen hatte, ist recht eigentlich dekorativer Natur. Hier findet man viel den Jagdbetrieb verherrlichende Darstellungen. Auch zum Schmuck der Portale und Innenräume waren Jagdmotive sehr beliebt. Eisenbeinschnitzereien, Gläser und andere Gegenstände der Kleinkunst zeigen, wie sehr die Jagd die dekorative Phantasia im 17. Jahrhundert beschäftigte bis weit ins 18. Jahrhundert hinein. Die Porzellangruppen der Nymphenburger-Manufaktur stellen einen Höhepunkt des Rokoko-geschmades dar.

Das 19. Jahrhundert mit seinen gründlichen, ernstesten Bestrebungen auf allen Gebieten brachte auch eine Neubelebung der Tierplastik. Der Klassizismus knüpfte an antike Vorbilder an, wie überhaupt aus Mangel an einer reichen Tradition auch später oft Schöpfungen der alten Kulturvölker Einfluß übten. Leidenschaftliche moderne Werke sind die Tierplastiken des Franzosen Antoine Louis Watteau (1795—1875). Eine spezielle Jagdplastik trat erst mit dem Zunehmen der Jagdmalerei ins Leben. Sie scheint aber ihre Wurzeln bisher in Kleinarbeiten geleistet zu haben.

Nun seien noch die bekanntesten zeitgenössischen Jagdkünstler und ihre Vorgänger namhaft gemacht. An erster Stelle müssen wir Christian Kröner (1834—1911) und Johann Christian Deiker (1822—1895) nennen, die eine Zeitlang für die deutsche Jagdmalerei beinahe alles bedeuteten und Schule machten, was besonders von Kröner gilt. Von ihren Staffeleien nahm das moderne Jagdbild seinen Weg zur grünen Wilde einerseits, zu den Nachtstrebenden andererseits: das Wild im Re-

vier, in allen Phasen seines Daseins, in allen seinen Beziehungen zum Heger und Jäger. Es erübrigt, sich weiter hierüber zu verbreiten. Der Beschauer verlangt, daß die Landschaft fast gleichwertig behandelt wird. Daneben werden auch Bilder gerühmt, die sich mehr mit dem Wilde allein befassen, ähnlich wie wir es bei Snyders, bei F. von Kayski („Wildschwein“) sehen und bewundern.

Nach 1870/71 nimmt in Deutschland die Zahl der Jagdfreunde erheblich zu, und damit wächst die Reihe der Liebhaber von Jagdbildern lauinengleich. Und so verlegen sich denn mehr und mehr Künstler (und solche, die es sein möchten) auf die Jagdmalerei; wir erleben eine „Überproduktion“, speziell an Bildern. Das ist nicht wegzuleugnen. Wirkung erzeugt Gegenwirkung: Angesichts der vielen Spreu unter dem Weizen verhält sich die Kritik meist schweigend oder gar ablehnend — oft in übertriebener Weise, auf allzu hohem Roßharn einhersehreitend, was in den Kunstplaudereien der „Deutschen Jäger-Zeitung“ wiederholt gebührend beleuchtet worden ist.

Alles in allem können sich die Deutschen vor anderen Nationen, wie als weidgerechte Jäger, so als Jagdmaler, ohne Überhebung getrost sehen lassen. Auch die Jagdplastik leistet gegenwärtig alles, was man wünschen mag. Kurz und gut: Wir dürfen uns rühmen, einen Kreis von Künstlern zu besitzen, auf deren Werke die Jäger, ja die ganze Nation mit Recht stolz sein können. Hoherfreulich ist es, festzustellen, daß neuerdings immer feineres Verständnis in die große Masse der Jagdkunstfreunde bringt, daß unser Fachpublikum Kunstwerke höheren Wertes vom Ritze unterscheiden lernt.

Aus der Zahl zeitgenössischer Jagdkünstler mögen hier unter anderen noch erwähnt sein — Maler: Graf Brühl, Drathmann, Filentscher, Frieße, Hüntten, Kappstein, Georg Koch, Kuhmert, von Raffai, Rühlig, Otto, von Rausinger, Rednagel, A. Richter, Schmißberger, Specht, Sperling, Freiherr von Stenglin, Thiele, Ungewitter, Wagner, Zimmermann. Ihnen schließt sich eine Reihe trefflicher Illustratoren an. — Bildhauer: Gaul, Korn, Freßchner, Fallenberg, Rusche, Vordermayer. — Von Ausländern an erster Stelle der Schwede Nilsefors, dann Thomas-Blinks, Östbert, Thorburn. Diese Aufzählungen sollen keineswegs erschöpfend sein.

Eine erweiterte Liste von Namen findet sich in Oberländers „Lehrprinzip“, II. Aufl., Seite 23 und in dem Aufsatz „Die Jagdkunst“ von E. E. Leonhardt in der Deutschen Jäger-Zeitung Bd. 61.

Jagblappen (Lappen), 50 cm lange und 10 cm breite, gefäumte Leinwandstreifen von waschweicher roter, gelber, weißer und blauer Farbe, die je nach der Wildart in Abständen von 0,5 bis 1 m abwechselnd in der bezeichneten Reihenfolge der Farbe an eine dünne, aber feste Schnur von russischem Hanf genäht sind. Um ein Einrollen der Lappen zu verhüten, sind am unteren Ende und in der Mitte je eine dünne Fischbeineinlage angebracht. Man verwendet diese Jagblappen zum Einlappen von Rotwild, Damwild, Gemsen, Wölfe, Füchse und Hasen, die die Lappen sehr weit äugen und fürchten. Säuen und Mehe respektieren die Lappen weniger gut. Die J. werden der betreffenden Wildart entsprechend in Augen-(Lichter-)höhe angebracht und wenn nötig, z. B. bei Rotwild und Füchsen, so geboppelt, daß die Lappen der oberen Leine über den Zwischenräumen der unteren Lappen hängen.

Diese leicht transportablen und bequem an Zweigen oder vorher eingesetzten Stellsäben anzuhängenden Lappen machen die früheren schweren Tuch- und die wenig nützlichen Federlappen ent-

behrlich. Die Lappen werden vor der Jagd von *Haspeln* ab- und nach der Jagd wieder aufgewickelt. Zu je 2000 lfd. m Lappen gehören 4 Haspeln, 1 Träger und 1 Leibgurt. Drei Mann sind imstande, in 2 Stunden 7,5 km, also eine deutsche Meile Länge, zu verlappen. Vorn geht ein Mann, der Träger, Haspel mit Lappen und Leibgurt hat, als zweiter folgt der Mann, der in 60 bis 70 Schritt Entfernung die Lappenschnur über Äste oder auf Stellsäbe legt bzw. widelt, und als dritter einer, der Reservehaspeln mit Lappen trägt. Wird rechts und links von einem für den Verkehr offen zu haltenden Weg gelappt, so werden an seinen beiden Seiten sog. *Kulissen* auf 50 bis 70 Schritt Länge gerichtet. Hauptbedingung beim Lappen ist es, stets eine möglichst große Fläche, z. B. für Rotwild 1 bis 2 qkm, auf allen Seiten einzulappen und die Lappen derart aufzuhängen, daß das Wild sie so früh und so weit wie möglich äugen kann. Das Wild, besonders Rotwild, darf man in den Lappen nicht treiben, sondern nur anregen. Bei Safentreiben auf dem Felde werden für

10 Schüben vor der Jagd Parallelstreifen von je 700 m Breite abgesteckt und durch Strohwische bezeichnet. Bei der Länge von 1 bis 2 km werden 3000 bis 6000 m Lappen gebraucht. Hiermit werden vor Beginn der Jagd die beiden ersten Treiben (also 3 Reihen) in der Richtung der Strohwische durch Aufhängen der Schnur auf 1 m lange Stellsäbe verlappt. Nachdem 10 Mann das erste Treiben getrieben haben, nehmen sie die erste Lappenreihe ab und hängen sie in die nächste Reihe der Strohwische als zweite Seite des dritten Treibens auf, während 10 andere Leute den zweiten Trieb treiben. Man benutzt diese Lappen auch, um zur Verhütung von Wildschaden Wild vorübergehend vom Austreten auf Feldfluren oder Jagden, die von Ksjägern beschossen werden, zu verhindern. — Der Ausdruck „durch die Lappen gehen“ rührt von dieser Vorrichtung her.

Jagdliteratur. Das älteste schriftliche

Dokument der Jagdausübung in Deutschland findet sich im „Nibelungen-Lied“ (erstmalig zu Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts zusammenge stellt), wo man gleich mit einem hohen Stand-



1. Tuchlappen.



2. Federlappen.

punkt der Jagd bekannt gemacht wird. In dem Gesang „Wie Sifrit erlagen wart“ wird erzählt, daß Siegfried, von einer genossen gemachten Brade und einem erfahrenen Weidgesellen begleitet, jagte. Die für die hohe Jagd gebrauchten Hunde waren säßen oder braden, hesehundbe oder triphunde und leithunde oder suochhundbe. Einen weiteren hochwichtigen Beleg für die Jagdausübung des frühen Mittelalters bietet das Minnelied „Tristan und Isolde“, das in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts (1210?) durch Gottfried von Strassburg die jetzige Gestalt erhielt. Von den 1150 und 1170 entstandenen Teildichtungen sind uns leider nur dürftige Bruchstücke erhalten geblieben. In den Versen 2757—3375 wird „die Jagd“, besonders aber die Kunst des Zerwürfens, des Fürtie- oder Curée-Machens in meisterhafter Weise geschildert, wobei von Tristan die noch heute üblichen weidmännischen Ausdrücke gebraucht werden.

Aus der Mitte des 13. Jahrhunderts stammt das französische Wert „La Chasse dou Serf“, das dem Könige Ludwig IX.,

dem Heiligen, zugeschrieben wird. Es schildert in 324 Versen die Parforcejagd, wie sie bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts in ihrer Heimat ausgeübt wurde. Interessant ist, daß in ihm bereits die Zeichen des Hirsches Erwähnung finden; es werden ihrer drei genannt: Fährte, Losung und Himmelszeichen. Von der Fährte wird erwähnt: der Stumpj (esponde), der Ballen (talon) und die Oberrücken (les os). Diesem königlichen Jagdschriftsteller folgt sodann ein kaiserlicher, der Kaiser *Friedrich II.* (1194—1250) schrieb bezeichnenderweise über die Beize. Sein Werk erschien erst 1596 unter dem Titel „*Reliqua librorum Friderici II. Imperatoris, de arte venandi cum avibus, cum Manfredi regis [seines Sohnes] additionibus, ex membranis vetustis nuno primum edita*“ (deutsch von H. Schöpffer, Berlin 1896). Das erste Kapitel enthält eine Lobrede auf die Falkenbeize, die als die edelste Jagdart gerühmt wird; sodann folgt die Beschreibung des Körperbaues, der Lebensweise, Wanderungen der zur Beize brauchbaren Falkenarten, ihre Züchtung, Abrichtung und endlich die Beize selbst. *Friedrich II.* gibt an, daß er seine Kenntnisse größtenteils den Arabern verdankt. Ihm folgte der berühmte Gelehrte *Albertus Magnus* (1193—1280), der ein 1478 in Rom erschienenen „*Opus de animalibus*“ verfaßte. Im 23. Buche desselben (de falconibus, asturibus et accipitribus) bringt *Albertus* in der Hauptsache einen ziemlich kritischen Auszug aus Kaiser *Friedrichs* Niederschrift, dessen Werk auch dieses Buch aus dem opus de animalibus mehrfach beigefügt wurde. Ebenfalls nur eine Zusammenstellung lieferte *P. de Crescentiis* in seinem 10. Buche (de diversis ingenii capienda animalia) der 1304—1309 erschienenen „*Ruralium commodorum libri XII*“, von dem nur die Teile über Vogelfang und Beizjagd einiges Interesse besitzen. Das Werk wurde 1373 auf Veranlassung *Karls V.* ins Französische überlegt; die erste deutsche Ausgabe erschien 1471 in Augsburg. Die englische Parforcejagd schildert *Gunthome Twici* in dem 1307—1327 veröffentlichten Werke „*Le Art de Venerie*“. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts (1370?) scheint in Schwaben ein großes Werk über die Hirschkjagd geschrieben worden zu sein, von dem aber nur Bruchstücke oder Auszüge erhalten geblieben sind (Handschrift im kgl. württembergischen Staatsarchiv). Sie wurden von v. Karajan unter dem Titel „*Von den Zeichen des Hirsches*“ veröffentlicht (Wien 1858 und 1881) und beschreiben bereits 25 Hirszeichen, die sämtlich heute noch anerkannt sind.

Die feine Kultur der französischen Höfe, an denen die Jagd eine große Rolle spielte,

hob die J. ungemein, sie erscheint jetzt häufig in Gedichtform, wenn auch natürlich mit all dem Schwulste verdrängt, ohne den damals ein unter den Augen des Herrschers entstandenes Werk unbenutzbar war. Gleich die erste uns überlieferte Erscheinung war von hoher Bedeutung. *G. de la Bigne* schrieb im Auftrage seines gefangenen Herrn *Johann II.* „*Le Roman des oyseaux*“. Die Arbeit entstand gegen 1370 und ist ein allegorisches Gedicht, in dem *L'amour des oyseaux* (Beizjagd) und *L'amour des chiens* (Parforcejagd) um den Vorrang streiten. Der als Schiedsrichter angerufene König *Johann II.* neigt in seinem Herzen mehr der Parforcejagd zu, will aber in gerechter Würdigung der Vorzüge beider Streitenden kein ausschlaggebendes Urteil fällen, erst der herangerufene König *Eduard III.* von England verfährt sie, indem er beider Wert ausbrüchlich anerkennt. Das Gedicht gibt eine prächtige Beschreibung der damals üblichen Jagdmethoden, vertieft sich aber mit glühender Begeisterung besonders in die Parforcejagd (la Chasse Royale) und ist endlich für die Geschichte des französischen und englischen Hofes von hoher Bedeutung. Eine der wichtigsten Erscheinungen der älteren J. ist das Werk von *Gaston III.*, Graf *de Foix.*, „*Phebus des deduits de la chasse des bestes sauvaiges et des oyseaux de proye*“. *Gaston* begann sein Werk 1387; als Manuskript befindet es sich in einer 1436 angefertigten Kopie in der Bibliothèque Nationale in Paris, die erste bekannte Druckausgabe erschien zu Ende des 15. Jahrhunderts. Eine sehr gute Ausgabe ist 1854 unter dem Titel „*La Chasse de Gaston Phoebus, Comte de Foix etc.*“ in Paris veröffentlicht worden. Das Werk beschreibt mit Ausnahme der Beize alle Jagdweige mit außerordentlicher Gründlichkeit und Klarheit und ist auch in jagdlich-zoologischer Hinsicht von hohem Interesse. 1394 vollendete *Hardouin*, Seigneur de Fontaines-Guérin, seinen 1948 Verse umfassenden „*Trésor de Venerie*“, dessen 1. Teil (Vers 146—640) die Vornsignale enthält und daher eine höchst wichtige Quelle für mittelalterliche Jagdmusik bildet. Die übrigen Verse bieten eine Schilderung der Parforcejagd des Rotwildes, die in keiner Weise an *Gaston de Foix* Arbeit heranreicht. Das Werk erschien wohl zum ersten Male vollständig im Druck 1855 in der Bearbeitung von *Baron Jérôme Pichon*.

Das Erscheinen des ersten deutschen Gedichtes über die Jagd konnte leider zeitlich nicht genau festgestellt werden, doch lebte sein Verfasser *H. v. Lober* im 14. Jahrhundert, so daß wir die Anfertigung seines

Werkes etwa in die zweite Hälfte dieses Säkulums setzen müssen. Es betitelt sich „Du jagt“ und stellt das ritterliche Liebeswerben unter dem Bilde eines funktgerechten Weidwerks dar. Besonders bemerkenswert an dieser Arbeit ist, daß sich v. Laber in ihr mit außerordentlichem Geschick der Weidmannssprache bedient, damit einen bedeutenden jagdgeschichtlichen Beitrag liefernd. Das Gedicht wurde 1850 in der „Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart“, Bd. XX, sowie von E. Steyßkal, Wien 1880, erneut herausgegeben. Ohne Verfasserangabe erschienen etwa 1478 das Werk „Das erste Buch nahet also an vnuß leret paissen vnd auch den habich erkennen“, also eine Arbeit über die Beize. Das weist an feiner Stelle zitierte, 1510 in Straßburg erschienene Schriftchen „Ein schön buchlin von dem hasßen mit dem habich“ ist nach E. v. Dombrowski ein fast wörtlicher Abdruck des vorgenannten Buches.

Etwa 1370 entstand in Frankreich ein weiteres, für die Jagdgeschichte außerordentlich bedeutendes Werk unter dem Titel „Le Livre du roy Modus et de la royne Racio“, dessen Verfasser, ein französischer Rödnch (Gentri de Ferrières?), hier in ganz eigenartiger Weise die Jagdbilderungen mit religiösen, mystischen und metaphysischen Betrachtungen verquilt. Der jagdliche Kern zeugt aber von einer überaus seltenen Klarheit, Beobachtungsgabe und Erfahrung, auch die zoologischen Teile ragen weit über das in diesem Zeitalter Übliche hinaus. König Modus ist der Lehrprinz, der seine Jungjäger in die Lehren des Weidwerks einführt, die Königin Racio erläutert diese Lehren durch ihre Erfahrung. Es stehen also die Praxis (modus) und die Theorie (ratio) beisammen, um dem angehenden Jäger gleichzeitig ihre Hand zu bieten. Originell ist die Betrachtung der Königin De moralitez des bestes, sie teilt die zehn Jagdtiere in fünf Doucees und fünf Puans ein. Erstere, der Firsch, das Tier, das Damwild, das Reh und der Hase, besitzen einen angenehmen Geruch und ihre Dede hat eine schöne Farbe; zu den Puans gehören das Wildschwein, der Wolf, Fuchs, Dachs und die Wildkatze, weil von ihnen ein übler Geruch ausgeht, sie sind den bösen Menschen zu vergleichen. — Ein gutes Werk über die Reihbeize gab Ende des 15. Jahrhunderts Eberhard Hiesel in seinem „Aucupatorium herodiorum“, das E. von Dombrowski mit Kommentar 1887 (im Selbstverlage) veröffentlichte. Ein glänzender Schriftsteller, dessen Arbeiten teilweise allerdings wohl nie gedruckt wurden, war C. de Brécé. Etwa 1492 erschien in Paris seine Arbeit „La Chasse du grand Seneschal du Normandie“,

eine prächtige Schilderung der damaligen Firschjagd; um dieselbe Zeit „Ditz du bon chien Souillard“, die neben den beiden ungedruckt gebliebenen „Les Epitaphes de Basque, chien d'oiseau du roy Louis XI.“ und „Les Epitaphes du bon Relay“ für die Geschichte der Jagdhunde von bleibendem Werte sind. Eine Verherrlichung der berühmten Jägerin, einer Tochter Ludwigs XI., waren die ebenfalls nicht gedruckten „Les Louenges de ma dame Anne de France“. Wohl das beste im Mittelalter geschriebene Buch über die Fallensetze hatte einen Gelehrten, G. Tardiff, zum Verfasser; es erschien 1492 unter dem Titel „L'art de Fauconnerie“ und enthält u. a. die Lehren verschollener Meister. Das Jahr 1511 besetzte der Lesertitel „La Fauconnerie“ von J. de Franchières, weit besser aber war das 1519 erschienene Werk *Aquavivas*, „Belisarii Aquavivi Aragoniei Neritiorum ducis de Venatione et de Aucupio“, das Jagd, Beize und Vogelfang ausgezeichnet beschreibt. Ein wertvolles Zeugnis für die zeitgenössische Firschjagd, wenn auch in überladener, lateinischer Stile mit schwierigen Konstruktionen, ist das 1536 in Paris erschienene Schriftchen des gelehrten G. Budé „De Venatione“, das in erster wie in zweiter Auflage (Basel 1553) als Anhang zu Budés *Philogia* veröffentlicht wurde.

Eine recht ausführliche Sammlung der deutschen Weidmannsausdrücke gab Ros Meurer, kurfürstlicher Pfalzrat und Doktor der Rechte, in seinem 1560 erschienenen Werke „Von Forstlicher Oberherrlichkeit / Was die Recht/ der Gebrauch/ die Willigkeit des halben vermdt. Mit Fleiß und mit geringem allen Weidleit nuß/ in Teutscher Sprach beschriben und zusammentragen; Pforstheim“. Das nunmehr anzuführende Werk von J. du Fouilloux „La Vénerie; Poitiers 1561“ ist eine ganz vorzügliche Arbeit, in der so ziemlich das ganze damalige Jagdwesen Schilderung erfährt. Außer einer Beschreibung der Hunde, ihrer Arten, Ernährung, Dressur, wird die Naturgeschichte des Rot- und Schwarzwildes gegeben; die Jagdmusik, die verschiedenen Jagdmethoden erfahren eingehende Schilderung. Die weite Verbreitung dieser Arbeit auch unter den deutschen Weidmännern ergibt sich daraus, daß seit ihrem Erscheinen viele französischen Ausdrücke Eingang in die deutsche Weidmannssprache fanden, ein Umstand, dem eigentlich erst die neuere Zeit absichtsvoll und mit Erfolg begegnet ist. Eine ebenso bedeutende und berühmte Arbeit stammt von Claude Gauchet, sie erschien 1583 unter dem Titel „Le plaisir des champs, divisé en quatre parties selon les quatre saisons de l'année . . . où est traicté de

la chasse et de tout autre exercice récréatif, honneste et vertueux; Paris“. Eine zweite Auflage erschien 1640, die dritte 1860 in genanntem Orte. Die erste Einzelschrift über eine Wildart schrieb 1585 Simon de Bullandre, Prior von Milly-en-Beauvoisis, unter dem Titel „Le livre“ in Paris; sie enthält aber entsprechend der damaligen Auffassung eine Menge Aberglauben und Mythen. Das bedeutendste französische Werk über die Falkenjagd hat C. d'Arcussia zum Verfasser, es erschien 1592 in Aix unter dem Titel „La Fauconnerie“. d'Arcussia schrieb ferner „La Fauconnerie du Roy avec la conférence des Fauconniers; Paris 1597“; „Discours de Chasse où sont representez les voulds faits en une assemblee de Fauconniers, Paris 1614“; „Lettres de Philoerax à Philofalco. Où sont contenues les maladies des oyseaux, et les remèdes pour les guerrier; Paris 1627“. Die Gesamtausgabe von 1627 enthält sämtliche genannten Schriften; deutsche Ausgaben erschienen 1611 in Augsburg, 1627 und 1704 in Frankfurt a. W. d'Arcussias Schriften sind von bleibendem Werte, sie zeichnen sich sowohl in jagdgeschichtlicher wie in literarischer Hinsicht aus.

Der oben erwähnten Monographie des Spalen folgte 1603 eine solche des Hirsches von J. G. Agricola „Cervi exoriati et dissecti in Medicina usus, Bamberg“. Diese, sowie die 1617 herausgegebene erweiterte Auflage sind nur von literarhistorischem Interesse, da sie lebendig die Verwendung des Hirsches und seiner Teile in der damaligen Heilkunde schildern. 1611 schrieb L. Bisciola die erste uns überlieferte Geschichte des Vogelfanges und der Beize unter dem Titel „Aucupii per falcatas aves usus quam antiquus, et de accipitrum genere. Ingolstadt“; das Werk ist sehr selten. Erst 51 Jahre — also 1625 — nach des Verfassers Tode (1574) erschien eine der besten Einzelschriften über das Rotwild und seine Jagd, die auch heute noch nicht übertroffen ist. Sie stammt aus königlicher Feder und heißt „La Chasse Royale Composée par le Roy Charles IX, Paris“, aus ihr sprechen eine seltene Beobachtungsgabe und leidenschaftliche Liebe zum Wildwert. Von der Arbeit erschienen 1857 die zweite und dritte, 1858 die vierte und 1859 die fünfte Auflage.

Ebenfalls für die Jagdgeschichte von hohem Werte, außerdem aber auch den Vogelfang ausgezeichnet schildernd ist die von J. C. Ailinger 1630 in Kaißel erschienene Arbeit „Vollständiges Jagd- und Wundbüchlein. Von dem Vogelstellen“. Die zweite Auflage erblühte 1651 das Tageslicht unter dem erweiterten Titel „Kürzer Und Einfeltiger Bericht Von dem Vogelstellen /

Wie Raubvögel / Habichte / Veltthühner / Bachteln / Krammet und Andere vögel mit getredten und ingetredten Rehen / in offenem Felde / geholzen und Waffern — mit leimrutten / hüttenfloben / Schneiffen fallen und Schleiffen gefangen Werden, Cassel“ (3. Aufl. 1681; 4. 1688; 5. 1720).

Dieser, unter Berücksichtigung der damaligen Dichterhältnisse großen Anzahl recht guter jagdlichen Werke folgen nun mehrere, die nur kurz erwähnt seien, weil sie, anscheinend unter dem Einflusse des kurz vorher beendeten 30jährigen Krieges stehend, nichts wesentlich Neues bringen. 1657 erschienen in Hamburg „Bitt Dreiners Fürstliche Jäger-Burg / wie Christliche Potentaten ihre Oberforstliche Verordnungen brauchen / das Jagen ohne Erceß zur Ergeßlichkeit treiben und die Hof-Beute der Jäger Art und Sprache fassen“ (2. Ausg. Hamburg 1663). Das Werk ist sehr selten und inhaltlich kaum bekannt. Das Gedicht von Joh. Christoph Lorber „Die ädle Jägerer, Stuttgart 1670“ enthält eine Anzahl Weisprüche. Ebenfalls von geringerer Bedeutung, aber mit reichem und interessantem Wilderschmuck versehen, ist das „Jagdbuch, oder der Dianen hohe und niedere Jagdgeheimnisse“ von Joh. Länger, dessen drei Bände 1682 erschienen. Die älteste jagdlich-zoologische Einzelschrift über die Gämse wurde in Gedichtform 1697 von Joannes Campelli unter dem Titel „Jbex, sive de capra montana carmen venatorum, Venetiae“ (2. Aufl. ebd. 1736) veröffentlicht; beide Auflagen sind sehr selten, besitzen aber keinen hohen Wert in jagdlicher Beziehung. Weiter sind zu erwähnen v. Gödchhausens „Notabilia Venatoris / oder Jagd- und Wildwerts-Anmerkungen / wie es zeithero bey der Vöblichen Jägerer insgemein gehalten; Nordhausen 1710“ (weitere Auflagen Weimar 1732, 1741, 1751, 1764).

Eine seinerzeit außerordentlich berühmte, zweibändige Jagdschrift, die auch heute noch in ihren Schilderungen der zeitgenössischen Jagdgebäude, des Zeremoniells bei Jagden n. v. wertvolle Aufschlüsse gibt, veröffentlichte 1719—24 H. F. Erhr. v. Fleming in Leipzig unter dem Titel „Der vollkommene Teutsche Jäger / darinnen die Erde / Gebirge / Kräuter und Bäume / Wälder / Eigenschafft der wilden Thiere und Vögel / sowohl Historice als Physice und Anatomice: Dann auch die gehörigen Groß- und Kleinen Hunde / und der völlige Jagdzeng. Feslich aber die hohe und niedere Jagdwissenschaft / nebst einem immerwährenden Jäger-Calendar“. Das Werk, obgleich eine der Einseitigkeit entbehrende Zusammenstellung, gibt trotzdem ein gutes Bild der damaligen Verhältnisse; es erregte

seinerzeit ein so hohes Aufsehen, daß 1730 ein Ungenannter einen Auszug daraus „Kurzer Begriff der edlen Jägererei“ herausgab, der in 15 Jahren vier Auflagen erlebte. Einen weiteren schätzenswerten Beitrag zur J. lieferte Joh. Wilh. v. Pärson in dem 1734 in Leipzig herausgegebenen Werke „Der Edle Hirsch-gerechte Jäger / kurz / doch gründlich verfertigt“. F. U. Stisser's „Forst- und Jagd-Historie der Teutschen“, die 1737 in erster, 1754 in zweiter Auflage erschien, war die erste deutsche Forstgeschichte. Der „Tractatus de jure venandi et banno ferino; Von der Jagd- und Wildbanns-Gerechtigkeit, Vena 1744“ von Joachim Ernst v. Beust, kurfürstlich brandenburgisch - kulmbachischem Geh. Regierungsrat in Oßdruff, ist wiederum ein sehr interessantes Werk, das in den Kapiteln 23 und 24 das Jagdzeremoniell, die Jagdborden und die Sage vom wilden Jäger abhandelt.

Das oben erwähnte v. Flemmingsche Werk wurde verdrängt durch H. W. Döbels 1746 in Leipzig erschienene, dreibändige Arbeit „Eröffnete Jäger-Practica, Oder Der wohlgeübte und Erfahrene Jäger, Darinnen Eine vollständige Anweisung zur ganzen hohen und niederen Jagd-Wissenschaft“, die über eingestellte Jagen, Parforcejagd, Vogelfang, Hundestruß usw. erschöpfende und einwandfreie Auskunft gibt. Sie besitzt auch heute noch einen außerordentlich hohen Wert, was sich schon darin ausdrückt, daß bis 1828 eine weitere Auflage sich nötig machte, die infolge weitgehender Umarbeitung keinen Beifall fand. Eine im Neumannschen Verlag in Neudamm erschienene Neuauflage (1912) nach dem Originaltext gibt den ursprünglichen Text in wesentlichen unverändert wieder, nur einige vollkommen veraltete, unwesentliche Abschnitte wurden gestrichen. Döbel hat in diesem Werk auch die Forstwirtschaft behandelt. Dieses ist zwar nur in einer seinem Bildungsgrade und dem damaligen niedrigen Stande des Forstwesens entsprechenden Weise geschehen. Immerhin gehört aber Döbel zu den ersten schriftstellernden Forstbeamten (holzgerechten Jägern!), die durch Niederschrift ihrer Erfahrungen den Grundstein zur Entwicklung der forstlichen Literatur gelegt haben. Das Werk bildete lange Jahre den Hauptschatz des deutschen Jägers. Nur für die Kenntnis der damaligen Weidmannssprache von Wert, sonst aber nicht sehr hoch einzuschätzen, ist das Werk von Carl v. Hepppe „Aurichtiger Lehrprinz oder Praktische Abhandlung von dem Leit- und / als dem Fundament der edlen hirsch-gerechten Jägererei. Recht gründlicher Erklärung der weydmännischen Redensarten

und vielen anderen der Jagdwissenschaft dienlichen allgemeinen Anmerkungen, Augsburg 1751“. Eine zwar gute, vorwiegend aber kompilatorische Arbeit ist „Aurgeschaffter Entwurf der Jägererei oder gründliche Anweisung zu den Wissenschaften, die einem Jagd- und Forstgerechten Jäger zu wissen nötig sind“, der 1756 in Halle von J. J. Büchling veröffentlicht wurde; eine zweite veränderte Auflage erschien in Bearbeitung von F. M. Bechstein 1814. Ein für die Weidmannssprache klassisches Werk ist das von Christian Wilhelm v. Hepppe 1763 in Regensburg erschienene Buch „Einheimisch- und ausländisch Wohltredender Jäger oder nach alphabetischer Ordnung Begründeter Rapport derer Holz- Forst- und Jagdluftwörter nach verschiedener deutscher Mundart und Landesgewohnheit“ (2. Aufl. 1779); allerdings steht es in naturwissenschaftlicher Beziehung nicht über dem Durchschnitt. Wertvolle und wichtige Beiträge zur Jagdgeschichte und Weidmannssprache gibt J. F. Stahls vierbändige, 1772—1780 in Leipzig erschienene „Onomatologia forestalis - piscatoria - venatoria oder vollständiges Forst-, Fisch- und Jagdlexikon, in welchem alle bei dem Forst-, Fisch- und Jagdwesen vorkommende Kunstwörter erklärt“. Recht beliebt war seinerzeit — es erschienen zwölf Auflagen von ihr — die 1778 in Paris ohne Verfasserangabe veröffentlichte „Avicetologie françoise ou traité général de toutes les ruses dont on peut se servir pour prendre les oyseaux qui se trouvent en France“. Verfasser war der etwa 1740 in Aubepierre bei Langres geborene, 1793 verstorbene Pierre Bulliard.

Den durch den 7jährigen Krieg verschuldeten Niedergang der Wildbahnen zu heben, gab A. B. Reichsgraf v. Mellin zwei Werke heraus, die der Beachtung wert sind; 1779 erschien „Versuch einer Anweisung zur Anlegung, Verbesserung und Nutzung der Wildbahnen sowohl im Freyen als in Thiergärten, Berlin und Stettin“ und 1800 „Unterricht, eingefriedigte Wildbahnen oder große Thiergärten anzulegen und zu behandeln“. Ein sehr brauchbares, mit vielen trefflichen Beobachtungen und Bemerkungen ausgestattetes, achtbändiges Werk erschien in den Jahren 1793—1806 von F. E. Jester unter dem Titel „Aber die kleine Jagd, zum Gebrauche angeführter Jäger und Jagdliebhaber, Königsberg“. Es ist das wohl eines der wertvollsten Werke über die Niederjagd; von ihm sind fünf Auflagen bekannt geworden (5. Aufl. bearbeitet von O. v. Kienenthal, Leipzig 1885). Erwähnt sei übrigens, daß Jester auch die jagdliche Poesie wesentlich bereichert hat. Gerade hier fehlte es un-
gemein in dieser Zeit, denn die höflich-

fälschliche, überladene Dichtungsweise des späten Mittelalters paßte in die nunmehr erscheinende Morgenröte einer neuen Zeit nicht mehr hinein. Als aber sich das Bedürfnis fühlbar machte, traten auch fährende Geister auf den Plan, es sei hier nur F. v. Widdungen genannt, der in seinen „Liedern für Fortsmänner und Jäger“ fernige und tief empfundene Dichtungen veröffentlichte, die sich allerdings noch nicht ganz von dem früheren Schwulst freigemachen wissen. Als weitere Jagddichter sind v. d. Borch und vor allem Diezel zu nennen, die weiter unten aufgeführt sind.

Ein ganz ausgezeichnetes Werk, das alle Zweige der Jagdwissenschaft mit gleicher Sachkenntnis und Liebe behandelt und mit Fug und Recht klassisch genannt werden darf, erschien 1805—06 von G. F. D. a. d. Winckell unter dem Titel „Handbuch für Jäger und Jagdliebhaber“; die dritte Auflage erschien 1898 in Neudamm. Ebenso bedeutend, ja nach der Zahl seiner Neuaufgaben noch höher geschätzt, ist die Arbeit von G. L. Hartig „Lehrbuch für Jäger und für die, welche es werden wollen“, die 1903 ihre sechste Auflage in Neudamm erleben durfte. Auch wertvolle Beiträge zur Weidmannssprache sind in ihr enthalten. Hartigs „Lexikon für Jäger und Jagdfreunde“ (2. Aufl. 1861) ist leider nicht mehr auf der Höhe der Wissenschaft, war aber bei seinem Erscheinen sehr angesehen. Außerdem veröffentlichte Hartig in vielen jagdlichen und forstlichen Zeitschriften eine ganze Reihe wertvoller Abhandlungen, so daß sein Name unvergessen bleiben wird. Ohne eigene Note sind die Werke des Grafen v. Sponneck „Anleitung, wie man in freien Wäldern Roth-, Damm- und Rehwild ohne Schaden für die Wäldungen und den Landmann erhalten kann; 1811“ (2. Aufl. 1819) und „Beiträge zu dem Forst- und Jagdwesen; 1819“. Von J. M. Jeiters zahlreichen Schriften interessieren hier nur die jagdlichen, sie zeichnen sich durch klare Schreibweise aus. 1816 erschien „Jagdkatechismus für Lehrlinge der Jagdwissenschaft, Jäger, Forst- und Jagdbiener, auch alle Liebhaber des Jagdwesens“ (2. Aufl. 1829). F. L. Walthers Schriften „Grundlinien der deutschen Forstgeschichte und Geschichte der Jagd, des Vogelfanges und der wilden Fischei und der Waldbienenzucht; 1816“ und „Der Hund, seine Rassen, verschiedene Zuchten und Spielarten, Geschichte seiner Verbreitung und Schicksale; 1817“ sind gebiegene Arbeiten, die dem Geschichtsforscher geistreiche Ausblicke eröffnen, allerdings gingen dem Verfasser eingehende technische Kenntnisse ab.

Zu den Mitbegründern der modernen Jagdwissenschaft zählt unstrittig J. M.

Bechstein, der allerdings mehr auf zoologischem (Ornithologie) als auf jagdlichem Gebiete zu Hause war. Seine hierher gehörenden Schriften sind daher mehr oder weniger Zusammenstellungen, fanden aber seinerzeit viel Anerkennung und wurden fleißig gelesen. Er schrieb u. a. „Die praktische Jagdlunde, Nürnberg 1809“; „Die Jagdwissenschaft in allen ihren Teilen, Erfurt und Gotha 1822—1827, 4 Bde.“ und gab endlich von 1797—1816 vier Bände der „Diana, oder Gesellschaftschrift zur Erweiterung und Berichtigung der Natur-, Forst- und Jagdlunde, Halle“ heraus. Ihm folgte, gewissermaßen zur Ergänzung, der bedeutendste Schriftsteller über die Niederjagd K. E. Diezel, der zunächst 1822—1823 veröffentlichte „Fragmente für Jagdliebhaber, Leipzig, 2 Bde.“, dann 1839 „Die Waldschneise, Leipzig“, wohl die älteste Einzelschrift über dies edle Federwild, schrieb. Endlich folgte 1849 „Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd, Offenbach“, also über ein Gebiet, auf dem er Meister war. Die sechste, den Urtext sorglich schonende Auflage dieses bisher unübertroffenen Werkes erschien in Neudamm. Von hohem und bleibendem Werte sind ferner die jagdrechtlichen und jagdgeschichtlichen Abhandlungen von C. L. Stiglitz „De jure venationum exereendi in Germania usque ad seculum XII obtinente, 1825“ und „Geschichtliche Darstellung der Eigentumsverhältnisse von Wald und Jagd in Deutschland, von den ältesten Zeiten bis zur Ausbildung der Landeshoheit, 1832“. S. Behlen entbehrt der Eigenart, war aber ein sehr fleißiger Arbeiter, wie die im folgenden aufgezählten jagdlichen Schriften beweisen mögen: „Lehrbuch der gesamten Forst- und Jagdhiergeschichte, Leipzig 1826“; „Lehrbuch der deutschen Forst- und Jagdgeschichte, Frankfurt 1831“; „Real- und Verbal-Lexikon der Forst- und Jagdlunde mit ihren Hilfswissenschaften, 7 Bde., Frankfurt 1839—1846“; endlich war Behlen von 1825—1846 Herausgeber der von ihm begründeten „Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung“. Frhr. v. d. Borch, der als Witherausgeber der trefflich geleiteten Zeitschrift „Sylvan“ zeichnete, veröffentlichte „3. A. Irrwalds Lehrjahre, Ansbach 1828“, eine satirische Schrift, die verschollen ist (Abdruck in Hartigs Forst- und Jagd-Archiv IV, 1). Seine Gedichte, von denen „Empfindungen im Walde“ (Sylvan 1820/21 S. 163 bis 169) erwähnt sei, zeugen von tiefer Frömmigkeit und seinem Formgefühl. Beachtenswert sind ferner die Einzelarbeiten v. d. Borchs über Jagdhunde (Sylvan). Eine interessante geschichtliche Studie gab 1831 H. G. v. Spangenberg unter dem Titel

„Über die Lustjagd der Vorzeit. Nach Espartron und einigen anderen“. Angeflossen sei hier noch S. Laubes „Das Jagdbrevier, Leipzig 1841“; eine weitere Auflage davon erschien 1858.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die neuere J. auch nur annähernd vollständig anzuführen, dazu ist sie viel zu umfangreich, auch gibt es da zuviel Spreu, als daß eine Auswahl Aussicht auf Anerkennung haben könnte. Es werden daher nur einige bedeutendere Erscheinungen herausgegriffen, die einmal zeigen mögen, wie sich die J. nach dem Sturmjahre 1848 entwickelte, zum anderen aber auch Gelegenheit geben, der hier bahnbrechend vorangegangenen Männer in Dankbarkeit zu gedenken. Eine hochinteressante geschichtliche Arbeit sind die 1847 von F. X. Smoler herausgegebenen „Historische Blide auf das Forst- und Jagdwesen, seine Verfassung und Ausbildung von der Urzeit bis zu Ende des 18. Jahrhunderts, Prag“. Der als Maler prächtiger Jagdbilder bekannt gewordene L. Wedmann tat sich auch als Humorist hervor, er schrieb unter dem Namen L. Holster „Idiotismus venatorius; Düsseldorf 1855“. Eine dankenswerte Zusammenstellung der Jagdgebräuche, Sagen usw. erschien 1857 in Dresden ohne Verfasserangabe unter dem Titel „Jägerbrevier. Jagdalterthümer: Waidsprüche und Jägerkreie, Jagdceremonieell, Jägerlünste und Aberglauben, Geschichten und Sagen“. Sie stammt von J. G. T. Graesse und wurde 1869 in zweiter, 1885 in dritter Auflage herausgegeben. Sehr viel Beifall hat seinerzeit F. v. Kobells „Widanger: Skizzen aus dem Gebiete der Jagd und ihrer Geschichte; Stuttgart 1859“ gefunden; ebenso beliebt war und ist H. C. Burckhardts Sammlung der jagdlichen Poesie „Jagd- und Waldlieder; 1866“, wovon 1900 in Neubamm eine erweiterte Auflage mit Singweisen erschien. Infolge der hohen ethischen Wertung der Jagd erwähnenswert, leider wegen unzureichenden Quellenstudiums nicht immer einwandfrei, ist der „Pärtschgang im Dickicht der Forst- und Jagdgeschichte; Dresden 1869“ von Frhr. v. Berg; er bearbeitete ferner Jesters kleine Jagd in dritter und vierter Auflage (Leipzig 1848 und 1859). Auch das von den Brüdern J. und F. Krehren 1871 herausgegebene „Wörterbuch der Weidmannssprache für Jagd- und Sportfreunde; Wiesbaden“ wird der gestellten Aufgabe nicht ganz gerecht. Einer der bedeutendsten Jagdzooologen war J. B. T. Altum, dessen 1874 in Berlin erschienene „Forstzoologie“ ein für forstliche Lehranstalten ausgezeichnetes Hilfsmittel ist (2. Aufl. 1876—1881 *ibid.*). Auch seine weiteren jagdzooologischen Schriften „Die Geweihsbildung bei Rothhirsch, Rehbock

und Damhirsch; Berlin 1874“, „Die Geweihsbildung des Elchhirsches; Berlin 1875“, „Die Arttzenzeichen des inländischen ententartigen Geflügels; Berlin 1883“ verdienen hier angemerkt zu werden. Ein äußerst vielseitiger und kenntnisreicher Jagdkristalller war Raoul v. Dombrowski, von dessen zahlreichen Schriften hier nur die weitestliegenden aufgezählt seien. 1876 erschien „Das Reh“; 1878 „Das Edelwild“; 1883 „Der Fuchs“; 1884 „Lehr- und Handbuch des Weidwerks für Berufsjäger und Jagdfreunde“; 1885 „Der Wildpart“; 1885 „Die Geweihsbildung der europäischen Hirscharten“, und endlich 1886—1894 das achtbändige Monumentalwerk „Encyclopädie der gesammten Forst- und Jagdwissenschaften“. Raoul wie sein Sohn Ernst v. Dombrowski haben das unzweifelhafte Verdienst, die J. auf eine bedeutame Höhe gehoben zu haben, besonders betonen beide immer wieder mit Recht die hohe ethische Bedeutung der Jagd. Glühende Liebe zum edlen Weidwerk, seine Beobachtungsgabe und wissenschaftliches Verstandnis finden sich in allen Arbeiten der beiden Dombrowskis und heben diese weit über den Durchschnitt empor.

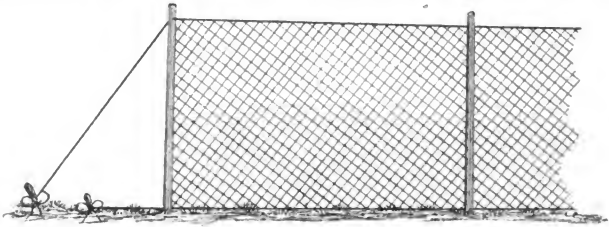
Summarisch seien endlich folgende Werte der neueren Zeit genannt, die sämtlich zu den besten Erscheinungen gehören: „Oberländer, Der Lehrprinz, 2. Aufl.“; „Oberländer, Quer durch deutsche Jagdgründe, 2. Aufl.“; „Raesfeld, Das Deutsche Weidwerk“; „D. Grashof, Praktisches Handbuch für Jäger, 2. Aufl.“; „Emil Regeners Jagdmethoden und Faunageheimnisse, 10. Aufl.“; „H. Fürst, Illustriertes Forst- und Jagdlexikon, 2. Aufl.“; „F. v. Raesfeld, Das Rotwild, 2. Aufl.“ und „Das Rehwild“; „W. Kießling, Der Rothhirsch“; „E. Teufsen, Fährten und Spuren“; „L. Dach, Der Wildpfleger als Landwirt“; „E. Schaff, Jagdtierkunde“ und „Ornithologisches Taschenbuch für Jäger und Jagdfreunde, 2. Aufl.“; „A. Dit und A. Ströbe, Die Wildkrankheiten und ihre Bekämpfung“; „A. Breuß, Lehrbuch des Flintenschießens, 2. Aufl.“; „A. Ströbe, Unsere Hunde“; „Oberländer, Die Dressur und Führung des Gebrauchshundes, 7. Aufl.“; „Witz, Der Vorsteher und Gebrauchshund, 4. Aufl.“; „E. v. Dombrowski, Deutsche Weidmannssprache, 3. Aufl.“.

Außer den vorher schon genannten sind noch folgende Zeitschriften der Erwähnung wert. Seit 1851 erscheint in Dresden und später Berlin der „Weidmann“; seit 1858 in Wien die „Jagdzeitung“; ihnen schlossen sich an die erst außerordentlich weit verbreitete und alle Gebiete der Jagd, sowie des jagdlichen Vereinswesens umfassende „Deutsche Jäger-Zeitung“ in Neubamm; ferner „Der deutsche Jäger“ (München); „St. Hubertus“,

(Göthen); „Wild und Hund“ (Berlin); „Weidwerk und Hundesport“ (Wien); „Weidmannsheit“ (Magenfurt). Das ganze Schießwesen und die zu seiner Ausübung erforderlichen Anlagen zieht „Schuß und Waffe“ (Neudamm) in seinen Bereich. Zeitschriften, die sich nicht allein dem Jagdwesen, sondern namentlich dem Forstfach widmen, sind: „Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen, Berlin“; „Allgemeine Forst- und Jagdzeitung, Frankfurt a. M.“ und „Forstwissenschaftliches Zentralblatt, Berlin“. Als besonderes Fachblatt

2) **Klebgarne.** Man nennt alle an Stangen senkrecht aufgehängten, leichten Netze, in denen sich die Vögel beim Hineinstreichen verwickeln, K. Hierzu gehört das Rönngarn (die Rönne) oder der Habichtstoß; Näheres s. *Falkenfang 1.*

3) **Wedgarne** sind solche Netze, die man horizontal über das zu fangende Wild zieht. Man bedient sich dieser Netze zum Fang der Dächse, Füchse, Rebhühner und besonders Fasanen bei den Fütterungen. a) **Fuchshaube.** Das 1,5 bis 2 qm große



1. Fallgarn.

für Forstbeamte und Waldbesitzer erscheint in Neudamm die „Deutsche Forst-Zeitung“ mit den Beilagen: „Forstliche Rundschau“ und „Des Försters Feierabende“; allen fischerischen Interessen widmet sich endlich die gleichfalls in Neudamm erscheinende „Fischerei-Zeitung“.

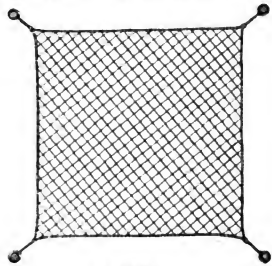
jagdmäßig i. jagdgerecht.

Jagdmesser s. Blatt 2.

Jagdnetze. Während in früheren Zeiten, als die Schusswaffen noch sehr unvollkommen waren, viel Wild in Netzen gefangen wurde, werden solche heute in der Hauptsache nur zum Lebendfangen von Wild ziweds Überwinterung und Verlaufs zum Aussetzen, zur Blutausscheidung in anderen Gegenden, zum Fangen von Dachs, Fuchs und Kaninchen an den Bauen benutzt. Es sind daher nur die heute noch in Gebrauch befindlichen Netze hier beschrieben, wie sie von den Netzfabrikanten angefertigt werden. Man teilt die Fangnetze oder Garne in Fallgarne, Klebgarne, Wedgarne, Stedgarne, Sadgarne und Schlaggarne ein.

1) **Fallgarne** sind Netze, die auf Stellsangen aufgehängt werden und wenn Wild einfällt oder einläuft, darüber fallen und es fangen. Man hat jetzt noch Hirsch-, Sau-, Reh- und Hasen- bzw. Fuchsgarne in Gebrauch.

Wednetze wird aus starken, imprägniertem Garn spiegelig und so gestrickt, daß die Maschen von einem Knoten zum anderen 8 cm messen. Das Netz ist auf allen vier Seiten mit einer stärkeren Schnur eingefast, die an den Ecken verlängert und mit je einer Bleiflugel beschwert wird. Gut ist es, wenn man an einer Ecke statt der Bleiflugel die runde Schelle eines Schlittengeläutes befestigt, damit man an dem Klingeln, besonders bei mehreren unübersichtlichen Röhren, sofort hört, wo der Fuchs ausgefahren ist und sich gefangen hat.



2. Fuchshaube.

Die Netze deckt man über sämtliche Röhren eines Fuchsbanes, die nicht mit Schützen besetzt sind, und läßt den Fuchs durch einen scharfen Ledel sprengen. Man belegt auch die Röhren der Kunstbaue, deren Ausfahrten nicht anderweitig versichert sind, mit Fuchshauben. Da der Fuchs beim Sprengen, Graben und unweidmännischen Austräuchern meistens sehr schnell aus dem Ban fährt, so schlagen die Kugeln hinter ihm zusammen und er verwickelt sich derart, daß er nicht von der Stelle kann. b) Dednetz für Fasänen, der Tiraß (wurde auch auf Rebhühner verwandt), 30 m lang und 10 m breit, und c) Dednetz (über Fasänenhöhlungen anwendbar), 2 qm groß zum Aufknöpfen.

4) Stedgarne (Doppelgarne) sind dreifache, sehr niedrige Netze, die man mit kleinen Stäbchen oder Spießen senkrecht auf den Boden stellt, um Hasen, Kaninchen, Rebhühner oder Fasänen lebend zu fangen. a) Fangnetze für Hasen und Kaninchen. Diese dreiwandigen Netze eignen sich besonders zum Massenfange von Hasen und Kaninchen, die lebend verschickt werden sollen. Die

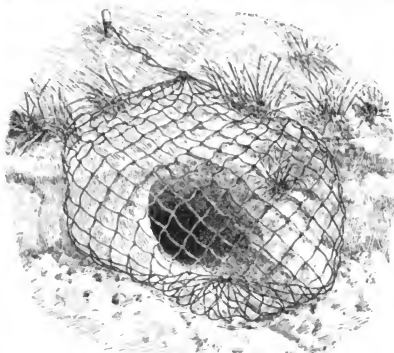
dreiwandigen Netze und die dazu gehörigen einwandigen Leitflügel (Geleiter) zum Hasenfange haben eine Höhe von 1,2 m, während Netz und Leitflügel zum Kaninchenfange 50 bis 60 cm hoch sind. Durch die an beiden Seiten vorhandenen Leitflügel wird das Wild auf das in der Mitte stehende Spiegelnetz geleitet, in dem es sich infolge dessen Ventelbildung fängt. Die Netze nebst Leitflügel müssen aus bestem Garn hergestellt, imprägniert und grün gefärbt sein, damit sie wenig anfallen und möglichst dauerhaft sind. b) Hühnerstedgarne. Ein solches Garn ist gewöhnlich 15 bis 23 m lang und 30 cm hoch. Es besteht aus zwei Spiegelwänden, deren Maschen 10 cm im Quadrat haben und von feinem Bindfaden gestrickt sind, und aus dem Ingarne (Inbusen), welches aus starkem, grauen Zwirn gestrickt ist und 4 cm Maschen-

weite hat. Dieses sehr busenreiche Ingarne hängt zwischen den Spiegelwänden und zieht sich beim Einlaufen eines Huhnes zu einem Beutel. Damit aber ein solches Garn senkrecht auf den Boden gestellt werden kann, sind von 1,5 zu 1,5 m 50 cm lange Stellsäbchen oder Spieße von recht hartem Holz oben und unten am Garn so angebunden, daß sie mit dem gespitzten Teile 15 cm in den Boden gesteckt und dadurch festgestellt werden können. c) Fasänen-Redgarne. Diese unterscheiden sich von den Hühner-Redgarne dadurch, daß sie 50 cm hoch sind und die Maschen in den Spiegelwänden 16 cm, in dem Ingarne 5 cm von einem Knoten zum anderen messen. Zum Fange von Fasänen und Reb-

hühnern stellt man diese Netze möglichst verborgen zickzackförmig auf. Dann treibt man Fasänen bzw. Hühner langsam, und von Zeit zu Zeit stehen bleibend, auf das Netz zu.

5) Sackgarne sind Netze, die sackförmig gestrickt und in oder vor die Röhren gehängt oder auch auf den Boden oder ins Wasser gelegt werden, um Haar- und Federwild darin zu fangen. Man bedient sich der

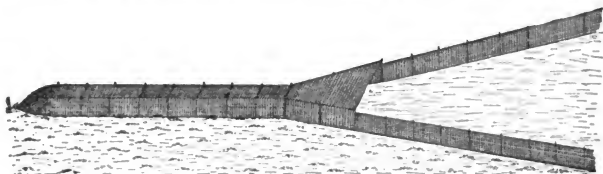
Sackgarne zum Fange von Füchsen, wilden Kaninchen, Ottern, Rebhühnern und Enten. a) Die Dachshande ist ein unten stumpf abgerundeter, 1 bis 1,5 m langer und oben 0,7 bis 0,8 m im Durchmesser haltender Netzsad, in dessen unterem, abgerundeten Teil ein 8 cm weiter, eiserner Ring eingebunden ist, den man den Mastenting nennt. Das Garn wird von strohhalbidem Bindfaden so gestrickt, daß die Knoten der Maschen 5 cm voneinander entfernt sind. Durch die Endmaschen am offenen Teile wird eine 5 m lange Leine so gezogen, daß der Sack wie ein Tabaksbentel damit zugezogen werden kann, wenn man an dem Sack oder an der Leine zieht. An dem Ende der zusammengefaßten Leine wird ein 0,4 m langer Hestel von hartem Holze befestigt, in den man ein Loch bohrt, die beiden Leineneenden durchsteckt



3. Sodnetz mit einer Junglein.

und hinten und vorn einen Knoten macht. An die Endmaschen der Dachshaube werden in gleicher Entfernung voneinander acht kleine Hefstel von 16 cm Länge gebunden. Beim Gebrauch wird dieser Sack in eine Röhre des Dachsbauwes gelegt, hierauf sein Umfang mit den kleinen Hefsteln an den Mändern der Röhre befestigt und dann der große Zugleinehstfel in gehöriger Entfernung in den Boden geschlagen oder die Zugleine an einen Baum oder an eine Wurzel festgebunden. b) Die Kaninchenhaube ist ein 1 m langes und 1 m breites Netz, das auf beiden Seiten durch einen großen und einen kleinen Ring verbunden ist, durch welche an beiden Seiten des Netzes eine Zugleine hindurchgeführt wird. Man benutzt auch Fangnetze mit zwei Zugleinen. Das Netz wird im Gegensatz zu der in die Röhre gelegten Dachshaube beim Gebrauch über die Röhre gebreitet, da die Kaninchen durch das Streckchen aus dem Bau getrieben und beim

hegen, oder man stellt vor die unter Wasser befindliche Fluchtröhre eines am Bachufer befindlichen Baues ein Garn und sprengt den Otter mit einem Ledel. Wenn ein angeregter Otter in das Netz fährt, so zieht man es zu, bringt den Otter aufs Land und schlägt ihn tot. d) Das Rebhühnertriebzeug besteht aus dem Hamen, dem Himmel und dem Geleiter oder dem Stednetze. Der Hamen ist 10 m lang und stellt einen nach unten stumpfspitzig zulaufenden Netzfad dar, der oben 50 bis 65 cm im Durchmesser hat und durch 65 cm voneinander entfernte, entweder runde oder viereckige hölzerne Reifen auseinandergehalten wird. Dieser Hamen ist von sehr starkem Zwirn oder ganz seinem Bindfaden gestrickt, so daß die Knoten der Maschen 4 cm voneinander entfernt, die Maschen an den letzten 2 m aber nur halb so weit sind. Der Hamen muß an der Spitze eine 30 cm lange



4. Rebhühnertriebzeug.

herausfahren in dieser Haube gefangen werden. Man legt das Netz so über die Röhre, daß der große Ring etwas nach innen in die Röhre zu liegen kommt. Der an der Zugleine befestigte Hestfel wird über dem Bau festgesteckt, damit durch das ansahrende Kaninchen sich das Netz als Beutel zusammensieht, dabei aber nicht mit fortgerissen wird. Da die Kaninchenbaue oft viele Röhren haben, so muß sich der Jäger entsprechend viele Netze anschaffen. c) Das Ottergarn besteht aus 2 m hohen Flügelwänden, zwischen denen ein 2 m weites und 5 m langer Netzfad angebracht ist, der in der Mitte durch eine lange Leine von außen zugezogen werden kann. Das Netz ist von sehr starkem Bindfaden mit 4 cm weiten Maschen gestrickt. Die Unterleime wird wie bei den Fischernetzen durch eiserne oder Weirohstüde beschwert, die Oberleime dagegen durch leichte Holzklagen, Kiefernborke oder Korkstücken über Wasser gehalten. Von diesen Netzen stellt man ober- und unterhalb des Aufenthaltsortes des Otters je eins quer durch den Bach, um dann den Otter mit Otterhunden zu

Schnur mit einem Hestfel haben, um ihn beim Vorlegen im Boden zu befestigen und die gefangenen Hühner aus der Spitze des Hamens, wo die Maschen durch die Schnur zusammengefaßt sind, herausnehmen zu können. Der Himmel ist ein abgestumpftes, gleichseitiges Dreiecknetz. Das Geleiter ist 10 m lang und 40 cm hoch. In diesen Netzen fängt man laufende Rebhühner.

6) Schlaggarne sind solche Netze, mit denen man durch Anziehen einer Leine die zu fangenden Vögel plötzlich bedeckt. Einen solchen Fangapparat nennt man *Vogelherd*.

Außerdem sind zu erwähnen: *Prellnetze* für Füchse, Hasen und Kaninchen; sie dienen bei Treibjagden als Hindernisse für das Wild, um ein Ausbrechen zu vermeiden und es vor die Schützen zu bringen. Auch kann man sie in Flintenschußweite hinter der Schützenlinie durchrichten, um hier das Wild aufzuhalten und den Schützen ein nochmaliges Beschießen zu ermöglichen. — Die aus kräftigem Hanfgarn gefertigten *Prellnetze* für Hasen und Füchse sind 1 m hoch. Für

Kaninchen genügt eine Höhe von 60 cm. Brellnese für Rehe, Rot- und Schwarzwild sind entsprechend höher und stärker gearbeitet, ebenso ist die Raschenweite eine größere.

Zum Fangen von Rebhühnern benutzt man auch Schneehauben. Sie sind 2 m groß und 50 cm hoch; ein daran befindlicher, reusenartiger Kessal wird am Ende mit einem Pflock am Boden befestigt.

Der Fang- und Rebhühnerfang besteht aus einem 1,75 m langen, 1 m breiten und 0,35 m hohen Holzgestell, das mit starkem Garneß überspannt ist. Er hat 4 oder 6 Eingangslürchen, die sich nur nach innen öffnen. —

Das Jagdvergehen mit F. wird nach § 293 des Strafgesetzbuchs schwerer bestraft als das einfache Jagdvergehen. Nach § 295 sind bei Beurteilung wegen Jagdvergehens die F. einzuziehen, gleichviel ob sie dem Verurteilten gehören oder nicht. Nach dem Vogelschutzgesetz vom 30. Mai 1908 § 20 ist das Fangen und die Erlegung der Vögel mit Reßen verboten.

Jagdnußung s. Jagdaufkünfte.

Jagdborden, in früherer Zeit Jagdgenossenschaften, die sich unter gewissen Zeremonien und Gebräuchen zusammenluden, Orden nannten und bei Festen z. T. kostbare Abzeichen trugen. Von solchen F. sind bekannt der im Jahre 1444 von Herzog Gerhard von Jülich und Berg zu Ehren des h. Hubertus gestiftete und nach ihm benannte Orden. Die Ritter trugen ein Halsband von Jägerhörnern, an dem das Bild des Schutzpatrons hing. Ferner der Orden des goldenen Hirsches zu Brieg in Schlesien, gestiftet 1672 zur Erinnerung an die durch einen Hirsch bewirkte Rettung aus Lebensgefahr vom letzten Pfaffen von Brieg, Herzog Georg Wilhelm. Er erlosch mit dem Tode des Stifters 1675. Das Ordenskleinod war ein goldenes Eichenblatt, welches auf der einen Seite einen Hirsch, auf der anderen ein rotes Kreuz mit einem weißen Kreuze zeigte. Der Württembergische Hubertusorden, gestiftet 1702 von Eberhard Ludwig, ist bald wieder eingegangen. Der Dianenorden (la noble Société de Diana Cacciatrice), errichtet 1779 durch Ferdinand I., König beider Sicilien. Das Ordenszeichen war ein goldenes Jagdhorn, das an einem grün und grau gestreiften Bande getragen wurde. Es gehörten fünf Societäten zum Orden, und zwar die Neapolitanische, die Wienerische, die Görzische, die Laibachische und die Salzburgische oder Reichssozietät. Nach v. Bergs Mitteilung haben v. Wülbungen und der Oberjägermeister Graf Reichenbach in Schlesien diesen Orden noch getragen. Der ritterliche St. Hubertus-Jagdborden in Böhmen, gestiftet von Graf

Friedrich Anton von Spork 1723. Während der schlesischen Kriege ist dieser Orden erloschen. Der Ruffau-Dübenburgische Jagdborden oder Ordo do noblo Divertissement, gestiftet am 3. August 1696 vom Fürsten Heinrich von Ruffau. Der Orden hielt sich bis zum Tode des Fürsten Christian 1739. Der Orden vom getreuen Hirschkänger, errichtet im Jahre 1713 von einer Anzahl lustiger Edelleute in Mecklenburg. Dieser Orden diente weniger dem Weidwerk als der Pflege einer recht sibielen Geselligkeit. — Andere Orden, wie z. B. der Königl. Bayerische Ritterorden vom Heiligen Hubert, haben mit dem Jagdwesen nichts zu tun. Der einzige noch bestehende Jagdborden ist der Orden vom weißen Hirschen, gestiftet am 3. November 1859 zum Besten des löblichen Weidwerks zum Generalfeldmarschall Prinzen Friedrich Karl von Preußen und 1889 vom Kaiser Wilhelm II. sanktioniert.

Jagdbordnung, Gesetz über Pflege und Ausübung der Jagd, deren früher fast jede Provinz ihre eigentümliche, aus älteren Zeiten stammende, hatte. Aus neuerer Zeit stammen die F. für Hannover vom 11. März 1859, die F. für Hohenzollern vom 10. März 1902 und die preussische F. vom 15. Juli 1909. Sie enthalten die Vorschriften über die jagdbaren Tiere, über Jagdbezirke, Jagdschein, Schonzeiten, Erfaß und Verhütung des Wildschadens und über die Jagdbehörden.

Jagdpacht, die Übertragung sämtlicher in der Jagdberechtigung liegenden Befugnisse zur Ausübung. Gegenstand des Vertrages ist, wie jetzt ziemlich allgemein angenommen wird, die Jagdberechtigung, nicht das Grundstück. Aber die Form des Vertrages sind für den Gemeindejagdbezirk in den meisten Jagdgesetzen besondere Vorschriften gegeben. Der Verpächter hat dem Pächter Gewähr zu leisten gemäß §§ 537 bis 543 des Bürgerlichen Gesetzbuchs. Wird die Jagd dem Pächter zu einem wesentlichen Teil unzugänglich oder der Ertrag der Jagd erheblich durch Eingriffe vermindert, die der Verpächter zu vertreten hat, so kann der Pächter Aufhebung des Vertrages oder Minderung des Pachtzinses verlangen. Weiterverpachtung ist nur mit Genehmigung des Verpächters zulässig, bei Gemeindejagden ist nach vielen Jagdgesetzen auch die Genehmigung der Behörde erforderlich; eine Zwangsvollstreckung in die Rechte des Jagdpächters kann deshalb ohne die vorgeschriebene Genehmigung nicht stattfinden. Dasselbe gilt für die Zugehörigkeit des Jagdpachtrechts zur Konturmasse des Pächters; jedoch wird diese Auffassung bestritten. Für die Person des Pächters haben manche Jagdgesetze besondere Vorschriften,

auch ist die Zahl der Pächter, namentlich von Gemeindejagden, häufig beschränkt.

Jagdpter, das zur Parforcejagd oder Hirsch als Reit- bzw. Jagtier Verwendung findende Pferd.

Jagdpolizei. Aufgabe der J. ist die Erhaltung der Jagd und des Wildstandes sowie die Regelung ihrer Ausübung in einer Weise, daß andere öffentliche Interessen dabei nicht verletzt oder geschädigt werden. Zur J. gehören die Bildung der Jagdbezirke, die Regelung der Verwaltung der Gemeindejagd, das Jagdscheinwesen, die Schonvorschriften, der Wildhandel, ferner auch der Schutz der Jagd gegen wilde Hunde und Katzen, endlich die Beschränkungen der Jagd zum Schutz anderer Interessen, wie der Sicherheit des Verkehrs, der Heilighaltung der Sonn- und Feiertage, der Verhütung von Feuersbrünsten. Zuständige Behörde ist im Gebiete der preussischen Jagdordnung der Landrat, in Stadtkreisen die Ortspolizeibehörde. Sie ist Träger der gesamten Jagdpolizei, indem sie für Aufrechterhaltung der jagdlichen Ordnung zu sorgen hat und zu diesem Zwecke Verfügungen und Anordnungen treffen, auch Zwangsmittel anwenden kann; wenn Gefahr für die Beteiligten oder eine Störung der öffentlichen Ordnung zu befürchten ist, kann sie die Jagdausübung durch polizeiliche Verfügung untersagen. Gegen bestimmte Arten der Jagdausübung darf sie nur insoweit einschreiten, als sie sich dabei auf besondere gesetzliche Vorschriften stützen kann; die Jagd auf wilde Enten mit Geschützen im Wattenmeer ist nicht unzulässig, das Verbot ist nur dann gerechtfertigt, wenn durch solche Jagdausübung die öffentliche Sicherheit gefährdet oder die öffentliche Ordnung verletzt wird.

Jagdbrecht im objektiven Sinne ist die Gesamtheit der das Jagdwesen betreffenden gesetzlichen Vorschriften. Im subjektiven Sinne ist es der Inbegriff der sich aus diesen Vorschriften ergebenden Befugnisse, die **Jagdberechtigung**. Wenn man z. B. von preussischem J. spricht, so ist damit das J. im objektiven Sinne gemeint; (s. a. *Jagdgeschichte*).

Jagdbregal war die dem Staate (dem Landesherren) zustehende ausschließliche Jagdberechtigung auf fremdem Grund und Boden. Das J. beruhte auf der Anschauung, daß der Staat allein an dem herrenlosen jagdbaren Wilde das Aneignungsrecht habe. Die politische Bewegung des Jahres 1848 beseitigte das J., die Jagdberechtigung wurde mit dem Eigentum am Grundstück verbunden.

Jagdrevier, ein bestimmter Teil eines Jagdgebietes.

Jagdruf (Jagdschrei). Das Jagd- oder Waldgeschrei gehörte zum Zeremoniell bei eingestellten Jagen, beim Blattschlagen und

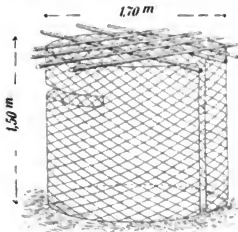
ähnlichen Anlässen; es wurde von der Jägerei im Chor geschrien. J. ferner Zurufe bei Jagden entweder an den benachbarten Jäger oder auch — wie früher üblich — an das Wild, z. B. Ho, ha, ho! — Ho ho!; Horrido!; Wallo, wallo! oder Hussah—hussah; hu Sau! Hu Sau! — Hup, hup! — Jetzt ruft man dem Nachbar zu: Hab' acht! (Achtung!) oder Tiro! Näheres s. unter den betreffenden Stichwörtern.

Jagdschaden, den durch die Ausübung der Jagdberechtigung seitens des Jägers und der Hunde, z. B. bei der Jagdausübung durch Betreten der Felder, verursachte Schaden. Unter J. versteht man auch den Schaden, der der Jagd z. B. durch wilde Hunde und Katzen, durch Truppenübungen usw. zugefügt wird.

Jagdschein (Jagdarte), ein polizeilicher Ausweisschein für den Jäger. Er gewährt nicht die Jagdberechtigung, sondern die polizeiliche Erlaubnis zum Jagen. Von dem Besitz einer Jagdberechtigung darf deshalb die Erteilung des J. nicht abhängig gemacht werden, vielmehr darf die Vergabung nur aus den in den Jagdgesetzen genannten Gründen erfolgen. Diese Gründe betreffen hauptsächlich die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung und eine Verhütung des Mißbrauchs des J. Einer großen Anzahl von Personen kann oder muß der J. verweigert werden. Der J. ist bei der Jagdausübung mitzuführen, zu Treiber- und ähnlichen Hilfsdiensten ist er nicht erforderlich. Bei einigen Arten der Jagdausübung wird von dem Mitgeführten eines J. abgesehen, z. B. beim Einsammeln von Kiebitz- und Möweneiern. Für den J. ist eine Abgabe zu zahlen; nach den meisten Jagdgesetzen ist diese für Ausländer höher als für Inländer; die Forst- und Jagdbeamten sind in der Regel von der Abgabe befreit. Der J. gilt meistens auf ein Jahr. Wenn während des Jahres ein Umstand eintritt oder bekannt wird, der die Vergabung des J. gerechtfertigt hätte, so kann der J. entzogen werden. Die Kontrolle über die J. wird durch die Jagdpolizeibehörde ausgeübt.

Jagdschirm (Wirschirm), Vorrichtung an Waldbränden, Wiesen- und Ackerarten, an Wildäckern, an Haupt- und Zwangswechsellern, auf großen Wiesen und Heiden, unter Umständen auch an See- und Flußufern, aus oder hinter welcher der Jäger gerade so wie von den Hochsitzern auf Wild schießt oder es im Dienste der Wildhege beobachtet. J. finden unter Beachtung der Windrichtung Anwendung beim Anstand, bei Treibjagden, bei der Hirsch-, während der Brunst, bei der Walz und bei der Hüttenjagd, damit das Wild den Jäger nicht äugt. Sie müssen bequeme Bewegung ge-

stätten. Um sie unbemerkt vom Wilde beziehen zu können, müssen unter Umständen da, wo natürliche Deckung fehlt, gedeckte Gänge hergestellt werden, z. B. ein Graben nebst Ballaustritt, den man bepflanzt, Keisigwälle oder gar unterirdische Gänge. Die J. sind feststehende oder transportabel. Feststehende Schirme stellen man sich in recht dichten Büschen her oder schneidet einen Strauch nach einer Seite von hinderlichem Gezweige frei und steckt davor im Halbkreis eine dichte Wand grüner Zweige mit Schiefsluten, über denen sich aber noch Keisig befinden muß, damit das Gesicht des Schützen nicht vom Wilde geängt werden kann. Im Stangenholtz bindet man in Meterhöhe dünne Stangen im Halbkreis an etwa $1\frac{1}{2}$ m entfernt stehende Stämme, so daß ein zwei- oder dreiflügeliger Schirm entsteht. An diese Querhölzer lehnt man frisches Nadel-



Transportabler Jagdschirm.

oder Laubreisig, das fest in den Boden gesteckt wird. Am Rande grüner Getreidefelder wählt man am besten grünes Schilf, bei reisendem Getreide Stroh, das man an das Gerippe von Bohnenstangen befestigt. Grundriss ist, daß sich der Schirm möglichst wenig von der Umgebung abhebt. Transportable Schirme haben den Vorteil, daß man sie jederzeit dahin stellen kann, wo Wild wechselt. Sie müssen leicht sein und dem Jäger völlige Deckung gewähren. Als Gerippe wird vielfach starkes, weitmaschiges, verzinktes Drahtgitter in Zylinderform von 1,2 m Durchmesser und je nach Sitz oder Stand des Jägers 1,4 m bzw. 1,8 m Höhe verwandt, oder man benutzt ein leichtes, zerlegbares Lattegerüst. Als Verblendung dient Heidekraut, Moos, Schilf oder Heu, in die Schiefsluten eingeschnitten werden.

Jagdschlupf, der Beginn der Schonzeit für eine Wildgattung; nach vielen Jagdgesetzen ist der Handel mit Wild in den ersten Wochen nach dem J. gestattet (s. *Schonzeit, Wildhandel*).

Jagdschrei s. *Jagdruf*.

Jagdschussbeamte haben die Aufgabe, die Jagd gegen Störungen durch Wilderer, durch wilde Hunde und Katzen zu schützen und für die Hege und Pflege des Wildes zu sorgen. Sind sie von Privatpersonen angestellt, so kann ihnen durch den Landrat obrigkeitliche Befugnis zuerkannt werden, sie können alsdann auch außerhalb ihres Schutzbezirks diese Befugnis, namentlich die Kontrolle über die Jagdscheine und Jagderlaubnis-scheine, ausüben. Durch die §§ 117 bis 119 des Strafgesetzbuchs erhalten sie einen erhöhten strafrechtlichen Schutz gegen Angriffe und Widerstand.

Jagdsignale s. *Fanfaren*.

Jagd, stille, die Jagd ohne lautjagende Hunde.

Jagdstod, ein etwa $1\frac{1}{4}$ m langer Stod, mit dem die Jagdbeamten bei den vormalig üblichen eingestellten Jagden, bei denen sie nicht schießen durften, das Wild von sich abhielten oder vorwärts drängten. Die J. waren geschält, wenn die Dirsche gesetzt hatten, mit der Rinde bedeckt, wenn dies nicht der Fall war.

Jagdkörnung, die böswillige Verhinderung der Jagdausübung seitens des Nachbarn, namentlich durch Larmschlagen an der Grenze. Das Verbot des Wildwechsels ist heute erlaubt, die früheren Verbote sind aufgehoben. Wegen die Störer kann auf Schadenersatz und auf Unterlassung geklagt werden, bei Gefahr im Verzuge kann eine einstweilige Verfügung erwirkt werden.

Jagdkuhl, ein bei Treibjagden und auf Ansig als Sitzgelegenheit benutzbarer Stod oder Stuhl verschiedenster Bauart.

Jagdtasche, eine lederne, mit verschiedenen Abteilungen, einem Kess und Schlingen versehene Tasche, die an einem dreiten Riemen über die rechte Schulter an der linken Seite getragen wird und die dem Jäger nötigen Sachen birgt. Den früheren schweren Dachsrantzen nannte man auch Hölster, Büchsenlad oder scherzhaft Halsensack. In letzter Zeit ist an die Stelle der J. vielfach der *Rucksack* oder eine kleine Dirschtasche getreten, die die Patronen und den Patronenanziehler enthält. Bei Treibjagden werden vielfach

um den Leib befestigte Patronengürtel getragen.

Jagdtiere, die Tiere, die von dem Jäger zum Zweck ihrer Vernehmung oder Vertilgung erlegt oder gefangen werden (Wild); unter den nützlichen begreift man die eßbaren oder anderweitig verwertbaren Tiere, unter den schädlichen die Raubtiere.

Jagdtücher s. Tücher.

Jagdübungschießen, alle Schießübungen auf künstliche Ziele, welche den Zweck verfolgen, die Fertigkeit im Jagdschießen zu fördern. Für den Schrotschützen kommt das Schießen nach Wurstauben, für den Büchsen- schützen das Schießen nach stehenden oder beweglichen Wildscheiben in Betracht. Sollen diese Übungen aber Wert für die Jagdpraxis haben, so müssen sie möglichst jagdmäßig sein, d. h. der Schütze muß sie der Jagdpraxis soviel als möglich anzupassen suchen. Das erste Erfordernis dazu ist, daß er dabei eine Gewehrführung pflegt, wie sie auf der Jagd gebräuchlich ist, also nicht etwa die Wurstaube oder Wildscheibe schon mit eingesehitem Gewehre erwartet. Die Schießregeln des Schießvereins deutscher Jäger (Sitz in Neudamm) sind nach jagdlichen Gesichtspunkten aufgestellt.

Jagduiform, die den Jagdbeamten vorgeschriebene Dienstkleidung.

Jagdverein s. Jagdgesellschaft.

Jagdvergehen, die unbefugte Verletzung einer fremden Jagdberechtigung; sie geschieht durch Jagdausübung an Dritten, an denen der Täter kein Recht dazu hat. Findet die Jagdausübung auf mehreren Gebieten statt, so kommt es auf den Standort des Wildes an; nicht J. (wohl aber strafbar nach § 368 Ziff. 10) ist es daher, wenn man von fremdem Jagdgebiet aus nach dem auf eigenem Gebiet befindlichen Wild schießt. Zu bestrafen ist auch, wer sich aus fremdem Gebiete Wild zutreiben läßt, um es auf eigenem zu erlegen, dagegen nicht aus § 292, wer nur durch fremdes Gebiet geht, um sich an das auf eigenem Gebiete befindliche Wild anzuschleichen. Strafbar ist deshalb auch die *Jagdfolge*, falls sie nicht mit dem Nachbar vereinbart ist. Aber *Jagdausübung* s. d. Gegenstand des J. sind das jagdbare Wild, das Fallwild, die Eier und Jungen, sowie auch die abgeworfenen Hirschjungen, sofern sie durch Landesgesetz der Jagdberechtigung unterworfen sind. Die Strafe wegen der Eier und Jungen ist aber milder (Strafgesetzbuch § 368 Ziff. 11). Das Abtrennen von Teilen, z. B. von Geweihen der Hirsche, ist strafbar, wenn es am lebenden oder noch nicht verwesten Körper geschieht. Als Handlung des J. ist jede auf Erlangung des Besizes am Wilde gerichtete Tätigkeit anzusehen, also nicht bloß die Zubehaltung,

das Schießen nach dem Wilde und sein Fangen, sondern schon das Durchstreifen fremden Jagdgebietes mit schußfertigerem Gewehr, das Stehen auf dem Anstange, das Aufstellen von Schlingen, das Schiden des Hundes über die Grenze, um das Wild sich zutreiben zu lassen, das Ähren durch Futterstreuen, das Legen von Giftbroden, dagegen nicht das bloße Ausschneiden zum Zwecke einer späteren besseren Jagd. Die Absicht braucht nicht auf Aneignung des Wildes für sich oder einen anderen zu gehen, es genügt das Jagen zum Vergnügen. Die Abwendung von Wildschaden beweist nur dann Straflosigkeit, wenn der Wildschaden nicht erstattungsfähig ist, z. B. wenn ein Warden unter den Hühnern und Tauben Verwüstungen anrichtet. Straffrei ist derjenige, der ein Stück Wild (z. B. Fallwild) an sich nimmt, um es dem Jagdberechtigten zu überbringen, oder um es vor dem Ertrinken zu retten, oder um die Qualen eines dem Verenden nahen Wildes zu beenden. Täter ist derjenige, der die Jagd für sich übt; der Treiber ist Gehilfe, falls er nicht die Erlangung des Wildes als gemeinschaftliche Handlung mit dem Schützen will. Die Strafe ist gemäß § 292 des Strafgesetzbuchs Geldstrafe bis zu dreihundert Mark oder Gefängnis bis zu drei Monaten. Ist der Täter ein Angehöriger des Jagdberechtigten, so tritt die Verfolgung nur auf Antrag ein; die Zurücknahme des Antrages ist zulässig. Die Strafe kann gemäß § 293 auf Geldstrafe bis zu sechshundert Mark oder Gefängnis bis zu sechs Monaten erhöht werden, wenn dem Wilde nicht mit Schießgewehr oder Hunden, sondern mit Schlingen, Netzen, Fallen oder anderen Vorrichtungen (z. B. Gift, Totschlagen mit der Schaufel usw.) nachgestellt oder wenn das Vergehen während der gesetzlichen Schonzeit, in Wäldern (gleichviel ob der Täter oder das Wild sich im Walde befindet), zur Nachtzeit (von der Dunkelheit bis zur Dämmerung) oder gemeinschaftlich von mehreren begangen wird. Nach § 294 wird das gewerbsmäßige Jagdvergehen mit Gefängnis nicht unter drei Monaten bestraft; auch kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte sowie auf Zulässigkeit der Polizeiaufsicht erkannt werden. Nach § 295 ist neben der Strafe auf *Einziehung* zu erkennen. Die Bestrafung wegen J. zieht den Verlust des Jagdscheins nach sich.

Jagdverpachtung s. Jagdpacht.

Jagdbisierung. Die Bisierung der Büchse muß sich in erster Linie nach dem Verwendungszweck des Gewehres richten. Im Gegensatz zur Bisierung der Scheibenbüchsen darf die Bisierung der Jagdbüchsen nicht zu fein sein, da sie sonst leicht beschädigt wird und bei schwachem Lichte nicht ausreicht. Die J. soll aber andererseits wieder feiner

sein als die Visierung der Militärgewehre, da oft kleine und kleinste Ziele beschossen werden. Der Visierriemen ist entweder nach der



Jagdvisierung.

die Abbildung zeigt, oder gerade. Als

Jagdvisierung kommen ferner noch in Betracht *Dioptr* und *Zielfernrohr*.

Jagdvorsteher, nach der preussischen Jagdordnung der Geschäftsführer und Vertreter der *Jagdgenossenschaft*. Er ist der Vorsteher der Gemeinde (Bürgermeister, Gemeindevorsteher, Gutsvorsteher). Sind die Grundstücke eines gemeinschaftlichen Jagdbezirks in mehreren Gemeindebezirken belegen, so wird der zuständige J. durch die Jagdaufsichtsbehörde bestimmt. In Verbindungsfällen, z. B. wenn der J. selbst die Gemeindejagd pachten oder wenn er Anspruch auf Wildschaden erheben will, ist sein Stellvertreter die durch die Städte- oder Landgemeindevorstellung bestimmte Person. In Stadtkreisen ist der Bürgermeister beauftragt, die Wahrnehmung der Obliegenheiten des J. und seines Stellvertreters anderen Magistratspersonen zu übertragen. Der Gemeindevorsteher vertritt die Geschäfte des J. im Nebenamt, diese Geschäfte bilden einen Teil seiner Dienstobliegenheiten als Gemeindevorsteher; begehrt er hierbei Verzeihungen, so vertritt er seine amtlichen Pflichten als Gemeindevorsteher und kann disziplinarisch zur Verantwortung gezogen werden; zu seinen Gunsten ist die Erhebung des Konflikts zulässig. Er macht sich disziplinarisch strafbar, wenn er als angestellter Jäger die Jagd auf einem nichtverpachteten Jagdbezirk ausübt, bevor der Kreisaußschuß die erforderliche Genehmigung erteilt hat. Er haftet der Jagdgenossenschaft für den Schaden, den er ihr durch fahrlässiges oder vorsätzliches Verhalten bei Ausübung seines Amtes, namentlich bei Verpachtung der Jagd, zufügt. Auch kann er sich einer Untreue schuldig machen. — Seine wichtigste Obliegenheit ist die Verwaltung der Gemeindejagd, er besorgt sie nicht mehr wie früher unter Mitwirkung der Schöffen, sondern völlig selbständig, jedoch haben die Jagdgenossen einen nicht unerheblichen Einfluß auf die Verwaltung. Ferner ist der J. Vertreter der Grundbesitzer des gemeinschaftlichen Jagdbezirks in Wildschadenangelegenheiten. — Eine Vergütung für seine Tätigkeit steht dem J. nicht zu. Die Kassengeschäfte der Jagdgenossenschaft sind durch die Gemeindefassungen zu führen, wofür eine vom Kreisaußschuß, in Stadtkreisen vom Bezirksaußschuß festzusetzende angemessene Entschädigung gewährt werden kann.

Jagdwerktechnik, die Kunst, welche sich mit der Konstruktion und Herstellung der Jagdwaffen befaßt. Die Treibmittel (Pulver) und Zündungen gehören zur Technik der Sprengstoffe.

Jagdwirtschaft. Die Jagd hat in vielen Beziehungen für die Volkswirtschaft eine erhebliche Bedeutung. Es kommen hauptsächlich in Betracht der Wert des lebenden und toten Wildes, der Handel mit diesem, die Aufwendungen für die Hege und Pflege, für Wildparks, Fütterungen, Salzleden, die Blutauffrischung, das Jagdpersonal, die Aufwendungen für Gewehre, Schießbedarf und Jagdgeräte, für Jagdkleidung und Ausrüstung, die Ausgaben für Jagdpacht und Jagdschein, für Jagdhunde und andere bei der Jagd verwendete Tiere, für Kochsige, Schirme usw., das Dressieren, Prüfen und Anstellen von Jagdhunden, die umfangreiche Jagdliteratur, die Industrie, welche sich mit dem Ausstopfen der Jagdtiere, mit dem Verarbeiten der Federn, Schwarten und Bälge, der Gehörne, Gereweide und der Federn beschäftigt. Eine Statistik wurde bisher nur in geringem Umfange aufgenommen. Erst in neuerer Zeit beschäftigt man sich damit, den Umfange, den das Jagdwesen im Wirtschaftsleben bewirkt, zahlenmäßig festzustellen. Für das Deutsche Reich ist dieser Umfange auf jährlich 130 Mill. Mark geschätzt worden. Die wissenschaftliche Behandlung der Jagdwirtschaft ist von Erler mit seiner Schrift „Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Jagd in Deutschland und die Entwicklung der Wildstände im letzten Jahrhundert“ (1910) begonnen worden. Auch die Arbeit von G. Körig: „Wild, Jagd und Bodenkultur“ (1912) behandelt diesen Gegenstand ausführlich. Der im Jahre 1910 in Wien abgehaltene Internationale Jagdlongree hat sich ebenfalls mit der J. beschäftigt.

Jagdzeit, die Zeit, die für das Erlegen und Fangen der jagdbaren Tiere freisteht. Der Gegensatz dazu ist die *Schonzeit*.

Jagdzeug, alle zum Jagdbetrieb erforderlichen Geräte.

Jagdzeugjäger (Zeugjäger) hatten das Jagdzeug aufzubewahren, zu erhalten und bei eingestellten Jagen zu stellen; in diesem Sinne versteht man unter Jagdzeug nur das zu den eingestellten Jagen dienende Zeug.

Jagdzeugknechte (Zeugknechte) leisteten früher bei Behandlung des Zuges Hilfe; in manchen Ländern vertraten sie die Stellung der Jagdzeugjäger.

Jagdzeugmeister (Zeugmeister), der verantwortliche Vorgesetzte der Jagdzeugjäger oder Knechte, welcher deren Arbeiten anzuordnen, zu überwachen sowie das Zeughaus zu verwalten hatte.

Jagen i. Gestelle und Abtheilung.

Jagen, bestätigtes, i. bestätigen und Rotwild, Jagd 5.

Jagen, eingerichtetes (gebräuchlicher eingestelltes), ein mit Jagdtüchern oder neben umstellter Waldstrasse, in dem das abzuschickende Wild eingestellt ist (s. Rotwild, Jagd 5).

Jagen, eingestelltes, i. Rotwild, Jagd 5.

Jagenpfähle i. Jagensteine.

Jagdmannschaft (Jagdmannschaft), die zu eingestellten oder Treibjagden angewonnenen Mannschaften; früher mußten diese Verrichtungen in der Fron ausgeführt, während jetzt Entschädigungsgelder gezahlt werden.

Jagensteine (Jagenpfähle, Distriktssteine), mit Nummern versehene Steine oder Pfähle zur örtlichen Bezeichnung der Wirtschaftsfiguren; sie stehen gewöhnlich in der Nordostecke an den Kreuzungspunkten der Gestelle.

Jäger, derjenige, welcher gewisse Tiere, die man Jagdtiere, weidmännisch Wild, nennt, nach bestimmten Regeln in seine Gewalt zu bekommen sucht und der ihre Verwahrung, Behandlung, Beschützung, Hege und Naturgeschichte versteht. Hat er diese Kenntnisse gründlich und systematisch in einer Lehre erworben, so ist er ein gelehrter J. oder J. vom Fach, andernfalls ein Jagdliebhaber oder Jagdfreund. In früheren Zeiten, als die Jagd eine viel größere Bedeutung hatte als heute, auch einzelne ihrer Teile unter sich von sehr verschiedenem Werte waren, war eine Gruppierung der J. wohl geboten, und so unterschied man deutsche hirschgerechte J., französische oder Parforcejäger und Falkeniere, Feldjäger oder Federhaken, Fasanenjäger. Mit der Aenderung der Eigentumsverhältnisse, Aufhebung der Frondienste und sonstigem Umschwung der Zeit änderten sich auch die Jagdverhältnisse; die großen eingestellten Hochwildjagden waren nunmehr gänzlich von den Vermögensverhältnissen der Jagdbesitzer abhängig und vielen unerschwinglich, die Verbesserung des Feuer-, besonders des Schrotgewehres erweckte allgemeinere Liebhaberei für die Führung dieser Waffe, also für die kleine Jagd, und so fiel die Schranke zwischen dem bisherigen hirschgerechten J. und dem Feldjäger, zumal für ersteren allein genügende Beschäftigung fehlte. Dagegen blieben die Fasanenjäger bestehen, weil deren Tätigkeit ausschließliche Beschäftigung mit ihrem Sonderfach verlangte; denn sie sind im Grunde genommen mehr Züchter als J. Was die Falkenjagd anlangt, so war sie eine so gewöhnliche Jagdbetrieb gar nichts gemein hatte und auch schon fast erloschen war, als

noch der hirschgerechte deutsche und französische J. ihrer besonderen Stellung sich erfreuten. Je mehr die Wälder sich zu Forsten wandelten, desto mehr hob sich auch die Stellung des Försters gegen die des Jägers; die großen Wildstände mußten im Interesse des Holzwachses vermindert werden. Die Jagdpflege und -ausübung kam somit naturgemäß in forstliche Hände, der ausschließliche Berufsjäger verschwand mehr und mehr, und heute sind die Hochwildbahnen so zusammengedrumpft, daß nur wenige hirschgerechte J. mehr zu finden sind, mithin von dem J. der Jetztzeit die Kenntnisse von der hohen und niederen Jagd verlangt werden. Die zur Beaufsichtigung kleinerer Jagden Angestellten werden jetzt meist Jagdaufsesser genannt. Die Parforcejagd wird nur noch an wenigen Stellen abgehalten und im Verlauf der Zeit das Schicksal der Falkenjagd teilen. Die Fasanenzüchtung ist auch dem kleineren Grundbesitzer möglich, daher der Fasanenjäger voransichtlich noch manche Zeit vor sich hat. — Angestellte, gelehrte, bebotete Jäger, Jäger der Feldmarksgenossenschaft usw. sind Personen, die von dem Jagdberechtigten zum Beschießen der Jagd angenommen werden. Durch manche Jagdgesetze sind bei Gemeindejagden und Eigenjagden der Gemeinden, Korporationen usw. bestimmte persönliche Eigenschaften für sie vorgeschrieben. Ihre Befugnisse sind beschränkt, in der Regel haben sie nur ein bestimmtes Abschuhrecht; wildernde Hunde und Katzen dürfen sie nur mit besonderer Ermächtigung töten, Jagdverlaubnis können sie nicht erteilen. Beboteter J. Nach § 14 der hannoverschen Jagdordnung dürfen Jagdpächter ihren b. J. das Alleinjagen gestatten, die b. J. können Begleiter mit sich nehmen, nicht aber andere Personen ermächtigen, in den betreffenden Bezirken allein zu jagen. Bebotet ist derjenige J., der zu dem Jagdpächter in einem gesindeähnlichen Lohn- oder Abhängigkeitsverhältnis steht.

Jägerburche. Solange die Jägerci ein besonderer Beruf war, verstand man unter J. den jungen Jäger, der seine drei Bekhänge (d. h. Lehriahre) überstanden hatte, wehrhaft gemacht worden war und, falls er das große Weidwerk gelernt hatte, die Hornfessel tragen durfte. Ein und wieder wurde wohl auch der Jäger- und Hundejunge, also der Lehrling, J. genannt. Da die Jägerci jetzt mit dem Forstdienst vereint ist, gibt es auch keine Jägerburchen mehr.

Jägerci, das gesante Jagdpersonal einer Herrschaft, z. B. die fürstlich Fische J., oder eines Landes, z. B. die deutsche J. Man bezeichnet damit auch den Beruf durch den geläufigen Ausdruck: Er lernt die J.

Jägerhof, eine Niederlassung zu Jagdzwecken, in der Jagdbeamte wohnen, Jagdpferde stehen, Hunde gehalten und die zugehörigen Geräte aufbewahrt werden. Der J. bildet oft einen großen Gebäudekomplex, bestehend aus Wohnungen für das Jagdpersonal, Pferdebeställen, Wagenremisen, Hundezwingern, Zeughaus, Schenke und Kapelle. Früher häufig, sind die Jägerhöfe jetzt selten geworden, und manche führen nur noch den Namen, während sie anderen Zwecken dienen.

Jägerkleidung (Jagdkleidung); sie ist bei Ausübung der Jagd von großer Bedeutung. Sie soll den Körper sowohl vor den heißen Sonnenstrahlen wie vor grimmer Kälte schützen, aber dabei nicht hinderlich sein und sich der Umgebung in ihrer Farbe anpassen. Die Jagdjoppe ohne Brustaufschläge ist im Sommer am zweckdienlichsten von graugrüner und im Winter von bräunlich-grauer Farbe, der des Wildes und der Baumrinde entsprechend; glatter, weicher Stoff ist besser als Loden, da dieser schwer trodnet. Die Knopfreihe in der Mitte verdeckt, da harte Knöpfe bei Berührung mit dem Gewehr oder dem um den Hals gehängten Fernglas ein recht störendes Geräusch auf dem Wirtshang verursachen können. Der Jagdrock muß oben geschlossen, mit Umlegekragen und außen und innen reichlich mit Taschen versehen sein, um hier Patronen u. a. unterbringen zu können. Die Joppe soll bequem sitzen und im Rücken und Armelausschnitt so geschnitten sein, daß sie beim Anschlagen nicht hindert und sich dabei nicht in die Höhe schiebt. Auf der Wirtshang behänge man sich nicht mit der lose sitzenden Jagdtasche u. dgl.; der Jäger vermeide hier alles, was ihn im schnellen Anschlag, an geräuschlosem Gehen (ev. Grabenspringen u. dgl.) hindern könnte. Die Patronen sind in einem kleinen Ledertäschchen leicht am Rock oder in der Rocktasche oder in einer umgeschlallten Patronentasche untergebracht, alles andere gehört in den *Rucksack*. Die Hose sei bequem, besonders im Gefäß, und der Fuß am besten mit einem gut sitzenden starken Schnürschuh (bei der Wirtshang ev. mit Gummisohlen) und mit Gamaschen versehen. Diese seien entweder aus Leder oder beim Wirtshang aus weichem Stoff, um in Unterholz, namentlich Heidekraut, ein lautes Anstreichen von Halmen, Zweigen zu vermeiden; daher wähle man auch einen weichen Wirtshanghut. Lange Stiefel sind nur im wirklich nassen oder gar bruchigen Gelände notwendig, sonst und namentlich im Gebirge nicht zu empfehlen; denn sie ermüden den Fuß im Gelenk und das Bein in der Wade, belästigen auch durch ihre natürliche Schwere, sofern man nicht die leichten russischen Zuchtleder nimmt. Alles Schuhzeug muß stets in Leder weich und

schmiegsam gehalten werden, damit es nicht brüchig wird oder gar beim Wirtshang knarrt. Daher stelle man nach gewordenes Stiefelzeug nie in die Sonne oder auf den Herd, sondern lasse es langsam durch die frische Luft trodnen; stets muß es — noch im feuchten Zustande — sorgfältig eingeschmiert werden, also möglichst wasserdicht sein. Eine gute Schmiere für Wasserstiefel besteht aus 1 T. Terpentinöl, 2 T. Schweinesett, 4 T. Talg, Baumöl, gelbem Wachs und Kienruß. Befürchtet man ein Einlaufen des Stiefels, so ist sein Vollstopfen mit Heu, Stroh oder Füllern mit Erbsen ausgezeichnet. — Auf die Kopfbedeckung kommt sehr viel an; sie muß das Auge nicht nur vor dem blendenden Sonnenstrahl, sondern auch vor den durchdringenden Lichtern des Wirtshangs schützen, daher ein weicher, grauer oder graubräunlicher Hut mit mäßiger Krempe die beste Bedeckung ist, die auch den Nacken schützt. Große Federbüsche, ganze Wirtshangstöcke, Fasansenpielfedern sehen ja gewiß sehr romantisch aus, bleiben aber doch lieber weg, wenn es dem Wirtshang gilt, sind eher bei einem Hasentreiben am Plage. Solche auffallenden Verzierungen verraten übrigens nicht immer einen von der launischen Göttin besonders bevorzugten Wirtshanger; man sieht sie mehr bei solchen, bei denen es mit dem Können schwach steht. Handschuhe trage der Wirtshanger und insbesondere der Wirtshanger so wenig wie möglich, eine wetterfarbige Hand schändet ihn nicht. Trägt er solche zum Schutze gegen Insekten oder Kälte, so ist es dienlich, am rechten Handschuh den Zeigefinger abzuschneiden, da eine dicke Fingerbekleidung das Abdrücken des Gewehrs beeinflusst. Wichtige Ringe am Finger sind gänzlich vom Abel, nicht minder hohe, feisleinene, weiße Halsketten, helles Halsstuch und Manschetten. Bei starker Kälte ziehe sich der Jäger recht warm an, insbesondere bei Jagden, die langes Stillstehen und Stillsehen verlangen. Ganz besonders schütze man die Füße vor Kälte (dicke, wollene Strümpfe; über die Knie reichende Jagdstriumpfe; Schuhzeug mit starken Doppel- und eingeleagten Füllsohlen). — Will man Pelz tragen, so verwende man ihn nur als Innenfutter; trage auch keine Pelzmütze, seinen Ruff mit Fuchstopf u. ähnl., um nicht von unzuverlässigen Schützen auf Treibjagden oder in der Dichtung als Wild angepöbeln und womöglich angeschossen zu werden. Man vermeide dicke Kleiderstoffe, die das Schießen beeinträchtigen, und ziehe sich lieber recht warme Unterkleider (Flanell-, reformbaumwollen gefütterte oder ganz dünne Lederweste) und entsprechend leichtere Oberkleider an. Derartige Unterkleider schützen nicht nur vor Kälte, sondern auch im Sommer

vor Ertötung. Im Hochsommer, auf Entenjagd, bei Fühner- und Schnepfensuche sei der Anzug möglichst leicht, um einem allzu starken Schwitzen vorzubeugen. Gummistoffe, die den Luftzutritt zum Körper hindern, sind meist schwer und ungesund; wasserdichte Stoffe dürfen die Ausdünstung des Körpers nicht hindern. — Auch das Gewehr darf bei der Suche nicht zu schwer sein, sondern soll stets ein den Kräften des Jägers entsprechendes Gewicht haben.

Jägerlatein, die humoristische Würze, das Salz in der Erzählung von Jagdberlebnissen, wobei der Phantasie weitester Spielraum geboten ist, die Wahrscheinlichkeit aber niemals ausgeschlossen sein darf, daher gewandt und lebendig erzähltes J. dem Laien glaubwürdig erscheint zur stillen Freude des schallhaften Erzählers. Es verhöht gegen die hergebrachte Sitte, die Wahrheit solcher Erzählung anzuzweifeln; im Gegenteil muß der Zuhörer sie scheinbar glauben, aber mit einer Gegen-erzählung aufwarten, welche die vorige möglichst überbietet. Treffen zwei Meister in dieser Kunst zusammen, so bereiten sie den gewipsten Zuhörern außerordentliches Vergnügen.

Jägermeister, Titel eines höheren Jagdbeamten.

Jägerrecht, gewisse Teile des erlegten Wildes, die dem Jäger (Jagdbeamten), der es geschossen oder in dessen Bezirk es erlegt wird, zustehen. Das große J. besteht meist in Kopf (nicht aber vom Schwarzwild), Hals, den ersten 3 Rippen, Mörbraten, Ausbruch (vom Schwarzwild die Wamme), sowie im geringen Geweih oder Gehörn. Das kleine J. ist der ganze Ausbruch; doch bestanden bzw. bestehen in dieser Hinsicht große Verschiedenheiten. J. sind ferner die Hunde, die in früheren Zeiten einem Jäger für Ver-

stöße gegen Weidmannsbrauch mit dem Blatt erteilt wurden.

Jeitler, Johann Melchior, wurde am 21. September 1757 zu Kleinheppach (Württemberg) als Sohn eines Wachtmeisters geboren, besuchte die Militärpflanzschule in Solitude und studierte Fortwissenschaften auf der Karlschule in Stuttgart. 1780 Oberjäger und Verwalter im Kirchheimer Oberforst, wo er eine forstliche Meisterchule gründete; 1797 Forstverwalter in Heidenheim, 1810 Oberförster des Ulmer Oberforsts, 1818 Lehrer der Fortwissenschaft am Forstinstitut in Stuttgart, 1820 Professor an der Akademie Hohenheim; starb am 10. Mai 1842 bei Stuttgart (s. *Jagdliteratur*).

Jeßer, Friedrich Ernst, wurde am 9. Oktober 1743 in Königsberg (Pr.) geboren, bezog im 15. Lebensjahre die dortige Universität, um die Rechte zu studieren, führte dann aber ein ziemlich unstetes Leben, bis er, fast 30 Jahre alt, sich dem Forstwesen zuwandte. 1775 Kriegs-, Domänen- und Präsidialrat in Königsberg, in welcher Stellung er eine Fierde des aufblühenden preussischen Forstwesens war; 1788 Oberförster, 1805 Oberforstmeister. J. ist die Erhaltung des preussischen Echswildlandes zu danken. Er starb am 14. April 1822 (s. *Jagdliteratur*).

Johannidroggen, s. *Wildkorn*.

Jugendkleid, das Gefieder des jungen Vogels.

Jugendschließen, Freischießen für junge (vor dem 1. Januar des vergangenen Jahres gewölste) Erdhunde (s. *schließen*).

Jugendjuche s. *Kynologie*.

Jule, Reizpflanz, der zur Hüttenjagd verwendet wird.

Junge der jagdbaren Vögel s. *Eier*.

Junge bringen, das Gebären der Bärin, des Otters usw.

R.

Rahlhieb s. *Abtrieb*.

Rahlhirsch. Insbesondere in Tiergärten, aber auch in schlecht gehaltenen, freien Wildbahnen kommen als Folge von Inzucht und unrichtigem Geschlechtsverhältnis ab und zu Hirsche vor, die nie Geweihe veredeln, sondern an deren Stelle nur ganz schwache, tonische Knochenfortsätze auf den Stielen tragen. Man nennt solche Hirsche R., Rösche, Plattkopfhirsche.

Rahlschlag s. *Abtrieb*.

Rahlwild, die weiblichen Stücke des Elch-, Rot- und Damwildes. Der Ausdruck deutet auf den kalten, d. h. geweihslosen Kopf hin.

Raiseradler s. *Aller 2*.

Ralb s. *Wildkalb*.

Rälberfang s. *Wöten*.

Rälberfütterung s. *Kälberstall*.

Rälberstall (Kälberfütterung), eine Einrichtung auf dem Futterplatze, bei der das Futter nur den Kälbern zugänglich ist. Das ist bei starkem Wildstande notwendig, weil schwaches Wild sehr häufig von den Fütterungen verdrängt wird und dann an Entkräftung eingeht. Ein Kälberstall besteht aus einer größeren oder kleineren Umzäunung, welche in der Weise hergestellt wird, daß man eine solche von 1,5 m Höhe herstellt, deren

Pfähle oben durch Querlatten miteinander verbunden und so weit voneinander entfernt sind, daß zwischen diesen nur Kälber durchkriechen können. Innerhalb der Eingäumung bringt man eine normale, überdachte Heurufe an, unter welcher sich ein Trog für das Körnerfutter befindet.

Kaliber, der Seelendurchmesser der Feuerwaffen. Das K. der Büchsen wird in Deutschland nach dem Durchmesser in Millimetern zwischen den Feldern bezeichnet, während für Flinten noch die alte Bezeichnung in Rundlugeln auf ein Pfund Blei angewendet wird. So heißt z. B. Kal. 12, daß 12 Rundlugeln dieses Kalibers ungefähr ein Pfund wiegen. In England und Amerika gibt man das Kaliber der Büchsen in Tausendstel bzw. Hundertstel des engl. Zolls an. So bedeutet Kal. 450 oder .45: das Kaliber beträgt 0,450 bzw. 0,45 Zoll (= rund 11,5 mm).

kalt ist 1) diejenige Balz des Auer- oder Birkhahns, bei welcher die Hennen nicht betreten werden; 2) eine Fahrte (Spur), die schon so alt ist, daß sie keine Bitterung mehr hat.

kaltfönnig ist ein Schweifhund (früher auch Leitshund), wenn er wenig Passion zeigt.

Kamerad, alte Anekdote der Jäger untereinander, jedenfalls viel schöner und passender als das so mißbrauchte Kollege.

Kamm, 1) der Bug beim Schwarzwidle; 2) jägenartiger Ausschnitt an den Hügel des Schwanenhalses (Krapfen, Krapfentamm).

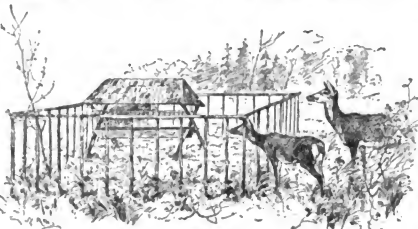
kämmen, scherzhaft, wenn ein Schrottschuß ein Stück Haarwild so oberflächlich getroffen hat, daß nur Haare oder Wolle abfliegen, ohne daß das Wild erheblich krank ist und bleibt („Meine ist nur gekämmt“).

Kammer. 1) Bei eingestellten Jagen die eng eingestellten Teile, von denen aus das Wild auf den Lauf getrieben wird. In diesen Kammern wird auch das Sondern des Wildes vorgenommen, wenn nur gewisse Stücke gleichzeitig auf den Lauf getrieben werden sollen, z. B. nur starke Hirsche, oder wenn Schwarzwild vom Rotwild zu trennen ist. Diese Anordnung hat unter Umständen ihre Berechtigung; das ohnehin durch langwieriges Treiben abgängigste Wild wird durch das Absondern aber überaus

angegriffen, daher diese Maßregel, wenn sie, wie in früheren Zeiten, meist aus Laune angeordnet wurde, nicht zu billigen ist. Zum Sondern bedient man sich der Schnapptücher, die aufgezogen und hinter dem abzusondernden Wild, nachdem es den erwünschten Raum betreten, schnell niedergelassen werden. 2) An Borderlabegewehren der hintere, von der Schwanzschraube verschlossene Teil der Rohre, wo die Pulverladung sich befindet, daher auch Pulverkammer genannt. 3) Beim hohen Haarwilde die Herzkammer; Kammerchuß der Schuß in diese. 4) s. *Kessel* 1. **Kammerende**, das hintere Ende des Gewehrlaufes.

Kamp, Flächen, die zur Nachzucht von Holzpflanzen bestimmt sind. Man unterscheidet ständige Kämpfe (Forstgarten), in denen die Pflanzenerziehung für eine längere Reihe von Jahren erfolgt, und nur vorübergehend, meist 1 bis 3 Jahre benutzte Kämpfe (Wanderkämpfe).

kämpfen, das Streiten männlichen Wildes infolge des Begattungstriebes. Besonders gebräuchlich ist dieser Ausdruck bei Rot-, Keh-, Schwarz-, Auer-, Birkwild



Kälberkall.

und anderen Hühnerwägeln. Die steiler kämpfen auch wohl ohne brunnstige Erregung.

Kampfhahn s. *Kampfläufer*.

Kampfläufer (Totanus pugnax L., Machetes pugnax Cuv., Tringa pugnax L., Philomachus pugnax Maehr., Pavonella pugnax Leach; Kampfhahn, vielfarbiger K., Streitvogel, Streifstrandläufer, Streifschneppfe, Kludderhahn, Buerhuhn, Brausehuhn). Wegen einiger Besonderheiten wird der Kampfhahn von einigen Ornithologen in eine besondere Gattung (Machetes) gestellt; jetzt rechnet man ihn zu den *Wasserläufern*. Maße des Männchens, das bedeutend stärker ist als das Weibchen: Länge 29,5 cm, Stoß 6,4, Schnabel 3,8, Lauf 5, nackter Teil des Unterschenkels 2,7, Mittelkehe ohne Nagel 3,2 cm. Die Weibchen messen: Länge 20,4 cm, Stoß 5, Schnabel 3, Lauf 4,2, nackter Teil des Unterschenkels 2,2, Mittelkehe ohne Nagel 2,7 cm. Wiepen gibt folgende Charakteristik: „Die alten Männchen im Hochzeitkleide sind so verschieden, daß nicht zwei vollkommen gleich sind; alle aber haben einen

großen, schildförmigen, ausspannbaren Hals-tragen, der die Seiten und den Vordertheil des Halses bis auf die Oberbrust bedeckt, und darüber unter dem Genid zwei nebeneinander liegende, getrennte, kürzere, wie Teile einer Perle, die ebenfalls beim Kämpfen aufgerichtet werden; Hals- und Nackenträger mitunter von derselben Farbe, häufig aber verschieden gefärbt; auf den Zügeln und der Stirn, oft bis zum Scheitel, voll häutiger Wärtchen, dazwischen kurze, haarartige Federchen; Schnabel und Füße variieren ebenfalls bei den Einzeltieren; Iris braun. Nach der Begattungszeit fallen die langen Federn des Halses ab, ohne daß eine weitere Mauser eintritt. Im Winterkleide fehlen Hals-schmuck und Gesichtswärtchen, und die Färbung der Männchen ist fast gleich; Kehle, Brustmitte, Bauch, Unterstoßbedfedern, die Seiten des Wärtchels und der Oberstoßbedfedern weiß; Wangen rostgran, Scheitel bräunlich-grau mit schwarzen Schaftflecken; Hals, Oberbrust und Brustseiten braungrau gewölkt; Ober Rücken und Schultern schwarz, mit licht branngrauen oder gelbweißlichen Federstämmen; Flügelbedfedern und die Hinterflügel schwarzbraun, hell braun-grau oder gelblich-weiß gerandet; die großen Schwingen schwarzbraun mit weißen Schäften; die Stoßbedfedern bräunlich-ashgrau mit braunen oder schwarzen Binden auf den Mittelfedern; Unterbrust, Bauch und Unterstoßbedfedern weiß; Schnabel meist schwarz; Wurzel des Unterkiefers rötlich, gelblich oder grünlich; Füße rötlich-gran, rötlich-gelb, grünlich-gelb oder graugrünlich. Das Jugendkleid des Männchens hat im ganzen Ähnlichkeit mit dem Winterkleide, die Ober Rücken-, Schulter- und Flügelbedfedern sind jedoch breit dunkelstoßgelb gefäumt. Die Weibchen, die um ein Drittel kleiner sind als die Männchen und denen auch der Hals-schmuck fehlt, wandeln ebenfalls ab, aber nicht so stark wie jene. Kopf licht graubraun oder gelblich-grau, auf dem Scheitel mehr oder weniger dicht schwarz gefleckt; Zügel schwarz oder schwarzbraun getupft, Ohrgegend, Wangen und Genid schwächer schwarz oder schwarzbraun gefleckt; der ganze Hals, Kopf, Oberbrust und Seiten der Unterbrust licht braungrau, graugelblich oder rostfarben mit schwarzen Flecken und weißgrauen oder weiß-gelblichen Spitzentändern; Ober Rücken und Schulterbedfedern schwarz mit scharf abgesetzten, gelbbräunlich-weißen oder rostgelben Kanten. Hinterflügel bräunlich mit breiten, schwarzen Querbinden; mitunter haben die Ober Rücken- und Schulterbedfedern eine schöne rost-gelbe Grundfarbe (die auch bei der übrigen Färbung vorherrscht), nachselwärts meist mit schwarzer Querbinde oder schwarzem Schaft-

fled und vor der rostgelben Spitzentante sitzt einen schwarzen, herz- oder hufeisenförmigen Fleck; die Hinterflügel mit mehreren schwarzen Querbinden. Schnabel schwarz; Füße mehr oder weniger rötlich-gelb, mitunter ins Grünliche übergehend. Das Jugend- und Winterkleid hat mit dem des Männchens Ähnlichkeit, ist aber blässer und weniger schön. Im Dunenkleid ist die Oberseite hell gelbbraun mit schwarzen Längsflecken und ebensolchem Streifen in der Mitte; Kehle und Bauch reinweiß; auf dem Oberkopf bis ins Genid ein dreifacher Längsstreifen; Ständer gelbgran, Schnäbelchen schwarzgrau.

Der Kampfhahn ist ein zu sprichwörtlich gewordener Vogel, als daß man auf das Interessante seines Tuns und Treibens besonders aufmerksam zu machen hätte. Sein ganzes Leben ist Streit und Kampf wie das eines rechten Renommistens und stimmt mit dessen Gebaren auch in seinen unblutigen Folgen überein. Die Hähne haben wie die Pfuhlschnepfen einen besonderen Platz für ihre Kampfspiele, auf denen sie gegen Abend einsallen, sich einander gegenüber aufstellen und nun paarweise die Kämpfe beginnen, woraus sich oft eine allgemeine Balgerei entspinnt, bis eine Pause eintritt, nach der aufs neue gerempelt und gepault wird, bis die Nacht der Sache ein Ende macht. Von Island bis über ganz Europa kommt der K. vor und wird auf großen, kurz bewachsenen Sümpfen selten fehlen, wenngleich er an vielen Orten infolge des sorgfesteren Wegfangens recht spärlich geworden ist. Seine Stimme klingt wie „Taktit, tak-ait“. Der K. ist für unser Gebiet nur Zugvogel, der mit dem Herbst verschwindet und im April wiederkehrt, wobei die Geschlechter getrennt erscheinen. Im Mai liegen in dem kunstlosen Neste die üblichen vier Eier, die, von birnförmiger Gestalt, auf olivenfarbigem Grunde graue, grünlich-braune und darauf schwarzbraune Flecken und Punkte zeigen, 44 : 31 mm groß sind und in 18 Tagen ausgebrütet werden. Daß ein solcher Feld wie der Kampfhahn sich mit Aenderziehung nicht abgibt, darf nicht auffallen, daher der Turner diese allein obliegt, während er den Turnierplatz besucht. Um die Mitte des Juli hört aber auch dieser Sport auf, die Kampfplätze werden, und die Scharen fangen an herumzustreichen, bis die spätere Jahreszeit sie zum Abzuge mahnt. Bei den Kampfspielen kann man sie unter einiger Deckung beschleichen, obgleich die Beobachtung dieser harmlosen Vögel mehr Freude macht als der wertlose Schuß.

Kanäle (vgl. Wege). Nach § 13 Abs. 3 der preussischen Jagdordnung kann von der Jagdpolizeibehörde den Unternehmern von Schiffsfahrts-K. für bestimmte Grundflächen

das Recht zugestanden werden, diese von dem gemeinschaftlichen Jagdbezirk auszuschließen, sofern Grund zu der Annahme vorliegt, daß die Ausübung der Jagd auf *R.* mit den Rücksichten der Betriebssicherheit unvereinbar ist.

Kaninchen (*Lepus cuniculus* L.; nach der neuesten zoologischen Namensgebung *Oryctolagus cuniculus* [L.]). Raquetier aus der Familie der Hasen und der zoologischen Gattung *Lepus*. Weibmännische Ausdrücke beim Hasen.

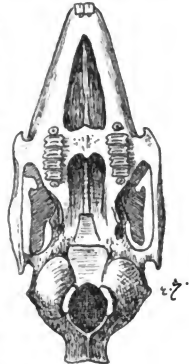
Beschreibung.

Die Löffel kürzer als der Kopf; Iris dunkelbraun, Pupille schwarzblau (diese Kennzeichen unterscheiden das *R.* sicher vom Hasen); Löffel nicht mit schwarzer Spitze, sondern am Ende mit schmalen, schwarzem Saum; Blume auf der Oberseite schwarz, auf der Unterseite weiß mit rostfarbiger Spitze; die Hinterläufe verhältnismäßig kürzer als beim Hasen, weshalb das *R.* nicht so lange Fluchten machen kann. Die Gesamtfärbung ist ein dunkeres Braungrau, nach vorn rötlicher, in den Flanken weißlicher, nach hinten am dunkelsten; Kehle, Bauch, Innenfläche der Läufe und die Nägel weißlich; im Nacken ein rostfarbiger, nicht scharf begrenzter Fleck. Farbenpielarten kommen beim Kaninchen häufiger vor als beim Hasen. An relativ meisten findet man schwarze, seltener semmelgelbe, graue oder gar geschedte und weiße Wildkaninchen. Das Kaninchen hat im allgemeinen eine gefälligere Gestalt als der Hase und sieht infolge der kürzeren Hinterläufe etwas kompakter aus. Im Schädel- und Skelettbau zeigt das *R.* einige bemerkenswerte und sichere Unterschiede vom Hasen, was besonders wichtig

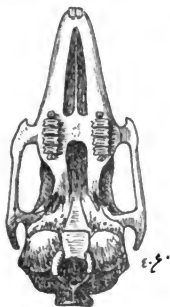
für die Frage der Leporiden ist. An der Unterseite des Schädels befindet sich hinter der schmalen, knöchernen Gaumenbrücke ein offener Raum, der beim *R.* nicht breiter ist als die mittleren Wadenzähne oder etwa so breit wie ein Drittel der Länge der ganzen Wadenzahnreihe; außerdem verjüngt sich diese Gaumenlücke nach hinten zu, was beim Hasen, wo sie überhaupt viel breiter, nicht der

Fall ist. Ferner ist der hintere Fortsatz des Jochbogens beim *R.* etwa doppelt so lang wie beim gleichalterigen, viel stärkeren Hasen. Die beiden Knochen des Unterarmes, Elle und Speiche, liegen fast ganz neben, nicht hintereinander wie beim Hasen.

Das Wildbret des *R.* ist weiß, das des Hasen dunkel. Die Länge eines erwachsenen *R.* beträgt etwa 40 bis 45 cm, die der Löffel etwa 7 cm, der Blume 6 cm. Als Durchschnittsgewicht kann man 2 bis 2½ kg annehmen, selten werden 3 kg erreicht. An Sinnenstärke übertrifft es den Hasen, denn kaum entgeht etwas seinem scharfen Vernehmen oder Augen; obgleich scheinbar mißtrauisch wie jener, behält es doch immer eine gewisse Überlegung, selbst bei den dringendsten Gefahren, was man an einem vom Hund eingeholten *R.* beobachten kann, dem es durch sein gewandtes Halschlagen sehr oft fast unter dem Fang entwischt. In großer Angst gibt es kreischende Töne von sich, gewöhnlich aber ist es stumm und wartet seine Umgebung mit kräftigem Ausschlag eines Hinterlaufs vor Gefahr. Das sehr zierliche Geschöpf würde eine Zierde unserer Fauna sein, wenn es nicht so überaus schädlich wäre.



2. Schädel des Hasen.
(?, nat. Gr.)



1. Schädel des Wildkaninchens.
(Fast nat. Gr.)

Verbreitung, Nutenhalt.

Die Heimat des *R.* sind die Länder südlich der Alpen, es ist jetzt über alle Länder Europas mit Ausnahme von Skandinavien und Rußland verbreitet und stellenweise außerordentlich häufig, anderwärts sehr selten. In manchen Gegenden fehlt es gänzlich, doch läßt es sich bei geeigneter Bodenbeschaffenheit leicht einbürgern, was jedoch in Anbetracht des durch *R.* verursachten Schadens nicht immer ratsam und hier und da sogar gesetzlich verboten ist. Die Römer kannten es unter dem Namen *cuniculus*, die Griechen nannten es *dasypos* (Kauhfuß). In das mittlere Europa ist es offenbar verpflanzt und wahrscheinlich als urprüngliches Haustier verwildert. Es lebt bekanntlich in unterirdischen Bauen, die es sich selbst ansgräbt, und zwar in sandigen

Gegenden lieber als in solchen mit sehr bindigem und deshalb kälterem, überdies auch schwerer zu bearbeitendem Boden. Auch im Steingelüft siedelt es sich gern an.

Ernährungs-Forstplanung.

Das K. lebt zwar von denselben Vegetabilien wie der Gase, nagt aber weit mehr an Holzpflanzen, Sträuchern und Bäumen umher, so daß es bei zahlreichem Vorkommen den Waldkulturen großen Schaden zufügt und dadurch, daß es die Pflanzen bis an die Wurzeln abschneidet, auch den Feldsaaten schadet. Da es sich aus Furcht vor seinen zahllosen Feinden nur notgedrungen von seinem Bau weiter entfernt, außerdem sehr gefelliger Natur ist, so fallen seine auf einen kleineren Raum beschränkten Verwüstungen um so mehr auf. Auch die vielen Baue und Nöhren sind dem Wald- und Feldbau nicht vorteilhaft, und wo Drainerungen angelegt sind, darf man K. schlechterdings nicht dulden. Berücksichtigt man bei dieser Schädlichkeit des Einzelkitters die überaus zahlreiche Vermehrung, so wird einleuchten, daß das K. eine förmliche Landplage werden kann. In milden Wintern sammeln sie schon im Februar, nach 30 Tagen setzt das Weibchen, die Häsln, 4 bis 5 Junge, und da es gleich nach dem Sehen wieder zu empfangen vermag und bereit ist, so setzt es fast alle sechs Wochen. Wenn es dem Mammeler willfährig ist, so streckt es sich auf dem Bauche platt auf den Boden aus. Meistens legt das Weibchen zum Zweck des Seehens besondere, flacher verlaufende Nöhren an, die es, wenn es die Zungen des Mens halber verlassen muß, zuscharrt. Selten setzt es in oberirdischen Vertiefungen. Der Mammeler kümmert sich um die Nachkommenchaft ebenso wenig wie der Gase. Die jungen K. werden im Gegensatz zu den jungen Hasen unbehaart und mit geschlossenen Sehnen gesetzt und bedürfen daher einer intensiveren und länger dauernden mütterlichen Pflege als ihre Vettern. Kaum halbwoichtig sind sie aber schon sehr lebhaft und bewegen sich ungemein flink und behend außerhalb des Baues. Bei genügender Deckung und wenig Störung sind die K. an schönen Tagen viel außerhalb des Baues „über der Erde“; andernfalls rüden sie abends zur Mung, nachdem sie am Eingange der Nöhren eine Zeitlang gesichert haben. Die Spur gleicht der des Hasen, ist indessen bedeutend schwächer. Vielsach ist beauptet worden, Gase und K. vertragen sich nicht. Das ist jedoch nicht richtig; höchstens kann man sagen, daß der Gase die in reich besetzten Kaninchen-Ansiedlungen herrschende Unruhe nicht liebt und daß er z. T. andere Ortlichkeiten bevorzugt als das K. Ein Kaninchenbau ist etwa 1,5 m tief und enthält einen Kessel, auch Kammer genannt, in den die

gewundenen Nöhren einmünden. Jedes Paar hat eine eigene Kammer, doch benutzen mehrere die gemeinschaftliche Einfahrt. Die oft sehr zahlreiche Bewohnerchaft ausgedehnter Baue lebt überhaupt in bestem Einvernehmen. Die Nöhren sind gerade weit genug, um den K. das Einfahren zu gestatten und am Leib stärkerem Handzeug zu verwehren.

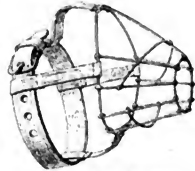
Jagd.

Wenn B u s c h e r n schießt man viele K., wenn das Wetter klar und trocken ist, bei nassem und windigem Steden sie meist im Bau oder drüden sich fest unter irgend welcher Deckung. Die T r e i b j a g d vereinigt man vorteilhaft mit der auf Hasen, zumal ja das K. mit diesem gemeinschaftlich vorkommt. Sowohl Buschieten als Treibjagd verlangen eingübte Schützen; das K. kommt, wenn gedrängt, ungemein schnell an, schlägt viel Hasen, und der Schütze wird bei Breitenschuß gut zwei Hände breit vorhalten müssen; der Schuß von hinten ist der am wenigsten schwierige, dennoch schießen viele Schützen zu kurz. Als ein ausgezeichnetes Verfahren, die Ergebnisse der Treibjagd auf K. zu verbessern, hat sich das von Ströbe ausgearbeitete erwiesen (Jahrb. d. Instituts f. Jagdkunde, Bd. 1, S. 183). Kurz nach Tagesanbruch werden die sämtlichen Baue des Reviertheils, der abgetrieben werden soll, durch Eingießen von einigen Tropfen Nohtrösel (Vorsicht, ägendes Gift!) verwittert. Dies hat möglichst am Jagdtage selbst zu geschehen; doch lassen sich zufriedenstellende Erfolge schon erzielen, wenn man, ohne Rücksicht auf die Tageszeit, 1 bis 3 Tage vor der Jagd verwittert. Ferner ist jeder Trieb abzulappen und so oft zu wiederholen, bis kein K. mehr in die Schützenlinie kommt. Zum Verhüten des Einfahrens der K. in die Baue sind auch Drahtklappen verwendbar, die durch jedes Jagdartikelgeschäft bezogen werden können. Der Anstand ist, zum mindesten in nicht sehr kaninchenreichen Revieren, die am wenigsten geeignete Jagdart, den K. Abbruch zu tun. Wollte man sich dicht am Bau anstellen, so würde ein nicht sofort totgeschossenes K. in diesen zurückfahren und dort verenden, der Schuß aber die ganze Kolonie warnen, sich dransien sehen zu lassen; stellt man sich aber vom Ban entfernt an, so überläßt man den Erfolg dem unsicheren Zufall.

Die Jagd mit dem F r e t t c h e n (Frettieren) ist ein gutes Mittel gegen die übermäßige Vermehrung der K. Das Frettchen (Mustela furo L., f. *Illia*) gehört zu den Wadern; es ist der Erzfeind der K. und wird von diesen so gefürchtet, daß schon sein Erscheinen im Bau genügt, um die Injassen zum schnellsten Ausfahren zu

veranlassen, und darauf beruht eben der große Erfolg des Frettierens. Vom Oktober bis März ist die für diese Jagd geeignetste Zeit, weil dann doch nur ausnahmsweise Junge im Bau sein dürften, bei denen sich das Frettchen unnütz aufhalten würde. Wie bekannt, hat dieses eine oft unbezwingliche Schlafsucht, besonders an nassen, kühnischen Tagen, und da an solchen auch die K. weniger rege sind, so eignen sich diese Tage schlecht zum Frettieren; mäßig kaltes, trockenes Wetter ist das beste, dann ist die Kolonie am regsten und fährt am schnellsten aus dem Bau. In den Morgenstunden des Tages, an dem frettiert werden soll, läßt man die Umgebung der Baue durch Menschen und Hunde gehörig beunruhigen, damit die K. zahlreich zu Bau fahren; verzeifert alsdann die Nebentröhren, umstellt den Bau mit bufenreich gestellten Garnen und belegt, nachdem das Frettchen eingefahren ist, die Haupttröhren mit Kaninchenhauben. Soll das Frettchen recht munter einfahren, so darf es zwar nicht gerade hungrig sein, aber auch nicht ganz gesättigt; im ersten Fall würde es das erste beste K. würgen, sich an dessen Schweiß förmlich berauschen und einschlafen, im anderen würde es das letztere am geeigneten Plätzchen voraussichtlich sogleich tun und sich um die Jagd vorläufig, d. h. mehrere Stunden lang, gar nicht kümmern. Tut das Frettchen seine Schnelligkeit, so poltern die K. sehr bald zu den Röhren hinaus und fahren in die Garne, aus denen man sie löst und abnickt. Die Rege stellt man sogleich wieder und läßt sie so lange stehen, bis man den Bau für entvölkert halten darf. Will man sich das Vergnügen des Schießens machen, so müssen die Rege natürlich so weit abgestellt werden, daß der erforderliche Schießraum beschafft wird. Bevor das Frettchen nicht herausgekommen ist, darf der Jäger nun freilich den Bau nicht verlassen; bemerkt er es in der Nähe der Einfahrt schlafend, so kann er es manchmal mit einem schwachen, an einen Stod gebundenen und ihm zugeschobenen K. weden und insofern herauslocken, als es sich an diesem verbeißt und herausziehen läßt. Macht es gar keine Anstalt, herauszukommen, so bleibt nichts übrig, als die Röhren mit Decken sicher zu verschließen, wo man dann das Frettchen nicht weit von der Einfahrt meist wieder eingeschlafen finden wird. Diese nicht zu vermeidende Unständlichkeit ist ein Hauptgrund, weshalb dieses Raubtierchen weniger benutzt wird, als es sonst der Fall sein würde. Deshalb hat man sich auch in neuerer Zeit der Züchtung sog. Zwerg- oder Kaninchenedel zugewandt, die als Erjay für das Frettchen dienen sollen. Der Transport des Frettchens nach und von dem Bau

erfolgt in einem weich ausgefüllten Käftchen, vorteilhaft nimmt man auch zwei Frettchen mit, die sich gegenseitig antreiben. Es ist zu empfehlen, dem Frettchen einen Maulkorb anzulegen, oder ein Schellenhalsband umzubinden, um es vom Würgen und demnächstigen Einschlafen abzuhalten. Etwa schlafende Kaninchen werden durch das Klingelngewerk und somit nicht so leicht vom Frettchen gefangen. Auch kann man in Folge des Gellingsels den Gang der unterirdischen Jagd besser verfolgen. Hade und Spaten dürfen beim Frettieren in Rücksicht auf solche Vorkommnisse nicht fehlen.



3. Maulkorb für Frettchen.

Fang.

Man fängt die K. auch mit Hauben, d. h. kleine Garnfäden. Sie werden ähnlich der Dachshauben, aber mit dem Ventel nach außen und loser um die Röhre befestigt. Durch die Maschen an der offenen Seite wird eine dünne Leine gezogen und durch einen Hestel am Boden befestigt. Führt das K. nun hinein, so löst sich die Haube und wird durch die Leine so angezogen, daß das K. gefangen ist. Selbstredend muß man so viele Hauben haben und benutzen, als Röhren vorhanden sind. Bei manchem Vorteil haben sie den Nachteil, daß, wenn mehrere Kaninchen zugleich aus einer Röhre fahren, sich nur das erste fängt, das sofort abgenickt wird. Gut ist es daher, den Bau noch mit Hafengarnen zu umstellen. Kaninchen werden auch in Kastenfallen und mit Tellereisen gefangen. Der Fang des K. in kleinen Kastenfallen auf natürlichen und künstlichen Wässen mit Seitenabsperrungen wird ebenso betrieben, wie der Fang von kleinem Raubzeug. Man stellt auch Kastenfallen vor befahrene Röhren, in Gartenzaunlücken, in Trahtgeflecht, das Schonungen absperrt oder um stark befahrene Baue gezogen ist. Zum Fange mit Tellereisen verwendet man das kleine Universalstellereisen Nr. 11e. Dieses wird mit einer kleinen Kette an einem Staum oder einer Wurzel, wenn diese fehlen, an einem eingeschlagenen Pfahl so befestigt, daß das gefangene Kaninchen vorn in der Röhre sitzen bleiben muß. Man legt das gespannte Eisen so in den Eingang der Röhre eines befahrenen Baues, daß es, mit dem Sicherheitshaken nach dem Ausgange der Röhre zu liegend, gut zuschlagen kann. Das Eisen muß vier kleine Steine als Unterlage

haben, damit es festliegt und nicht wackelt. Man bedeckt es mit trockenem Sand aus der Nöhre, dreht den Sicherheitshaken herum und verblendet auch diese Stelle mit Sand. Es ist Pflicht des Jägers, die Eisen möglichst jeden Morgen und Abend zu revidieren. Obgleich das Kaninchen in Preußen dem freien Tierfang unterliegt, bleibt es für den Jäger Nupwild. Der Fang solcher Wildes in Eisen kann daher nicht als weidgerecht angesprochen werden. Das Erstickten der im Bau befindlichen K. mit giftigen Gasen, z. B. Schwefelkohlenstoff, ist unweidmännlich. Durch das Töten der Kaninchen, ohne sie nützen zu können, geht für den Besitzer der Jagd bzw. des Grundstücks viel Geld und für die Menschen im allgemeinen sehr viele gute Nahrung nutzlos verloren. Hinsichtlich der erwähnten Neze s. *Jagdnetze*.

Literatur: E. E. Diezels Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd; Drehms Tierleben.

Der durch die wilden K. angerichtete Wildschaden braucht nach § 835 des Bürgerlichen Gesetzbuchs nicht erstattet zu werden, doch ist der Landesgesetzgebung eine Erweiterung des Kreises der in § 835 genannten jagdbaren Tiere gestattet. In Bayern erstreckt sich die Ersatzpflicht gemäß Art. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1899 auch auf die wilden K. In Sachsen ist durch Gesetz vom 25. Juni 1902 die Schonzeit für die wilden K. aufgehoben, das Aussetzen und Begen derselben verboten; bei erheblichem Schaden kann ihre Anrottung angeordnet werden. In Elsaß-Lothringen sind die wilden K. durch Verordnung vom 17. Juli 1890 zum schädlichen Wilde gezählt, welches von Besitzern, Eigentümern oder Pächtern erlegt werden darf. Nach § 61 Abs. 2 der preussischen Jagdordnung können Maßregeln ergriffen werden, wenn wilde K. sich bis zu einer der Feld- und Gartenkultur schädlichen Menge vermehren. In vielen Gegenden sind Polizeiverordnungen erlassen, die das Fangen und Erlegen wilder K. von einer Erlaubnis des Jagdberechtigten abhängig machen.

Literatur: Ehlers, Bekämpfung der Kaninchenplage.

Kaninchenhaube s. *Jagdnetze*, *Sackgarne*.

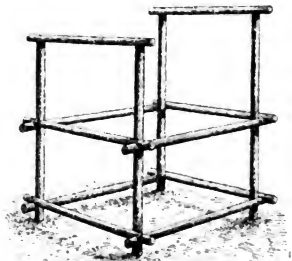
Kaninchenzettel, ein Dachshund, der in den Kaninchenbau einzuschließen vermag und wie ein Frettchen die Kaninchen aus dem Baue trengt. Diese Arbeit können natürlich nur kleine und leichte Hunde verrichten, insbesondere muß ihr Brustumfang außerordentlich gering sein. Der Umfang der Brust, über der dritten Rippe gemessen, beträgt beim wilden Kaninchen etwa 28 cm. Wenn ein Zettel in Kaninchenröhren einschließen können soll, so darf sein Brustumfang höchstens 32 cm

betragen. Ein guter K. soll im allgemeinen nur 3 bis 3,5 kg wiegen. Es ist nicht zu verkennen, daß die Zucht von Zedeln, die eine dem Frettchen ähnliche Arbeit leisten, in der Neuzeit Fortschritte gemacht hat, jedoch ist die Zahl der Zwergezettel, die ihre Körpergröße und ihre Formen mit einiger Sicherheit verlieren, äußerst gering. Ein nicht unerheblicher Teil der sog. K. ist zudem überzüchtet und trägt Anzeichen der beginnenden Entartung. Insbesondere findet man bei solchen Hunden oft Nachlassen des Haarwuchses am Kopfe und Gasse, verminderte Passion und Rückgang der Intelligenz. Um solche Erscheinungen zu vermeiden, muß der Kaninchenzettelzüchter bei der Zusammenstellung der Zuchttiere mit größter Vorsicht zu Werke gehen und namentlich sorgfältig Inzucht vermeiden. Ein gut gebauert und eingearbeiteter K. ist aber zur unterirdischen Jagd auf Kaninchen, wie auch auf Fuchs von großem Werte und kann auch zur Schweisearbeit sowie zum Stöbern Verwendung finden. Freilich hat der Stöberer mit dem K. den Nachteil, daß der stöbernde Hund oft im Kaninchenbau verschwindet, sich dort längere Zeit aufhält und die aus dem Bau gesprengten Kaninchen doch nicht vor die Flinte bringt. Darum ist für die Stöberarbeit in Kaninchenrevieren ein stärkerer Zettel, ein Wachtelhund, Spaniel oder ein Vorkeshund geeigneter als der Zwergezettel. Jedenfalls ist eine Kaninchenjagd mit dem Miniaturzettel weit angenehmer als mit dem launischen Frettchen, wenn auch die Erfolge mit dem Hunde vielleicht weniger gut sind.

lauten s. *verkantet*.

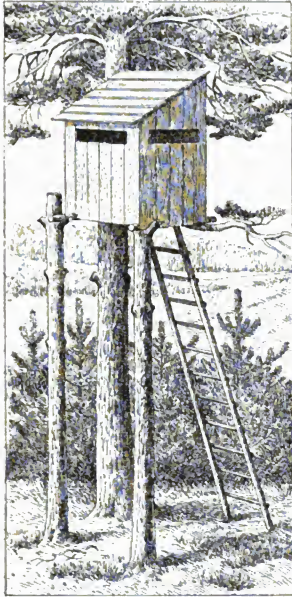
Kanustrommläufer s. *Strandläufer 2*.

Kanzel, ein Hochsitz (Hochstand) in 4 bis 5 m Höhe, der sich von dem einfachen Hochsitz dadurch unterscheidet, daß in ihr der Jäger



1 Skelett einer Jagdkanzel.

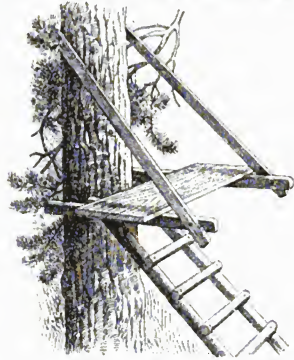
gegen Wind und Wetter geschützt ist. Sie macht den Jäger für das Wild unsichtbar und leitet seine Witterung darüber hinweg. Man errichtet sie an bekannten, guten und sicheren Hochwildwechsellern, an Brunstplätzen, Abungsfeldern und größeren Blößen in Dungen, an schmalen Gebirgstälern oder an Luderplätzen für das Raubzeug. Die



2. Jagdkanzel.

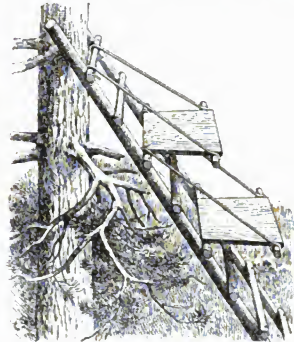
Kanzel ist eine große Kiste von 1 qm Grundfläche und 1 m Wandhöhe, die in den Ästen oder auf dem Knüppeltahnenbau eines dichten Baumes steht oder auf einem Gestelle ruht. Zu ihr gelangt man auf einer Leiter. Wer gewandt genug ist, schlägt von den längsten und stärksten Drahnägeln so viele in den Stamm, als er, um hinaufzukommen, braucht. Fehlen passende Bäume, dann muß ein Gerüst für die Kanzel hergestellt werden. Man gräbt vier Stämme von mittelstarkem

Bauholz ein, die, soweit sie in die Erde kommen, behufs längerer Dauer angelohst oder geteert werden. Das Gerippe der Kanzel



3. Hohlitz.

nagelt man am besten auf dem Boden folgendermaßen zusammen: Vier glatte, gerade Kahlholzknußel von 1 m Länge und 10 cm Durchmesser sägt man 10 cm von



4. Hohlitz.

jedem Ende etwa 4 cm tief ein, spaltet bis zum Sägeschnitt ab, legt die Knüßel mit den Spaltflächen aufeinander und nagelt sie fest,

so daß jetzt ein Rahmen von 1 m Seite entsteht. In derselben Weise wird ein zweiter Rahmen hergestellt. Nun schneidet man zwei Knüppel von 1,8 m und zwei von 1,6 m Länge, plagt sie am biden Ende etwas an und nagelt sie in die vier Ecken des auf dem Boden liegenden Rahmens. Jetzt streift man den zweiten Rahmen über die senkrecht stehenden Hölzer und nagelt ihn in den Ecken 80 cm hoch über dem ersten Rahmen gleichfalls an die Hölzer fest. Daraus verbindet man die beiden kurzen und die beiden langen Knüppel durch QuertHölzer, über die später das Dach kommt. Nachdem dieses Gerippe auf seinem Plaze befestigt worden ist, werden die Seiten bis auf die Tür in der Vorberwand mit Brettern vernagelt, der Fußboden aus durchlässiger Rundholzlage hergestellt und das Dach aufgesetzt. Rundherum hat man eine 20 bis 25 cm breite Schiefeluke zu lassen.

Der Hochsitz ist ein weit einfacherer Bau als die Jagdtanzel und wird vom wetterfesten Jäger wegen seiner leichten, schnellen und billigen Herstellung vorgezogen. Er besteht aus einer Leiter und wenigen Spaltstücken und Rundknüppeln als Sitz. Man stellt ihn in größerer Anzahl da auf, wo einzelne Feisthirsche und gute Böde wechseln, und an Zuhlen, um Säuen zu schießen. Solche Hochsitze werden in verschiedenen Konstruktionen feststehend und transportabel hergestellt. Soweit sie nicht aus Naturholz bestehen, müssen sie wie die Kanzen einen grünen, erdbräunigen Anstrich haben (s. *Vorratschuppen*). Alle Hochsitze müssen zeitig im Frühjahr hergestellt werden, damit sich das Wild an sie gewöhnt. Vgl. E. Regeners Jagdmethode und Fanggeheimnisse, 10. Aufl.

Kapital, besonders stark, für die männlichen Stücke des hohen, edlen Haarwildes mit Ausnahme des Schwarzwildes (s. *grob*) und für dessen Geweihe bzw. Gehörne, Kridel usw. Mit Rücksicht auf die große, durch örtliche Verhältnisse bedingte Verschiedenheit des Wildes läßt sich eine Grenze, von welcher an man ein Stück als Kapital anprechen darf, natürlich immer nur für bestimmte Gegenden ziehen; z. B. ist im Harz schon ein Hirsch mit 120, in den Ostkarpathen dagegen erst ein solcher von 200 kg aufgebracht als Kapitalhirsch anzusprechen.

Kappe, die lederne Kopfbedeckung der Beizfallen (s. a. *Kolbenkappe*).

Kapuzinermöwe s. *Mövenartige Vögel I, 1.*

Karaische s. *Karpfensische II, 1.*

Karl IX., König v. Frankreich, wurde 1550 zu St. Germain-en-Laye als 2. Sohn Heinrichs II. geboren und bestieg 1560 als Nachfolger seines Bruders Franz II. den Thron. 1563 mündig erklärt, ergab er sich vielen Aus-

schweifungen; erst 1570 nahm er die Zügel der Regierung fester in die Hand. Auf seine Regierung fällt der Schatten der Bartholomäusnacht; er starb, vom Gewissen gepeinigt, bereits 1574 (s. *Jagdliteratur*).

Karpfen s. *Karpfensische I, 1.*

Karpfensische, Weißfische (Cyprinidae), gehören zu den Edelfischen (Physostomi); sie bilden die artenreichste heimische Familie der Knochenfische. Maul zahlos, meist mit Bartfäden; Zettlosse fehlt. Hinter den Kiemen zwei den Schlund umfassende Knochenbogen (Schlundknochen) mit den zur Verstärkung der Nahrung dienenden Schlundzähnen. Die Schwimmblase wird durch Einschnürung in zwei Teile geteilt. Die Männchen der Karpfensische bekommen zur Laichzeit weißliche oder gelbe Wärgchen am Kopf und an den Seiten. Die Familie ist neben den Lachsartigen die wirtschaftlich wertvollste für das deutsche Sprachgebiet; ihr Fleisch aber nimmt in schlammigen Gewässern leicht einen erdigen Beigeschmack an, der sich erst nach längerem Aufenthalt in reinem Wasser allmählich verliert.

1. Gattung: Cyprinus;

lange Rückenlosse mit 17 bis 22 weichen Strahlen; 2 kleine Bartfäden auf der Oberlippe, je 1 längeren in jedem Maulwinkel. Schlundzähne dreizehn nach der Formel 1—1—3. Große Schuppen.

1. Karpfen (*Cyprinus carpio L.*); die Färbung dieses allgemein bekannten Fisches ist auf dem Rücken schwärzlich-grau bis -braun; Seiten und Bauch gelblich. Die Stammform, der Flußkarpfen, ist regelmäßig am ganzen Körper mit Ausnahme des Kopfes und der Flossen beschuppt; die Aarten Spiegel- und Lederkarpfen besitzen nur einzelne, sehr große Schuppen an Rücken und Seitenlinie, oder sie entbehren diese ganz (Lederkarpfen). Eine Anzahl Rassen entstanden aus dem Vektreen, den *K.* recht fleischig zu züchten, z. B. die hochrückige Aichgründer, galizische, die flachrückige fränkische, alte böhmische und lausitzer Rasse. Der wilblebende Karpfen erreicht eine Länge von etwa 1 m und ist dann gegen 20 kg schwer, allerdings sind solche Riesen in unseren Tagen sehr selten. Er ist über ganz Europa verbreitet und zieht wärmere, langsam fließende oder stehende Gewässer als Aufenthalt vor. Der *K.* laicht von Mai bis Juli an flachen, pflanzenbewachsenen und warmen Ufern; die etwa 1,5 mm großen Eier kleben an Wasserpflanzen fest und werden in 3 bis 7 Tagen geseitigt. In fließenden Gewässern kommt der *K.* heute kaum noch zur Fortpflanzung. Das Wachstum ist bei ausreichender Nahrung, die aus Kleintieren und pflanzlichen Stoffen besteht, und wärmer

Witterung ein rasches, im Zuchtteich wird der 3jährige Karpfen 1,5 bis 2 kg schwer. Der K. ist der Hauptzuchtfish Nord- und Mitteleuropas; er wird gewöhnlich mit dreijähriger Umtriebszeit gezüchtet. Die Erzielung der Brut erfolgt im Laichteich, einem kleinen Gewässer mit natürlichem Graswuchs, das erst kurz vor der Belegung mit geschlechtsreifen Fischen bespannt wird. Ist dessen natürliche Nahrung erschöpft, so kommt die Brut in Stredteiche, wo sie bei reichlicher Naturnahrung schnell heranwächst. Vor Eintritt des Frostes überführt man den Karpfensatz in tiefere Winterteiche, die sie im zweiten Frühjahr verlassen, um in die Säfteiche gebracht zu werden. Im darauffolgenden dritten Frühjahr endlich bringt man die Fische in die Abwachteiche; hier wird schon im vorhergehenden Jahre ist eine zweidrittelstehende Nachfütterung mit gequetschter und gequollener Lupine, Melasse usw. nur von Vorteil. — In den Mittel- und Unterlauf wärmerer Wasserläufe müssen K. eingesept werden, sofern man solche darin wünscht. Am besten eignen sich hierzu, wie auch zum Besatz geeigneter Einzelteiche, zweijährige (zweisommerige) Weißfische. Der Fang des Karpfens erfolgt in stehenden Gewässern gewöhnlich mit dem Zugnetz oder der Reuse. Mit der Grundangel wird man den K. im Sommer nur bei Anwendung großer Ruhe und Geduld fangen, ein Anfütern mit Würmern usw. ist zu empfehlen. Im Winter beißt der Karpfen nicht.

Literatur: Knauth, Die Karpfenzucht.

II. Gattung: *Carassius*;

unterscheidet sich vom Karpfen hauptsächlich durch das Fehlen der Bartfäden und die einreihig (4—4) stehenden Schlundzähne.

1. *Karassius*, Giebel (*Carassius vulgaris* Nilss.). Rücken braungelb, Seiten messinggelb; doch wandelt die Färbung stark ab. Hierher gehört auch die „Goldkarausche“ und der aus China stammende Goldfisch (*C. auratus* Bleek.). Die K. erreicht durchschnittlich eine Länge von etwa 25 bis 30 cm, nur selten 50 cm. Mitteleuropa mit Ausnahme der Schweiz; zieht stehende, wärmere Gewässer vor. Laichgeschäft erfolgt in derselben Zeit und Weise wie beim Karpfen; das Wachstum ist nur unter günstigen Futterverhältnissen ein befriedigendes. Nahrungskonkurrent des Karpfens. Als Teichfisch gewinnt die K. in neuerer Zeit an Boden; das Fleisch ist gut, und besonders in Norddeutschland wird es gern genossen. Kommt als Angelfisch kaum in Betracht.

III. Gattung: *Tinca*;

kurze Rückenflosse mit 7 bis 9 weichen Strahlen; 2 Bartfäden; sehr kleine, tief in der Haut liegende Schuppen; Schlundzähne einreihig (5—5 oder 5—4).

1. *Schleie* (*Tinca vulgaris* Cuv.); Körper schleimig; schwarz bis olivengrün mit Messingglanz, Bauch heller. „Goldschleie“ rotgefleckt oder ganz goldrot. Ganz Europa; zieht stehende oder langsam fließende wärmere Gewässer mit schlammigem Grunde vor. Länge 20 bis 35 cm. Fortpflanzung wie beim Karpfen; wächst langsam und nährt sich im wesentlichen von der Bodenfauna und -flora. Das etwas weiche Fleisch wird hoch geschätzt und gut bezahlt, daher ist die allerdings nicht einfache Zucht in neuerer Zeit stärker betrieben worden. Die S. eignet sich besonders als Weißfisch im Karpfenteich. Der Fang erfolgt mit der mit Würmern oder Fleischmaden besetzten Grundangel, wobei sich Anfüterung empfiehlt.

Literatur: E. Walter, Die Schleienzucht.

IV. Gattung: *Barbus*;

Schuppen mäßig groß; dicke, fleischige Lippen mit 4 Bartfäden; Schlundzähne dreireihig (2—3—5).

1. *Barbe*, Flußbarbe (*Barbus fluviatilis* Ag.). Maul unterständig; längerer Strahl der Rückenflosse hinten gesägt. Oben grau oder olivengrün, an den Seiten gelblich gefärbt; Bauch weiß. Wird bis 70 cm lang und bevölkert klare, raschfließende Gewässer Mitteleuropas mit hartem Grunde unterhalb der Forellenregion. Laicht von Mai bis Juni an Steinen eine verhältnismäßig geringe Anzahl Eier. Die Nahrung besteht aus den kleineren Tieren des Grundes, sowie kleinen Fischen und Laich. Ein Gesellschaftliebender Fisch. Das Fleisch ist gut, aber grätig; der Rogen zur Fortpflanzungszeit giftig (Barbencholera). Fang mit der Grund- oder Schleppangel im Sommer erfolgreich; Köder wie beim Karpfen. Die F. ist sehr kräftig und leistet starken Widerstand, so daß die Anwendung der Rolle zum Schnurnachlassen nötig wird.

V. Gattung: *Idus*;

kurze Rückenflosse; keine Bartfäden; Seitenlinie vollständig; Schlundzähne zweireihig (3—5).

1. *Aland*, Kerfling, Orse (*Idus melanotus* Heck.). Rücken schwarzblau oder dunkelgrün mit Messingglanz; Seiten heller, Bauch silberglänzend. Gelbrote Abart als „Goldorse“ bekannt und vielfach als Zierfisch gehalten. Erreicht eine Länge von etwa 50 cm; heimlich in allen Gewässern des nord- und mitteleuropäischen Festlandes. Laicht im April und Mai herdenweise an Wasserpflanzen und Steinen; die Nahrung besteht im wesentlichen aus der im Wasser schwebenden Kleintier- und Pflanzenwelt. Oberflächentisch. Fleisch weich und grätig, daher wenig geschätzt. Da die Orse meist in größeren Gewässern zu finden ist, kommt sie als Angelfisch hier weniger in Betracht;

ihre Fang erfolgt entweder mit der Grund- oder Spinnangel.

VI. Gattung: *Squalius*;
schiefe Maulspalte; Schlundzähne zweireihig (2—5). Seitenlinie vollständig; Rückenflosse über den Bauchflossen.

1. Döbel, Aitel, Schuppijsch (*Squalius ocephalus* L.). Maul endständig, tief gespalten; Körper zylindrisch. Rücken schwarzgrün, Seiten gelblich-grün, Bauch heller. Schuppen schwarz gesäumt; Bauch- und Aterflossen rot. Wird 60 cm lang. Lebt in klaren, langsamer fließenden Gewässern Mitteleuropas; mehr Oberflächens- als Grundfisch. Laicht im April-Mai, Vermehrung stark. Lebt gesellig und nährt sich in der Jugend von Pflanzen und niederen Tieren, später mehr er Raubfisch, der Fische, Frösche, ja Wasserratten nachstellt. Wenn auch das grätige Fleisch keine hohe Wertschätzung genießt, so gilt doch der wader um sein Leben kämpfende D. als ein guter Angelfisch, den man mit der Spinnangel (Köder Raikäfer, Heuschreden) leicht betückt.

2. S a s e l, Häsling (*Squalius leuciscus* L.); unterständiges Maul mit vorgekehrter Schnauze; Schwanzflosse tief ausgeschnitten. Färbung in allen Teilen heller als beim Döbel. Höchstens 30 cm lang; lebt in den fließenden und großen stehenden Gewässern Nord- und Mitteleuropas. Gleicht dem vorigen in der Lebensweise, entwickelt sich aber nicht zum Raubfisch; springt gern nach Fluginsekten. Lebt gesellig in den oberen Wassererschichten. Wirtschaftlich unbedeutend, gilt aber als Jungfisch als gutes Futter für Fischforellen usw. Fang mit der Schlepp- und Spinnangel.

VII. Gattung: *Leuciscus*;
Körper seitlich zusammengedrückt; das kleine Maul ist nahezu waagrecht geschnitten; Schlundzähne einreihig (6 bzw. 5).

1. F l ö ß e , Rotauge (*Leuciscus rutilus* L.); Rücken blaugrün, Seiten und Bauch silberglänzend; Flossen lebhaft rot; Maul endständig. Die Aterflosse beginnt hinter dem Ende der Rückenflosse. Im Durchschnitt 15 bis 25 cm lang. Kommt überall in Nord- und Mitteleuropa vor. Die Laichablage erfolgt im April-Juni an flachen, pflanzenbewachsenen Ufern unter lebhaftem Plätschern der massenhaft versammelten Tiere. Vermehrung stark. Das Wachstum ist bei reichlicher Nahrung ein rasches; nährt sich in der Hauptsache von Pflanzen und Tieren des Gewässerbodens. Das Fleisch ist, wenn auch grätig, so doch ganz wohlschmeckend und bildet bei Massenfang im Osten Deutschlands ein wichtiges Volksernährungsmittel. Die Jungfische sind für Forellen und Hechte ein vorzügliches Futter, sonst aber werden die F.

in bewirtschafteten Teichen als Nahrungsfonturrenten des Karpfens nicht gebildet. Mit der Schleppangel wird der Fisch oft und gern gefangen.

2. Kerfling, Frauenerfling (*Leuciscus virgo* Heck.). Große, feste Schuppen mit schönem Metallglanz; Bauch-, Ater- und Schwanzflosse orangegeb. Maul unterständig, Schnauze vorspringend. Bis etwa 40 cm lang. Flußgebiet der Donau und Norditalien. Laicht von April bis Mai; lebt in der Tiefe der größeren Flüsse und nährt sich wahrscheinlich von den Bodentieren. Die wirtschaftliche Bedeutung des K. ist sehr gering, da sein Fleisch mindwertig ist. Fang mit der Grundangel.

3. Perlfisch (*Leuciscus meidingeri*); der gestreckte Körper ist fast zylindrisch; Maul endständig. Rücken schwarzblau oder dunkelgrün, Seiten heller; Bauch silberglänzend. Länge 40 bis 60 cm. Südosteuropa; in einigen bayerischen Seen in großer Tiefe lebend, daher für die Volkswirtschaft ziemlich bedeutungsvoll.

VIII. Gattung: *Scardinus*;
Maul sehr schief gestellt; Schlundzähne zweireihig (3—5); am Bauche zwischen Brust- und Aterflosse scharfe Kante. Aterflosse beginnt vor dem Ende der Rückenflosse.

1. R o t f e b e r , Roddov (*Scardinus erythrophthalmus* L.); Rücken blau- bis braungrün; Seiten und Bauch silberglänzend; Flossen rot. Wird bis gegen 25 cm lang; Europa, in langsamer fließenden, bewachsenen Gewässern; ob die R. aber so häufig ist, wie allgemein behauptet wird, erscheint zweifelhaft. Sehr häufig dürfte eine Verwechslung mit der Plöge vorliegen. Fortpflanzung wie diese; gesellig lebender Grundfisch, der sich im wesentlichen von der dort vorkommenden niederen Tier- und Pflanzenwelt nährt. Als Futterfisch für Forellen und Hechte wertvoll, sonst aber von untergeordneter Bedeutung; wird mit der Schleppangel gefangen.

IX. Gattung: *Abramis*;
Körper seitlich stark zusammengedrückt, meist hochrückig. Aterflossen auffällig lang mit mehr als 17 weichen Strahlen. Ohne Bartfäden. Schlundzähne ein- oder zweireihig.

1. B r a c h s e n , Blei (*Abramis brama* L.); Maul halb unterständig. Rücken grau oder braun; Seiten grau, Bauch schmutzweiß. Länge bis 60 cm; Gewicht bis 6 kg. Mittel- und Nordeuropa, bewohnt dort vornehmlich größere stehende Gewässer. Laicht im Mai-Juni scharenweise an flachen, bewachsenen Ufern. Vermehrung sehr stark. Lebt von der Bodenfauna und -flora, soll das sog. Brachsenkraut (*Isostes lacustris*) gern fressen. Der B. wird vornehmlich im Winter unter dem Eise mit dem Jugnetz

massenhaft gefangen und, da sein Fleisch geschätzt ist, gut bezahlt. Fang mit der Schleppangel nach vorherigem Anköbern unter Umständen sehr erfolgreich, da der Fisch herbenweise umherzieht.

2. Zährte, Röhre (Abramis vimba L.); Körper gestreckt, seitlich mäßig zusammengedrückt. Maul unterständig, Schnauze vorspringend. Rücken und Schnauze grünblau bis schwarz, Seiten und Bauch grau; Flossen gelblich. 20 bis 30 cm Länge; mitteleuropäischer Grundfisch, in der Donau und den österreichischen und bayerischen Seen als See-Rüßling (*A. melanops*) bekannt. Laicht von Mai bis Juni, ähnlich wie der Brachsen, und geht hierzu, soweit er sich in der Dittsee aufhält, in die Flußmündungen. Frisst die niederen Tiere des Grundes. Das Fleisch ist gut, wenn auch grätig; die Z. wird massenhaft im Osten gefangen. Fang mit der Schlepp- oder Grundangel.

3. Jope, Fleizing (Abramis ballerus L.); Maul endständig mit schrägsteher Öffnung. Färbung wie die des Brachsen, die Flossen gewöhnlich schwarz gefärbt. Wird etwa 30 cm lang; vorzugsweise in den großen Strömen und den Ostseehäfen. Laicht von April bis Mai nur in den Flüssen. Nahrung: Bodenfauna. Wirtschaftlich ohne Bedeutung.

4. Jobel, Sape (Abramis sapa); nur in den europäischen Zuflüssen des Schwarzen Meeres, ohne wirtschaftliche Bedeutung.

X. Gattung: Blicca;

Körper sehr stark zusammengedrückt; Maul halb unterständig; 18 bis 22 weiche Strahlen in der Afterflosse.

1. Güster, Blicke, Halbbrachsen (*Blicca bjoerkna* L.); wie der Brachsen gefärbt, aber mit tölicher Brust- und Bauchflossenwurzel. Wird etwa 30 cm lang; bevölkert alle fließenden und stehenden Gewässer Europas nördlich der Alpen. Lebt gewöhnlich und laicht im Mai-Juni an pflanzenbestandenen Stellen. Vermehrung stark. Nährt sich von der Bodenfauna. Wird im Osten massenhaft gefangen und viel genossen, obgleich ihr grätiges Fleisch nicht sehr wohlschmeckend ist. Fang mit Zugnetz unter dem Eise oder mit der Schleppangel.

XI. Gattung: Aspius;

Körper gestreckt; Maul bis unter die Augen gespalten; keine Bartfäden.

1. Rapfen, Schied, Salat (*Aspius rapax* L.); Rücken blaugrün; Seiten blauweiß; Bauch silberweiß; Brust-, Bauch- und Afterflosse rötlich. Wird bis zu 75 cm lang. Bewohnt Flüsse und Seen Ost- und Mitteleuropas. Fortpflanzung April-Juni auf festem Boden; Vermehrung stark. Lebt wohl ausschließlich von tierischer Nahrung und ent-

wickelt sich in höherem Alter zum regelrechten Raubfisch, der auch Matten, Frösche usw. annimmt. Das Fleisch ist gut; der Fisch hat aber, da er meist nur vereinzelt vorkommt, keine wirtschaftliche Bedeutung. Fang an Schlepp- und Spinnangel mit lebendem oder künstlichem Köder.

Kartoffel s. *Hackfrüchte*.

Kasper s. *Wasserralle*.

Kafen. Lebend zu transportierendes Wild muß in entsprechenden K. untergebracht werden. Für Rotwild sind solche Transportkästen von 3 cm starken Nadelholzbrettern 2 m lang, 2½ m hoch, oben etwa 1 m, unten ½ m breit zusammengeschlagen. Die Kopfseiten müssen in Falzen auf- und niederzuschieben sein zum Aufnehmen und Herauslassen des Wildes; seitlich wie oberhalb sind reichlich Luftlöcher für das sich ängstigende, daher stark dunstende Wild anzubringen. An den Seiten müssen Ringe oder Handhaben befestigt werden, um daran den K. auf den Transportwagen heben und dort befestigen zu können. Die Schieber müssen durch Vorlegeschlöffer gegen das Öffnen durch unbefugte Hände gesichert werden. Für Damwild und Rehe ist der K. ganz ebenso, aber verhältnismäßig kleiner anzufertigen. Für Säuen muß der K. von eichenem Holz sein, das dem Schlagen und Ragen der Inzassen besser widersteht als Nadelholz, braucht aber nur eine Höhe von 1½ m zu haben. Für Hasen genügt eine Breite von ½ und eine Höhe von ½ m; der K. wird in so viele Fächer geteilt, wie Stücke versandt werden sollen; die Fächer werden mit Hen ausgelegt und sollen dem Hasen nur das Eisen, aber nicht das Um-drehen gestatten. Dauert die Reise länger als 24 Stunden, so müssen Futter- und Wasserbehälter vorhanden und gefüllt sein, andernfalls sind sie entbehrlich. Als zugleich durchströmendes Futter reiche man Rüben (Röhren), Obst, Kartoffeln, Kohl, Salatblätter usw. Weiche Streu in jedem K. wird dem Wilde stets erwünscht sein.

Kastenfalten s. *Fallen* I, 1.

Kastoreum s. *Biber*, Beschreibung.

Kafze (*Felis*), Gattung aus der Ordnung der Raubtiere und der Familie der Katzen. Die K. kennzeichnen sich durch kurzen, runden Kopf mit abgerundetem Fange. Das Gebiß besteht aus je 6 Schneidezähnen oben und unten, je einem Paar Eckzähne von spitzer, fast dolchartiger Form und einer relativ geringen Zahl von Backenzähnen. Im Oberkiefer finden wir vor dem sog. Reißzahn, dem stärksten Zahn der Oberkieferreihe (Abb. 1 x), zwei Nadelzähne, deren oberster sehr klein ist, und hinter dem Reißzahn einen einzigen, kleinen Hörter- oder Rauszahn.

Im Unterkiefer stehen ebenfalls vor dem Reißzahn zwei Lückenzähne, der erstere Zahn ist aber der letzte in der Reihe der Baden- zähne. Die Zunge ist rauh und scharf;



1. Oberkieferbadenzähne der Katze.

die Krallen, welche sehr spitz und krumm sind, können vermittelt eines beson- deren Appa- rates von Mus- keln und Seh- nen in eine Art von Hornscheide zurüd- gezogen werden. Streckt die K. den Lauf, so werden automatisch die Krallen vorgezogen. In Deutschland kommen als Jagdtiere zwei Arten von Katzen in Betracht, Wild- katze und Luchs, erstere einheimisch, letzterer jetzt nur noch als seltenes Wechselwild. Der Luchs ist in einem besonderen Artikel be- handelt (s. Luchs).

Weibmännliche Ausdrücke.

Die Eckzähne heißen *Fänge*, die Nägel *Waffen* oder *Krallen*, das Fell *Balg*, der Schwanz *Rute*; die Katzen *traben* oder *schürren* wie der Fuchs; die *Ruhestätte* heißt *Lager*; fangen sie *Wild*, so *rauben* und *reißen* sie es und *im Sprünge* nach ihm; einen Baum erklettern heißt *baumen*; die Stelle, wo die K. ein Tier gefangen hat, heißt der *Fang* oder *Riß*; sie *rißt* von dem gerissenen Stück; die Katzen *ranzen* oder *begehren*, *bringen* *Zunge* und *werben gestreift*.

Bezeichnung.

Die Wildkatze, wilde K., in Süddeutschland vielfach *Kuder* genannt (*Felis catus* L., von



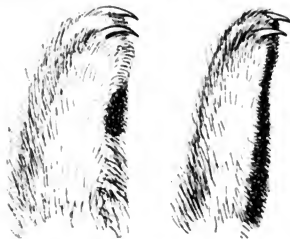
Wildkatze.



Katzenkatze.

2. Rute der

manchen als *Felis catus ferus* bezeichnet), hat etwa die Gestalt einer Hauskatze, diese aber an Stärke übertreffend. Auch in anatomischer Beziehung stehen sich Haus- und Wildkatze sehr nahe, obwohl letztere nicht als Stammart des Haustieres anzusehen ist, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß in manchen



3. Sohle der Wildkatze. Hauskatze.

Hauskatzen z. T. Wildkatzenblut vertreten ist. Bei allgemeiner Ähnlichkeit im Bau erscheint die Wildkatze durchweg härter als ihre zahme Verwandte; ein Hauptunterschied liegt in der Gestalt der Rute, die bei der Wildkatze gegen die Spitze nicht verjüngt, sondern überall gleich dick, zuweilen sogar am Ende etwas verdickt erscheint. Ubrigens ist zu bemerken, daß die Rute im laugen und dichten Winterhaar ganz wesentlich dicker aussieht als im Sommer und daß bei jungen, noch nicht ganz ausgewachsenen Stücken die Rute sich noch ein wenig auspidgt. Was die Färbung betrifft, so bildet ein etwas verschieden getöntes, gelbliches Grau die Grundfarbe, das Kinn ist weißgelblich, die Kehle weiß, die Gehöre sind außen granlich-rosfarben. An den Kopfseiten bemerkt man zwei wellige, dunkle Binden, auf dem Scheitel vier dunkle Längsstreifen, die sich nach der Stirn zu in Flecke aufzulösen pflegen, während sie sich auf der Oberseite des Halses als vier deutliche Längsstreifen fortsetzen. In der Schultergegend stehen zwei bogige Streifen, über den Rücken erstreckt sich ein nicht scharf begrenzter, dunkler Streifen, von dem verloschene Streifen oder Fleckenreihen, bald deutlich, bald schwach entwickelt, nach unten verlaufen. Auch an den Keulen finden sich Andeutungen von Querbinden, deutlicher sind sie an der Außen- und Innenseite der Läufe. Das Rutenende ist schwarz, davor befinden sich zwei oder drei ganz geschlossene und nach der Rutenwurzel hin emige unten offene, schwarze Ringe. Zahl und Anordnung der

Ringe sind übrigens nicht immer gleich. Die Unterseite der Behen ist, soweit die Käse damit auftritt, schwärzlich, ebenso ein markstückgroßer, runder Fleck an der Außenseite der Hinterbehen, während die eigentliche Sohle, mit der die K. aber nicht auftritt, graugelbliche Färbung aufweist. Dieser sog. Sohlenfleck der Wildkaze galt eine Zeitlang als sicheres Kennzeichen jeder echten, wirklich wilden Käse, seit man aber bei unzweifelhaften Hauskazen in einzelnen Fällen auch einen richtigen Sohlenfleck gefunden hat, muß man diesen Satz so formulieren, daß man sagt, das Fehlen des Sohlenfleckes ist ein sicherer Beweis für die Hauskazen-Zugehörigkeit, das Vorhandensein deutet mit Wahrscheinlichkeit, nicht aber mit Gewißheit auf Wildkazenatur. Die von einigen Autoren angegebenen Verschiedenheiten in der Schädelbildung und in der Darmlänge bei beiden Käsearten sind nicht immer stichhaltig. Die Farbe der Seher ist gelbgrünlich, die der Wassen hornfarbig, die Vorderseite der Nase zeigt Fleischfarbe. Die Länge der Wildkaze schwankt zwischen 60 und 90 cm, wovon 30 bis 35 cm auf die Kute kommen; das Gewicht beläuft sich auf 6 bis 9 kg.

Infolge ihrer ungemein scharfen Sinne, besonders bezüglich des Vernehmens und Augens (während sie nur mäßig wittert) und der Gabe, am Tage wie in der Dunkelheit Augen zu können, ihrer Kletter- und Sprungfähigkeit sowie schließlich ihrer Leibeskräfte ist die Wildkaze ein der Wildbahn überaus schädliches, ja sogar dem Jäger nicht ungefährliches Raubtier. Vom noch schwachen Wildkalb bis zur Maus, vom Auerhahn bis zum kleinen Sängler herab mordet sie, was ihren Wassen erreichbar ist, vor denen die am Boden brütende Henne wie der Brutvogel hoch im Gezwinge stets gefährdet sind. Verwildert eine zahme K., was leider oft genug geschieht, so treibt sie ganz das Wesen der wilden, wird so scheu wie diese, oft auch so stark und schwer, und der Jäger, der eine solche erlegte, mag das Bewußtsein genießen, daß er seine Wildbahn von einem ebenso schlimmen Feinde befreit hat, als hätte er eine wilde geschossen. Die Stimme der Wildkaze ist derjenigen der zahmen ganz ähnlich, bei sehr alten, starken Katern etwas tiefer.

Verbreitung, Nahrung.

Früher wohl über alle Wälder und Waldgebirge verbreitet, ist sie jetzt dank unablässiger Nachstellung sehr vermindert, kommt noch ständig und stellenweise nicht so sehr selten in den deutschen Waldgebirgen vor (im Westen mehr als im Osten), häufig noch in den südöstlichen Waldungen unseres Erdteils. Von Osteuropa aus verbreitet sie sich über das

mittlere Westasien bis nach Turkestan und Mittelsibirien. Sie steckt sich in Wämen, Felsgeklüften, Erdbauen, alten Stollen, haust auch in Dildungen und Höhrdrüchten, wemgleich sie das Wasser nicht liebt, und macht weite Streifzüge.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Die Wildkaze führt ein einfaches Leben; erst wenn Mitte Februar bis März die Kanzeit beginnt, findet sich der Kater bei der K. ein, und da es an Nebenbuhlern nicht fehlt, so ertönt in der nächtlichen Stille des Waldes jenes Konzert, welches wir seitens unserer Hauskazen von den Dächern herab vernießen. Die Wildkaze benimmt sich dabei ganz wie die zahme; bald reizt sie den Liebhaber, bald weist sie ihn mit den Krallen spröde ab, sicher aber bedent sie ihn beim Schlusse des Liebesaktes mit ein paar tüchtigen Ohrfeigen, weshalb auch der Kater in richtiger Würdigung dieses ihm bevorstehenden Schlußeffektes sich sehr eilig zu empfehlen trachtet. Nach neun Wochen bringt die K. 4 bis 6 etwa 10 Tage lang blinde Junge in irgend welchem Schlafwinkel, wacht mit wahrhaft furchtbarem Grimm über ihnen und schleppt sie sorglich fort, wenn sie irgend welche Gefahr wittert. Um die Jungkazen kümmert sich der Kater nicht im geringsten, da er entweder schon wieder anderwärts gebuhrt oder sein einleberisches Leben aufgenommen hat. Sind die Kächen so weit, daß sie baumen und Ränfe fangen können, dann entfremden auch sie sich schon der Mutter und zerstreuen sich auf eigene Rechnung und Gefahr. Die Wildkaze tanzt zwar lieber des Nachts und verschläft den Tag; daß sie aber auch an diesem tanzen kann, sehen wir an der zahmen; nicht durch Verfolgung gelangt sie zum Zweck, sondern schleichend und lauend. Sie erfaßt mit einem oder zwei mächtigen Sprüngen ihre Beute, läßt aber von der Verfolgung ab, wenn das ansersehene Opfer entkam. Mit großer Ausdauer lauert sie auf einem Stein oder niedrigen Baumast, auf dem Hasenpaß, an der Tränke und ähnlichen Gelegenheiten im Hinterhalt oder schleicht, um den Dornbusch scharf äugend, vernehmend und beim leiseften Geräusch bewegungslos stillstehend, bis ihr dessen etwaige Wiederholung die Sachlage erläutert; manche Schneise, Birt- oder Auerkneipe, mancher Lampe usw. verfällt dabei ihren Krallen und Fängen. Gelegentlich zieht sich zur Kanzeit ein verliebter Wildkater in die Nähe einzelner Forst- oder Bauerngehöfte, um mit den Hauskazen anzubandeln, wie wiederholt sicher festgestellt wurde.

Jagd, Fang.

Spürt der Jäger Wildkazen in seinem Reviere, so veräume er keine Reue, um sie

auszumachen; die Spur ist an den nicht ausgedrückten Krallen gar nicht zu verkennen, etwas stärker, fast ganz derjenigen der zahmen *R.* gleich, im Schleichen schränkend, im Trabe schnürend. Nur hart gedrängt baumt sie, wenn irgend möglich, flüchtet sie in eine Dichtung, läßt sich nur schwer stellen und sucht den Hund mit schnellen, sicheren Schlägen abzuschlagen, um sofort die Flucht fortzusetzen. Ruhte sie baumen, so sucht sie fortbaumend zu entkommen oder drückt sich statt auf einem starken Ast nieder, wo sie dann mitunter schwer zu sehen ist. Steht sie im Bau, so haben die ihr nachkriechenden Hunde einen schweren Stand; mit großer Wut schlägt sie nach ihnen, springt aber bald, weshalb der Jäger, sobald er die Hunde laut hört, sofort schußfertig sein muß, am besten aber die Köhnen mit Decknetzen, die man zum Hezen bzw. Graben mitnimmt, belegt, um sie zu fangen, da die mit langen Fluchten abspringende Wildblase sehr leicht vorbeigezockt wird. Eine ausgehoffene oder im Tellerreisen gefangene Wildblase wird nicht nur den ihr zu nahe kommenden Hunden gefährlich, es gibt auch Beispiele, daß sie den Jäger angenommen und stark verlegt hat. Ein einzelner Hund wird kaum mit ihr fertig, höchstens ein starker, scharfer Vorstehhund, der ihr beim Baden gleich die Lust benimmt. Ein schwächerer Hund tut gut, sie nur so scharf als möglich zu stellen, ohne anzufassen. Kennt man ihren öfter betretenen Paß, so hängt man 1 m über Wind, ev. auf beiden Seiten vom Paß ein frisches Hasengeheide, einen Vogel usw. 50 cm vom Boden hoch, legt das festangelektete Tellerreisen Nr. 11b unter den Äder und bedeckt es mit losem Sand, über den man Blätter oder Nabeln der Umgebungen streut. In auf den Paß gelegten Eisen würde sich leicht Nutzwild, das den Paß auch hält, fangen. Auch in der Knüppelfalle und im Schlagbaum fängt sich die Wildblase; alle Fangapparate müssen immer frischen Köder haben, da die Wildblase Luder schwer annimmt. In Kastenfallen, die auf

Zwangspässen mit künstlichen Steigen stehen und nicht belodert zu sein brauchen, fangen sich Wildblasen ebenso leicht als verwilderte Hauskazen. Eine lebendig gefangene *R.* schlägt man wie den Fuchs mit Rasenstichen tot, tut aber gut, erst die wirklich erkaltende als verendet zu betrachten und zu behandeln; denn sie hat ein sehr zähes Leben und kann noch, solange sie lebt, gefährlich werden. Obgleich der Balg keinen sehr großen Wert hat, hat doch die Erlegung einer Wild- oder verwilderten *R.* um so größeren für den Jäger, der dadurch sein Bild von einer großen Blase befreit hat. Der Balg wird, wie beim Fuchs beschrieben, behandelt. In Preußen ist 1914 den Regierungspräsidenten durch Ministerialverfügung anheimgegeben worden, zum Zwecke des Naturschutzes für die Wildblase eine Schonzeit anzuordnen.

Literatur: Brehms Tierleben.

Wildernnde *R.* dürfen nach vielen Landesgesetzen getötet werden. Als Ergänzung dieser Landesgesetze gibt der § 228 des V. G. B. eine Tötungsbefugnis, wenn von der *R.* dem Wildstande eine unmittelbare Gefahr droht, wenn diese Gefahr nur durch Töten der *R.* abgewendet werden kann und wenn der durch das Wildern der *R.* drohende Schaden nicht außer Verhältnis zu dem Wert der *R.* steht.

Rasenpfote wird die kurze, geschlossene Pfote des Hundes genannt. Solche Pfotenform ist für den Vorstehhund zweckmäßiger als die lange sog. Hasenpfote oder die gespreizte Pfote. Hunde mit *R.* laufen sich die Ballen nicht leicht wund, sofern die Haut der Sohlen hinreichend dorb ist.

Rauschfisch s. *Barsehe III, 1.*

Räuschen s. *Eulen II, 1.*

Räuze s. *Eulen II.*

Redern, das wügende Lautgeben des Fuchses, auch des Dachses, Marters und Mufflens.

Regel macht 1) der Hase, wenn er, auf den Hinterläufen stehend, den ganzen Körper gerade aufrichtet, um zu sichern; sieht er auf den Keulen, so macht er Männchen. 2) *R.* (Schlender) eine Vorrichtung am Stechschloß, die das Eingreifen der Stange in die Ruckrast verhindert.

Rehbart, die längeren, feinen Federn an der Kehle des Auerhahns.

Rehbraten (Halsbraten), die beiden neben Schlund und Troffel liegenden Wildbretstreifen, namentlich vom Rotwild.

Rehle, bei Säugetieren und Vögeln der Teil vom Rinn bis etwa an die Mitte des Halses.

Reif, Standauf. Auf den *R.* heßen (an den Pöhl heßen), die Saurfüßen heßen, wenn der Funder stellt, also meist in die Dichtung. Da die Rüden dadurch sehr gefährdet sind,

4. Rape,
schürend.

(s. nat. Gr.)

so können nur besondere Umstände dies rechtfertigen, z. B. die Überzeugung, daß es sich nur um geringe Schweine handelt.

Reiler, das männliche Wildschwein vom dritten Lebensjahre an bis zum Ende des fünften.

Reithalen s. *Brachvogel 1.*

Reule, der Schwanz des Biber's.

Renn (vom lat. caro, carnis [Fleisch]), das Fleisch von nicht jagdbaren Tieren, besonders von Pferden und Rindvieh, das zur Hundefütterung verwendet wird. Auch das Fleisch des Raubzeuges wird hier und da R. genannt.

Rennelle s. *Enten I, 4.*

Rennhütte, Raum, wo Fleisch zum Hundesutter getrocknet wird.

Rennschuß (Fleischschuß, Risiererschuß), ein Schuß, der dorthin trifft, wohin man gezielt hat. R. erfolgt auf dem Punkte der Geschöbshahn, wo sich diese zum zweiten Male mit der Risierlinie schneidet — zum ersten Male geschieht das unmittelbar vor der Gewehrmündung. Jagdbüchsen werden am besten dertart eingerichtet, daß sie auf 80 m R. haben (s. a. *Haltepunkt* und *Treffpunktlage*).

Ressel (Kammer), 1) der eigentliche Lagerplatz der einen Bau bewohnenden Tiere; 2) die Vertiefung, welche sich eine Rotte Sauen gemeinschaftlich gebrochen und in die sie sich eingeschoben hat; 3) der Trieb bei einer Hasenjagd, den Schützen und Treiber kreisförmig umstellen und nach dem Mittelpunkt hin abjagen.

Resseljagen (Kesseljagd), ein eingestelltes Jagen ohne Lauf. Gleichbedeutend ist Kesseltreiben, wobei man aber stets nur ein Hasentreiben meint.

Resseln, 1) wenn Sauen sich einen *Kessel* brechen; 2) von Raubvögeln, wenn sie über dem Mhu bei der Krähenhütte rüttelnd stehen oder in ganz engem Kreis schwärmen; 3) ein Kesseltreiben veranstalten. 4) Der Wind kesselt, wenn er durch Bodenformation, Waldbestand oder Gewitter seine Richtung ändert und von verschiedenen Seiten her weht.

Resseltreiben s. *Kesseljagen*.

Resselwind s. *Wind*.

Reite, Gesellschaft von Flugwild, das zu einer Familie (Volk) gehört. Bei Fasanen ist der Ausdruck Gesperre, bei Enten Gehed (Echo) gleichfalls üblich.

Reiten dienen zur Befestigung der Jang-eien an Bäumen, Wurzeln und eingeschlagenen Pfählen beim Fangen von Dachs, Otter, Marder, Zitis und Kaninchen. Bei Teller-eien zum Fuchsfange befindet sich am Ende der Reite ein Anker. Um möglichst das Abreißen des zerschlagenen oder gebrochenen Laufes beim Fuchsfange nach baldigem Festhalten des Ankers zu vermeiden, ist in neueren

Ketten eine Spiralfeder, genannt Fuchschoner, angebracht, welche sich beim Zerren des Fuchses ausdehnt und beim Nachlassen wieder zusammenzieht.

Reule (Schlegel), der obere Teil des Hinterlaufes bei allem Haarwild.

Reulenschuß, ein Schuß auf die Reule, wodurch das Stück Wild reulen- oder laufnahm wird; gehört zu den schlechtesten Schüssen.

Reulern, gleichbedeutend mit *kerken*.

Riebitz (Vanellus Briss.), Gattung aus der Ordnung der Sumpfvögel und der Familie der *Regenpfeifer*. Schnabel kürzer als der Kopf, dünn, wird an der Spitze plötzlich dicker, Rafenlöcher laufen schmal neben dem Schnabelrand; die abgerundeten Flügel überragen den Stoß; am Hauptgelenk eine Warze, die bei fremden Gattungsverwandten zu einem Dorn verlängert ist; Stoß kurz und gerade. Ständer vorn mit ganzen Quertafeln besetzt, auf der Rückseite und unter dem Fersengelenk geneigt. Am Hintertopf ein langer, aufwärts gebogener Federbusch. Bei uns nur der R. (Vanellus vanellus L., Vanellus cristatus Meyer et Wolf, Tringa vanellus L., Vanellus vulgaris Bechst., gehäuberter R., Kiewitt, Rühbüß).

Beschreibung.

Länge 30 bis 34, Stoß 12, Schnabel 2,5, Lauf 5, Mittelzehe ohne Nagel 2,5 cm. Der ganze Vorder- und Oberkopf mit dem Federbusch schwarz mit grünem Metallglanz, Genid weiß und braun gemischt, Nacken grünlich-grau; Ober Rücken, Schultern, etwa zwei Drittel der Flügel und die vier hintersten Schwingen metallgrün mit purpurnem Glanz; Unterrücken und Büzel grünlich-braun mit grünem Glanz; obere Stoßdecken lebhaft rostrot; obere Hälfte des Stoßes reinweiß, die untere tiefschwarz mit hellem Spigen-saum. Randfeder ganz weiß mit schwarzem Fleck auf der Innenseite an der Spitze. Die großen Flügeldecken schwarz; die drei vordersten Handschwingen schwarz mit weißer Spitze, die vier hintersten Schwingen wie der Ober-rücken. Augenkreis, Kopf und Halsseiten weiß; ein das Auge umfassender Streifen nach dem Ohre hin schwarz. Vom Kinn bis auf den Kropf samtschwarz; die Unterseite reinweiß; untere Stoßdecken rostfarbig. Schnabel schwarz; Ständer fleischfarbig; Iris braun. Das Weibchen kleiner, mit matterer Färbung ohne Metallglanz und mit kleinerem Federbusch. Die Jungen sehen im allgemeinen den Alten sehr ähnlich, sind aber stumpfer in der Färbung, haben erst einen Aniaz zum Federbusch, die Federn der Oberseite haben rostgelbe Spitzen; Kopfseiten rostgelb, bis an den Kropf weiß; der schwarze Kropf mit rostgelben Spigen.

Kusenthalt. Lebensweise.

Der Kiebitz bewohnt als Brutvogel das gemäßigste und nördliche Europa, sowie dieselben Breiten Asiens. Nordgrenze seiner Verbreitung ist der 62. Grad; im südlichen Italien, auch Afrika, nimmt er sein Winterquartier. Er bewohnt nur buschlose, mit kurzem Gras bewachsene Bräcker, die ihm freie Umschau gewähren. Im April legt er in eine einfache Nestvertiefung, im Bruch auf einer Wülte, seine vier Eier, die gescheckt, auf olivengrünem oder gelblichem, auch bräunlichem Grunde graue Schalenflecke, darauf rötlich-braune und zuletzt braunschwarze Flecke und Punkte haben und durchschnittlich 46 : 32 mm groß sind. Kiebitzeier sind als Delikatesse hochgeschätzt. Die Nahrung des K. sind allerlei Gewürm und Insekten. Der K. ist einer unserer vollstündlichsten Vögel, dessen auffallende Verminderung um so mehr zu beklagen ist, als er sich durch Vertilgen von allerlei Gewürm sehr nützlich und durch nichts schädlich macht. Nicht allein verdrängen ihn die fortschreitenden Entwässerungen immer mehr, sondern auch die Wegnahme seiner Eier, welche früher mehr vereinselt, jetzt immer systematischer betrieben wird, schädigt ihn ungemein, ohne dem Allgemeinwohl irgend erheblichen Nutzen zu stiften. Abetans wachsam und mutig, schlägt der K. die anderen Sumpfvögel vor manchem Feinde aus der gesicherten Nübenwelt, denn sowie sich ein solcher bliden läßt, wird er ohne weiteres von einer ganzen Schar von Kiebitzen herzhast angegriffen und über die Grenze gebracht. Auch versteht er unter den Menschen Freund und Feind wohl zu unterscheiden, ist dem Harmlosen gegenüber vertraut, erhebt aber sofort sein helles „Kiewitt“, wenn sich der Jäger bliden läßt, dessen Feuerrohr den Frieden des Bruches zu stören sich unterfang; auf Hunde stößt er mit solcher Festigkeit und Ausdauer, daß sie oft am Suchen verhindert werden. Niemand streicht er von seinem Gelege ab, welches sehr verdeckt liegt, sondern läuft stets eine ziemliche Strecke schnell und gebückt von ihm weg, fällt auch niemals in dessen Nähe ein, wenn er sich unliebsam beobachtet glaubt. Selbstverständlich ist er für unser Gebiet Zugvogel, der im September von uns geht und im März schon wieder eintrifft, oft sehr verkümmert, wenn der Nachwinter mit Frost und Schneeschauern die Bräcker nochmals erstarrt und die armen Ankömmlinge in schwere Not verlegt, der sie, traurig und mit gesträubtem Gefieder auf den Wülden umherhockend, Ausdruck geben.

Jagd.

Die Jagd auf den K. hat ihre Eigentümlichkeiten; wer den Vogel so nahe heranstreichen sieht, hebt die Flinte in der Meinung,

er könne gar nicht fehlen, feuert zuversichtlich darauf los und wundert sich sehr, daß der Vogel keineswegs fällt, sondern mit Inartendem Geräusch der Flügel munter abstreicht. Er lernt gar bald die Wichtigkeit des alten Jägerwortes kennen, daß es zwar sehr leicht ist, auf den K. zu schießen, aber sehr schwer, ihn zu treffen, wegen der unermuteten und ungemein schnellen Wendungen, die er im Fluge ausführt. Aber selbst wenn es glückte, einen oder den anderen K. zu schießen, so alarmiert der Schuß das ganze Bruch betritt, daß der Schütze kaum mehr zu Schuß kommt, indem die Kiebitze höher streichen und nicht mehr nahe genug herankommen. Mit den Eiern wird besonders von Holland her viel Handel getrieben, und für den Feinschmecker gehört es zum guten Ton, Kiebitzeier zu schmanzen, deren Wohlgeschmack lediglich auf Einbildung beruht. —

Die Eier von K. dürfen in Preußen nur bis zum 30. April eingesammelt werden, das Einsammeln darf von anderen Personen als dem Jagdberechtigten nur in dessen Begleitung oder mit dessen schriftlicher Erlaubnis, welche der Sammelnde bei sich zu führen hat, vorgenommen werden; ein Jagdschein ist nicht nötig. Vom Beginne des 15. Tages der für das Einsammeln der Kiebitzeier festgesetzten Zeit ab ist es verboten, die Eier von K. zu versenden, zum Verkauf anzubieten oder auszutragen, zu verkaufen, anzukaufen oder den Kauf zu vermitteln.

Kiebitzregenpfeifer (*Squatarola*), eine Gattung aus der Familie der *Regenpfeifer* (*Charadriidae*); der Gattung *Charadrius*, eigentlicher Regenpfeifer, nahe verwandt, von ihr hauptsächlich durch die Anwesenheit einer kurzen, stummelförmigen Hinterbeine unterschieden. Bei uns nur eine Art und diese nur auf dem Juge.

Nordischer Kiebitzregenpfeifer (*Squatarola squatarola* L., *Squatarola helvetica* Cuv.; schwarzbrüchtiger Kiebitz, Schweizerkiebitz, silberfarbener Regenpfeifer, gesteckter K., grauer K.). Länge 28 bis 30, Stoß 7,6, Schnabel 3, Lauf 4,8, Mittelfeße ohne Nagel 2,8 cm. Die großen, unteren Flügelbedeckern schwarz, Stoß weiß mit 6 bis 7 schwarzen Querbinden. Im Sommerkleide sind Stirn, Kopfseiten, Vorderhals und Bauch tiefschwarz; Oberkopf, Nacken und Kopfseiten, Schenkel und Steiß weiß; Oberseite schwarz und weiß gefleckt; obere Stoßdecken weiß mit kleinen, schwarzbraunen Querstrichen; Handschwingen schwarz mit weißen Schäften. Bei den Weibchen und jüngeren Männchen ist die Vorderseite mehr schwarzbraun mit weißen Flecken, Oberseite weiß und braun gemischt. In diesem Kleide kommt der Vogel bei uns höchst selten vor, meistens dagegen im Winter-

oder Jugendkleide. In letzterem ist die Oberseite dunkel graubraun, grünlich-weiß gefleckt; Unterseite weiß; Kehle hellgrau gefleckt; Kropf und Oberbrust grau gewölbt; Stoh und untere Flügelbedeckern wie im Sommerkleide. Das Winterkleid ist sehr ähnlich, doch oben mehr weißlich gefleckt. Schnabel und Ständer schwarz, Iris braun. Die eigentliche Heimat des nordischen Kiebigregenspeisers ist der hohe und höchste Norden beider Hemisphären; wir sehen ihn nur auf dem Durchzuge bei uns, wo er dann sowohl am Meeresstrande als an Binnengewässern, auch auf Feldern und Wiesen seiner Nahrung nachgeht, die ausschließlich aus allerlei kleinem Gewürm und Getier besteht. Außerordentlich munter, wachsam und scheu, dient er anderen Reisesgenossen als Wächter und Führer, so daß einer Schar unter seiner Obhut schwer anzu-kommen ist. Er zieht sowohl bei Tag als bei Nacht.

Kiefer s. *Nadelhölzer*.

Kienzopf s. *Zopfstrochien*.

Kimme (Kerbe), der dreieckige oder halb-runde Einstrich in den Bajieren der Gewehre, durch den gezielt wird.

Kinder. Nach § 361 Ziff. 9 des Straf-gesetzbuches wird mit Haft bestraft, wer K. von der Begehung strafbarer Verletzung der Geseze zum Schutze der Jagd abzuhalten unterläßt.

Kipplaufgewehre s. *Verschlusskonstruk-tionen*.

Kirchgang, das bedächtige und vertraute Zuholzgehen des Hirsches in der Morgen-dämmerung; des Abends tritt alles Wild insolge regen Appetits hastiger auf die Kung.

Kirchhöfe stehen im Eigentum von Kirchen-gesellschaften, Gemeinden oder Privatper-sonen. Sie gehören zum Gemeinbejagdbezirk, doch ist die Ausübung der Jagd auf ihnen aus religiösen Rücksichten verboten.

Kirrbrodern s. *Brocken*.

Kirren (ansähen, anföhern, anlirren, an-törnen, anpöscheln), mit irgend welchem Futter eine Haarnwildart anlocken, bzw. auf einen Platz gewöhnen. — *Kirrung*, das Futter, mit dem man anlirrt.

Kirrpflanz s. *Fangplatz*.

Kirrung s. *kirren*.

Kirrungsteig s. *Körnungssteig*.

Kiß, das junge Reh, Wildschaf und die junge Gemse bis zum Schluß des Kalender-jahres, in dem sie gefest wurden. In geleslicher Beziehung s. *Wildkalb*. Nach dem Geschlechte unterscheidet man *Kißböde* und *Kißgeißeln*.

Kläffer, ein vorlauter, wenig oder gar nicht zu Jagdzwecken brauchbarer Hund.

Klästern, ein Vogel, namentlich Raubvogel, klästert x cm, d. h. bei gänzlich ausgebreiteten

Flügeln beträgt die Entfernung von Flügel-spize zu Flügelspize x cm.

Klageblatter s. *Rehwid*, Jagd.

Klagen, das Ausstoßen von Angst- und Schmerzenslauten seitens angeschossenen, von Hundten gefangenen, überhaupt gequälten Wildes.

Klapper s. *Hasenklappern*.

Klapperjagd (Klopjagd), eine Treibjagd, bei der das Wild durch Klappern vorwärts getrieben wird.

Klappfalle s. *Fallen I*.

Klabhant s. *Enten II*, 7.

Klatschen, 1) vom baldigen Auerhahn, wenn er, mit den Flügeln schlagend, die Fennen umläuft; 2) vom Uhu und der Wald-ohreule, wenn sie die Flügel zusammen-schlagen zum Zeichen, daß sie bald abstreichen wollen, und 3) vom Damwild, wenn es bei einem Fehlschuß heftig und weit-schallend mit dem Wedel schlägt.

Klaucn, die Nägel des vierläufigen Raub-zeugs (s. a. *Kralen*).

Klaucnsett (Knochensett) wird aus den Schalen gelenken der Wiedertäuer gewonnen, indem die gereinigten und zerklagenen Knochen in einer Schüssel mäßiger Wärme oder den Sonnenstrahlen ausgesetzt werden. Das hierbei auslaufende K. enthält noch Spuren von Stearin, die man durch Gefrierenlassen entfernt. Auf diese Weise selbst-bereitetes K. enthält weder Wasser noch Säuren, ist daher zum Einsetzen blanker Eisenteile, wie Gewehrklösser, sehr geeignet. Das künstliche K. ist nicht selten mit Säuren, die beim fabrikmäßigen Reimigen Verwendung finden, verunreinigt.

Klaucnseuche s. *Maul- und Klauenseuche*.

Klebgarn s. *Jagdnetze*.

Kleefelder enthalten vorwiegend Rotklee, dem Weißklee, Timothee, sonstige Gräser und einige Kräuter beigegeben werden. Dieses Gemenge ergibt das zuträglichste Heu für alle Wildarten: Hoher Nährwert, leichte Ver-daulichkeit, Mittel gegen Durchfall und sonstige Gesundheitschädigungen, die nach reichlicher Kung von Raps und Sadfrüchten manchmal auftreten. *Rotklee* (*Trifolium pratense*) ist eine sehr wertvolle Kungspflanze, die 2 bis 3 Jahre dauert. Er ist mit Beginn der Blüte zu mähen. Bei ungünstiger Witterung dienen Kleereuter und -hütten der Heu-bereitung. Das Heu wird in Schuppen und Mieten regenischer aufbewahrt. Im zeitigen Frühjahr ergeben Kleebreiten an Südhängen eine sehr wertvolle Kung. Wild muß von ganz jungen Rotkleeefeldern abgehalten werden, da die Pflanze den Verbiß so früh nicht verträgt und viele Wurzeln mit ansgezogen werden. Im Sommer gewährt sie nicht nur dem Riebertwild, sondern auch Rehen und

Damwilde gute Deckung. Der amerikanische Rotklee ist wegen seiner Rauhaarigkeit auf dem Wildbader nicht zu gebrauchen. In-
larnattklee (*T. incarnatum*), derjenige mit weißen Blüten (*T. cylindricum album*),



Serrabella (Einzelflanze).

ist wegen seiner schnellen Frühjahrsentwicklung sehr beachtenswert. Im Gemenge mit Rotklee verträgt er sich gut. Grüner Klee (*T. sativum*) blüht drei Wochen später als Rotklee und fesselt nach dem Schnitt des letzteren das Wild an sich, das ihn gern äßt. Schwedischer Klee (*T. hybridum*) wächst auch auf solchen feuchten Stellen, die

andere Kleearten verschmähen. Auf bindigem, nassem Boden ist er ein voller Ersatz für den Rotklee. Luzerne (*Medicago sativa*) liefert einen 2- bis 3maligen Schnitt. An Beständigkeit und Nährwert steht Luzerneheu höher als Kleeheu. Espargette (*Hedysarum onobrychis*) ergibt bei 2- bis 3maligem Schnitt äußerst wertvolles Heu. Serrabella (*Ornithopus sativus*) wächst auf leichtem Boden und zieht das Wild an. Rotwilde, Damwilde und Rehe schlagen die Pflanze sogar unter dem Schnee hervor. Das Heu von ihr wird gierig genommen. Selbst Samenpflanzen sind noch sehr nährend. Die jungen Ader müssen gegen Verbiß geschützt werden. Bei knapper Herbstfütterung legt man Serrabella grün in die Rausen, aber nur in geringen Mengen, da sich die saftige Pflanze leicht erhitzt und dann dem Wilde schädlich wird. Die Reste müssen aus den Fütterungen sauber entfernt werden, weil sie faulig werden und dem Holze der Krippen oder Rausen einen dem Wilde ekelhaften Geruch mitteilen, so daß es auch anderes Futter aus ihnen verschmäht.

Kleid, das Gefieder des Vogels; man unterscheidet ein Jugend- und Alterskleid, ein K. des Männchens und des Weibchens, ein Frühjahrs- (Hochzeits-), Sommer-, Herbst- und Winterkleid; der Wechsel des Federkleids heißt *Mauser* oder *Rauhzeit*.

Kleinvogel s. *Ganzvogel*.

Klempfen (quetschen) des Kornes. Hat man beim Zielen das Korn nicht in der Mitte der Kamme, so l. man es nach der betreffenden Seite; der Schuß weicht naturgemäß nach dieser Seite hin ab.

Klippen s. *knappen*.

Klippentaube s. *Tauben I, 3*.

Kloppjagd s. *Klapperjagd*.

Klub s. *Ganzvogel*.

Klubalf s. *Alk*.

Klubid s. *Austernfischer*.

Kludderhahn s. *Kampfläufer*.

Knäutele s. *Enten I, 4*.

knappen (schnalzen, klippen), der erste Satz des Balzschlags vom Auerhahn. Auch das den Gulan eigentümliche Zusammenschlagen des Schnabels nennt man l.

knautschen. Der apportierende Hund l., wenn er das Wild mit den Zähnen mehrmals zusammendrückt und es dadurch beschädigt. Das K. ist eine auf mangelhafter Dressur beruhende, üble Gewohnheit, deren Beseitigung eine Wiederholung der schulmäßigen Apportierübungen erforderlich macht; besonders wichtig sind Übungen im Apportieren von rohen Eiern, abwechselnd mit Übungen im Schweißapportieren.

Anebel, 1) ein 15 bis 20 cm langes und 3 cm starkes Holz, mit dem die Jagd-

tücher auf den Wecheln aneinander befestigt werden; 2) ein 24 bis 30 cm langer und 2 cm starker Stab, mit dem man die verlangenen (verbüßenen) Hahnhunde abbricht; 3) das etwa 40 cm lange Holz, das man lebendig gefangenen Wölfen oder Säuen hinter den Fängen bzw. Gewehren einschleibt, die Kiefer darum fest schnürt und sie so transportiert; 4) Quereisen an der Hundekette oder Leine, das durch den Ring der Halsung gesteckt wird.

Inebeln (verschränken), einem Stück Wild behufs leichteren Transportes über den Anien der Vorderläufe die Haut etwa 15 cm aufwärts so aufschärfen, daß die Sehne etwa 8 cm lang frei liegt. Nun steckt man den linken Hinterlauf durch den Einschnitt am rechten Vorderlauf und umgekehrt durch, hietauf den Kopf des Wildes und rückt nun durch den Einschnitt am Sprunggelenk eines jeden Hinterlaufs ein Stäbchen durch, damit der Kopf nicht zurückweichen kann. Es lassen sich auf diese Weise Reh, Gemse usw. bequem im Kuchad oder auf einem Stabe tragen.

Knochenbrüche bei Hunden. Sie machen sich bemerkbar durch Lahmheit bei Brüchen der Gliedmaßen, unnatürliche Beweglichkeit des Gliedes an der gebrochenen Stelle, heftigen Schmerz, Wahrnehmung eines harten Geräusches bei der Bewegung der Knochenenden gegeneinander. Man unterscheidet zwischen einfachen und komplizierten Knochenbrüchen und nennt einfache solche, bei denen die Haut nicht mit verletzt ist. Die komplizierten Knochenbrüche sind viel gefährlicher als die einfachen, weil durch die Hautverletzung Schmutz und gefährliche Bakterien in die Wunde gelangen und schwere Wundkrankheiten hervorrufen können. Liegt ein komplizierter, verunreinigter Knochenbruch vor, so müssen die Haare in der nächsten Umgebung der Wunde abgeschnitten werden, die Wunde ist samt ihrer Umgebung mit warmem Wasser und



Vorläufiger Schienenverband.

Seife (Schmierseife) gut zu reinigen, worauf mit einem Desinfektionsmittel (2prozentiges Kreolin- oder Lysoflwasser) gehörig nachgespült wird. Alsdann legt man einen Verband an. Man bringt den Hund darauf in einen geschlossenen Raum oder legt ihn an die Kette, damit er sich möglichst wenig bewegen kann. Die Hilfe

eines Tierarztes kann nicht entbehrt werden. Die erste Hilfe, die bei Vorhandensein eines einfachen Knochenbrüches zu leisten ist, besteht darin, daß man durch Befestigung von Holzschienen (Zigarrentistenbretter, Lineale, Pappe, Stöcke, Äste, Zweige, Birken, Stroh usw.) mittelst Binden oder Tücher die Verchiebung der Knochenenden gegeneinander zu verhindern oder zu beschränken sucht (Abbild.). Der Patient muß sehr vorsichtig zur Lagerstätte transportiert werden, damit durch Bewegungen und Stöße der einfache Bruch nicht in einen komplizierten umgewandelt wird. Das Anlegen eines steifen Verbandes (Gips-, Wasserlglas-, Kleisterverband usw.) besorgt der Tierarzt. Einfache Knochenbrüche heilen bei mittelalten, kräftigen Hunden in 18 bis 24 Tagen dauerhaft zusammen, Rippenbrüche heilen innerhalb 10 bis 15 Tagen. Bei jüngeren Tieren geschieht die Heilung etwas schneller, bei älteren langsamer.

Knopf, Schultergelenk; auch ganz verlämmerte, knopfartige Geweihe oder Gehörbildung auf dem Rosenstod.

Knospfischer, schlechte Rot-, Damhirsche und Rehböde, die als erstes Geweih bzw. Gehörn nur Knöpfe statt regelrechter Spieße aufweisen.

Knören, die leisen Gurgeltöne des Brantfirtisches vor dem Schreien.

Knotenleine, s. *Dressurleine*.

Knüppelfalle s. *Fallen II*, 2.

v. Kobell, Franz Ritter, geb. am 19. Juli 1803 in München, studierte in Landshut und wurde 1823 als Mineralog an den Kgl. bayrischen Sammlungen angestellt. 1826 außerordentlicher, 1834 ordentlicher Professor der Mineralogie in München, starb er am 11. November 1882 dort (s. *Jagdliteratur*).

Kochwildbret s. *Bratenwildbret*.

Köder, zum Fange von Raubzeug in Eisen und Fallen benutzte Lockspeise (s. *Brocken*).

Kohlfuch s. *Fuchs*.

Kohlkrübe s. *Hackfrüchte*.

Kohltaube s. *Tauben I*, 1.

Kolben, 1) der untere, dicke Teil der Geweihschaftung, den man beim Zielen an Kopf und Schulter legt; 2) ein bleierner, genau in den Lauf einer Büchse passender Stab, mit dem ersterer gründlich gereinigt wird; 3) die formlosen Anfänge der Geweihe und Gehörne, die, mit Bast bezogen, dem Rosenstod entwachsen und nach und nach sich zum Geweih oder Gehörn ausbilden (s. *Geweih*).

Kolben, das Wachsen der Geweihe (Kolben) des Hirtches, man sagt dann: Die Hirtche I. legt.

Kolbenloch s. *Kolbenkappe*.

Kolbenente s. *Enten II*, 3.

Kolbenhals, der Teil des Geweihschaftes, der von der Hand beim Abziehen umspannt wird.

Kolbenhirsch, der Hirsch, solange er ein Kolbengeweih (s. *Geweih*) trägt, also noch nicht gefegt hat.

Kolbentappe, der Teil des Kolbens, der bei angeschlagenem Gewehr die Schulter des Schützen berührt. Gewöhnlich ist die K. durch eine Platte aus Horn, Hartgummi oder Blech (Kolbenblech) gegen Beschädigungen geschützt.

Kolbenzeit, die Zeit, in der den Hirschen usw. die Geweihe (Kolben) herauswachsen, die Hirsche schieben alsdann.

Kolltrabe s. *Rabenvogel IV, 1.*

Kollerbusch (Kissel), Pflanzen, die keine ordentliche Höhenentwicklung besitzen und durch längeren Froststand, Beschädigung durch Frost, Vieh usw. stark und breit verastet erwarden sind. Fürstlich wertlos.

Kollern (Krollen), der erste Satz der Balzlaute beim Vorkahn; die versuchsweise ausgestoßenen Richte vor Beginn der eigentlichen Balz beim A. erhahn.

Komm—mit s. *Eulen II, 1.*

Königsadler s. *Adler 2.*

Königsdeberente s. *Enten V, 2.*

Königsfasan s. *Fasan, Beschreibung.*

Königsweih s. *Milan 1.*

Kontrasaden dient zur Sicherung des Schwemmhesses beim Jantieren mit ihm (s. *Fallen III a*).

Kontrajagen bezweckt das Abdrängen des Wildes von seinem gewohnten Wechsel durch aufgestellte Lächer. Steht z. B. ein starker Hirsch in einem Distrikt, so stellt man die Seite mit Lächern zu, auf der er nicht herauszuweichen pflegt, am Morgen aber, wenn er in den Distrikt eingewedelt ist, auch diese, so daß er nun eingeschlossen ist. Nun stellen sich die Schützen an der offenen Seite auf, gegen welche er angetrieben und zu Schuß gebracht wird (s. *Kotwild, Jagd 5*). Auch eine Form der eingestellten Jagen mit zwei zu beiden Seiten des Laufs liegenden Kammetn wur e K. genannt.

Kontralauf s. *Lauf 2.*

Konzentratoren, Mittel zur Verdichtung, d. h. Streuungsverringernng, des Schrotschusses. Einen brauchbaren K. gibt es nicht, denn entweder erfüllen sie ihren Zweck gar nicht, oder zu gut, d. h. die Schrote bleiben als geschlossene Masse zusammen und wirken als Kugel. Die Wirkung der K. ist sehr unregelmäßig, daher sie am besten nicht benutzt werden.

Kopf 1 der Meute, die ersten der jagenden Hunde, während die letzten der Schwanz heißen. 2) Auf den K. heben, die Hahnhunde dem Schwein entgegenheben, was nur dann statthaft ist, wenn es einer Rotte schwacher Sauen oder einer Wache mit Frischlingen gilt, weil diese vor den Hahnhunden erschrocken auseinander fahren, sich trennen und so

von ihnen leichter gefangen werden können. 3) K. ist ferner Bezeichnung für das Alter des Rothirches, z. B. nennt man einen Hirsch, der das fünfte Geweih trägt, einen Hirsch vom fünften Kopf.

Kopfhund, der Anführer einer jagenden Meute; da er am besten und sichersten die Fährte finden und halten soll, haben sich ihm die anderen Hunde anzuschließen.

Kopfschuß. 1) Schuß in den Kopf. 2) Schuß auf schnell und spitz entgegenkommendes Flugwild in dem Augenblick, wo es sich fast senkrecht über dem Kopf des Schützen befindet. Einen derart erlegten Vogel nennt man Kopfsaß, -ente usw.

Kopftier (Leittier), ein in der Regel altes Tier, das besonders über die Sicherheit des Trupps wacht; deshalb ist dieser auch meist vertraut, solange das K. nicht unruhig wird; sowie es aber anfängt zu sichern, hören die anderen Stüde des Trupps sogleich zu äßen auf und sichern mit; wendet es sich zur Flucht, so folgt der ganze Trupp ihm nach, zuletzt die Hirsche. Es ist daher von Wichtigkeit, das K. nicht zu schießen. Stehen nur Hirsche im Trupp, so führt meist einer von mittlerer Stärke den Kopf, man nennt ihn daher Kopfhirsch; die stärksten trollen stets zuletzt hinterdrein.

Koppel 1 (Kuppel), der Leibriemen oder Gurt, an dem der Hirschfänger getragen wird. 2) Eine K. Gunde sind zwei an den Halsungen zusammengeschnallte Jagdhunde, wie sie meist in der Meute ausgeführt werden; drei gekoppelte Windhunde nennt man einen Estrid.

Koppelbändig sind die Jagdhunde, die gewöhnt sind, gekoppelt zu gehen, s. *Koppel 2.*

Koppeljagd beruht auf der Berechtigung mehrerer Jäger, gewisse Reviere gemeinschaftlich zu bejagen; es leuchtet ein, daß solche Jagden förmlich ausgeratet werden, da keiner der Berechtigten zu kurz kommen will. Jetzt existieren K. nur noch sehr selten.

Koppeln s. *ankoppeln.*

Korallen, Halsbänder, die ein wichtiges Hilfsmittel bei der Dressur der Vorstehhunde



Korallen.

(Gähnerhunde und Gebrauchshunde) sind. Sie dienen ähnlichen Zwecken wie die Sporen mit Bezug auf das Reitpferd und sollen so

eingerrichtet sein, daß man dem Hunde durch die Wirkung der Stacheln sowohl Hilfen geben als Strafen erteilen kann. Beim Anziehen dürfen die *K.* nicht gegen den Kopf des Hundes vorgleiten, auch sollen sie so hergestellt sein, daß durch sie weder die Behänge des Hundes noch die Hände des Dresseurs verletzt werden können. Weit zweckmäßiger als die ehemals allgemein gebräuchlichen, mit Holzlugeln, an denen 6 Stacheln befanden, versehenen *K.* sind breite Würgehalsbänder, an deren Innenseite Stacheln angebracht sind. Für die Anwendung der Korallen s. *Dressur*.

Kormoran s. Scharben 1.

Korn, die nahe der Mündung des Gewehrlaufs angebrachte Zielvorrichtung, bei Schrotgewehren in Gestalt eines runden Knöpfchens. Bei Jagdbüchsen wird meist ein sog. Perlkorn verwendet. Damit das *K.* auch bei schlechtem Licht und auf dunklen Hintergründe noch sichtbar ist, pflegt man die dem Auge zugekehrte Seite mit Eisenblei, Silber oder Gold zu bekleiden. *F e i n e s K. n e h m e n*, beim Zielen das Gewehr so richten, daß das *K.* in der Kinnlinie des Visiers nur mit der Spitze sichtbar ist. Bei *V o l l k o r n* ragt die Kornspitze über den Visiertrüden hinweg, bei *g e f i r i c h e n K.* bilden die höchsten Punkte von Korn und Visier eine gerade Linie. Mit Feinkorn schießt man kürzer, d. h. tiefer, mit Vollkorn höher als mit gestrichen *K.* Da Fein- und Vollkorn an sich einen großen Spielraum bieten, so sollte man stets mit gestrichen *K.* schießen.

Körnen, gleich antönen s. *kirren*.

Körnerschläge, puntartige Vertiefungen am deutschen Schwannenhals, um die zusammengehörigen Teile richtig zusammenbringen zu können.

Körnungshuppen, niedrig überdachte Futterstellen im Freien für Fasanen, die in den Dedungen zur Winterfütterung aufgestellt werden. Sie müssen zeitig im Herbst mit Futter versehen werden, damit sich die Fasanen vor Eintritt der Kälte an sie gewöhnen.

Körnungssteig (Körnungssteig), die von einem Wechsel in langem, dünnem Streifen ausgestreute Körnung, um Wild, namentlich Säuen und Fasanen, an eine gewisse Futterstelle zu leiten. Rot- und Rehwild äßt man auch durch einzelne Hasergärten oder Heubüschel an, die man an Bäumen oder auf Gabeln befestigt.

Kornweiche s. Weihe 1.

Korthalsrauhbart (Korthals-Griffon), ein Stamm tauhaariger Vorstehhunde, der aus von Holland, Belgien und Nordfrankreich eingeführten Hunden herausgezüchtet ist, s. *Vorstehhund*.

Köte s. Jagdhäus.

Rotgier s. Geier II, 1.

Kragente s. Enten IV, 1.

Krähen s. Rabenvögel.

Krähenziegel s. Fallen III, 7.

Krähenhütte s. Hüttenjagd.

Krähenharbe s. Scharben 2.

Kralen, die Nägel des laienartigen Raubzeugs und der Raubvögel.

Kramvögel, alle aus dem Herde gefangenen Drosselarten; zoologisch nur die Wacholderdrossel (s. *Drosseln* 4).

Kraniche (Gruidae), Familie aus der Ordnung der Sumpfvögel. Gattung: Grus. Auf dem hohen, schmalen Schnabel neben den Schneiden eine Längsfurche; die Nasenlöcher in der Mitte des Schnabels ohne Scheidewand; die sehr langen, starken Füße (bei allen zur hohen Jagd gehörigen Vögeln behält man die Bezeichnung *F ü ß e* bei; sonstige weidmännische Ausdrücke nicht vorhanden) über das Fessengelenk hinaus nach; die Vorderseite der Läufe gefädelt, die Seiten geneigt; zwischen der mittleren und äußeren Zehe eine Bindegewebe; die Hinterzehe berührt den Boden nicht. Ein Teil der Armschwingen ist zu Schmuckfedern umgestaltet; am Hinterkopf findet sich eine unbefiederte, mit Dunen oder Vorstehfedern besetzte Hautstelle. Die *K.* waren schon den Alten interessante Vögel und das Sinnbild der Wachsamkeit, denn sie bildeten sie mit einem Stein im aufgehobenen Fuß ab, dessen etwaiges Herausfallen den wachhaltenden Vogel vor dem Einschlafen bewahren sollte. Leider sind sie bei uns im Abnehmen begriffen, und nur noch größere Brüche mit Blüten, die der scheue Vogel durchaus verlangt, beherbergen sie noch spärlich. Die Schädlichkeit des *K.* ist nicht von Belang und wird durch Verzehren vielen Gewürms und zahlreicher Würme aufgewogen, dagegen ist er sehr anziehende, die öden Brüche belebende Erscheinung, wo sein munteres Tun und Treiben, sein hundartiges Spielen, bei dem er Holzstücke, Grasbüschel usw. mit dem Schnabel in die Höhe wirft, um sie wieder aufzufangen, den Beobachter sehr fesselt.

G e m e i n e r K r a n i c h (Grus grus L., Grus cinerea Bechst., Ardea grus L.; ältere Bezeichnungen sind Krone, Kronentranich, Kreon, Scherian usw.).

Beschreibung.

Länge des Männchens 1,4 bis 1,7 m, Stof 20 bis 22 cm, Schnabel 11,5, Lauf 27, Mittelzehe ohne Nagel 9 cm. Schnabel länger als der Kopf, dunkelgrünlich, an der Wurzel rötlich, Spitze braun; Scheitel beim alten Vogel nackt, hochrot, beim jungen mit grauen Federn bedeckt; vom Hinterhaupt ein schwarzer Streifen über die Mitte des Hinterhalses; Schläfe, Wangen und Hinterhals hell grauweiß; Kinn, Kehle, Vorderhals und Hals-

seiten etwa bis zu der Mitte des Halses grauschwarz; die Schulterfedern und die größeren Flügeldecken mit schwarzen Schäften, auf letzteren hinterwärts dunkle Tropfenflecke. Die hintersten großen Deckfedern sind sichelartig verlängert, mit schwarzen Innenfahnen; dieselbe Gestalt haben die drei letzten Schwingen mit schwarzen Schäften und Spitzen, die nach der Wurzel hin gekräufelt sind und mit den schlaffen Kielen den bekannten dunklen Busch bilden; die übrigen Schwingen grauschwarz, Stoß schiefesgrau; Füße schwarz, Iris rotbraun. Weibchen geringer; der nackte Fleck auf dem Scheitel kleiner und dichter mit dunklen Haarborsten bedeckt, nur rot durchschimmernd; sonst dem Männchen gleich. Jugendkleid dem des Weibchens ähnlich, Scheitel grau befiedert, Schmuckfedern wenig ausgebildet; Hals einfarbig grau, oft zum Teil mit samt dem Kopf oder gelb; Bauch zuweilen bräunlich. Nestkleid graurötlich, Schnabel fleischfarbig, Füße rötlich-grau, Iris grau. Den ihm so eigentümlichen troupetenartigen, durchdringenden, wie „Kro-ku“ klingenden Ton hört er infolge der besonderen Bauart seiner Luftröhre aus, die wegen ihrer Länge in dem erweiterten hohlen Raum des Brustbeintriels eine Schlinge bildet. Die Stimme der jungen Stüde ist piepend, im Verhältnis zur Stärke der Vögel leise. Hals und Füße streckt der K. im Streichen gerade, zieht auf der Wanderung sehr hoch in einem nach hinten offenen Winkel, den gewöhnlich ein altes Männchen mit öfterer Ablösung führt. Schwerverfällig hebt er sich zum Flug vom Boden; sein Gang ist langsam und bedächtig, in der Eile lästet er springend die Flügel. Der Kranich ist ein prächtiger, Interesse erweckender Vogel, mit feinen Sinnen ausgestattet, wachsam, klug und in seiner Lebhaftigkeit possierlich. Obgleich sehr scheu, weiß er doch die ihm zu teil werdende Schonung zu würdigen.

Verbreitung. Lebensweise.

Der gemeine Kranich ist in der ganzen Alten Welt zu finden, Brutvogel aber hauptsächlich vom nördlichen Deutschland östlich durch Mittelasien bis nach Kamtschatka und bis zum südöstlichen Europa hinab. Er ist Zugvogel und überwintert in Afrika, aber auch im südöstlichen Europa und Asien. Der K. liebt große, menschenleere Bruchgegenden mit etwas Strauch- und Buschwerk, wo er ungestört seinem Brutgeschäft obliegen kann. Sein Gelege besteht aus zwei, sehr selten drei, zwischen 86 : 56 und 90 : 65 mm großen Eiern, die auf bräunlich-grüner Grundfarbe ebensolche dunklere, große und kleine, verschwommene Flecke, deutliche Poren und auf der rauhen Schale wenig Glanz zeigen. Sie werden von beiden Eltern in etwa vier

Wochen ausgebrütet. Das Nest ist verschieden groß, flach und mit einer Unterlage von Zweigen, Blättern, Schilf usw. ausgestattet, es steht immer unter Gebüsch oder sonstigem Schutz. Das Männchen hält treu beim brütenden Weibchen Wacht, paart sich auch nur mit einem. Die Eier sind den Nachstellungen des Raubzeugs sehr ausgelegt, vornehmlich auch von Seiten der Rebekkrähen, die in Gemeinschaft das brütende Weibchen überfallen und es durch wohlgeplante Vordrängeln von seinen Eiern vertreiben. Die Jungen bekommen vom eisenhaltigen Moorboden oft eine sehr rote Farbe, haben sehr kurze Schnäbel, wachsen schnell und müssen, sobald sie flugbar sind, für sich selbst sorgen. Seine Nahrung holt der K. sich sowohl aus dem Pflanzenreich als auch aus dem Tierreich, denn er nimmt Insekten, Würmer, Amphibien und verschlingt mit Vorliebe Mäuse. Er kann Erbsenfeldern schädlich werden, auch grünen Saat- und ausgestreutem Samen, vertilgt aber dabei eine Menge schädlichen Getiers, so daß seine Schonung dennoch sehr anempfohlen werden kann.

Jagd.

Die Jagd auf den seltenen und scheuen Vogel ist von geringer Bedeutung. Bei seiner großen Wachsamkeit, die er sowohl einzeln als in Gesellschaft beobachtet, gelingt es nur gelegentlich, sich in Morgennebel anzubirchen, besonders wenn die Vögel in irgend ein buschiges Gelände eingezogen sind. Ein Schuß bringt so große Verwirrung unter ihnen hervor, daß ein zweiter oft noch anzubringen ist, ehe sie aufstehen. In Asien beizt man sie mit Falken. D. a. b. Windell empfiehlt Faggruben mit Schlingen und in den Boden eingestekte, mit Erbsen und Leer gefüllte Papierdüten, die sich die K. aufstülpen. Das Wildbret ist ungewiechbar; die alten Römer sollen es zwar gebadet und mit vielem Salz gegessen haben, doch dürfte der Geschmack jener Schlemmer für uns nicht maßgebend sein; höchstens läßt sich aus seinem Wildbret eine Art Krastuppe herstellen. Die Federn werden zu Puzzwecken verarbeitet.

Krant ist angeschossenes (i. geschossenes) Wild; seine Fährte heißt i. F. Solches Wild läßt man im Schweißbette längere Zeit in Ruhe (i. werden), damit es durch Schweißverlust nicht mehr imstande ist, aufzustehen oder noch weit flüchtig zu werden. Ohne sichtbare Verletzung ungesund Wild kummert (i. kümmern).

Kranz, der Tritt, bei welchem nur die Umriffe der Schalen (Schalenwand) erkennbar sind, was auf sehr hartem Boden vorkommt; das Wild, das dieses Zeichen hinterläßt, kränzt.

Kranzen s. Kranz.

Kräger, eine Drahtbürste, die zum Entfernen von Blei, Pulveranlaß und Rost aus Flintenläufen dient. Bei Vorderladern wurde ein korzieherartiges Werkzeug (jedoch mit doppelter Spirale), das zum Entladen diente, *K.* genannt.

Krausloppelitan s. *Pelikane*.

Krebs, 1) Edelkreb (Astacus fluviatilis Fabr.), ein Insekt durch die Krebspest in vielen Gewässern ausgestorbener Gliederfüßer (Arthropoda); ist je nach der Eigenart seines Wohnortes und der Nahrung grün, braun, rot oder blau gefärbt. Das männliche Tier hat je eine Geschlechtsöffnung an der Wurzel des letzten (5.) Gehfußpaares, das weibliche an der Wurzel des dritten; ersteres wird gegen 15 cm lang und 150 g schwer, letzteres bleibt kleiner. Der *K.* lebt in nicht zu kalten Gewässern mit weichem Grund und gräbt sich unter überhängenden Ufern Böcher, in denen er sich tagsüber verbirgt. Die Fortpflanzung erfolgt nicht vor dem 4. Lebensjahre im Oktober, November, wobei der männliche *K.* die Samenpalette dem Weibchen auf den Bauch klebt. Beim Austritt der Eier werden diese von den zerfließenden Samenballen befruchtet; sie kleben an den Schwimmsfüßen der Mutter fest. Das Auskriechen der jungen *K.* erfolgt etwa im Juli. Die Häutung, mit der das Wachstum einhergeht, erfolgt im ersten Lebensjahre etwa 8mal, im zweiten 4 bis 5mal und dann nur noch 1 bis 2mal. Nach 3 Jahren ist der *K.* 8 bis 10 cm lang. Die Nahrung besteht aus zarten Pflanzenstoffen, Würmern, Insektenlarven, Schnecken und kleinen Fischen; faulendes Fleisch frisst der *K.* nicht. Der Fang des Krusters erfolgt entweder durch Greifen mit der Hand im Schlupfwinkel, oder den mit frischem Fisch usw. beschickten Krebssteller, der in der Nähe des Ufers auf den Grund gestellt wird. Auch kleine, belohnte Krusen fangen gut.

Vor dem vielfach empfohlenen Einsetzen des galizischen Sumpfkreb (Astacus leptodactylus), der sich durch schwächere Scheren und Schwanz und fachelige Höder auf dem Kopfbruststück und Scheren unterscheidet, ist zu warnen, da er wenig und schlecht schmeckendes Fleisch besitzt, auch durch seine stärkere Vermehrung den Edelkreb vertreibt. Im übrigen aber kann einer Probebefragung der geeigneten, Krebsleeren Gewässer nur das Wort geredet werden, da der Edelkreb sehr hoch im Preise steht und die lange, seit dem Wüten der Krebspest verstrichene Zeit einen Erfolg wahrscheinlich macht. Die bezogenen *K.* sind im Hälter einer 4wöchigen Beobachtungszeit zu untersuchen und dann, zeigen sie sich völlig gesund, am flachen Ufer abends auszuwerfen, nicht aber ins Wasser zu werfen. Wo Aale vorkommen, dürfte allerdings das

Aussehen von *K.* zweifellos sein, da diese den Butterkrebseis eifrig nachstellen. (Literatur: Dröcher, Der Krebs, seine Pflege und sein Fang.) — 2) Eine bössartige Geschwulst, die namentlich am Gesäuge der Hündin nicht selten vorkommt; s. *Geschwülste beim Hunde*.

Krebsbotter s. *Nörz*.

Kreisen, 1) beim Umgehen eines Distrikts durch sorgfältiges Abspüren der hinein- und herausstehenden Fährten und Spuren feststellen, welche Wildarten, von welcher Stärke, Anzahl und, wenn möglich, von welchem Geschlecht in ihm stehen, reden oder überhaupt sich befinden. Am besten kreist es sich nach frisch gefallenem Schnee, doch auch auf Gesteilen und Wegen mit windem, weichen Boden. Man beginnt mit dem *K.*, wenn man annimmt, daß das Wild von den Feldern zu Holze gezogen ist. Ist der Distrikt groß, so schneidet man ihn ab, indem man quer hindurchspürt, man stellt somit fest, wo das Wild, auf welches etwa gejagt werden soll, steht oder sich gestedt hat. Soll der Wildstand eines ganzen Reviers festgestellt werden, so müssen die verschiedenen angrenzenden Distrikte gleichzeitig durch *K.* abgespürt werden. Den Ausdruck *K.* einkreisen, gebraucht man gewöhnlich nur bei Sauen und Raubzeug. 2) Ferner nennt man *K.* das Abhalten einer Kreis- oder Kesseljagd. 3) Wenn Raubvögel mit ausgebreiteten Schwingen ohne sonderliche Bewegung in der Luft ihre Kreise ziehen, so *K.* sie.

Kreiser, Männer, die sich auf Wildfährten und -spuren gut verstehen und zum Kreifen benutzt werden; wo gleichzeitig verschiedene Distrikte getreift werden müssen, wie z. B. wenn auf Sauen gejagt werden soll, reichen natürlich die Jagdbeamten nicht aus, und erfahrene *K.* sind dann ebenso zuverlässig. Auf der Jagd sammeln sich dann *K.* und Jäger und erstatten ihre Spurberrichte, durch deren Zusammenstellung der Wildstand festgestellt bzw. die Jagd angeordnet wird.

Kreisjagd, Kesseltreiben s. *Kesseljagen*.

Kretzen (federn), ein Haarwild durch die Knochenfortsätze der Rückenwirbelsäule (Federn) schießen, wodurch das Rückenmark so erschüttert wird, daß es für Augenblicke seine Tätigkeit einstellt. Das Wild kürzt und bleibt bewegungslos liegen. Dieser Zustand der Betäubung dauert jedoch nur Sekunden, bald kommt das Wild wieder auf die Läufe und geht in weiterer Flucht davon. Der Jäger muß sich daher mit einem zweiten Schuß oder dem Abfangen beilegen, ehe das Wild wieder hoch wird. Selbstverständlich wird durch einen Kretschuß (Federechschuß) das Rückenmark selbst nicht verletzt; geschah dies, so kommt das Wild überhaupt nicht mehr auf die Läufe.

Kretschuß s. *Kretzen*.

Kreuz f. *Kraniche*.

Kreuzsol f. *Rohkresol* und *Kaninchen*, Jagd.

Kreuzbod, ein Rehbod, der ein Kreuzgehörn trägt.

Kreuzfuchs f. *Fuchs*.

Kreuzgehänge f. *Gehänge*.

Kreuzgehörn, das seltenste und daher gefuchteste aller Rehgehörne; bildet an einer oder beiden Stangen durch entsprechende Stellung der Sprossen ein Kreuz.



Kreuzgehörn.

tun sie dies gern und eifrig, so l. sie gut, andernfalls schlecht; es ist dies eine natürliche Eigenschaft, die auf künstlichem Wege keinem Hunde beigebracht werden kann. Auch Fuchs und Dachs l.

Kröhen, ein eigenartiger Kehllaut, den der Auerhahn bei plötzlichem Erschrecken hören läßt.

Krollen f. *kollern*.

Krone, die Spitze des Rothirchgeweihs mit wenigstens drei Enden; ein solcher Hirsch, der (bei fehlendem Eisproß) mindestens Zehner ist, heißt Kronenhirsch, Kronenzehner, im Gegensatz zum Gabelzehner, der Augen-, Eis- und Mittelproß und im Gipfel der Stange nur eine Gabel veredelt hat; f. a. *Rothwild*, Beschreibung.

Kronenfeuer f. *Waldbrände*.

Kronenhirsch f. *Krone*.

Kroneniranich f. *Kraniche*.

Kronenschnecke f. *Brachvogel*.

Kronentaucher f. *Taucher* 1, 1 und 3.

Kropf, der häutige Sack, den viele Vögel auf der Brust hängen haben; er dient zum Erweichen der Nahrung, bevor diese zur

eigentlichen Verdauung in den Magen tritt. Die Eulen haben keinen K.; bei den Geiern tritt er dagegen, wenn er gefüllt ist, wie ein Sack aus dem Körper heraus.

Kropfen, das Zellen der Raubvögel.

Kropfgans f. *Pelikane*.

Krüde, der gebogene Teil des vor der Uhuhütte in den Boden gelassenen Pfahls (Zule), auf den der Uhu gesetzt wird (f. *Hüttenjagd*).

Kruden, seltener für Kridel, das Gehörn des Gemswildes.

Krummer, scherzhafte Bezeichnung des Hales.

Krummruten, besonders starke, oben durchbohrte Stellsangen, durch die eine Winde gezogen wird. Die K. werden auf den Winkeln der eingestellten Jagen aufgestellt.

Kuber f. *Katze*, Beschreibung.

Kugel, der kugelförmige Teil des Oberschenkelknochens der Keule, der sich in der Pfanne bewegt; f. *ferner Geschöß*. — Nach § 14 der bayerischen Verordnung vom 6. Juni 1900 ist zur Jagd auf Rot-, Dam- und Gemswild nur der Gebrauch des mit K. geladenen Gewehrs gestattet.

Kugelfang, hinter der Scheibe aufgeworfener Wall, in dem die Geschosse stecken bleiben, vorausgesetzt, daß die Scheibe von Holz oder Pappe ist. Der Wall muß groß genug sein, um auch sehr fehl gegangene Geschosse aufzufangen und die Gefährdung der Nachbarschaft auszuschließen. Als K. kann auch Mauerwerk oder eine mit Stahl- und Eisenblech beschlagene Holzwand dienen, jedoch muß sich davor noch eine Bretterwand befinden, um die abgleitenden Geschosse und die beim Aufschlage sich bildenden Bleispritzer aufzufangen und unschädlich zu machen. Auch Packungen aus Klobenholz, die oft zu ergängen sind, werden vielfach als K. gebraucht, jedoch muß sich hinter diesen Holzpackungen stets eine starke Mauer befinden. Bei der Anlage von Schießständen zieht man zweckmäßig den Rat erfahrener Schützen oder der Versuchsstation Neumannswalde ein.

Kugelform, Vorrichtung zum Gießen der Geschosse, hat die Gestalt einer Zange und enthält in jedem Teile genau die Hälfte des Geschosses und des Gießlochs, so daß, wenn beide Arme aneinander gedrückt und flüssiges Blei eingegossen wird, der hohle Raum das gewünschte Geschöß ergibt. Sowie das Blei die Form erfüllt, klopft man einmal leise auf, damit es die letztere gut ausfüllt, läßt es erkalten und zwickt dann mit einer Kugelzange den durch das Gießloch entstandenen Hals ab. Die Form muß so dicht schließen, daß das Geschöß keinen Grat zeigt, wo die Zangenhälften sich aneinanderfügten. Will man Geschosse herstellen, die beim Auf-

schlag leichter deformieren, so klemt man zwischen die untere Hälfte der Zangenbäden ein Stüdchen ganz feines Papier (Paus- oder Seidenpapier). Dadurch erhält man ein bis zur Hälfte geteiltes Geschöß, dem man den Spalt äußerlich laum ansieht. Neuerdings werden gepreßte Geschosse so billig und in so reicher Auswahl in den Handel gebracht, daß es unnötig ist, sie selbst zu gießen. Gefossene Geschosse haben Blasen und Unebenheiten und sind nicht so gut wie gepreßte. Bei jedesmaligem Gießen muß man das erste Geschöß verworfen, da es kleiner ist als die folgenden.

Kugeligleich ist ein Gewehrtauf, wenn er genau zylindrisch gebohrt, also überall gleich weit ist. Man prüft dies, indem man eine Kugel durch den Lauf stößt; ist dieser L., so muß jene überall der gleichen Reibung begegnen.

Kugellauf, ein gezogenes, d. h. mit Zügen versehener Gewehrtauf, aus dem nur Einzelgeschosse abgefeuert werden.

Kugelschlag, der Ton, den das Geschöß beim Anprall gegen das Zielobjekt hervorruft. Man hat bisher dem Kugelschlag eine große Bedeutung beigelegt und glaubte aus der Klangfarbe auf den Sitz der Kugel beim Wille mit Sicherheit schließen zu können. Der Blattschuß klatsche, der Weidwundschuß linge höhl, wie wenn man mit der Hand gegen eine hohle Tonne schlägt. Neuere Versuche in der Versuchstation Neumannswalde haben gezeigt, daß dem K. als Virschzeichen nicht die Bedeutung beigegeben werden kann, die er genießt, denn auch bei Fehlschüssen können die gleichen Töne vernehmbar sein wie beim Treffen. Schießt man z. B. mit der Kugel nach einem im Winde stehenden Papierdrachen, so wird man in jedem Falle einen sehr deutlichen K. vernehmen, und zwar gleichgültig, ob man den Drachen trifft oder $\frac{1}{2}$ m daran vorbeischießt; selbst durch den Charakter des Tones kann man Fehler von Treffern nicht unterscheiden. Die Erscheinung des K. ist so zu erklären, daß die vom Geschöß ausgehende Schallwelle (der sog. Geschößknall im Gegensatz zum Mündungsknall) von dem Gegenstande, den sie trifft, abprallt und als Echo an unser Ohr gelangt. Schießt man z. B. auf einem Schießstande dicht an Blenden vorbei, so hört man K. von jeder einzelnen Blende. Schon dadurch ist der Beweis erbracht, daß der K. kein so untrügliches Zeichen für den Sitz der Kugel sein kann, wie in Jägerkreisen allgemein angenommen wird. Übrigens hat der K. in neuerer Zeit insofern sehr an Bedeutung verloren, als die Geschwindigkeit der Geschosse so groß ist, daß er sich nicht scharf genug vom Knall des Schusses trennen läßt. Bei Büchsen mit großer Ge-

schößgeschwindigkeit ist ein K. kaum noch vernehmbar, allenfalls nur auf größere Schußentfernung beim Schießen direkt gegen den Wind. — Auch beim Schießen mit Schrot gegen hochtreibende Vögel vernimmt man einen dem K. ähnlichen Ton, den man hier Schrotschlag nennen kann. Man weiß aber aus Erfahrung, daß auch diese Erscheinung nicht immer einen Treffer bedeutet.

Kugelsig, die Stelle, an der das Geschöß in den bezielten Körper einschlug.

Kugelsieber, ein wie eine Holzschraube geformtes, stählernes Gerät, das zum Herausziehen der Kugeln aus Vorderladern diente.

Kuhhässig (kuhheffig) ist ein Hund, dessen Hinterläufe, von hinten gesehen, stark nach einwärts gebogen sind, also ein X bilden; wird als Fehler angesehen.

Kuhstohl s. Hackfrüchte.

Kuhlhäuser s. Wildhandel.

Kulisse, die beiden Lappenteißen neben Wegen, die verhindern sollen, daß eingelapptes Bild an für den Verkehr offen zu haltenden Wegen ausbricht. Die Lappen müssen neben dem Wege im Inneren der Lappstätt 50 bis 70 Schritte lang so gerichtet werden, daß sie sich in einem Winkel, dessen Größe von dem Wege und der äußeren Lappenteiße abhängt, rechts und links an die Außenreihe der Lappen anschließen.

Kulissenhiebe, meist 25 bis 50 m breite, von Nord nach Süd, seltener von Ost nach West laufende Schläge, die mit gleichbreiten oder doppelt so breiten Streifen Altholz (Kulissen) regelmäßig abwechseln. Letztere werden entweder auf einmal oder in entsprechenden Abätzen abgetrieben, wenn die Kultur auf den angelegten Schlägen gesichert ist.

Kultur, junge, auf künstlichem Wege gegründete Bestände oder die Arbeit dieser Bestandesbegegründung selbst.

Kümmerner s. Kümmern.

Kümmern, der krankhafte Zustand eines Stüdes der Hirchgarten, ohne daß an ihm eine Vererbung sichtbar ist; Kümmerner daher ein durch Fortzeln, früheren Anschuß usw. krankhaft abgekommenes Stüd Wild. Frisch angeschossenes Bild ist krank.

Kunstbaue sind Nachahmungen von Naturbauen; man benutz sie zum Preischließen von Fedeln und Forsterriets auf Fuchs und Dachs, zum Einheken junger, Uben und Vorführten älterer Fedel und Forsterriets, um wilde Füchse und Fischotter daraus zu hegen und endlich, um kleines Raubzeug darin zu fangen. Zum Preischließen nach den Satzungen des Berliner Tedellubs und der verschiedenen Gebrauchtstedellubs benutzt man Baue, bei denen die Röhren und Kessel aus Brettern bestehen und annähernd die Formen von

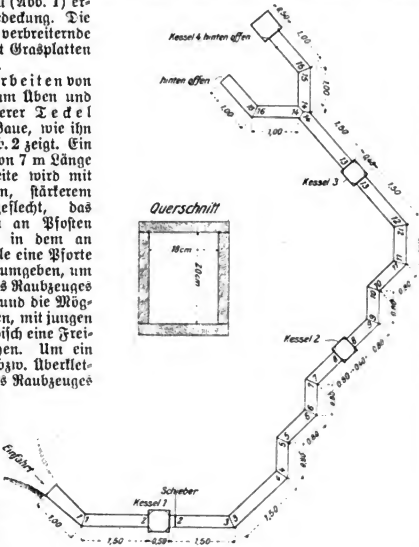
Naturröhren und Leſeln haben. Die Röhren ſind 16 bis 20 cm hoch und 16 bis 18 cm breit; ſie werden auf möglichſt ebenem, trockenem Boden mit Bindungen und Gefälle in entſprechend breit und tief ausgeworfene Gräben eingelegt und oben quer mit loſen Deckbrettern belegt, die man beim Graben überall aufnehmen kann. Die Sohle wird nicht mit Brettern verſehen, damit ſich das Raubzeug im Bau verlüften kann. Der ganze Bau (Abb. 1) erhält eine Erdbedeckung. Die nach außen ſich verbreitende Einfahrt iſt mit Grasplatten zu verblenden.

Zum Einarbeiten von jungen und zum Uben und Vorführen älterer Tadel benutzt man Baue, wie ihn als Muſter Abb. 2 zeigt. Ein ebener Platz von 7 m Länge und 6 m Breite wird mit 1,5 m hohem, ſtärkerem Waſchendrahtgeflecht, das mit Krammen an Pfosten genagelt und in dem an paſſender Stelle eine Pforte angebracht iſt, umgeben, um das Flichen des Raubzeuges zu verhindern und die Möglichkeit zu bieten, mit jungen Tadeln oberirdiſch eine Freizege zu machen. Um ein Uberspringen bzw. Ubersklettern ſeitens des Raubzeuges anzuhängen, bringt man am oberen Rande an der Innenseite der Umzäunung ein dünnes, leichtes Drahtgeflecht von 50 cm Breite waagrecht an, das durch Spanndrähte verbunden wird. Um in dem verhältnismäßig

kleinen, umzäunten Raum von 42 qm möglichſt vielſeitige Arbeitsverhältniſſe zu ſchaffen, bringt man in einer Ecke des Platzes durch Bodenauftrag einen 1 m hohen Erdhügel an. Dann hebt man Gräben in der Form, welche die Zeichnung zeigt, aus. Nun werden je zwei 3 cm ſtarke Seitenbretter von recht kernigem Kiefernholz für Röhren und Kessel durch Aufnageln von Leiſten oben und unten verbunden. Bei einer Höhe und Breite der Röhren von je 16 cm können Fuhrſ und Dachſie gut paſſieren. Tadel und Joggteriers mit

einem Bruſtumumfang von über 45 cm, die dem Raubzeug durch die engen Röhren nicht leicht folgen können, ſind als Erdhunde minderwertig. Nur die erſte Einfahrt iſt 30 bis 40 cm breit und 25 cm hoch zum Einarbeiten junger Tadel bzw. zum Arbeiten von zwei Tadeln nebeneinander. Die Kessel ſind 0,7 bis 1 m lang und 30 bis 50 cm breit, damit ſich Raubzeug und Tadel darin bequem umdrehen können. Die Sad- oder Endröhre

oben rechts auf der Zeichnung iſt aus demſelben Grunde am Ende breiter (25 cm) als am Kessel, ebenſo das Sadrohr links am Ende der Röhre, das auch als zweite Einfahrt benutzt werden kann. Die fertigen Seitenwände der Kessel und Röhren werden ſo tief in die Etichgräben eingelassen, daß ſie etwa 20 cm unter der Erdoberfläche liegen. Der Kessel, der in den künstlich hergeſtellten Hügel (oben links auf der Abbildung) gelegt wird und zu dem, um die Arbeit des Hundes zu erleichtern, nach beiden Seiten



1. Kunstbau zum Fährschließen.

je ein Steige- bzw. Fallrohr angebracht iſt, wird unten gebielt, da hier das Raubzeug zwischen zwei eisernen Gitterſchiebern eingeklemmt wird, während alle anderen Kessel und Röhren unten keinen festen Boden erhalten. Nun werden Deckbretter aus Bretterabfällen und Schwarten ſo lang geſchnitten, daß ſie, quer und loſe über die Seitenwände von Kessel und Röhren gelegt, auf jeder Seite etwa 5 cm überſtehen. Nachdem der Zwischenraum zwischen den Seitenbrettern und den Grabenwänden mit Erde ausgefüllt iſt, werden die Deckbretter quer dicht neben-

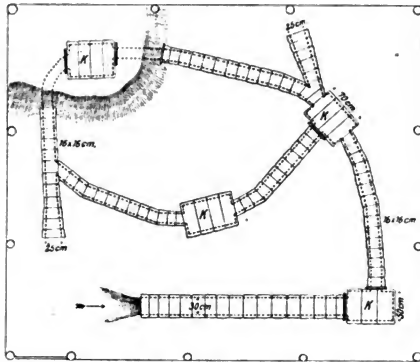
einander aufgelegt und durch Planieren des Bodens 20 bis 25 cm hoch mit Erde bedeckt, um schnell aufgraben zu können und die Röhren dunkel zu machen, so daß der Hund gezwungen ist, seine Nase zu gebrauchen.

Junge Tedel im Naturbau auf Raubzeug einzubekommen, ist häufig sehr schwierig, Fehlschlagen und hartes Gefchlagen werden, das den jungen Hund oft entmutigt, lassen sich nicht vermeiden. Daher arbeitet man besser die jungen Hunde zuerst im Kunstbau ein. Man schließt hierzu das erste enge Rohr am ersten Kessel durch einen Holzschieber, läßt den Fuchs von der Einsahrt aus in den ersten Kessel und kann dann erforderlichenfalls vor dem

ersten Kessel einen eisernen Gitterschieber einstecken. Hier in der ersten breiten Röhre schließt der junge Hund leichter ein und kann bequem neben einem älteren, erfahrenen Hund das Vorgehen und Zusassen lernen. Für ältere Hunde, die der Regel nach allein arbeiten sollen, wird das Raubzeug zwischen zwei Gitterschiebern in den gebieteten Kessel, der sich in dem Erdhügel befindet, gesetzt. Hat der Hund von rechts oder links nach Passieren eines Steigerohres das Raubzeug gefunden und verbellt es, so wird zuerst der Schieber, der sich hinter dem Raubzeug befindet, und gleich darauf der vordere Schieber gezogen, um dem Hunde Gelegenheit zu geben, das Raubzeug durch das Fallrohr in den unteren Teil des Baues zu drücken. Durch Einstecken von Holzschiebern kann man an mehreren Stellen die Röhren abschließen oder durch ihr Ziehen den ganzen Bau freigeben.

Da man, um Hunde im Kunstbau zu arbeiten, stets lebendes, unbeschädigtes Raubzeug halten muß, so braucht man zu dessen Unterbringung einen Raubzeugzwinger, wie ihn Abb. 3 zeigt. Zum Bau werden kernige Pfosten in den Boden gegraben und durch Quertbölzer verbunden. Hierauf legt man Mauersteine auf die flache Seite als Fußboden und verbindet sie mit Zement, so daß alle Flüssigkeit nach der Mitte und nach hinten durch ein Ablaufrohr abfließen kann. Die Bretter werden senkrecht genagelt und eine Tür an der Vorderseite angebracht. Das Dach besteht aus mit Dachpappe benagelten Brettern und hat nach

hinten Fall. Um den Füchsen Gelegenheit zu geben, frische Luft zu schnappen, sich zu sonnen usw., ist an der Ostseite ein Schlupfloch mit Schieber und davor ein Auslauf, mit dichtem Drahtgesecht umgeben, angebracht. Sein Boden ist gleichfalls mit flach gelegten und durch Zement befestigten Mauersteinen versehen, um ein Durchgraben zu verhindern. Im Inneren des Häuschens haben die Füchse eine Kiste mit Heu als Lager. Da es schwierig ist, einen Fuchs bei dem Umherspringen mit der Fuchszange um den Hals zu fassen und das Fängen an anderen Körperteilen eine unnötige Tierquälerei ist, so benutzt man dazu einen Fuchs-



2. Kunstbau nach Max zum Arbeiten von Tedeln.

lasten, wie ihn Abb. 4 zeigt. Die Holzröhre des Fuchslastens ist 65 cm lang, 25 cm breit und hoch; der Tedel mit Scharnieren und Überwurf von Lederstreifen versehen. Das eine Ende der Röhre besteht aus Drahtgesecht; am anderen wird sie durch einen senkrechten Schieber geschlossen. Will man Tedel im Kunstbau üben, so öffnet man bei offenem Schieber des Holzhäuschens dessen Tür. Der oder die Füchse laufen sofort durch das Schlupfloch in den Drahtraum. Man legt nun schnell den Fuchslasten oder die Fangröhre, deren Tedel durch den Überwurf geschlossen ist, bei hochgezogenem Schieber im Inneren des Häuschens vor das Schlupfloch. Eine Person, die bis dahin für die Füchse unsichtbar war, tritt an das Drahtgitter heran. Der Fuchs oder der erste der Füchse, der durch das Schlupfloch in das Häuschen hinein will,

fährt dabei in die Röhre, worauf man deren Schieber herunterläßt. Man trägt sodann den Fuchs nach dem Schließplatz bzw. Kunstbau und läßt ihn durch Ziehen des



3. Fuchszwinger nach Mau.

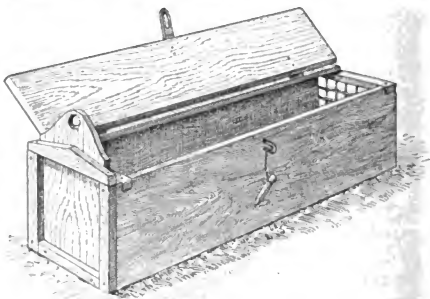
Schiebers in den Bau oder durch Öffnen des Tedels bei zugestopften Röhren innerhalb des Drahtzaunes los, um mit jungen, ungeübten Tedeln eine Freiheize zu machen. Nach Öffnen der großen Röhren nimmt der Fuchs diese an und die jungen Hunde folgen dann dem vor ihren Augen in der Röhre verschwundenen Fuchs leicht, besonders wenn ein älterer Hund vorangeht.

Um Raubzeug, wie Füchse, Fischotter, Marber, Iltisse und Biesel, leichter zu erbeuten, als es aus deren natürlichen Bauern der oft schwierigen Bodenverhältnisse halber möglich ist, legt man künstliche Baue an und stellt diese so her, daß sie vom Raubzeug ohne Mißtrauen angenommen werden. Die Kunstbaue für Füchse werden so eingerichtet, daß der im Bau stehende Fuchs der Regel nach gezwungen ist, vor dem einfahrenden Tedel zu springen, um sodann von dem auf dem Bau stehenden Jäger geschossen zu werden. Fischotter fängt man beim Ausfahren in Reben oder gräbt sie vor Tedeln. Die Kunstbaue zur Erbeutung des kleinen Raubzeuges sind dagegen so eingerichtet, daß einfahrende Marber, Iltisse und Biesel sich in einem in Kessel befindlichen Tellereisen fangen müssen.

Der Kunstbau für Füchse. Um Füchsen in freier Wildbahn durch Anlage von Kunstbauten leicht Abbruch zu tun, hat der verstorbene königl. Wildmeister Luther in den Feldremisen des Hofsjagreviers Budow bei

Berlin solche Baue aus Tonröhren hergestellt und sehr viele Füchse daraus geprenzt und geschossen. Am besten eignen sich zur Anlage von Kunstbauten Feldremisen auf großen Feldern, mit Buschwerk bewachsene, hohe Bachufer, alte Mergelgruben usw. namentlich dort, wo sich in der Nähe größere Waldungen befinden. Sind in großen Bruch- und Wiesenflächen, an Strömen und Seen mit großen Rohrfläcken, in denen Füchse oft fiedeln, aber des nassen Untergrundes wegen keine Baue anlegen können, oder in deren Nähe bewachsene Sandhügel, so eignen sich diese Ortschaften besonders

gut zur Anlage von künstlichen Fuchsbauen. Die einzige Einfahrt des Tonröhrenbaues muß möglichst nach Süden zu liegen, damit die kalten Winde nicht in den Bau wehen können. Die Form dieses Kunstbaues zeigt Abb. 5. Als Material verwendet man glasierte Tonröhren oder Zementröhren mit sogenannten Nüssen, die mindestens eine lichte Weite von 20 cm haben müssen. Die der Einfahrt entgegen gesetzte Röhre muß als Kessel 40 cm Durchmesser haben. Diesen Kessel kann man auch aus Mauersteinen mit darauf gelegter Stein-



4. Fuchsfahrer.

platte herstellen. Zum ganzen Bau braucht man 20 bis 25 lfd. m Röhren. Zunächst wird ein 60 bis 70 cm breiter und 2 m langer Graben ausgeworfen, der, an der Erdoberfläche beginnend, 1 m Gefälle hat (wo Regenwasser in den Bau laufen kann, legt man

das erste Rohrstück besser wagerecht). Dann teilt sich der Bau rechts und links, die Röhren aber schließen sich zum Kreise, so daß das später darin stehende Kreuzeug springen kann bzw. muß. Am Kessel muß die Tiefe 1,5 m betragen. Wenn die Erde vollständig ausgeworfen ist, wird entweder die große Tonröhre hinten zuerst gelegt oder der Kessel durch Mauernwerk hergestellt. Hieran schließt man die anderen Röhren. Etwaige Fugen werden durch Rasen, Gras usw. verstopft. Es ist gut, Kaff, Hintertorn und etwas Erde in die Röhren zu werfen, um Mäuse anzulocken und dem Fuchs in der glatten Röhre das Kriechen bequem zu machen. Ist die Kreisform fertig, so wird sie durch eine Kniebrücke mit der geraden Eingangsröhre verbunden. Es ist sehr zweckmäßig, beim



5. Kunstbau für Füchse aus Tonröhren.

Legen der Röhren außer am Kessel auch Löcher in die Röhren zu schlagen, die so groß sein müssen, daß man von oben den Tedel hineinlegen und einen Spaten, Brettstück usw. zum Absperren einschieben kann, wenn es einmal vorkommen sollte, daß ein Fuchs nicht springen will und man daher zum Graben gezwungen ist. Diese Löcher bedeckt man mit Steinplatten und die Einfahrtströhre mit Rasenplatten; dann werden alle Röhren mit Erde beworfen, diese festgetreten und geebnet. Man kann die Seitenwände und den Kessel des Kunstbaues auch, statt aus Röhren, aus Feld- oder Mauersteinen herstellen und dann mit lose darauf gelegten Steinplatten bedecken. Um ein Weitergraben bei losem Boden zu verhindern, muß die Sohle von Röhre und Kessel gleichfalls gepflastert werden. Die ganze Anlage muß so tief liegen, daß man nötigenfalls darüber pflügen und im Winter kein Frost in den Bau bringen kann. Und den Fuchs, der die Neigung hat, im Herbst und Winter unter alten Steinrücken oder in trockenen Durchlässen zu liegen und der deshalb diese Kunstbaue gern annimmt, möglichst schnell vertraut zu machen, legt man auf den „Ausfahrtshügel“, den man, um die Sache möglichst natürlich zu machen, herstellt, anderwärts aufgesammelte Fuchsolung. Es empfiehlt sich noch, auf dem Revier nach Zerstörung aller in der Umgebung befindlichen Naturbaue, die sich schwer oder gar nicht graben lassen, an günstigen Stellen möglichst mehrere

solcher Kunstbaue anzulegen, um sie, wenn man Füchse spürt, nacheinander bei passendem Wetter zu revidieren. Notwendig ist es, daß der Jäger auf dem Kunstbau möglichst Deckung und guten Wind, auf jeden Fall aber vor dem Bau genügend freies Schußfeld hat, das sich durch Anlegen eines Zwangspasses oft so verbessern läßt, daß man beim Schuß die Flanken des Fuchses oder bei fallendem und wieder ansteigendem Zwangspass in guter Schrottschützenfernung den ganzen Rücken des Fuchses sowie den Kopf frei hat.

Beim Revidieren des Kunstbaues geht man mit einem leichten, scharfen Tedel im Rudrad unter Wind bis zur Deckung hinter die Einfahrtströhre, macht sich schußfertig und läßt den Hund, der den Bau kennt, los. Der Hund revidiert nun die Röhre, von der sich der Jäger absichtlich fern gehalten hat. Wenn der Bau leer ist, schließt ein erfahrener Hund entweder gar nicht ein oder kehrt bald um. Steht ein Fuchs im Bau, so springt er meistens bold, nachdem der Tedel in den Kreisgang eingefahren ist. Schließt der Hund, wie es erfahrene Tedel häufig machen, langsam und bedächtig ein, so sichert der am Ausgange der Röhre angelommene Fuchs häufig kurze Zeit, indem er den Kopf aus der Röhre reckt. Vernimmt der Fuchs hierbei nichts Verdächtiges, so springt er meistens rasch. Der Gedächtnis, in gutem Wind auf oder neben dem Bau stehende Jäger darf während des meist kurze Zeit dauernden Sicherns nicht die geringste Bewegung machen. Unerfahrene Jäger machen häufig den Fehler, sofort das Gewehr an den Kopf zu nehmen, wenn sie die Fuchsnase am Ausgange der Röhre bemerken. Auch das langsame und vorsichtige Hochziehen des Gewehres wird vom Fuchse leicht wahrgenommen und er dadurch veranlaßt, anzulehnen und überhaupt nicht zu springen. Man warte daher ruhig ab, bis der Fuchs den Bau genügend weit verlassen hat, so daß ihm ein Umkehren nichts mehr nützen würde. Ein beim Umkehren vorbeigeschossener Fuchs oder ein Fuchs, der beim Sichern den Jäger eräugt und den Bau wieder angenommen hat, springt nach solchem Schreck aus dem Kunstbau ebenso schwer wie in diesem Falle aus dem Naturbau. Er läßt sich lieber von dem schärfsten Tedel im Kreise herumtreiben. Dann bleibt dem Jäger häufig weiter nichts übrig, als den Eingang zum Kunstbau zu verstopfen und nach Bedarf die Erdbedeckung der Röhren mit dem nötigen Handwerkszeuge aufzunehmen und den Fuchs nach Abspernung zwischen zwei durch Abheben der Steinplatten freigewordenen Löchern mit der Fuchszange auszuheben. Gut ist es daher, wenn der Jäger für solche Fälle einen Ge-

hülfen mit Spaten, Vortrecker zum Absperrten und Fuchszange in der Nähe des Baues hat.

Will man Fische in der Hauptsache nur vor dem Tadel graben, so genügt es, nach Zerstörung aller Naturbaue der Umgegend an geeigneten Örtlichkeiten von Ton- oder Zementröhren, Feld- oder Rauersteinen, starken kernigen Brettern usw., einfache 6 bis 8 m lange Rotdröhen und daran anschließend einen genügend großen Kessel mit teubarem Tadel und gepflasterter Sohle so anzulegen, daß Fische, die diese Röhre befahren, den Bau nicht durch Unterdurchgraben verlängern und einen schwer grabbaren Naturbau im Anschluß an die Kunstbauöhre ausführen können. Vor dem in den großen Kessel bringenden und dabei hinter den Fuchs gelangenden scharfen Tadel springt der Fuchs häufig auch. Verbellt der Hund aber nur von der Röhre aus den im Kessel befindlichen Fuchs, so muß man den Bau, der deshalb nicht so tief liegen darf, vor dem Kessel ausgraben, was bei starkem Frost recht umständlich ist, sonst aber weniger Mühe macht als die meisten Naturbaue.

Kunstbau für Fischotter. Fischotter, die beim Gehen über Land von einem Gewässer zum anderen, bei Überschwemmungen, wenn ihre eigenen Baue unter Wasser stehen, gelegentlich in Dachs- und Fuchsbau fahren, nehmen in Ermangelung von Naturbauen arglos Kunstbaue an. Nach Zerstörung oder gründlichem Verstopfen aller bekannten Naturfischotterbaue der Umgegend legt man daher zur leichteren Erbeutung dieser Fischräuber an steilen, möglichst mit Buchweiz bewachsenen Ufern Kunstbaue in der Weise an, daß man einen schwach ansteigenden Graben von 3 bis 5 m Länge und 25 bis 30 cm Breite je nach Örtlichkeit gerade oder mit schwachem Bogen aushebt. Das Ende des Grabens muß kesselförmig erweitert werden, so daß sich der Fischotter darin bequem umbrechen und während des Tages darin ruhen kann. Bei schwerem Lehm- und Tonboden genügt es, diesen Graben sowie den Kessel in 30 cm Höhe von der Sohle aus mit Steinplatten oder starken, kernigen Bretterstücken auf beiderseitig je 10 cm breiten Unterlagen zu belegen. Bei Boden, der zum Einstürzen neigt, werden die Seitenwände mit flachen Steinplatten ausgelegt. Gut ist es, wenn die Röhre so angelegt wird, daß sie zwei Ausfahrten erhält, die nicht genau übereinander zu liegen brauchen, und zwar so, daß die möglichst vom Gebüsch überdeckte Ausfahrt der oberen Röhre gerade mit dem normalen Wasserstande in gleicher Höhe liegt und die untere Röhre 40 bis 50 cm unterhalb des Wasserspiegels am senkrechten, wurzel- und steinfreien Ufer in das Wasser mündet. Zur oberen Röhre muß ein bequemer Ausstieg vom Wasser aus vor-

handen sein. Diesen Ausstieg benützt man zum Spüren, ob der Bau angenommen ist. Um das Spüren zu erleichtern, kann man auch einige steife Gräser oder trodrene Stöckchen kreuzweise vor die obere Röhre stellen, die der Otter beim Ein- oder Ausfahren unwirkt. Der Belag des Kessels muß, wenn nötig, mit dem Spaten leicht von Erde frei gemacht und angenommen werden können. Der Belag von Röhre und Kessel wird zuerst mit Rasen oder Gras und dann mit Erde so stark bedeckt, daß das Innere des Kessels selbst bei starker Kälte warm und frostfrei bleibt.

Um einen Otter, der den Bau angenommen hat, zu erbeuten, begibt sich ein Mann vom Wasser aus, wenn nötig mittels Kahn, geräuschlos zu dem Bau und setzt einen starken Fischhaken mit genügend großem Bügel direkt vor die Ausfahrt, die unter Wasser fährt, an das steile Ufer und verstopft hierauf den oberen Ausgang. Ein zweiter Mann betritt nun vom Ufer aus geräuschvoll den Kessel und nimmt, was meistens aber nicht nötig ist, nach Abräumen der Erdbedeung die einzelnen Bretter des Kessels ab, worauf der Fischotter sofort durch den unteren Ausgang, den er bei Gefahr stets benützt, in den Haken fährt. Nach Ausheben des Hakens wird der Otter durch Hiebe auf den Kopf und die Nase totgeschlagen. Nach Aufstopfen der unteren Röhre mit einer passend mit Draht gebundenen, genügend langen Fischeine vom Wasser aus kann auch der Fischotter, der ein bissiger und gefährlicher Gegner ist, vor einem scharfen Tadel, nach dessen Einfahrt man aber vorrücksichtshalber den oberen Eingang mit einem Rege belegt, in diesem Kunstbau gegraben und mit der Fuchszange ausgehoben werden.

Der Kunstbau für kleines Raubzeug ist ein künstlicher Steinhausen zum Fange von Rader, Iltis und Wiesel ohne Köder nach Staats von Baquaint Geozelles. Der Steinhausen wird folgendermaßen hergestellt. Mitten auf ein roh geschichtetes Mauerwerk von 20 cm Höhe und 1,5 m im Quadrat legt man eine Platte, auf welche vier andere Platten senkrecht zu gestellt werden, daß ein Kessel von 30 cm lichter Weite und 30 bis 35 cm Höhe entsteht. Nun werden durch treppenförmig aufeinander gelegte, flache Steine an den Seiten entlang Zugänge hergestellt, die bis an den oberen Rand des Kessels führen. Die Gänge werden rechts und links mit Steinen besetzt und oben mit solchen abgedeckt. Diese Gänge, deren Querschnitt 10 cm im Quadrat betragen muß, gleichen alten, zerfallenen Kanälen. Zum Fange des kleinen Raubzeuges legt man ein Tellereisen Nr. 11d auf die Bodenplatte und verblendet es mit feinem, trockenem Torfmoos, Heusamen usw.

Hierauf schließt man den Kessel oben mit einer großen, flachen Steinplatte, die zum Schutze des Kessels bzw. Eisens gegen Regen und Schnee weit übergreifen und nach der Wetterseite etwas schräg stehen muß. Die Platte wird nun mit einem großen Stein beschwert. Der fertige Steinhaufen hat ein ganz unauffälliges Aussehen und verleitet das auf sorgfältig rein zu haltenden Pässen zu ihm gelangende Raubzeug, ohne Bedenken in die Röhre zu kriechen und sich beim Einspringen in den Kessel im Eijen zu fangen. Je größer der Steinhaufen, je länger und gewundener die zwei bis vier Kanäle sind, desto sicherer ist der Erfolg. Innerhalb der Gehöfte kann man Mauersteine zum Bau dieser Kunstbaue verwenden, außerhalb derselben benutzt man dazu besser Feldsteine. Köder braucht man bei dieser Fangmethode nicht, da das Raubzeug den Kessel mit der todtenen, weichen Unterlage als Schlupfwinkel benutzen will. Frost schadet bei diesem Verfahren nicht, da das Tellereisen in dem stets troden bleibenden Dedmaterial nie einfriert. Es ist gut, auch von diesen Bauen an passenden Stellen möglichst viele anzulegen. Selbstredend müssen alle Bane, in welchen sich fängisch gestellte Tellereisen befinden, jeden Morgen revidiert werden, um unnötige Tierquälereien zu vermeiden.

Lupieren s. *abschlagen 6* und *Rebhuhn*, *Jaag*.

Ruppel s. *Koppel 1*.

Rur, der Anstand oder Anitz auf Hasen (Hasenkur); Kurzeit, die Zeit, in welcher sich diese Jaagdart am besten ausüben läßt.

Kurzjessel, das um die Fänge der Weizvögel geschleifte Riemenchen.

Kurzschwabelgans s. *Gänse I, 5*.

Kurzschuß hat bei Büchsen nicht allzu hohe Bedeutung, da er durch Anbringen eines höheren Wiefers oder niedrigeren Korns leicht beseitigt werden kann. Bei Flinten ist der Fehler nur durch Hochbiegen der Läufe oder durch Anbringen eines geraderen Schaftes zu verbessern; jedenfalls haben Flinten mit K. bei jagdlichem Anschlag wenig Wert, da das Bild schon an und für sich vielfach unterschieden wird. Der Ausdrud K. wird sehr häufig fälschlich für Hintenwegschießen gebraucht, wenn auf stüchtiges Wild nicht genug vorgehalten worden ist, er gilt aber zu Recht nur für tatsächliches Zukurzschießen, also vor dem Ziel auf- oder unter ihm durchschießen.

Kurz suchen (eine kurze Suche haben), vom Hühnerhund, der nicht weiter als etwa 20 bis 60 Schritte vom Jäger entfernt sucht. Im offenen Felde soll der Vorstehhund in der Regel weit und flüchtig suchen, damit das Bild (Rebhühner) möglichst bald gefunden wird. Der weit suchende Hund muß aber

nnbedingt eine gute Nase haben und fest vorstehen, auch soll seine Suche planmäßig sein. Beim Buschieren und beim freien Verlorensuchen hat der Vorstehhund kurz zu revieren.

Kurzwildbret, die Hoden des ehbaren Haarwildes. Schuß durch das K. hat meist ein schlechtes, widerständiges Gerweih (Gehörn) zur Folge; s. *Perücke*. Die Hoden des Haarraubwildes heißen Geilen (Geschtröt).

Kuffeln s. *Kollerbusch*.

Kuffenmeerschwalbe s. *Seeschwalben I, 2*.

Kuttengerier s. *Geier II, 3*.

Kynologie (s. a. *Hund* und *Dressur*), die gesamte Lehre vom Hunde. Sie läßt sich in folgende wichtigste Wissensgebiete zergliedern: 1) Die Anatomie des Hundes, d. h. die Lehre vom Bau des gefunden Körpers. Berücksichtigt sie die kranken Organe, so heißt sie pathologische Anatomie. Sie behandelt das Skelett (bestehend aus Knochen und Gelenken und deren Bändern), die Muskeln (die bewegenden Teile am Knochengerüst), das Verdauungströh mit seinen Hilfsorganen, die Luftwege, die Harn- und Geschlechtsorgane, den Kreislaufapparat (Herz, Blutgefäße) mit dem Lymphgefäßsystem, das Nervensystem, die Sinnesorgane. 2) Die Physiologie, d. h. die Lehre von den Lebensvorgängen (z. B. Atmung, Verdauung, Blutkreislauf, Bewegung). 3) Die Entwicklungsgeschichte (Embryologie). 4) Die Geschichte des Hundes (Entstehung der Rassen, Schläge usw.). 5) Die Rassenkunde. 6) Die Züchtungskunde, einschließlic der Lehre vom Körperäußeren, von der Fütterung und Pflege des Hundes. 7) Die Lehre von der Erziehung, die Dressur und die Führung des Hundes. 8) Die Lehre von den Hundekrankheiten.

Es ist eine allgemein anerkannte Forderung, daß die Züchtung der Jagdhunde durch praktische Jäger zu geschehen hat. Andernfalls besteht die Gefahr, daß die jagdliche Brauchbarkeit der Tiere nicht gesteigert, sondern von Generation zu Generation vermindert wird. Um möglichst gleichförmige Hunde zu erhalten und die Zucht rentabel zu machen, hat man vielfach größere Zuchtanstalten angelegt. Solche haben aber, wenigstens was die Zucht von Gebrauchshunden anbetrifft, so erhebliche Schattenseiten, daß vor einer Rassenzucht solcher Hunde nicht dringend genug gewarnt werden kann. Die in großen Zuchtanstalten gehaltenen Hunde können jagdlich nicht hinreichend gearbeitet werden; ferner besteht die Gefahr, daß daselbst Künde und andere ansteckende Hautkrankheiten, Staupen und Hundetypus stationär werden. Diese Mängel des Großbetriebes kommen weniger vor, wenn der Züchter einen Teil seines Zuchtmaterials bei

praktischen Jägern ausstut. Freilich stößt auch eine solche Einrichtung auf Schwierigkeiten, so daß im allgemeinen an der Regel festzuhalten ist: Richte Jagdhunde nicht in zu großem Maßstabe und halte nicht mehr Rüden und Hündinnen, als du jagdlich beschäftigen kannst. Um die wünschenswerten Einheitlichkeit der Zucht zu gewährleisten, empfiehlt es sich, daß die Züchter sich zu Vereinen oder Genossenschaften zusammenschließen. Die Aufgaben der jagd-kynologischen Vereine sind im wesentlichen folgende: 1) Aufstellung des Zuchtideales, 2) Verbreitung der Kenntnisse über das vorhandene Zuchtmaterial, 3) Gegenseitige Unterstützung der Vereinsmitglieder und Interessenten bei Ausföhrung der Zucht, 4) Förderung der Lehre von der Hundezucht, 5) Erleichterung des Abjases der Zuchtrprodukte, 6) Führung von Zuchtreisern. Dem Ziele zu 2) dienen u. a. die Prüfungen und die Ausstellungen.

Prüfungswesen. In Betracht kommen namentlich Prüfungen von Erdhunden im Kunstbau, von Ledeln auch in der Schweiß- und Stöberarbeit, von Schweißhunden, von Hühnerhunden und von Gebrauchshunden. Ferner haben sich Jagenbuchen, die den Zweck verfolgen, die Anlagen junger, noch roher Hunde zu ermitteln, als nützlich für die Hebung der Jagdhundzucht erwiesen. Das Richten erfolgt entweder nach freiem Ermessen oder nach Punkten. Letzteres Verfahren bietet den Vorteil, daß der Richter jede Einzelleistung behufs Ermittlung der Gesamtleistung nach einheitlichen Gesichtspunkten berücksichtigen muß, so daß ein gleichmäßiges, vergleichbares Urteil sicherer zu gewinnen ist, als wenn dem freien subjektiven Ermessen des Preisrichters ein weiter Raum gewährt wird. Es ist freilich nicht zu leugnen, daß beim Richten nach Punkten dann und wann gewisse Härten nicht vermeidbar sind, und daß die Durchführung dieser Methode sich etwas mühsam gestaltet. Die Prüfung hat sich zu erstrecken auf a) bei Gebrauchshunden: die Schweißarbeit auf Schalenwild (es kann gezeigt werden reine Riemenarbeit, Freijuche mit Lotverweisen, Freijuche mit Lotverbellen), Verlorenapportieren von Fuchs und Hase oder Kaninchen, Stöbern, Anführen, Verhalten auf dem Stande beim Treiben, Ablegen, Arbeit auf Raubzeug (Fuchs oder Kaße), Feldarbeit, insbesondere Suche, Appell, Nachziehen, Vorstehen, Schußfestigkeit, Halenreinheit und Benschmen vor abtreichendem Federwild, auf das nicht geschossen ist, Apportieren (auch über Hindernisse), Verlorenapportieren von Federwild. Gerichtet wird nach Punkten. b) bei Schließen: Einsahren in den Bau, Vorliegen, Lautgeben beim Vorliegen, Schneid; c) bei

vielseitig jagdlich gearbeiteten Ledeln ferner: Schweißarbeit wie beim Gebrauchshund, Ablegen, Stöbern; d) bei Schweißhunden: Erziehung und Riemenfähigkeit, Benschmen beim Erblicken von Wild, Ablegen, Vorhinsuchen und Fährteneinheit, Arbeit auf gesunder, alter Fährte (als außerordentliche Leistung „Widerprüfung“), Arbeit auf alter Schweißfährte, Hege, als außerordentliche Leistung „Bestätigen und Lancieren“. Gerichtet wird nach Punkten. — Prüfungen von Jagdhunden werden teils von den Züchtereinigungen, teils von Prüfungsvereinen vorgenommen. Die meisten von den Vereinen, welche Gebrauchshundprüfungen abhalten, haben sich zu einem Verbandsvereingeschlossen, dessen Hauptaufgabe war, eine einheitliche, den Bedürfnissen der Praxis möglichst nahekommende Prüfungsordnung zu schaffen. Außerdem wird von den beiden bestehenden Verbänden je ein Gebrauchshundstammbuch herausgegeben, in welches die mit einem ersten, zweiten oder dritten Preise ausgezeichneten Hunde kostenfrei eingetragen werden.

Ausstellungenwesen. Auch für die Zucht von Arbeitshunden haben die Hundeausstellungen, die sonst im wesentlichen sportlichen Zwecken dienen, eine gewisse Bedeutung. Sie werden erfahrungsgemäß gern von Jägern besucht, und diese können sich hier ein ungefähres Bild davon machen, wie die Jagdhunde, die gewissen, von Vereinen festgelegten Zuchtidealen mehr oder weniger entsprechen, hinsichtlich ihres Körperäußeren sich verhalten. Leider sind die Ausstellungen mit erheblichen Gefahren für die Gesundheit der ausgefellten Tiere verknüpft. Anstreckungen mit Staupe, Räube und anderen Krankheiten kommen oft vor. Zur Einschränkung dieser Gefahren sind folgende Maßnahmen erforderlich: 1) die Standplätze müssen leicht zu reinigen und desinfizierbar sein; 2) sie sind unter tierärztlicher Aufsicht unmittelbar nach jeder Benutzung sachgemäß zu desinfizieren; 3) alle ankommenden Hunde sind außerhalb des Ausstellungsraumes tierärztlich zu untersuchen; kranke und verdächtige Hunde sind zurückzuweisen; auch tagsüber ist der Gesundheitszustand der Tiere sorgfältig zu überwachen; 4) eine Berührung der Hunde miteinander ist zu vermeiden; 5) das Wärterpersonal muß mit frisch gewaschenen, leinenen Mänteln bekleidet sein; 6) die Ausstellungen sollen möglichst nicht länger als einen Tag dauern; 7) die von der Ausstellung nach Hause gekommenen Hunde sind eine Woche hindurch von anderen Hunden abgefordert zu halten.

Das Richten der Hunde erfolgt nach Klassen, weil man nur ähnliche Hunde mit-

einander vergleichen kann. Für deutsche Vorstehhunde sind unter allen Umständen drei Hauptklassen — Kurzhaarige, Langhaarige, Trauhhaarige — einzurichten. Innerhalb dieser drei Behaarungsformen noch nach Stämmen (Griffons, Stichelhaar, Weimaraner, Württemberger usw.) Unterscheidungen zu machen, ist nicht zweckmäßig. Dagegen kann man für Hunde, die schon einmal Ausstellungspreise gewonnen haben, Sonderklassen aufstellen, um neues Material heranzuziehen. Junge, unfertige Hunde gehören nicht in eine Ausstellung, weil auch der beste Preisrichter kein genügend sicheres Urteil darüber haben kann, wie die Tiere sich entwickeln werden, vor allen Dingen aber auch, weil die Gesundheit in der Entwicklung begriffener Hunde durch das Ausstellen in besonders hohem Grade gefährdet wird. Für unter einem Jahre alte Hunde kann eine „Jugendklasse“ eingerichtet werden. Zedel sind gleichfalls nach den drei Behaarungsformen zu trennen. Innerhalb dieser drei Klassen sind die Zwergezel als Sonderklasse herauszunehmen. Von besonderer Wichtigkeit ist es, daß die Tiere nicht nur im Zustande der Ruhe, sondern auch während der Bewegung an Riemen und in voller Bewegungsfreiheit vorgestellt werden. Im allgemeinen sind kleine, den Leistungsprüfungen vorzuziehende Schauen großen Ausstellungen vorzuziehen.

Ein wesentliches Hilfsmittel für Züchter sind ferner die *Hundestammbücher*. In diese sollen diejenigen Hunde eingetragen werden, die dem einheitlichen Zuchtideale im wesentlichen entsprechen. Die angemeldeten Tiere müssen einer sorgfältigen Untersuchung durch sachkundige Vertrauensmänner unterzogen werden. Der Besund ist unter Hervorhebung etwa vorhandener Mängel gewissenhaft zu registrieren. Ferner dürfen Angaben über die Abstammung nicht fehlen. Von erheblichem Nutzen ist die Beigabe naturgetreuer Bilder. Der Wert der Stammbücher wird sehr erheblich erhöht, wenn sie zuverlässige Mitteilungen über die jagdlichen Anlagen der Hunde enthalten. Hundestammbücher, die Hundes ohne Prüfung ihres Körperäußeren offen stehen, sind für den Jagdhundzüchter wertlos. Näheres s. *Stammbücher*.

Literatur: Ströbe, Unsere Hunde, Bd. I Form und Leben des Hundes, Bd. II Zucht und Pflege des Hundes; Strebelt, Die deutschen Hunde; Vero Shaw, Das illustrierte Buch vom Hunde; Vedmann, Geschichte und Beschreibung der Rassen des Hundes; Krichler-Knapp, Die Hunderrassen; Hoffmann, Das Buch vom gesunden und kranken Hunde; Ilgner, Der Hundesport, Bd. I Geschichte, Zucht, Dressur, Ausstellungsweisen; Bd. II Die Rassen des Hundes; der Dackshund.

L.

v. Laber, Hadamar, deutscher Dichter, lebte etwa in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. besonders in der Umgebung des Markgrafen Ludwig von Brandenburg, dessen Rat er 1354 wurde (s. *Jagdliteratur*).

Lachmeerishwalbe s. *Seeschwaben* I, 5.

Lachmöve s. *Mövenartige Vögel* I, 1.

Lachse (Salmonidae) gehören zu den Edelstischen (Physostomi). Knochenfische mit meist mäßig seitlich zusammengedrückt, schlantem und gewöhnlich beschupptem Körper. Kopf schuppenlos, ohne Bartfäden. Hinter der Rückenlosse eine kleine, Inochenstrahlenlose Fettlosse. Zahlreiche Zähne. Von sehr hoher wirtschaftlicher Bedeutung. Vier Gattungen bei uns.

1. Gattung: **Trutta**;

langes Pfingstschabein, dessen Stiel ebenfalls mit Zähnen besetzt ist; großes Maul.

1. **Lachs**, Salm (*Trutta salar* L.). Rücken blaugrau; Seiten silbrig mit einzelnen schwarzen Flecken; Bauch silberweiß; Flossen dunkelgrau. Junge Lachse zeigen dunkle Querbinden auf den Seiten. Wird bis zu

1,5 m lang und 30 kg schwer. In allen mit den nördlichen europäischen Meeren zusammenhängenden Flußläufen; fehlt im Mittelmeer und dessen Stromgebieten. Wandert im Frühjahr und Sommer aus dem Meere in die Quellsflüsse und laicht dort von Oktober bis März, worauf er völlig erschöpft wieder ins Meer zurückkehrt. Die 5 bis 6 mm großen Eier werden in aufgeworfenen Nestschalen in Büchsen abgelegt; die Jungfische (Salmlinge) bleiben das erste Lebensjahr im Süßwasser und wandern dann ins Meer, wo sie bis zur Geschlechtsreife verbleiben. Nahrung besteht aus Insektenlarven, Würmern, Fischen, Krebs-tieren und Lustinsekten. Das Fleisch der aufsteigenden Lachse steht hoch im Preise, das der nach der Laichzeit zu Tal ziehenden ist mindertwertig. Als Wanderfisch, der sein schnellstes Wachstum im Meere erfährt, natürlich nicht zur Befischung der geschlossenen Gewässer geeignet. Seine durch Verunreinigung usw. der Gewässer bedingte Verminderung läßt es auf dem europäischen Festland nicht zur Ausübung des Angelsports

auf ihn kommen, er wird nur spärlich noch in den deutschen Gewässern mit dem einwandigen Lachsnetz gefangen. In England und Island ist die Spinnfischerei auf den L. ein hinsichtlich der Fachtweise und des Vergnügens königlicher Sport.

2. Meer-, Lachsforelle (*Trutta trutta* L.). Sehr ähnlich dem vorigen, Körper gedrungen; Schwanzflosse gerade abgesehen. Wird bis 0,8 m lang und 12 kg schwer. Dasselbe Verbreitungsgebiet wie der Lachs, steigt aber die Flüsse nicht so hoch hinauf. Der Fisch wird sehr häufig mit dem Lachs verwechselt, dem er hinsichtlich seiner Lebensweise sehr ähnelt; in wirtschaftlicher Hinsicht ist er wegen größerer Seltenheit geringer einzuschätzen.

3. Seeforelle, Rheinanse (*Trutta lacustris*); lebt in den tiefsten Seen der Alpen und Botalpen, fehlt aber in Norddeutschland. In seinem Wohngebiet für die Fischerei von erheblicher Bedeutung, zeigt der Fisch keine wesentlichen Abweichungen von den beiden vorgenannten.

4. Bachforelle (*Trutta fario* L.). Körper gestreckt, vielfach nahezu zylindrisch; Rücken grünlich bis olivengrün, Seiten gelbgrün mit umrandeten roten und schwarzen Flecken, Bauch messinggelb. Jungfische besitzen auf den Seiten dunkle Querbänder. Wird gegen 60 cm lang und bis zu 5 kg schwer. Liebt kühles, klares Wasser und ist daher vornehmlich in den Quellsbächen und kälteren Seen Europas heimisch. Die B. steigt im Herbst in die Quellsbäche und laicht dort von Oktober bis Februar in Kiesgruben bis etwa 2000 gegen 5 mm große Eier. Im März oder April schlüpfen die Jungen aus; das Wachstum ist bei der in Quellsbächen meist vorhandenen Nahrungsarmut ein langsames. Die Nahrung besteht aus Krebsstieren, Würmern, Insektenlarven, Schnecken und Fischen, wozu noch die im Sprunge erhaschten Fluginsekten kommen. Bei der Vorzüglichkeit ihres fetten Fleisches ist die B. ein hochgeschätzter Speisefisch, der in Teichen und Bächen gezüchtet und vielfach auch gefüttert wird. Bei ihr wie den schon genannten Lachsarten feiert die künstliche Befruchtung ihre höchsten Triumphe, sie ist für die B. geradezu ein bedeutsamer wirtschaftlicher Faktor geworden. Man streicht hierzu der weiblichen Geschlechtsreifen Forelle unter leichtem Druck die Eier in eine reine Schüssel ohne Wasser, bringt darüber die Milch des Männchens in derselben Weise, gießt vorsichtig Wasser auf und rührt mit einer Federfahne um. Nach einer halben Stunde ruhigen Stehens werden die nunmehr befruchteten Eier auf flache Rahmen im Bruthause verbracht, wo sie bei stetem Zufluß reinen, sauerstoffreichen Wassers

von nicht zu hoher Temperatur nach etwa 6 Wochen auskriechen. Die Jungfische werden dann kurz vor dem Verschwinden des Dotterfades ausgefetzt oder noch einige Wochen mit geriebener Milch usw. künstlich ernährt, um dann in das Wohngewässer überführt zu werden. Beabsichtigt man, geeignete fischarme Gewässer mit Forellen zu besetzen, so eignen sich hierzu die widerstandsfähigeren und größeren Saforellen besser als die sog. Brut, die zum größten Teile ihren natürlichen Feinden zum Opfer fällt. Der Fang der Forelle erfolgt in Stelznetzen, Reusen; äußerst beliebt ist die Verwendung der Spinnangel mit künstlicher Fliege und der Schleppangel mit Regenwürmern.

Literatur: B. Diebner, Die künstliche Zucht der Forelle, 2. Aufl.

5. Regenbogenforelle (*Trutta iridea* Gibb.), erst seit 1880 aus Amerika eingeführt. Rücken bleigrau, auf den Seiten ein rötliches, in Regenbogenfarben schillerndes, nicht scharf begrenztes Band. Erreicht Gewicht und Größe der Bachforelle, zieht aber wärmere Gewässer vor und bildet daher einen guten Weißfisch für Karpenteiche. Laichzeit im zeitigen Frühjahr; Wachstum rascher. Nahrung wie bei der Bachforelle angegeben. Das Fleisch ist wertvoll, doch besteht vielerorten ein nicht berechtigtes Vorurteil dagegen. Ihre Widerstandsfähigkeit und größere Widerstandsfähigkeit gegen geringe Wassererwärmungen geben der B. namentlich im Flachland ein Übergewicht über die Bachforelle. Fangarten wie bei dieser angegeben.

II. Gattung: Salmo;

besitzt kurzes Pfingstharbein mit zahllosem Stiel.

1. Hu ch e n, Kottisch (*Salmo hucho* L.). Rücken grau; Seiten heller mit kleinen, schwarzen Flecken und vielfach rötlichem Schein; Bauch silberweiß; Flossen schmutzigran. Fettlosse groß. Wird bis 2 m lang und 40 kg schwer. Heimisch ausschließlich im Donaugebiet. Laicht im zeitigen Frühjahr in kleineren Zuflüssen der Donau; Wachstum bei reichlicher Nahrung stark. Diese besteht wie bei allen hier genannten Lachsarten aus Fischen und niederen Wassertieren, mit dem zunehmenden Wachstum beschränkt sie sich mehr oder weniger auf erstere. Fleisch besonders mittelgroßer H. geschätzt. Fangarten wie beim Lachs angegeben.

2. Saibling, Ritter (*Salmo salvelinus* L.). Rücken dunkelblaugrau, Seiten mit kleinen, weißlichen und blauroten Flecken, Bauch in der Laichzeit orangefarbt. Bänder der paarigen Flossen milchweiß. Länge bis zu etwa 50 cm. Lebt in der Tiefe der Alpenseen. Laicht vom Oktober bis Januar

in flachen Bächen mit Kiesgrund; Vermehrung nicht sehr stark. Raubfisch nach Art des vorgenannten, der, obgleich sein Fleisch sehr wertvoll ist, infolge seines beschränkten Vorkommens nur untergeordnete wirtschaftliche Bedeutung besitzt.

3. **Bachsaibling** (*Salmo fontinalis* Mitch.). 1884 aus Amerika eingeführt, vertritt den vorigen in den Quellbächen des Flachlandes und ist somit Konkurrent der Bachforelle. Rücken braun oder olivgrün marmoriert, Flossen rötlich, sonst wie der vorige gefärbt. Der B. laicht ebenfalls im Winter und unterscheidet sich in der Art der Fortpflanzung und Ernährung kaum von den übrigen Lachsarten. Wachstum rasch, was ihn gegenüber der Bachforelle in Vorteil setzt. Das Fleisch wird mit Recht hochgeschätzt, auch als Angelfisch (für Spinnfischerei) ist der B. beliebt. Ob sich aber sein Einsatz in Forellengebäuden und damit seine weitere Verbreitung in Deutschland empfiehlt, erscheint fraglich. Derlei Versuche führen stets die Gefahr mit sich, daß man den heimischen Fischbestand schädigt, ohne etwas Besseres an seine Stelle zu setzen, was bei der Unkenntnis der durch die Anpassung bedingten Lebensänderungen einleuchten dürfte.

III. Gattung: *Thymallus*;

schlanke Fische mit kleinem Raul und recht langer Rückenflosse.

1. **Afische** (*Thymallus vulgaris* Nilss.). Färbung sehr wandelbar, Rücken meist olivenbraun, Seiten heller mit dunklen Flecken, Bauch überglänzend. Rückenflosse mit 3 bis 4 Fleckenbinden, zur Laichzeit violett. Wird bis 50 cm lang; lebt unterhalb der Forellenregion in tieferen, raschfließenden Gewässern mit hartem Grunde. Nord- und Mitteleuropa. Leicht im zeitigen Frühjahr am Aufenthaltsort und lebt von Insekten usw., kleinen Fischen und Fischlaich. Das Fleisch ist ausgezeichnet; leider verschwindet aber dieser schöne Fisch mit der zunehmenden Verunreinigung der Mittelläufe unserer kleineren Flüsse immer mehr, was sehr zu bedauern ist, um so mehr als die künstliche Befruchtung nur selten gelingt. Fang mit der Spinnangel und künstlicher Fliege dankbar.

IV. Gattung: *Coregonus*;

die hieher gehörenden Fische sind mit einziger Ausnahme des Schnäpels ausgesprochene Tiefseefische größerer Seen, kommen daher hier kaum in Frage. Nur der Vollständigkeit wegen seien ihre Namen angeführt:

1. **Almaräne** (*C. albus* L.); Lantzen der Ostseelüste; 2) **gr. Maräne**, Sandfelsen (*C. maraena* Bl.), wie 1; 3) **Gangetisch** (*C. macrophthalmus* Nüssl.), Bodensee; 4) **Kilch**, Kröpsling (*C. acronotus* Rapp.), Boden-, Ammer- und Walchensee;

5) **Blaufelchen** (*C. wartmanni* Bloch), Bodensee; 6) **Schnäpel** (*C. oxyrhynchus* L.), Nord- und westliche Ostsee, wandert zum Laichen in den Unterlauf der Ströme. — Für die betreffenden Gebiete sind die Coregonen von hoher wirtschaftlicher Bedeutung.

Lachforelle s. Lachse I, 2.

Laden, ein Gewehr durch Einführen von Patronen schußfertig machen; l. der Patronen s. *Ladeweise*.

Ladeweise 1) der **Büchsenpatronen**. Nach dem Einsetzen des Zündhütchens schüttet man die bei Schwarzpulver abgemessene, bei rauchlosen Blättchenpulver abgemessene Ladung in die Hülse. Füllt bei letzterem die Ladung die Hülse nur $\frac{1}{2}$ bis $\frac{2}{3}$ aus, so legt man sie durch einen Wattedauch fest. Dann setzt man das — bei Kleigeschossen getettete — Geschöß ein. Im letzteren immer gleich tief einzusetzen, benutzt man am besten einen Kugelseher. 2) **l. der Schrotpatronen**. Auf das Pulver kommt entweder ein beiderseitig befestigter Expreßtropfen oder ein Teerblättchen, dann ein gefetteter Füllpropfen, hierauf ein Kartonblättchen. Dann füllt man die Schrotladung ein, setzt das Schlußscheibchen auf und rändelt die Patrone. Zum Niederdrücken des Pfropfens bedient man sich eines sog. Pfropfenpressers — auch *Ladeholz* genannt. Das Rändeln wird mit einer besonderen kleinen Maschine besorgt, die in jedem Waffengeschäft erhältlich ist (s. *Rändelung*).

Ladungsloftung. Durch das Abschießen des rechten Laufes lodert sich die Rändelung der Patrone des linken Laufes. Es empfiehlt sich daher, nach Abschießen des rechten Laufes die im linken stehende Patrone in jenen zu schieben und in den linken Lauf eine frische Patrone einzuführen.

Ladungsverhältnis (Ladungskoeffizient), das Verhältnis der Pulverladung zum Geschößgewicht. Für Schwarzpulverschrottopatronen ist das günstigste Ladungsverhältnis 1:6, d. h. für Kal. 16 z. B. 5 g Pulver und 30 g Schrot. Für Scheibenbüchsen wird gewöhnlich das Verhältnis 1:5 eingehalten. Das gleiche Verhältnis bestand z. B. auch bei den Miltärgewehren vor Einführung des rauchlosen Pulvers. Schwarzpulverschrottopatronen haben Ladungskoeffizienten von etwa 1:3. Je geringer das aus 1 g Pulver entfallende Geschößgewicht ist, desto höher ist die



Schrotpatrone mit Schwarzpulver (I Pulver, II Teerblättchen, III Fettpfropfen, IV Wappblättchen, V Schrot, VI Schlußblättchen).

Fluggeschwindigkeit des Geschosses. Bei dem verschiedenen spezifischen Gewicht der tauchlosen Pulver läßt sich aus dem Ladungsverhältnis ein Schluß auf die Fluggeschwindigkeit der Geschossvorlage nicht ziehen.

Lage des Gewehrs s. *liegen* 3.

Lager s. *Belt*.

Lagerknöpfe, die bei uns überwinterte Waldschnepe.

lähmen, einem Vogel ein oder beide Vorgegelente der Flügel oder die äußerste Spitze des Flügels samt dem Ende des Knochens abschlagen, wonach er sich nicht mehr heben oder doch nur einige Schritte flattern kann. Dieser Operation werden fast alle frei umherlaufenden Vögel in zoologischen Gärten unterworfen.

Lalra, eine in Rußland in verschiedenen Varietäten weit verbreitete Hunderrasse von mittlerer Größe. Kopf ziemlich flach, Fang zugespitzt, Ohren stehend, Rute geringelt und über die Kruppe getragen, Farbe verschieden. Früher zur Bärenjagd, gegenwärtig vielfach zum Brachieren gebraucht.

Lale (Schlenke), bruchartige, sumpfige Verflachungen, die bald kesselartig, bald gerundeten verlaufen und nach den darauf vorkommenden Holzarten benannt werden (Birkenschlenke, Erlenenschlenke, Rohrstale).

Lammergeier s. *Geier* 1.

Lampe, scherzhafte Bezeichnung des Hais.

Lamprete s. *Neunauge* 1, 1.

Lancaster (spr. länkester), Charles, englischer Büchsenmacher, der 1852 das nach ihm benannte Hinterladegewehr mit Zentralzündung baute. Bisweilen nennt man Zentralfeuerpatronen zum Unterschiede von den ebenfalls zentrale Zündung besitzenden Leßnerpatronen u. Patronen.

lancierem, einen Hirsch, der parforce gejagt werden soll, durch besonders zuverlässige Hunde aus der Meute oder mit dem Leithund anjagen, damit er sich vom anderen Wilde trennt. Der Distrikt, wo die Lancierhunde gelöst werden, wird von den Reitern so umstellt, daß der Hirsch ungeschick nicht durchkommen kann. Neuerdings fängt man den zu jagenden Hirsch (oder Keiler) vorher ein und fährt ihn in einem Kasten an den Ort, wo die Jagd angelegt werden soll. Wenn man einen Forstort, in dem ein Hirsch beständig ist, mit Schützen umstellt und mit einem leithundsmäßig gearbeiteten Schweifshunde auf der Fährte des Hirsch so lange nachhängt, bis er auswechselt, so nennt man das: den Hirsch l.

Lancierhund, ein Hund, der zum Lancierem geeignet ist und verwandt wird, also ein Leit- und Schweifshund; bei der früheren Parforcejagd auch ein Meutehund.

Landhirsch, ein Hirsch aus der Ebene, im Gegensatz zum *Berghirsch*, dem Bewohner des Waldgebirges.

lang (sich l. machen, l. Hals oder Krage machen), wenn das Federwild, besonders der Auerhahn, sich recht und misttaulich äugt.

Langfessel, der etwa 1 m lange Riemen, mit welchem die Weibvögel an der Sitzstange usw. befestigt werden.

Langgeschosse, die allgemein für gezogene Waffen verwendeten Einzelgeschosse zum Unterschied von Kugeln (Rundgeschossen).

Langschnabel (Vogel mit dem langen Gesicht), die Waldschnepe.

Langschwanz s. *Enten* II, 7.

Lappen s. *Jagdappen*.

Lappenfuß, grauer, 1. *Wassretreter* 1.

Lappenstangen, Stangen, auf welche die Lappen gehängt werden.

Lappentaucher s. *Taucher* 1.

Lappjagen (Lappjagd), Treibjagd mit Zuhilfenahme der Lappen (s. *Jagdappen*.)

Lapplanddeute s. *Eulen* II, 8.

Lappstatt, der mit Lappen umstellte Distrikt.

Lariden s. *Möwenartige Vögel*.

laß s. *aus*.

Laßreidel s. *Altersklasse* 1.

Lateiner (lateinischer Schütze), scherzhafte Bezeichnung eines mit der Jagd wenig vertrauten Schützen, auf den die Jäger spöttisch herabzusehen pflegen. Da man in früheren Zeiten mit dem Begriff eines Gelehrten den der Unbeholfenheit in praktischen Dingen gern verband, so mag solcher Herr auch den Anlaß zu dieser Bezeichnung gegeben haben. Heute ist der Ausdruck Sonntagsjäger gebräuchlicher.

Laterne (Sühnerjad), ein Sad oder Netz mit fleisem, durchlöcherter Boden, in denen man Feldhühner oder Fasanen ins Feld hinausstrug und aus Remise oder Buschwerk nach und nach abstreichen ließ, um sie von den Schützen schießen zu lassen. Es war dies ein Kunstgriff, um Jagdherren oder Gästen ein Jagdbergnügen auf Revieren zu bereiten, in denen Flugwild nur spärlich vorhanden war.

Latschen s. *Ruder*.

Laubböde, sehr starke, allein stehende Genußböde. Der Name stammt daher, weil diese Böde mit Vorliebe nicht in der alpinen, sondern in der Waldregion, in den Latschen (Latschbod) stehen.

Laubheu ist eine große Hilfe für den Wildheger. Es ist ein hervorragend gehaltvolles Futter, liefert große Mengen billiger Nahrung und entlastet den Heu-, Körner- und Hackfruchtvorrat. Es wird von fast allen Laubbäumen und -sträuchern in Remisen, Alleen, Parks, Schonungen, Baumschulen usw. ge-

ronnen. Am gehaltvollsten und schmackhaftesten ist das Laubheu von Eichen, Himbeeren, Linden, Koffkastanien, Ulmen, Eichen, Erden und Hainbuchen. An erster Stelle kommt wohl der Hirsch- oder Traubenholunder in Betracht, der jedoch nicht überall wächst. Himbeeren werden oft mit der Sense oder Sichel gemäht. Im Herbst wird das abfallende Laub der Koffkastanie zusammengebracht und sandfrei aufgeschüttet. In manchen Ländern schätzt man das Laub des Maulbeerbaumes (*Morus alba*), das grün oder getrocknet selbst noch im Herbst gewonnen wird. In Frankreich wird auch viel Weinlaub verwendet. Es ist Wert darauf zu legen, daß auch junge Triebe und ältere Rinde wegen des hohen Gehaltes an Nährstoffen und Gerbsäure mitgerichtet werden. Laubheu muß gesund und ohne Schimmelbildung sein, die nur bei schlechter Verbung und Aufbewahrung eintritt. In nassen Jahren ist Blätterheu ein vollkommenes Heilmittel zur Erhaltung ganzer Wildbände; bei Risiernten unentbehrlich für den Heger. Es zeitigt guten Kopfschmud beim Wilde, mäigt das Schälen und Verbeißen, ist ein Schutz gegen Parasiten beim Schalenwilde und läßt den Leberregel weniger häufig auftreten. Es ist an Kalk und Phosphorsäure besonders reich und wertvoller als gewöhnliches Waldheu; manchmal noch wichtiger als bestes Heu. Nach den Tharantener Analysen hatte Eichenreißig Anfangs Juni einen Gehalt von 18,36 % Reinprotein, 0,545 % Phosphorsäure und 0,889 % Kalk. Junghen aus dem Tharantener Forstrevier hatte folgende Prozentsätze: 6,98 bzw. 0,284 bzw. 0,179. Das Laubheu muß getrocknet werden, wenn es den höchsten Nährwert hat, was Ende Mai der Fall ist. In vielen Gegenden ist es aber auch noch später, bis Ende Juli, erntewürdig. Damit sich die Verbung lohnt, müssen die Triebe lang und die Blätter entwickelt sein. Die abgeschnittenen Zweige werden mit Weidenruten zu Bündeln zusammengefaßt, häufig umgeschichtet und in mäßigem Schatten getrocknet. Man bringt das Laubheu in der Nähe der Wildbäder und Fütterungen in leichten Schuppen unter. Man reicht es dem Wilde in Rauhen, an Zwiesel-Stämmen, an Ästen oder Radelholzstämmen 1 m hoch angebunden oder am Boden zerstreut unter schirmigen Radelbäumen.

Laubhölzer. Eiche (*Quercus*). Verschiedene Arten. Die Eichel ist eine der gehaltvollsten und wohlgeschmecktesten Früchte für das Schalenwild und manches Flugwild. Freilebende Eichen geben die reichlichste Mast. Daher muß man einzelne Eichen an Wegrändern, Wiesen- und Balbfäumen, in Alleen und Parks anpflanzen und auf Schlagflächen stehen lassen. In guten Mastjahren werden

Eichen für die Winterfütterung gesammelt und auf Böden, in Scheunen, Kellern und Mieten aufbewahrt. Man reicht sie dem Wilde allein in Krippen oder mit Hafer, Salz, Wildletpulver, präzipitiertem, phosphorsäurem Kalk u. dgl. gemengt. Wildenten und Wildtauben lassen sich durch Eichen, Hafer, Gerste, Malz leicht anlocken und an gewisse Stellen gewöhnen. Die Stodausschläge, Loden, das Reißig gefschlagener Eichen, Rinde, Triebe und Knospen sind reich an Kalk und Phosphorsäure. Alles Wild äßt sie gern und mit großem Nutzen. Eichenlaub kommt für die Laubheugewinnung in erster Linie mit in Frage. Die amerikanische Roteiche (*Quercus rubra*) wird wegen ihrer Schnellwüchsigkeit und ihrer Velabung dem Wildheger besonders empfohlen.

Aspe, Espe (*Populus tremula*). Ihr Wert für die Wildhege steht außer Frage. Bei starkem Wildstande und wenig Kung im Winter ist sie manchmal die letzte Rettung. Alles Schalenwilde, außer Sauen, nimmt von gefällten Weichhölzern (Broßholz) stets zuerst die Aspe. Dasselbe gilt vom Hasen. Elchwild hält sich in Ostpreußen bei Aspenäsung im Winter gut bei Wildrott. Wurzelschößlinge, weniger verholzte Triebe, Rinde und Knospen werden mit Vorliebe gefäß. In schneereichen Wintern mit häufigem Wechsel von Tauwetter treten unter dem Wilde oft schwere Verdaunungsstörungen ein. Dann sind Aspen und andere Weichhölzer wegen ihres Reichturns an Gerbsäure wichtige Heilmittel. Das Futterlaub aller Pappelarten ist für die Winterfütterung sehr wichtig und meistens besser und befömmlicher, namentlich den Rehen, als gutes Wiesenheu. In Radelholzforsten ist der gruppenweise Einbau und die stammweise Mischung sowohl von Aspen als auch von Birken zu empfehlen.

Schwarzpappel (*Populus nigra*) hat dieselbe Bedeutung wie die Aspe. Unter Umständen ist sie als Träger der scharropenden Mistel (*Vismum album*) noch wertvoller. **Kanadische Pappel** (*Populus canadensis*). Ihr gebührt die erste Stelle unter ihren Gattungsgenossen; anspruchlos, schnellwüchsig, gröhler Ertrag an Broßholz (Kopfschlag), zum Schälen für das Wild und Laub zur Heugewinnung.

Weidenarten. Weiß- oder Silberweide (*Salix alba*) und Bachweide (*S. helix*) dienen zur Erfassung von Gewässern. Sie sind durch Setzlingen leicht zu vermehren, haben große Lebensfähigkeit und eine fast unbeschränkte Reproduktionskraft junger Triebe. Letztere sind für den Heger von großer Wichtigkeit, da sie vom Schalenwilde und Hasen sehr gern genommen werden und im Winter das Wild gesund erhalten.

Eine ähnliche Bedeutung haben auch die verschiedenen Korbweidenarten, die als Uferbedeckung, zur Bepflanzung kahler Moore, einzelner Büsche und Weidenheger, sowie zur Anlage von Schutzäunen beträchtliche Dienste leisten. Namentlich kommen sie bei der Elchwildhege in Frage.

Falsche Akazie (*Robinia pseud-acacia*) ist ein Baum für leichten Boden, der Kälte nicht gut verträgt und gegen strenge Winterfröste und späte Nachfröste im Frühjahr empfindlich ist. Gase, Kaninchen und Schalenwild äßen Rinde und junge Schößlinge.

Apfelbaum (*Pirus malus*) und **Birnbäum** (*P. communis*) sind die wichtigsten apfelfrüchtigen Holzarten unter dem Wildobst; ersterer liebt mehr nasse, letzterer mehr trockene Böden. Beide sind sehr anspruchslos, haben aber leider nur langsames Wachstum und werden daher in Beständen leicht von anderen Laubholzarten unterdrückt. Einzelstehende, alte Bäume muß man schützen. Vielfach trifft man die Buschform an; Anpflanzungen empfehlen sich an Abhängen, in Schluchten, Mergelgruben und besonderen Remisen. Das Wildobst hat nahrhafte, gut bedömmliche Früchte, die eine Anziehung für Schalenwild, Hasen, Birkwild und Fasanen sind. Die Sproßlinge sind im Winter zur Erhaltung der Wildbahn von höchster Bedeutung. In guten Obsthäusern muß man einen Teil der Früchte für die Winterfütterung sammeln. Man reicht sie roh oder gedämpft mit Kartoffeln, Rüben usw. und ebenfalls mit Hafer, Malz, Salz und Wildledpulver.

Vogelbeeren, Ebereschen (*Sorbus aucuparia*) geben in ihren Früchten ein vorzügliches Nahrungsmittel für Herbst und Winter ab, das von Wild und vielen Vögeln, besonders auch von Drosseln, sehr begehrt wird. Die Beerenbüschel werden in lagenweiser Abwechslung mit trockenem Sand aufbewahrt. Sie sind Lederbissen für alles Schalenwild, besonders auch für den Elch, sowie für Birk- und Haselwild. Sie gedeihen sehr gut an Weg- und Holzrändern und an den Säumen der Kulturen und Wildäder. In lichten Hochwäldern bilden sie mit das Unterholz. Die frischen Beerenzweige dienen als Nahrungsmittel im Beete des Kramsvogelherdes, das vornehmlich allerdings aus beerentragendem Wacholderzweig besteht. Wild äßt auch die Triebe und Blätter.

Kotbuche (*Fagus sylvatica*) ist ein wichtiger, gute Nahrung spendender Baum. Besonders wertvoll sind alte, masttragende Buchen. Bucheckern müssen in Mastjahren für die Winterfütterung des Schalenwildes aufbewahrt werden. Auch Flugwild nimmt die Samen gern. — **Hain-** oder **Wei-**

hüchle (*Carpinus betulus*) liefert in ihren außerordentlich zähen, lange ausdauernden und an Loden sehr reichen Stöcken eine wertvolle Beihilfe zur Ernährung des Wildes, das sowohl alle grünen Bestandteile als auch das Laubheu dieser Pflanze schätzt.

Eiche (*Fraxinus excelsior*) ist eine vom Elchwild bevorzugte Nahrungspflanze. Rinde, Knospen, Triebe und Blätter werden von ihm, dem Rotwild und anderem Schalenwild zu allen Zeiten gern genommen, ebenso das Laubheu von ihr. Der Anbau der Eiche zur Wildhege kann nur empfohlen werden.

Ahorn (*Acer*). Die drei einheimischen Arten haben für die Laubheugewinnung Bedeutung.

Koßkastanie (*Aesculus hippocastanum*) ist für die Wildbahn unter Umständen noch wertvoller als die Eiche; größere Schnellwüchsigkeit, sicherer Fruchtterrag, ungemein ertragreich, genügsam, widerstandsfähig. Sie ist der nutzbarste Baum in Parks, an Waldrändern, Straßen, Leichfeldern, Eisenbahnschutzstreifen und als Mischling in Laubholzgruppen. Das Schalenwild ist begierig auf die Früchte, die einzeln aufgenommen werden müssen, da sie, in Menge geäßt, durch ihren sehr hohen Stärkegehalt den Magen schädlich belasten. Als Beifutter gibt man Raufutter und namentlich Kochsalz. Die Kastanien müssen ähnlich wie die Eicheln trocken und luftig aufbewahrt werden, da sie sonst leicht schimmeln und wertlos werden. Das abgefallene, welke Laub der Koßkastanie wird im Spätherbst und Winter sehr gern von Rehen geäßt und ist daher für die Winterfütterung sandfrei zu werben.

Lauf. 1) Die Bezeichnung für Bein und Fuß bei dem meisten Haartwild; beim Hår sagt man Branken; bei allem zur hohen Jagd gehörigen Federwild **Füße**; bei den Sumpfvögeln **Ständer**; bei den Hühnervögeln der Niederjagd, den Tauben usw. **Ständer** oder **Tritte**; bei den Schwimmvögeln **Latschen** oder **Kuber**; bei den Raubvögeln **Fänge**, auch **Griffe**; bei den edlen Jagdfalken **Hände**. 2) Der freie Platz, auf den bei eingestellten Jagden das Wild aus den Kammern getrieben und von den Schirmen aus geschossen wird. Ist dem L. gegenüber noch eine Kammer, in welche das Wild flüchtet, aber von Hunden oder Treibern wieder zurückgetrieben wird, so daß es von einer Kammer zur anderen hin und her über den Lauf muß, so nennt man dies einen **Kontralauf**. 3) (Gewehtlauf, Rohr), der Hauptteil am Gewehre, welcher die Ladung aufnimmt und dem Geschosse die Richtung gibt. **Laubabmessungen**, die Wandstärken und Innenmaße der Lauffiele (Laubführung) des Gewehres.

Laufbohrung (Seele), die innere Höhlung des Gewehrlaufes. Sie enthält im hinteren Theile das Patronenlager; der eigentliche Lauf ist bei Büchsen gezogen, d. h. mit Zügen und Feldern versehen, bei Flinten glatt. Bei letzteren unterscheidet man *Zylinder- und Würgebohrung*.

Laufbohne, ein in den Boden gesteckter Holzbügel mit Pferdehaarschlingen, um laufende Vögel zu fangen; ihre Anwendung ist gesehlich verboten.

laufen, nur vom eßbaren Wilde der Niederjagd (Hasen, Kaninchen) und dem dazu gehörigen Raubzeug sowie vom Federwilde gebraucht, obgleich auch andere Ausdrücke zur Anwendung kommen, die bei den verschiedenen Arten angeeignet sind.

Läuferfalle s. *Wespenwehre*.

Lauffeuer s. *Waldbrände*.

Lauffhund s. *Bracke*. Schweizer L., zum Bracieren gebrauchter, etwa 38 bis 54 cm hoher, stämmig gebauter Hund mit breitem, sehr wenig gewölbtem Oberkopf, deutlicher Furche zwischen den Augen, halblanger, nicht zu schmaler Schnauze, ohne Lezzen. Behang mäßig lang, Hals kurz, kräftig, steil getragen, tiefe und breite Brust, mittellange, nicht tief angelegte, starke, unten größer und länger behaarte Rute, kräftige Läufe. Haar glatt und sehr dicht, verhältnismäßig kurz, dorb und länger über Rücken und Bauch. Grundfarbe weiß mit großen, orangefarbenen, gelben oder braunen Platten. Jagt an Hasen, auch an Fuchs, Schwarz- und Rehwild. Ausgezeichnete Finder und Fährtenhalter im schwierigsten Gelände. Man unterscheidet Aargauer L. oder Zuracher (der schwarze Schlag), dreifarbigen Berner L., Luzerner L. und gewöhnlichen Schweizer L.

läufig s. *Laufzeit*.

Lauffalber s. *Kaliber*.

Lauffahn ist ein Stüd Wild, dem ein Lauf so stark verlegt ist, daß es lahm geht.

Lauffchiene s. *Hohlchiene*.

Lauffchuß, ein Schuß auf den Lauf eines Wildes, und zwar denkt man hierbei meist an einen Kugelschuß auf hohes Haarwild. Der L. gehört zu den schlechtesten Schüssen, das Stüd schweift wenig, entkommt oft und fällt zu Holze, wenn nicht sogleich ein schneller, scharfer Hund zur Stelle ist. Stellt dieser es, so muß sich der Jäger sehr vorichtig anschleichen, weil das kranke Stüd trotz Hund und Schmerzen sehr scharf sichert. Nur am späten Abend darf man nicht hegen, weil man nicht wissen kann, wie lange die Jagd dauert. L. müßten mit Strafe belegt werden.

Lauffpurgungen können ihre Ursache in zu hohem Gasdruck, Hindernissen im Lauf, zu geringer Wandstärke oder fehlerhaftem

Material haben. Im ersteren Falle erfolgt die Sprengung im Patronenlager, sonst dort, wo sich das Hinderniß bzw. die fehlerhafte Stelle befindet. Entachten über die Ursache von L. erteilt die Versuchstation Reumannswalde-Neudamm.

Lauffuß s. *Rolltuch*.

Laufzeit, die Zeit, während deren eine Hündin läufig, hißig oder heiß ist. In der Regel tritt die Hitze im 8. oder 9. Monat zum erstenmal auf, in seltenen Fällen schon im 7. Monat. Von da an wiederholt sich die Erscheinung meist zweimal im Jahre, gewöhnlich im Frühjahr und Herbst. Die Hitze dauert durchschnittlich 4 Wochen. Ihre Bedeutung ist die, daß geschlechtstreuere Eier sich aus dem Eierdote lösen. Die Eier gelangen durch den Eileiter in die Gebärmutter, wo die Befruchtung erfolgt. Der Eintritt der Hitze gibt sich zunächst zu erkennen in Schwellung und Rötung der Schnalle (äußeren Geschlechtssteile). Dabei kommt es zu einer meist unerheblichen Blutung aus der Schnalle. Dieses Färbn der Hündin dauert gewöhnlich etwa 14 Tage. Nachdem es aufgehört hat, pflegt die Hündin den Rüden anzunehmen. Würde die Hündin während der Hitze von mehreren Hunden gedeckt, so können die Samenzellen verschiedener Rüden in Eier eindringen, in einem und demselben Wurfe also Welpen von mehreren Vätern gewölft werden. Als Regel muß gelten, daß Vorkehrhündinnen nicht eher zur Zucht zugelassen werden sollen, bis sie in wesentlichen körperlich vollentwickelt sind; Hündinnen einer Zwergrasse können früher zur Zucht benützt werden. Man wird also gewöhnlich die erste Hitze vorübergehen lassen. Die Gesundheit der Hündin wird dadurch, daß sie nicht gedeckt wird, nicht geschädigt.

läufig sind 1) Hunde, wenn sie infolge vergeblichen Suchens die Jagdblust verloren haben. 2) L. ist der Auerhahn, wenn er im Balzen öfters absteht oder zur Balzzeit manchen Morgen gar nicht balzt. 3) L. ist das Hochwild, wenn es besonders unruhig ist, was bei bevorstehendem stürmischem Wetter oft eintritt.

Laufcher (Luser), die Ohren des hohen, edlen Haarwildes mit Ausnahme der Säuen. Die Ansichten, ob man beim edlen, hohen Haarwilde die Ohren als L. oder Gehöre bezeichnen soll, gehen seit alters aneinander. In der neueren Zeit neigt man aber mehr und mehr dazu, bei den Vorkarten von L. oder Lusern, bei Schwarzwild und Raubzeug von Gehören zu reden. Es wäre angebracht, wenn sich die deutsche Jägerei allgemein auf diese Art der Bezeichnung einigen wollte.

laut ist 1) der Hund, wenn er ein Wild verbellt oder wenn er auf der Fährte oder

Spur Hals gibt. Flüchtet das Wild vor ihm, so jagt er L.; hat es sich vor ihm gestellt, so gibt er *S t a n d l a u t* oder *v e r b e l l t*. Lautes Stöbern ist eine sehr erwünschte Eigenschaft. Ist der Hund L., ohne Wild zu sehen oder ohne auf dessen Fährte oder Spur zu jagen, so ist er *w e i d e l a u t* oder *v o r l a u t*, der Tadel im Bau baulaut. Es kommt auch bei guten Jagdhunden vor, daß sie, wenn sie die Suche beginnen, in ihrer Aufregung ab und zu kurzen Laut geben, dieser klingt aber ganz anders als der eigentliche Jagdlaut, und der Jäger weiß sie sehr gut zu unterscheiden. 2) L. im Wald oder Feld ist es, wenn im ersteren durch den Abfall der Blätter beim Gehen viel Geräusch unbetweidlich ist, oder wenn in beiden der Schnee unter den Füßen knirscht; natürlich ist dann das Vorfahren und Anfschleichen sehr schwierig.

Läuterung, Reinigungsschieß zur Entnahme der schädlichen und sperrig gewachsenen Stämme in jungen Beständen vor Eintritt des Bestandeschlusses.

Levendelheide s. Heide.

lebendige Kraft (Energie) des Geschosses

wird nach der Formel $E = \frac{v^2 \cdot p}{2g}$, wobei v

Fluggeschwindigkeit, p Geschossgewicht in kg und g Schwerkraft (9,808) ist, errechnet.

Leberegel sind Saugwürmer, die in den Gallengängen der Leber und der Gallenblase schmarotzen. Hauptächlich bei Rindern und Schafen nicht selten, aber auch bei Rot-, Reh- und Hasen kommt der große L. (*Fasciola hepatica*) vor. Er macht als Larve eine Entwicklungsstufe in einer kleinen Süßwasser-schnecke durch und wird mit dem Wasser oder mit Pflanzeln, auf denen er sich eingekapselt hat, von dem ähnenen Wild aufgenommen. Vom Darm aus dringt er in die Leber seiner Wirte vor und verursacht örtliche Entzündungen, häufig auch schwere Ernährungsstörungen und das Eingehen (Leberegelscheuche, Leberfäule). Außerdem kommt bei denselben Tieren und beim Kaninchen noch ein kleiner L. vor (*Dicrocoelium lanceolatum*). In der Leber des Hasen ist gelegentlich sowohl der kleine als auch der große L. gefunden worden. In seltenen Fällen kommt bei Hasen die Leberegelscheuche vor, die zu massenhaftem Eingehen von Hasen führt. Erprobte Vorbeugungsmaßregeln gegen die Leberegelscheuche des Wildes sind nicht bekannt. Wo möglich, soll man das Wild von feuchten, mit der Egelbrut infizierten Wiesen fernhalten. Ferner sind Bögel, die die Brut der L. vertilgen (Enten, Kiebitze usw.) zu schonen oder anzufördern.

Leberschuß, ein guter, tödlicher Schuß; das Wild zeichnet wie beim Blattschuß, schlägt

aber auch manchmal mit den Hinterläufen aus, wie beim Weidrundschuß. Der Schweiß ist dunkel rotbraunlich und fällt teils dicht an der Fährte nieder, teils spritzt er seitwärts umher.

Lecke s. Salzlecke.

Lecker s. Graser.

Leßaugeng, französischer Büchsenmacher, erfand 1836 das nach ihm benannte Kipplaufgewehr für Stiftzündungspatronen.

Leßzen, die überhängenden Lippen der Hunde.

Leßbüchse s. Selbstschuß.

Legen, 1) der Hund legt sich in den Riemen, wenn er stark daran zieht. 2) Ein Eisen L., es fänglich aufstellen.

Lehrbrief (Lehrabschied, Jägerlehrbrief), das Zeugnis, das ein Lehrling nach gut vollbrachter Lehrzeit und somit wohlbestandener Prüfung im Jägerfach erhält. Heutzutage, wo das Fortschreiten mit der Jagd eng verbunden ist, gibt es wohl kaum noch ausschließlich Jägerlehrbriefe wie in früheren Zeiten, wo die Jagd obenan, das Fortkommen nur als eine Zugabe da stand. Jetzt erhält der Lehrling nach zweijähriger Lehrzeit und einer bestandenen Prüfung seinen L. Früher war die Erteilung des Lehrbriefes eine feierliche Handlung, denn der Lehrling wurde dabei freigeprochen und wehrhaft gemacht; er konnte also den Hirschkänger tragen, was er sich vorher nicht unterstehen durfte. Im Beisein von wenigstens sechs Jägern in voller Uniform und Wehr hielt der Lehrprinzpal, gewöhnlich Lehrprinz genannt, eine Ansprache, die mit der Frage begann: „Willst du wehrhaftig gemacht werden?“ wonach der Bursche eine Hehrseige — anderwärts wohl auch einen Schlag mit dem Hirschkänger — bekam mit den Worten: „Die verträge setzt von mir und hinfürto von niemand mehr, erinnere dich aber des Badenstreichs, so unser liebster Heiland bei seinem unschuldigen Leiden für uns hat erdulden müssen“. Danach überreichte der Lehrprinz dem Lehrling den Hirschkänger mit der linken Hand unter dem Zuspruch: „Hier hast du nun deine Wehr, die gebrauchte zu Gottes Ehr, zu Lieb und Ruh des Herren dein, halt' dich ehrlich, treu und feig; wehr' dich damit deiner Feinde, doch unnütze Händel meide. Gürt' deine Lenden wie ein Mann, der sein Horn recht blasen kann. Nunmehr hast du deine Freiheit, es gehe dir wohl allezeit!“ Die Feier wurde nach guter, deutscher Art mit einem entsprechenden Zechgelage würdig und gründlich beschlossen.

Lehrprinz, Lehrherr, Abkürzung von Lehrprinzpal.

Lehrzeit, die Ausbildungszeit für einen des Jagd- (und bzw. Fort-) Fachs bestiftenen

jungen Menschen; sie dauerte früher etwa fünf bis sechs Jahre, davon für den angehenden hirschgetriebenen Jäger drei Behänge (Lehrjahre), besonders in der Arbeit des Leitwundes.

Leib. Gut oder schlecht bei oder von L. bedeutet gut oder schlecht genährt; ein höherer Grad von gut bei L. ist feist; bei einem niederen als schlecht bei L. kümmt das Wild.

Leibhaq, eine aus den besten Jagdhunden zusammengestellte Haq, die in der Nähe des Jagdherrn hielt. Sie bestand anfänglich aus 8 schweren und 4 leichten, später aus 4 schweren und 2 leichten Hunden und war somit imstande, das stärkste Schwein zu fangen und zu beden.

Leibjäger, ein Jäger, der zur Bedienung des Jagdherrn angestellt ist, ihn auf Jagden begleitet, die Bewehrte labet und überreicht, neuerdings aber auch im vollen Leibjägerornate bei Tafel bedient, Stiefel und Messer putzt und andere friebliche Geschäfte besorgt.

leibt, 1) sich L. machen (sich lösen), das Ausleeren der Hunde. 2) Hunde sind l. oder schwer, wenn sie schwach oder stark gebaut sind.

Leier, hier und da gebräuchliche scherzhafte Bezeichnung für das Wäzgel des Schwarzwildes und den Stof des Wirtshahns.

Leimringe, zum Schutz gegen das Emporklettern gewisser forschschädlichen Insekten, namentlich der Raupe des Kiefernspinners, in Brusthöhe angebrachte Ringe aus Rüdständen der Seifenbereitung (Raupenleim), welche die Raupen nicht überschreiten können.

Leine, 1) der Strid, an dem der Vorstehhund geführt wird. 2) Bei den Jagdtüchern und Schlagnetzen des Vogelherdes hat man Ober-, Unter- und Bind- bzw. Schlagleine.

leinenföhrig (riemenföhrig, leinengängig) sind die Jagdhunde, die vorchristsmäßig am Riemen links neben dem Führer einhergehen. Der l. Hund darf beim Erscheinen von Wild sich nicht in den Riemen legen und muß im Folge zu gehen, daß der Riemen sich nicht versängt. Gut l. soll namentlich der Gebrauchshund und riemenföhrig der Schweißhund sein.

Leitflügel f. Jagdnetz. Stednarne.

Leitwund, ein aus den alten, laut jagenden Hunden im Mittelalter zu einer besonderen Klasse herausgezüchteter, schwerer Hund mit sehr langem Behang und tief herabhängenden Lezzen. Gestalt vorstehhundähnlich, Farbe verschieden (häufig gelb). Von der Mitte des 16. Jahrhunderts an nehmen die L. allmählich Schweißhundtypus an. Jetzt ist der alte L. vollständig in den Schweißhund übergegangen. Chebem diente der L. dazu, dem Besndjäger die Rot-, auch Schwarzwildfahrten zu zeigen, damit dieser sie ansprechen und feststellen konnte, rüviel und welche Art von Stüden in dem mit dem L. vorgejuchten Gelände standen.

Der L. wurde von jeder bestätigten Fährte abgetragen und stets am Gängelseil geführt, durfte also niemals jagen.

Leittier f. Kopftier.

Leudenbraten (Rüdbraten, verberbt Rüdbraten), die neben dem Rüdgrat liegenden Wildbretstreifen; sie gehören zum feinsten Wildbret.

Leporiden, einerseits die wissenschaftliche Bezeichnung für die Familie der hasenartigen Rager (Leporidae), andererseits für Bastarde von Hase und Kaninchen. Derartige Bastarde sind wahrscheinlich gezüchtet worden; sehr häufig aber beruhen die Angaben über sie auf Irrtum oder Schwinbel, da es schwierig ist, die in biologischer und physiologischer Beziehung voneinander recht verschiedenen Tierarten fruchtbar zu kreuzen. Von dem Vorhandensein einer eigentlichen Leporiden-, d. h. Hasenkaninchen-Rasse kann jedenfalls keine Rede sein. Neuerdings hat nun G. Rörig im Jahrbuche des Instituts für Jagd- und Wildkaninchen beschrieben, die aus freier Wildbahn stammten. Sehr genaue Untersuchungen und Messungen ergaben, daß die fraglichen Stüde in den für die beiden Stammarten charakteristischen anatomischen Befunden die Mitte hielten (so in der Gaumenbildung, Jochbogenbeschaffenheit, Lagerung von Elle und Speiche u. a. m.), so daß die Bastardnatur als bewiesen angesehen werden darf. Der Nachweis solcher Zwischenformen ist aber nur durch genaues Vergleichen und anatomische Untersuchung möglich; das bloße Vorhandensein gewisser äußerer Abweichungen vom Hasen- oder Kaninchentypus ist kein Beweis.

Lepensalze f. Edelfalken I, 6.

Lepenschnepfe f. Strandläufer 3 und Sumpfläuser.

Lepenstrandläufer f. Uferläufer.

Licht. 1) Die Art der Beleuchtung ist für das Zielen nicht ohne Bedeutung; Seitenlicht läßt die beschienene Kornseite größer erscheinen, die Folge ist Schußabweichung nach der entgegengesetzten Seite. Fällt das Sonnenlicht aber auch in die mangelhaft geschwätzte Kümme und beleuchtet die der stimmenden Kornseite entgegengesetzte Kümme wand, so tritt naturgemäß eine seitliche Verschiebung der Laufmündung — also ein seitlich abweichender Schuß — nicht ein. Bei geringer Beleuchtung schießt man meist zu hoch, bei intensiver und bei Schnee gewöhnlich zu kurz (s. a. Büchsenlicht). 2) Lichter, die Augen des hohen, edlen Haarwildes; die des vielläufigen Raubjagges, des Hasen und Kaninchens heißen Seher.

Lichtschläge, Hiebe, die in den natürlichen Verjüngungen durch Wegnahme eines Teiles

der Mutterbäume geführt werden, um den jungen Nachwuchs allmählich an den erhöhten Lichtgenuß zu gewöhnen. Den letzten Lichtschlag nennt man Abtriebsschlag.

liebels, einen Hund streicheln, überhaupt mit ihm schön tun. Mamentlich beim Schweifhund und früher beim Leithund gebräuchlich, wenn sie ihre Sache gut gemacht hatten.

liegen, 1) der weidmännische Ausdruck für Aufenthalt, z. B. der Feldhühner, Hasen, die im Lager l., wenn sie auf der Erde sitzen (festliegen usw.). 2) l. sagt man auch von einem verwendeten Wild, z. B. der geschossene Hirsch liegt im Jagden 23. 3) l. bezieht sich ferner auf die Schätzung des Gewehres; ist sie so, daß man bei schnellem Anschlag sogleich in die richtige Lage kommt, also Korn und Visier sogleich richtig findet, so liegt das Gewehr gut; muß man aber erst danach suchen, so liegt es schlecht, und die Schätzung ist dem Körperbau des Jägers nicht angemessen.

Liege s. *Wasserkuhn*.

Limose s. *Uferschnepfe*.

Linksanschlag. Manchmal kommt es vor, daß ein Schüßer — durch Unglücksfall, Schwächung des rechten Auges usw. — gezwungen wird, mit dem linken Auge zu zielen. Ist er noch jung, so empfiehlt es sich, sich an den l. zu gewöhnen. Nach längerer Übung wird er darin hinreichende Fertigkeit erlangen. Ältere Schützen können entweder den Schast so ändern lassen (getropfter Schast, ausgeschöhlter oder stark geschränkter Schast), daß sie beim Rechtsanschlag mit dem linken Auge über die Mitte der Visierschiene sehen, oder daß an dem Gewehre eine Linksvisierung angebracht wird. Letztere besteht aus zwei um den Pupillenabstand des Schützen links von der Laufschiene angebrachten Körnern. Das eine Korn befindet sich nahe der Mündung, das andere etwa 25 bis 30 cm vom hinteren Laufende.

Lisen s. *Talg*.

Literatur s. *Jagdliteratur*.

Loch, zuweilen das Lager des Hären.
Löcherhiebe, 5 bis 10 a große Löcher in Altbeständen, die zum Zwecke der Verjüngung in Schirmschlag gestellt oder laß abgetrieben werden.

Lohtauben s. *Tauben I, 2*.

Lode, ein Gerät (tote l.), das die Stimme irgend eines Wildes nachahmt, dieses dadurch läufigt und heranzukommen verleitet; lebende l. ist jeder *Lockvogel*.

loden, 1) wenn Rebhühner und Tauben ihren Votruf ertönen lassen. 2) Vögel durch Nachahmung dieses Rufes verleiten heranzukommen. Das l. von Wild über die Grenze durch Votruf (Blatten, Fippen) ist erlaubt; verboten ist nach § 2 zu d des Vogelstuhlgesezes vom 30. Mai 1908 das Fangen von

Vögeln unter Anwendung geblendeter Lodvögel.

loder liegen Rebhühner, Hasen, wenn sie nicht den Hund oder den Jäger aushalten.

Lodvogel, ein Vogel, der durch seinen Loder, sein Geflatter (Rühr- oder Flattervogel) oder seine Anwesenheit (Läuser) andere Vögel herbeilodt; streng genommen ist daher auch der Uhu bei der Hüttenjagd ein l.

Loden s. *Betriebsart*.

Lodschneipe s. *Uferschnepfe 2*.

Löffel, die Ohren der Hasen und Kaninchen.

Löffelente s. *Enten I, 7*.

Löffelgans s. *Pelikane*.

Löffler I (Plataleidae), Familie aus der Ordnung der Schreitvögel. Schnabel platt, an der Basis kaum so hoch wie breit, vorn spatelartig verbreitert, daher sehr charakteristisch geformt. Gattung l. (Platalea L.). Zügelgegend, Augentreis, Kinn und Kehle nackt. Ständer lang und kräftig, über dem Ferriengelenk wenig besiedert. Die Vorderzehen mit Spannhäuten verbunden, von denen die zwischen der Außen- und Mittelzehe größer ist als die zwischen dieser und der Innenzehe. Flügel lang und breit, mit langem Armtnochen, aber ziemlich kurzen Schwingen, von denen die zweite und dritte die längsten, die erste etwas kürzer ist. Der kurze, zwölffederige Stoß etwas abgerundet. Eine Art: Der weiße l. (Platalea leucorodia L.; Löffelgans, Löffelreifer). Länge 72 cm, Stoß 11,5, Schnabel 18 bis 19, Lauf 12,5, Mittelzehe ohne Nagel 7,3 cm. Hauptfärbung weiß; Federstumpf und Oberhalb rostgelblich; Wurzelhälfte des Schnabels schwarz, Vorderhälfte gelblich, zwischen den Runzeln graublau; Ständer schwarz; Iris dunkelrot. Den jungen Vögeln fehlt der Federstumpf. Der l. ist im südöstlichen Europa heimisch, auch in Holland; in Deutschland selten. Schlammige Gewässer sind sein Aufenthalt, die ihm seine Nahrung, kleinere Weichtiere, Fische, Frösche usw., liefern; größere kann sein weicher Schnabel nicht bezwingen. Er nistet bald auf Bäumen, bald im Röhricht; wo er häufiger auftritt, brütet er kolonialweise. Die 4 bis 5 Eier sind weiß oder bläulich mit rötlich-braunen oder grauen Flecken, ziemlich gleichförmig und groß. Im Fluge streckt der l. wie die Störche Hals und Ständer gerade vor sich; sein Benehmen ist reicherartig, scheu und mißtrauisch, weshalb ihm schwer anzukommen ist. 2) l., zuweilen der (im 4. Lebensjahre stehende) Damhirsch mit seinen schon etwas verbreiterten Stangenhaufen.

Lorch s. *Taucher I, 1*.

los, 1) vom Wild, bedeutet, daß es rege, unruhig ist, z. B. bei stürmischem Wetter.

2) Befehl zum Abkoppeln der Has- und Jagdhunde, z. B. Has los! Hunde los! (s. a. los, los.)

losbrechen, das Aufstehen und Flüchtigwerden des Wildes.

lösen, 1) (loskoppeln), die Hunde von den Koppeln oder Leinen lösmachen. 2) Sich L., beim Haarwild und den Hunden, sich durch den Weidmann entleeren.

Lozhiebe, 15 bis 20 m breite Kahlhiebe, die in der Richtung von Nord nach Süd in jüngeren, etwa 40jährigen Beständen angelegt werden, um sie in Abschnitte zu teilen, deren Beständer sich zum Schutz gegen Sturm fest bewurzeln, tief besaaten und so gegen Wind widerstandsfähiger werden sollen.

loskoppeln, s. lösen 1.

los! **los!** ruft man den Hasshunden zu, wenn sie ein gepacktes Stück Wild loslassen sollen (s. aus).

lösmachen, das Wild ansagen.

los schlagen, sich, vom Schwarzwalde, das Abschlagen oder Abstreifen der Hunde, die es gepackt hatten.

Lojung (Löjung), der Kot des meisten Wildes und der Hunde; die L. des Hirsches ist ein gerechtes Zeichen (s. Führzeichen 21).

Luchs (Felis lynx L., Felis borealis Thunb., F. cervaria Temm., Lynx vulgaris Fitz.; Kottluch usw.). Raubtier aus der Familie der Katzen. Weidmännische Ausdrücke im wesentlichen wie bei der Katze.

Beschreibung.

Der L. ist wesentlich hochläufiger als die Wildkatze, besitzt auffallend kurze Rute und an den Gehören pinselfartig verlängerte Haare. Im Gebiß ist bemerkenswert, daß der letzte untere Backenzahn, der Reißzahn, drei (anstatt wie bei der Wild- und Hauskatze zwei) hintereinander liegende Zaden aufweist. Die typische Färbung besteht aus einem angenehmen, rötlichen Grau an der Oberseite des Körpers und der Außenseite der Läufe, während die Unterseite und die Innenseite der Läufe weiße Farbe zeigt. Auf der Grundfarbe markieren sich mehr oder minder deutlich, auch an Zahl und Größe wechselnd, dunkle Flecke; Baden und Vorderhals weisen undeutliche Streifen auf. Die Außenseite der Gehöre ist graurötlich, nach den Händen hin schwärzlich; das letzte Drittel der Rute ist schwarz; in dem heller gefärbten Teil bemerkt man einige, oft undeutliche Ringe. Im Winter zieht der Gesamtkontur des dann viel dichteren und reicheren Haarleibes mehr ins Weißgraue; im übrigen sind Färbung und Zeichnung bei den L. sehr verschieden, was zur Aufstellung mehrerer Arten geführt hat. Sicher scheint es zu sein, daß die L. der Mittelmeerküster einer besonderen Art, Felis pardina Temm., angehören, während die

nordentwäpäh-asiatischen L. untereinander nicht artlich verschieden sein dürften. Von der Größe eines starken Hühnerhundes, aber ungleich stärker gebant und furchtbar an Waffen, gehört der L. zu unseren gefährlichsten Raubtieren, vernimmt nach Kacnart außerordentlich fein, äugt und wittert aber weniger scharf. Seine Gangart ist wie bei der Katze und seine Sprungkraft außergewöhnlich. Auch er verfolgt kein Wild dauernd, flattert ziemlich gut und schwimmt auch im Notfalle. Seine Fährte ist eine echte Klauenspur, verhältnismäßig sehr stark, vom Hund und Wolf aber durch die deutliche Rundung und den Mangel der Klauenabdrücke sicher und sogleich zu unterscheiden, so daß eine Verwechslung ebensowenig denkbar ist als zwischen Katze und Hund oder Fuchs, vorausgesetzt natürlich, daß sie gut ausgeprägt ist, wie im Schnee oder bindigen, weichen Boden. Die Seher (man kann, da der L. zur hohen Jagd gehört, auch Vichter sagen) haben gringelbe Iris, längliche, senkrechte Pupille und nicht den böshaftern Ausdruck der Katze, es sei denn, daß der L. angegriffen wird, wo sie dann grimmig aufstehen.

Verbreitung, Aufenthalt.

Der L. kommt, was Europa betrifft, am zahlreichsten vor in Scandinavien, Nordrußland, den russischen Ostseeprovinzen, ferner in Siebenbürgen und den Gebirgsnivalungen des ganzen südöstlichen Europa; er findet sich ferner in Westasien. In Deutschland ist der L. seit langer Zeit nicht mehr Standwild, doch wechselt er in die östlichen Teile unferes Vaterlandes in unregelmäßigen Zwischenräumen immer noch gelegentlich ein, so daß der letzte L. bei uns noch lange nicht erbeutet worden ist. Am längsten scheint sich der gefährliche Räuber in Bayern gehalten zu haben, wo in den Alpen (Allgäu, Zipselsalpe) noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts L. nachzuweisen waren. Der L. verlangt große, dichte, zusammenhängende Wälder der Ebene wie der Gebirge mit gutem Wildstand, ohne den er nicht bestehen kann, daher er von selbst auswandert, wo dieser schlecht wird, was bei seiner Raubgier allerdings nicht lange auf sich warten läßt.

Lebensweise, Fortbewegung.

Der L. lebt von frischem Raub und kehrt nur im Notfall zu dem gerissenen Stück zurück, von dem er wenig frißt, wovon sich allein schon seine große Gefährlichkeit für die Wildbahn ergibt; Was nimmt er niemals an. Er scheint vom Norden selbst wie betäubt zu werden, und dadurch erklärt es sich, daß er den Beobachtungen gemäß 7 bis 8 Schafe in einer Nacht gerissen hat, ohne auch nur von einem etwas zu fressen. Sein Angriff ist schleichend von hinten her, nicht von einer

Erhöhung herab, wie vielfach behauptet wird, und nur ausnahmsweise mag er von einem niedrigen Baumast oder schrägen Stamm herab auf ein darunter vorbeiehendes Wild springen. Unhörbar schleichend, sucht er mit einem Sprung oder mit 2 bis 3 Sätzen das Opfer zu erreichen; mißglückt diese aber, dann läßt er ab. Er springt dem stärkeren Wilde stets auf den Rücken, schlägt seine Waffen tief in den Hals ein, reißt die Adern auf und bringt es so bald durch Schweißverlust zu Fall; er kann Sprünge von 3 bis 4 m Weite machen. Alle wilden und zahmen Tiere, die er bewältigen kann, reißt er; mit der Raue lebt er in Todfeindschaft, weshalb sie stets seine Nähe meidet, und den Fuchs würgt er ab, wo er feiner habhaft werden kann. Ungefällig wie die Wildtaube, bringt nur die Kanazzeit mehrere zusammen, wo es dann arge Schnisse zwischen den Rebenbuhlern absetzt und die plärrende, heisere Stimme zu einer Art Geheul wird. Den Tag verschläft der L. gern in den wärmenden Sonnenstrahlen, mit Einbruch der Nacht beginnt er sein Räuberleben; nur wo er auf zahmes Vieh angewiesen ist, das zur Nacht eingetrieben wird, reißt er dieses auch am Tage. Die gewöhnliche Gangart des L. ist der Trab, wobei er schnürt; geht er wird er schlüftig, und auf seine Beute stürzt er sich, wie erwähnt, in weiten, bis 4 m langen Sätzen. Er baumt ungern auf, selbst vor Hunden tun dies manche L. nur in größter Not. Wertwürdigerweise hat man selbst in Rußland, wo er häufiger vorkommt und die Landleute die Wolfsgedeck eifrig auffuchen, nur sehr selten ein Luchsgehede gefunden, woraus auf dessen große Verborgenheit, vielleicht in Fuchs- oder Fuchsbauen oder auch in gänzlich unzugänglichen Sümpfen oder Klüften, zu schließen ist. Die Kanazzeit fällt, den spärlichen Angaben nach, in den Januar. Die Luchsin geht zehn Wochen did; wieviel Junge sie bringt, weiß man nicht mit Bestimmtheit.

Jagd.

Zwar hält der L. die Wechsel und kehrt regelmäßig zu seinem Lager zurück, doch tragt er weit und unstät umher, wie es sein Raubwesen erfordert. Daher ist ihm mit Eisen wenig und nur zufällig beizukommen, und zwar um so schwerer, als der Köder immer frisch erhalten werden muß. Wie schwer er zu treiben ist, beweisen die Jagden am Harz, wo eine tüchtige Jägerei mehrere Winter hindurch ihm auf den Faden war, ehe sie feiner habhaft wurde. Er schleicht kurz vor den Treibern her, läßt sich fast jeden Schritt abzwängen und benutzt jede passende Stelle, sich zu brüden, um jene vorüberzulassen, überpringt endlich, hart gedrängt, die Schneise

und entkommt so in den meisten Fällen, daher die Treiber dicht gedrängt gehen müssen. Aus den Federlappen machte sich der Harzer L. gar nichts, wechselte sogar durch diese wieder in die Lappkat hinein, wogegen er Luchslappen respektierte. Die sicherste Jagd scheint daher die mit einer scharfen Braue zu sein, die den losgemachten L. hart bedrängt und womöglich zu Baum treibt. Die Verwendung mehrerer scharfen Hunde ist nicht anzuraten, da diese sich verleiten lassen, ihn zu packen und dabei ihren Mut sicher mit dem Leben oder lebensgefährlichen Schlägen büßen müssen. Ist der L. zu Baum getrieben und gibt der Hund Stanblaut, so soll der Jäger leisteren erst annehmen, ehe er schießt, um ihn von dem verwundeten und dann furchtbar gefährlichen Räuber abzuhalten, der auch manchen Jäger gräßlich zugerichtet haben soll. Wie die Wildtaube, hat auch der L. ein sehr ähnes Leben, daher ein zweiter Schuß in zweifelhaften Fällen nicht zu verzögern ist. Von allem Wild leiden die Rehe am meisten von ihm, und nie wird ein Rehstand aufkommen, wo ein L. sein Unwesen treibt, daher dessen Ausrottung in unseren Wäldern nur mit Vernichtung zu begründen ist. Im Harz hatte er auf dem Ilseburger Revier allein in einem Sommer acht Stück Rotwild, darunter Hirsche, gerissen, ungerechnet die, welche man in den Dünungen und Klüften jenes Reviers gar nicht fand.

Literatur: Rehms Tierleben.

Lüde s. Blöfe.

Luder s. Aas.

Luderhütte (Luderplatz). Ihre Anlage geschieht, um Raubzeug, z. B. Wölfe, Füchse, Rarder usw., anzukuren und zu schießen. Der Bau einer Luderhütte wird nur dort lohnen, wo in wenig bewohnten Gegenden sehr viel Raubzeug vorhanden ist. Sie ist eine Schießhütte, in deren schußmäßige Nähe Luder (Fallwild, kreierte Vieh, tolgeshossene Pferde) ausgelegt ist, um aus ihr vierläufiges Raubzeug, besonders in kalten Nächten bei Schnee und Mondschein, zu schießen. Wo sie vorkommen, hat man auch Gelegenheit, größere Raubvögel, die Luder annehmen, während des Tages, besonders in der Morgendämmerung, von der Luderhütte aus zu schießen. Das beständige Auslegen von Luder vor der Hütte oder auf anderen Luderplätzen, auf Blößen im Walde, auf Waldwiesen usw. hat auch den Vorteil, daß das durch Luder leicht und bequem sich sättigende Raubzeug sich meistens in der Nähe aufhält und bedeutend weniger Schaden an Nutzwild verursacht. Das im Revier stehende Raubzeug, dessen Erlegen für viele Jäger häufig größeren Reiz hat als die Massenjagderei von Hasen, Fasanen

usw., wird durch dauerndes Auslegen von Luder verhältnismäßig billig ernährt. Außerdem dient das sich hauptsächlich von Luder nährende Raubzeug als Sanitätspolizei, da es krankgeschossenes, schwaches, mattes oder feuchtkrankes Wild, das für den Wildstand überflüssig und schädlich ist, leicht fängt, von seinen Leiden befreit und beseitigt.

Man legt die Luderhütte in einsamer Gegend auf dem Felde und bei Wiesen gern so an, daß sie auf der Seite eines Bachlaufes liegt, der möglichst stark rauscht, um unvermeidliche Geräusche im Inneren der Hütte für das Raubzeug unhörbar zu machen, während das Luder auf der entgegengesetzten Seite des Baches ausgelegt wird. Das Rauschen des Baches kann man durch Querlegen eines Baumstammes, Brettes usw. in seinem Laufe verstärken. Der Luderplatz muß möglichst südlich von der Luderhütte liegen, so daß man das zu schießende Raubzeug noch bei geringem Mondschein von der Hütte aus gut sehen kann. Die Hütte selbst wird aus starkem Holze gezimmert und bei trockenem Erdreich zum größten Teil in den Boden gebaut. Die Rückseite muß möglichst in einen Bergang (hohes Bachufer) eingelassen sein, so daß das am Luder befindliche Raubzeug keine menschliche Witterung von der Hütte aus erhalten kann. Von außen erhält die Hütte durch Auslegen von Plaggen (Rasenstücken) oder Aufwerfen von Erde usw. ein möglichst unscheinbares, natürliches Aussehen. Das Schießloch sei ziemlich groß und die Vorrichtung zum Auslegen des Gewehres an den Rändern mit Zeug überzogen, um ein geräuschloses Bewegen des Gewehres zu gestatten. Der möglichst gebielte Fußboden, auf dem man Sitzbänke, Tisch usw. festnagelt, um in der Dunkelheit unbeabsichtigtes Geräusch zu verhüten, erhält zur Dämpfung der Schritte eine hohe Lage von Sägespänen. Die kleine Eingangstür ist unauffällig anbringen und zu verblenden. Wenn die Hütte groß genug ist, so kann sie im Inneren in zwei Hälften geteilt werden, deren hintere eine Lagerstelle für eine zweite Person sowie einen eisernen Ofen enthält, der mit Holzlohlen geheizt wird. Dem Luder sind die Rippen einzuschlagen, damit das Raubzeug nicht in die Rauchhöhle kriechen kann und dadurch für den Jäger in der Luderhütte unsichtbar und für den Schuß unrettbar wird. Wenn Raubzeug am Luder angekirtet ist, so begeben sich möglichst zwei Jäger zur gegenfeitigen Ablösung am Abend in die Hütte. Von den beiden Jägern setzt sich einer mit gespanntem Gewehr zur Beobachtung an das Schießloch, während der zweite sich in der hinteren Abteilung aufhalten kann. Ist der Berufsjäger

nur zur Beobachtung des Kadavers an dem Schießloch, so macht er durch Ausführung eines verabredeten, geräuschlosen Zeichens seinen Herrn oder den Jagdgast darauf aufmerksam, daß Raubzeug das Luder angenommen hat, worauf dieser den Platz hinter dem Schießloch einnimmt und sein Stück versucht. Geschossene, auf dem Platz verendete Füchse können sofort in die Hütte geholt werden. Die Nachsuche nach den nur krank geschossenen Füchsen erfolgt erst am nächsten Morgen, damit ein unnötiges Umhertreten in der Nähe der Hütte möglichst vermieden wird. — Wo Fischotter den Bachlauf, der an der Luderhütte vorbeifließt, häufiger passieren, muß man rechtzeitig Vorrichtungen treffen (bequemen Ausstieg und ein in dem Bachlauf quer gezogenes Drahtgeflecht oder sonstige Absperrung), so daß die den Bachlauf passierenden Otter gezwungen sind, vor der Hütte das Wasser zu verlassen und dem Jäger den ganzen Körper zum Schuß frei zu bieten. Falls der Bach sehr schnell fließt und selbst bei strenger Kälte nicht zufriert, findet sich beim winterlichen Ansig in der Hütte manchmal Gelegenheit, Enten und nordische Wasservögel zu schießen. Wo kein passender Bachlauf vorhanden ist, muß die Luderhütte an sonstiger geeigneter Stelle gebaut werden.

Um angekirtetes Raubzeug am Luderplatz auf einer Waldblocke zu schießen, baut man vor dem Auslegen des Luders in einen hohen Randbaum oder einen auf der Blocke einzeln stehenden Baum einen vom Luder aus möglichst wenig sichtbaren Hochsitz. Bei Mondschein und Schnee begibt sich der Jäger zu Pferde oder auf einem Schlitten, um frische Menschenspuren zu vermeiden, bis zur Leiter, die zum Hochsitz hinaufführt, und erwartet von hier aus das Kommen des Raubzeugs. Da das stundenlange, auf die Dauer unbequeme Sitzen bei Kälte und Wind in luftiger Höhe aber nicht jedermanns Sache und der Gesundheit selbst des kräftigsten Menschen nicht zuträglich ist, so ist der bequeme Ansig in der oben beschriebenen Luderhütte, deren Anlage allerdings Geld kostet, entschieden vorzuziehen. Das Raubzeug ist auf freiem Felde auch nicht so mißtrauisch wie an den mit Bäumen umränderten Blößen, auf denen sich Luderplätze befinden.

Ludern, 1) Was streifen oder kröpfen, vom Raubzeug, Schwartzwild, Hund, sowie von Raubvögeln; 2) im Sinne von ansitzen, lodern.

Luderplatz, die Stelle, wo man das Luder auslegt. Um das Raubzeug schneller dorthin zu leiten, ist es praktisch, von verschiedenen Seiten her nach dem L. Luder oder Hafenseiche zu schleppen (s. a. Luderhütte).

Luderhütte, eine aus Holz, Tonröhren oder Eisenblech bestehende Röhre von un-

gefähr 1 m Länge und 10 bis 15 cm Durchmesser, welche man besonders bei weit entfernten Fuchsfangplätzen senkrecht in den Boden gräbt. In diese Röhre wirft man während des ganzen Jahres Luder, Geſcheide, Kadaver von Fuchs, Eichhörnchen, Raben usw., um Fuchse anzuloden. Um eine passende Holzröhre herzustellen, nagelt man vier 10 bis 15 cm breite, lernige Bretter an den Breitseiten zusammen. Man kann auch mehrere große Drainröhren übereinander in die Erde graben. Da der Fuchs aus der mit dem Boden abschneidenden Röhre nur die Luderstücke, die nahe der Oberfläche liegen, herausholen kann, während er in den Boden gegrabene oder obenauf liegende Fuchskadaver usw. sonst ganz kriecht, so bilden die Luderstücke ihres Gestankes wegen eine dauernde, mühevolle Kirtung. Haben Fuchse den L. regelmäßig besucht, den Boden vom Fangplatz genommen und Lösung hinterlassen, so kann man entweder Schwanzenthaarung oder Tellereisen auf den Platz oder zwei Tellereisen einander entgegengesetzt direkt an den Luderstüchle legen.

lüften, 1) den Hirschjäger etwas aus der Scheide ziehen, ein weibmännisches Jeremionell. 2) Einem Stück Wild, das nicht gleich aufgebrochen werden kann, macht man vor den Keulen einen Einschnitt in den Leib, damit die auftreibenden Gase entweichen; d. h. man lüftet es.

Lustjagd, Falkenbeize.

Lusttröhrenwurmsuche des Geflügels. Der Erreger dieser Krankheit ist der gepaarte Lusttröhrenwurm oder Rotwurm (*Syngamus trachealis*), ein Schmarotzer, der paarweise, das Männchen mit dem Weibchen verbunden, im oberen Teile der Lusttröhre, meist dicht unter der Stimultrike, bei Fasanen, Trut-, Haus-, Rebhühnern, Pfauen, jungen Gänzen, Tauben, Störchen, Grünpechten, Elstern, Krähen, Turmschwalben, Dohlen, Kohlmeisen und verschiedenen anderen Vögeln vorkommt. Das Weibchen ist 5—20 mm, das Männchen 2—6 mm lang, die Farbe ist rot. Die Eier der Schmarotzer gelangen mit dem Ausgeschütelten in den Darm und werden mit der Lösung nach außen befördert. Die sich aus ihnen bildenden, aalförmigen Embryonen werden mit der Nahrung aufgenommen. Vermutlich bohren sich die jungen Würmer

durch die Schlundwand hindurch und wandern in die Lunge, die Bronchien und die Lusttröhre. Das erste auffallende Symptom der Seuche ist das häufige Öffnen des Schnabels, das aussieht, als ob die Tiere gähnen wollten. Dann beginnen sie zu husten, mit dem Kopfe zu schleudern, und es stellen sich Atembeschwerden ein. Schließlich ersticken die kranken Vögel. Eine Heilung kommt nur bei älteren Tieren oder dann vor, wenn die Zahl der Schmarotzer gering ist. Ist die Krankheit ausgebrochen, so sind zunächst die gesunden Tiere von den kranken zu trennen. Die eingegangenen Vögel sind zu verbrennen, Futternäpfe und Bolieren gründlich zu reinigen und mit Lysolwasser zu desinfizieren. Man versuche, die Würmer mit einer Pinzette aus dem Kehlkopfe zu entfernen, mische dem Futter zerkleinerten Knoblauchs bei und gebe eine Knoblauch-Abkochung als Trankwasser.

Lustfadmilbe des Geflügels. Dieser bei Hühnern und Fasanen vorkommende Schmarotzer (*Cytodites nudus*) erzeugt dann und wann eine schwere Lusttröhren- und Lungenentzündung, der namentlich junge Vögel erliegen. Es besteht außer Husten und Atemnot starke Mattigkeit und Abmagerung. Die Krankheit dauert gewöhnlich zwei bis drei Wochen. Die Behandlung ist meist erfolglos. Die Unterflursträume der kranken Vögel sind gründlich zu reinigen und mit Kalkmilch zu desinfizieren.

Lunge (Gelage) s. *Aufbruch*.

Lungenanschlag, Schuß durch die Lunge. Das beschossene Wild fährt heftig zusammen und wird anfangs sehr flüchtig, muß aber bald anhalten und den gelbroten, schaumigen Schweiß in dicken Tropfen und Klümpchen aushusten, der dann neben die Zähne fällt. Vorausgesetzt, daß die Lunge schwer verletzt ist, tut sich das Wild bald nieder, verendet auch nach etwa einer Stunde; leichte Verletzungen heilen sich oft aus. Auf den L. darf man daher nicht gleich hetzen, sondern muß dem Wilde Ruhe gönnen.

Lungenwurmsuche s. *Palisadenwürmer*.

Lunte (Standarte), der Schwanz des Fuchses und meist auch des Haartaubzeuges, das eine buschige Antje hat.

Lupine s. *Hülsenfrüchte*.

Luser s. *Lauscher*.

Luzerne s. *Kleefelder*.

M.

Magazin, der Patronenbehälter der *Repetiergewehr*.

Magen heißt dieses Organ bei allem Wilde außer dem wiedertäuenden, bei dem es

Pansen, Weidsack oder Wanst genannt wird. Der in der Weidmannssprache zusammengefaßte Wiederläuermagen besteht aus drei Vormagen (Pansen oder Wanst, Rezmagen,

Blättermagen oder Buch) und dem eigentlichen Magen (Labmagen).

Magenlath des Hundes entsteht infolge Aufnahme schwer verdaulicher Nahrungsmittel, Gift, Fremdkörper (Steine, Holzstücke, Sand usw.), das Staupegift. Er äußert sich in Appetitlosigkeit, vermehrtem Durstgefühl, Erbrechen, belegter Zunge, fauligem Geruch aus dem Munde, allgemeiner Mattigkeit, trockener Nase, Fieber. Die Vorherfrage ist bei sachgemäßer Behandlung günstig. Behandlung: Einen bis zwei Tage hindurch Entziehung jedweden Futters und Getränks. Dann Milch und geschabtes Fleisch in kleinen Portionen. Dreimal täglich 1 Theelöffel Rhubarbertinktur.

Magenwürmsuche des Wildes s. *Palisadenwürmer*.

mahnen, der Brunstton des weiblichen Rotwildes; auch Lock- und Warnungsruf für das Kalb.

Mähnenhaas s. *Muffelwild*.

Mais s. *Getreide*.

Malbaum, ein Baum, an dem sich das Schwarzwild zu reiben pflegt, wodurch es die sog. Schüder und Panzer, namentlich auf den Blättern, erhält, wenn der M., wie häufig, ein Nadelholzstamm ist. Eigentümlich ist die Vorliebe für gewisse Bäume, die immer wieder besucht werden und durch das Reiben tiefe Gruben bekommen, deren Deutung dem Unkundigen viel Kopfzerbrechen macht. Auch Rotwild reißt sich am M. oft den Schlamm ab, der ihm von der Kuhle her anhaftet.

Mantel s. *Murmeltier*.

Männchen, 1) die männlichen Vögel jener Arten, bei denen die Bezeichnungen Hahn, Erpel, Ganser nicht gebraucht werden. 2) M. machen s. *Kegel* 1.

Manövergeschäden. Ob der durch Truppenmanöver der Jagd zugefügte Schaden ersetzt werden muß, ist streitig. Verschiedene Gerichte und Schriftsteller haben die Ersatzpflicht verneint, weil das Wild nicht im Eigentum des Jagdberechtigten stünde und deshalb nicht ein Schaden im Rechtssinne entstehe, weil ferner die Militärverwaltung sich bei der Znanispruchnahme des Grundes und Bodens in der Ausübung eines Rechtes befinde und einen darauf angerichteten Schaden nicht zu ersetzen brauche, weil weiter nach § 14 des Naturalleistungsgesetzes vom 13. Februar 1875 nur die durch die Benutzung von Grundstücken zu Truppenübungen verursachten Schäden zu ersetzen seien, während der Schaden an der Jagd nicht durch Truppenübungen, sondern nur aus Veranlassung derselben angerichtet werde, weil endlich in dem § 14 nur Hirschschäden, d. h. nur solche, welche sich auf die Substanz

und die Unverletztheit des Grundstücks bezögen, gemeint seien. Diese Gründe schlagen nicht durch. Die Jagd wird durch die Truppenübungen beeinträchtigt. Die Jagdberechtigung hat einen Vermögenswert, der besonders bei der Verpachtung zum Ausdruck kommt, es entsteht also ein Vermögensschaden, ein Schaden im Rechtssinne. Zur Benutzung von Grundstücken zu Truppenübungen ist der Staat befugt, nach den heutigen Anschauungen muß aber, wenn zum Vorteil der Allgemeinheit dem Einzelnen ein Schaden entsteht, dieser erstattet werden, auf welchem Grundsat nach das Naturalleistungsgesetz beruht. Nach § 14 des Gesetzes sollen alle Schäden ersetzt werden, nicht bloß die Hirschschäden. Mit jeder Truppenübung ist notwendig ein Schaden der Jagd verbunden, der Schaden entsteht durch die Übungen und nicht bloß aus Veranlassung derselben. Vgl. Videl, Über das Hegerecht des Jagdberechtigten und die Ersatzpflicht des Militärstaats für Schädigung der Jagd durch Truppenübungen (1910).

Mantel (Baldmantel), ein Bestandesstreifen von geringer Breite, welcher den dahinter liegenden Bestand gegen Sturm, aushagernde Winde, Laubverwehungen (aus Fichte) oder auch Feuer (aus Eiche, Birke) schützen soll.

Mantelgeschosse s. *Stahlmantelgeschosse* und *Geschoss*.

Mantelmöwe s. *Möwenartige Vögel* I, 6.

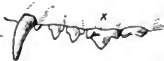
Maral, in verschiedenem Sinn gebraucht. Teils versteht man darunter den im Kaukasus und in Persien vorkommenden, unserem Rothirsch verwandten Hirsch, teils außer diesen auch eine ganze Anzahl anderer, im nördlichen Innerasien lebender Hirscharten, die allmählich zum Wapiti hinüberführen. Man spricht daher vom kaukasusmaral (*Cervus maral* Ogilby), Altainmaral (*C. wallichi* F. Cuv.), ferner gehören hieher *C. caschimirianus* Gray, *C. affinis* Hodg., *C. xanthopygus* M.-Edw., *C. lühndorfi* Bolau usw. Gemeinjam ist diesen Hirscharten die bedeutende Körperstärke, die im allgemeinen stark ins Graue ziehende Färbung und gewisse Eigentümlichkeiten des Geweihs. Aug- und Gießprossen sind sehr lang und liegen annähernd in einer Ebene; nicht selten überrifft der Gießproß den Augsproß an Länge. Auf den Mittelsproß folgt als vierter ein besonders stark entwickelter, der selten geteilt ist. Beim kaukasusmaral weisen Geweihe von 12 Enden an oben eine quergerichtete, sehr charakteristische Gabel auf, während die mehr wapitiähnlichen innerasiatischen Marale die sogen. „Schere“ des typischen Wapitigeweihs zeigen. Mehrfach sind Marale in Europa zu Einbürgerungsversuchen verwendet worden; ohne



Maral.

Erfolg von Dr. Bumiller in einem medlenburgischen Revier, mit leidlichem Erfolg im Hofsjagdbrevier zu Springe. Zu einer allgemeineren Einführung in Deutschland oder gar zur Kreuzung mit unserem heimischen Rothirsch dürfte der Maral bezw. die Marale nicht geeignet sein.

Marber (Mustelidae). Zu der Familie der in die Ordnung der Raubtiere einzu-reihenden *M.* gehören zahlreiche, untereinander z. T. sehr verschiedene Formen, so daß es schwer hält, allen gemeinsame Merkmale anzugeben. Charakteristisch ist der Besitz von nur einem oberen Höderzahn, der am Innenrande breiter als am Außenrande ist. Im Unterkiefer stehen zwei Höderzähne, deren vorderer, abweichend gebildeter, der Reißzahn ist, auf den also nur ein typischer, meist sehr kleiner Höderzahn folgt. Die Zahl der Lüd-



1. Oberkieferzahn des Marbers. (× Reißzahn).

zähne schwankt, und selbst von der sonst für alle Raubtiere typischen Zahl von sechs Schneidezähnen kommen Ausnahmen vor. Am Schädel ist ferner bemerkenswert, daß die Knocherne Gehörtafel nicht rundlich, sondern flach und länglich gestaltet ist. Der querverrichtete Gelenkfortsatz des Unterkiefers paßt fest in die umgebogenen Ränder der zugehörigen Gelenkfläche am Schädel. Alle Läufe sind fünfzählig, die Klauen meistens ziemlich kurz, bei einigen halb zurückziehbar. In der Weiblochgegend finden sich bei den meisten *M.* Stindrüsen, ein Blinddarm fehlt stets. Zu der Familie der *M.* gehören die Gruppen (Unterfamilien) der *Dachse* (*Melinae*), der eigentlichen *M.* (*Mustelinae*) und der *Otter* (*Lutrinae*).

Marber.

(*Mustela*), Gattung aus der Familie der *M.* im weiteren Sinne (*Mustelidae*), Unterfamilie *Mustelinae* (s. o.). Die Gattung *Mustela* enthält nur zwei deutsche Arten, den Edel- und den Steinmarber. Von den zuweilen mit ihnen vereinigten Iltissen (*Iltis*, Hermelin, kleines *Wiesel*, *Nörz*) unterscheiden sie sich durch bedeutendere Stärke, kräftigen Bau, längere, stark behaarte Rute, vor allem aber durch das Gebiß, das im Ober- und Unterkiefer je ein Paar Lüdenzähne, zusammen also vier mehr aufweist als bei jenen.

Weibmännliche Ausdrücke

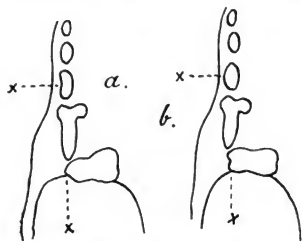
wie beim Fuchs, doch heißen die Pfoten *Branken*, der Schwanz *Rute*; wenn der *M.* zu Baum steigt, *baumt* er oder *holt* auf; springt er von Baum zu Baum, so *baumt* oder *holt* er fort; die Stelle, wo er beim Herabspringen die *Branken* aufsetzt, heißt der *Absprung*; wo er hinaufklettert, z. B. an einer Wand, also nicht an einem Baum, da ist der *Aufstieg*.

1) *Baummarber* (*Mustela martes* *Briss.*; Edel-, Gold-, Wald-, Buch-, Lannenmarber).

Beschreibung.

Gestalt gestreckt, aber kräftig, Hals und Rumpf wenig an Umfang verschieden; Kopf von oben gesehen fast dreieckig, Gehöre weit auseinanderstehend, breit, abgerundet. Rute buschig, von halber Körperlänge. Läufe stämmig, Klauen wenig aus der dichten Behaarung herausragend, Sohlen stark behaart, aber die Sohlenballen nackt. Haarfarbe im allgemeinen ein warmes Braun, an Läufen und Rute dunkler, Gehörränder hell, Unterwolle gelblich. Unter dem Halse ein verschieden gestalteter, nicht gegabelter Fleck, meist von gelber Färbung, zuweilen lebhaft dottergelb,

gelegentlich aber so blaß, daß er fast weißlich erscheint. Die Form des Kehlfledes bietet sicherere Unterscheidungsmerkmale dem Steinmarbler gegenüber als die Farbe. Auch das Gebiß beider einheimischen Marblerarten zeigt deutlich erkennbare Verschiedenheiten, besonders im Bau des oberen Höckerzahnes, des letzten Zahnes im Oberkiefer. Von der Kaufläche gesehen erscheint der Außentand dieses Zahnes dreieckig zugespitzt beim Baummarbler, dagegen breiter und in der Mitte eingebuchtet beim Steinmarbler. Der letzte, obere Rücken- zahn ist beim Baummarbler am Außentande eingebuchtet, beim Steinmarbler etwas vorgewölbt. Ferner ist am Schädel die Nasen- öffnung beim Baummarbler oval, beim Steinmarbler annähernd rund. Bastarde



2. Backenzähne des Baummarblers (a) und des Steinmarblers (b). (Nat. Gr.)

zwischen unseren beiden Marblerarten scheinen vorzukommen, doch ist es schwierig, einen sicheren Nachweis hierfür zu erbringen. Die Gesamtlänge eines ausgewachsenen Baummarblers beträgt etwa 80 cm, wovon auf die Rute gegen 25 cm kommen.

Verbreitung, Lebenszeit.

Der Baummarbler bewohnt mit Ausnahme des nördlichsten Teiles von Skandinavien und Rußland ganz Europa, ferner Sibirien, die Mandchurie, das Altaigebiet, Turkestan, Persien und den Himalaja. Sein Aufenthalt sind Wälder, menschlichen Wohnungen kommt er nur zur Kanzzzeit und ausnahmsweise nahe, wahrscheinlich durch rangende Steinmarblerfähen angelockt, denn seine Verbastardierung mit diesen ist, wie gesagt, wahrscheinlich. Er haust in allerlei Höhlen und Felsgeklüften, doch nicht in Erdbauen, bezieht auch Raubvogelhorste und Eichhörnchenobel und hat überhaupt mehrere Lagerstätten, wie es sein weit herumschwefelnde Leben mit sich bringt.

Jagdbegleit.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Der Baummarbler ist ein der kleinen Jagd gefährliches Raubtier, dem insolge seines außerordentlichen Kletter- und Sprungvermögens sowie seiner ungemein scharfen Sinne kaum ein Tier entkommt, welches er bewältigen kann; selbst schlafende Vögel hoch im Gezweige schweifen unter seinen Klauen, ehe sie von ihren Flügeln Gebrauch machen konnten. Sogar im Wasser, sei es ruhig oder strömend, ist er zu Hause, da er anhaltend schwimmt. Er miaut ähnlich einer Katze und leidet boshaft in Gefahr.

Der Fraß des Baummarblers besteht den größten Teil des Jahres hindurch aus frischem Wildpret und Fleisch; er raubt jedes warmblütige Tier, das er zu bewältigen vermag, frisst aber bei Überfluß nur sehr wenig von größeren Stücken, sondern saugt ihnen den Schweiß und frisst das Gehirn aus, reißt daher um so viel mehr. Den alten, viel härteren Lampe beschleicht er im Lager, verbeißt sich in dessen Genid und läßt nicht los, bis sich dieser zu Tode geschnellt hat und am Schweißperleucht verendet ist; dann frisst er hier und da an ihm herum und läßt ihn liegen. Der Baummarbler fängt zwar manche Maus, auch Spitzmäuse und Maulwürfe, und frisst viele Käfer, ebenso Ebereschbeeren und Obst; wieviel Brutvögel und deren Junge und Eier er aber vernichtet und junge Hasen er würgt, weiß nur der beobachtende Jäger. Er klettert am plattesten Buchenstamm, auch am Tage, umher, läßt kein Loch, keinen Zweig ununtersucht und häfelt mit großen Behagen die jungen Höhlenbrüter, wenn sie ihm nicht unerreichtbar tief liegen, heraus; wie er den Eichhörnchen nachstellt, haben wir bei diesem gezeigt; kurz, der Jäger sieht in ihm einen so gefährlichen Feind, daß er ihm unablässig nachstellt. Neuerdings ist der B. in vielen Gegenden so selten geworden, daß den Staatsforstbeamten sein Fang untersagt wurde, damit er nicht ganz bei uns verschwindet. Der Baummarbler tanzt schon im Januar, wobei es zu bissigen Balgereien zwischen den Rüden kommt. Nach neun Wochen bringt die Weibchen 3 bis 4 etwa zwei Wochen hindurch blinde Junge, welche sie mit großer Liebe und Sorge hegt und säugt. Sie sind in ihrem Tun und Treiben höchst possierlich und werden so zahm und ihrem Pfleger anhänglich, daß sie ihm wie Hunde folgen; da sie aber ihre Räubernatur doch nicht immer verleugnen, so ist ihre Aufzucht nicht tafsam, so lohnend sie in anderer Hinsicht für den Naturfreund ist.

Jagd, Fang.

Allerdings liefert der glückliche Zufall manchmal einen B. dem Jäger vor die Finte, einige Sicherheit des Erfolges bietet aber nur eine Neue, welche der Jäger daher nie ver-

säumen sollte. Die Spur des Baummarbers hat mit der



3. Nachtsaur des Baummarbers. (1/10 nat. Gr.)

Aufstieg, so muß er den Baum von allen Seiten genau nach Löchern untersuchen; hat dies kein Ergebnis, so sind die Äste zu prüfen, besonders wo abgefallener Schnee bemerkt

bar ist, denn häufig hat der B. fortgebaumt, und dann muß der Ab sprung gesucht, bzw. der Platz umkreist werden, bis die Spur wieder aufgefunden ist. Ist ein solcher Abprung nicht nachweisbar, so erfolgt nochmalige Prüfung der Äste, und mitunter wird man den B. auf einen Ast gedrückt finden, von wo er oft keinen Fluchtversuch macht, sondern den Jäger andäugt. Steht der B. in einem Baumloch und darf der Stamm nicht gefällt werden, so läßt der Jäger durch einen gewandten Arbeiter den Stamm erklettern, während er selber mit schußbereiter Flinte, neben sich einen auf Raubzeug scharfen Gebrauchshund, das Herausfahren des Marbers erwartet. Der Arbeiter muß versuchen, diesen durch Anstoßen mit einer schwachen, biegsamen Rute zum Verlassen des Baumloches zu treiben. Gelingt das nicht, so springt der Marber meistens bald, wenn in die Baumhöh lung schwelender Buchenschwamm geworfen wird. Dieses Austräuchern ist aber, da der Baumstamm im Inneren weiterbrennen kann, meistens verboten. Auch wenn der Stamm gefällt werden darf, ist der Bestand des vierläufigen Freundes von großem Werte, denn der mit langen Fluchten heraus fahrende B. läßt dem Jäger nur wenig Zeit zum Abkommen, während der schnelle, scharfe Hund ihn sicherer fängt oder doch zu Baum treibt, verbellt und seinem Herrn zum be quemeren Schuß verhilft. Sigt der B. in einem Eichhörchennest, Raubvogelhorst usw., aus welchem mitunter ein Teil der Rute hängt oder der R. zuweilen genächt hat, so schießt man mit grobem Schrot, möglichst von der Seite, so hinein, daß man das vermuthliche Lager trifft. Bei starken und hochstehenden Horsten schießt man gegebenenfalls mit der Büchse.

Den Baummarber fängt man mit Schlagbaum, Knüppelfallen, Tellereisen und in Kastenfallen. Im Schlagbaum, der in Dün gen usw. steht, fängt sich der B. sehr sicher. Als Köder benutzt man einen Vogel, Eichelhäher, ein halbes Eichhörchen, ein frisches Hafengescheide oder dergl. Apothekermitt lungen, als Roschus, Bifam, Bibergeil, Ambra, Bilsen- und Anisöl, sind wertlos. Der Köder wird ziemlich in die Mitte des Daches, etwa 20 cm von der Oberlatte, gehängt und mit Bindfaden dicht an einer der schwachen Belagungen befestigt. Wo Räuse den Bindfaden zerreißen, befestigt man den Köder mit seinem Draht. Da der B. frisches Fleisch lieber frißt als an brüchiges, so erneuert man den Köder häufiger durch Einhängen von frischen Eichhörchen usw. Den alten, stinkenden Köder wirft man unter den Schlagbaum. Der scharfe Geruch

Spur des Hasen Ähnlichkeit, unterscheidet sich aber von dieser dadurch, daß sie kürzer und breiter ist, außerdem spüren sich Vorder- und Hinterläufe ziemlich gleich lang und breit, während sich bei der Hasenspur die Hinterläufe länger und breiter und die Vorderläufe schwächer spüren. Die Sohlen des B. sind im Winter so stark behaart, daß die Haare die nackten Ballen und Fehen verdecken. In der Regel macht der Baummarber die paarige Sprungspur, wobei er meistens einen der Läufe etwas vorseht; es kommt aber auch die Treittstellung und die Spur, welche mit der Hasenspur Ähnlichkeit hat, vor. Beim Hasen kommt die paarige Sprungspur durch Setzen der Läufe nebeneinander nur ganz ausnahmsweise vor. Wenn man in Zweifelsfällen der Spur folgt, so wird man an der paarigen Sprungspur, der ziemlich gleichen Stärke aller vier Läufe und an dem kürzeren, breiten Tritt die Marberspur ansprechen. Bei schwach gestorener Schneedecke tritt der Hase meistens durch, während der leichte Marber eher von ihr getragen wird. Ist frischer Schnee gefallen, so folgt der Jäger der gefundenen Spur oft sehr weit nach und vertritt sie, um stets zu wissen, von wo er gekommen ist. Dabei muß er aber auf Kreuzspuren achten, die durch Widersprünge entstanden sind, und genau die alte, mit Schnee befallene Spur von der frischen unterscheiden. Hört die Spur auf und findet er einen

ist die beste Bitterung für Marder und Iltisse. Zum Fange in Knüppelfallen wirft man dieselben Köder in die Falle oder bindet sie bei Abzugsstellung an den Abzug. Schlagbaum und Knüppelfallen töden der Regel nach den Marder schnell und schmerzlos. Spürt man einen B. im Winter bei Schnee an Orten im Walde, wo weder Schlagbaum noch Knüppelfalle stehen oder passend stehen können, so fängt man ihn mit Tellereisen. Man lann Vogel, Eichhörnchen, Gekseide usw. auch an einen Stod, den man wagerecht in etwa 40 cm Höhe an zwei Bäume nagelt oder festbindet, hängen. Wenn der B. den Köder nimmt, so legt man am nächsten Tage ein Tellereisen, welches man an dem Baum festkettet, da es nicht ausgeschlossen ist, daß sich auch Dachs oder Fuchs in dem Eisen fangen können, die mit dem Eisen möglicherweise einen Bau annehmen. Das Eisen legt man auf 4 kleine Steine direkt unter den Vogel und bedeckt es mit Sand. Aber den Sand streut man Blätter oder Radeln der Umgebung. Der B. fängt sich dabei beim Hochrichten häufig an den Hinterläufen. Wo Diebstahl des B. aus Schlagbaum, Knüppelfalle oder Eisen zu befürchten ist, legt man das Tellereisen in die in den Boden gestrebte Fangkiste. An den Deckel bindet man einen der genannten Köder. In den zum Fange von wilden Kaninchen in die Einfahrten der Baue gelegten Tellereisen fangen sich Baummarder leicht. Ist der Balg im Spätsommer und Frühherbst noch wertlos, so setzt man den in den schwachen Eisen meist wenig beschädigten B. in eine große Kiste, welche vorn mit starkem Drahtgesecht versehen ist, und füttert ihn so lange, bis er den teuren Winterbalg trägt.

2) **Steinmarder.** (*Mustela foina* Briss., *Martarus fagorum* auct., *Mustela martes* var. *fagorum* L.; Hausmarder, Dachmarder). In Gestalt und Stärke steht der Steinmarder dem Baummarder sehr nahe; vielleicht ist er im Durchschnitt etwas schwächer, ohne daß aber dies einen durchgreifenden Unterschied zwischen beiden Arten bildet. Die Gesamtfärbung des St. ist mehr graubraun, was hauptsächlich von der grauen, stark durchscheinenden Färbung der Unterwolle herrührt. Charakteristisch ist die Form des meist weißen, gelegentlich gelblich überhauchten Kehlsedes, der stets nach den Vorderläufen zu in zwei Gabeläste ausläuft. Die Sohlen sind dünner behaart als beim vorigen, so daß sich die Wollen deutlicher markieren. Aber die Gebißunterschiede s. die vorige Art. Farbenänderungen sind beim St. selten, doch kennt man von ihm Albinos. Die Länge eines ausgewachsenen St. beträgt einschließlich der Rute etwa 70 cm. Er kommt neben dem

vorigen vor und hat also dieselbe Verbreitung, ist aber ungleich häufiger und bewohnt mit Vorliebe Gebäude, besonders gefüllte Scheuern und Dachböden; auch im Steingeklüft trifft man ihn an, in hohlen Bäumen aber nur selten. In Parks und ähnlichen in der Nähe von Gebäuden befindlichen Anlagen treibt er sich sehr gern umher, unternimmt aber auch Streifzüge in den Wald und haust dann so wie der vorige. Der Steinmarder gibt zwar in Nord- und Raubluft dem Baummarder nichts nach, schädigt aber die Wildbahn insofern weniger, als er sein Wesen mehr in der Nähe von Haus und Hof treibt und daher den Federviehzüchter mehr brandschaft als den Jäger. Wo er nur den Kopf durchsteden kann, zwängt er den Leib nach, erscheint daher auf ganz unerwartete Weise in den Hühner- und Taubenställen und reißt, was ihm vor sein Gebiß kommt; ja, man kennt Fälle, wo er z. B. in einer Nacht 18 Hühner riß und von diesen allen nur ein einziges fortschleppte. An besetzten Wänden vermag er aufzusteigen, und nur ein breiter Blechbeschlag schützt den freistehenden Taubenschlag vor dem schlimmen Eindreher. Er raugt einen Monat später als der Baummarder, also im Februar, doch auch später; die Fäße bringt 3 bis 4 Junge, welche 9 bis 14 Tage blind sind, von der sehr aufmerksamen Mutter bei irgend welcher Gefahr in anderweitiges Versteck getragen und überhaupt während der ersten Monate höchst sorgfältig versorgt werden. Bei Tage hält sich der Steinmarder meist still, um sich seiner Umgebung nicht zu verraten; wenn aber der erste Stern erscheint, redt und dehnt er sich und erscheint an irgend welcher Luke, um alsdann auf seinem gewohnten Abstieg sich auf die Feße zu machen. Wertwürdigerweise haben Gewitter einen solchen Einfluß auf ihn, daß er lutz vor und während derselben wie unsinnig umherläuft und dabei öfter zu Schuß kommt. Trifft man die sehr niedlichen Jungen bei ihren Spielen, so werden sie leicht so außer Fassung gebracht, daß sie im starren „Angaffen“ ihres Geirades die Flucht verpassen und sich herunterstießen lassen. Die Anwesenheit des Steinmarders verrät sich bald durch dessen stark nach Wisam riechende Poxung. Der Steinmarder taubt und frißt alles, was beim Baummarder genannt wurde, ganz besonders auch süßes, getrocknetes Obst, weshalb er Vorratsböden, welche diese Ledereien aufbewahren, wiederholte Besuche abzustatten nie verfehlt.

Jagd, Fang.

Man schießt den Steinmarder gelegentlich bei Mondschein und Schnee besonders in der Kanizeit, wenn sich mehrere M. untereinander auf Dächern usw. umherbalgen und dabei ledern, außerdem beim sog. Ausstromeln.

hat man durch Spüren bzw. Sehen festgestellt, daß ein S. in einer Scheune usw. steckt, so läßt man, nachdem mehrere Jäger schußfertig das betreffende Gebäude, besonders den Einschluß beobachten, in dem Raum, in welchem man den S. vermutet, durch Trommeln an Wappspannen, Pfafen, Klingeln usw. recht großen Lärm machen und schießt den vor Angst Springenden S. oder läßt ihn von scharfen Hunden fangen und würgen. Das Schießen an Gebäuden, besonders mit Stroh und Rohr bedekten, in welchen sich die S. mit Vorliebe stecken, ist der Feuergefährlichkeit wegen verboten. Um Steinmarder, welche sich in Scheunen, die mit Stroh oder Rohr bedeckt und mit Stroh, Heu usw. gefüllt sind, in wenig benutzten Gebäuden, alten Kirchtürmen usw. aufhalten, zu fangen, kirt man sie durch Auslegen von Eiern, Vadobst, Ebereschbeeren usw. in einer Ecke an. Diese Köder kann man auf eine Lage von trockenem Sand oder gestiebtem Kaff legen oder ungefähr 40 cm darüber an einen schräg gestellten Stod, Gartenstiel usw. hängen. Wo der Fang von Käten gleichgültig ist, was in Scheunen aber wohl selten der Fall sein wird, kann man als Köder auch Hasengeheide, Vögel, Eichhörnchen usw. verwenden. Wenn der Köder vom S. genommen ist, legt man einen kleinen Schwannenhals, das Eisen Nr. 10 oder 10a oder das Tellereisen Nr. 11b zum Fange aus. Den Schwannenhals legt man so, daß die Feder in der Ecke liegt. Die Feder bedeckt man mit Stroh usw., so daß der S. den Abzugsbrotten, Vadobst usw. nicht von der Federseite nehmen, das Deckmaterial der Feder aber auch nicht beim Zuschlagen des Eisens zwischen die Bügel kommen kann. Das Tellereisen legt man unter den an dem schräg gestellten Stod, Gartenstiel usw. ungefähr 40 cm hoch hängenden Köder, daß der S. beim Hochrichten, um den Köder zu fassen, auf den Teller treten muß. Die Fangeisen werden mit Kaff, Sand usw. bedeckt. Sie sind anzuleiten, damit der gefangene S. nicht mit dem Eisen unter Stroh, Heu, Holz usw. kriechen kann, wo er mitunter gar nicht zu finden ist. Spürt man, daß der S. häufig auf einem Ballen entlang läuft, so stellt man auf diesen eine Kastenfalle oder man nagelt an einer passenden Stelle 1 m lange, 4 bis 5 cm hohe Leisten an die Seiten des Ballens und legt zunächst Kaff usw., dessen Herabfallen durch die Seitenleisten verhindert wird, auf den Ballen. Später legt man ein oder mehrere angeleitetete Tellereisen in dies Deckmaterial. Eine Kirtung ist hierbei nicht nötig. Man kann den S. auch in einer Tonne, tiefem Korb usw., die unten mit Kaff oder Sand bedeckt sind, mit Ei, Vadobst usw. kirten. Wenn er die Kirtung angenommen hat,

legt man das Tellereisen in die Tonne, nachdem man den Köder auf dem Teller befestigte. Beim Sprung in die Tonne sängt sich dann der S. Um das Fangen der in Scheunen nützlichen Käten zu vermeiden, padt man die Fangliste bis zu den Löchern an den Giebelenden in Stroh, Heu usw., hängt in der Mitte an den Deckel den Köder, nachdem man mit den beiden Schiebern oder durch Übernageln von Leisten die Einschlußlöcher so verkleinert hat, daß wohl S., aber nicht die Käte mit ihrem dicken Kopfe durch kann, legt nach Abnahme des Köders durch S. das Tellereisen Nr. 11 in die Kiste und bedeckt es mit Sand. Die Kette wird an einer der beiden vorderen Ecken durchgeleitet und der Anker durch Stroh usw. verblendet. Durch den Federüberwurf wird die Kiste geschlossen und auf den Deckel Stroh, Heu usw. so gelegt, daß nur die beiden Löcher freibleiben. Man kann auch, um Steinmarder zu fangen, zwei lebende Hühner, Lauben, Kaninchen usw. in einer selten Holzliste, die vorn dichtes, festes Drahtgesecht hat, so in eine Ecke stellen und bedecken, daß der S. nur vorn an diese Tiere kann. Davor legt man ein oder zwei Tellereisen, die angeleitet sein müssen. Wo der S. Gebäude durch Aufsteigen annimmt oder durch Abspringen verläßt, lockert man an der Stelle den Boden, wenn kein Schnee liegt, um genau festzustellen, wo man beim Einbetten des Tellereisens den Teller hinlegen muß. Um das Fangen der Hunde und Hühner zu verhüten, kann man das Eisen während des Tages mit einem Brett bedecken, welches unten zwei Leisten hat, damit der Teller nicht berührt wird. Wo S. auf einer Mauer von einem Gebäude zum anderen laufen, kann das Eisen, wenn es die Beschaffenheit der Mauer gestattet, auf diese an passender Stelle gelegt und mit losem, trockenem Sand bedeckt werden. Die betreffende Stelle darf sich aber nicht durch Erhöhung, Vertiefung oder Farbe und Beschaffenheit der Bedeckung auffällig abheben. Wo S. durch kleine Löcher in Mauern, Zäunen usw. kriechen, stellt man vor die Löcher entweder Kastensallen oder legt Tellereisen und bedeckt sie mit dem Boden der Umgebung. Da der S. an Gartenmauern usw. von einem Gebäude zum anderen und dicht an den Gebäuden entlang läuft, so empfiehlt es sich, Bretter usw. so gegen die Gebäude oder Mauern zu stellen, daß ein schmaler Gang bleibt. In diesen Zwangspañ stellt man entweder eine Kastensalle oder man legt angeleitetete Tellereisen. Damit Hunde und Hühner nicht diesen Gang benutzen und sich fangen, stellt man während des Tages den Ein- und Ausgang zu. Unter solchen Brettern usw. friert das in trockenes

Deckmaterial gelegte Eisen, wenn es gegen Rässe und Frost noch durch über die Bretter gelegtes Stroh oder Rohr geschützt ist, nicht so leicht ein. Um den Fang von Hunden, Hühnern und Katzen ganz zu verhüten, gräbt man die Fangkiste mit Köder am Dedel dicht an der Mauer, den Gebäuden usw. bis zum Dedel ein und legt das Tellereisen hinein. Sperrt man den Raum über und neben der Kiste ganz ab, so bilden die beiden Löcher in der Kiste für den S. einen Zwangspass. In diesem Falle ist es nicht nötig, Köder an den Dedel zu binden, da sich der S. in dem Eisen beim Hineinspringen in die Kiste doch fängt. Diese Kiste eignet sich auch zum Fange der S., die gern in kleinen Feldhölzern usw. umherlaufen und dort Fraß suchen, indem man die Kiste im Gebüsch, einer Lannendickung, neben Gräben usw. bis zum Dedel eingräbt. An den Dedel bindet man Geseheide, einen Vogel, ein halbes Eichhörnchen usw. und bedeckt die Kiste mit Strauch, Nadeln usw. der Umgebung. Ein Fangen von Hunden, Hasen, Fasanen, Hühnern ist dabei ausgeschlossen. Wie der Baumwarder, so fängt sich auch der Steinwarder in Tellereisen, die für den Fang der Kaninchen in den Röhren liegen, und in den im Walde, in Gebüsch, Parks und in Gebäuden aufgestellten Kästen fallen. Die in Holz verkleidete Warderfalle eignet sich ganz vorzüglich zum Fange des Steinwarkers in Gebäuden. Streifen und Spannen der Bälge wie beim Fuchs.

Literatur: Brehms Tierleben.

Warderfalle f. *Fallen III, 4.*

marfieren f. *zeichnen.*

Martol f. *Häher.*

Martwart f. *Häher.*

Marzische Würgefalle f. *Fallen II, 4.*

Marzente f. *Enten I, 1.*

Maß, die dem Wilde Äsung und Fraß bietenden Baumfrüchte, namentlich Eicheln und Bucheln. Diese nennt man auch Obermast im Gegensatz zur Unter- oder Erdmast, welche aus Insekten, anderen Kleintieren, Schwämmen u. dgl. besteht und namentlich den Säuen als Fraß dient.

Maßdarm (Weiddarm), der Endabschnitt des Darmes, der am Weidloch (After) ausmündet.

Maßjahre, solche Jahre, in denen Eichen, Buchen usw. reichlich Früchte bzw. Samen liefern. Die reichliche Äsung kommt dem Wilde sehr zu statten; es ist in W. besonders gut bei Weide, widersteht besser den Einflüssen des Winters, die Rehböde setzen gut auf usw.

Maul- und Maulenuche (Aphthenseuche), eine rasch verlaufende, sehr leicht übertragbare Krankheit der Paarhufer, die sich durch Blasenbildung im Maul und an der Haut zwischen den Klauen kennzeichnet. Sie befällt

Kind, Schwein, Schaf und Ziege und geht auch auf Büffel und andere Spaltthuser (Girsharten, Gemse und Schwarzwid) über. Ferner können Reintiere und Kamele an der Seuche erkranken. Auch beim Menschen wurden einzelne Fälle beobachtet. Der Erreger der Seuche ist noch nicht bekannt. Die Ansteckung erfolgt entweder unmittelbar von Tier zu Tier oder durch Zwischenräger. Nach der Ansteckung vergehen gewöhnlich 2 bis 7 Tage, bis die Krankheit zum Ausbruch kommt. Sie beginnt mit Fieber. Die Blasenbildung auf der Schleimhaut des Mauls und zwischen den Klauen verursacht den Tieren Schmerz, so daß sie das Futter verlagern und lahmengehen. Ein eigenartiger, schmagender Laut, den die Tiere von sich geben, und heftiges Speicheln sind häufig die ersten erkennbaren Krankheitszeichen. In gutartigen Fällen kann die Seuche in 8 bis 14 Tagen abheilen. Zuweilen treten jedoch Eiterungsprozesse hinzu, so daß bössartige Nachkrankheiten entstehen, die oft langwierig sind und tödlich verlaufen. Einmaliges Übersehen der Krankheit schützt die Tiere oft mehrere Jahre, jedoch wurden auch Ausnahmen hiervon beobachtet. Gewöhnlich heilt die Krankheit ohne weiteres Zutun ab, schwere Fälle bedürfen aber besonderer Aufmerksamkeit, Reinlichkeit, Desinfektion und tierärztlicher Behandlung. Künstliche Ansteckung der noch gesunden Tiere (Notimpfung) empfiehlt sich in verdächtigten Beständen, um ein rasches Durchseuchen zu erzielen. Auch Schutzimpfungen sind mit Erfolg ausführbar; vorläufig sind sie jedoch noch zu teuer, um allgemeine praktische Anwendung zu finden. Man beugt der Krankheit dadurch vor, daß man die für die Seuche empfänglichen Tiere möglichst vor der Berührung mit kranken Tieren oder mit Gegenständen, die mit solchen in Berührung gekommen sind, schützt. Die staatliche Velämpfung der Seuche geschieht nach den Bestimmungen des Viehseuchengesetzes. — Unter dem in Gefangenschaft gehaltenen Wilde ist die Seuche hin und wieder beobachtet worden, einwandfreie Fälle unter dem in freier Wildbahn befindlichen wurden jedoch bisher noch nicht festgestellt. Siehe auch A. Ott und A. Ströje, Die Wildkrankheiten und ihre Velämpfung.

Mäusebussard f. *Bussard I.*

Mäusefalle f. *Edelfalken II, 2.*

maufeln, das Nachahmen der Stimme der Maus, um dadurch Fische, Katzen usw. anzuloden. †

Mauser (Mauhe), der in bestimmten Perioden sich vollziehende Wechsel des Gefieders bei den Vögeln, bei welchem die alten Federn ausfallen, um durch neue ersetzt zu werden. Die M. geht stets in symmetrischer

Weise vor sich, so daß die einander entsprechenden Federn der rechten und linken Körperhälfte gleichzeitig gewechselt werden, was man am besten an den Schwungfedern wahrnehmen kann. Bei unseren einheimischen Vögeln pflegt die W. hauptsächlich im Herbst einzutreten, manche Arten haben aber außer der Herbst- auch eine Frühjahrsmausfretzel. Entweder wird das ganze Gefieder gewechselt (totale Mausfretzel) oder nur ein Teil davon. Bei vielen Raubvögeln, besonders bei den großen Arten, geht die W. so langsam vor sich, daß die einzelnen Perioden ineinander übergehen und einzelne Federn das ganze Jahr hindurch erneuert werden. Die Erpel mausern (raufen) im Sommer und verlieren hierbei die Schwungfedern so rasch nach einander, daß sie eine Zeitlang flugunfähig sind. Außer zur regelmäßigen periodischen Mausfretzel (Rauhzeit) findet auch bei gewaltsam ausgefressenen Federn zu jeder beliebigen Zeit ein Nachwachsen von Federn statt. Bei verschiedenen Vögeln kennt man außer der Erneuerung des Gefieders auch eine Schnabel- und Krallenmauser, so bei Wal- und Schneehühnern. Hierbei wird der hornige Überzug des Schnabels bzw. der Krallen tütenartig abgestoßen und ersetzt.

Mausfretzel (Rauhherpel), Erpel zur Mauszeit im Sommer; bei ihm tritt die Mausfretzel so stark auf, daß er einige Zeit gar nicht streichen kann und sich daher sehr still und versteckt hält. Manche Jäger stellen dem W. zu dieser Zeit sehr nach; doch ist dies nur bei sichtlichem Überzahl der Erpel zu empfehlen, zumal diese schlecht und zäh an Wildbret sind.

mausern s. *Mausfretzel*.

Mausfretzel s. *Mausfretzel*.

modern, ein Ton des Belasinenmännchens, den es im Balzfluge beim Abstruzen vermittelt der Stoßfedern hervorbringt.

Meer gehört nicht zum Staatsgebiet, die Jagd auf ihm ist durch die staatlichen Gesetze nicht geregelt und steht daher jedermann frei. Das Staatsgebiet erstreckt sich nur auf das Küstenmeer, dieses reicht von dem niedrigsten Wasserstande der Ebbe bis auf drei Seemeilen. Das Küstenmeer unterliegt der Gesetzgebung des Staates, ebenso wie der Meeresstrand, d. h. die Fläche zwischen dem niedrigsten und dem höchsten Wasserstande. Der Strand steht im gemeinen Eigentum des Staates, dieser hat dort die alleinige Jagdberechtigung.

Meeradler s. *Seeadler*.

Meerestier s. *Austernfischer*.

Meerforelle s. *Lachse I, 2*.

Meergans s. *Gänse II*.

Meerlerche s. *Strandläufer I*.

Meerschwalbe s. *Seeschwalbe*.

Meerschwalben s. *Mövenartige Vögel*.

Mehtlader s. *Repetiergewehr*.

Meisterjäger, in früheren Zeiten ein Jäger, welcher in seinem Fach hervorragend tüchtig war, hauptsächlich beim Vorjagen und Bestätigen verwendet wurde und einen höheren Grad bei der Jagerei innehatte.

melben. 1) Wenn der Auerhahn mit dem Balzgen beginnt, so meldet er; je nachdem dies eifriger oder launischer geschieht, gut bzw. schlecht. 2) W., im Sinne von *Schmälen* und *Schrecken*. 3) Die Hirsche m., wenn sie in der Brunst zu röhren beginnen.

Ment s. *Nöze*.

Merle s. *Drosseln 5*.

Mertin s. *Edelfalken II, 1*.

Meute, eine Anzahl Hunde, die gewohnt sind, ein Wild gemeinschaftlich zu jagen. Vor allem versteht man die Parforcehunde darunter, von denen in der Regel 50 und mehr zu einer Meute gehören, wenn man sie auch nicht immer gleichzeitig jagen läßt, sondern einen Teil in Bereitschaft und zum Ersatz zurückbehält. Übrigens nennt man heute auch eine geringere Anzahl von Findern und Bracken oder Wildbodenhunden, die zusammen jagen, W. Ihre Anwendung und Führung ist bei den betreffenden Wildarten örtlich.

Miete (Schober), an den Fütterungen oder in der Nähe der Wildbäder angelegte Stapelplätze für Laubheu, Topinamburkraut, Futtermais, Rüben und Kartoffeln. Die Schober für Hackfrüchte, Laubheu und sonstige getrocknete Pflanzen müssen durchaus trockene Fundamente haben, weil sonst das Futter durch Nässe leidet und manchmal für das Wild schädlich wird. Sie müssen auch regenicher mit Stroh, Rohr usw. überdacht sein. Man schützt sie vor dem Wilde gegen zu frühzeitige Annahme durch starke Gatter. Die Mieten für Rüben, Kartoffeln, Topinamburknollen usw. erhalten eine Unterlage von trockenem Farnkraut, Kartoffelstroh und ähnlichem billigem Material. Mit denselben Stoffen deckt man sie ein und gibt der W. einen trostlicheren Erdaufwurf. In diesem müssen sich für die Ausdüngung, um Fäulnis zu verhindern, an mehreren Stellen Rohr- oder Strohrippen bis zu den Borstäben befinden.

Milan (Milvus Cuv.); Gattung der Weihen (Milvinae). Starke Raubvögel mit ziemlich kleinem Kopf und flachem Schädel, aber sehr langen Fittichen; Stoß sehr lang und stets gabelförmig, was bei keinem anderen Raubvogel unserer Heimat vorkommt. Schnabel schwach und verhältnismäßig kurz, mit geringer Zahnausbuchtung; Haken stark gebogen. Mundspalte bis unter die Hälfte des Auges; Nasenlöcher rundlich, schräg, der äußere Rand faltig. Augen graugelblich; Nauf halb besiedert, mit Schilben; Beine kurz, mit schwachen, wenig gekrümmten

Kralen. 4. Schwinge die längste. Kopf-, Nacken- und Brustfedern adlerartig zugespitzt. — Die *M.* sind keine schnellen Flieger, ihr Flug aber sieht prächtig aus. Sehr träge, erbeteln sie gern von den Edelfalcken den Raub, den sie nur dicht am Boden greifen können. Der Fraß besteht aus Ragetieren, Lurchen, jungem Geflügel, auch Kröten für sich und Aas. Bei uns 2 Arten.

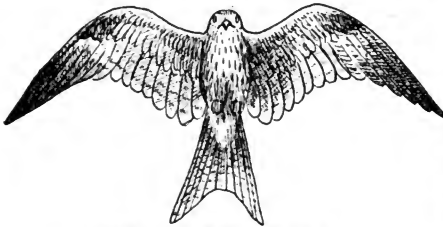
• 1) r o t e r M i l a n (*Milvus milvus L.*, *M. regalis Bris.*; Gabel-, Königsweiß).

Beschreibung.

Länge (W.) 66 bis 70, Breite 155 bis 158, äußere Stoßfedern 36, mittlere 29, mithin der Stoß 7 cm tief ausgeschnitten, Schnabel 4, Lauf 7, Mittelzehe 3,8, ihre Krallen 2, Innenzehe 2, ihre Krallen 2,5 cm. Das Männchen ist um 4 bis 5 cm länger und verhältnismäßig schwächer. Die vorherrschende Farbe des r. *M.* ist lebhaft rostrot mit dunkelbraunen und schwarzen Zeichnungen, das Auge der jungen Vögel bräunlich-grau, im Alter grünlich-gelb. Schnabel an der Spitze dunkel, in der Jugend hornfarbig-schwarzgrau, im Alter gelblich-weiß, Fänge odergelb, Krallen schwarzgrau, Lauf bis über die Hälfte besiedert, Hosen lang. Zehen kurz mit sehr dicken, nicht hohen Fangnarven oder Zehenballen, regelmäÙig gefiedert; mittlere Zehe mit 13, äußere mit 8, innere und hintere mit meist je 5 Ballen; an der Vorderseite des Laufs sechs große Schilber, dessen Hinterseite und die übrigen Teile des Fanges weiter, bzw. enger geneigt. Der tief gegabelte Stoß macht den r. *M.* vor allem kenntlich, auch sind die angegebenen Farben strichhaltig, da er nach Alter

schmalen Außenseite schwarzbraun, an der breiten Innenseite dunkel rotbraun, am Rand mit 13 bis 14 dunklen, schmalen Binden, die sich nach unten hin verkürzen. Die Schäfte der Stoßfedern sind oberseits schwarzbraun, unterseits hell rötlich-weiß, die Bänderung der Oberseite schimmert durch. Obere Flügeldeckfedern rötlich-grau mit dunklen, soweit sie bedeckt sind, weißen Schäften. Die bedeckten Teile der größeren Deckfedern weiß, wodurch bei Verschiebung die ganze Färbung ein buntes Aussehen erhält. Handschwingen glänzend schwarz, oberhalb des nicht ausgehweiften Teils weiß mit dunkler Bänderung, die unteren Flügeldeckfedern am Daumen rötlich mit dunklen und weißen Flecken, sonst weiß. Kehle und Brust hellrostrotlich mit großen, braunen, der ganze Leib rotbraun mit dunklen Schaftstrichen. Stoßfedern rötlich-weiß ohne Zeichnung. Schnabel gelblich-weiß, Spitze dunkler, Wachshaut gelb. Augen grünlich-gelb. Das alte Weibchen ist durchweg intensiver rotbraun gefärbt, nur Scheitel, Nacken und der untere Teil der Kehle bräunlich, sonst dem vorigen sehr ähnlich. Das Dunenkleid ist auffallend locker und lang, namentlich am Kopf und Hals; letztere sowie die Unterseite weiß, Hinterkopf mit feinem, rostfarbenem Anflug, ganze Oberseite hellgraubraun. Der junge Vogel hat auf Stirn, Scheitel und Hinterkopf graubraune, rötlich geränderte, an den Kielen und Spitzen weiÙe Federn mit schwarzen Schaftstrichen. Hals-, Brust- und Schulterfedern rötlich-braun mit weißen Spitzen und schwarzen Schaftstrichen. Der ganze übrige Vorderleib rötlich-

braun mit weißen Schaftstrichen und Schäften, die kleinen Flügeldeckfedern weiß, die Rückenfedern rötlich hell abgetanzt. Der junge Vogel hat ein viel helleres, bunteres Kleid, erhält aber schon in der zweiten Mauser dunkle Schaftstriche; bei der dritten Mauser erhält er das Kleid des alten Vogels. Augen gelblich-grau, Schnabel dunkel horngrau, Wachshaut und Fänge mattgelb. — Die angegebenen Farben wechseln je nach Jahreszeit und



1. Flugbild des roten Milans (Breite etwa 150 cm).

und Geschlecht nur wenig von dieser Hauptfärbung abweicht. Das alte Männchen ist an Kopf, Nacken und Kehle weißlich mit schwarz-grauen Schaftflecken, Rückenfedern dunkelbraun, rostrot eingesaft und hell gefanzt mit schwarzen Schäften. Bürzel und mittlere Stoßfedern rostfarbig, Randfedern an der

Alter, doch ist der rote *M.* kaum mit anderen Raubbögeln zu verwechseln. Schon sein leichter, schwebender Flug mit eigentümlich wintlig gebogenen Flügeln macht ihn in der Luft kenntlich, abgesehen von dem weißlichen Kopf und gegabelten Stoß, den er in fortwährender Tätigkeit als Steuer

braucht, während er wohl eine Viertelstunde ohne Flügelschlag kreist. Seine Stimme, die man nur zur Paarungszeit vernimmt, ist ein angenehmes klingendes, trillerndes Pfeifen.

Verbreitung, Nahrung.

Der r. M. ist über ganz Europa (nördl. bis 60. Grad) und das benachbarte Asien, auch Klein-Asien und Palästina, verbreitet. In Großbritannien früher zahlreich, jetzt fast ausgerottet; in Deutschland früher häufig, jetzt immer seltener durch vieles Abschießen und Hofstaussnehmen. Liebt Wärme und ist deshalb für das nördliche Deutschland, dessen wasserreiche Ebenen er gern bewohnt, Zugvogel meist in kleinen Gesellschaften (September-Oktober und März-April). Bei mildem Winter bleibt er bisweilen in Deutschland, sonst überwintert er in Südeuropa und Nordafrika, aber nicht in Ägypten. — Zur Horstzeit sucht er lichte Wäldungen, sonst liebt er Feldhölzer als Nachtquartiere, hält sich bei Tage aber am liebsten auf Feldern und Ebenen auf, wo er von einem Pfahl oder Stein herab auf Raub lauert. Der Gang des roten M. ist mehr ein Hüpfen als ein Schreiten, wobei er bald die Flügel zu Hilfe nimmt.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Außerordentlich gefräßig, lebt der rote M. von kleinen Nagern, Amphibien und Reptilien, toten und lebenden Fischen, die er von der Oberfläche der Gewässer nimmt, mit Vorliebe von Aas; er kann jungem Geflügel (Fasanen, Enten, Gänse, Haushühnern) sowie den Brutten von Sumpf- und Feldvögeln, überhaupt der kleinen Jagd, gefräßig werden, wenn ihm gewöhnlicher Fraß mangelt und er Junge zu füttern hat. Ein gefährlicher Räuber ist er jedoch nicht, vielmehr macht er sich durch seine Vertilgung von Nagern und Aas mehrfach nützlich und verdient daher, auch wegen seines immethin selteneren Vorkommens, Schonung. Der r. M. ist in seiner prächtigen Erscheinung eine Zierde für Wald und Feld. Den Edel Falken jagt er manchen guten Bissen ab, muß aber ihn auch oft den Krähen und Konsorten lassen. Der Herbstzug (September-Oktober) findet in Gesellschaft und ohne Eile statt, da einzelne M. alles sich Darbietende gern mitnehmen und so ein fortwährendes Niederlassen und Ausschwingen entsetzt. In der Gesangschaft wird er sehr zahm. Sein Horst steht teils auf Laubhölzern, teils auf Kiefern, besteht aus Reisern, Wurzeln, Seideltraut und enthält sonderbarerweise stets Lumpen und Papier. Der alte Horst wird mit Vorliebe wieder bezogen und ausgebessert; die heraushängenden Linnen usw. kennzeichnen ihn. Das Gelege besteht aus 3 bis 4 Eiern, die kaum von Bussardeiern zu unterscheiden sind, in Form und Größe von 54 : 44 bis 60 : 46 mm wechseln

und im unbebrüteten Zustand eine grünlich-weiße Grundfarbe mit großen und kleinen, rotbraunen Flecken und Punkten haben, welche zuweilen am unteren Pol kranzförmig auftreten. Die Eier kennzeichnen sich durch eigentümliche feine, braune Striche und Schnörkel, welche aber auch, wenngleich selten, auf Bussardeiern vorkommen. Von Mitte April ab findet man die Gelege, welche in etwa 26 Tagen ausgebrütet werden; ob von Weibchen und Männchen abwechselnd, ist nicht erwiesen, jedoch soll schon ein Männchen mit Brutstiel geschossen worden sein. Das Weibchen sitzt gegen Ende der Brutzeit sehr fest und streicht erst nach wiederholtem Klopfen vom Horst ab. Das Männchen trägt fleißig Fraß herbei. Die Jungen werden mit Insekten, Fröschen u. dgl. gefüttert, später mit allem, was die Alten erwischen können, zuweilen auch zahmem und wildem Geflügel, jungen Kaninchen, Hasen. Die faulenden Reste des Fraßes bleiben auf dem Rande des Horstes liegen und verbreiten einen widerlichen Geruch, der auch dem erlegten M. anhaftet. So feig der rote M. sonst ist, seine Brut verteidigt er selbst gegen Menschen sehr tapfer; einem am Horstbaum emporkletternden Jungen stieß ein M.-Männchen wiederholt wütend nach dem Kopf.

Jagd.

Der rote M. gehört in Deutschland zu den nach dem Reichsvogelschutzgesetz zu schonenden Raubvögeln. — So dreist der M. werden kann, wo er nicht verfolgt wird, so scheu wird er, wenn er Gefährten abnt. Im Freien ist ihm daher mit dem Gewehre kaum beizukommen, schon auf einige hundert Schritt streicht er ab, so daß sogar ein Büchschuß nur wenig Erfolg verspricht. Leichter ist der rote M. in hellen Wäldern von einem seiner Schlafbäume herabzuschießen; auch bei trübem Wetter läßt er den vorsichtig birschenden Jäger auf Schußweite heran kommen. Um so gründlicher kann man ihn dagegen durch Zerstörung der meist nicht schwer zugänglichen Horste vertreiben und besonders, wenn die Jungen schon eine gewisse Stärke haben, so daß die Alten keine zweite Brut mehr beginnen können. Wirft man dabei die Horste von den Bäumen herunter, so meiden die bisherigen Inhaber diese Gegend in den meisten Fällen für lange Zeit. Auch in Fällen ist der rote M. öfter gefangen worden, so auch im Habichtstorb und Falkenstoh, sofern diese für senkrecht stehende Vögel durch die Kreuzleinen fängisch gestellt wurden. Mit Erfolg hat man Tellereisen im seichten Wasser gelegt, so daß der M. den Köder vom Land aus nicht erreichen konnte, sondern das Trittbrett berühren mußte. Am gründlichsten bekämpft man ihn aus der Krähenhütte mit dem Uhu,

welchen er sehr feindselig anfällt. Man kann ihn zwar mit Erfolg reizen, muß aber damit innehalten, sowie er heransteigt, damit sein ungemein scharfes Auge den Betrug nicht erkennt; denn möge er noch so sehr mit dem Uhu beschäftigt sein, die Hütte mit den Schießlöchern läßt er so leicht nicht aus den Augen und streicht bei dem geringsten Verdacht ab. Während der Jagzeit stoßen die einzelnen heranziehenden M. selbst dann auf den verhassten Uhu, wenn sie die geschossenen Kameraden liegen sehen, vorausgesetzt, daß ihnen die Ursache von deren Untergang unbekannt blieb; haben sie aber die Schüsse wahrgenommen, so schwenken sie ab. Bei windigem Wetter stoßen sie am heftigsten. Wo Luder ausgelegt ist, wird man M. selten vermissen, und liegt dies bei einer Hütte, so kann man manchen Schuß auf sie anbringen. Der rote M. war zur Zeit der Falkenjagd ein sehr begehrtes Beizobjekt, denn da er vermöge seines langen Stoßes mit sehr geschickten Wendungen sich lange Zeit die auf ihn geworfenen Falken vom Leibe zu halten verstand, so gab er das herrlichste Schauspiel einer Luftjagd ab, und deshalb wurde er mit dem Namen Königsweiß beehrt, den er durch seine sonstigen Eigenschaften keineswegs verdient.

2) Schwarzbrauner Milan (*Milvus korschun* Gm., *M. migrans* Schw., *M. ater* Gmel.; Wasser- oder schwarzer Milan).

Beschreibung.

Länge (W.) bis 60, Breite bis 120, Stoß 28, 2,5 cm tief gegabelt, Schnabel 3,5, Lauf 6,5, davon unbefiedert 3,4, Mittelzehe 3,2, ihre Krallen 1,7, Innenzehe 1,9, ihre Krallen 2,2 cm (zwischen Außen- und Mittelzehe eine ganz schmale Spannhaut). Das Männchen ist etwa 6 cm kürzer und verhältnismäßig schwächer als das Weibchen. Das alte Männchen hat auf Kopf und Hals dunkelgraue, schwarz gestrichelte, scharf zugespitzte Federn; Rücken dunkelbraun, graubraun gerändert, der verdeckte Teil der Federn meist mit unregelmäßigen Binden. Die Schwingen unterhalb der Einschnürung schwarz, an den Innenfahnen dunkelbraun. Bürzelfedern dunkelbraun, soweit sie bedeckt sind, weiß; Stoßfedern wie der Rücken, die äußeren mit vielen, wenig kennlichen Binden; Schäfte grauweiß. Innere Flügelbedeckern am Daumengelenk rostbraun. Auf Brust und Bauch hell gesäumte, graubraune Federn mit schwarzen, soweit sie bedeckt sind, grauweißen Schäften. Unterleib und Steiß rostbraun mit schwarzen Schäften, Hofen rostrotlich. Wachsahut, Rundwinkel und Fänge ockerhell, Bartborsten schwarz, zwischen weißen Dunen. Schnabel schwarz, bis unter das halbe Auge gespalten. Iris grünlich-gau. Lauf vorn

mit 9 großen, Innenzehe mit 5, Mittelzehe mit 11 bis 12, Außenzehe mit 5 Schüdern, der übrige Teil grob genezt. Sohlen rauh, Ballen nicht sehr dick, Krallen schwarz. Das Weibchen ist auf Kopf und Rücken bräunlicher, im übrigen rötlicher. Der junge Vogel ist in allgemeinen mehr erdbraun mit rostgelblichen Spigenräumen. Stoßbinden sehr verwaschen; es unterscheiden sich demnach die



2. Flugbild des schwarzbraunen Milan
(Flugbreite etwa 115 cm).

Geschlechts- und Alterskleider nur wenig. Das Dunenkleid ist sehr locker, Oberseite graubraun, Unterseite weiß mit bräunlichem Anflug. Im Flug könnte er zwar bezüglich seiner Stärke und Färbung mit einem Bussard verwechselt werden, doch kennzeichnen ihn der lange Stoß und die schlankeren Flügel mit etwas vortretendem Bug hinlänglich, auch streicht er weit gewandter und viel schneller.

Verbreitung. Aufenthalt.

In Nordeuropa (Schweden, Finnland usw.) nur vereinzelt; mehr Bewohner von Mittel- und Südeuropa, Westasien, Kleinasien bis Palästina, Persien und Turkestan. Im Herbst (September-Oktober) zieht er südlich und überwintert in ganz Afrika (auch Madagaskar). — In Deutschland gehört der schwarzbraune M. zu den Brutvögeln; sein Horstgebiet ist mehr östlich der Elbe (Grenze etwa die Wasserscheide zwischen Elbe und Weser), denn er horstet nur vereinzelt westlich der Elbe (z. B. bei Eichersleben, früher auch zuweilen in der Rüneburger Heide, sogar in Westfalen), häufiger an den ostpreussischen und pommerischen Seenplätzen; vereinzelt an den mecklenburgischen und brandenburgischen Seen; im Herzogtum Braunschweig (1909 einmal bei Helmstedt) u. a. Er zieht lichtere Waldungen, besonders Mittelwälder, größeren, dunklen vor; stets aber liebt er Wasser in der Nähe, an dessen Rand er gern sitzt. Nur in Nordafrika findet man ihn in trockeneren und felsigeren Gegenden. — Bei Tage blüht er auf Erhöbungen, von denen aus er auf Traß lauert, zur Nacht streicht er dem Walde zu. Viel beweglicher als der rote M., hält er sich nicht so lange an einem Platz auf wie jener.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Der schwarzbr. M. unterscheidet sich in seiner Lebensweise nur wenig vom roten M., doch ist er lüfterner nach Fischen (besonders zur Laichzeit) als jener und blodt gern in der Nähe von Fischerhütten, um sich die Abfälle anzueignen. Er vermag auch lebende Fische zu fangen, sofern er nach ihnen nicht tauchen muß, und füttert seine Jungen mit ihnen. Außer Vurchen und Kriechtieren schlägt er junge Hasen, Ziesel, Hamster, Mäuse und raubt Nester aus, so daß er, wo er sich bliden läßt, von den bedrohten oder beraubten Vögeln verfolgt wird. Was nimmt er so gern wie der rote M. an. Er baut einen verhältnismäßig kleinen Horst am Stamm oder in einer Astgabel, bezieht aber lieber verlassene Horste anderer Raubvögel, so daß sein Horst an den verschiedensten Stellen zu finden ist. Er horstet auch gern in der Nähe, ja selbst mitten in Reiser- und Scharbenkolonien, weil ihm die zahlreichen Abfälle dort bequemen Fraß bieten. Er legt später als der rote M., da er erst nach diesem bei uns ankommt, so daß die Gelege erst mit Ablauf des April fertig sind. Die 3 bis 4 Eier sind von denen des roten M. schwer zu unterscheiden; meist etwas kleiner (53,2 : 42,1 mm), ähneln sie ihnen in Färbung und Gestalt so, daß nur Empfang aus verbürgter Quelle oder eigenhändiges Ausnehmen sichere Gewähr bieten. Der Horst verbreitet durch die vielen faulenden Fischreste oft einen unerträglichen Geruch. Die Jungen haben im Gegensatz zu denen des roten M. eine sehr aufrechte, stolze Haltung und flattern gern aus dem Horst, ehe sie flugbar sind; ist dies der Fall, dann wandert die ganze Gesellschaft aus dem Holz in Felder und Brucher und raubt nun umher, wobei sie auch der kleinen Jagd gefährlich wird.

Jagd.

Bei uns ist der schwarzbr. M. ziemlich selten, in Ägypten dagegen, wo er sich durch Begräben von Auswurfstoffen aller Art sehr nützlich macht und daher nicht verfolgt wird, lebt er inmitten der menschlichen Wohnungen und bestiehlt deren Inhasen im Verein mit dem ihm verwandten Schmaropermilan (*M. parasiticus*) auf die unverkämteste Weise. Seine in jenen Ländern ihm hoch angerechneten Verdienste fallen bei uns selbstverständlich nicht ins Gewicht, und deshalb wird ihn der Jäger sowohl als auch der Fischer und Landmann, dessen jungem Geflügel er sehr nachstellt, mit Recht verfolgen. Am sichersten geschieht dies am Horste durch dessen Vernichtung, wobei die Alten zu Schuß kommen können. Ist aber eins von ihnen geschossen, was wahrscheinlich am ehesten dem Weibchen begegnen wird, so kommt das Männchen nicht heran, auch dann nicht, wenn

es überhaupt Gefahr wittert; es wurde beobachtet, daß der schwarze M. bei solcher Gelegenheit dem brütenden Weibchen hoch aus der Luft Fische in den Horst fallen ließ. Wenn der Brutvogel abstreicht, weiß er geschickt hinter Stämmen Deckung zu nehmen. Vor dem Uhu ist gegen ihn wenig anzurichten, da er diesen nicht sonderlich beachtet und, wenngleich er heranstreicht, doch sich nicht lange aufhält und nicht aufhakt. Im Wasserbömisch, einem Falkenstoß über dem Wasser mit einem Fisch als Köder, auch auf mit einem Fisch beladerten Tellereisen soll man ihn fangen können.

Literatur: Raumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas; Riesenhal, Die Raubvögel Deutschlands; E. Schaff, Ornithologisches Taschenbuch, 2. Aufl.

Milzbrand kommt als ansteckende Krankheit außer bei den Haustieren (Rind, Schaf, Pferd, Schwein, Hund) auch bei Elch-, Rot-, Dam-, Reh- und Schwartzwild und beim Fuchs vor. Auch Hasen und Kaninchen sind für die Seuche empfänglich. Sie wird durch Bazillen verursacht, die gewöhnlich vom Magen und Darm aus in den Tierkörper eindringen und sich im Blut und in den inneren Körperorganen vermehren. Gelangen die Milzbrandkeime mit blutigen Abgängen oder den Kadavern an M. verendeter Tiere in oberflächliche Erdschichten, so können sie sich, namentlich nach Bildung von Dauerpoten, viele Jahre lang anfeuchtungsstüchtig erhalten. Werden nun solche Milzbrandkeime mit dem Futter oder Trinkwasser in mehr oder weniger großer Menge von den Tieren aufgenommen, so rufen sie plöbliche und verschieden heftige Seuchenausbrüche hervor. In einzelnen Fällen stürzen die Tiere wie vom Blitz getroffen nieder und verenden in wenigen Minuten; meist jedoch verläuft die Krankheit in 1 bis 2 Stunden, ausnahmsweise in mehreren Tagen tödlich, sie kann aber auch in Genesung übergehen. Die auffälligste Erscheinung bei den an M. verendeten Tieren ist der Austritt von dunkelrotem Blut aus den natürlichen Körperöffnungen. Bei der Sektion findet man die Milz stark geschwollen und im Inneren zu einem schwarzroten Brei erweicht. Blutige Ergüsse in der Bauchhöhle, im Darm und anderen Körperteilen vervollständigen das Bild des M., dessen Vorliegen durch den mitrostypischen Nachweis der Milzbrandbazillen endgültig bewiesen wird. Behandlung kranker Tiere durch innerliche Anwendung von Desinfektionsmitteln ist empfohlen, kommt aber meist zu spät. Wichtiger ist die Vorbauung, die, wie auch die veterinärpolizeiliche Bekämpfung der Seuche, darin gipfelt, daß Weide und Wasser von der Verunreinigung mit Milzbrandbakterien durch

unschädliche Beseitigung der Kadaver geschützt werden. Das Fleisch milzbrandkranker Tiere ist geeignet, die menschliche Gesundheit zu schädigen, und darf deshalb, wie auch die Häute solcher Tiere, nicht in Verkehr gebracht werden. In neuerer Zeit sind durch Schutzimpfung gute Erfolge bei der Milzbrandbekämpfung erzielt worden.— Beim Menschen erfolgt die Ansteckung gewöhnlich von Hautwunden aus, die er sich beim Hantieren mit kranken oder an M. verendeten Tieren zugezogen hat. Auch blutsaugende Insekten werden als Zwischenträger der Seuche be-

alles Schalentwieses vom Elch bis zum Reh. Selbst sehr heimliches Wild steht nicht selten am Tage in Schlägen mit Misteläufung. Für die Winterfütterung ist diese Pflanze vorzüglich geeignet. Wo es viele M. gibt, kann eine planmäßige Fütterung mit ihnen eingerichtet werden. Es ist ein kostenlos zuwachsendes, sehr nützlichcs Nährmittel für das Wild. Man erntet nur die stärksten Büsche und schon die geringeren. Knaben holen sie mit Haken an federleichten Bambusstangen aus den Wirtsbäumen. Man legt sie in geringen Mengen täglich an den Fütterungen aus. Verfassung,



Mistelkraut.

schuldt. In der Regel bilden sich beim Menschen örtliche Milzbrandgeschwüre, die bei rechtzeitiger operativer Behandlung geheilt werden können.

Milzschuß zeitigt ähnliche Erscheinungen wie **Leberschuß**.

Mistelbrand s. Bestand.

Mistel (*Viscum album*), eine immergrüne Schmaroterpflanze auf Kanadischen Bappeln, Weiden, Obstbäumen, Linden, Ebereschen und Weißtannen. Die Äste, Blätter und Früchte behalten große Frische auch im Winter. Sie besitzen einen hohen Gehalt an Stickstoff, Kali, Kalk und besonders Phosphorsäure, so daß sie dem Wilde im höchsten Maße angenehm sind. Die M. ist eine Lieblingsäufung

Haar, Kopfschmutz und Jungwild entwickeln sich vorzüglich nach dieser Äufung. Sie ist gleichsam eine Verbindung der Raß- und Trodenfütterung; denn die nahrhafte, fleischige, eigentümlich feste Pflanze enthält viel Vegetationswasser. Ihr alleiniger Genuß hat nicht jene oft tödlichen Durchfälle und verderblichen Verstopfungen wie beim bloßen Äfen von Kartoffeln und Rüben zur Folge. Auch findet keine Überlastung des Verdauungsapparates statt. Leider gelingt die Anpflanzung fast nur durch Drosseln und ähnliche Vögel, sehr selten durch den Menschen.

Mistelbrossel s. Drosseln 2.

mitfahren, der Bewegung des flüchtigen Wildes mit dem Gewexre folgen.

mitnehmen. Das *M.*, der Auswurf, am besten aber Einschlag genannt, ein Zeichen der Rotwildjähre; wird als gerechtes Hirschzeichen angesehen. Es entsteht dadurch, daß der Hirsch ein abgetretenes und in der Höhle der Schalen mitgenommenen Stückchen Glasalm an einer anderen Stelle auf wunden Boden im Tritte liegen läßt, es eintritt, einschlägt.

mittschwingen des Gewehres s. *durchschwingen*.

Mittelbär, ein Bär vom vollendeten 3. bis 6. Lebensjahre.

Mittelente s. *Enten I, 2.*

Mittelsjagd s. *Jagdeinteilung.*

Mittelsjäger s. *Säger 2.*

Mittelschnepse s. *Schnepsen II, 2.*

Mittelsproß, das Ende am Hirschgeweih, welches zwischen Augen- und Eisproß, wenn letzterer vorhanden, waren der Krone (bei den Damhirschen der Schaufel) ziemlich in der Mitte der Stange steht.

Mitteltücher (Dänische Tücher) sind etwas niedriger als die hohen *T.* Sie genügen aber allen Zwecken, waren leichter, besser zu handhaben und daher beliebter als die hohen Tücher (s. a. *Tücher*).

Mittelwald s. *Betriebsart.*

Röhrenhuhn s. *Wasserhuhn.*

Röhrenlopf s. *Mövenartige Vögel I, 1.*

Rohrkräbe s. *Hackfrüchte.*

Rösch, selten für *Kahlhirsch*. — S. a. *Gänse II, 2.*

Röschgeier s. *Geier II, 3.*

Rond, halber s. *Flügelhorn.*

ronströds s. *widersinnig.*

Roorente s. *Enten II, 1, 4 und III, 1.*

Roorfuchs s. *Fuchs.*

Roorgans s. *Gänse I, 2 und II, 2.*

Roorhuhn, schottisches s. *Schneehuhn 1.*

Roorliefer s. *Nadelhölzer.*

Roorfchneehuhn s. *Schneehuhn 1.*

Roorfchneepse s. *Schnepsen II, 2.*

Roorbeere s. *Bereentrücker.*

Roorente s. *Enten I, 1.*

Rordfalle s. *Fallen II, 3.*

Morgensalz, die Salz am Morgen im Gegenfaze zur *Abendfals*.

Mornellregenpfeifer s. *Regenpfeifer 5.*

Röwenartige Vögel (Laridae), eine Familie aus der Ordnung der Langschwinger oder Seevögel (Longipennes). In der Beschreibung Langflügler oder, nach Brehm, Seevögel liegt ihre wesentliche Charakteristik: Die sehr langen und spitzen Flügel überragen meist den Stoß; Vorderbein durch ganze Schwimmhäute verbunden; die hoch eingelenkte, den Boden nicht berührende Hinterzehe ist frei. Der scharf gerandete Schnabel endet an der Spitze haftenförmig; wo die Mutterfesteräste zusammenstoßen, findet

sich ein nach unten vorstehender Winkel. Die Ruher stehen ziemlich in der Mitte des Rumpfes, weshalb die Langflügler nicht ungeschickt gehen. Die Färbung der alten Vögel setzt sich aus Weiß und Silber- oder Schiefergrau zusammen, wogegen die Jugendkleider dunkel meliert und gefleckt sind. Die Lariden sind äußerst gewandte und schnelle Flieger, wie es eben ihr Geschäft erfordert; über die Raßen gefräßig, sind sie stets mit der Füllung des Magens beschäftigt, und da heißt es oft schnell und geschickt nach dem Fisch oder Weichtier stoßen, wenn die abrollende Welle das Riff für einen Augenblick bloßlegt. Sie lassen ihren Fraß durch Stoßen mit dem Schnabel, und da sie dabei gelegentlich stark eintauchen, hat man sie Stoßtaucher genannt, obgleich ihnen das eigentliche Tauchvermögen abgeht. Die Lariden leben gesellig, kaum wird jemand eine einzelne Röwe gesehen haben, es sei denn eine ins Binnenland verstrichene; ihr Element ist die See, welche von manchen nur zum Brüten verlassen wird, sonst ziehen sie zahllos von Pol zu Pol. Es gibt unter ihnen auch raubgierige Arten, die sog. Raubmöwen, die als echte Räuber nicht nur den anderen die junge Brut entführen, sondern auch als Raubfischmarooper die schwächeren zwingen, die Beute fallen zu lassen, welche sie dann geschickt auffangen. Sie bringen sogar durch unablässiges Bedrängen ihre Feinde dahin, die schon verschluckte Beute wieder auszuspeien, um ein ekelhaftes Nachmahl zu halten. Nur ihre Eier sind zu gebrauchen, die Federn saugen sich bald voll Tran und sind nicht besonders geachtet; das Wildbret ist gänzlich ungenießbar, und wenn sie mithin den Jäger im allgemeinen wenig interessieren, muß dieser doch Naturfreund und -forscher genug sein, um ihre hauptsächlichsten Formen zu kennen oder lernen zu lernen, mit denen wir uns hier auch nur befassen können.

1. Gattung: *Eigentliche Röwe* (Larus L.).

Schnabel sehr stark, mit einer ununterbrochenen Hornbede bekleidet; Oberkiefer an der Spitze hakig abwärts gebogen, Unterkiefer mit stumpfem Winkel nach oben, vom vorigen überragt; die Firske tritt in die Stirnbesiedelung ein und bildet dadurch seitliche Federschnepfen. Schneden sehr scharf, nach bis an das Auge gespalten, Nasenlöcher meist auf der Mitte des Schnabels in länglichen Gruben, Zunge oft zweispitzig. Die drei Vorderbein mit vollen Schwimmhäuten; erste Schwinge die längste. Stoß nicht gabelförmig.

Bei fast allen Röwenarten ist die Lebensweise so ziemlich gleich, alle sind sie Fleischfresser und huldigen dem Wahlspruch:

Je mehr, desto besser! — auf die Qualität kommt es ihnen weniger an. In erster Reihe fressen sie Fische, welche der Oberfläche des Wassers nahekommen, und die sie mit großer Geschicklichkeit mit dem Schnabel fangen. Wenn sie aber bei stürmischem Wetter, das die Flut trübt und die Fische auf den Grund treibt, diesem Geschäfte nicht nachgehen können, so drängen sie sich auf den Rissen zusammen und fischen nach den durch Abrollen der Wellen sichtbar werdenden Weichtieren, kleinen Muscheln usw. oder suchen am Strande nach totem Auswurf des Meeres, denn sie sind nämlich arge Kastreffer. Anhaltende Stürme bringen ihnen daher manche Fasttage; mit schrillen, hungrigem Geschrei begleiten sie dann das Getöse der Wogen über der Brandung und geben dem Aufruhr der Elemente eine drastische Staffage. Auf die Fischerei in der offenen See hat ihr Auftreten natürlich keinen fühlbaren Einfluß, die wallende Hand der Natur gleicht hier aus; in Binnengewässern aber, in welchen man auf den Fischbestand Wert legt, sind sie keineswegs bedeutungslos, daher den Fischern und Fischhütern sehr verhaßt, die durch Wegnahme der Eier an ihnen Vergeltung üben. Dagegen schaffen sie, wo sie im Binnenlande brüten, auch nicht unerheblichen Nutzen, denn scharenweise fallen sie auf den frisch gepflügten Äckern ein und verzehren alles, was Gewürm heißt, in der gerade vorhandenen Menge, folgen auch vertraut und dicht gedrängt dem pflügenden Landmann und verschlingen mit Beglügen die ausgewählten Engerlinge oder Haschen nach Mäusen. Vom ästhetischen Standpunkte sind sie eine große Zierde der Gewässer, stehen mit ihrem meist blendend weißen Gefieder höchst lebensvoll von der blauen Flut ab, und selbst das schrille, einem schwachen Ohr allerdings unangenehme Getöse gehört zur Romantik der brausenden See. Den Bewohnern mancher nordischen Insel sind die brütenden Röven eine erhebliche Quelle von Geldeinnahme und Nahrung, sie leben zeitweise von den Eiern, verkaufen sie massenweise und legen solchen Wert auf die Erhaltung dieser Mitbewohner ihrer Felsen- gestabe, daß das Wegnehmen der Eier polizeilich geregelt ist und nur in einem gewissen Maß betrieben werden darf, weil sonst die Brutvögel diese Plätze für immer oder doch auf lange Zeit verlassen würden. Röven-eier kommen als Nahrungsmittel weit ins Binnenland hinein, wo sie als eine beliebte, sehr nahrhafte Speise gern gekauft werden. Auf diesen Felseninseln brüten die Lariden oft dicht gedrängt aneinander, denn der verfügbare Boden ist dort knapp und die Schär der brütelustigen Vögel Legion.

1) *L a c h m ö w e* (*Larus ridibundus* L., *Xema ridibundum* et *pileatum* Brehm, *Croicocephalus ridibundus* Eyton; gemeine, totsüßige, brauntöpfige, schwarzköpfige Lachmöwe, Rohrentopf, Hutmöwe, Kapuziner-möwe, Spedmöwe). Länge 37 bis 42, Stoß 8,5, Schnabel 3,3, Lauf 5 cm. Schnabel verhältnismäßig schwach, an der Spitze sehr wenig gebogen, nach dem Alter von trüb fleischfarbig bis hochrot; Nasenlöcher röhrenförmig, in der Wurzelhälfte: die Schwingen weit länger als der Stoß. Im Sommerkleide Kopf kaffeebraun, vorn bis an die Gurgel, hinten mit dem Schädel abschneidend, dicht hinter dem Auge ein kleiner, weißer Fleck, Vorderseite und Stoß weiß, Mantel graubläulich, Schwingenspitzen schwarz, Ruder fischrot, Iris braun. Im Winterkleide Kopf weiß, auf dem Ohr und vor dem Auge je ein buntes Fleckchen. Schnabel und Ruder heller rot. Im Jugendkleide sind Gesicht, Oberhals, Bauch und Bürgel weißlich,



1. Flugbild der Lachmöwe
(Breite etwa 90 cm).

die Oberseite erdbraun mit helleren Flecken und Säumen, der Stoß mit breiter, schwarzbrauner Endbinde. Schnabel fleischfarbig, nach der Basis hornbräunlich, Ruder blaß fleischfarbig. Schon im ersten Winter treten hellgraue Federn im Mantel auf, aber noch im zweiten Sommer finden sich dort einzelne süße bräunliche Federn. Die L. bewohnt süße Gewässer und nistet an unseren bewachsenen, schlammigen Wasserflächen. Ihre Heimat reicht vom südlichen Norwegen durch ganz Europa und das gemäßigte Asien. Durch Vertilgen von Ungeziefer, das sie u. a. auch wie die Krähen dem Pfluge folgend auflieft, wird sie sehr nützlich, weshalb sie auch durch das Vogelschutzgesetz geschützt wird. Die drei Eier, 56 : 36 mm groß, von einfarbig bläulichweiß bis zu braungelb mit dichten, dunklen Flecken schattiert. Im März und Oktober zieht sie, oft in einem Winkel geordnet.

2) *S t u r m i n ö w e* (*Larus canus* L., *L. procellosus* Bechst., *L. cyanorhynchus* M. et W.; Wintermöwe). Länge 40,5, Stoß 13,3, Schnabel 3,7, Lauf 5, Mittelzehe ohne Nagel 3,4 cm. Schnabel stark, etwas hakenförmig gebogen, an der Vorderhälfte gelb, an der Wurzelhälfte bei Alten grünlich-gelb, bei Jungen bläulich, Nachen hochgelb. Im Sommerkleide der Mantel bläulich-grau, die

Handschwingen schwarz mit weißen Spitzen, die ganze übrige Färbung glänzend weiß. Ruder gelblich. Iris dunkelbraun. Im Winter finden sich auf der Oberseite, besonders auf Kopf und Nacken, matt braungraue Flecken. Im Jugendkleide ist der Kopf grauweiß, vor dem Auge ein dunkler Fleck, auf Scheitel und Nacken dunkel gestrichelt, Rücken und Flügel graubraun mit dunkleren Schäften und hellen Säumen, Handschwingen schwarzbraun, Mittel- und Hinterschwingen braungrau, Stoß weiß mit dunklem Saum. Die St. ähnelt ganz außerordentlich der Silbermöve (s. 4), von der sie sich aber stets durch ihre geringere Stärke unterscheiden läßt. 2 bis 3 Eier, 58 : 42 mm groß, auf grauem, gelblichem, auch rötlichem Grunde mit grauen Schalenflecken und schwarzbraunen Flecken und Punkten, manchmal Schnörkeln, gezeichnet. Sie bewohnt als Brutvogel den Norden von Europa und Asien, ist an den Nord- und Ostseeküsten gewöhnlich, häufig in Schweden und Rußland. Binnengewässer sucht sie nur im Notfall auf, doch findet man nach stürmischen Wetter nicht selten St. im Binnenlande, meilenweit von der Küste.

3) *Heringsmöve* (*Larus fuscus* L., *Leucos fuscus* Kaup., *Larus flavipes* Meyer; kleiner Schwarzmantel, gelbfüßige Möve). Länge 61,5, Stoß 13,7, Lauf 6, Schnabel 5 cm. Die Schwingen übertragen den Stoß fast um dessen Länge. Im Alter sind Mantel und Schwingen vorherrschend grauschwarz, alles übrige weiß, Schnabel hochgelb mit rotem Fleck an der Spitze, Iris schwefelgelb mit rötlichen Lidern. Im Winterkleide auf Kopf und Nacken gestrichelt. In diesem und dem Jugendkleide vor dem Auge ein dunkles Fleckchen; in letzterem die Oberseite dunkel braungrau mit hellen Säumen, die Unterseite weißlich mit spärlichen Flecken, Handschwingen braunschwarz, Stoß hell und dunkel gefleckt. Schnabel schwarzgrau, Ruder trüb fleischfarbig, im Alter schön gelb. Heimat der höhere Norden von Europa, von welchem sie im Winter an unsere Küste kommt; auch einige Stellen des Mittelmeergebietes beherbergen sie. 2 bis 3 Eier, den vorigen ähnlich, grobkörnig, 67 : 47 mm groß.

4) *Silbermöve* (*Larus argentatus* Bruenn., *Laroides argentatus* Brehm, *Glaucus argentatus* Bruch.; Blau- oder große Sturm- möve, große Silbermöve). Länge 67,5 bis 62, Stoß 16,5, Schnabel 5,4, Lauf 6 cm. Schnabel in der Jugend bräunlich, im Alter gelb mit rotem Fleck am Unterkieferwinkel; die Ruder gelblich fleischfarben. Im Sommerkleide ist die Färbung vorherrschend weiß, Mantel aschblau, die größeren Schulter- und hintersten Schwingsfedern mit weißen Ranten. Die Spitzen der großen Schwingsfedern z. T.

schwarz. Im Winterkleide sind Kopf und Hals graubraun gefleckt, vor dem Auge ein schwarzer Flecken. Im Jugendkleide ist der Mantel graubraun mit hell rostfarbigen Flecken, im übrigen trübweiß mit graubraunen Längs- und Quersflecken, auf dem weißen Stoß schwarzbraune Flederflecken. — Die Silbermöve ist ein nordischer Vogel der ganzen Alten Welt und geht weit über den 66.° nördl. Br. hinaus; gleichwohl gehört sie zu den großen Möven, welche sich noch am häufigsten auf umfangreichen, offenen Binnengewässern sehen lassen, und sie überwintert nicht ungerne an den norddeutschen Küsten, von wo aus sie dem Laufe größerer Ströme ins Binnenland folgt. Ihre Nistplätze sind auf den Inseln und Küsten der Nordsee, wie namentlich bei List auf Sylt, wo die Wegnahme ihrer Eier früher den Einwohnern ein gewinnbringendes Gewerbe war; an den deutschen Ostseeküsten brütet sie fast nirgends. In den gänglich kunstlosen Nistvorrichtungen findet man zu Ende des Mai 2, selten 3 Eier, 70 : 50 mm groß, von gelblicher oder grünllicher Grundfarbe, dunkel gefleckt, doch auch ganz einfarbig bläulich-grün, überhaupt sehr wechselnd in der Färbung. Ihr Geschrei klingt wie „Kjau-kjau“ oder in der Erregung wie ein lachendes „Jajajajaja“. Sehr neugierig, d. h. in ihrer menschenleeren, nordischen Heimat, kommt sie dem Jäger entgegen- gestrichen und zu Schuß, wenn er ganz still verharrt oder sich niederlegt. Hat sie aber ihren Feind erkannt, so hört diese vertrauensselige Neugierde sehr bald auf. Sie folgt den Heringszügen und verrät diese dadurch den Fischern; den Abfällen von der Fischerei stellt sie gierig nach, wobei sie sehr dreist ist.

5) *Eismöve* (*Larus glaucus* Bruenn., *Leucos glaucus* Kaup., *Laroides glaucus* Bruch.; Bürgermeistermöve, große nordische Möve). Länge 62 bis 70, Stoß 11,8, Schnabel 6,8, Lauf 7 cm. Die ganze Oberseite bläulich-grau, Unterseite weiß, der ganze Vogel ohne jede dunkle Färbung, auch die Schwingsfedern ohne Schwarz. Flügel länger als der Stoß, Schnabel mit hakenförmiger Spitze, in der Jugend schwärzlich, im Alter gelb mit rotem Fleck am edigen Unterschnabel; Iris in der Jugend braun, im Alter gelb, Ruder dementsprechend fleischfarbig bis gelblich. Im Winter sind Kopf und Hals bräunlich gestrichelt. Das Jugendkleid ist hell bräunlich



2. Kopf der Silbermöve.

melirt und geseckt. Die E. gehört noch ausschließlicher dem Norden an als die vorige und kommt nur selten an die deutschen Küsten, etwas häufiger an die Nordsee als an die Ostsee, ins Binnenland wohl niemals; auch sind diese meist verflagenen Vögel hauptsächlich junge, welche an dem trüberen Weiß und der grauen Fledung bald zu erkennen sind. Ihre Stimme klingt wie „Jagaj-jag“ oder „Kuu-kuu“ und besonders lässlich, wenn sie ihre Brut gefährdet sieht; sie ist die feste, treue Begleiterin der nordischen Seefahrer, Walfänger usw., auf deren Abfälle sie begierig lauert.

6) *M a n t e l m ö v e* (*Larus marinus* L., *Dominicanus marinus* Bruch; Schwarzmantel, große Heringsmöve, Riesenmöve). Länge 65,5 bis 70, Stöß 18, Schnabel 6, Lauf 6,8 cm. Mantel und Schwingen alter Vögel grauschwarz, Ruder fleischfarbig, die Flügel übertragen nur wenig den Stöß. Der sehr starke Schnabel mit großem Haken im Alter gelb mit rotem Fleck am Unterkieferwinkel, in der Jugend grauschwarz; Iris je nach dem Alter von Braun bis lebhaft Gelb. Das Gefieder gleicht fast ganz dem der Heringsmöve, doch ist die M. von jener durch die bedeutendere Stärke und die viel längeren Flügel sicher zu unterscheiden. Sie ist ein nordischer Vogel, der auf den klippigen Gestaden vieler Nordseeinseln, jedoch nicht auf deutschem Gebiete, brüet. Junge und Alte kommen nicht selten gegen Winter zu uns. 2 bis 3 Eier, 75 : 55 mm groß, wie die der vorigen; manchmal sind sie fast einfarbig gelblich-grün, am oberen Teile rötlich abfärbend mit dunklen Flecken.

7) *S t o ß m ö v e* (*Larus minutus* Pall., *Xema minutum* Boie, *Croicocephalus minutus* Eyton; kleine Möve, Zwergschwalbenmöve). Länge 28, Stöß 8, Schnabel 2,4, Lauf 2,6 cm. Außensahne der ersten Schwinge schwarz, alle Schwingen grau mit weißen, schwärzlich geränderten Spigen, Unterseite der Flügel dunkler als die Oberseite; Schnabel dunkelbraun bis schwarz; kürzer als die Mittelzehe ohne Nagel; Ruder rot. Im Sommerkleide ist der ganze Kopf tiefschwarz, der Mantel bläulich-grau, Unterseite und Stöß weiß, ersterer mit rötlichem Anfluge. Im Winterkleide vor dem Auge und auf dem Ohr ein dunkler Fleck, Hinterkopf und Nacken aschgrau. Im Jugendkleide der Rücken braun mit hellen Säumen. Das östliche und südöstliche Europa sowie das gemäßigste Asien sind ihre Heimat; sie nistet auch bei uns an der Weichsel, Oder und Elbe. Weist 3 Eier, 31 : 23 mm groß gelblich oder grau-bräunlich, zuweilen auch grünlich mit dunkler Fledung; den Eiern der Flußseeschwalbe zum Verwechseln ähnlich.

II. Gattung: Dreizehnmöve. Rissa.

Kennlich an der ganz verflummerten, stummelförmigen oder fehlenden Hinterzehe. Lauf viel kürzer als die Mittelzehe ohne Kralle.

1) *D r e i z e h n m ö v e* (*Rissa tridactyla* L., *Larus tridactylus* L., *Gavia tridactyla* Boie; Stummel-, Winter-, Eis-, Fische-, Haffmöve). Länge 37 bis 41, Stöß 12, Schnabel 3,5, Lauf 3 cm. Im Sommerkleide ist der Mantel lebhaft graublau, die Spigen der vier vordersten Handschwingen schwarz, die Fahne der vordersten mit schwarzem Außenrande, die fünfte und sechste Schwinge mit weißen Spigen, die übrige Färbung weiß. Das Winterkleid unterscheidet sich durch grauen Hinterhals, einen dunklen Fleck vor dem Auge und einen größeren grauen auf dem Ohre. Der Mantel des Jugendkleides ist viel dunkler, auf Rücken und Schultern schwärzlich gefleckt, die kleinen Flügeldecken schwarzbraun, Kopf, Hals, Unterseite weiß, auf dem weißen Stöß ein dunkler Saum, die Fleder vor dem Auge und auf dem Ohre wie im Winterkleide, im Nacken ein schwarzer Streifen, Handschwingen mit schwarzem, Armschwingen mit weißen Spigen. Der Schnabel je nach dem Alter dunkelgrünlich bis gelb, Ruder rötlich-grau bis rotbraun. Die 2 bis 3 Eier sind 61 : 48 mm groß, auf olivenbräunlichem oder mehr weißlichem Grunde mit grauen und dunkelbraunen Flecken besetzt und rundlich. Sie lebt vom höchsten Norden beider Erdhälften bis nach Schottland, den skandinavischen Küsten, Nordrussland usw., nistet auf den Felsen der nordischen Inseln und Küsten in großen Scharen und kommt auch im Winter in stärkeren Flügen an unsere Küste sowie bis nach Afrika.

Einige seltene hochnordische Möven, z. T. besonderen Gattungen angehörig, sollen hier wenigstens kurz erwähnt werden, da sie vereinzelt bei uns beobachtet worden sind.

2) *D i e E i s e n b e i n m ö v e* (*Pagophila eburnea* Phipps) ist alt ganz weiß, auch auf dem Mantel, jung schwarz gefleckt. Schnabel der Alten grünlich-grau mit gelber Spitze, der Jungen schwärzlich; Ruder schwärzlich. Länge etwa 40 cm, Schnabel 3 cm.

3) *S c h w a l b e n m ö v e* (*Xema sabinii* Ross; gabelschwänzige Möve); kennlich an dem stark gegabelten Stöß. Bei den Alten im Sommer Kopf und Oberhals grauschwarz, unten von einem schwarzen Ring begrenzt, Mantel aschgrau, die großen Schwungfedern zur Hauptfahne schwarz, das Übrige weiß. Schnabel schwarzbraun mit gelber Spitze, Ruder schwarzbraun. Kopf im Winter weiß und grau gefleckt; bei den Jungen Oberseite grau-braun, rot-

farbig und schwärzlich gezeichnet. Länge reichlich 30 cm.

4) *Roseumöve* (*Rodostethia rosea* Maogr.). Stoß keilförmig, seine mittleren Federn länger als die äußeren. Weiß mit grauem Mantel, schwarzem Halsring, z. T. schwarzen Handschwingen und rosenfarbenem Anflug am Rumpf. Schnabel schwarz, Ruder rot. Im Winter ohne Halsring; ebenso bei den dunkel gefleckten Jungen. Polarergebenden Asiens und Nordamerikas. Länge 30, Schnabel 2, Lauf 3 cm.

III. Gattung: Raubmöve (*Stercorarius*).

Schnabel mäßig hart, an der Spitze hakenförmig gebogen; die Wurzelhälfte des Ober- und der unteren Hornbede fleckig; die Nasenlöcher liegen vor der Mitte des Schnabels; die beiden mittleren Stoßfedern sind verlängert. Krallen spitz und stark gekrümmt,



3. Kopf einer Raubmöve.

raubvogelartig. Alle Raubmöven haben einen eigentümlich kopfweissen und unstenen Flug, lange, spitze und schmale Flügel und streichen mehr, als sie schwimmen und laufen. Ihr Gefieder ist zur Hauptsache dunkelfarbig. Sie jagen nicht nur anderen Seevögeln ihre Beute ab, sondern greifen auch schwächere Tiere an, auch rauben sie Eier und Zunge aus Nestern.

1) *Große Raubmöve* (*Stercorarius catarrhactes* L., *Catarrhactes skua* Steph., *Lestris skua* Brehm.; größte Raubmöve, *Skuamöve*). Länge 55, Stoß 15,5, Schnabel 5,2 (im Bogen), Lauf 7 cm. Auf dem Flügel vor den großen Schwingen ein länglicher, großer, weißer Fleck, mittlere Stoßfedern nur wenig verlängert, an den Spitzen abgestutzt; der starke Schnabel ist vor dem Haken etwas aufgeschwungen, dunkelbräunlich mit schwarzer Spitze; Ruder dunkelgrau bis schwarz mit raubvogelartigen, scharfen, gekrümmten Krallen; Iris braun. Gesamtfärbung ein dunkleres Braun, auf der Oberseite mit dunkel rötlich-gelben Schaftflecken. Ihre Heimat sind die Felsengestade des Nordens beider Hemisphären, sie wird selten zu uns verschlagen. Ihre Nahrung bilden alte und junge Vögel, Fische und Seetiere; sie nötigt durch Wischhandlungen andere Möven, ihr den Fraß abzutreten. Die 2 Eier sind 68 : 48 mm groß,

olivengelblich oder grünlich mit grauen und bräunlichen, verwaschenen Flecken.

2) *Schmarotzermöve* (*Stercorarius parasiticus* L., *Catharacta parasitica* Bruenn.; *Schmarotzermöve*, gemeine Raubmöve). Länge 50 cm bis zur Spitze der äußeren Stoßfedern, Stoß 12,5, Schnabel 3, Lauf 4,4 cm. Hauptfärbung fahlbraun, die mittleren Stoßfedern bis 9 cm verlängert, an den Enden schmal zugespitzt, bei jungen Vögeln weniger. Eier wie die der vorigen Art, doch nur 54 : 42 mm groß. Auch die *S.* ist ein durchaus nordischer Vogel, der sich aber, wenn auch selten, doch häufiger bei uns bliden läßt als die anderen.

3) *Mittlere Raubmöve* (*Stercorarius pomarinus* Temm., *Lestris pomarina* Vieill., breitschwänzige Raubmöve, *Spatalmöve*). Länge bis zur Spitze der äußeren Stoßfedern 44 cm, Schnabel 3,5 cm, Lauf 5 cm. Die mäßig verlängerten, mittleren Stoßfedern sind am Ende abgerundet, nicht zugespitzt. Im Sommer Oberseite dunkel rufbraun, Ober- und Bordertopf fast schwarz, Kopf- und Halsseiten gelblich, Unterseite sonst weißlich, an den Hals- und Rumpfsseiten dunkel gebändert. Schnabel blaugrau, vorn schwarz, Ruder blaugrau mit dunklen Schwimnhäuten. Winterkleid ähnlich, an den Weichen und Stoßbederen helle Flecken. Jugendkleid düster graubraun, z. T. mit helleren Federstäben. Heimat der hohe Norden beider Erdhälften, bei uns sehr selten im Winter.

4) *Kleine Raubmöve* (*Stercorarius cepphus* Bruenn., *Lestris cepphus* Keys. et Blas., langschwänzige, lanzettschwänzige Raubmöve). Kennlich an der geringen Größe. Länge 35 bis 38, Schnabel 2,5, Lauf 3,5 bis 4 cm. Mittelste Stoßfedern schmal und spitz, 12 bis 15 cm länger als die anderen; Schäfte der 4 bis 6 ersten Handschwingen weiß. Die alten Vögel treten in einer hellen und einer dunklen Form auf. Bei der ersteren ist die ganze Unterseite vom Kopf an weiß, an den Weichen grau, Mantel dunkel braungrau, ebenso Bordertopf und Stoß. Die dunkle Form ist auch an der Unterseite düster braungrau. Schnabel bräunlich, Ruder blaugrau mit dunklen Schwimnhäuten. Die jungen Vögel sind düster gefärbt, oben mit ruffarbenen Säumen. Heimat der Norden der Alten und Neuen Welt, südlich bis Nordschottland; bei uns unregelmäßiger Wintergast an den Küsten.

Jagd. Fang.

Aus den vorstehenden Schilderungen wird der Jäger schon entnommen haben, daß diese Vögel eigentlich nur wenig sein Gebiet betreffen; sie lohnen einen geordneten Jagdbetrieb eben nicht. Während der Brutzeit

sie zu schießen, wird dem echten Weidmann widerstreben, zumal er auch mit der Beute nichts anzufangen wüßte, und außerhalb derselben, auf dem Zuge bei uns, sind die M. scheu und verlangen verdinge ihres dichten Gesiebers einen sehr berben Schuß. Wo, wie an öden Strandflächen, nur wenig Menschen verkehren, streichen die Röwen neugierig dem Jäger entgegen, der nun seinerseits, wenn er nicht sehr erfahren im Abschüßen der Entfernung ist, meist zu früh schießt, so daß wohl die Schrote gegen den Vogel prallen, dieser selbst aber wohlbehalten und schleunigst umkehrt, um nicht wiederzukommen. Kann man sich verdeckt und unter Wind anschleichen, so glückt wohl ein Schuß; doch steht dann der ganze Flug schnell auf und streicht ab. Aber selbst dieses Anschleichen ist mißlich, weil unter den sehr rührigen Vögeln stets einige herumstreichen und ein einziger Warnungsruf genügt, um die anderen zu vertreiben. Die Jagd auf solche Vögel bleibt daher immer eine unsichere Sache und der Erfolg dem Zufall anheimgegeben.

Auch die angebehenen Fangmethoden verprechen nicht viel. So soll man aus zwei dünnen, 50 cm langen Spänen einen Kranz machen, in der Mitte ein Fischchen anbinden, rund herum Leimruten stecken und diese Vorrichtung, an einem Bindfaden besetzt, schwimmen lassen; die herumstreichenden Röwen sollen nun, wenn sie nach dem Fischchen stoßen, an den Leimruten kleben bleiben. Der Mücke hat, mag sich diesen Zeitvertreib gestatten, denn ein solcher kann es nur sein, da der glückliche Jäger einer oder einiger Röwen, wenn er nicht wissenschaftliche Zwecke verfolgt, kaum wissen wird, was er mit diesen schreienden Fressern machen soll. Auch werden die Röwen oft, und zwar die großen Arten besonders durch Spedfischchen oder kleine Fische von den Matrosen, wenn sie die Langeweile dazu treibt, von den Schiffen geangelt. Haben sich Röwen an Binnen-gewässern angesiedelt und will man sie von dort entfernen, was wohlbegründet sein kann, da Enten und andere angenehmere und nutzbarere Wasservögel durch sie vertrieben werden, und zwar teils durch direkte Angriffe, teils durch die fortwährende Unruhe dieser Gäste, so muß man die Eier auffuchen und wegnehmen oder, noch besser, die noch nicht flugharen Jungen von den Hundsn greifen lassen und beseitigen. Die Alten streichen und stoßen dann dicht um und auf die Hunde und Jäger und kommen dabei zu Schuß.

Den Jäger vom Jach wird also die Röwenjagd wohl schwerlich reizen, auch der Jagdbiletant kann etwas Besseres tun, als die prächtigen Vögel nur aus Langeweile herunterzulassen. Jedemfalls ist und bleibt die lebensfrische Möwe eine schönere Zierde

der blauen Boge als die verendete an der Jagdtasche ihres Erlegers.

Literatur: Raumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas; E. Schäff, Ornithologisches Taschenbuch, 2. Aufl.

Für die nicht im Binnenlande brütenden M. gilt das Vogelschutzgesetz vom 30. Mai 1908. Über das Sammeln der Eier s. das beim Kiebitz, Jagd, Gesagte.

Röwensturmvögel s. Sturmvögel II.

Müde s. Fliege.

muden; üble Gewohnheit mancher Schützen, beim Abfeuern den Abzug kurz durchzureißen und das Gewehr dabei aus der Richtung zu bringen, zu verreißen. Das M. hat seine Ursache in der Furchtscheu, der nervösen Furcht vor dem Knall und dem Rückstoße. Man mudt immer nach unten, so daß der Schuß manchmal schon wenige Schritte vor dem Schützen in den Boden geht. Der Fehler läßt sich durch stete eigene Beobachtung und Willensanspannung wohl beseitigen.

Ruffelwild (Rufflon; Ovis musimon L.), eine Wildschafart von Sardinien und Korsika, die man mit gutem Erfolge an mehreren Orten Österreich-Ungarns und später auch Deutschlands eingebürgert hat. Zuweilen wird auch das Mähnenfah (Ovis tragelaphus Desm.), für das mitunter die Bezeichnung Mähnenmufflon gebraucht wird, mit dem echten Rufflon verwechselt, deshalb geben wir im folgenden die Beschreibungen beider Schafarten, die gänzlich voneinander abweichen.

Beschreibung.

Das Rufflon (Ovis musimon L.) ist ein einem mittelgroßen Hausschaf an Stärke gleichkommendes Wildschaf von etwa 1 m Körperlänge und 70 cm Höhe, sowie einem Gewicht bis zu 50 kg. Wie alle Wildschafe, trägt es keine Wolle, sondern ziemlich straffes Haar, am Kumpf zur Hauptsache von fuchsig brauner Färbung, am Rücken schwärzlich, am Kopfe grau, mit weißer Umgebung des Bindhanges, sowie weißer Unterseite des Kumpfes, weißem Spiegel. Ebenso sind die Innenseite und die untere Hälfte der stämmigen Läufe gefärbt. Bei den Böden, besonders bei älteren Stücken, findet sich an den Kumpfseiten ein großer, sattelartiger, weißer oder weißgelblicher Fleck, der besonders an der im allgemeinen dunkleren Winterbehaarung deutlich hervortritt. Unten am Halse pflegt bei den Böden das Haar etwas mähnenartig verlängert zu sein. Die Geißen sind im allgemeinen etwas heller, fahler gefärbt als die Böde, zeigen in der Regel den Sattelfleck nicht und entbehren meistens der Hörner (Schneden), die jedoch gelegentlich als kurze, höchstens fingerlange, fast gerade, schlafte Ägel auftreten können. Ausgewachsene Böde tragen dagegen ein starkes,

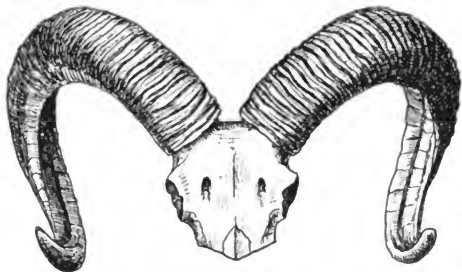
an der Wurzel dieses, querrundeliges Gehörn. Die Hörner sind im Querschnitte stumpf dreieckig, die Seiten etwas eingebuchtet; ihre Wurzeln stoßen dicht aneinander, dann biegen sich die Hörner nach den Seiten und nach hinten und wenden sich mit den Spitzen einander wieder zu, so daß von vorn gesehen das rechte Horn nach links, das linke nach rechts sich windet. Bei alten Böden wachsen zuweilen die Hornspitzen direkt in den Hals. Im übrigen kommen allerlei Verschiedenheiten in bezug auf die Stellung der Hörner gegeneinander, z. B. auch in bezug auf die Bindung vor. Das oben genannte Rähnenschaf oder der Rähnenmufflon (*Ovis tragelaphus* Desm.) bildet durch das Fehlen der Kränengruben und Klauendrüsen, die sonst ein Merkmal der Schafe gegenüber den Ziegen sind, einen

Sardinien und Korsika, wo er sich rudelweise findet, zur Hauptsache in den unzugänglicheren Teilen des Inneren. Je mehr die Inseln dem Touristenverkehr aus geschlossen werden, um so größer wird die Gefahr, daß das interessante Wild in seinem Bestande zurückgeht, wenn auch die Jagd schwierig und mühsam ist. Vorläufig ist freilich der Mufflon noch durch seine Vorsicht und seine äußerst scharfen Sinne geschützt.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Das M. windet ganz außerordentlich fein und steht mit Vorliebe an solchen Stellen, an denen der Wind kräuselt, wodurch die Jagd selbst bei vorchtigstem Anblicken fast immer vergeblich wird. Etwa fünf Monate nach der in den Dezember und Januar fallenden, von heftigen Kämpfen der Böde begleiteten Brunst

sehen die Weihen ein Ris, gelegentlich auch wohl zwei, die rasch heranwachsen und selbständig werden. Da der Mufflon weniger Felsentier als Waldbewohner ist, so eignet er sich für viele Gegenden Deutschlands zum Einbürgern, wie durch umfassende Versuche in der Gohrde, im Harz, Taunus und Soling, sowie im Anhaltischen, um die sich besonders Herr Oskar v. Ledebors in Hamburg verdient gemacht hat, zur Genüge bewiesen worden ist. Klima, Bodenbeschaffenheit und Nahrung sagen dem Mufflon bei uns zu. Er selbst empfindet sich durch seine Anpassungsfähigkeit, Härte, sowie durch seine äußeren und inneren Eigenschaften, zu wech erkeren auch sein sehr schmachtendes Wildbret zu rechnen ist, so daß zu Einbürgerungen in unseren Mittelgebirgen, sowie in trockenen Heidegegenden der Ebene mit gemischten Waldungen sehr zu rathen ist.



Mufflonhörner.

Übergang zu der letzteren Wiederläuergruppe. Seinen Ramen hat das fast einfarbig lehm gelbe Wild von der mähenartigen Verlängerung der Behaarung an der Unterseite des Halses vom Kinn ab, zu der noch Haarbüschel unterhalb der Vorderlinie kommen. Bei alten Böden hängen diese Rähnen und Büschel (Ranschetten) bis zu den Schalen herab, während sie bei den Weihen viel schwächer entwickelt sind. Beide Geschlechter sind gehörnt, die Weihen jedoch schwächer als die Böde. Die Hörner sind im Querschnitt etwas mehr rundlich als beim echten Mufflon, zeigen eine Art Kante auf der Vorderfläche, sowie bis dicht vor der abgesehenen Spitze zahlreiche, wenig erhabene Querrunzeln.

Verbreitung, Aufenthalt.

Die Heimat des Rähnenschafes, mit dem man z. B. auch bei uns (so im Teutoburger Walde, im Harze) Einbürgerungsversuche gemacht hat, bilden die Gebirgszüge Nordafrikas. Der echte Mufflon dagegen lebt in den gebirgigen Teilen von

Sardinien und Korsika, wo er sich rudelweise findet, zur Hauptsache in den unzugänglicheren Teilen des Inneren. Je mehr die Inseln dem Touristenverkehr aus geschlossen werden, um so größer wird die Gefahr, daß das interessante Wild in seinem Bestande zurückgeht, wenn auch die Jagd schwierig und mühsam ist. Vorläufig ist freilich der Mufflon noch durch seine Vorsicht und seine äußerst scharfen Sinne geschützt.

Jagd.

Die Jagd auf das Russelwüld beschränkt sich zumeist auf Anfsiß und Virsch; im Hinblick auf seine außerordentlich scharfen Sinnesorgane stellt ihre Ausübung sehr hohe Anforderungen. Es windet und vernimmt genau so scharf wie die Gemse, äugt aber viel besser, und der starke Bod gibt im allgemeinen dem braven Hirsch oder Schausler an Scheu und Vorsicht durchaus nichts nach. Im Treiben verhält es sich ähnlich wie das Rotwüld, es läßt sich gut einzeln, aber nur schlecht treiben und von Wappen wenig oder gar nicht blenden. Es ist sehr

hart und bietet in der Flucht ein schwieriges Ziel.

Literatur: Teuborpi, Das Muffelwild.

Ründung, die vordere Öffnung des Gehirnlauferes.

Ründungsgeschwindigkeit, die Geschwindigkeit des soeben den Lauf verlassenden Geschosses (v o). Sie wird nicht gemessen, sondern aus v 12,5 hjo. v 25 errechnet (s. Anfangsgeschwindigkeit).

Ründungsbohrung s. Würgebohrung.

Runition, sowohl die fertige Patrone als auch deren einzelne Bestandteile (s. Ladeweise).

Rürbebraten s. Lendenbraten.

Murmeltier, Alpenmurmeltier (*Arctomys marmota* L., *Mus marmota* L., *Mus alpina* Blumenb.; Murmeli, Rißbeller, Rantei).

Weibmännliche Ausdrücke.

Das männliche Tier heißt vielfach **B ä r**, das weibliche **K a t z e** oder **M ü t t e r i n**.

Beschreibung.

Die einzige auf deutschem Boden vorkommende Art aus der Gattung *Arctomys*, die zur Familie der Eichhörnchen im weiteren Sinne (*Sciuridae*) gehört. Eine zweite Art, das Steppenmurmeltier oder der Bobak (*Arctomys bobak* Schub.), lebt im östlichen Europa, soll aber hier nur nebenbei erwähnt werden. Alle *M.* sind durch breite Ragezähne und kurze Rute von den eigentlichen Eichhörnchen unterschieden. Das Alpenmurmeltier erreicht etwa 60 cm Länge, wovon gegen 10 cm auf die buschige Rute kommen. Die Gestalt ist unterseht und kräftig, die Läufe kurz, die Gehöre fast ganz im Balge verdeckt, der Kopf erinnert sonst an den eines großen Eichhörnchens. Der dicke und ziemlich langhaarige Balg ist auf der Oberseite des Rumpfes und Kopfes schwarzbräunlich, z. T. grau gestrichelt, auf dem Kopf ziemlich schwärzlich, die Lippen weißlich. Körperseiten und Unterseite zeigen eine mehr rostgelbliche Färbung; die Rute ist am Grunde braun und rostgelb meliert, nach der Spitze zu schwärzlich. Die Jungen sind mehr einfarbig, fast bräunlich. Etwas ändern die einzelnen Farbentöne bei den Alten ab, auch kennt man sowohl in Schwarz als in Weiß ausgeartete Stücke. Am Skelett sind die starken Kanten und Leisten des Oberarmes bemerkenswert, an die sich eine kräftige Muskulatur, entsprechend der Grabetätigkeit des Tieres, ansetzt. Die starken Ragezähne zeichnen sich durch lebhaft rotgelbe Färbung ihrer Vorderfläche aus. Von den fünf oberen Badenzähnen ist der erste wesentlich kleiner als die übrigen, im Unterkiefer stehen vier Badenzähne. Die Rätterin hat zwei Paar Zehen an der Brust, drei Paar am Bauch. Infolge der sehr kurzen Läufe geht das *M.* unbeholfen, schleift den Bauch fast auf dem Boden, ist aber im Kreuz sehr kräftig, vermöge dessen

es gern auf dem Hinterteil aufrecht sitzt (Männchen macht) und, einem ausgestopften Balg ähnlich, scheinbar sehr dumm die Umgebung angafft. Dennoch äugt und vermindert es sehr scharf, und ein Pfiff des ankündigenden Teils der Gesellschaft veranlaßt ihre sämtlichen Glieder, schleunigst zu Bäume zu fahren.

Bekanntere Gebirgsweife, Fortpflanzung.

Plinius nannte das *M.* *Mus alpinus*, es war also den Römern bekannt geworden. Es ist ein Bewohner der Alpenregion oberhalb der Waldbzone und kommt in den Alpen, Pyrenäen und Zentralkarpathen vor. Die ödesten, stillsten Felsenhalben sind das Heim dieses echten Gebirgskindes, welches an deren sonnigen Abhängen ein harmloses, munteres und gefelliges Dasein hinbringt. Die *M.* äßen nach Kobells Mitteilungen seine Waldfäuler, vorzüglich deren Wurzeln, und lieben besonders die Reifenwurz (*Geum montanum*); aber auch die giftige weiße Rieswurz oder den Germer (*Veratrum album*) sollen sie benagen. Sie bewohnen Bäume unter Felsblöden und können nicht leicht getrieben werden. Wo dies möglich ist, geschieht es im Spätherbst, zu welcher Zeit sie schlafen; denn wenn sie wachen, so sollen sie, wie behauptet wird, sich so schnell weitergraben, daß man mit der Arbeit nicht nachkommen kann. Mit Tagesanbruch kommt einiges Leben in die Kolonien, sorgsam prüft ein alter Rantei an der Aufsicht die Umgebung und rückt endlich, wenn alles sicher ist, heraus. Den Alten folgt der jüngere Nachwuchs und äßt an dem kurzen Graze sehr schnell umher, beim ersten Warnungspfiff aber fährt alles topfüber zu Bäu. Dem *M.* stellt außer dem Menschen besonders der Steinadler nach; früher war es viel häufiger und ein beliebtes Erwerbsmittel für Savoyardenknaben, die es zum Tanzen abrichteten und sonstwie quälten. Im Sommer halten sich die *M.* nur in Notbäumen auf; wenn aber die Sonnenstrahlen schräger und blässer werden oder gar Schnee einfällt, so ziehen sie sich in ihre mit weichen Gräsern beglückte ausgepolsterten Winterbäume zurück, verklopfen den Eingang, rollen sich dicht aneinander und verschlafen den langen Winter, wobei ihre Körpertwärme auf 5° herabsinkt; sie atmen dann in einer Stunde nur 15mal und haben überhaupt den höchsten Grad von Fäullosigkeit. Die Paarung erfolgt im April im Bäu; nach einem Monat bringt die Rätterin 2 bis 4 Junge.

Jagd.

Im September und Anfang Oktober ist die beste Jagdzeit; dann hat ein guter Bär 2 bis 3 Pfund Schmalz, das Wildbret schmeckt erträglich, und nur dieser kleine Gewinn kann den mühseligen Aufstieg lohnen, wenn nicht die Jagdfreude den Schritt beflügelt. Bei der

großen Wachsamkeit ist an Beschleichen nicht zu denken, mithin ist der Anß die gewöhnliche Jagdart und eine ganz besondere Geduldsprobe. Gewahrt man Murreltiere, an die man nicht antommen kann, so treibt man sie einfach zu Bau und sucht sich nun einen möglichst guten Stand; nach einer Stunde wird man ein sicherndes Mitglied der Kolonie an der Röhre gewahren. Es muß gut gezielt werden, weil das nur angeschossene M. sofort zu Bau fährt und dort verloren geht. Die Murreltiere sind sichtlich im Abnehmen begriffen.

murren, wenn Dachs, Fuchs, Otter im Jorne brummende Töne hören lassen.

Roselrheumatismus beim Hunde. Er äußert sich in Muskelschmerzen, die sich

entweder über den ganzen Körper oder nur einzelne Regionen (Rücken und Lenden werden am häufigsten betroffen) erstrecken. Fieber ist nicht vorhanden. Verlaufs bald schnell, bald schleichend. Behandlung: Die Tiere warmhalten. Die schmerzhaften Stellen des Körpers mit Ameisenspiritus einreiben. Ist der Rheumatismus über zahlreiche Muskeln ausgebreitet, so erhält der Patient innerlich dreimal täglich einen Ess- bzw. Teelöffel von einer Lösung 5 g salicylsauren Natrons in 60 g Wasser.

Rutterbau s. Bau.

Rutterwild (Kahnwild), die weiblichen Tiere des Rot-, Uch- und Damwildes.

N.

Nachbalt, das Balzen meist jüngerer Hähne am Schlusse der Balzzeit.

nachbrennen, die dem Schützen erkennbare Verzögerung in der Entzündung des Pulvers. Die Nachbrenner können ihren Grund in Feuchtigkeit, schwerer Entzündbarkeit des Pulvers oder in einer für das betr. Pulver nicht ausreichenden Zündung haben. Nachbrenner sind sehr störend und können beim freihändigen Schießen Anlaß zu Fehlschüssen geben.

Nachbrunst, von gleichem Sinne wie Nachbalt; auch eine verspätete oder unzeitige Brunst.

nachfahren, 1) beim Zielen dem fliegenden oder laufenden Wilde mit dem Rohre folgen, bis man den günstigen Augenblick zum Schießen gekommen glaubt. 2) N. der Hunde, nachfolgen. 3) Läßt man dem ersten Dackshund den zweiten in den Bau folgen, so fährt dieser nach.

Nachfolge s. Nachsuche und Jagdfolge.

nachgeben, 1) dem Schweißhunde mehr Riemen geben, diesen also länger freilassen. 2) Jagende Hunde g. n., wenn sie ermüdet und weniger eifrig jagen.

nachgreifen, den Schweißhund kürzer am Riemen halten, wenn er zu heiß wird.

nachhängen, mit dem Schweißhund am Riemen einer Fährte folgen, um ein gesundes Stück zu beständigen, zu lancieren oder ein krankes oder bereits verendetes zu finden.

nachhegen, das Hecken der Hunde hinter einem flüchtigen Wilde.

nachprellen, wenn der Vorsteherhund den von ihm gestandenen Hühnern oder dem Hasen nachjagt, was eine Untugend fast aller jungen und mancher nicht ferngeführten, alten Hunde ist.

nachrichten (nachstellen), 1) das Verbessern des gestellten Zeuges; in der Regel nötig, wenn das Einstellen sehr schnell, also ohne die nötige Genauigkeit, erfolgen mußte. 2) Das Nichten von Zeug hinter der Treiberwehr, um kein Wild aus dem Triebe zu lassen.

nachstellen s. nachrichten.

Nachsuche (Nachfolge), einem Kranken Stück Wild auf der Fährte oder Spur mit oder ohne Hund folgen. Bei Rotwild geschieht dies — oder sollte stets geschehen — mit dem *Schweißhund*. Wie sich der Jäger beim Anschuß zu benehmen hat, ist unter *Schutzzeichen* angegeben. Die N. erfordert, namentlich beim Hochwilde, viel Umsicht und Erfahrung. Bevor man mit ihr beginnt, läßt man bei Schalenwild stets eine längere Zeit verstreichen, damit das angeschossene Stück Wild krank wird oder verendet. Auf keinen Fall suche man bei Dunkelheit allein in der Fährte nach, da das kranke Stück dann seine letzten Kräfte sammelt und forttritt, ohne daß man es sehen oder gar schießen kann. Dadurch ist schon manches Stück verloren gegangen. Hat man jedoch einen scharfen Hund, der das Wild schnell einholt, stellt oder niederzieht, oder sucht man in lichterem Holz ohne Unterwuchs oder bei Schnee, so kann eine kurze N. von Erfolg sein. Die längere N. muß, besonders bei heißem Wetter, mit Tagesanbruch beginnen. Man sucht entweder allein oder läßt den Distrikt von Treibern durchgehen und stellt sich auf der Fährte vor. Kann das Wild nicht mehr aufstehen, so ruft der Treiber, der es im Bett gefunden, dem Jäger dies zu, worauf dieser schußfertig hingeeht und es durch einen Schuß oder den Fang erlöst. Hier ist im Notfall sogar ein Schrotschuß statthaft. In Ermangelung eines

Schweißhundes kann man auch zur Nachsuche von Rotwild einen anderen Hund, der gute Nase hat, verwenden, doch wirkt es gerade kein günstiges Licht auf den weidmännischen Jagdbetrieb, wenn dies geschieht. Zur N. von Rehwild ist der deutsche Gebrauchshund am Plage, der das kranke Stück an der Woffel niederzieht, und es darauf verbellt oder zum Jäger zurücklehrt, um das Reh zu verweisen, bzw. den Jäger am Riemen dahin zu führen. (Vgl. a. Jagdfolge.)

Nachtule, eine Eule, die nur oder doch vorzugsweise bei Nacht jagt und herumstreicht, im Gegensatz zur Tagule, die dies nur am Tage tut.

nächtige Fährte, eine in zeitiger Nachtfunde getretene Fährte, welche morgens kalt ist und keine Witterung mehr bietet.

Nachtraubvögel sind die Eulen, als die einzigen auch bei Nacht raubenden Vögel.

Nachtreißer s. *Reiher* I, 1.

Nachtzeit. Nach § 2c des Vogelschutzgesetzes vom 30. Mai 1908 ist das Fangen und Erlegen von Vögeln zur N. mit Netzen oder Waffen verboten. R. ist der Zeitraum, welcher eine Stunde nach Sonnenaufgang beginnt und eine Stunde vor Sonnenaufgang aufhört. In Bayern ist nach § 12 der Verordnung vom 6. Juni 1909 das Abhalten von Treibjagden bei Mondschein verboten. Das Jagdvergehen zur N. wird gemäß § 293 des Strafgesetzbuchs härter bestraft, als das gewöhnliche Jagdvergehen.

nachziehen. 1) Der abgeführte Vorsteher zieht dem laufenden Federwild (Reh- / Hühnern), das er vorgerannt hat, vorsichtig in langsamer Gangart nach, so daß er die Witterung in der Nase behält, ohne durch Vorprellen das Wild aufzuklopfen. 2) Der Gebrauchshund zieht auf der Fährte oder Spur, auf dem Geläufe, auf dem Schweiß nach, wenn er dem Wild usw. suchend folgt. 3) Auch der Jäger zieht mit oder ohne Hund auf einer Fährte nach (nachhängen).

Nadenwind s. *Wind*.

Nadel (Lupfer), der riffsförmige Abzug am Stetschloß alter Kugelgewehre. Jetzt hat man dafür allgemein einen Abzug (s. *Stecher* 2).

Nadelhölzer sind sämtlich außerordentlich wichtig für die Wildhege. Sie bilden Deckungen, in denen Wild gegen Frost und Sturm Schutz findet, und sind Zufluchtsorte für ruhebedürftiges Wild, z. B. frische Bäume, lebendes Rot- und Rehwild, abgebrunnene Hirsche und Böde. Sie liefern auch Winterahrung. Das Schälens von Nadelholz ist eine Untugend namentlich des Rotwildes, welche es wahrscheinlich dann annimmt, wenn es Rot leidet oder für sein Wohlbefinden und Gedeihen Bedürfnis nach gewissen

Nährstoffen, z. B. phosphoräurem Kalk, hat. Nadeln sind manchmal für das Wild ein Rettungsmittel in Not- und Krankheitsfällen. Eichwild äßt sie von der krüppeligen Kiefer auch dann, wenn sonstige Nahrung genügend vorhanden ist. Kiefer (*Pinus silvestris*) und *Tanne* (*Picea excelsa*) eignen sich beide für Wildreusen. Das Schälens an ihnen ist etwas Anormales beim Wilde. Sie enthalten nur ganz geringe Nährstoffgehalte. **Weiß- oder Edel-tanne** (*Abies alba*, *A. pectinata*) ist als ein ständig angenehmer Nahrungsbau bekannt, der sehr anspruchsvoll ist. Er besitzt große Ausschlagsfähigkeit bei Wildverbiss. Nadeln, Knospen und Rinde werden vom Schälenswilde gern genommen. Bei starken Wildständen sind junge Kulturen bis zum Alter von zwanzig Jahren fest einzugattern, denn Elche und Rotwild sind auf diese Nahrung geradezu verfallen. Die Anpflanzung in größeren Partien und kleineren Horsten ist überall angebracht. **Moor-tanne** (*Sumpf-tanne*, *Moortanne*, *Pinus uncinata*) ist ein Baum für hohe Berglagen, auf nicht allzu schlechtem Torf- und Moorboden, an steilen Hängen und auch für Dünen von ganz hervorragendem Werte. Er bildet vorzügliche Deckungen. **Schwarz-tanne** (*Juniperus communis*); auf öden Flächen, auf Heiden und in Kiefernwäldern bietet er dem Wilde Schutz und Deckung. Seine blauschwarzen Beerenzapfen werden vom Wilde geschätzt. Sie bilden den Hauptbestand des Vogelschutzgebietes auf dem Kramsvogelherde.

nadeln; der Auerhahn nadeln, wenn er von den Nadelbäumen die Nadeln abäßt.

Nadel. 1) Die Hornscheiben über den äußersten Zehngliedern gewisser Säugtiere, besonders der Affen (und des Menschen); sie entsprechen den Krallen und Klauen der Raubtiere, den Hufen der Huftiere bzw. den Schalen des sog. Schälenswildes. 2) Eine platte oder gebogene Hornbildung vorn am Schnabel der entenartigen Vögel (Enten, Gänse, Schwäne, Säger) sowie der Kormorane, Pelikane usw. 3) In der Scheibe der hölzernen Stift, mit welchem die meist runde Scheibe befestigt ist; er sitzt also in der Mitte. Ist die Scheibe nicht außer-dem befestigt, so wird ein Schuß auf den N. diese herabfallen lassen. Hiervon rührt die gefältsige Rebensart: Den N. auf den Kopf treffen.

nageln, das Abdrücken der Zehennägel im weichen Boden.

Nager (Nagetiere, Glires s. Rodentia), Ordnung der Säugtiere, zu welcher von den Jagdtieren der Hase, das Kaninchen, der Fiber und das Murmeltier gehören. Zoologisch teilt man die Ordnung der N. zunächst in zwei Unterordnungen, die

Duplizidentaten und die Simplizidentaten. Zu den ersteren, die oben hinter den Schneidezähnen noch ein Paar kleiner Stützähne besitzen, gehört nur die Gruppe der Hasenartigen (*Lagomorpha*) mit der einzigen Familie der Hasen (*Leporidae*), zu der zweiten Unterordnung das ganze übrige Heer der sehr artenreichen *R.*, das wiederum in drei Hauptgruppen zerfällt, nämlich die Eichhörchenartigen (*Sciuromorpha*), die Mäuseartigen (*Myomorpha*), die Stachelschwanzartigen (*Hystriomorpha*).

Raht, eine bestimmte Art der Verbindung aneinandertreffender Knochen, wobei meist die Ränder derselben zagig ineinander eingreifen. In höherem Alter tritt oft eine völlige Verwachsung dieser Rahte ein, besonders da, wo starke mechanische Wirkungen, Druck oder Zug, auszuhalten sind. Eine *R.* ist auch die Verbindung des Schlosses, die beim Aufbrechen getrennt wird (s. *Schloss* 3).

Rafe. Als *R.* bezeichnet man nicht nur die Rafe des Hundes, sondern auch sein Witterungsvermögen (Geruchssinn). Der Hund sucht mit hoher *R.*, wenn er hoch Wind zieht. Im Felde soll der Vorsteherhund nicht mit tiefer *R.* suchen, das heißt, nicht auf dem Boden nach Fährten und Spuren oder Geläuf suchen. Der Retortenapporteur und der Schweißhund müssen es verstehen, mit tiefer Rafe zu suchen. Der Hund hat Wild in der *R.*, wenn er es wittert. Kurz ist die *R.* eines Hundes, der nur auf kurze Entfernung das Wild wittert. Die Güte der *R.* ist eine angewollte Eigenschaft, die durch Anleitung und Übung verbessert werden kann. Das Witterungsvermögen des einzelnen Hundes ist nicht zu allen Zeiten und unter allen Umständen gleich gut. Vorübergehend kann es geschädigt werden durch Krankheiten, schon durch ganz leichte Unpäßlichkeiten, durch die Hitze (bei Hündinnen), längere Eisenbahntransporte, endlich durch Überführung des Hundes in eine Gegend mit wesentlich anderen Bodenverhältnissen, z. B. von sandigem Boden auf schweren. Die *R.* ist in hohem Maße von Witterungsverhältnissen abhängig. Ihre Güte läßt sich vielfach nur durch häufiger wiederholte Proben feststellen. Ein Hund, der frisch geschossene Rebhühner, die ins Gras oder in die Äben fallen, auf 20 m Entfernung anzieht, kann bezüglich der *R.* als günstig beurteilt werden.

Rasering, das Ende der Dachshaub, das in einen etwa 9 cm weiten, eisernen Ring ausläuft und dadurch den Dachs abhält, sich durchzuschneiden, indem er die Nase durch diesen Ring streckt und sich dann vergeblich bemüht, freizukommen.

raffen, das Urinlassen des Wildes; beim Rothirsch ein gerechtes Zeichen (s. *Fährtenzeichen* 20).

Rahtfütterung s. *Fütterung*.

Raiternadler s. *Schlangennadler*.

Raumannsdrossel s. *Drosseln* 10.

Raumannsfalke s. *Edelfalke* II, 3.

Rebelkrähe s. *Rabenvogel* IV, 3.

Reberndröhr ist die weniger befahrene Röhre eines Baues; vgl. *Bau*.

nehmen; 1) man nimmt einen Trieb oder ein Treiben, d. h. man veranfalet sie. 2) Man nimmt den Vorsteherhund an die Leine. 3) Wild nimmt die Mung, der Hund und die Sauen den Fraß; 4) der Vorsteherhund nimmt viel oder wenig Feld, wenn er weit voraus oder kurz bei seinem Führer sucht.

Revsfling s. *Karpfenfische* V, 1 und VII, 2.

Reffelente s. *Enten* I, 2.

Reß, die Anlage zur Aufnahme der Eier bei allen Vogelarten, bei denen man nicht die Ausbrüche Horst oder Gestände benutzt. Die Gesamtheit der Eier eines *R.* heißt Gelege; man sagt daher: Ich fand ein Reßhuhngelege von 15 Eiern; nicht aber ein Reß. Nach dem Vogelgeschußgesetz vom 30. Mai 1908 ist das Zerstoren und Ausnehmen der *R.* der Vögel verboten, desgleichen ist der Anlauf, der Verkauf, die An- und Verkaufvermittlung, das Freilieben, die Ein-, Aus- und Durchfuhr und der Transport der *R.* der in Europa einheimischen Vogelarten untersagt. Dem Eigentümer und dem Rußungsberechtigten und deren Beauftragten steht es jedoch frei, *R.*, welche Vögel in oder an Wohnhäusern oder anderen Gebäuden oder im Inneren von Hofräumen gebaut haben, zu zerstören.

Reßel, das Ei, das man im Reß liegen läßt, nachdem man die anderen weggenommen hat, um den Brutvogel zu veranlassen, in dasselbe Reß weiterzulegen; eine gewöhnliche Maßregel z. B. bei Fasanengelegen. Wollte man sämtliche Eier wegnehmen, so würde die Henne nicht mehr in das Reß legen, sondern sich ein neues herrichten oder die Eier verschleppen.

Reßteien s. *Fallen* IIIc 4.

Reßflüchter, alle jungen Vögel, die in dichtem Dunenkleide ausfallen und sofort das Reß verlassen, also der Mutter folgen können (Hühner-, Sumpf- und Wasservogel).

Reßhoder, alle jungen Vögel, die nacht ausfallen und im Reß so lange bleiben, um dort von den Alten gefüttert zu werden, bis sie flugbar sind (Wildtauben, Singvögel, Raubvögel usw.).

Reßling, ein dem Horst entnommener, also noch nicht flugbarer Falke, den man aufsüßert und damit leicht zähmt. Obgleich solche leichter zu erlangen waren als Wildlinge, so bedienten sich die Falkeniere ihrer zum Abtragen doch nur ungerne, da schon der Kaiser Friedrich, der bedeutendste Falkenjäger aller Zeiten, erkannte hatte, daß Reßlinge

bei weitem nicht den Mut und die Gefchicklichkeit beifien wie Bildlinge.

Reftwolf, ein junger Wolf, der den Platz, wo er gewölft wurde, noch nicht verlassen hat.

Reh, 1) ein Teil des die Bauchhöhle auskleidenden sog. Bauchfelles, der als sog. Leines R. von Leber und Zwerchfell aus zum Magen geht, als großes R. sackförmig die Därme, das Gefcheide, umhüllt. 2) Hinfichtlich der zum Fangen von Wild bestimmten R. f. Jagdnetz.

Rehfall f. *Fallen III*, 6.

Rehfifcherei f. *Fischerei*.

Reue, frisch gefallener Spurichnee. Da der Jäger erst am Morgen fparen (fährten) kann, wenn es hell genug dazu ift, fo leuchtet ein, daß der Schnee nicht gefallen fein darf, nachdem das viertägige Wild seine Tagesfände eingenommen hat, weil dessen Fährte (Spur) fonft wieder verfchneit fein würde. Die beste und brauchbarfte R. ift die bis gegen 4 Uhr des Morgens gefallene. Selbfterfändlich läßt kein tüchtiger Jäger eine R. ungenutzt vorüber, die ihm den ficherften Aufschuß über Zahl und Stand feines Stand- und feltenen Wechselwildes gibt, fei es nutzbares Wild oder Raubzeug. Säuen — zuweilen auch Rotwild — bleiben nach hartem Schneefall fets fteden und wechseln erst in der nächften Nacht. Für ein größeres Jagdrevier ift es gut, diefes in Spürbezirke einzuteilen.

Reunaugen (Petromyzontidae), Familie der Rundmäuler (Cyclostomata). Schlangenförmige Fifche mit Saugmaul, das spaltenförmig zufammengelegt werden kann. Auf der Maulfcheibe Raspeföhne. 7 äußere Kiemenöffnungen. Paarige Flossen fehlen. Rakte Haut.

Petromyzon;

2 Rückenfloffen, von denen die hintere mit der Schwanzflosse verbunden ift.

1) **Reerneunaug**, Lamprete (*Petromyzon marinus* L.); Rücken gelbgrau mit dunkler Wölkung; Bauch weiß, ungesleht. Die erste Rückenflosse von der zweiten durch größeren Abftand getrennt. — Wandert zum Laichen aus dem Meere in die Küftengewässer; ift aber bei uns felden. Fleifch gefchäft.

2) **Flußneunaug**, Bride (*Petromyzon fluviatilis* L.); Rücken einfarbig dunkel; Seiten und Bauch heller. Wird nur etwa dauernftark. Beide Rückenfloffen durch einen kleinen Zwifchentraum getrennt. Steigt im Herbst in die Flüffe auf und ift hierbei Gegenftand des Raifensangs in Reufen. Das F. laicht im Frühjahr und ftrbt dann; die jugendlichen Larven (Duerber) gehen erst nach Jahren ins Meer. Fleifch marinirt und gebraten gefchäft; vielfach als Köder verwendet.

niden, Abfözung von *abgenicken*.

Nidfänger f. *Genickfänger*.

Niederjagd, die kleine Jagd oder das kleine Weidwerk, die Jagd auf die geringen Wildarten, im Gegenfatz zur hohen Jagd und, wo fie vorkommt, zur Mitteljagd (f. *Jagdeinteilung*).

niederturn, *fich*, wenn fich gefchaltetes Wild zur Ruhe niederlegt; die Stelle, wo es fich ohne weitere Vorbereitung, z. B. ohne die Bodenbede wegzufchlagen, niedergetan hat, heißt das Niederturn, im anderen Falle Bett.

Niederwald f. *Betriebsart*.

Niederwild f. *Jagdeinteilung*.

niederziehen, wenn Hunde ein Stück Wild paden und niederreißen, z. B. der Parforcehund, der den halbi gejagten Firsch n. Auch für den Schweifhund gebraucht, wenn diefer noch wenig gearbeitet ift und infolgebeffen den Fehler begeht, das kranke, geftellte Wild an der Drossel zu paden und niederzuziehen. Reißt gedöhnen die Parforcehunde fch das R. an, wenn fie anfänglich öfter auf Kahlwild gejagt haben, und erst eine heilsame und dauernde Lehre bekommen, wenn fie dies bei einem Firsch versuchen, der ihnen mit dem Geweiß antwortet. Der Gebrauchshund foll das kranke Reh, dem er auf der Schweifsfährte flüchtig gefolgt ift, an der Drossel n. (abwürgen). Er muß angeleitet werden, das Stück nicht etwa an den Keulen, fondern oben am Halse anzufaffen. Das niedergezogene, verendete Reh hat der Hund zu verbellern oder zu verweifen, er muß also ohne Bezug zum Führer zurüdfahren, um diefen vom Anschuß aus auf der Schweifsfährte zum Stüde zu führen.

niedrig gehen f. *gehen*.

niften, das Herrichten der Nester und das Brutgefchäft bei den meiften Vögeln; von den Raubvögeln und einigen anderen fagt man *horsten*.

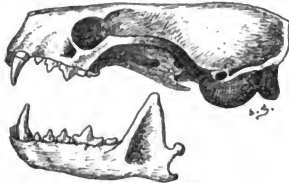
Nordgans f. *Gänse I*, 3 und *II*, 1.

Nordfctauer f. *Taucher II*, 1.

normal, der Regel entsprechend, für die Entwicklung von Geweiß und Geföhrn angewandt; Gegenfatz von *abnorm*, *widersinnig*.

Rörz oder **Rez** (*Putorius lutreola* L.), auch **Kent**, Sumpftotter, Krebsotter genannt, ein geringes Raubtier aus der Verwandtschaft der Biefel (*Putorius*). Im Gebiß stimmt es mit diefen überein, doch wird als charakteriftisch angegeben, daß der zweite Schneidezahn jeder Untertieferhälfte mit feiner Schneide nicht hinter die anderen zurüdrtritt, fondern mit ihnen in einer Reihe liegt und daß der innere Teil des oberen Höderszahns auffallend verbreitert ift. In Stärke und Körperbau erinnert der R. etwas an den Fitis, doch ift feine Färbung mehr fischotterartig, gleichmäßig rötlich-braun, an den Lippen etwas

weisslich, zuweilen auch an der Kehle mit kleinem, hellem Fleck. Der Schädel zeigt, mit dem des Fittises verglichen, ein auffallend flaches Profil. Eigentliche Schwimnhäute, wie zuweilen angegeben, hat der R. nicht,



Schädel des Rörzes.
($\frac{1}{2}$ nat. Grösze.)

mit starke Bindehäute zwischen den Fischen. Die Gesamtlänge des R. beträgt 45 bis 50 cm, wovon etwa ein Drittel auf die Rute fällt. Seinen Fraß entnimmt er vorwiegend in Gestalt von Fischen, Fröschen und Krebsen dem Wasser; er findet sich daher nur an und bei Gewässern, hält sich jedoch außerordentlich heimlich und versteckt, so daß er selten zur Beobachtung gelangt. Außer den

genannten Tieren frißt er auch allerlei Warmblüter, wie Vögel, Mäuse usw. Seinen Bau hat er unter Baumruzzeln oder überhängenden Ufern. Im Wasser, dem er bei Störungen sich sofort zuzuwenden pflegt, bewegt er sich schwimmend und tauchend sehr gewandt. Seine Spur ist iltidartig. Jagd und Fang kommen für uns kaum noch in Betracht, da der R. bei uns fast ausgestorben ist. Nur ganz vereinzelt Exemplare wurden in den letzten Jahrzehnten in Deutschland erbeutet. Sonst lebt er in Ost- und Nord-europa, sowie im angrenzenden Asien.

Rotbau, ein schlüchtig gegrabener, röhrenförmiger Schlupswintel der Füchse und Dächse; hat eine Fähe Gefahr für ihr Geschlecht gewittert und es in einen anderen Bau geführt, so ist dies in jenem Sinne auch ein R. Ost besteht die Anlage nur aus einer Röhre und heißt dann Rotröhre (Fluchtöhre).

Ruß; 1) (Schnalze, Tasche), äußere Geschlechtssteile (Scham, Bagina) der Hündin und Fähe. 2) Am Gewehre derjenige Teil des Schlosses, der, mit dem Fahn verbunden, die Bewegung der Feder auf diesen überträgt.

Rußhüter s. Tannenhüter.

Ruzungen der Jagd s. Jagdauskünfte.

Ruzwild, alles eßbare (edle) Wild im Gegenfaze zum Raubzeug.

D.

Oberarche (Oberleine), die starke, sengerde Leine, welche durch das obere Gemäsch oder die eisernen Ringe der hohen Tücher und Vogelherdnetze gezogen ist und diese trägt; sie muß von gutem Hanf gedreht sein, da sie viel auszuhalten hat. Um sie straff zu ziehen, sind etwa sechs kräftige Männer erforderlich.

Oberholz s. Altersklasse 1.

Oberjäger, in früheren Zeiten, als es noch eine zünftige Jägererei gab, ein Jagdbeamter, der ein bestimmtes Revier verwaltete und die darauf angestellte Jägererei besorgte. An anderen Orten waren sie am Hofe (Jägerhofe) angestellt und taten hier den Jagddienst wie die sog. Meisterjäger. Sie rangierten aber stets vor den Jägern. Heute heißt, besonders in Süddeutschland, der den Jagdaufsichtern auf Privatjagden vorgefetzte Jäger (Jagdverwalter) hier und da noch O. — Die Oberjäger beim Militär haben mit dem Jagdweifen nichts zu schaffen.

Oberjägermeister, der oberste Jagdbeamte.

Oberleine s. Oberarche.

Obermaß s. Mast.

Oberrüden s. Aften und Fahrtenzeichen 2.

Oberhänder s. Altersklasse 1.

Oberwind s. Wind.

Oberwurf, der Oberliefer des Schwarzwildes.

Obstanlagen sind in den meisten Jagdgesegen gegen Wildschaden geschüpft. Nach § 66 der preussischen Jagdordnung kann die Jagdpolizeibehörde die Besitzer von O. ermächtigen, Vögel und Wild, die darin Schaden antichten, zu jeder Zeit mittels Schußwaffen zu erlegen. In Sachsen ist es nach der Verordnung vom 5. April 1882 dem Jagdberechtigten und solchen Personen, welchen von dem Amtshauptmann oder den Stadträten besondere Erlaubnis dazu erteilt wird, gestattet, die Sperlinge, die in O. Schaden anrichten, zu jeder Zeit abzuschießen. Nach § 5 Abs. 2 des Vogelerschutzgesetzes vom 30. Mai 1908 können, wenn Vögel in O. Schaden anrichten, die von den Landesregierungen bezeichneten Behörden den Eigentümern und Nutzungsberechtigten der Grundstücke und deren Beauftragten sowie den öffentlichen Schutzbeamten (Forst- und Feldhütern, Flur-

schützen usw.), soweit dies zur Abwendung dieses Schadens notwendig ist, das Töten solcher Vögel mit Feuerwaffen auch während der Zeit vom 1. März bis zum 1. Oktober gestattet.

Dculi, der vierte Sonntag vor Ostern, der heißersehnte Tag der Ankunft der Schneefen: Dculi, da kommen sie; meistens kommen sie aber — später! (s. *Schneefen* I).

Dobshenne s. *Wassertröter* I.

Dhr, Bezeichnung des Gehörganges bei allen Vögeln; die abweichende Benennung dieses Körperteils ist bei den verschiedenen Wildarten angegeben.

Dhrenzwang s. *Ohrwurm*.

Dhrenten s. *Eulen* III.

Dhrmarken s. *Wildhandel* und *Wildmarken*.

Dhrwurm beim Hunde. 1) *A u ß e r e r D*.

Unter dieser Bezeichnung versteht man einen geschwürigen Prozeß am Rande der Ohrmuschel mit Neigung zur Ausbreitung. Es findet sich am Rande der Ohrmuschel, und zwar meist an der Spitze, ein mit einem schwarzroten Schorfe bedecktes Geschwür vor. Die Patienten halten den Kopf schief, schütteln ihn oft und suchen sich mit den Foten an dem leidenden Ohre zu kratzen. Eine sichere Heilung kann nur durch Wegschneiden der erkrankten Ohrspitze erzielt werden. Die Operation muß einem Tierarzte überlassen werden. 2) *I n n e r e r D*. Hierunter versteht man eine Entzündung der den Gehörgang auskleidenden Haut. Als Ursachen dieser Erkrankung sind zu nennen: Ansammlung von Schmutz, Hautschuppen oder Ohrenschmalz; außerdem können auch Milben die Krankheits-erregere sein. Die Erkrankung äußert sich durch Schiefhalten des Kopfes und Schütteln mit ihm; Schmerzempfindung beim Druck auf den Grund des Ohres. Im Gehörgange findet sich eine übelriechende, rötliche oder grünliche, schmierige Flüssigkeit. Die Haut, welche den Gehörgang auskleidet, ist hoch gerötet und oft warzig verdickt. Infolge der Verengung und Verstopfung des Gehörganges kann es zu Schwerhörigkeit kommen. Das kranke Ohr ist täglich mittels eines an einem Stäbchen befestigten Wattebauschs oder einer Ohrenspritze mit warmem Wasser zu reinigen. Nach der Reinigung gießt man etwa einen Eßlöffel voll 4prozentigen Salizylspiritus in das Ohr, den man einige Minuten darin läßt. Dann tupft man mit einem Wattebauschchen den Gehörgang möglichst trocken und streut noch etwas mit gleichen Teilen Milchzucker vermischte Boräure hinein. Hauptsache ist und bleibt jedoch immer die frühzeitige Einleitung der Behandlung sowie die gründliche Reinigung des Gehörganges. Schütteln die Patienten stark mit dem Kopfe und ist die Schmerzhaftigkeit groß, so muß

eine Ohrentappe aus Leinwand oder Leder angelegt werden. In hartnäckigen, namentlich aber in vorgeschrittenen Fällen ist die Zuziehung eines Tierarztes erforderlich.

Ofkrüchte. *R ü b e n* (*Brassica rapa oleifera*) und *R a p s* (*Br. napus oleifera*), sowie alle anderen Arten der Ofkrüchte sind für Schalenwild und Hasen in geringen Gaben eine sehr angenehme und wegen ihrer großen Blätter sehr reichliche Nahrung. Der Rückgang des Rapsbaues hat in manchen Gegenden den Rückgang des Hasenbestandes zur Folge gehabt. Die Ofkrüchte sind in großen Feldrevieren vorzügliche Deckungen für Feldhühner, Fasanen und Hasen. In sehr strengen Wintern mit stetem Beschmel von Schneefall, Frost und Tauwetter geht die alleinige Nahrung des überreifen Rüben- und Rapsblattes für das Wild, besonders für das Reh, als gefährlich. Der Raps ist aber für Wild nur dann gesundheits-schädlich, wenn er vom Rapsverderber befallen ist; s. *Rapskrankheit*.

Olweide (*Elaeagnus angustifolia* oder *alba*) entwickelt sich selbst auf öden Sandstreden noch sehr üppig. Sie ist ein Nahrungstrauch für unwirtliche Böden, der namentlich durch seine Früchte dem Flugwilde nützlich wird.

Orfe s. *Karpfensische* V, 1.

orgeln s. *schreien* I.

Oriband (Ober- und Unter-), die Beschläge an der Hirschlängerscheide.

Ofsectauer s. *Taucher* II, 3.

Otter (Zihsotter; *Lutra*), Gattung aus der Ordnung der Raubtiere und der Familie der Marder. Bei uns eine Art: *Der gemeine Fischotter* (*Lutra vulgaris* Erxleben; *Fischotter*).

Weibmännische Ausbrüche

wie bei dem anderen Raubzeug, nur die folgenden weichen ab: Otterin, der weibliche O.; der O. pfeift; er steigt am Kusstieg aus dem Wasser an das Land oder von diesem ins Wasser; geht über Land; fällt oder fährt ins Wasser, wenn er flüchtig sich ins Wasser begibt.

Beschreibung.

Der O. erinnert in seiner Gestalt an einen Marder, doch ist der Kopf stark abgeflacht, die Nute lang und nicht bulsig, nach dem Ende hin verjüngt, die Läufe sehr kurz. Die Gehörtragen kaum aus dem Balg hervor und sind durch eine Hautfalte verschließbar, wie auch die dicken Lippen und besonders der längere und schmälere Unterkiefer gleich einer genau passenden Klappe den Fang wasserdicht verschließen. Beim Atemholen überragt die Nase nur etwas den Wasserspiegel, und die Luft wird schnaufend eingezogen und ausgestoßen. Die fünfzehigen Läufe sind bis an die Klauen mit Schwimnhäuten verbunden, deren Ober-

seite nur schwach behaart ist; Ränder und Unterseite nackt. Das nackte Nasenfeld ist warzig. Die Gesamtfärbung ist braun, das Wollhaar an den Wurzeln etwas heller und grauer, an der Spitze dunkler, das Oberhaar schwarzbraun, am längsten auf dem Unter Rücken und der flachen, die halbe Körperlänge überschreitenden Rute. Die gesamte Unterseite ist etwas heller, besonders auf Hals und Kopfseiten; am Kinn einige helle Flecke. Helle, sogar schädige Spielarten sind bekannt. Die Otterin hat am Hinterleib vier Rippen, unter der Ruß eine Hautfalte, und diese ist, wie die beiden Drüsen am Weidloch des Otters, mit einer schmierigen, stinkenden Masse erfüllt, welche nach dem Zerenden des O. aber einen bisamartigen Geruch annimmt. Die Gesamtlänge eines starken Otters beträgt 125 bis 150 cm, wovon 35 bis 45 cm auf die Rute kommen; die Schulterhöhe erreicht nur 25 bis 35 cm. Die Otterin ist merklich geringer als der Otter, doch kommen bei beiden Geschlechtern ziemlich bedeutende Schwankungen in den Maßen selbst ausgewachsener Stüde vor. Das Gewicht wechselt ebenso, es schwankt zwischen 7 und 13 kg. Das Gebiß des O. stimmt in der Zahnzahl mit dem der Marder und Dächse überein; an das der letzteren erinnert es besonders durch den bedeutenden Umfang des fast vieredigen oberen Höderzahnes. Die Nieren des O. sind wie die der Seehunde, Wale usw. traubenförmig.

Verbreitung, Aufenthalt.

Die Verbreitung des O. ist sehr ausgedehnt, sie erstreckt sich über ganz Europa mit Ausnahme der nördlichsten Striche und über den größten Teil Asiens nördlich vom Himalaja, östlich bis Japan. In den fischreichen Gewässern Mitteleuropas wird der O. schwerlich fehlen, ganz gleich, ob sie im Gebirge oder Flachlande liegen. Unterspülte Ufer bieten ihm gute Gelegenheit zur Anlage eines Baues, zu dem der Einstieg zwar stets unter Wasser liegt, dessen Röhre aber aufwärts steigt, so daß sie dem ermüdeten Bewohner ein trodenes Ruheplätzchen für sich sowie für die noch schwachen Jungen bietet. Ein zweiter Ausgang führt zwar nach dem Lande, wird aber mehr zur Lüftung als zum Ausstieg benutzt. Daß der O. mehrere Baue besitzt, liegt in Erwägung seines Gewerbes, welches ihn in schmalem Gewässer oft meilenweit fortführt, auf der Hand, daher auch von einem ständigen Aufenthalt eines O. zum Verdruß des Jägers kaum die Rede sein kann. Menschliche Ansiedelungen werden nicht gemieden, die Rühlteiche ebenso gründlich beraubt wie die einsamen Fehelensaldbäche; man hat sogar schon Höehde in der Nähe von und in Rühlwehren gefunden.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Der O. ist für sein Fischereigewerbe unter Wasser vortrefflich ausgestattet; das dicke Haar läßt bei Lebzeiten niemals Wasser durch, die Hautfalte verschließt das Gehör, der Unterleiber den Fang; der platte Leib ist zum Schwimmen vorzüglich geeignet und die Lunge fähig, längere Zeit unter Wasser tätig zu bleiben, daher der O. auch unter Eis sein Handwerk ausüben kann, wenn nur wenigstens eine Stelle vorhanden ist, welche der Nase die Verbindung mit der frischen Luft gestattet. Aberaus sehen, mahnen ihn seine scharfen Sinne stets rechtzeitig zur Flucht; dennoch ist er klug genug, die wirkliche Gefahr von der scheinbaren zu unterscheiden. In die Enge getrieben, ist er ein furchtbarer Feind für den ihn angreifenden Hund und dem einzelnen meist überlegen; er vermag ihm die Laufhnochen durchzubeißen und läßt das einmal gepackte Glied nur schwer, oft erst mit dem Zerenden, wieder los. Auf dem Lande ist er zwar nicht gerade unbeholfen, da er große Strecken von einem Fischwasser zum anderen über Land zu gehen vermag, aber auch keineswegs schnell, und kann von einem Menschen bald eingeholt werden. Er ist, jung eingefangen, sehr leicht zähmbar und dann seinem Herrn mit Hundestreue und Anhänglichkeit zugetan, sichtet für ihn, begleitet ihn auf seinen Wegen und bewährt sich als lieber Hausgenosse.

Wie bekannt, sind Fische und Krebse des O. Haupttraß, doch stellt er auch Ratten und selbst dem Wassergeflügel nach, ob aber vielleicht nur aus Nothdurft, ist kaum erwiesen. Ob der O. gegen den Strom fischet oder mit ihm, ist keineswegs ausgemacht. Genaue Beobachter, die über jeden Zweifel erhaben sind, haben beides gesehen. Wie er durch plötzliches Platzens mit der Rute die Fische unter Steine und sonstige Schlupfwinkel treibt, wo sie ihm leicht zur Beute werden, so schwimmt er auch, gewissermaßen schleichend, den größeren Fischen nach, und gleich dem Habicht in den Lüften vermag er seine Beute von oben oder von unten oder seitwärts zu packen, wie es der Augenblick erfordert. Kleine Fische verzehrt er im Schwimmen mit über das Wasser erhobener Fange, mit großen steigt er ans Land und kriecht sie dort. Der O. fischet am Tage wie bei Nacht und ebenso unter dem Eise, wo er kleine Lustlöcher sicher findet und aussucht, um an ihnen frische Luft einzunehmen; wahrscheinlich sind sie ihm durch den einfallenden Lichtstrahl kenntlich; wie aber in finsterner Nacht, ist vollständig räthselhaft. Wunderbar ist seine Gabe, stundenweit entfernte Fischwässer aufzufinden, zu denen er, wie beobachtet wurde, steile Gebirgskämme übersteigen mußte. Gejähmte O. füttert man nur mit Ruch,

Semmel und gelegentlich mit gefochtem Fleisch, um ihre Räubernatur nicht zu weden. Wie schon erwähnt, werden sie ungemein zahm und anhänglich, lernen apportieren wie ein Hund und ihrem Herrn Fische fangen, laufen selbst zwischen Hundten bei der Wasserjagd munter einher und bringen dem Herrn die Beute.

Im Februar und März ist die Hauptzanzzeit, zu welcher man am häufigsten jenen durchdringenden Pfiff hört, der als Lockton dient und manchen Stoff zu Gespensterezählungen gegeben hat; doch wird diese Zanzzeit nicht immer eingehalten, da man auch zu anderen Zeiten im Jahr, eigentlich in jedem Monat, junge O. findet. Beim Ranzen geht es wild und laut im Wasser her, da die Otterin alle ihre Schwimmkünste ausbietet, um den Bewerber um so begehrtlicher zu machen. Nach neun Wochen bringt sie zwei bis vier 9 bis 10 Tage blinde Junge in einem Bau, welche sie mit echter Raubtiermutterliebe hegt, bei Gefahren wegträgt, später ins Wasser führt und zum Geschäft anlernt, daher mit ihnen gemeinschaftlich fischt. Nach etwa halbjähriger Pflege und Unterweisung beginnen diese ihren eigenen Wandel und sind im dritten Jahre ausgewachsen.

Jagd.

Bei der großen Gewandtheit des O. wie seiner Vorblust und Feinschmederei, welche ihn veranlassen, bei reichlichem Fang nur geringe Teile vom Fisch zu fressen und den größeren Teil liegen zu lassen, braucht seine große Schällichkeit für die wilde wie zahme Fischerei kaum hervorgehoben zu werden. Diese wird eben geradezu unmöglich, wo viele O. ihr Wesen treiben, und deshalb ist die Jagd auf den Fischotter durchaus geboten und zugleich auch lohnend, denn ein guter,

starker Balg gilt bis zu etwa 30 Rtl., auch darüber. Der Balg ist zwar während des ganzen Jahres brauchbar, am besten aber im Winter. Freilich zieht mancher Jäger manchen Abend hinaus und friert stundenlang auf dem Ansiß beim Ausstieg, ehe er sich der Beute freut, gibt wohl schließlich diese Jagd lieber auf, als daß er wochenlang den Anstand vergeblich ausübt. Wenn auch der O. genau seinen Ein- und Ausstieg hält, welchen man an den Spuren der Fischgräten und der häufigen Losung sowie dem Fischgeruch sicher erkennt, so kommt doch die Frage, wann steigt er an dieser Stelle aus, nach drei oder acht Tagen, bei Tage oder bei Nacht, und wir beurteilen keinen sehr beschäftigten Jäger, wenn er vor dem Ergebnis dieser Erwägung zurückschreckt. Und nun noch ein Schuß zur Nachtzeit bei vielleicht unklarem Mondlicht im vielfach beschatteten Ufer auf den dunklen O., welcher erst windet und sichert, bevor er ans Land steigt; das alles macht den Anfiß zu der mißlichsten und undankbarsten aller Jagdarten. Trotzdem wird er nach wie vor noch ausgeübt und mancher O. dabei geschossen, denn je schwieriger die Jagd, desto größer die Freude am glücklichen Schuß. — Den Anstand übt man in mondhellten Nächten an Bächen aus, die der Fischotter meist stromaufwärts besißt, wobei er einen pfeifenden Ton von sich gibt. Man wählt zum Anhande, wenn möglich, eine flache Stelle des Baches, auf welcher der Körper des O. zum großen Teil außerhalb des Wassers ist, oder einen Ausstieg und wartet hier mit dem Schuß, bis der Otter sich ganz außerhalb des Wassers befindet. Selbstredend muß der Wind günstig sein. Wenn bei großer Kälte die Gewässer bis auf einzelne Stellen zugefroren sind, so setzt man sich, nachdem man bei Schnee die Pässe der aus- bzw. einsteigenden O. festgestellt hat, möglichst weit von den Löchern an, damit der etwa krankgeschossene O. nicht sofort offene Stellen annehmen kann, da er dann meistens für den Jäger verloren ist. Ist hohles Eis in Fischteichen, so nehmen O. gern die in das Eis geschlagenen Luftlöcher an und sitzen während des Tages unter dem hohlen Eise. Hat man hier O. in den Löchern gespürt, so besetzt man sie mit Schützen und läßt, wo es möglich ist, Wasser bis zur Eisbede in den Teich laufen. Die aus den Löchern springenden O. werden hierbei geschossen. Durch Zufall werden in Wäldern oder auf dem Felde auf der Wanderung von einem Gewässer zum anderen befindliche O. geschossen oder bei Schnee in Otter-, Fuchs- und Dachsbauen festgespürt. Im letzteren Falle gräbt man den sehr bissigen O. mit Hilfe des Tedeils, wenn das Gelände oder das Wetter das Graben gestatten, oder

Ernungsur des
Otters.
(1. nat. Gr.)

große Schällichkeit für die wilde wie zahme Fischerei kaum hervorgehoben zu werden. Diese wird eben geradezu unmöglich, wo viele O. ihr Wesen treiben, und deshalb ist die Jagd auf den Fischotter durchaus geboten und zugleich auch lohnend, denn ein guter,

man legt starke Tellereisen in die Einfahrt der Röhre.

Sehr interessant ist die Hege mit sog. Otterhunden, wie sie namentlich in Schottland vielfach betrieben und in den 70er Jahren durch den Otterjäger Ewald Schmidt in Schallsmühle bei Hagen in Westfalen ausgeübt wurde. Die Engländer züchten eigene Otterhunde, etwa von der Stärke eines mäßigen Schweißhundes, mit rauhem, mittellangem Haar, gutem Behang, sehr gutem Gebiß, klugen, großen, runden Augen und meist weißbunter Färbung. Doch tun diese Arbeit auch andere scharfe Hunde, wie die vorzüglichen Hunde von Ewald Schmidt bewiesen, welcher unter ihnen einen kleinen Weißer hatte, der den D. aus seinem Schlupfwinkel heraustrrieb. Für die Leistungen der Schmidt'schen Hunde sprechen Zahlen: Ihr Besitzer fing mit seinen vier Hunden in der Zeit von 2½ Jahren über 80 D. Schmidt bürschte mit den Hunden, welche der Otterspur folgten und den D. jagten, bis ein geschickter Wurf mit der dreispitzigen, widerhafigen Gabel diesen streckte. Daß dies eine aufregende Jagd gibt und die Hunde weder die Kälte des Wassers, das Untertauchen, noch auch einen scharfen Biß des wehrhaften D. scheuen dürfen, versteht sich von selbst, wie sie auch einen sicheren Arm des Jägers voraussetzt. Die Gabel hat einen eisernen Stiel von der Länge des Jägers; die drei stählernen Zinken sind 22 cm lang, die Gabelbreite beträgt 18 cm. Von dem eisernen Stiel ist das obere Ende 30 bis 35 cm tief angebohrt und mit einem Kork verschlossen, damit das Ende stets über Wasser bleibt und dadurch das Bedlorengeln der Gabel verhindert wird. Eine kurze Finte, ein starker Genickfänger und eine biegsame Gerte, um den D. aus seinem Schlupfwinkel vertreiben zu helfen, waren die übrigen Rüststücke dieses Otterjägers.

Fang.

Hierzu eignet sich am besten das Otter- und Dachstellereisen Nr. 126c, außerdem die Otterstange und an bestimmten Ortschaften die Kastenfalle. An Bachläufen mit vielen starken Bindungen schneidet der D. gern die stärksten Krümmungen ab, weil dort der starken Strömung wegen keine oder doch sehr wenig Fische stehen. Diese halten sich mehr in den ruhigen, tiefen Ecken (Kolk), welche sich durch die Strömung bilden, auf. Wo die D. häufig aussteigen, um die Krümmungen abzuschneiden, entstehen die von ihnen fast immer wieder benutzten Steige. Die D. benutzen diese nach dem Ausstieg auch, um sich zu lösen und zu nassen. Sobald man diese Steige gefunden hat, macht man die Ausstiege im Frühjahr oder Sommer noch bequemer, vor allen Dingen aber so, daß man seine Fang-

eisen darauf anbringen kann. In dem Wasser vor den Hauptausstiegen macht man, wenn nötig, von Büten und Schilf keine Bollwerke. Diese besetzt man durch eingeschlagene Pfähle, verblendet dann das Ganze durch Schilf, Schlamm usw. und legt sie so tief an, daß über ihnen etwa noch eine Handhoch Wasser steht. Auf dem Ufer gräbt man gleichfalls möglichst nahe am tiefen Wasser auf den Hauptsteigen Plätze um und verzieht sie mit trockenem, frischem Boden, so daß man auch hier später Eisen einbetten kann. Alle Lösung, die man findet, wird entfernt, um später spüren zu können, ob der D. inzwischen den Steig angenommen hat. Das Fangen des D. während des Sommers verbietet sich häufig dadurch, daß die Anlieger das tägliche Betreten des Grafes nicht gestatten. Der Balg des D. ist, wie oben erwähnt, aber auch im Sommer brauchbar. Haben sich die D. bis zum Herbst an die Veränderungen gewöhnt, frische Lösung auf den Steigen, Pfässen und Plätzen abgeleitet und die letzteren zum Wälzen und Trodenmachen benutzt, so kann man das Tellereisen legen. An dem Ring des Eisens besetzt man ein eisernes Gewicht an einer kurzen Kette mit Karabinerhaken, damit der gefangene D. durch die Schwere des Eisens unter Wasser gehalten wird und bald ertrinkt. Die 3 m lange Kette besetzt man an einer Baumwurzel oder einem unterhalb des Wasserspiegels eingeschlagenen Pfahl. Das gespannte Tellereisen Nr. 126c wird in das Bollwerk (Vager), das je nach Wasserstand erhöht oder vertieft ist, so gelegt, daß die Feder in der Richtung zum Steig (also nicht parallel zum Ufer, was bei den kurzen Läufen des D. Fehlhänge gibt) liegt. Das Gewicht und die zusammengewidelte Kette legt man dahinter. Nun verblendet man das Eisen mit Erde von Maulwurfshügeln usw. und dreht dann den Sicherheitshaken um, welcher nun auch bedeckt wird. Aber dem Deckmaterial müssen 6 bis 10 cm Wasser stehen. Der Pfahl und die daran besetzte Kette werden mit Schilf, Roder usw. bedeckt und verblendet. Wo sich Eisen an natürlichen oder künstlichen Ausstiegen nicht legen lassen, legt man sie neben dem Wasser in die obengenannten Plätze und bedeckt die Eisen auch mit Erde von Maulwurfshügeln usw. Wo Menschen diese Plätze betreten können, ist das Legen der starken Eisen möglichst zu vermeiden. Die Hauptsache ist, daß der D., welcher vielleicht erst nach mehreren Nächten diese Gegend passiert, ansteigt und sich fängt, mit dem beschwerten Eisen das tiefe Wasser annimmt und bald ertrinkt. Wo zu befürchten ist, daß das Eisen Nr. 126c durch Treibland zu sehr eingeschlemmt wird, benutzt man das Tellereisen

mit eisernem Kasten (nach Freiherrn von Hanstein); die daran befindliche lange Feder wird nach dem Ufer zu gelegt. Die besten Fangplätze für die Otterfänge sind schmale Bäche oder Gräben, die der D. zum Übergang von einem Gewässer zum anderen benützt. Wenn ein solcher Graben flaches Wasser hat, legt man das Eisen unmittelbar auf den Grund und bedeckt es schwach mit Sand oder Schlamm. Den Abzugsfaden oder Draht zieht man durch eine Rinne oder einen Schilfbalm und befestigt ihn so, daß ihn der D. bei der Vorwärtsbewegung mit dem Körper abziehen muß. Ist das Wasser tiefer, so kann man durch hineingelegte Steine, Rasen usw. die Wassertiefe bis auf etwa 20 cm bringen. Da die Otterfänge ein sehr gefährliches Fang-eisen ist, so ist sie nur dort anwendbar, wo keine Menschen hindurchkommen. In Kastenfallen kann man dort D. fangen, wo sie einen natürlichen oder künstlich hergestellten Zwangspfad annehmen müssen, um von einem Wasser in das andere zu gelangen, z. B. bei Wassermühlen usw. Alle Bitterung und Kitzung (Bibergeil, Kampfer, Angelikawurzel, Gänse- und Schweinefett, Roschus, Weilenjad von der Ribethrahe, Hechtleber, Karpfengalle, Krebs-eier) ist beim Fange des D. überflüssig, ja sogar schädlich, da der D. nur lebende Fische, Krebse usw. frisst. Der lebend ge-

fangene D. wird durch Hiebe auf Nase und Kopf getötet. Gestreift wird der D. wie der Fuchs.

Literatur: A. Morgan, Der Fischotter; Brehms Tierleben.

Ottergarn s. Jagdnetze, Sadgarne.

Otterhund, eine englische Hunderrasse (Otterhound), deren Abstammung nicht sicher feststeht; wird in Deutschland nicht mehr gezüchtet. Die Weuten, die es im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts in Westfalen gab, sind verschwunden. Nach englischer Auffassung ist der D. von mittlerer Größe, etwa 60 bis 65 cm Schulterhöhe; der Kopf ist hoch gewölbt und ziemlich breit, Augen dunkel, Behänge niedrig angelegt, dünn, sehr lang; Hals lang, muskulös und mit Wamme; Räufe starknohig; Rute etwas nach aufwärts gebogen; Behaarung taub und lang, mit kurzer Unterwolle; Farbe eisengrau, graurehfarben, dunkelschwarzgelb, schwarz und rot oder dreifarbig. Die Otterhunde werden dazu verwendet, um einzeln oder zu Weuten bereit die Otter aufzusüßern und laut zu jagen. Von einer Dressur ist nicht die Rede, sie werden nur koppelbändig gemacht und daran gewöhnt, lediglich auf der Spur der Otter zu jagen.

Otterfänge s. Fallen IIIa, 3.

Otterstellereien s. Fallen IIIb 1.

P.

paaren, sich, von den Vögeln, sich zwecks Fortpflanzung vereinen und begatten, wenn nicht andere Ausdrücke, wie balzen, reihen, gebraucht werden.

Paarhühner, Hahn und Henne des Rebhuhns, die sich während der Fortpflanzungszeit (Frühjahr) zusammenhalten.

Paarzeit, die Zeit, in der sich das Federwild paart, sofern der Ausdruck paaren für dieses üblich ist.

Pader, Haphunde, Saupader. Hunde, die ein Stück Schwarzwild bedecken (paden).

Palisadenwürmer (Strongyloides), langgestreckte, fadenförmige Rundwürmer, deren Larven mit dem Trinkwasser oder der Nahrung vom Wild aufgenommen werden und sich innerhalb des Wildkörpers zur Geschlechtsreife entwickeln. Einige Arten schmarotzen im Verdauungsapparat und verursachen die Magenwürmerkrankheit des Wildes. Im Magen und Darm des Rehes kommen hauptsächlich Strongylus filicollis, contortus, convolutus, retortaeformis, setneri Trichocephalus affinis und Filaria terebrata vor; beim Schwarzwild Gnathostomum

hispidum; beim Hasen und wilden Kaninchen Strongylus strigosus und retortaeformis, Trichocephalus unguiculatus. Die Schmarotzer finden sich auf der Schleimhaut des Magens, wo sie die Wirtstiere durch Blutentziehung schädigen. Die Wirtstiere kommen ab, bekommen Durchfall und können infolge der Krankheit an Entkräftung eingehen. Andere Arten von Palisadenwürmern entwickeln sich in der Lunge ihrer Wirte zur Geschlechtsreife und verursachen, wenn sie in großen Mengen aufgenommen werden oder sich zu ihnen eine bakterielle Infektion gesellt, die Lungenschwäche des Wildes. Beim Reh-, Dam- und Rotwild schmarotzt Strongylus micrurus; bei der Gemse Strongylus filaria; beim Schwarzwild Strongylus paradoxus; beim Hasen und Kaninchen Strongylus commutatus. Die Parasiten bewohnen als weiblische, fadenförmige Würmer, oft zu ganzen Knäueln geballt, die Verästelungen der Lufttröhre.

Literatur: Ost-Ströse, Wildkrankheiten.

Pansen (Bauch), der Magen der Wiederkäuer. — Anatomisch ist P. nur die erste,

größte Abteilung des vierteiligen Wiedertäuermagens.

Panzer, beim Schwarzwild, s. *geschildet*; beim Haphund s. *Jacke*.

Pappel, kanadische, s. *Laubhölzer*.

Paradies-Terschwalbe s. *Seeschwalben I, 7*.

Paradoglanf, ein an der Mündung mit Drallzügen versehener Flintenlauf zum Schießen von Schrot und Einzelgeschossen. Für Einzelgeschosse sind diese Läufe gut, hingegen wird durch die Rotationszüge eine erhebliche Streuung der Schrote bewirkt, so daß ein P. für Schrot nur auf verhältnismäßig nahe Entfernung verwendbar ist. Für Brotoningslinten werden auch anschrägbare Mündungsstücke mit Paradogbohrung geliefert.

Parforcedressur, die Abrichtung des Vorstehhundes, bei der Strenge und entsprechende Zwangsmittel, wie Korallen und Peitsche, eine Rolle spielen. Vgl. *Dressur*.

Parforce-Equipage, der ganze Troß an Jagdbediensteten, Hunden, Pferden und das tote Inventar, die zur *Parforcejagd* gebraucht werden.

Parforcehorn, großes Jagdhorn mit zwei Windungen, das die Pileure ohne Hornfessel über der Schulter um den Leib tragen und auf dem sie die Parforce signale blasen.

Parforcehunde, Sammelbegriff für die zur Parforcejagd Verwendeten findenden Hunde. Sie haben das Bild vor den berittenen Jägern so lange zu jagen, bis es sich ihnen stellt und abgefangen werden kann. Gegenwärtig werden zur Parforcejagd in Deutschland nur der *Fuchshund* und *Harrier*, sowie Kreuzungen dieser mit anderen Hunden (*Beagle*) verwendet. Was Vielseitigkeit der Parforcehundrassen anbetrifft, so steht Frankreich an der Spitze. Die dortigen P. sind glatthaarig (s. B. St. Hubert, Chien Vendéen, du haut Poitou, de Franco-Comté, d'Artois, de Saintonge, de Gascoigne, de Virelade, de Montembœuf) oder rauhhaarig (s. B. Chien gris, de Vendéen). Die Engländer besitzen außer dem *Foghound* den *Harrier*, den *Beagle* und den *Otterhund*.

Parforcejagd (französische Jagd). Bei ihr kam es auf Hunde an, die sehr ausdauernd jagen, bei der Heßjagd, mit welcher die Parforcejagd nicht zu verwechseln ist, auf solche, die schneller sind als das gejagte Wild, wie die starken, rauhhaarigen Windhunde. Selbstverständlich war bei der Parforcejagd das Reiten die Hauptsache, mithin gehört sie, wenigstens heutzutage, mehr dem Reitsport an. Die Bedingungen zu einer P. waren: Eine gut eingelebte und berittene Jägerei, ein entsprechender Rotwildstand, ein ebenes, nichtumpfiges und nicht dicht bestandenes Waldrevier und endlich eine Meute von 50 bis 100

und mehr Hunden, die mit guter Nase dauern und stets laut jagen (s. *Parforcehunde*). Da der Abgang an Hunden ein ziemlich starker war, so mußte eine große Anzahl als Ersatz gehalten werden. Das dienftuende Personal bei einer Parforcejagd bestand früher mindestens aus einem Dirigenten, einem Oberpileur und meist zwei Pileuren, die sämtlich nicht nur genau revierkundig, sichere Reiter und gut beritten, sondern auch hirtgerecht Jäger sein mußten, um, wenn der gejagte Hirsch in Sicht kam, ansprechen zu können, ob die Meute den richtigen Hirsch jagte. Dieser wurde früher erst mühsam durch Besuchsjäger mit Leitunden bestätigt, neuerdings wird ein zu diesem Zweck eingangener Hirsch ausgesetzt und angejagt. Da im ersteren Falle nicht alle Jäger den Hirsch vorher sahen, wurde er vom Dirigenten nach dem Geheiß und etwaigen anderen Zeichen genau beschrieben.

Die Parforcejäger zählten am Hirsch nicht die Enden, sondern, wenn der Hirsch das 2. Geheiß aufgesetzt hatte, so hieß er Hirsch vom 2. Kopf, nachher aber, s. B. im 4. Jahre, Hirsch vom 3. Kopf; mit dem 5. wurde er ein Hirsch vom 4. Kopf; im nächsten Jahre schlecht jagdbar, im 7. Jahre war er jagdbar, im 8. vom 2. Kopf jagdbar, im 9. vom 3. Kopf jagdbar usw.

Da nur im Frühjahr und dann wieder im Juli bis zum Hubertustage parforce gejagt zu werden pflegte, so lagen die Hunde einen großen Teil des Jahres müßig, mußten also, ebenso wie die Jagdspferde, einige Wochen vor Beginn der Jagden nach und nach in Atem gebracht werden; es wurde deshalb wöchentlich ein- bis zweimal Train gejagt, worunter man diese Übungsläufe verstand. Der Hergang war folgender: Ein Jäger knüpfte die vier abgelösten Läufe eines frisch geschossenen Hirschens an eine feste Leine, nahm sie mit auf den Sattel, ließ sie da fallen, wo die Anjagd gemacht werden sollte, bezeichnete die Stelle mit einem Bruch und schleifte die Läufe reitend hinter sich her. Nachdem er etwa 1000 Schritt entfernt war, wurde die Meute auf die verbrochene Stelle gebracht, zum Suchen angefeuert, und wenn sie die singierte Fährte angefallen hatte, begann die Jagd mit der Fanfare „Anjagd“. Um dem vorausreitenden Jäger, der häufig Widergänge (Retouren) ritt, Zeit zu lassen und die Meute fern zu machen, wurde öfter gestoppt, d. h. der vorderste Pileur rief dem Kopfhund „Dorriéro“ zu, die Fanfare „Stoppen“ wurde geblasen und die Meute nötigenfalls mit der Peitsche zurückgehalten, niemals aber durfte gestoppt werden, wenn auch nur ein einziger

Hund voraus war. Jagten die Hunde rasch und sicher, so wurde „gute Jagd“ geblasen; kamen sie von der Fährte ab, so daß sie still wurden, so mußte ein Jäger so schnell als möglich vorgehen, d. h. sie überholen, „Hourvari“ (d. h. schlechte Jagd) blasen und die Meute auf die richtige Fährte zurückbringen. Nach der entsprechenden Zeit nahm der Trainreiter die Läufe auf; kam die Meute an diese Stelle, so verstummte sie natürlich, die Jagd hatte ihr Ende erreicht und die Jäger ritt mit der Meute nach Hause.

Solange die Hunde geführt wurden, mußten sie dicht aneinander gehen, und alles Ausbrechen wurde mit der Peitsche bestraft, die überhaupt eine hervorragende Rolle spielte. Rüsteten sich Hunde leicht machen, d. h. sich lösen, so blieb ein Jäger bei ihnen zurück, um sie nachzubringen. Unter der in neuerer Zeit sehr in Aufnahme gekommenen *Schleppjagd* versteht man dies oben beschriebene Trainjagen, das für Verehrer des Reitsports, denen die Mäßigkeit einer wirklichen Parforcejagd nicht geboten ist, einen sehr empfehlenswerten Ersatz bietet. Die Parforcejagd unterschied sich nicht wesentlich vom Trainjagen. Da die Meute, sollte sie sicher jagen und sich nicht übereilen, nur auf der Fährte, also tief, und nicht mit hoher Nase jagen mußte, so durfte sie nicht unter Wind an den Jagdhirsch gebracht werden. Wurde der Hirsch gesehen, so blies man jedesmal à la vue; kam ein Teil der Meute auf eine falsche Fährte, also von den richtig jagenden Hunden ab, was man Change nehmen nannte, so mußte sie herumgeholt und zurückgebracht werden, währenddessen die Meute gestoppt wurde, um den anderen Hunden das Herankommen zu erleichtern. Ebenso verfuhr man, wenn die ganze Meute, oder richtiger der Kopfhund, die Fährte verloren hatte, worauf sie still wurde und unruhig untereinander lief; immer mußte sie dann auf die richtige Fährte zurückgebracht werden. Stellte sich der Hirsch, was oft erst nach Stunden geschah, so wurde à la vue geblasen. Sollte er noch öfter verwandt werden, so wurde er eingefangen und in einem Kasten abgefahren, andernfalls Curée gemacht, d. h. er wurde abgefangen, sogleich zerrührt, das sehr zerleinerte Wildpret mit der Haut verdeckt, ein Pileur schlug mit dem Geweihe nach den Hunden, um sie recht anzureizen, endlich wurde die Haut weggezogen, worauf die Meute über das Wildpret herfiel, das mit überstarker Schnelligkeit verschwand. Beim Abfangen wurde Halali geblasen, wobei die Jäger den rechten Handschuh abzog und die Hirschfänger lüftete. Ging der Hirsch etwa in das Wasser, so wurde die Wasserfanfare geblasen, und er bekam

dann den Fangschuß, worauf er an einer Leine ans Land gezogen wurde; wo dies zu erwarten war, mußten daher stets einige Röhne zur Hand sein. Der Ehrenlauf, d. h. der rechte Vorderlauf des gejagten Hirsches, wurde dem Jagdherrn oder dessen angesehenem Gast überreicht. Nach Beendigung der Jagd ritt man, wenn sie glücklich abgelaufen war, unter schmetternden Hornfanfaren nach Hause, nach einer Fehljagd aber möglichst still und ohne Aufsehen.

Die P. auf den Hirsch gehört der Bergangehenheit an, jetzt wird entweder nur Schleppjagd geritten, oder, wie bei den Kgl. Preussischen Parforcejagen (Berlin, Hannover) und einigen Kavallerieregimentern und Reitschulen hinter Schwarzwild (Keiler), das vorher eingefangen und am Sammelplatz kurz vor Beginn der Jagd losgelassen wird. Nach mehr oder weniger langem und scharfem Ritte unter Führung des Wäster hebt der Reiter, welcher zuerst an den von den Hunden bedeckten Keiler kommt, aus, d. h. er hebt ihn am Hinterlaufe hoch, so daß der Rangälteste dem Keiler den Fang geben kann. Zeremonie wie oben geschildert.

Auch die P. auf Hasen ist heute nur noch in Pommern und Mecklenburg gebräuchlich; sie unterscheidet sich von der auf den Rothhirsch wenig oder gar nicht. Sie wird nur auf dem Felde abgehalten, und da die Parforcehunde auf Nase arbeiten, so tut es keinen Eintrag, wenn das Gelände etwas bewachsen ist; nur den Wald darf der Hase nicht annehmen, weil in Folge anderer den Hund sehr verlockenden Fährten und Spuren die Meute sich meist versprengt, auch der Hase durch Trüden und Wüdergänge häufig entkommt. Die Jagd beginnt in der Regel im November gegen 10 Uhr vormittags; die Reiter ordnen sich mit 30 bis 40 Schritt Fühling in eine Reihe, die Meute bleibt bei den Pileuren hinter der Front, und nun reitet man langsam vorwärts. Soweit ein Hase herausfährt, macht die Linie Halt, und der Jagdführer begutachtet, ob der flüchtige Lampe das Feld oder den Wald annehmen wird; ist Wald nicht in der Nähe, dann spielen etwa benachbarte, nicht zu überschreitende Jagdgrenzen eine Rolle. Soll der Hase forciert werden, so reiten die Pileure mit der Meute an die Stelle, wo er herausfuhr, und da in zwischen Lampe außer Sicht ist, werden die Hunde animiert, worauf der Kopfhund bald Hals gibt, der Spur folgt und die ganze Meute unter hellem Geläut sich ihm anschließt; die Reiter folgen. Der Hase sucht durch alle ihm eigenen Kniffe die Hunde irrezuführen, macht Wüdergänge, schlägt Hasen, sprengt einen anderen Hasen aus dem Lager, aber wenn-

gleich die Meute gelegentlich stumm wird und auseinanderkommt, der Kopfhund findet sich immer wieder zurecht. Immer näher rückt die Meute dem armen Lampe, der zuletzt mit schlaffen Löffeln und herabhängender Zunge vor ihr hertaumelt, bis er schließlich nicht mehr fort kann und, wenn tünlich, in irgend ein Steinloch fährt oder sich drückt. Nun werden die Hunde mit den Peitschen abgehalten, die Pikeure blasen Galali, und wenn jetzt der Hase aufgenommen wird, so ist er meist verendet und so steif wie ein Stück Holz. Die abgedörrte Blume wird dem angesehenen Gast oder dem Jagdherrn als Nutztierde überreicht, Lampe aber unter die Meute geworfen, die ihn binnen kürzester Frist mit „Haut und Haaren“ zerrissen und verschlungen hat. Der Hasenbesatz wird durch dieses rohe, keines Jägers würdige Reiterergnügen gründlich beunruhigt. Mehr gebräuchlich ist die Hege auf Hasen (wie Füchse) mit Windhunden. — In rechtlicher Hinsicht ist zu bemerken, daß die P. entweder auf freies oder auf ausgesetztes Wild erfolgen kann. Erstere wird P. im eigentlichen, letztere im weiteren Sinne genannt. Letztere ist wegen der dabei vorgenommenen Handlungen eine richtige Jagd, das verfolgte Wild befindet sich aber im Eigentum und ist nicht herrenlos, sie ist deshalb keine Jagdausübung im juristischen Sinne, ein Jagdschein ist nicht erforderlich. An Sonn- und Feiertagen ist die P., auch diejenige auf ausgesetztes Wild, fast überall verboten.

Parforcemente, die zur Parforcejagd gehörigen Jagdhunde (s. *Parforcehunde*).

Parforcepeitsche wird von den die Meute führenden Pikeuren gebraucht; die Reiter tragen gewöhnlich nur einen Reitstod mit Lederklaufe ohne Schnur. Die P. besteht aus einem etwa $\frac{1}{2}$ m langen Stod und der 3 bis 4 m langen, rund geflochtenen, ledernen Peitsche, an deren Ende, um den Knall zu verstärken, ein seidener sog. Schlag oder Schmiß angebracht ist. Die Führung einer solchen Peitsche auf galoppierendem Pferd ist gar nicht so leicht und erfordert Übung und Geschick.

Parforcepferd, das bei der Parforcejagd gebrauchte Pferd. Es bedarf keiner besonderen Rasse, muß aber sehr gesund und fest in den Knochen, Sehnen und Gelenken, gut ausdauernd und schnell sein. Es muß ebenso geschickt im Springen wie im Durchlaufen eines Grabens usw. sein und sich vor dem Wasser nicht scheuen; sich endlich zwar leicht führen lassen, doch aber, ohne hartmütig zu sein, stramm im Zügel stehen, d. h. nicht bei jedem Anziehen mit dem Kopfe nachgeben.

Parforce Signale, Hornsignale, die bei den Parforcejagden geblasen werden. Da die

Parforcehörner sehr schmettern und weit tragen, werden diese Signale weithin gehört. Näheres s. *Parforcejagd* und *Fanfaren*.

Parforceuniform, die bei der Parforcejagd übliche Tracht. Die Pikeure tragen meist ein grünes, eng anliegendes Kollet mit gelben oder roten Tragen und Aufschlägen, lederne Beinkleider, Stulpenstiefel und eine schwarze oder grüne, runde Mütze mit Schirm; die Parforcejäger oder Reiter (die Herren) tragen einen scharlachroten Frack und sind im übrigen wie die Pikeure gekleidet. Die rote Farbe ist keineswegs nur zufällige Geschmackssache, sondern deshalb gewählt, weil sie am weitesten erkennbar ist und sich die Reiter als zusammengehörig besser zusammenfinden, als wenn sie bunfle, grüne oder überhaupt weniger auffallende Farben trügen; namentlich rucht die rote Farbe im Holze sehr hervor. Ein Hirschfänger durfte früher dem Parforcejäger nicht fehlen, wogegen das Führen einer Peitsche nur bei den Pikeuren notwendig ist. Die Reiter tragen heute einen Reitstod.

Paß, der Wechsel des niederen Haarwildes; s. a. *Wechsel 1*.

passieren, das Wechseln des niederen Haarwildes.

Paßkugel, eine Kugel für Vorderlader, die genau in den Lauf paßt, im Gegensatz zur Laufkugel, die lose in ihm herunterrollt, also kleiner als der innere Durchmesser des Rohres ist.

Patrone, die zu einem Schuß in eine Hülse geladene Munition, die nur in den Lauf geschoben zu werden braucht, um das Gewehr schußfertig zu machen. Aus den Hinterladern kann man ohne Patronen überhaupt nicht schießen, bei den Vorderladern waten sie dagegen nur wenig im Gebrauch. Hinsichtlich der modernen Patronen s. *Hülse* und *Ladeweise*.

Patronenaußwerfer (Ejector), eine Vorrichtung, durch die der die Hülse zurückführende Patronenzieher beim Öffnen des Gewehres einen Stoß erhält, so daß die leere Hülse ausgeworfen wird.

Patronenhülse s. *Hülse*.

Patronenlager, der hintere Teil des Gewehrlaues, der die Patrone aufnimmt. Ist das P. zu weit, so treten leicht Hülfenteiler auf.

Patronentasche, eine lederne Tasche an einem Tragriemen, die über die Schulter getragen wird und in der die Patronen ihren Platz finden. Für geringeren Bedarf genügt der aus Leder oder wasserdichtem Leinen hergestellte Patronengürtel mit Schlaufen für etwa 20 bis 25 Patronen.

Patronenzieher (bei Ripplauswaffen auch Patronenschieber oder -schlitten genannt), eine Vorrichtung, die beim Öffnen des Gewehres

die Patrone entweder ganz aus dem Laufe zieht (bei Reptiergewehren) oder teilweise (etwa $\frac{3}{4}$ bis 1 cm) zurückzieht, so daß man die Patrone bzw. Hülse bequem fassen und aus dem Laufe entfernen kann.

Peitschenwürmer, sehr häufige Schmarotger im Darne des Wildes, zur Ordnung der Rematoden (Fadenwürmer) und der Familie der Trichotracheliden (Haarwürmer) gehörig. Vorderkörper dünn, setzt sich peitschenartig gegen den Hinterkörper ab. Trichocephalus affinis beim Rot-, Reh- und Damwild sowie der Gemse, *T. orenatus* beim Schwarzwild, *T. unguiculatus* beim Hasen. Der letztgenannte Parasit ist bei massenhafter Anwesenheit Ursache des Eingehens von Hasen.

Pellicane (Pelicanidae), Familie aus der Ordnung der Ruderfüßler (Steganopodes). Alle vier Beine mit einer zusammenhängenden Schwimmhaut verbunden; Flügel lang und spitz; an der Kehle ein Kehlsack, d. h. eine nackte, dehnbare Haut; Schnabel lang, an der Spitze mit hartig herabgebogenem Nagel. Zu dieser Familie gehört nur die Gattung Pelican (Pelicanus) mit den angegebenen Kennzeichen. Alle Arten bewohnen wärmere Länder, keine ist daher Brutvogel in Deutschland, doch verstreichen sich gelegentlich einzelne P. zu uns, vor allem der *g e m e i n e P e l i c a n* (Pelicanus onocrotalus L.; Kropfgans, Löffelgans), etwa von der Stärke eines Schwans. Länge 130 bis 170 cm, Flugbreite etwa $2\frac{1}{2}$ m, Lauf 12 bis 13 cm. Gefieder zart rosa oder lachsfarben, Schwungfedern z. T. schwärzlich, Schnabel gelblich, an der Spitze bläulich, Nagel rot, Auge lebhafte braunrot, Ruder fleischfarbig. Alle P. im Prachtkleide mit kurzem Federbusch am Hinterkopfe. Junge Vögel mehr weißlich. Die Heimat des P. bilden die wasserreichen Gegenden Südoftenras, die angrenzenden Teile Asiens, sowie ein großer Teil Afrikas. In gemäßigteren Breiten ist der P. Zugvogel, der im Winter südwärts zieht und sich dann zu Tausenden zusammenfindet. Das Nest steht an unzugänglichen Stellen in Schül und Rohr; die 2 bis 3 Eier messen etwa 9 : 6 cm und haben unter einem dicken, weißen Kalküberzug bläuliche Farbe. Auf dem Lande schwerfällig, streicht der P., sobald er sich erst erhoben hat, leicht und elegant. Seine Stimme ist ein tiefes, blöendes Grunzen; die Nahrung besteht ausschließlich aus Fischen. Der nächste Verwandte des eben genannten ist der *K r a u s k o p f - P e l i c a n* (Pelicanus crispus Bruch), noch etwas härter als der vorige, außerdem von diesem durch krause Federn am Hinterkopf und Hinterhals unterschieden; das Gefieder mehr weißlich oder perlgrau. Ob diese mit der vorigen zusammen lebende Art je nach Deutschland

gelange, ist zweifelhaft, doch ist es nicht ausgeschlossen, daß es vorkommen könnte.

Peitschke f. Hülsenfrüchte.

Pentastomum-Larven kommen vor im Gescheide, namentlich auch in der Leber und den Gefäßdrüsen, seltener in der Lunge des Reh- und Damwildes, der Hasen und Kaninchen. Werden die mit solchen Larven durchsetzten Gescheide- und anderen Teile von Hunden, Wölfen oder Füchsen gefressen, so entwickelt sich bei diesen Tieren das geschlechtsreife Fünfkoch (Pentastomum taenioides), ein zu den spinnenartigen Tieren gehöriger Parasit, der in der Nasen- und Stirnhöhle seines Wirtes schmarotzt.

Perforation, eine Vorderabertkonstruktion, bei der in die Pulverlammer ein eiserner, durchbohrter Ke gel (Biston) eingeklaubt ist, der mit dem Inneren des Rohres in Verbindung steht. Durch das Festkleben des Pulvers bringt dieses in das Biston bis an den oberen Rand und wird durch ein darauf gestecktes Zündhütchen beim Niederschlagen des Hahnes entzündet.

Perlen, die rundlichen oder lantigen, unregelmäßigen Erhabenheiten an den Stangen der Rothirische und Rehböde; sie sind eine solche Zierde derselben, daß Geweihe und Gehörne ohne P. nur gering geschätzt werden. Bei den Rehböden wachsen die P. nicht selten so lang aus, daß sie wie Enden aussehen. Man spricht von gut oder schlecht geperkten Geweihen bzw. Gehörnen. Dam- und Elchgeweihe pflegen selten, und dann nur ganz flache, glatte P. zu haben.

Perlfisch f. Karpfensische VII, 3.

Perüde, eine krankhafte, abnorme Ausbildung des Gehörns beim Rehbod, seltener des Geweihes bei Hirschen, bei der statt des regelrechten Kopfschmudes dieser Cerviden eine unförmliche, meist klumpenartige, unsymmetrische Wucherung auftritt. Die Perüdenbildung pflegt mit Verletzungen des Kurzwidbretts zusammenzuhängen, sei es infolge eines Schusses oder als Wirkung der Kastration. Nach Edstein (Zoot. Zoologie) lassen sich für die Perüdenbildung folgende Sätze aufstellen: 1) Wird ein Bod am Kurzwidbret verletzt oder kastriert, wenn er noch ungelegte Kolben



Perüdengehörn ohne Boh.

trägt, so wachsen die Kolben anfangs regelmäßig, späterhin unregelmäßig weiter und werden wenigstens teilweise im Inneren. Das so entstandene abnorme Gehörn wird aber weder gesetzt noch abgeworfen und bleibt auf dem Kopfe des Trägers bis zu dessen Ende. 2) Wird ein Hod kurz nach dem Abwerfen kastriert, noch ehe er sein neues Gehörn aufsetzen konnte, so setzt er es anfangs normal auf, bald wird aber auch dieses abnorm und zu einem dauernd ungefesten und unabgeworfenen Perüdengehörn. 3) Wird ein Hod kastriert, während er ein gesetztes Gehörn trägt, so wird dieses abgeworfen und das nunmehr neu entstehende Gehörn wird, wie in den beiden anderen Fällen, ein Perüdengehörn. — Perüdenböcke bleiben selten lange am Leben, meist gehen sie früh ein. Nicht selten wird die P. so stark, daß sie die Lichter überwuchert, wodurch der betr. Hod natürlich auch zu elendem Eingehen verurteilt ist.

Petersilie (*Apium petroselinum*), noch besser aber die krausblättrige Art, *A. crispum*, eine Anhängspflanze für den Hasen, die aber auch von anderen Wilden genommen wird. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die harntreibende Eigenschaft dieser Pflanze in nassen Jahren einen wohlthätigen Einfluß auf den Wüßkörper ausübt. Man baut die Pflanze unter dem Sommergetreide an oder zieht sie in geschlossener Menge und legt dann von ihr die Stengel zum Kesen aus.

Pfahleisen, 1) ein eisernes Werkzeug zum Vorschlagen der Löcher für die Stellstangen beim Stellen des Jagdzeuges; 2) ein Teller-eisen, das statt des Tellers ein rundes oder halbbrundes, schwaches Knüppelende als Trittholz hat. Man legt dies Eisen auf einen starken Pfahl, um Raubvögel zu fangen, die auf dem Pfahl bzw. Trittholz aufsalen.

Pflanne, 1) die halbkgelige Höhlung, in die der Hinterlauf im Weden eingestift ist; daher löst man beim Zerwirken die Keulen des zur hohen Jagd gehörigen Haarwildes aus der P.; 2) beim alten Feuerschloß der von der Batterie bedeckte Behälter, der das Zündpulver aufnahm.

Pfeife, Abzugsröhre am Schwanehals.

Pfeifente *f. Enten I, 6 und VIII, 1.*

Pflaster, ein bei Vorderladern verwendetes rundes Lappchen von Leinwand oder feinem Leder, das auf einer Seite getalgt wurde und zur Umhüllung der Büchsenkugel diente.

Pfropfen sind von großer Bedeutung für den Schrotschuß, da sie die Abdichtung zwischen Geschößvordage und Pulverladung zu übernehmen haben. Am geeignetsten sind 10 bis 15 mm hohe P. aus bestem Füll, die am Rande gefettet werden und damit einen Teil der Rückstände von vorhergehenden

Schuß beseitigen. Papppfropfen sind von zu geringer Elastizität und dichten daher weniger sicher ab. Bei Kugelpatronen findet der P. wenig Verwendung, doch ist er bei Gewehren mit engem Geschößübergang, wo beim Entladen das Geschöß bisweilen stecken bleibt, nur von Vorteil. Er verhütet in diesem Falle das Auslaufen des Pulvers in den Verschuß, was Ladehemmungen herbeiführt. Auch bei Patronen mit verhältnismäßig schwacher oder den Pulverraum nur etwa halb füllender tauchloser Ladung ist es empfehlenswert, das Pulver durch einen leichten Watte- oder Filzpfropfen festzulegen, da andernfalls leicht Nachbrenner auftreten.

Pfuhlschnepfe *f. Schnepfen II, 2 und Uferschnepfe I.*

Pfund. Wo Jagden weidmännisch betrieben werden, sind Verträge gegen den Jägerbrauch in Wort und Handlung mit Strafe bedroht und so ganz besonders bei der edelsten und vornehmsten Jagd, der auf den Rothirsch. Die Strafe bestand früher darin, daß der Überführte quer über einen erlegten Hirsch gestreckt wurde und auf sein Hinterteil drei Schläge mit dem Blatt oder Weidmesser ausgehüllt erhielt, die man Fünde nannte. Ein Jäger höheren Ranges teilte diese eingehändig aus, während die Gesellschaft einen Kreis um die Exekution schloß, die Hirschsänger küßte und Fanfaren bläseln wurden. Die drei Schläge wurden mit folgenden Worten erteilt: Ho! ho! Das ist für meinen Fürsten und Herrn! — Ho! ho! Das ist für Ritter, Reiter und Knecht! — Ho! ho! Das ist das edle Jägerrecht! Die feierliche Handlung, die übrigens den leidenden Teil in keiner Art herabsetzte, sondern lediglich zur Kurzweil diente, wurde mit einem Jägerdrei geschlossen. Dieses Zeremoniell ist heute nur noch selten im Gebrauche.

Phosphor, Gift zur Vertilgung der Krähen (*f. vergiften*).

Piepente *f. Enten I, 6.*

Pisier, der diensttuende Jäger bei der Partoutjagd.

Pinsel, beim Rot-, Dam-, Reh- und Schwarzwild der Haarbüschel an der Öffnung der Brunnstrute. Auch der Haarbüschel am Gehör des Schwarzwildes, Luchses und Eichhörnchens wird bisweilen P. genannt.

Pirsch und Zusammenfügungen damit *f. Birsch*.

Pistole, kurze Feuerwaffe zum einhändigen Gebrauche. Dem Jäger steht diese Waffe zwar fern, obgleich sie schon manchem in gefährlichem Handgemeine erprießlichere Dienste leistete als Büchse und Hirschsänger. Als geeignetste Verteidigungswaffe dieser Art sind die Selbstladepistolen Browning *Bl. 1900* und *1912* anzusehen. Diese P. eignen sich

wegen ihrer flachen Form ohne scharfe Ecken und Kanten und ihres geringen Gewichts sehr gut als Taschepistolen. Der Mechanismus



1. Browningpistole Nr. 1912.

arbeitet einwandfrei, und Präzision sowie Schußwirkung lassen nichts zu wünschen übrig. Gute deutsche Taschepistolen sind die Selbst-



2. Mechanismus der Browningpistole Nr. 1912, abgefeuert, Magazin geladen.

ladepistolen von Mauser, J. P. Sauer & Sohn und die Waltherpistolen Kal. 7,65 mm.

Literatur: G. Bod, Moderne Faustfeuerwaffen und ihr Gebrauch; 1911.

Pistolengriff, eine dem Griff einer Pistole ähnliche Form des Kolbenhalbes, die ein festeres Einziehen des Gewehres ermöglicht als der englische Schaft und sich daher besonders für Büchsen eignet. Durch den P. ist der früher bei deutschen Gewehren fast allgemein übliche Hinterbügel nahezu verdrängt worden.

Piston, der kleine, durchbohrte Ke gel, der bei Perforationsgewehren über der Pulverkammer eingeschraubt ist und als Zündkanal dient. Bei Zentralfeuer-Gahngewehren das einschraubbare Lager für den Schlagbolzen.

Plagge, Stücke des Bodenüberzuges, die nach den Pflanzen, aus denen sie bestehen, Rasenplagge oder Heideplagge benannt werden.

Plan s. Brunstplatz.

Plänterbetrieb s. Forstwirtschaft, Waldbau.

Plattbirch s. Kahlhirsch.

Plag s. Brunstplatz.

Plägen, wenn das Reh mit den Vorderläufen den Schnee oder die sonst ihm unbequeme Bodendecke wegschlägt, um sich dadurch einen Lagerplatz, weidm. Bett, zurechtzumachen. Ebenso pläht der Hirsch, wenn er, von der Brunst erregt, den Boden mit den Vorderläufen nach Art eines erzürnten Stieres hinter sich aufwirft, wobei er gewöhnlich heftig orgelt.

Plagbahn (Standbahn), der einen Walzplatz beherrschende Auerhahn, nachdem er die Nebenbuhler nach oft hartnäckiger Kauferei abgelämpft hat.

Plagbirch, der stärkste Hirsch auf dem Brunstplatz, der die anderen ablämpft. Auf guten Wildbahnen muß er sich diese Alleinherrschaft durch harte Kämpfe mit ähnlich starken Nebenbuhlern erringen, und oft genug wird sein Brunnstschrei von einem neu heranziehenden Hirsch erwidert; die Folge ist dann ein neuer Zweikampf. Der abgelämpfte Hirsch trollt vom Rudel ab und sucht anderswo anzukommen. Stehen, vielleicht wegen nicht ausreichenden Mutterwildes, mehrere gleichstarke Hirsche auf dem Brunstplatz, so muß entsprechender Abschluß erfolgen, weil die Kämpfe unter ihnen nicht aufhören und der Beschlag des Mutterwildes darunter leidet. Geringe Hirsche wagen sich zwar nicht an den P., schleichen aber zu dessen größtem Bedruß stets um den Brunstplatz herum und verstehen jede günstige Gelegenheit, wenn jener anderweitig in Anspruch genommen ist, für ihren Zweck auszunutzen.

Plagpatronen, nur mit Pulver, also ohne Geschob, geladene Patronen.

Pliezen s. Karpfensische IX, 3.

Plöße s. Karpfensische VII, 1.

Pointer s. Vorstehhund.

Polartaucher s. Taucher II, 3.

Politur, ein schwarzer, geruchloser Eisenschlack, der den Zued hat, den neuen, aus der Fabrik kommenden Fangeisen ein gutes Aussehen zu geben, sie vor Rost zu schützen und bei alten Fangeisen das Weiterrosten zu verhindern. Ein Verwittern der Fangeisen findet durch das Bestreichen mit der P. nicht statt, wie oft fälschlich behauptet wird. Um ein altes Fangeisen nach der Fangezeit mit P. zu bestreichen, reinigt man es zunächst gründlich und wärmt es dann auf der Herdplatte, in der heißen Ofenröhre, über Schmiebefeuern usw., gut an. Hierauf streicht man es möglichst zuerst mit Feinöl und dann, wenn dieser an dem warmen Eisen getrocknet ist, mit der schwarzen P. Raubvogeleisen, Habichtstorb usw. streicht man, wie es in den Fabriken geschieht, grün an.

Polizeijagden werden nach § 64 Abs. 4 der preussischen Jagdordnung von der Jagd-

polizeibehörde zur Verteilung uneingefriedigten Schwarzwildes angeordnet. Ein Jagdschein ist dazu nicht erforderlich.

Posch, Römung (Kirtung); poschen, deren Ausstreuen.

Posten 1) (Rehposten), die stärksten Echrote von 6 und mehr mm Durchmesser; vom weibgerechten Jäger verpönt. **2)** Die Stände der Schützen bei der Treibjagd.

Posthörner, die durch den Fraß einer Schmetterlingsraupe (Kieferntriebwidler) verletzten und gekrümmten, später aber weiterwachsenden, jedoch bauernb mehr oder weniger (posthornartig) gebogenen Triebe der Kiefer. Ähnliche Bildungen (Kiefernrehkrankheit) werden auch durch einen Pilz verursacht.

Prachtadler s. *Adler 4.*

Prachtiderente s. *Enten V, 2.*

Prachtente s. *Enten V, 2.*

prächig — aber nie schön oder hübsch — ist ein besonders starkes, perliges, normal gebautes Hirschgeweih oder Rehbocksgehörn, auch ein besonders gutes Stüd Wild.

prall ist ein krafft angezogenes Tuch oder Reh; der Gegensatz ist busig.

Prante s. *Branken.*

prasseln, das Abtreten von dürren Zweigen durch den Auerhahn, wenn er sich überstellt.

Preidtschliefen s. *schlafen.*

Preißelbeere s. *Beerensträucher.*

prellen, 1) wenn Wild oder Hund sich heftig vor- oder zurückbewegen; s. a. *Prellgarn.* 2) Eine rohe Belustigung in früheren Zeiten, namentlich im 18. Jahrhundert, bei der Fische, Hasen u. a. mit Prellnetzen so lange in die Luft geschmettert wurden, bis sie verendet waren. Es beteiligten sich vor allem auch die Damen an diesen grusamen Tierquälereien, an Höfen damals sehr beliebte „Vergnügen“.

Prellgarn (Prellnetz), ein Netz, das gestellt wird, damit Wild vor ihm zurückprellen soll. Es dient als Aushilfe, wenn das hohe Zeug nicht ausreicht; bei Saujagen wird es vor die hohen Tücher gestellt oder diese gedoppelt, weil Sauen sich durch eine Reihe Tuch leicht durchschlagen. Wird niederer Wild getrieben, so stellt man P. hinter den Ständen besonders zu berüchtlichender Jäger, denen sie die Möglichkeit gewähren, das etwa gefellte Wild nochmals zu beschießen. P. haben rechtwinkelige, fangneze dagegen schiefwinkelige Maschen.

Prellschuß, ein Schuß, wobei das Geschöß irgendwo aufschlägt, dabei eine andere Richtung annimmt (abgellt) und einen nicht beschossenen Gegenstand trifft; ferner im Sinne von *Krellschuss* gebraucht.

Pride s. *Neunaugen 2.*

Probajagen, das Zeug- oder Lappjagen, das der angehende hirschgerechte Jäger in

früheren Zeiten als Prüfungsarbeit in befriedigender Weise einrichten mußte, ehe er wehrhaft gemacht wurde.

prossen s. *abprossen.*

Proßholz, für das Schalenwild zum Schalen im Winter ausgelegtes Astwerk von Weichhölzern, z. B. Aspen, lanabischer Pappel, Weidenarten, Wildobst, Eschen. Es muß frisch abgeschnitten gereicht werden. Das P. ist für die Gesunderhaltung der Wildstände von hervorragender Bedeutung und namentlich in nassen Wintern zur Verhütung und Heilung von Störungen im Verdauungssystem von Wert.

Prüfung von Jagdhunden, s. *Kynologie* und *schlafen.*

Prügelkalle s. *Fallen II, 2.*

Prunzjagen, Festinjagen, s. *Rotwild*, *Jagd 5.*

Pseudotuberkulose der Nagetiere. Die P. ist oft eine Ursache des Eingehens von Hasen, seltener von wilden Kaninchen. Die Krankheit ist gekennzeichnet durch das Auftreten von Knötchen in den verschiedensten Körperteilen, insbesondere in den Sekrösdrüsen, der Leber, der Milz und den Lungen. Die Knötchen haben eine weißgrane bis gelbe Farbe und zeigen im Inneren sehr bald Verklüftung. Der Erreger ist ein kurzer, plumper, kottenähnlicher Bazillus, der pathogen für Haus- und weiße Mäuse, Meerichweinden, Kaninchen, Hamster und Feldhasen ist. Die Erreger der Seuche werden in der Regel mit der Nung aufgenommen. In manchen Fällen forbert die Krankheit bedeutende Opfer unter den Hasen. Tritt die Seuche während der Jagdzeit auf, so schieße man die Hasen im versuchten Gebiete nach Möglichkeit vollständig ab. Darauf stelle man dort, wo die Gefahr einer Einwanderung von Hasen in das Seuchengebiet besteht, Drahtzäune auf oder man lappe diese Stellen ab. Im Grenzgebiete schieße man die Hasen auf dem Anstade ab. Während der Schonzeit sperre man das Seuchengebiet durch Drahtzäune, Lappen oder Scheuchen nach Möglichkeit ab. Da die P. durch den Wildbergenuß auf den Menschen nicht übertragbar ist, so sind die mit dieser Krankheit befallenen, regelrecht zur Strecke gebrachten Hasen genußtauglich, solange keine Abmagerung besteht.

pudeln, iderhaft für schlecht schießen.

Pudelpointer, ein aus der Kreuzung von Pudel und Pointer hervorgegangener Vorstehhund. Die meisten P. führen weit weniger Pudel als Pointerblut. Näheres s. *Vorstehhund.*

puißen, der Walzlaut der Schnepfe.

Fulver. S h w a r z p u l v e r besteht aus 75 % Salpeter, 10 % Schwefel und 15 % Kohle, besonders vom Faulbaum, doch auch

von Weide, Hasel, Erle und anderen Weichhölzern. Diese Stoffe werden fein gepulvert, gemengt und, nachdem sie angefeuchtet wurden, zwischen Walzen oder Pressen gedichtet, alsdann geförnt, poliert und getrocknet. Gutes Schwarzpulver muß mattglänzend sein, zwischen den Fingern gerieben keinen schwarzen Ruß hinterlassen und, auf einem Stückchen Papier angezündet, bläulichweiß und gleichzeitig aufflammen, ohne das Papier anzulassen. Für den Büchsen schuß verwendet man rundlörmiges P., dessen Verbrennungsrückstände feucht sind, so daß es nicht so schnell eine harte Kruste bildet und daher den Lauf weniger verschmutzt (Raßbrandpulver). — Seit 1888 tritt zunächst bei Militärgewehren, dann aber auch in immer wachsendem Umfange bei Jagdwaſſen, das rauchlose P. an Stelle des Schwarzpulvers. Sein Hauptbestandteil ist die Schießbaumwolle. Man unterscheidet hauptsächlich zwei Arten von rauchschwachem Pulver, das reine Nitrozellulose- oder Schießwollpulver und das Nitrozellulose-Nitroglycerinpulver, die mit Hilfe des Lösungsmittels Ather-Alkohol durch Auswalzen, Pressen und Zerschneiden in die gewünschten Formen überführt werden. Nitrozellulose ist nitririerte Baumwolle, d. h. Baumwolle, die durch Behandlung mit Salpeter- und Schwefelsäure in sprengkräftigen Zustand versetzt worden ist. Die Baumwollabfälle der Spinnereien werden gewaschen, gereinigt und entfettet und dann in ein Gemisch von Salpeter- und Schwefelsäure getaucht, wobei der Stickstoffgehalt des Salpeters auf die Baumwolle übergeht. Nach gründlichem Auswaschen der Säurereste erhält man die zur Pulverfabrikation verwendbare Schießwolle oder Nitrozellulose. Zur Verabfeinerung der Präzision gibt man diesem Pulver auch noch verschiedene Zusätze. Das Nitroglycerinpulver besteht in der Hauptsache aus Schießwolle und Nitroglycerin. Unter Nitroglycerin versteht man eine äußerlich dem Glycerin ähnliche Flüssigkeit, die durch Nitrirung, d. h. Behandlung des Glycerins mit Salpetersäure, gewonnen wird und auch unter dem Namen Sprengöl bekannt ist. Die heute gebräuchlichsten Zusammensetzungen des Nitroglycerinpulvers sind 60 bis 80 Teile Schießwolle und 40 bis 20 Teile Nitroglycerin. Das letztere besitzt die Eigenschaft, mit gewissen Nitrozellulosen zu gelatinieren. Zur schnelleren Erzielung einer gleichmäßigen Gelatine wird vielfach noch ein leicht flüchtiges Lösungsmittel, z. B. Äzeton, hinzugesetzt. Letzteres wird nach der Formgebung durch Walzen, Pressen und Schneiden mit Hilfe eines Todendrucks so gut wie möglich wieder aus dem Pulver entfernt, wie es ja auch ähnlich mit dem Lösungsmittel im Schieß-

wollpulver geschieht. Auch beim Nitroglycerinpulver regelt man die jeweils erforderliche Präzision durch Zusätze. Beide Arten Pulver werden durch Walzen oder Pressen, Stanzen und Zerschneiden in die verschiedensten Formen gebracht, z. B. in Blättchen-, Kapschen-, Würfel-, Hohlzylinder-, Schur-, Röhren-, Teller-, Platten- und andere Formen. Sowohl Schießwollpulver als auch Nitroglycerinpulver wird als Treibmittel für Jagdgewehre verwendet. Ersteres entwickelt eine bedeutend geringere Verbrennungstemperatur als das Nitroglycerinpulver, weshalb es auch die Läufe weniger angreift. Das mit hoher Temperatur verbrennende Nitroglycerinpulver brennt die Röhre leicht aus. Es hat jedoch die Vorzüge vor dem Schießwollpulver, daß es regelmäßiger Schießergebnisse liefert, sich in seiner Kraftäußerung im Laufe der Jahre so gut wie gar nicht ändert, und daß es größere chemische Beständigkeit besitzt. Zur Anfertigung von Jagd-Schrotpatronen ist außer den erwähnten beiden Arten noch eine weitere Pulvergattung im Handel, die Mißpulver genannt wird. Es ist das zwar auch ein Schießwollpulver, aber ein ungelatinirtes. Es wird hergestellt durch Zusammenmischen von Schießwolle, Kali- oder Natriumsalper mit Wasser und Gummiarabikum oder sonstigem Klebstoff unter Zusatz von verschiedenen Farbstoffen, wodurch die einzelnen Sorten kenntlich gemacht werden. Die Masse wird durch Siebe gerieben und auf diese Weise geförnt. Nach dem Körnen wird das Pulver getrocknet. Infolge Nichtanwendung jeglichen Gelatinierungsmittels kann das Pulver billig hergestellt werden. Unter normalen Verhältnissen sind diese Mißpulver sehr gute Jagdpulver, haben aber den Nachteil, daß sie leicht feucht werden und die Körnerform mehr oder weniger verlieren. Da die rauchlosen Pulver — speziell die Blättchenpulver — eine härtere Zündung brauchen als Schwarzpulver, so kosten die Gewehrläufe beim Gebrauche derartiger Patronen stärker. Sie müssen also sorgfältiger gereinigt werden, als dies bei Schwarzpulver nötig war. Indes wird diese Arbeit durch Benutzung guter Koffschußmittel wesentlich vereinfacht. Jedensfalls wird erwähnter Nachteil reichlich durch die Vorteile des rauchlosen Pulvers — die Rauchfreiheit, sowie geringen Rückstoß und Knall — aufgehoben.

Pulverhorn, ein vielfach mit einer Meßvorrichtung versehener Behälter für Schwarzpulver, der beim Gebrauche von Vorderladern Verwendung fand.

Pulvermaß, ein aus Messing hergestelltes, verstellbares Maß für Pulver zum Laden von Patronen. Die am Maß angebrachten Zahlen,

die vielfach noch sog. Grabzähne sind, geben keinen sicheren Anhalt für die Pulverladung, zumal auch die Pulverforten in ihrem Gewicht



Pulvermaß.

schwanken. Man tut daher gut, die Pulvermenge nach erfolgter Wägung genau festzustellen und danach das Pulvermaß zu figurieren. Rauchlose Pulver, speziell Blättchenpulver, soll man nicht abmessen, sondern mit einer Präzisionswaage abwägen.

Pulverjad (Pulverkammer), der das Patronenlager enthaltende Teil des Laufes bei Vorderladern.

Pulverschleim, im Gewehrlaufe zurückbleibende Rückstände des Schwarzpulvers, besonders Kohle und Schwefelkalium, die an der Luft begierig Feuchtigkeit anziehen und schmierig werden.

Pulwan, auch Dulkan, fälschlich Balban, in Rußland und z. T. Skandinavien heimische Bezeichnung für einen oft sehr kunstlos nachgemachten Birrhahn, der zuweilen nur aus schwarzen Luchslappen besteht und, frei an der Spitze eines Baumes angebracht, zum Anlocken der von einem Gehilfen des Jägers hochgemachten Birrhähne dient. Der Schüßel stellt sich in Schußnähe gut gedeckt bei dem P. auf; die Hähne halten die Puppe für einen der ibrigen und fallen bei ihr ein, wobei sie erlegt werden. J. T. heißen auch Nachbildungen anderer Wüßgestalten P., so z. B. die der Kenntiere.

Purpurreiher s. *Reiher II*, 2.

Pürsch und Zusammensetzungen s. *Birsch*.

Puter s. *Trutwild*.

Puzmittel für Gewehre. Zum Reinigen von Büchsen benutzt man einen *Putzstock*, Berg und säurefreies Öl. Um die nach Gebrauch von Schwarzpulver verbleibenden Pulverrückstände und etwaigen Bleianatz zu entfernen, wischt man den Lauf mit feuchtem Bergpulver aus; nach Benutzung rauchlosen Pulvers ist der Lauf innerlich stark einzusetzen, dann mit mehrmals erneuertem Bergpulver trocken zu reiben und endlich mit einem guten Öl (s. *Rostschutzmittel*) leicht

zu fetten. Bei Flinten entfernt man den Bleianatz mit dem *Krätzer* und verfährt dann wie mit dem *Büchstauf*.

Puzkrod, ein Stab mit Griff an dem einen, Schraube zum Anbringen von Berg, Draht- oder Borstenbürsten, Wischern an anderen Ende, der zum Reinigen des Laufinneren dient. Die besten P. für Büchsen bestehen aus einem mit Holz bekleideten Stahlstab; auch Stahlstöde mit Zelluloid- oder Lederüberzug sind empfehlenswert. Metallpuzstöde ohne Bekleidung sollte man nicht verwenden. Für Flinten sind hölzerne P. ausreichend. Des bequemeren Transportes wegen hat man 3- oder 4teilige Büchsen- und Flintenpuzstöde, die für den Gebrauch zusammengeschraubt werden, hergestellt.

Ppämie und **Septikämie**, Allgemeinerkrankungen (Eiter- und Blutvergiftungen), die im Anschluß an Wunden und Entzündungen innerer Teile entstehen können. Obwohl bei Wild ziemlich selten, wurden solche eitrigen oder jauchigen Blutvergiftungen beobachtet bei Reh-, Rot- und Schwarzwild, sowie bei Hasen und wilden Kaninchen. Ramentlich Hasen erkranken an P. öfters. Man findet oft bei eingegangenen Wild Eiterbeulen oder ausgebreitete Eiterungen in der Haut, Unterhaut, den Muskeln, der Leber, Milz, den Nieren und den Geschlechts teilen. Die unrichtigerweise als Hasenvenerie, Syphilis oder Franzosenkrankheit der Hasen bezeichnete Erkrankung ist eine solche Ppämie. Die Übertragung der Krankheitserreger (*Staphylokokken*) wird durch Flöhe vermittelt, deren Speicheldrüsen die eitererregenden Bakterien enthalten. Das Wildbret von Stiden, die an Staphylokokke (Traubenfalkenkrankheit) litten, ist in der Regel geeignet, die Gesundheit von Menschen, die davon genossen haben, zu schädigen; es sollte zum mindesten ohne tierärztliche Untersuchung nicht verzehret werden. E. wird gelegentlich bei Wild infolge von schweren Verletzungen oder von *Scheer- geburten* beobachtet. Die krankhaften Veränderungen an Herz, Leber, Nieren, Milz und Lymphknoten pflegen hierbei wenig auffallend zu sein. Das Wildbret septikämisch erkrankt gewesener Stide ist in hohem Grade gesundheitschädlich.

Q.

Quäte s. *Hasenquäke*.

Quafente s. *Enten II*, 6.

quarren, auch wohl quorren, der tiefe Ton, den die Waldschneppse auf dem Strich im Frühjahr hören läßt.

Quercflügel, die bei Treibjagen von Schüssen oder Treibern gebildeten Faten.

Quertuch s. *Kolltuch*.

quetschen des Kornes, s. *Klemmen*.

Quetscher, ein Hund, der sich auf das er

legte Federwild stürzt und (hauptsächlich flatterndes, geflügeltes Wild) so heftig beim Zussafen brüdt, daß es stark verletzt wird. Korrektur: Übungen im Apportieren von Raubzeug, Krähen, Fuchs, Hasen, dann auch von lebenden Tauben, denen die Flügel

zusammengebunden sind, und von Eiern; endlich auf Schuß. In den ersten Wochen hat der Jäger nach Erledigung der Apportierübungen im geschlossenen Raume das gefallene Wild selbst aufzunehmen (s. a. *Dressur*).

R.

Rabente s. *Enten III, 1.*

Rabenträhe s. *Rabenvögel IV, 2.*

Rabenvögel (Corvidae). Familie aus der Ordnung der Singvögel (Singmuskelapparat am unteren Kehlkopf). Die R. kennzeichnen sich auffallend durch einen sehr starken, geraden, nach vorn etwas abwärts gebogenen und zugespitzten, seitlich etwas zusammengedrückten Schnabel; die obere Schneide hat an der Spitze meist einen zahnartigen Auschnitt. Nasenlöcher rundlich mit vorwärtsliegenden, borstenartigen Federn fast zur Hälfte bedeckt. Die knorpelige Zunge mit hornartiger, gespaltenener Spitze. Die 4. bis 6. Schwinge, die im Fluge fingerförmig gespreizt werden, bilden, als die längsten, die Flügelspitze. Ständer geschildert, stark und mäßig lang, Gangfüße; Zehen ohne Bindehaut, 3 nach vorn, 1 nach hinten gerichtet, grob gefälst; Nägel mäßig stark und gebogen. Männchen und Weibchen meist gleich gefärbt; gesellige Vögel und sehr gelehrtig. — Ihre Nahrung besteht aus Fleisch, Insekten, Würmern, Baun- und Beerenfrüchten, Getreide und Sämereien, die der Raben auch aus Nas. Lebende Tiere töten sie mit dem Schnabel. Sie horsten auf Bäumen; Horste sehr sperrig; Eier grün mit braunen Flecken. — In landwirtschaftlicher Hinsicht im ganzen immerhin nützlich, sind die meisten Gattungen (s. B. Elster, Rabe) der Jagd entschieden, einige sogar sehr schädlich und daher in gehegten Wildbahnen, ganz besonders bei Aufzuchtanstalten für Federwild, durchaus nicht zu dulden. Von überauschender Klugheit und Berechnung, verstehen sie ihren Erzfeind, den Jäger, sehr wohl zu erkennen, und die Schwierigkeit, ihnen beizukommen, erhöht mittelbar ihre Schädlichkeit. Die meisten sind Jahres- (Stand-)vögel und bewegen sich in einem bestimmten, abgegrenzten Revier; einige streichen im Herbst in größeren Scharen nach Nahrung suchend umher. — 6 Gattungen, von denen *Häher* (Eichelhörer) und *Tannenhäher* unter diesen Stichwörtern beschrieben sind.

1. Gattung: Felsenrabe (Pyrrhocorax Virellot).

Ständer rot; Schnabel rot oder gelb, schwächer und spitzer endend als bei den anderen Rabenarten; Gestalt schlant; Gefieder schwarz mit mehr oder weniger Metallschimmer;

leben von Insekten, Würmern, Sämereien, Beeren und bewohnen hohe Gebirge, in deren unzugänglichen Felsenspalten sie nisten.

1) *Alpenbohle* (Pyrrhocorax alpinus Vieill.; Berg-, Stein-, Schneehohle, Felsenrabe). Länge 37, Stoß 14,3, Schnabel 2,6, Lauf 4,2 cm. Gesamtfärbung schwarz mit mattem Schimmer beim Männchen; der Schnabel der alten Vögel hoch, der der jungen trübgelb, vorn schwärzlich. Ständer der letzteren bräunlich, der ersteren hochrot; Nägel ziemlich groß, stark getrümt; Iris braun. Der gerade Schnabel ist kürzer als der Kopf; die Nasendfedern treten bis zu einem Drittel der Schnabellänge vor. Ihr Ruf klingt wie „krü krü“ oder „jad jad jad“. In Lebensweise und Eigenschaften der Steinträhe sehr ähnlich; im Gegenlage zu jener ist sie in unseren Alpen häufig, auch in anderen alpinen Gegenden vorhanden und erscheint bei hohem Schnee in den Tälern und Städten. Sie läßt sich leicht zähmen und ist an ihrem gewandten, fallentartigen Fluge zu erkennen. Sie horstet auf steilen Höhen in zahlreicher Gesellschaft, auch mit Felsentauben zusammen, Ende April-Mai. 3 Eier (37 : 26 mm), gelblich, grünlich. Ihre Nahrung sind Insekten, Würmer, Schnecken, aber auch Getreidekörner, Früchte und kleine Vögel. Die R. soll räuberischen Sinnes sein, sogar angehoffene Alpenhasen verfolgen; auch stößt sie auf Hunde. Die Jagd auf diesen Vogel ist wegen seines schwer zugänglichen Aufenthalts nicht von Belang; auch ist er mehr den nützlichen und angenehmen Vögeln zuzuzählen, daher seine Schonung angebracht erscheint.

2) *Steinträhe* (Pyrrhocorax graculus L., Corvus graculus L., Fregilus europaeus Less.; Alpenträhe, Feuertrabe). Länge 38, Schnabel 5, Stoß 14,4, Lauf 5 cm. Gesamtfärbung schwarz mit Metallschimmer; Schnabel gebogen, länger als der Kopf, rot wie auch die Ständer; Augen braun; die Nasendfedern erreichen kaum ein Sechstel der Schnabellänge; Flügel länger als Stoß. Die Färbung der Jungen ist stumpfer, Schnabel und Ständer nur gelblich-rot. Neben ihrer auffallenden Farbenschönheit

übertrifft die *St.* ihre Familienverwandten durch ihren sehr gewandten Flug, sie ist eine besondere Zierde der Alpenregion, die ihr ständiger Aufenthalt ist. Ihr Ruf klingt wie „*Aria tria tria*“ oder „*Ta bla bla*“. In Belgoland zweimal beobachtet; früher häufig in Griechenland, jetzt sehr selten (Aolien?); öfter auf den Hochgebirgen Spaniens, jetzt seltener in der Schweiz, in England und Schottland, endlich auch in unserem Alpengebiet. Die *St.* lebt fast ausschließlich von Insekten, die sie aus ihren Schlupfwinkeln hervorzuholen weiß, auch von Schnecken und allerlei Sämereien; diese sind auch das Futter für die ewig hungrig rufenden Jungen. Im April ist das aus 3 bis 4 Eiern bestehende Gelege fertig; das Ei ist 43 : 29 mm groß und auf gelbgrünlicher Grundfarbe mit grauen und braunen Flecken und Punkten bedeckt. Die Brutzeit wird der der Dohle gleich sein; im Juni sind die Jungen beslogen. Girtanner in *St. Gallen* hat den Vortz beschrieben, der äußerlich aus Wurzeln und Reifern, die Restmulde aus einem dicken Saarsitz angefertigt ist und aus Felsabsätzen oder in Ritzen steht. Die *St.* ist Strichvogel, lebt gesellig wie unsere Krähen und läßt sich leicht zähmen. Hat nur wissenschaftliches, wenig jagdliches Interesse.

II. Gattung: Eflter (*Pica Briss.*).

Der keilförmige Stoß bedeutend länger als der kurze Flügel, schwarz und schillernd; Kopf und Obertrüden dunkelblau, Flügel dunkelgrün, Schulterfedern und Unterbrust weiß. Vorkien in der Nähe menschlicher Wohnungen auf sehr hohen Bäumen; der Niederjagd schädlich. Sehr zahlreich in Europa, Asien und Afrika.

Eflter (*Pica pica* L., *Corvus pica* Naum., *P. caudata* Keys. et Blas.; Ael, Heister, Häckler). Länge 43, Stoß 24, Schnabel 3,5, Lauf 4,8 cm. Stoß stufig, bedeutend länger als die kurzen Flügel. Unterbrust, Untertrüden, Schulterfedern und Innenjahne der großen Schwingen schneeweiß, alle übrigen Teile glänzend schwarz mit blauem Schimmer; auf Hals, Rücken und Flügeln mit grünem und auf dem langen, stark keilförmig abgerundeten Stoß mit goldgrünem, blau-grünem und purpurnem Metallschimmer. Erste Schwinge sichelförmig und viel schmaler als die zweite; Schnabel und Ständer schwarz; Iris dunkelbraun. Das Weibchen hat mattere Farben, kürzeren Stoß und nicht so weit auf den Hals herabreichendes Schwarz. Flügel abgerundet, die fünfte Schwinge die längste. Die *E.* ist über ganz Europa bis Lappland hinaus verbreitet, doch nicht überall gemein, kommt auch in Asien vor, wird in Nordafrika und Amerika aber von ihr verwandten Gattungsarten vertreten. Sie lebt

gern in der Nähe der Menschen, teils aus Furcht vor den Raubvögeln, teils um sicherer das junge Geflügel rauben zu können, auf hohen Bäumen, Türmen, Gemäuer, in kleinen Feldhölzern mit angrenzenden Wiesen und Feldern. Nicht selten stehen Eflterhorste auch ziemlich niedrig in Wallheden u. dgl. Der ziemlich umfangreiche Vortz besteht in der Unterlage aus stärkeren Reifern, darauf folgt eine Lage Lehm und Schlamm und schließlich die sorgfältig mit Federn und Haaren ausgelegte Vortzmulde. Oben kommt eine Decke von Dornen und Reifern, der Eingang wird seitwärts eingerichtet. Im April findet man in ihm 6 bis 8 Eier, die etwa 35 : 23 mm groß und auf blaugrünem Grund olivenbraun und dunkelgrün gestreift und gewölbt sind. Beim Vortzbau zeigen sich die *E.* als überaus kluge und schlaue Vögel, welche die Anwesenheit des Menschen auf ihr Tun und Treiben bald bemerken und ihn zu täuschen suchen. Sie stellen oft sogar mehrere Bauten her, um ihre Brut desto sicherer vor Entdeckung zu schützen. Die *E.* ist gewandt, listig und vorsichtig, weiß sich selbst der Brut und Eier größerer Vögel durch ungemeine Dreistigkeit zu bemächtigen und vertilgt in ihrem Bezirk viele Singvögel. Sie ist unbedingt ein sehr schädlicher Vogel. Ihr Flug ist schwerfällig, flatternd, doch ermöglicht ihr der sehr lange Stoß äußerst gewandte Seitenbewegungen; beim schreitenden Gang trägt sie den wippenden Stoß schräg in die Höhe. Ihre Stimme ist ein rauhes „Schnalschnal-schnalstak.“ Die diebische Eigentümlichkeit, glänzende Gegenstände sich anzueignen und im Vortz zu verdecken, teilt sie mit den Verwandten. Sie ist Standvogel, entfernt sich selten weit von ihrem Bezirk und streift selbst im Winter wenig umher. Die schmutzige Gestalt des munteren Vogels, verbunden mit seiner scheinbaren Vertraulichkeit zum Menschen, auch mancher Aberglaube, der an ihrer Anwesenheit haftet, lassen ihr gar zu häufig einen gänzlich unverdienten Schutz angedeihen. Während nützliche Tiere mit weniger glänzendem Kleid oder abstoßendem Äußeren traditionell verfolgt werden, läßt man die *E.* ruhig die Singvögelmörder der Nachbarschaft anstrauen und rechnet auch wohl anderen Tieren den Verlust an zahmem Hausgeflügel an, den diese Erzspißbübin hauptsächlich verschuldet. Sie greift ebenso die Feld- wie Hasanhenne auf den Eiern mit bestigen Schnabelhieben an, flüchtet schleunigst bei etwaiger Gegenwehr, wiederholt aber diese Quälereien so lange, bis der Brutvogel das Gelege verläßt, worauf Eier oder Junge sehr bald vernichtet sind. Die *E.* gehört somit zu den sehr schädlichen, vom Jäger unter keinen Umständen zu duldbenden Vögeln. Doch ist die

Jagd auf diesen erzschelunischen Vogel leichter beschloffen als ausgeführt. Zunächst muß der Angriff dem Horste gelten, der, wenn er der Spitze zu hoch steht, mit der Nische beschossen werden muß, wobei man den Brutvogel vorzugsweise tot oder doch krank schießt. Nur unter sehr günstigen Umständen wird man sich an eine E. im Busch anschließen können, im Freien kann sie nur der Zufall zu Schusse bringen. Zwar erscheinen die jüngeren Vögel gelegentlich bei der Krähenhütte, helfen den Lärm vermehren, und einige können wohl geschossen werden, doch streichen die anderen nach dem Schusse bald ab und kehren sicher nicht wieder. Ihr ärgster Feind ist der Hühnerhabicht. In der Gefangenschaft ist die E. sehr unterhaltend, macht sich aber durch allerlei Diebstähle lästig.

III. Gattung: Dohle (*Coloeus Brehm*).

Schnabel länger und schwächer als bei der Rabengattung, über die Hälfte mit Horsten bedeckt; Gefieder schwarz, nur Unterleib schwarzgrau, an den Seiten des Halses ein weißgrauer Fleck. Horsten gesellig im Turngemäuer oder auf Däumen (mit Saatkrähen); zahlreich in Europa, Asien.

Dohle (*Coloeus monedula*, *Corvus monedula* L.; Dohlentraube, Turmkrähe). Länge 32, Stoß 13, Schnabel 3,3, Lauf 5,5 cm. Die dritte Schwinge die längste, Mundspalte viel kürzer als der Lauf. Scheitel, Rücken, Flügel und Stoß hell schwarz; Vorderseite schwarzgrau, Hintertopf und Wangen aschgrau, an beiden Halsseiten ein hellgrauer Fleck. Iris weißgrau. Schnabel und Ständer schwarz. Mehr als bei den anderen Verwandten kommen hier Albinos vor. Die D. ist in ganz Europa und einem großen Teil Asiens verbreitet, findet sich stellenweise bald häufig, bald selten oder gar nicht. Am gemeinsten ist sie in Rußland und Sibirien, wo sie, ganz entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit, die niedere Blockhütte des Bauern zum Aufenthalte wählt. Sonst horstet sie nur auf hohem Gemäuer, Türmen, Kirchen, in deren Löchern und Spalten, seltener auf hohen Waldbäumen oder auch zwischen den Horsten der Saatkrähen, in Gebirgsgegenden in den Ripen der klüftigen Felswände. Sie scheut menschliche Niederlassungen nicht, so daß sie oft mitten in der vollreichsten Stadt zu finden ist. Sie verträgt sich gut mit dem Turmfalken, horstet sogar neben ihm, fürchtet aber die stärkeren Raubvögel sehr, gegen welche sie in den Saatkrähenschwärmen Schutz sucht. Die D. ist ein muarterer, kluger Vogel, dabei gewandter, schneller Flieger, so daß sie zwischen einem Krähenflug die eigene Schnelligkeit mäßigen muß. Sie frißt Insekten, Regenwürmer, Getreide, Obst, Gras, gelegentlich auch junge Vögel und Eier, geht

aber auf letztere nicht raubend aus, sondern nimmt sie nur, wenn sie ihr gelegentlich vorkommen. Sie legt sich in Gemeinschaft mit dem Star auf den Rücken der Kinder, um diese von dem peinigenden Ungeziefer zu befreien, sucht Mäuse und verzehrt mit Passion Maiskörner. Ihr Ruf klingt wie ein schnelles „Iat, iat, iat.“ Der Horst besteht aus Reisern, Heu, Stroh, Federn und enthält im April 4 bis 5, auf blaugrüner Grundfarbe mit dunkelgrünen und olivenbraunen Flecken und Punkten hübsch gezeichnete Eier, die etwa 34 : 24 mm groß sind und in 18 bis 20 Tagen (Ende April) ausgebrütet werden. Die D. ist Strichvogel; die meisten bleiben im Winter bei uns. Ein Ausrotten der D. ist keineswegs geboten, zumal sie sich merkwürdigweise nicht vermehrt, sondern auf ihrer Kopzahl annähernd stehen bleibt; an Gesüßgelhöfen, Kasanerien, in Parkanlagen und ähnlichen Stellen jedoch darf man sie nicht dulden.

Mit der Jagd auf die D. sieht es mißlich aus, da sie sich nicht antommen läßt und den Mh wenig beachtet, gleich der Saatkrähe, in deren Gesellschaft sie fast ausschließlich verkehrt. Man muß daher die Horste vernichten, wo ihnen beizukommen ist, und sie durch anhaltende Verfolgung von ihren Brut- und Nachtständen vertreiben. Eine gezähmte D. macht ihrem Pfleger zwar manchen Spaß, da sie sehr possierlich und zutraulich wird; andererseits riecht sie manches, wird dadurch und durch den allen Krähenartigen Vögeln eigenen üblen Geruch bald lästig, so daß ihr Halten immerhin Geschmackssache bleibt.

IV. Gattung: Rabe (*Corvus L.*).

Der dunkle Schnabel stark; Kantenlöcher rund, von vorwärtsgerichteten, horstentartigen Federn dicht bedeckt; das harte Gefieder (und Ständer) schwarz oder grauschwarz, dicht aufliegend, nur am Bauche lockerer. Leben sehr gesellig; vertilgen alles, selbst Unverdauliches würgen sie als Gewölle durch den Schnabel wieder aus. Horste auf hohen Wänden; Eier grünlich, braun oder grau gefleckt. Der Jagd schädlich.

1) *R o l l a b e* (*Corvus corax L.*; Rabe, großer Rabe, Rapp). Länge 51 bis 62, Schnabel 7, Flügelspanne 22, Stoß 25, Lauf 7, Mittelzehe 4,3, ihr Nagel 1,8 cm. Schnabel stark und gewölbt, an der Wurzel 2,9 cm hoch, Oberschnabel gegen die gezahnte Spitze hin abwärts gebogen, Unterschnabel fast gerade; beide greifen scharfemartig ineinander. Der R. hat ein tiefschwarzes Gefieder mit schönem Metallschimmer, vom Kinn bis zur Brust starke, lanzettförmige Federn, die wie gekräubt abstecken. Augen schwarzbraun mit grauweißem Ring. Ständer schwarz, Nagel lang und stark. Das Weibchen ist etwas

schwächer als das Männchen. Das Gefieder der Jungen bräunlich; Iris heller.

Der R. ist in Europa ziemlich überall verbreitet; in Süddeutschland und in Schlesien ist er sehr selten, in Norddeutschland stellenweise häufiger. Er brütet vereinzelt noch in der Provinz Hannover (z. B. Lüneburger Heide, bei Hildesheim, Gebiet der Bümme), im Wesergebiet, der Rheinpfalz und Oldenburg, auch in Schleswig-Holstein (namentlich Westseite) und Ostpreußen, dann in der Eifel und an der Mosel. Er ist aus manchen Gegenden aber schon ganz verschwunden, d. h. durch die fortschreitende Kultur verdrängt worden. Auch in Nord- und Mittelasien, Afrika und Nordamerika bis Grönland, z. T. in nahe verwandten Formen. Der R. liebt einfame Gegenden, ausgebehute Heideslächen, Waldungen mit daranstoßenden Feldern und Wiesen (Marschwiesen), die von mancherlei Tieren ausgefucht werden.

Der R. lebt paar- und auch zuweilen familienweise zusammen, doch vertreiben die Eltern meist die Jungen, sobald diese sich selbständig ernähren können. Der R. ist Jahresvogel; nur in ganz strengem Winter verläßt das Paar kurze Zeit sein Revier und nähert sich den menschlichen Wohnungen oder streicht südlicher. Anderen Vögeln gegenüber weiß der R. seine Herrschaft stets geltend zu machen; sein starker Schnabel ist eine selbst von Falken und Habichten gefürchtete Waffe. Er horstet auf hohen Bäumen, Klippen oder schwer zu erstigendem Gemäuer, ausnahmsweise in kleinen Gehögen, selbst in belebten Gegenden; auch benützt er zuweilen die Nester anderer Vögel. Der Horst ist tief, von starken und schwächeren Reisern gebaut, innen mit allerlei weichem Material ausgelegt, wie es die noch rauhe Jahreszeit, in welcher die Jungen in ihm liegen, erfordert. Das Gelege besteht aus 4 bis 5, selbst 6, etwas zugespitzten Eiern, die auf grünlichem Grunde dunkelgrau oder schwarzgrün gefleckt, im Durchschnitt 50 : 32 mm bis 48 : 35 mm groß sind und vom Weibchen in etwa 21 Tagen ausgebrütet werden. Wird dem R. das Gelege weggenommen, so legt er nach einiger Zeit zum zweitenmale — meist weniger — Eier. Die Jungen werden anfangs mit Insekten, Würmern, Mäusen und Aas ernährt, später mit jungem Geflügel, jungen Hasen u. dgl. Die flugbaren Jungen kehren zum Horst zurück und halten sich auch später noch lange Zeit in dessen Nähe auf. Der Rabe jagt zwar nicht ausschließlich, wie Habicht und Falke, dem Wild nach, da er viel kleines Getier, wie Ratten, Mäuse, Insekten und mit Vorliebe Aas frist; gleichwohl wird er allem von ihm zu bewältigenden Wild überaus gefährlich und stellt ihm, besonders zur Winterszeit

und wenn er die Jungen zu füttern hat, nach. Reist hoch streichend, bald wie ein Raubvogel Kreise ziehend, bald vorwärts strebend, späht er mit seinem scharfen Auge nach Raub umher, läßt sein tiefes „Rap, rap, rap“ hören und fällt mit angelegenen Flügeln oder scherzend sich fast überschlagend da ein, wo er Fraß zu finden glaubt, daher er bei uns auch immer der erste bei einem Aas ist. Auf dem Boden hat er einen sicheren, festen Gang und galoppiert in der Eile seitwärts mit gelüfteten Flügeln. Findet er da etwas besonders Interessantes oder sitzt er gefättigt und behaglich in voller Sicherheit, so unterhält er sich und drückt seine Ansichten bald durch ein weiches „Koll, koll“, bald durch einen schwachenden Gesang aus. Daß er einige Worte zu sprechen und gelegentlich mit tonischer Wirkung anzubringen versteht, ist bekannt. Ein Rabenpaar hält in treuer Ehe sein ganzes Leben hindurch zusammen, daher man selten einen einzelnen Raben bemerkt wird, und eben dieses gemeinschaftliche Tun und Treiben macht ihn noch gefährlicher; denn wenn dem einzelnen, sehr starken Vogel schon manches Tier unterliegt, um wie viel mehr zwei solchen, die ihre gemeinschaftliche Kraft mit gleich hohem Grade von List anzuwenden verstehen. Besonders der Hase ist vom Raben sehr gefährdet; im Freien greift ihn das Paar ohne Umstände an, fröst und hadt auf ihn während der Verfolgung, und drückt er sich, so ist er verloren, denn emige Stiehe mit dem furchtbaren Schnabel haben ihn bald gebendet und zum Verenden gebracht. Wie alle Raubtiere liebt der R. seine Brut mit großer Hingebung und Aufopferung, er duldet in der Nähe des Horstes kein anderes Raben- oder Krähenpaar. Das Weibchen bedt die Jungen trotz der augenscheinlichsten Gefahr, und selbst ein fallender Horstbaum kann es nicht verschrecken, so daß es mitamt den Jungen zerschmettert wird. Die R. erreichen — auch in der Gefangenschaft — ein außerordentlich hohes Alter (etwa 100 Jahre), sind leicht zu zähmen und sprachbegabt.

Jagd.

Der den Versuch gemacht hat, Krähen schußmäßig anzulocken, wird erfahren haben, wie schwierig das ist; der R. ist aber noch viel klüger und mishtauischer, so daß die Redeart, er rieche das Pulver, eine gewisse Bedeutung hat. Deshalb ist ihm im Freien mit dem Gewehr, auch der Büchse, nur ganz zufällig beizukommen; selbst am Horst ist dies schwierig, da er entweder im Wipfel sehr hoher Bäume oder in schroffem Gestein steht, auch die sehr frühe Brut dem nichtkundigen Jäger entgeht, der sich oft erst nach ihr umsieht, wenn sie schon ausgeflogen, also seinem Eingreifen entgangen ist. Gleich-

wohl muß nach dem Zerstören der Horste durchaus gestreut werden, und wenn dazu ein Duzend Ägeln nötig ist, auch die Alten nicht erlegt werden; sie werden aber dadurch wenigstens zum Auswandern genötigt und, wenn es ihnen an verchiedenen Stellen so ergeht, am Brüten verhindert. Im übrigen ist der R. bei uns so selten geworden, daß man wohl dafür eintreten kann, daß eine oder das andere Paar in Gegenden, wo man auf die Nierderjagd nicht besonderen Wert legt, aus ästhetischen Rücksichten zu schonen. Im Tellereisen soll er sich nicht schwer fangen, wenn es rein, mit Spreu oder sonst leichtem Material, als Laub, kurzem, trockenem Stroh usw., verblendet und mit Fleisch, am besten Has, befördert ist. Besonders erfolgreich gegen ihn ist die Jagd aus der Krähenhütte. Der R. darf aber den Jäger unter keinen Umständen bei der Hütte wahrgenommen haben, sonst kommt er sicher nicht heran. Der Uhu wird bei seiner Annäherung, die sich durch ein tiefes „Rap, rap“ ankündigt, ungewöhnlich unruhig und setzt sich eilig in Kampfbereitschaft, denn sein Gegner stoßt hastig auf ihn und sucht ihn mit den Ägeln, besonders aber mit dem Schnabel zu schlagen, umschwärmt ihn dabei und baumt in vielen Fällen, aber nicht immer. Dann muftert er mit größter Schärfe neben dem Uhu auch die Hütte und streicht schleunigst ab, wenn er die geringste unvorsichtige Bewegung des Jägers wahrnimmt, weshalb dieser besonders vorsichtig sein muß. Auch darf der Uhu nicht mehr als wöchentlich einmal für die R. aufgestellt werden, sonst gewöhnen sie sich an dessen Anblick, oder, richtiger gesagt, sie merken die Absicht und werden verstimmt, d. h. streichen nicht heran. Hat man keinen Uhu, so tut auch eine gewöhnliche Luderhütte gute Dienste, nachdem sich die R. an sie gewöhnt haben. Ist dann der Jäger früher in der Hütte, als die Raben heranzustreichen pflegen, so kann er gut zu Schusse kommen. Einen Hund auf einen angezogenen Raben zu setzen, ist sehr zu widerraten, da ihn dieser mit seinem Schnabelhieben arg zurichten kann.

2) R a b e n k r ä h e (*Corvus corone* L.; Krähenkrabe, kleiner Rabe). Länge 45, Stoß 17, Schnabel 5, Lauf 5,5 cm, Mittelzehe von gleicher Länge wie der Schnabel, welcher kürzer als der Lauf ist. Stoß wenig abgerundet, länger als die Flügelspitze. An der Kehle lanzettförmig zugespitzte Federn. Das ganze Gefieder glatt anliegend, glänzend schwarz mit mattem, blauem Metallschimmer auf Brust und Rücken. Der starke Schnabel und die Ständer schwarz; Iris dunkelbraun; Männchen etwa 3 cm länger als Weibchen, sonst gleich gefärbt. Zunge von matter Färbung. Die R. ist Jahresvogel westlich der

Elbe; in Mittel- und Südeuropa verbreitet, mehr westlich als östlich, findet sich auch in Asien, Afrika und Amerika. Sie bewohnt Ebenen und Gebirgswälder, doch auch baumlose Gegenden, horstet aber auf hohen Bäumen an Waldbrändern, in Parkanlagen und Baumgruppen, in der Heide auch auf niedrigen (2 bis 3 m hohen) Kiefern. Sie hält Gemeinschaft mit ihresgleichen zum Schutze gegen Angriffe des Hühnerhabichts, horstet aber stets abge sondert. Der Horst besteht aus Reisern und Wurzeln, Schlamm, Erde und innen aus Moos, Wolle und Haaren. Im April findet man 4 bis 5 hellgrüne, mit olivenbraunen und dunkelgrünen Flecken und Punkten bedeckte, 41 : 31 bis 45 : 30 mm große Eier, die in 20 Tagen ausgebrütet werden. Die Jungen werden mit jungen Vögeln, Hausgeflügel, Junghafen, weichen Insekten usw. gefüttert, wobei die Alten sich sehr räuberisch zeigen. Was ist für sie ein Lederbüßen. Die R. ist ein überaus kluger, listiger und mutiger Vogel, dem Kolltraben in der ganzen Lebensweise sehr ähnlich, nur eben geringer von Gestalt. Ihre Stimme klingt etwas höher als die des Kolltraben, etwa wie „Krü, krü, krü“; jagt sie aber einen Raubvogel, so tönt sie wie ein kurzes Krarren. Die R. hat wie der Kolltrabe auch einen leisen, schwachen Gesang. Jung gefangen, läßt sie sich zwar leicht zähmen, wird jedoch durch ihre Geizigkeit und ihre Räuberereien bald lästig. In land- und forstwirtschaftlicher Beziehung ist der R. ein besonderer Schaden nicht nachzuweisen; jagdlich ist sie entschieden schädlich. Sie vertilgt manches schädliche Insekt, Mäuse, Larven und Käfer hinter dem Flügel des Landmanns, greift aber auch alles zu Überwältigende unbedingt an, haßt, wie der Rabe, dem armen Opfer zuerst die Augen aus und tötet es dann mit wuchtigen Schnabelhieben; stiehlt glänzende Gegenstände, um sie irgendwo zu verstecken. Ihr Gang ist bedächtig, ihr Flug kräftig mit langsamen Flügelschlägen.

Wo die Jagd besonders gehegt wird oder werden soll, oder gar Fasanerien und ähnliche Zuchtungsanstalten bestehen, dulde man die R. unter keinen Umständen; auch halte man sie von Gärten und Parkanlagen ab, wenn man die Singvögel zu erhalten wünscht, deren Nester sie sicher plündert, wozu sie Busch um Busch absucht. Der R. ist am Horst leicht beizukommen, da dieser dem Flintenschuß meist erreichbar steht und hierbei der fest-sitzende Brutvogel erlegt werden kann. Nächste dem Vertilgen der Horste ist der R. aus der Krähenhütte gut beizukommen, da sie gegen den Uhu bald heranstricht, auf den Kraken anhaft und unter lautem Geschrei ihn beobachtet, auch umschwärmt und selbst durch

Schüsse sich nicht sogleich abschrecken läßt. Die Kraken müssen mit den Ästen nach der Hütte hinweisen, damit man von den dicht angehalten Schreiern gleich mehrere auf einen Schuß erlegen kann. Nur muß man mit den Hütten wechseln, denn wird ihnen der Lhu zu oft gezeigt, so verlieren sie ihre Schneidigkeit und kommen nicht mehr heran; ferner ist zu berücksichtigen, daß ein Krähenschwarm den ganzen Bestand eines gewissen Bezirkes darstellt, weil dessen Injassen außerhalb der Brutzeit sich stets zusammenhalten. Hat man nun unter ihnen schon gut aufgeräumt, so sind die übrig gebliebenen dieses Bezirkes gewißig genug, um nicht mehr heranzukommen. Man besucht daher inzwischen eine andere Hütte. Ein gutes Mittel, Krähen schreckt anzuloden, ist folgendes: Man legt eine geschossene Krähe mit dem Rücken auf den Boden, rupft ein paar Hände voll Brust- und Bauchfedern aus und streut sie umher. Dann sticht man eine Anzahl ausgezogener Schwung- und Stoßfedern im Kreise um den Körper in den Boden. Man kann dieses Mittel auch neben dem Lhu anwenden, wenn die Krähen nicht recht stoßen wollen.

3) **R e b e l k r ä h e** (*Corvus cornix* L.; Rebellkrähe, Schildkrähe, Mantelkrähe). Länge 44 cm, in Gestalt und Maßen wie die Rabenkrähe. Kopf, Kehle, Flügel, Stoß- und Ständer schön schwarz, das übrige Gefieder aschgrau mit dunklen Schäften. Augen dunkelbraun. Sie ist der Rabenkrähe, abgesehen von der Färbung, in allen so ähnlich, daß sich beide Arten, wo sie zusammen vorkommen, paaren. Jedoch übertrifft sie die Rabenkrähe wohl noch an Frechheit und Bödsartigkeit, raubt Vögel und Eier, junges und angeschossenes Wild. Ihre Stimme klingt wie „Arret, arret“ oder „Trrrt, irrt“. Sie hat aber auch dieselben Laute wie die Rabenkrähe. Sie ist Jahresvogel östlich der Elbe, westlich lebt sie nur im Winter; sonst im nördlichen und östlichen Europa und Sibirien, auch in Asien, Mittel- und Kleinasien. Ihre Eier sind von denen der Rabenkrähe kaum zu unterscheiden. Ihr größter Feind ist der Säbnerhabicht, der ihr — namentlich im Winter — eifrig nachstellt. Die N. ist der Niederjagd sehr schädlich, daher nicht zu dulden (s. Rabenkrähe). — Bemerkenswert sind die in jedem Herbst und Frühjahr auf der kirchlichen Wehrung haltfindenden riesigen Rebellkrähenzüge, wobei diese Vögel von den Bewohnern der Wehrung zu Speisegeweden massenweise in großen Zugnetzen lebend gefangen werden. N. Thienemann hat auf der Vogelwarte Rossitten große Mengen solcher erbeuteten Krähen, mit Fußringen versehen, aufgelassen, und es hat sich herausgestellt, daß die aus Nordwestrußland stammenden Rebellkrähen

auf ihren Wanderungen viel weiter nach Westen und Süden vordringen, als man früher glaubte. Der westlichste Fundort für gezeichnete Krähen ist vorläufig Solesmes im nördlichen Frankreich; ferner wurden noch Stüde aus dem Rheinland und Westfalen eingeliefert. Der südlichste Punkt ist Prettin a. Elbe bei Torgau, der nördlichste oder nordöstlichste Savonlinna (schwedisch Nysslott) in Finnland. Die meisten markierten Krähen hat Pommern geliefert, wo also häufig Winterquartiere bezogen werden.

Rebellkrähen fängt man in gut verblendeten Tellereien, die mit Fleisch, Eiern, Fisch usw. beladert sind. Auch in Kräheneisen mit Spiralfeder und Ei als Köder fangen sie sich. Auf Fuchsfangplätzen werden häufig Krähen zum Ärger des Jägers, dem sie manchen Fang verderben, erbeutet, indem sie Kirt- und Fangbroden nehmen oder zu nehmen versuchen. Sobald sich aber eine Krähe im Eisen gefangen hat und, besonders nach Trittfang, schreit, meiden andere Krähen diesen Ort. Zur Massenvertilgung der Krähen wendet man daher das Vergiften mit Strychnin, noch besser mit Phosphor, an (s. Vergiften), da Strychnin zu schnell wirkt, wodurch die übrigen Krähen mittrauisch werden, während diejenigen, die Blut usw. mit Phosphor gefressen haben, noch weit fortstreichen, ehe sie verenden. Mit dem Pflschuß werden Krähen selbsttätig erschossen.

4) **S a t t k r ä h e** (*Corvus frugilegus* L.; Feldkrähe, Grünschnabel, Gesellschaftkrähe). Länge 43, Stoß 18, Schnabel 5, Lauf 5 cm. Der an der Wurzel nur 2 cm hohe Schnabel gestreckter als bei den verwandten Arten, der Ober schnabel nicht über den Unterschnabel gebogen. Hauptfärbung des Gefieders schwarz mit violetttem und grünem Metallschimmer. Augen braun. Die Flügel decken den fast abgerundeten Stoß. An der Brust steht das Gefieder meist traufartig ab, was die S. schon aus der Entfernung von den anderen Krähen unterscheidet. Im Fluge ist sie an ihren längeren und spitzeren Flügeln vor den anderen Krähen zu erkennen. Bei alten S. ist die Umgebung der Schnabelwurzel von Federn entblößt und sieht weißlich aus. Wahrscheinlich ruht das vom Haden im Boden her. Die Zungen haben die Schnabelwurzel mit Federn und Borsten bedeckt, besitzen auch zerklüftene Kopf- und Brustfedern und immer viel mehr Metallglanz als die Rabenkrähe. Die S. ist Sommervogel im südlichen Schweden bis nach Deutschland; brütet südlich des Rains jedoch nur selten, überwintert aber dort; in den südlichen Ländern (bis Nordafrika) nur auf dem Durchzuge. Zugzeit: Februar-März Oktober-November. Sie lebt in Feldhölzern,

Parlanlagen oder auch in einzelnen Baumgruppen mit freier Umschau und horstet in großen Gesellschaften, oft zu 10 bis 15 und mehr Paaren aus einem Baum, zum Betruß der Nachbarschaft, die durch den fortwährenden Lärm und das ewige Gezänk der Vögel ungemein belästigt wird. Das Vertreiben solcher Kolonie ist äußerst schwer, da die Krähen selbst Schüssen nicht weichen, unter furchterlichem Spektakel zwar auffstreichen, sich aber sofort wieder auf ihre Horste herablassen. Das beste Mittel ist 72 Stunden langes, ununterbrochenes Schießen in den Kolonien in der Zeit, wo die Eier schon stark bebrütet sind. Das Begleichen auch des Nachts ist unbedingt nötig (mondhelle Nächte oder Nachtfeuer). Die Horste bestehen aus Reisern und Wurzeln, mit Lehm und Schlamm gebackt, und enthalten 4 bis 5 Eier, die laum von denen der anderen Krähen zu unterscheiden, doch meist dunkler als diese sind. Brutzeit: April. In 20 Tagen sind die Jungen ausgebrütet; sie werden mit Insekten und Würmern gefüttert. Die Nahrung der S. besteht aus Insekten, Larven, Käufen, aber auch ungewisselhaft aus Körnern. Ras verschmäht sie. Sie schädigt von allen ihren Gattungsverwandten die Jagd am wenigsten, nützt dagegen dem Landmanne durch das Ablefen schädlicher Insekten von den Feldern, was immerhin von Bedeutung ist, da sie stets in großen Flügen, zuweilen von Tausenden, einfliegt. Nur den frisch eingefügten Feldern, auf denen das Saat Korn eben ausgestreut und noch nicht aufgelaufen ist, resp. geleimt hat, kann sie Schaden zufügen. Sie schützt auch durch ihre Anzahl die nützlichen und angenehmen Stare, die sich daher gern unter sie mischen, vor den Raubvögeln.

Die Jagd ist mit Erfolg nur auf die Jungen in den Horsten zu betreiben. Den Uhu ignoriert die S. fast gänzlich, Luder frisst sie nicht, und trifft man sie bei solchem, so sucht sie nach Raden usw. Wenn die Jungen soeben anfangen flugbar zu werden, ist die beste Zeit, sie zu schießen; sie sind dann sehr fett und schmecken, gut zubereitet, nicht schlecht, etwa wie junge Tauben. Auch die Eier sind köstlich. Die Horste löst man soviel wie möglich mit Stangen von den Ästen, was freilich die Kolonisten nicht abhält, im nächsten Frühjahr wieder zu erscheinen. Im Interesse der Landwirtschaft ist eine gänzliche Vernichtung der S.-Kolonien jedoch nicht geboten.

Literatur: Raumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas; Niesenthal, Die Raubvögel Deutschlands; E. Schäff, Ornithologisches Taschenbuch, 2. Aufl.

Rachenbremien s. *Bremsenlarven*.

Kadelhuhn (*Tetrao medius* L.). Das R. ist keine Art, sondern ein Bastard aus Auer-

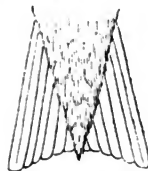
und Birchenhuhn, und zwar meistens aus Birchenhuhn und Auerhenne. Der Schnabel misst etwa 74 cm in der Länge, ist am Kopf, Hals und Brust

schwarzblau mit violettem Glanz, am Hinterhals mit grauweißen Federn gemischt, Rücken schwarzblau, Seiten weiß und braun geschleht; auf den braunen Flügeldecken eine weiße Binde, am Bug ein weißer Fleck; Stoßfedern schwarz, die mittleren kürzer als die äußeren, letztere aber nicht, wie beim Birchenhuhn, ausgebogen. Die Henne sieht einer blaß gefärbten Birchenhuhn sehr ähnlich, ist aber durch den nicht ausgeschnittenen Stoß kenntlich. Kadelhähne mit Auerhahnentypus, hervorgegangen aus



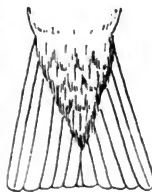
1. Stoß der Auerhenne.
Von unten.

der Kreuzung von Auerhahn und Birchenhuhn, sind geringen Auerhähnen ähnlich, aber Inzessnäblicher und mit hennennähnlichem Stoß. Außerdem kennt man Kadelkommen von Kadelhahn und Auerhenne, sowie von Kadelhahn und Birchenhuhn; ja, es sollen sogar solche von Kadelhahn und Kadelhenne vorkommen. Die weiblichen Kreuzungsprodukte sind sehr schwer richtig anzusprechen. Wer sich genauer mit dem Kadelwild befassen will, muß das Prachtwerk von A. B. Meyer „Unser Auer-, Birchen- und Kadelwild“ zu Hilfe nehmen.



2. Stoß der Birchenhenne.
Von unten.

In den Wäldern, die übrigens bei den einzelnen Stücken abweichen, steht das Kadelhuhn zwischen den beiden Stammarten. Am häufigsten findet sich Kadelwild in Skandinavien und Rußland, wo die Balzzeiten beider Stammarten ungefähr zusammenfallen; es kommt aber gelegentlich überall vor, wo Auer- und Birchenhuhn zusammen leben. Die



3. Stoß der Kadelhenne.
Von unten.

Stimme des Kadelhahns klingt rauher und schwärrender als die des Virlhahns, zuweilen kann sie etwas an das Balzen des Auerhahns erinnern.

radfchlagen, wenn der Uhu das Gefieder sträubt, die Flügel ablegt und den Stoß ausbreitet. Beim Auer- und Virlhahn heißt das Ausbreiten des Stoßes sächern.

rahmen der Windhunde. Wenn diese zu dreien einen Hasen so jagen, daß einer ihm direkt folgt, die beiden anderen aber ihn dertart zwischen sich haben, daß er seitwärts nicht ausweichen kann, so sagt man, sie r. ihn.

Ralle, kleine, f. *Sumpfhuhn* 2.

Rallen (Rallidae), Familie aus der Ordnung der Schreitvögel (Cressores). Die hierher gehörigen Vögel haben einen kurzen bis mittellangen, meist geraden Schnabel, seitlich zusammengedrückten Körper mit losen Gefieder, lange Zehen, kurze, breite Flügel. Es gehören hierher die Gattungen der *Wasserkühner* (Fulica), *Teichhühner* (Gallinula), *Sultanshühner* (Porphyrus), *Sumpfhühner* (Ortygometra), *Wiesentalen* (Crex) und *Wasserrallen* (Rallus).

Rallenreiter f. *Reiter* IV, 1.

rammeln, die Begattung der Hasen und Kaninchen.

Rammelzeit, die Begattungszeit der Hasen und Kaninchen.

Rammler, das Männchen vom Hasen und Kaninchen.

Rändelung der Patronen. Schrotpatronen müssen gerändelt werden, um ein Lockern des Schlußblättchens und Verlieren der Schrotladung zu verhindern. Das Rändeln geschieht durch sog. Rändelmaschinen. Auch für tauchlose Patronen ist eine feste und gleichmäßige R. erforderlich, da das tauchlose Pulver zu seiner guten Entzündung und Verbrennung einen größeren Widerstand verlangt als Schwarzpulver.

ranzen, die Begattung des Haarranzengs; beim Fuchs sagt man jedoch rollen, beim Bär bären, daher Ranzzzeit, Kollzeit, Bärszeit.

Rapsen f. *Karpfensische* XI, 1.

Raps f. *Ölfrüchte*.

Rapskrankheit der Rehe. Gesunder Raps und Rüben sind ausgezeichnete Auflagengewächse für Reh-, Rotwild und Hasen. Diese Pflanzen werden aber höchst gesundheitsschädlich, wenn sie von einem Kernpilze, dem Rapsverberber (Polydesmus exitiosus), befallen sind. Durch die Aufnahme betart befallener Blätter entzündet die sogenannte R. Der Rapsverberber zeigt sich in Gestalt kleiner schwarzgrüner oder braunschwarzer Flecken, deren Umgebung bald eintrocknet und misfarbig gelb oder rötlich wird. Rapskrankte Rehe zeigen Kreuzschwäche, ferner oft all-

gemeine Lähmung. Regelmäßig besteht eine heftige Entzündung der Schleimhaut der Lichter (Bindehaut) und des Oesophagus mit Bildung von Geschwüren, nicht selten geißelt sich dazu eine Entzündung der Haut zwischen den Schalen. In den meisten Fällen zeigen die kranken Stüde Durchfall. Die gleichen Krankheitserscheinungen können auch durch die Verfütterung von kranken Rapskudern hervorgerufen werden. Da sich der Rapsverberber unter Umständen schnell ausbreitet, so ist es oft schwer, rechtzeitig Maßnahmen zur Verhütung der R. zu treffen. Sobald sich die ersten Anzeichen der Krankheit bemerkbar machen oder wenn man festgestellt hat, daß Raps oder Rüben, die dem Wilde zugänglich sind, von Rapsverberber befallen sind, so sperre man die betreffenden Ackerstücke durch transportable Gatter, Lappen oder Scheuchen so lange ab, bis ergiebige Regengüsse gefallen sind, durch welche die Sporen des Rapsverberbers von den Blättern abgespült werden. Außerdem empfiehlt es sich, dem kranken Wilde Kochsalz in Form von Salzlecken darzubieten.

Rasanz der Geschosbahn, ihre Gestrecktheit. Je größer bei gleichem Kaliber und Geschosgewicht die Flugeschwindigkeit, oder je schwerer bei gleicher Flugeschwindigkeit und Kaliber das Geschos, um so geringer ist die Erhebung des Geschosses über die Visierlinie, d. h. desto rasanter ist die Flugbahn, desto größer die R.

rasch — nicht schnell — ist der gewandte und behende Hund.

rasieren f. *barbieren*.

Rasse ist mit Bezug auf Haustiere und Menschen (man spricht wohl auch von Wild-Rassen) ungefähr dasselbe, was Varietät in bezug auf wilde Tiere ist. Rasse und Varietät sind Unterabteilungen der Art. In der Natur gibt es nur Einzeltiere, die sich mehr oder weniger ähneln. Diese zu Gruppen zusammenzufassen, entspricht praktischen Bedürfnissen der Züchter. Eine allgemein anerkannte, unbestrittene Erklärung von R. gibt es nicht, der Begriff läßt sich mit kurzen Worten kaum erläutern und ist nicht ganz scharf begrenzt. Die Zugehörigkeit zu einer R. ist davon abhängig, daß sich die betreffenden Tiere von anderen Individuen ihrer Art durch charakteristische Merkmale unterscheiden, und daß diese Merkmale so lange unveränderlich sind, als sich die bedingenden Umstände, nämlich die Zuchtwahl und die Züchtungsbedingungen, nicht ändern. Die R. kann unter Umständen in eine Anzahl Schläge, Stämme, Zuchten, Familien zerfallen. Unter Familie versteht man gewöhnlich die Nachkommen aus ein und derselben Mutter, mögen dies rechte oder Halbgeschwister und deren Nachkommen sein. Eine Anzahl zu

derselben R. gehöriger Familien mit gleichen Eigenschaften bildet eine Zucht. — Sehr charakteristische Merkmale besitzen die englischen Vorkehrhundrasen (Pointer, Setter). Die deutschen Vorkehrhunde zerfallen, streng genommen, nicht in R., und zwar hauptsächlich deswegen nicht, weil ihre geistigen (jagdblichen) Eigenschaften individuell ziemlich verschieden sind. Am wenigsten kann man von einer Trahthaartrasse sprechen, da die drahthaarigen Vorkehrhunde fast durchweg ihre Behaarung unsicher vererben. Die Bezeichnung R. ist übrigens für den Jäger und den praktischen Jagdhundzüchter ziemlich entbehrlich (s. a. *Rassenzucht*).

Rassel, eine metallene Klapper zur Treibjagd, wie sie als *Hasenklappern* beschrieben sind; auch gibt es hohle nach Art der Kinderklappern, welche mit eisernen Klöppeln versehen sind, die einen rasselnden Ton erzeugen, der weniger durchdringend ist als der der hölzernen Klappern, gleichwohl aber das Wild sehr rege macht.

Rassenzucht, gemeinhin die Art der Züchtung, die darauf abzielt, Gruppen von möglichst ähnlichen und ihre Eigenschaften möglichst sicher vererbenden Tieren zu erhalten, zu verbessern oder zu gewinnen. Man hat oft die Zucht auf Leistung mit der Zucht auf sogenannte *Rasse* als miteinander unvereinbar erklärt. Das ist jedoch ein Irrtum. Es ist sehr wohl möglich, die Jagdhundzüchtung so einzurichten, daß die Leistungen und gleichzeitig auch die Formen, die in keiner unmittelbaren Beziehung zur Leistung stehen und nur den sogenannten Typus ausmachen, berücksichtigt werden. Eine solche Zuchtmethode (Rassenzucht) bietet folgende Vorteile gegenüber der Zucht auf Leistung ohne Rücksicht auf Typus: 1) die typische, charakteristische Gestalt, die einen Teil der Schönheit des Hundes ausmacht, wird erhalten bzw. gewonnen; 2) die aus höchste gesteigerte, einheitliche Leistung bestimmter bestehender Rassen (z. B. des Schweißhundes, des Pointers) wird erhalten; 3) der Erfolg der Züchtung ist sicherer vorherbestimmbar, wenn Gruppen von Hunden zur Verfügung stehen, die sich von ihren Artgenossen charakteristisch unterscheiden (Ähnliches mit Ähnlichem gibt Ähnliches); 4) die sog. Rassefestigkeit bietet einen Anhaltspunkt für die Beurteilung der geistigen und körperlichen Eigenschaften der Tiere (die Rasse ist mit einem Fabrikstempel zu vergleichen, der anzeigt, woher das Tier stammt und was in ihm steckt). — Den Interessen des Weidwerkes zuwider läuft die von Nichtjägern gepflegte R., bei der der Gesichtspunkt der Auswahl der Zuchttiere mit Rücksicht auf Leistungen außer Betracht bleibt. Vor den

Erzeugnissen solcher Sportzucht muß sich der praktische Jäger, insbesondere der, welcher eines Gebrauchshundes benötigt, wohl in acht nehmen.

Rasen, die Einschnitte in der Ruß, hinter denen die Abzugsstange steht. Die Rußkraft ist vertieft angebracht, so daß der Stangenknabel auf Druck nicht ausgerückt werden kann. In Spannkraft genügt ein leichter Druck auf die Stange, um die Ruß freizugeben und das Schloß in Tätigkeit zu setzen.

Raub, die Beute alles Raubzeuges; rauben, das Fangen und Würgen des Wildes durch Raubtiere, wenn nicht besondere Ausdrücke üblicher sind, die bei den betreffenden Arten verzeichnet stehen; so sagt man z. B. von Wölfen und Luchsen reißen.

Raubmeerschwalbe s. *Seeschwalben I. 6.*

Raubmöwe s. *Möwenartige Vögel III.*

Raubtiere (Carnivora), Ordnung der Säugetiere, deren Merkmale folgende sind: Zehen bekrallt, Gebiß vollständig, Schneide-, Eck- und Badenzähne verschieden gestaltet, alle bewurzelt. Die Schneidezähne, oben (im Zwischenkiefer) wie unten je 3 Paar, sind klein und nehmen von der Mitte nach außen etwas an Größe zu. Die Eckzähne haben etwa kegelförmige, gestreckte, meist schwach gebogene Gestalt. Die vorderen Badenzähne (Prämolaren) sind seitlich zusammengebrückt, meist nicht groß, mehr oder minder schneidende, die hinteren, welche nicht gewechselt werden (Molaren), sind mehr zum Kauen bestimmt und haben daher breite Kronen. Je ein Badenzahn oben und unten, und zwar oben der letzte gewechselt (der letzte Prämolare), unten der erste nicht gewechselt (der erste Molare), zeichnen sich durch besondere Größe und Bildung aus; es sind dies die sog. Reißzähne. Die langen Eckzähne bezeichnet man hier und da als Fangzähne, Reißzähne darf man sie aber nicht nennen. Das Gebiß der vielfach zu den R. gerechneten Flossenfüßer (Seehunde, Walrosse usw.) ist durch Anpassung an eine besondere Lebensweise ebenso wie der ganze Körper umgestaltet. Der quergebogene Unterkiefer der R. sitzt sehr fest in der zugehörigen Gelenkgrube des Schädels. Das Gehirn zeigt deutliche Windungen, ein Zeichen von Intelligenz. Der Magen ist einfach, ungefähr birnenförmig, der Blinddarm sehr kurz oder fehlend. Der Uterus ist zweihörnig; die bei den verschiedenen Arten an Zahl sehr wechselnden Zitzen liegen am Bauche. Nicht alle R. fressen nur Fleisch, worauf der auch gebräuchliche Name Fleischfresser (Carnivora) deutet; manche nehmen auch Pflanzennahrung zu sich. Rechnen man — wie es oft geschieht — Seehunde und Verwandte zu den R., so zerfallen diese in 2 Hauptgruppen, die flossenfüßigen (Carni-

vora pinnipedia) und die spaltfüßigen (*C. fissipedia*). Letztere teilt man ein in 1) Raßenartige (*Ailuroidea*), mit den ersten Raßen (*Felidae*), Schleichfüßen (*Viverridae*) und Hyänen (*Hyaenidae*); 2) Hundartige (*Cynoidea*), mit den Hunden (*Canidae*) und 3) Bärenartige (*Arctodea*) mit den eigentlichen Bären (*Ursidae*), den Waschbären (*Procyonidae*) und den Mardern (*Mustelidae*).

Raubvögel (*Raptatores* s. *Rapaces*) bilden eine Ordnung der Vögel und kennzeichnen sich durch den eigentümlichen Bau ihrer Fänge, Schnäbel und Flügel. Man unterscheidet 3 Familien: Eulen (*Strigidae*), Falken (*Falconidae*) und Geier (*Vulturidae*). — Die Eulen sind die einzigen auch bei Nacht bzw. in der Dämmerung raubenden Vögel und werden daher auch Nacht-R. genannt. Ihre Augen sind auffallend groß, meist nach vorn gerichtet; Außenzehe stets eine Wendzehe (d. h. nach außen und hinten wendbar), ganzer Lauf befeiert. — Die Falken und Geier bilden die sog. Tag-R. Ihre Augen sind nur nach den Seiten gerichtet; Außenzehe (mit Ausnahme der des Flugablers) nicht nach außen wendbar. — Alle R. leben von tierischen Stoffen. Diejenigen R., die ihre Beute lebend fangen und festhalten müssen, sind daher mit besonders starken und scharfen Fängen und Krallen (namentlich Hintertallen) versehen, während solche, die nur das Kröpfen, Schwache, wenig getrümmte Krallen haben. Der Ober schnabel ist bei allen R. gekrümmt und endet in einen scharf abwärts gebogenen Haken, der zum Zerreißen der Beute dient; die Wurzel des Schnabels ist fast immer mit einer weichen Haut (Wachshaut) bedeckt, in der die Nasenlöcher liegen. Fänge stark, mit 4 getheilten und mit Krallen versehenen Zehen, von denen in der Regel 3 nach vorn und 1 nach hinten gerichtet sind; die Kralle der äußeren Zehe ist die schwächste. Die Sohlen der Zehen haben rundliche, warzige Auswüchse (Zehenballen), die den Einrud der Krallen unterstützen und daher an den Gelenken sitzen. Die sehr dehnbare Speiseröhre ist bei den Tag-R. mit einem Tropfen versehen, in dem der Fraß erst erweicht wird, ehe er allmählich in den weichhäutigen Magen gleitet. Die hier zu Ballen geformten, unverdaulichen Stoffe (Federn, Haare, kleine Knochen) werden als Gewölle nach mehreren Stunden durch den Schnabel mit einiger Anstrengung wieder ausgewürgt. Ihren dünnflüssigen, weißlichen Kot, das Gschmeiß, spritzen die R. unter Vorneigen des Körpers, Sträuben des Gefieders und Emporheben des Stosfes weit von sich. — Alle R. leben in Einthe; das Weibchen ist meist stärker als das Männchen und oft verschieden im Gefieder. Die R. sind durchweg gute, einige

ganz vorzügliche Flieger; je spitzer der Flügel, desto schneller, je abgerundeter, desto schwebender ist der Flug. Ihre Knochen sind sehr luft-haltig, die Lungen und die mit ihnen in Verbindung stehenden Luftsäde sehr groß. Im Fluge halten die R. ihre Fänge so nach hinten, daß sie sich etwa in der Mitte der Unterstoßdecken anlegen; die Fänge biegen sich also im ruhigen Fluge nicht im Hergelenkt nach vorn. Tragen die R. eine schwache Beute in den Fängen, so strecken sie sie in der Regel nach hinten oder ziehen sie unter den Bauch an; bei einer stärkeren Beute werden die Fänge nach unten gestreckt. — Die R. haben 10 Sandschwangen, 12 bis 27 Armschwangen und 12 Stoß- oder Steuerfedern. Die stärkeren R. vermögen mit den Flügeln heftige, ihre Opfer z. T. betäubende Schläge zu versetzen. Alle R. haben ein außerordentliches Sehvermögen; auch der Gehörsinn ist, namentlich bei den Eulen, sehr gut entwickelt. Der Geruchssinn bleibt jedoch hinter dem der Säugetiere und Insekten weit zurück. — Der Porst der R. ist meist kunslos aus Keisern, Moos u. a., aber groß angelegt und wird oft jahrelang wieder benutzt. Die Brutzeit ist sehr verschieden, auch noch nicht bei allen Raubbogelarten sicher festgestellt; bei den schwächeren R. dauert sie etwa 3 Wochen, bei den stärkeren 4 und bei ganz starken 5 bis 6 Wochen. Die starken Adler und Geier legen nur 1 bis 2, die schwächeren R. bis 7 Eier. Die Jungen sind Nesthoder, haben offene Augen, sind mit hellgrauen, z. T. reinweißen Dunen bedeckt und werden von beiden Eltern reichlich mit Fraß versehen. Nach dem Dunenkleid erhalten sie ihr Erstlings-(Jugend)kleid, das sie etwa 1 Jahr lang tragen. Alle R. mausern nur einmal im Jahre (Herbst), doch verläuft die Mauser sehr langsam. In der Gefangenschaft halten sich R., besonders jung eingefangen, z. T. gut und erreichen ein hohes Alter (Steinadler z. B. 90, Uhu 100 Jahre und mehr), sofern sie einen genügend großen Käfig, täglich reines Wasser zum Trinken und Baden, ihnen zusagenden Fraß erhalten und Licht (Sonne) und frische Luft sowie Schutz vor Kälte und besonders Zugwind haben.

Literatur: Rieffenthal, Raubbögel Deutschlands; derselbe, Kennzeichen der R.; C. E. Diezels Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd; Raumann, Vögel Mitteleuropas; Reichenow, Kennzeichen der Vögel Deutschlands; Schaff, Ornithol. Taschenbuch f. Jäger.

Jahrg. 1890.

Mit der Schutzwaße gewissermaßen auf Raubbogel such e auszugehen, ist bezüglich des Erfolges lediglich Zufallsache; denn das Beschleichen eines alten, gewippen R. selbst bei guter Dedung ist am hellen Tage äußerst

schwer; steht der Vogel gar auf freiem Felde, so wird ein Anbirdschen bis auf Flintenschußweite unausführbar. Nur ganz junge, unerfahrene *R.* lassen sich wohl gelegentlich anbirdschen, zuweilen auch recht vollgetropfte alte, besonders in der heißen Mittagszeit, wo sie gern der Ruhe pflegen. Auch dort, wo die *R.* wenig oder gar keiner Verfolgung ausgesetzt sind, wo ihr Mißtrauen also noch nicht rege ist, halten sie in der ersten Zeit den anbirdschen Jäger selbst auf Flintenschußweite noch aus. Am besten eignet sich trübes, regnerisches Wetter oder die heißeste Zeit zum Anbirdschen. — Zuweilen hat auch das *R e i z e n* mit der Hasenquäle, dem Blatter und bei Eulen das Mäuseln Erfolg, nur muß man sehr gedultig stehen und ein schneller und sicherer Schütze sein; denn der *R.* (namentlich Hühnerhabicht) streicht nicht nur außerordentlich schnell heran, sondern nach Entdeckung des Betrugers noch viel schneller und mit scharfer Wendung wieder ab. — Erfolgreicher ist der *A n s t a n d* bei den Nachständern (Schlafbäumen) der *R.* Hat man den Nachstand ermittelt, so stellt man sich vor Sonnenuntergang möglichst verbuddelt, aber mit freiem Schußfelde nach dem Baume zu in entsprechender Schußweite an. Die meisten *R.* streichen erst spät zur Schlafstätte und umkreisen diese mehreremal, wobei sie scharf nach einem etwaigen Hinterhalt äugen, ehe sie aufhaken. Steht der Vogel zu verbuddelt, so warte man erst geduldig, bis er eingeschlafen ist, und verlasse dann leise seinen Platz, um sich einen günstigeren Standpunkt zu suchen. Ist es inzwischen zu dunkel geworden, so schleiche man sich lieber weg, nachdem man sich die Schlafstelle und seinen eigenen Platz genau gemerkt bzw. markiert hat, und stelle sich des Morgens noch vor Sonnenanfang oder am anderen Abend an. Die *R.* haben im allgemeinen einen sehr festen Schlaf, besonders vor Tagesanbruch; sie sind zu dieser Zeit leichter anzubirdschen und zu erlegen, zumal viele von ihnen (z. B. Adler, Geier) noch lange nach Sonnenanfang auf ihrem Nachstand aufgehakt bleiben. Auch in hellen Nächten bei Mondschein ist es ziemlich leicht, *R.* vom Schlafbaume zu schießen; der Jäger muß nur die nötige Geduld und Ausdauer haben. — *H o r s t j a g d.* Jeder Jäger muß die in seinem Revier befindlichen *R.*-horste genau kennen und im Frühjahr zur Horstzeit beobachten. Die *R.* verraten den Stand des Horstes bzw. den Ort, wo sie den Horst anlegen wollen, in der Paarzeit selbst durch anhaltendes Kreisen, vieles Loden und Schreien über der betr. Gegend. Nur in Ermangelung alter eigenen oder fremden Horste entschließt sich ein *R.*, einen ganz neuen zu bauen. Sowie der alte ausgebeßert oder der neue fertig ist,

beginnt das Weibchen mit dem Legen der Eier und darauf mit dem Brüten. Das unter der Horststätte (Baum, Felsen) sich mehrende Geschmeiß des Brutvogels und der spätere Brut wird den Jäger nun endgültig befehlen, wo der betr. Horst steht. Während des Brütens sitzt das alte Weibchen im allgemeinen gleich fest auf den Eiern, während das zum ersten Male brütende junge Weibchen bei Beginn des Brütens noch manchmal ängstlich bei geringster Störung abstreicht; nur um die Mittagszeit verläßt es in der Regel auf kurze Zeit den Horst, wo es dann vom Männchen abgelöst wird. Je näher das Ende der Brutzeit kommt, desto fester sitzt das Weibchen über den Eiern, und nur widerwillig verläßt es bei Störungen (Schießen, Abklopfen) den Horst; denn alle *R.* befinden eine große Liebe zu ihrer Brut. Bietet die nähere Umgebung dem Jäger keine natürliche Deckung, so muß er sich ein möglichst unauffälliges Versteck (Schirm oder dergl.) selbst herrichten, das er am besten schon vor Tagesrauen bezieht, denn das in der Nähe des Horstes übernachtende Männchen streicht bald nach Tagesanbruch mit Ägung für das brütende Weibchen heran und muß möglichst zuerst abgeschossen werden. Entweder wird sich das Weibchen trotz dieser Störung vom Brüten nicht abhalten lassen, oder doch noch oft versuchen, die verlassene Brutstätte wieder aufzusuchen, und dann dem tödlichen Blei verfallen. Doch ist ein Schuß auf den vom Horst abstreichenden Vogel nicht so leicht, denn die meisten *R.* streichen äußerst schnell und gewandt und nach der dem Jäger entgegengesetzten Seite des Baumes ab. Es ist daher sehr praktisch, wenn der Jäger sich noch einen Gehilfen mitnimmt und mit schußfertigem Gewehre den Horst beobachtet, während der Gehilfe stark an den Baum klopft, um den Brutvogel zum Abstreichen zu veranlassen. Nimmt man dem Weibchen das erste Gelege weg, so legt es nach etwa 4 Wochen nochmals, zuweilen auch zum dritten Male, aber stets weniger Eier. Den Horst selbst vernichtet man erst, wenn die Alten beim Abstreichen erlegt sind; denn diese verlassen sofort die Gegend, wenn ihre Brutstätte zerstört ist. Die Alten fangen sich auch in einem auf den Horstrand gelegten und gut verblendeten Tellereisen oder starken, gut besetzten Rege. Sind die Jungen bereits ausgefallen, ohne daß man der Alten habhaft geworden ist, so lege man erstere am Fuße des Horstbaums in eine Art Behau, so daß die Alten von oben nicht zu ihnen gelangen können, binde sie an einem Fange fest und lege ein oder zwei gut verblendete Tellereisen vor den Eingang des Behaues. Die Alten werden bald mit Ägung erscheinen und sich fangen. Sind die Alten vernichtet, so ist es

Ehrensache für jeden weidgerechten Jäger, nun auch der Jungen habhaft zu werden, damit diese nicht elendiglich verhungern müssen. — Will man die alten Vogel lebend und unverletzt fangen, so müssen die Vögel der Teller-eisen mit Gummiringen versehen oder recht gleichmäßig mit starken Lappen oder bergl. umwickelt werden; spitze Zähne an den Vögeln sind unnötig und grausam. Auch im Pflauleisen, Pflauleisenschußapparat, Habichtstorb, Fallentrost fangen sich die R. Doch mache es sich jeder Weidmann zur strengsten Pflicht, bei Benutzung aller solchen Eisen und Fallen diese recht fleißig, mindestens jeden Tag zweimal — in früher Morgenstunde und des Abends — nachzusehen, damit nicht das gefangene Stüd sich tage- und nächtelang mit halb abgedrehtem Fang quälend muß: „Weidmännisch jagt, wie sich's gehört, den Schöpfer im Geschöpfe ehrt!“ — (E. a. „Jagd“ bei den einzelnen Arten.)

Die weidgerechteste und dabei interessanteste Jagdart auf R. ist die *Hüttenjagd* mit dem Uhu. — *A u s n e h m e n* des Horstes. Will man die noch nicht flugbaren Jungen unverletzt aus dem Horst erhalten, dann dulde man nicht, daß sie — auch wenn sie die noch schwachen Flügel schon etwas lüften und herumflattern können — einfach heruntergeworfen werden, da sie sich hierbei leicht die noch schwachen Fänge verletzen können. Die Jungen der kleineren Eulenarten kann man schon ziemlich früh (10 Tage alt) aus dem Horste nehmen, die der stärkeren R. bedürfen länger der Obhut der Alten (etwa 20 Tage); fast alle sind leicht zu zähmen und dann sehr anhänglich an ihren Besitzer.

Raubvogeleisen f. Fallen IIIc.

Raubzeug (Raubwild), Gesamtbenennung für alle Raubtiere, gleichviel ob Haar- oder Federwild.

Raubzeugfang. Unter allen Veranstaltungen, die den Zweck haben, das der Jagd schädliche Haar- und gefiederte Raubzeug zu vermindern, steht der Fang mit Fallen obenan. Jeder Jäger sollte daher auch Fänger sein. Der Fänger lernt die Lebensweise des Raubzeuges gründlich kennen. Was er beim Fange falsch macht, zeigt ihm das Raubzeug sehr bald. Der Fang des Raubzeuges ist leicht, einfach und interessant. Kein Fang-eisen darf verwittert werden, da das Raubzeug hierdurch direkt auf das Fangeisen aufmerksam gemacht wird und insofern dessen nachtakt; ebenso ist es falsch, Hände und Stiefelsohlen zu verwittern. Kost an Fangeisen schadet nichts, ebenso wenig schadet das Raubzeug beim Stellen der Fanggeräte. Je einfacher die Witterung ist und je weniger und je einfacheres Handwerkszeug der Fänger braucht,

desto besser wird der Erfolg sein. Man ver-wende beim Fange möglichst humane Fang-geräte. Es ist Ehrenpflicht jedes Fängers, seine gelegten Eisen und fängsig gestellten Kästenfallen unter allen Umständen jeden Morgen und bei jedem Wetter selbst nach-zusehen oder im Verhinderungsfalle nachsehen zu lassen. Es ist grausam und roh, ein Stüd Raubzeug oder auch geringes Ru-bwild, das sich gefangen und vielleicht Junge zu säugen oder zu führen hat, durch Hunger und Durst umkommen zu lassen. Einem solchen rohen Fänger, der gelegte Fangeisen und Kästenfallen tagelang nicht nachsieht und gefangenes Raubzeug und Ru-bwild dadurch unnötig quält, müßte der Fang überhaupt verboten und er außerdem gerichtlich wegen Tierquälerei bestraft werden. Näheres f. *Fallen* und *Jagd* bzw. *Fang* des betreffenden Raubzeuges.

rauhlos oder rauchschwach nennt man die modernen Nitropulver.

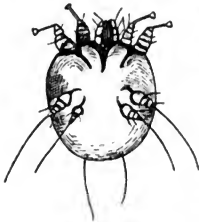
rauchschwach f. rauhlos.

Räude der Gemse, des Schwarzwildes und des Fuchses. Sie wird durch das Schma-rogertum einer Wildenart, nämlich *Sarcoptes squamiferus*, verursacht; beginnt gewöhnlich am Kopfe und den durch Haare wenig geschützten Körperstellen und kann sich über den ganzen Körper verbreiten. Die R. ist von Tier auf Tier direkt übertragbar, kann aber auch durch Zwischenträger verschleppt werden. Am gefährlichsten ist die R. bei Gemsen, die dieser Krankheit oftmals erliegen. Vermutlich stecken sich die Gemsen gelegentlich dadurch an, daß sie sich an Stellen nieder-tun, an denen sich rändelranke Ziegen auf-gehalten haben.

Räude des Hundes. Man unterscheidet zwei Räudearten, die eigentliche Räude (*Sar-coptes-Räude*) und den Balgmilbenausschlag (*Atanus-Räude*).

Die *Sarcoptes-Räude* ist ein durch eine Grabmilbe (*Sarcoptes squamiferus*) ver-ursachter, sehr ansteckender, auch auf Menschen übertragbarer Hautauschlag. Die Krankheit beginnt meistens am Kopfe, und zwar am Nasenrücken, den Behängen und Augenbogen, außerdem werden mit Vorliebe der Bauch und die Unterbrust, die Gegend der Ellbogen, die Außenwanzel und die Läufe befallen. Die S. breitet sich, wenn sie nicht gleich von Anfang an energisch behandelt wird, schnell über den ganzen Körper aus. Die ersten Erscheinungen sind stichähnliche, rote Flecken, welche sich bald in Knötchen verwandeln, die nicht selten in Bläschen und Pusteln übergehen. Durch deren Ausplatzen entstehen ausgebreitete, nässende Stellen. Bläschen und Pusteln trocknen zu graugelben Krusten ein, die Oberhaut schuppt sich dabei

sehr lebhaft ab, die Haare mehr oder weniger grob, stehen. Die Haut selbst Verlaufe der Krankheit



1. *Sarcoptes*milbe.
(Umwa 90 × vergr.)

Hautabscuppung und zum Ausfall der Haare kommt.

Behandlung: Ausdrücken etwa vorhandener Pusteln, dann die Haut mit Schmierseife und warmem Wasser unter Zuhilfenahme einer Bürzelbürste nachdrücklich reinigen. Darauf eines der unten angeführten Räudemittel detart gründlich einreiben, daß immer nur ein Drittel des Körpers in Angriff genommen wird. Am sechsten oder neunten Tage ist die Kur beendet, und der Patient wird drei bis vier Tage später gebadet. Während der Kur wird der Zwinger gereinigt und unter Zuhilfenahme einer Gießkanne mit zwei- bis fünfprozentigem Kreolinwasser desinfiziert.

Räuderezepte: 1. Perubalsam mit gleichen Teilen Spiritus; (nicht billig, aber sehr wirksam). 2. Stryax ein Teil, Baumöl drei Teile. 3. Kreolin, Schmierseife, von jedem ein Teil, Spiritus zehn Teile. 4. Holztee, Schmierseife, Spiritus zu gleichen Teilen. Mit diesen Mitteln kommt man vollkommen aus. Die als unfehlbar in den Zeitungen angebotenen Remedialmente verteuern und erschweren die Kur meist. Beginnende oder nicht stark ausgebreitete Sarcoptesräude ist binnen 6 bis 9 Tagen heilbar, schwere Fälle heilen langsam oder sind unheilbar. Die Behandlung vorgeschrittener Fälle ist mühsam, schwächliche Tiere halten sie oft nicht aus.

Der *Valgmilbenausschlag* (Marrusräude) ist eine durch die Valgmilbe oder Haarspinnmilbe (*Demodex* s. *Aearus folliculorum*) verursachte, mit Pustel- oder Schuppenbildung einhergehende, nicht sehr ansteckende Hautkrankheit.

Die hauptsächlich in den Talgdrüsen der Haut schmarotzenden *Marrus*-Milben rufen, je nachdem sich viel oder wenig Parasiten

fallen aus, so daß lasle Stellen ent- wird im weiteren verbickt, bekommt Kratzeln und Falten, sowie infolge des Reibens Risse und Schrunden. Dabei besteht hochgradiger Juckreiz, der die Tiere zu beständiger Unruhe antreibt. Bei längerer Dauer der Krankheit magern die Patienten stark ab. In manchen Fällen verläuft der Ausschlag vollständig trocken, indem es nur zu starker

angesammelt haben, ein verschiedenes Krankheitsbild hervor. Es kommt nicht allzu selten vor, daß die Krankheit nur auf die Umgebung der Augenlider beschränkt ist. Man findet dann, daß die Haare rings um die Augen herum fehlen, die Haut leicht gerötet und mit Schuppen bedekt ist. Zuweilen verbreitet sich diese Ausschlagsform auch über den ganzen Körper. Der Juckreiz ist dabei nicht sehr bedeutend. Die gewöhnliche Form kennzeichnet sich durch Knoten- und Pustelbildung, die besonders in der Gegend des Kopfes und an den Läusen, oft aber auch über den ganzen Körper verbreitet austritt. Lieblingstellen sind: Kopf, Kehle, Hals, innere Fläche der Gliedmaßen, Enden der Läufe. Durch Plagen der teils blaurot, teils gelblich gefärbten Pusteln entstehen grünliche, flebrige Flächen, die sich gewöhnlich in Krusten und Schorfe verwandeln. Legt man die durch den chronischen Entzündungsprozeß verdickte Haut in eine Falte und drückt man leicht, so wird zunächst Blut und bei stärkerem Druck eine oft große Anzahl Eitertröpfchen ausgepreßt. Der Juckreiz ist bei den einzelnen Individuen sehr verschieden, im allgemeinen aber geringer als bei der Sarcoptesräude. Im weiteren Verlaufe der Krankheit verbickt sich die Haut immer mehr und mehr, die Haare sind glanzlos, steif oder ausgefallen, die Schuppen- und Wartenbildung nimmt häufig so zu, daß die Haut schließlich einer Elefantenhaut und besonders der Kopf des Patienten dem eines Warzenschweines nicht unähnlich wird. Trotz dieser hochgradigen Veränderungen ist das Allgemeinbefinden der Tiere meist auffallend wenig gestört. Durch Ragen und Schauern seitens der Patienten wird das Krankheitsbild natürlich mehr oder weniger verändert. Es entstehen Eiter absondernde Wundflächen, Hautgeschwüre und oft ganz enorme Schwellungen, besonders der Kopfhaut. In den späteren Stadien ist die Krankheit so gut wie unheilbar. Die Tiere sterben an Blutvergiftung oder Entkräftung.

Je früher die Behandlung eingeleitet wird, desto besser sind die Aussichten auf Heilung. Im Anfangsstadium kann die Krankheit durch Ausdrücken der Eiterpusteln und nachhaltiges Einreiben mit reinem Perubalsam ziemlich sicher geheilt werden. Allein selbst wenn die Symptome der Krankheit vollständig zurückgegangen sind, muß die Behandlung noch eine Zeit hindurch fort-



2. *Marrus*milbe.
(a ausgewachsene Milbe; b, c Jugendformen.)

geſetzt werden, da Rückfälle ſehr häufig ſind. Die Zahl der gegen die Malariaſtäube empfohlenen Heilmittel iſt ſehr groß. Schwächliche Hunde halten die Behandlung nicht aus und ſind, ebenſo wie an ſehr ausgedehnter Sarkopteſtäube leidende Hunde, beſſer zu töten. Jedenfalls iſt dringend zu raten, den der Malariaſtäube verdächtigen Hund von einem Tierarzte unterſuchen und gegebenenfalls behandeln zu laſſen. Als ſehr wirksam haben ſich erwieſen tägliche Einreibungen mit einer Miſchung von 50 g Schwefelblüte, 30 g Birkenholzteer und 500 g Leinöl.

Rauſe ſ. *Futterraufe*.

raußen ſ. *Mauſer*.

Rauherpel ſ. *Mauſererpel*.

Rauſfußbuſſard (Archibuteo Brehm), Gattung der *Buſſarde* (Buteoninae). Der ganze Lauf mit Ausnahme eines ſchmalen Rains an der Hinterſeite bis an die Zehen dicht befiedert; Flügel erreichen die Stoßſpitze, Stoß abgerundet. Schnabel ſchwach, aber ſtark gekrümmt; Gefieder ſehr lang und loſe.

Rauſfußbuſſard (Archibuteo lagopus Bruenn.; Rauſfuß).

Befchreibung.

Der ganze Lauf mit Ausſchluß der Hinterſeite bis an die Zehen dicht befiedert. Länge 50 bis 59, Breite 132 bis 155, Stoß 20 bis 24, Mundſpalte 3,8, Lauf 8, Mittelzehe 3,3, ihre Krallen 1,9, Hinterzehe mit Krallen 5 cm. Inſolge ſehr dichten Federkleides und der Gewohnheit, es ſtets aufgefchüttelt zu

ſind, ſo erſcheint der Flügel im Streichen ſehr abgerundet, was die Buſſarde leicht kenntlich macht. Ebenſo wie der Mäuſe-B. iſt auch der R. ziemlich verſchieden gefärbt, doch zeigt er mehr Weiß, und die dunklen und hellen Stüde haben doch mehr Ähnlichkeit unter ſich; ein recht gutes Kennzeichen ſind der geteilte, dunkle, ſtets vorhandene Bauchſted und bei ausgedehnten Flügeln der dunkle ſted am Handgelenk, der bei dem gemeinen Buſſard lange nicht ſo beſtändig iſt. Mehr als die Hälfte des Stoßes von der Wurzel aus pflegt reinweiß und der braune Endteil mit drei ſchwärzlichen, rötlich eingefärbten Querbinden gezeichnet zu ſein. Bei den braunen Exemplaren ſind die roſtroten Hoſen ſchwarz quer gebändert, bei den hellen faſt weiß mit dunklen Schaffſtrichen; Krallen, Schnabel, Wachshaut ſehen wie beim gemeinen Buſſard aus, aber die Iris, auch der weißen B., iſt ſtets rotbraun, nur bei ganz alten Exemplaren etwas grau. Das ſtärkere Weibchen iſt im Gefieder nicht vom Männchen zu unterſcheiden. Der R. fliecht etwas ſchneller als der gemeine Buſſard und iſt überhaupt gewandter. Beim Mäuſefang rüttelt er ſehr oft.

Bereitung, Nahrung.

Der R. iſt ein nördlicher Vogel (Norwegen, Nordrußland), der aber regelmäßig im Oktober-November in Dänemark, Deutschland und Oſterreich-Ungarn, in Kroatien (Kärnten) ſehr ſelten, Währen ſelten, Steiermark nur vereinzelt erſcheint, um gegen Ende des Februar wieder zu verſchwinden; er ſoll jedoch in Pommern und Schlefien gebrütet haben (?); in Oſtpreußen iſt er als Brutvogel noch nicht mit Sicherheit nachgewieſen. In Ebenen mit Ackerbau, überhaupt da, wo er reichlich Mäuſe antrifft, ſchlägt er ſein Standquartier auf und liegt nun den ganzen Tag der Jagd auf Mäuſe ob, von denen er erſtaunliche Mengen zu ſich zu nehmen vermag. Im Gebirge wird er darum nur ſelten beobachtet.

Lebensweiſe, Fortpflanzung.

In beiden Beziehungen unterſcheidet er ſich vom Mäuſe-B. gar nicht, und wenn man ihm größere Gefährlichkeit für die niedere Jagd zuſchreibt, ſo iſt dazu zu bemerken, daß dieſer Vorwurf durch neuere eingehende Magenunterſuchungen hinfällig geworden iſt. (325 R. hatten im Magen die Reſte von: Junghasen (1), Kaninchen (2), Rebhühnern (5), Faſanen (1), Maulwürfen (14), Spitzmäuſen (14), Mäuſen (1480), Hamſtern (2), gr. u. kl. Bieſeln (5), mittelgr. Vögeln (3), kl. Vögeln (1), Inſekten (2mal) [Dr. König].) — Mäuſe bilden also den Hauptſtraß dieſes Raubvogels, und außerdem iſt zu berückſichtigen, daß er nur im



Hand des Rauſfußbuſſards.

($\frac{1}{2}$ nat. Gr.)

tragen, ſieht der R. viel ſtärker aus, als er wirklich iſt. Wie der Mäuſe-B., hat er 24 Schwüinge, von denen die vierte die längſte iſt, und da die dritte und fünfte faſt gleichlang

Winter bei uns ist, also zu einer Zeit, wo es kein Jungwild gibt. Daß er sogar Tauben geschlagen haben soll, beruht jedenfalls auf einer Verwechslung; denn dazu ist er offenbar unfähig, da die Taube sehr viel schneller streicht als er. Der R. ist n. d. Deutsch. Vogel- schutzgesetz (1908) v. 1. März bis 1. Oktober zu schonen. — Die R. sind sehr streitsüchtig unter sich wie gegen andere, selbst stärkere Raubvögel, was namentlich in der Gefangenschaft sehr unangenehm zutage tritt. Im Streit um die Beute überfallen sie sich gegenseitig; das schwächere Stück wird oft dabei von den stärkeren zerrissen und geköpft. Auch in der Gefangenschaft ziehen sie Käufe und Ratten allem anderen Fraß vor, solange diese frisch sind. Berueste Stücke verschmähen sie. Zu ihrem Besitzer sind sie oft sehr zutraulich. — Der R. horstet bei uns in nur wenigen nachgewiesenen Fällen, und wenn er dies in seiner Heimat gelegentlich auf dem Boden tut, so trägt er nur den Verhältnissen Rechnung, die ihm im hohen Norden die Bäume verlagern; sonst steht der Horst auch auf Felsen. Brutzeit etwa 3 Wochen. Die 2 bis 4 Eier sind denen des Käuse-W. sehr ähnlich, aber etwas schlanker und von feinerem Korn; sie sind weiß mit grünlichem Schimmer, rostbraun gestrichelt und geslekt und messen 55 : 44 mm.

Jagd.

Da der R. sehr scheu ist, läßt er sich bei Tage schwer andrängen. Am besten ist Abschluß auf dem Abendstand unter seinem Nachtstand. Der Baum ist leicht an dem am Boden liegenden, weißen Geschniß zu finden. Vor allem ist der R. leicht vor dem Uhu aus der Hütte zu schießen, da er von allen Raubvögeln am heftigsten auf den Uhu kößt. Selbst angeschossen kehrt er zurück, wenn er den Jäger nicht wahrnimmt, um auf den Erzfeind zu stoßen.

Rauhfußlaug s. *Eulen II*, 3.

Rauhreif s. *Dustl*.

Rauhwerk, die Bälge des Haarraubzeuges; der Ausdruck Rauhwerk hat keinen Sinn.

Rauhzeit s. *Mausler*.

Räumde, eine bleibend unvollkommen, also raum bestodte Fläche.

Rauhbeere s. *Beerensträucher*.

Rauhbrand, eine ansteckende Krankheit, die beim Rinde, ausnahmsweise bei anderen Wiederkäuern, ferner bei Dam- und Elchwild vorkommt. Der Name ist danach gewählt, daß sich beim R. teigige und beim Darüberstreichen mit der Hand eigenartig knisternde (rauschende) Geschwülste unter der Haut bilden. Der Erreger der Seuche ist ein kleines, bewegliches, gasbildendes Stäbchen. Reißt werden Jungcinder beim Weidengang auf

bestimmten Weiden von der Seuche betroffen. Bekannte Rauschbranddistrikte in Deutschland sind in Schleswig-Holstein, am Rhein, ferner in Oberbayern und Teilen von Württemberg und Baden. Der Ansteckungsstoff kann sich in feuchtem Boden längere Zeit wirksam erhalten und wird mit dem Futter oder Trinkwasser von den Tieren aufgenommen. Gegen die Krankheit werden Schutzimpfungen nach verschiedenen Methoden mit gutem Erfolge ausgeführt. Bezüglich der veterinärpolizeilichen Bekämpfung ist der R. dem Milzbrande gleichgestellt.

rauschen, das Begatten der Sauen; die Zeit, wo dies erfolgt, ist die Rauschzeit.

Rebhuhn, Feldhuhn (*Perdix*), eine Gattung aus der Familie der Feldhühner (*Perdixidae*), zu welcher außer ihm noch die *Wachteln* und *Berg- oder Steinhühner* gehören. Von den Wachteln unterscheiden sich die Feldhühner durch 16 bis 18, anstatt 12 Stoßfedern, ferner durch den Bau des Flügels, in dem bei den Feldhühnern die untere fast gleich lange 3., 4. und 5. Schwungfeder die längsten sind, während bei den Wachteln die 1. und 2. am längsten sind. Die Unterschiede von den Steinhühnern beruhen in der bei den Feldhühnern niemals roten Farbe von Schnabel und Ständern, sowie in dem Fehlen von Spornwarzen bei den Hähnen. Bei uns kommt nur eine Art vor, das *Feld- oder Rebhuhn*.

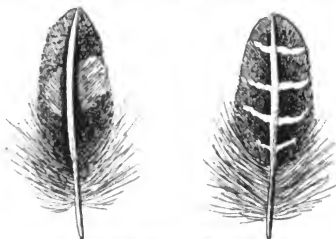
Rebhuhn (*Perdix perdix* [L.], *Perdix cinerea* Lath., *Starna cinerea* Bonap.; *Rebhuhn*, *Repphuhn*, *Quign* schlechthin bei den Jägern). — Ob man richtiger *Feld-, Reb- oder Repphuhn* schreibt, ist Ansichtssache; *Repphuhn* ist die älteste Bezeichnung, *Rebhuhn* die neueste, *Feldhuhn* wohl die bezeichnendste.

Weidmännische Ausdrücke.

Der Hahn heißt *Feldhahn*, *Reb- oder Repphahn*; die Alten mit ihrer Nachkommenschaft bilden ein *Voll*; *Alte* und *Junge*, die sich aus verschiedenen Völkern zusammengesetzt haben, heißen *Ketten*; wo sie sich aufhalten, da liegen sie; fliegen sie fort, so stehen sie auf und streichen oder stehen ab; lassen sie sich nieder, so fallen sie ein, fallen daher auf die Weide oder weiden, wenn sie Aun aufnehmen. Streicht ein *Voll* beim Aufstehen nach verschiedenen Richtungen auseinander, so sprengt es sich; sind die R. am Boden, so liegen sie im Lager; baden sie sich im Staube, so hüdern oder stauben sie sich; zur Fortpflanzungszeit paaren sie sich oder fallen zu Paaren; bekommen sie ihr die Geschlechter unterscheidendes Gefieder, so schildern sie.

Beschreibung.

Länge 30, Stoß 7,2, Schnabel 1,4, Lauf 4,8 cm; erste Schwinge viel kürzer als die zweite, dritte bis fünfte die längsten; Stoß 18federig. Um die Augen ein nackter Kreis. Obgleich das R. ja sehr bekannt ist und Hühner aus verschiedenen Ländern immer sogleich als Rebhühner erkannt werden, so zeigt das Federkleid doch viele Abweichungen, mit deren Beschreibung sich Professor Altum in Eberswalde in der Zeitschrift dieser Forstakademie eingehend befaßt hat. Unser R. sieht im allgemeinen so aus: Der Scheitel des Hahnes ist braun mit gelblichen Schaftstrichen, die Ohrgegend aschblau, auf dem nackten Augenkreis hochrote Wärmchen; Stirn, Wangen, Kehle und über das Auge bis zum Genid rostgelb, Hals und Brust bläulich-ashgrau mit fein punktierten, dunklen Wellen; auf der



1. Obere Flügeldeckfedern des Rebhahns (links) und der Rebhenns.

hellbraunen, stellenweise aschgrauen Oberseite dunkelpunktierte, absetzende Querzeichnungen; vor den Federspitzen je eine rötlich-braune Querbinde; die Stoßfedern rotbraun, nur die mittleren dem Rücken ähnlich; Schultern und Oberflügel rötlichbraun mit dunkelbraunen, gebrochenen Linien und gelblichen Schaftstrichen oder braunen Flecken; auf den graubraunen Schwingen rötlich-gelbe Bänder; Seiten aschblau mit schwarz punktierten Wellen und großen, bogenförmigen, rotbraunen Längsflecken; auf der Unterbrust ein großes, rotbraunes, hufeisenförmiges Schild; Bauch und untere Stoßbeden trübweiß; auf den bräunlich-grauen Ständern zwei Reihen Schilder auf der Vorder- und Hinterseite; Sporenwangen fehlen; Iris braun; Schnabel bräunlich-grau. Dem ersten Herbstkleide fehlen die lebhaften Zeichnungen, es ist viel trüber, besonders die aschgraue Färbung des alten Vogels an Kopf und Hals durch schmutziges Braungrau mit helleren Schaftstrichen ersetzt. Der Schnabel ist trüb fleischfarbig, Ständer gelblich. Wenn das R. im September gemauert hat, so ist das Brustschild ausgefärbt. Die Henne ist im allgemeinen matter gefärbt als der Hahn und besonders durch die braunen Flügeldecken von den rötlichen des Hahnes unterschieden; die kleinen, oberen Flügeldeckfedern zeigen je einen hellen Längsstreif,

von dem einige ebenso gefärbte Querstreifen ausgehen, dagegen nicht die rostroten, runden Flecken des Hahnes (s. Abb. 1). Das ist das sicherste, äußere Merkmal. Das Schild ist oft kleiner, meist mit Weiß gemischt, und fehlt im Herbst bei manchen gänzlich. Keinesfalls ist das Schild, wie oft angenommen, ein Kennzeichen des Hahnes. Je mehr den Feldhühnern kräftige Körnerweide mangelt, desto schwächer und düsterer sind sie gefärbt, wie die Heide- und Bruchhühner; die aus Steppengebieten sind gelblicher und lebhafter gefärbt als die unferer Ebenen. Alle Farbenvarietäten entsprechen dem Gesamttone der Heimat, ein sichtlich hervorragender Schutz für diese vielfach verfolgte Wildart. Weißschedige, selbst vorherrschend weiße Stücke finden sich gelegentlich, sind auch bei vielen anderen Vogelarten nicht gerade selten.

Sehr ungewöhnlich ist eine früher als *Pardix fusca* beschriebene Spielart von fast ganz dunkelbrauner Färbung mit rost-rötlichem Kopf und Oberhals. Das R. streicht unbeholfen und schwerfällig, wengleich in geradem Fluge ziemlich schnell mit absehbenden Flügelschlägen, Wendungen fallen ihm sehr schwer, und es fällt nach solchen eigentlich mehr zu Boden, als es niedersinkt; bald ermüdend, streicht es selten weit; beim vertrauten, langsamen Laufen zieht es den Kopf ein, krümmt den Rücken und läßt den Stoß schlaff hängen, beunruhigt dagegen vermag es mit vorgestrecktem Halse schnell und weit zu laufen, so daß es dem nicht schnellen und achtsamen Hühnerhunde leicht entkommt. Die bekannte Stimme des Hahnes ist ein ledes, munteres „Zirrrrrrrrr“, im gewöhnlichen Verkehr ein „Gurid“ ähnlich der Stimme der Henne, als Warnung ein „Gurr.“ Die Jungen piepen wie die Hansluchlein.

Unserem gemeinen R. in seiner Lebensweise und Jagd sehr ähnlich ist das rote R. (*Pardix rubra* Bress.; Rothuhn, französisches F. oder fr. Rebhuhn). Auf der Oberseite ist es vorherrschend rostbraun, Scheitel grau; Kehle weiß, schwarz eingefasst, welche Färbung sich in einem Streifen über das Auge wezieht. In den Flanken große Querbänder mit braunroten Spitzensäumen, demnächst schwarz

dann weiß; Schnabel korallenrot, Ständer karminrot, Auge braun. Die Henne ist schwächer und matter von Färbung. Der Ruf des Hahnes klingt wie „Kerrekete!“, beim Abstreichen wie „Scherb“. Die Eier sind auf gelblich-graum Grunde graubraun punktiert und gestreift. Da das Rebhuhn bei geringen Ansprüchen eine sehr anziehende Erscheinung ist, so wäre seine Einbürgerung bei uns in Heidegegenden, die es bevorzugt, nur erwünscht, und einige bisher mißglückte Versuche sollten nicht abschrecken. Freilich würde dem Rothuhn besonderer Schutz gebühren.

Verbreitung, Nistort.

Das R. bewohnt ganz Europa mit Ausnahme einiger der nördlichsten und der südlichsten Teile, ferner West- und Mittelasien bis zum Altai und Nordperien. Einzeln ist es noch nördlich vom Polarkreis beobachtet worden; im allgemeinen ist aber seine Nordgrenze unregelmäßigen Schwankungen unterworfen, da in besonders strengen Wintern zuweilen ganze Bezüge zugrunde gehen, wogegen in milden Jahren wieder ein Vordringen nach Norden stattfindet. Nach Süden verbreitet es sich bis zum Aufhören des Getreidebaues, mit dem es eng verknüpft ist und dem es daher auch in höhere Lagen folgt; sonst üben die Bodenverhältnisse wenig Einfluß auf das Vordringen des R. aus; es gibt auf schwerem Lehmboden ebenso viele und starke Feldhühner wie auf Sandboden, der letztere ist wärmer und ihnen daher angenehmer. Solange die Felder nicht gedünnt sind, liegen die Hühner in den Getreidebüschen, auch in den Kartoffeläckern, und wird ihnen auch diese Zuflucht genommen, so suchen sie Waldränder, Feldhölzer, bewachsene Grabenränder, Dornengebüsch usw. auf, um sich vor den zahllosen Angriffen der Raubvögel zu schützen, weshalb man ihnen immer dergleichen Deckungen, sog. Remisen (s. unten), erhalten oder beschaffen muß.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Das R. ist gleich dem Hahn sehr seßhaft und wandert nur auf ganz besondere Veranlassung. In treuer Ehe hält das Pärchen zusammen, schützt das junge Völkchen, führt es sorgsam der Weide zu, und erst wenn der Frühling mit hohem Draufen die Spuren des Winters wegwegt und überall neues Leben und Lebensfreude erwaht, löst sich der Familienbund und die Jungen zerstreuen sich, den eigenen Herd zu begründen. Aber zum Brüten kommt es doch noch nicht sogleich; da es mehr Föhne als Heunen gibt, so streichen die unbeweideten umher, suchen letztere abspenstig zu machen oder gar den rechtmäßigen Gemahl gewaltsam zu vertreiben. Da heißt es nun bei diesem Held und Mann sein, das Eigentum und die Ehre zu verteidigen, was in

häufigen Kämpfen Ausdruck findet. Hat sich aber ein ehrbarer Nachbar angesiedelt, so wird er respektiert, sofern er niemals die festen Grenzen seines Bereichs überschreitet; mag er noch so led und selbstgefällig sein „Kirttritt“ ertönen lassen, es wird ebenso selbstbewußt erwidert, aber gebudet. Sind die Zeiten der Kämpfe vorüber, so scharrt im April oder Mai die Henne eine kleine Mulde unter irgend einer Deckung, belegt sie mit einigen Halmen und Federn und legt täglich ein Ei hinein, bis sie sich auf das volle Gelege von 12 bis 20 Stück zum Brüten setzt. Die schwach

zugespizten, bräunlich-grauen oder grünlichgelben Eier sind glänzend, glatt, 37:28 mm groß und in 31 Tagen ausgebrütet, worauf die kaum trockenen Jungen, oft noch mit der Eischale auf dem Rücken, von dem treuen Elternpaar unter Bortritt des Hahnes sogleich fort- und der Weide zugeführt werden, die, wenn möglich, ein Ameisenhaufen hergeben muß. Droht Gefahr, so streicht die Henne scheinbar trant und langsam vor dem Feinde her, um ihn zur Verfolgung zu verleiten, währenddessen sich die Jungen gänzlich bewegungslos verhalten, und hat die Mutter den Feind genügend genarrt, dann schwenkt sie still und eilig ab, den lieben Sprößlingen zu, die sie sogleich vorsichtig und eilig wegführt. Der gefährlichste Feind der jungen Hühnchen, abgesehen vom Raubzeug einschließlich herumlungender Hunde und Katzen, ist anhaltender kalter Regen in den ersten beiden Wochen ihres Daseins. Nicht aber die Kälte selbst schadet ihnen direkt, die trocknet unter den warmen Flügeln der Mutter bald ab, sondern der mit langem, kaltem Regen unvermeidlich verbundene Mangel an kleinen Insekten, welche die fast ausschließliche Weide der Küchlein ausmachen, und hier kann der Mensch nicht helfend eingreifen wie in anderen Zeiten der Not. Später, wenn die Küchlein auch Pflanzenkost annehmen, schadet der



2. Geßfuß des Rebhuhns.
(1/10 nat. Gr.)

Regen weniger. Geht es aber gut, so wachsen die Jungen schnell heran, bekommen nach einer Woche schon kleine Schwingen und possierliche rote Stöße und stehen schon ganz munter auf, wenn sie die Stärke eines Stares erreicht haben. Sehr verspätete und weniger zahlreiche Bruten rühren meist von dem Verluste des ersten Geleges her. Sind die Jungen mehr herangewachsen, so hört man im Juli des Abends schon die Stimme des lodenden Föhnes, der nun manchen Verdruß mit dem Sammeln des auseinander-gelaufenen Volkes hat, während er vorher sich sehr still verhielt; nun tritt eine sehr geregelte Lebensweise ein. Mit der Morgendämmerung erwacht das Volk, läuft auseinander, wird zusammengelockt und streicht nun einem trockenen Pläze zu, wo es die Sonne erwartet, durch Loden zusammengehalten wird und alsdann der Weide zustricht, am liebsten auf trockene Stoppelselder, solange der Tau im Grase hängt. Gegen Mittag geht es auf die Huderplätze zu den Staubbädern, dann in kühle Wiesen oder Kartoffelselder, am späten Nachmittage wieder auf die Weide, und mit einbrechender Dunkelheit, wenn das Volk zusammengelockt ist, streicht es zum Nachtlager, zwischen die Schollen der Sturzäder oder ähnliche Ortschaften, aber immer in freier Lage, und drückt sich zur Nachtruhe nieder. Man wird daher die Hühner zu trockener Zeit an kühlen, zu nasser an höher gelegenen, trockeneren Stellen zu suchen haben. Anhaltende Störungen in ihrem heimathlichen Bezirke, z. B. durch Kulturveränderungen, nötigen die Hühner zum Wandern, und aus solchen Verhältnissen sind wohl die mehr oder weniger zahlreichen Wanderhühner zu erklären, die hier und da beobachtet wurden.

Ein notwendiges Erforderniß für die Hege eines Feldhühnerbesatzes sind die sog. Remisen, d. h. kleinere, mit Buschwerk und Dornengestrüpp bewachsene Plätze, die man, wenn sie fehlen, durch Pflanzung beschafft. Welche Figur sie haben, tut wenig zur Sache, dagegen ist die Größe zu erwägen, die angemessen etwa 20 a betragen mag. Legt man sie künstlich an, so tut man dies, je nach der Größe des Revieres, an verschiedenen Stellen, damit sich die Hühner nicht alle zusammendrängen nötig haben und auch das Raubzeug sich nicht so ansammelt. Gafeln, Weiden und andere Weichhölzer sind ihres schnellen Wachstums wegen sehr geeignet und lassen sich zu Knids umlegen; Rosen, Brombeeren und Schwarzdorn machen den Zutritt sehr ungemüthlich; Wacholder wächst zwar langsam, gibt aber seiner Zeit Früchte. Will man eine sehr bald brauchbare, billige Remise haben, so lege man im Frühjahr

Lopinamburtnollen, die zum Herbst einen dichten Bestand erzeugen, und deren niedergelegte Stauden einen vorzüglichen Schutz gewähren, während die Knollen als Futter, selbst als Speise wohl zu verwerten sind. Neuerdings wird Helianthi dem Lopinambur vorgezogen. Will man das Einwandern von Krähen verhindern, so tut ein Graben um die Remise mit senkrechten Wänden gute Dienste, wie er auch das Auslaufen der Lopinamburwurzel in den etwa benachbarten Acker verhindert. Natürlich sind diese Remisen sehr gute Futterplätze, nur dulde man in ihnen keine hervorstechenden Büume, damit die Raubvögel nicht auf ihnen aufhaken können. Muß man auf freiem Felde füttern, so belege man den Platz mit Reisern, vor denen sich die Krähen scheuen, die Hühner aber nicht. Man stellt auch wohl Futterhütten her, die zugleich Schutz gegen das Raubzeug gewähren. Die Krähen sucht man durch verschiedene Mittel abzuhalten. Man hängt in der Nähe der Fütterung eine geschossene Krähe auf oder spannt Wollfäden um den Platz u. dgl. m. Um die Hühner anzulocken, streue man längere, nach dem Futterplatz führende Streifen von Hähnel aus mit wenigen Körnern dazwischen, sog. Lauschküten, wodurch die Hühner den Futterplatz finden werden, und ist ihnen dies geglückt, dann werden sie keiner weiteren Aufmunterung zu dessen häufigem Besuch bedürfen. Schutz und Weide sind die ersten und einzigen Bedingungen zur Erhaltung und Vermehrung eines guten Rebhühnerhegges.

Es hält ungemein schwer, ein gänzlich ausgeraubtes Revier mit Hühnern wieder zu bevölkern, und es wird schließlich nur künstliche Besetzung übrig bleiben. Man beschafft zu diesem Zwecke gute Rebhühner-eier und läßt sie von kleinen Haushühnern ausbrüten. Das erste Futter müssen durchaus Ameisenpuppen sein oder auch Mehlwürmer, wenn sie zu haben sind. Wenn die Jungen eben flugbar werden wollen, so setzt man sie in einer leicht zu beaufsichtigenden Remise in der Nähe ihres Brutortes mit der Bruthenne aus und am besten unter Führung eines halbgezähmten, an einem Flügel gestutzten Rebhühners, den man zu diesem Zweck einige Zeit vorher in der Gefangenschaft hielt. Dadurch verhindert man das frühzeitige Verstreuen, und wenn man sie noch gelegentlich füttert, so werden sie später von selbst zur Futterstelle zurückkehren, selbst wenn dem Hahn die Schwingen wieder gewachsen sind. Etwas früherer Schutz vor allem Raubzeug ist neben guter Weide die Bedingung, ohne deren Erfüllung alle Bemühungen vereitelt werden.

Jagd.

Mit Bartholomäitag, dem 24. August, geht in den meisten Ländern die Hühnerjagd auf (in Oesterreich-Ungarn schon am 1. August), und da je nach dem Verlaufe des Sommers die Feldfrüchte früher oder später zeitigen, mithin die Felder geräumt werden, auch Weiden und Wachstum der Hühner von der Nitterung abhängen, so tut die Gesetzgebung, wie es in Preußen geschieht, sehr wohl daran, den Bezirksorganen die Bestimmung über den Ausgang der Jagd um zwei Wochen früher oder später zu überlassen. Sind die Felder noch wenig geräumt, so liegen die Hühner meist im noch stehenden Getreide oder fallen in dieses ein; die Hunde darf man in der Regel nicht dort hineinschicken, ohne sich gewisse negative Segenswünsche von Seiten der den Jäger meist scheinbar ansehenden Besitzer zuzuziehen; schließlich werden die Hühner durch öfteres Beschießen rege gemacht und halten dann nicht mehr gut, wenn die Felder freien Spielraum gewähren. Die beste Tageszeit zur Jagd sind die Vormittagsstunden von 8 bis 11 Uhr und die Nachmittagsstunden von 3 Uhr ab; früher des Morgens liegt noch der Tau, der dem Hunde das Finden erschwert und den Jäger unnütz durchnäßt und daher ermüdet, die Hühner liegen dann auch z. T. noch auf Stoppel- oder gepflügten Adern. Aber Mittag, wenn die stehende Augustsonne auf den Schädel brennt und dem Hunde die Zunge wie ein Lappen aus dem Fange hängt, tut der Jäger am besten, wenn er es eben kann und darf, die Jagd zu unterbrechen. Bei solcher Hitze entziehe man dem Hunde das Wasser nicht. Daß Lühle, bedeckte und windige Tage dies nicht erheischen, liegt auf der Hand; dennoch aber übermüde auch an solchen der Jäger den Hund und sich nicht unnötig. Übermüdung schafft immer nur halbe Arbeit und halbe Erfolge, hat schließlich Verdrießlichkeit hinter sich, stört die Jagdfreude, schadet der Gesundheit, deren Verlust die Freude an der harmlosen Hühnerjagd nicht aufwiegen kann, und verleitet sogar zur ungerechten, harten Behandlung des Hundes als Sündenbock, der sünden soll, wenn er nicht mehr kann. Bei der Hühnerjagd hüte man sich vor einer schweren Hinte wie vor allem unnützen Ballast an Kleidung und Ausrüstung (vgl. *Jägerkleidung und Ernährung auf der Jagd*).

Um sich zu vergewissern, wo am Morgen die Hühner liegen, hat man verschiedene Mittel. Der einfache Weidmann sucht sich die R. mit seinem treuen Hunde zwar selbst, aber der diensttunende Jäger, welcher seinen Herrn und dessen Gäste an die Hühner bringen soll, wird namentlich dort, wo der

Befehl nur mäßig ist, gut tun, sie am frühen Morgen zu verhören. Zwar wissen wir aus ihrer Lebensweise, daß sie am Morgen nicht genau da liegen, wo das Loden des Hahnes in der Dämmerung erschalle; weit davon aber liegen sie sicher nicht, und das genügt. Auch läßt man durch schnelle, sichere Hunde das Gelände absuchen, pfeift sie ab, wenn sie stehen, und merkt sich die betreffenden Plätze. Gewöhnlich reihen sich die Schützen mit ihren Hunden in eine Linie ein und suchen vorwärts, bis Hühner gefunden wurden, was auch nicht verwerflich ist, wenngleich im Anfange die rechte Ordnung noch fest, ehe sich die Hundegemüter beruhigt haben, was nicht eher der Fall zu sein pflegt, als bis allgemeines Beschneppern usw. stattgefunden hat. Hündinnen, welche beginnen hitzig zu werden oder es gar schon sind, laugen ihrer Unruhe wegen wenig zur Suche; gänzlich unverantwortlich aber ist ihr Mitbringen, wenn Rüden antworfend sind, die natürlich von ihnen nicht fernzuhalten sind, wodurch die ganze Jagd in Frage gestellt wird. Aber auch wenn dergleichen störende Elemente nicht einwirken, suchen mehrere Hunde nebeneinander selten ruhig, drängen nach dem hin, welcher zuerst auffällt, wobei die Hühner leicht herausgestoßen werden, und daher ist es am zweckmäßigsten, wenn sich die Schützen unter sich gruppieren, sich in das Revier teilen und getrennt suchen. Zwei Schützen hinter einem Hund ist sehr zu empfehlen, jeder schießt nach den auf seiner Seite abstreichenden Hühnern, und nur, wenn das ganze Volk zuerst aufsteht, ist gemeinschaftliches Schießen vorteilhaft, weil die Hühner dadurch leichter gesprengt werden. Der Hund darf nicht in gerader Linie suchen, sondern von dem einen Schützen zum anderen, muß sich auf leise Zeichen nach seinem Herrn umsehen und dessen Winken mit der Hand folgen, was er bald lernt, wenn dieser wenigstens einige Schritte nach dieser Richtung hin geht; zieht er zu hitzig nach, so warnt man ihn mit dem Zuruf: „Sachte, sachte, wahre dich!“, ist er zu bedächtig, so drängt man ihn durch etwas dicke Folge; steht er, so läßt man ihn mit dem Wort: „Vorwärts!“ einspringen, oder, was besser ist, man stößt die Hühner selbst heraus, wirft aber nicht mit Erde o. dgl. nach der Stelle, wo man die Hühner vermutet, weil dadurch der Hund verwirrt wird und gern nachprellt. Ist der Hund sehr hitzig, steht er sehr weit vom Schützen entfernt vor und rückt er beim Nachziehen hinter laufenden Hühnern sehr stark auf, so läßt man ihn „daun“ ((toutbeau) machen, d. h. sich hinlegen, damit er ruhiger wird und man herankommen kann. Der Hahn pflegt zuerst aufzustehen, hinter ihm

gebrängt das ganze Volk, worauf man schießt, aber nicht aufs Geratewohl, sondern auf ein bestimmtes Stück oder auf zwei, welche dicht aneinander streichen; ungezielte Schüsse bringen gewöhnlich nichts herunter, möge das Volk noch so gebrängt abstreichen. Der Hahn ist an seinem roten Kopf, noch besser an der rötlichen Oberseite bei einiger Übung gut zu erkennen; ist das Volk gut ausgewachsen, so empfiehlt es sich, ihn zu schießen; wenn es aber noch schwach ist, so tut man nicht wohl, ihm seinen Führer zu nehmen; auf ein solches, welches sich kaum heben kann, wird kein verständiger Jäger schießen. Die Meinung, daß ein beschossenes Volk von dem Hahn über die Grenze geführt werde und dieser deshalb abzuschießen sei, hält nicht Stich; im Gegenteil streicht ein des Beschüßers beraubtes Volk, wenn es sich noch hilflos fühlt, dem Voden eines fremden Hahnes nach und geht dadurch vielleicht erst recht dem Jagdbesitzer verloren. Ob man überzählig scheinende Hähne während der Paarzeit schießt oder nicht, war lange Zeit Streitfrage, ist neuerdings aber durch das Jagdschongesetz überhaupt untersagt, mithin erledigt. Die junge Jäger hüte sich vor überreiktem Schießen, bedenke vielmehr, daß er in den meisten Fällen genügend Zeit zum Zielen hat, so schnell auch die Hühner zu streichen scheinen; er muß mit schnellem Überblick das geeignete Stück mit dem Korn erfassen und mit offenem Auge, also ohne zu zivintern, schießen, d. h. nicht feuerscheu sein, den zweiten Schuß sogleich auf dieses, wenn er fehlte, oder andernfalls auf ein zweites folgen lassen und mit dem Auge den Hühnern folgen, sie zählen und die gefallenen oder etwa angeschossenen genau anmerken. Nur so weiß und lernt er, ob er gut angekommen ist, vermeidet Streit mit seinem Partner und merkt es schließlich, wenn die Hühner gesprengt sind und einzeln aufstehen, ob er sie alle gefunden hat, oder ob noch welche fehlen. Sind Hühner genug da, so halte man sich mit einzelnen versprengten, vorausgesetzt, daß sie einzeln sind, nicht auf, man verliert sonst viel Zeit, überhaupt soll man ja niemals ein Volk ganz aufreiben, wenn es nicht etwa ein unsicheres Grenzvolk ist. Steht man mit dem Nachbar in gutem Einvernehmen, was, wenn er ein echter Weidmann ist, immer sein sollte, so schieße man auch dann ein Grenzvolk nicht ganz ab, da es ja schließlich das eigene Revier im nächsten Frühjahr wieder besetzen kann; Jagdneid ist stets ein häßliches, Unfrieden erzeugendes, die Jagd selbst schädigendes Unkraut. Laufen die Hühner vor dem Hunde, was man an dessen Unruhe bald erkennt, so tut man gut, ihn abzupfeifen und möglichst schnell den Hühnern zuzurufen, natürlich auf einem Vogen;

dadurch bringt man sie eher zu Schuß, als wenn man den Hund so schnell nachziehen läßt, weil sie alsdann sicher außer Schußweite aufstehen und dann gern weit streichen. Dieses Umgehen (Kupieren) ist auch zu empfehlen, um die Hühner von einem nahen Busch abzuhalten, aus dem sie nur sehr schwer und, wenn viel Dornen und Brombeergetante den Boden bedecken, manchmal gar nicht mehr herauszubringen sind. Sieht man an dem Hund das Bemühen, in kritischen Fällen sich selbst zu raten, den Wind zu suchen usw., so lasse man ihn ja gewähren und hüte sich überhaupt vor zu vielem Zurufen und Schreien, wodurch er zuletzt nur harthörig gemacht wird. In unebenem Gelände ist ein Mann oder Knabe von Wert, der von einem überflüchtlichen Standpunkt aus die aufgetanen Hühner beobachtet und bemerkt, wo sie wieder einsinken, auch die Hühner in einem lustigen Tragtord trägt, wenn die Beute reichlich ist. Werden sie angeschleift, so tue man es am Hals und an einem Ständer, da ersterer bei jungen Hühnern durch schnelles Laufen des Jägers oder Hängenbleiben an Zweigen leicht abreißt und das Huhn verloren geht. Der Hund darf niemals einem anderen Hunde das von dessen Herrn geschossene Wild gewaltsam wegnehmen und seinem Herrn bringen; wenn ihm dies abgewöhnt wird, wird er auch nicht fremden Schüssen zuweilen, was zudem störend und zeitraubend ist; dadurch geraten auch die Hunde meist in Streit und fallen zusammen oder zerreißen das Wild zum Schaden der Jäger.

Nach dem Zeichnen des beschossenen Rebhuhns kann man seine leichtere oder schwerere Verwundung ansprechen. Ist es in den Kopf geschossen, so steigt es senkrecht auf, um, meist verendet, niederzufallen. Tödlich angeschossen, ruht es sichtbar zusammen, streicht meist noch, immer aber langsam und schwer, eine kurze Strecke fort und fällt ein, um sogleich zu verenden, manchmal sogar schon verendet. Bei Weidwundschuß läßt es die Ständer hängen, steigt schräg auf, fällt hart nieder und verendet auch bald, ruht beim Anschlag auch merklich zusammen. Ist es geständert, so schlentert ein Ständer hin und her, oder es tun dies auch beide, das Huhn streicht oft weit weg, fällt hart nieder, kann nur sehr schwer wieder abstreichen, laufen selbstverständlich gar nicht, liegt deshalb außerordentlich fest und muß mit aller Ruhe und Sorgfalt gesucht werden, da es der heftige Hund gern überläßt und es elend verblutet muß. Ruht es gar nicht zusammen, selbst wenn Federn abstreben, und bleibt es beim Volk, oder, wenn vereinzelt, streicht es normal ab, so ist es nur gestreift und heilt sich bald aus. Ist es gesflügelt, so flattert es schräg abwärts, oft in

einer Kreislinie, und läuft äußerst schnell davon; ein solches Huhn muß vom Hund ohne Verzug verfolgt werden, entkommt aber gar oft, namentlich wenn es sich drückt und der Hund in seiner Festigkeit es überschießt, worauf es in anderer Richtung weiterläuft. Der feststehende Hund muß sich daran gewöhnen, daß sein Herr von ihm weggeht, um vor die Hühner zu kommen, was bei Grenz- und Buschhühnern oder auch dann notwendig ist, wenn sie sich nicht sprengen lassen wollen; ist es ihm gelungen, springt der Hund ein und werden die Hühner von vorn beschossen, so schießen sie nach allen Seiten auseinander, und der Zweck ist erreicht. Anfänglich wird der Hund dem Herrn folgen wollen oder auch einpringen; im ersten Fall rufe man ihm leise zu: Wahre dich! wenn er daran gewöhnt ist, im anderen Fall strafe man ihn und wiederhole es bei nächster Gelegenheit, bis der Hund den Jäger verstehen lernt, was bei einiger Geduld bald geschieht. Am sichersten trifft man ein Huhn im Nachschießen; beim Dreischuß muß man etwas vorhalten, wie weit jedoch, das muß jeder selbst ausprobieren, da es von seinem mehr oder weniger schnellen Schießen abhängt. Spitz von vorn ist der schlechteste und schwierigste Schuß. Ist der Hahn geschossen, und liegen die Hühner so fest im dichten Dorn usw., daß sie nicht herauszubringen sind, so kann man dies mit der Lode erreichen. Man nimmt einen an der Spitze offenen, sog. Schneiderfingerhut und bindet über die obere, weitere Öffnung fest und dicht ein Stück Bergamot oder Kartennblatt, zieht ein Pferdehaar durch und knotet es oben so, daß es sich nicht durchziehen läßt. Nun faßt man den Fingerhut mit Zeigefinger und Daumen der linken Hand, macht sich dieselben Finger der rechten Hand naß und fährt mit ihnen am Pferdehaar herunter; nach öfterem Reiben der Finger erhält man den täuschend ähnlichen Ton des lodenden Hahnes, besonders wenn man anfänglich langsam und dann schneller streicht, wie es der Rhythmus des Rufes erheischt. Sieht man dabei gut gedeckt, so laufen gewöhnlich die Hühner bis auf einige Schritte heran.

Wo es sehr viele R. gibt, werden in verschiedener Weise auch Streif- und Vorkestreiben auf sie veranstaltet.

Fang.

Der Fang der Feldhühner wird heute nur noch in ganz untergeordnetem Maße betrieben und hat den Zweck, diese lebend zu Aussetzung- oder Zuchtzwecken in die Hand zu bekommen, in welchem Falle man sie alsdann einstümmert, d. h. in der Gefangenschaft überwintert. Die beste Auskunft über die dazu erforderlichen Garne gibt D. a. d.

Windell. Die Stedgarne, auch Flachgarne und Stednege (s. *Jagdnetze*) genannt, bestehen aus drei besonderen Garnen oder Rehen, von denen jedes der beiden äußeren spiegelig, das mittlere, zum Fangen bestimmte Zgarn aber mit gewöhnlichem Gemäße gefristet sein muß. Im Gebüsch, vorzüglich im Weidicht an Flußufern, leisten die Stedgarne sehr gute Dienste. In oder vor dem noch stehenden Getreide sie anzuwenden, ist ebenso unrecht wie unzuwehmäßig. Denn teils wird beim Eintreiben ein beträchtlicher Teil der Frucht vernichtet, und dies, wo immer möglich zu verhüten, ist dem rechtlichen Weidmann unerlässliche Pflicht, teils laufen die Hühner zu der Zeit, wo das Getreide noch auf dem Halme steht, schwer ober gar nicht in die Garne. Man warte daher (die Fangzeit beginnt meistens erst, wenn die Hühner nicht mehr halten wollen, im November ist noch Zeit dazu), bis alles — Kraut, Kartoffeln und Rüben etwa ausgekommen — abgeerntet ist, stelle dann die Stedgarne hinter und unter den vorbesten Sträuchern eines in der Nachbarschaft der Felder und Wiesen befindlichen dichten Gehölzes längs jener fortlaufend auf. Nun suche man ein oder mehrere Vögel mit dem Hund auf und bemühe sich, sie in das verstellte Gebüsch zu sprengen. Gemeinlich fallen sie zuerst noch davor ein; dann fangen sich oft schon mehrere Stüde, wenn sie in die Deckung laufen, in den Garnen. Sollten aber die tege gemachten Hühner tiefer im Holz einfallen, so lasse man gerade vor dem Orte, wo dies geschah, die Reke stehen, hebe hingegen den Teil derselben, der von da aus unter dem Wind gestellt wurde, auf, stecke sie im Oberwind ein Stück am Holzrand fort, dann oben in einer Entfernung von 50 bis 60 oder mehr Schritten von dem Einsallspunkte quer durchs Gehölz und auf der anderen Seite wieder so weit herunter, als sie reichen wollen. Dies geschieht auf folgende Weise: Man läßt von jedem einzeln zusammengewickelten Garn nie mehr ablaufen als ein zwischen zwei Spießen befindliches Stück, steckt gleich den ersten bis an den unteren Saum des Spiegelmäches ein, zieht es, damit der obere Saum nicht bausig herabhängt, am zweiten Spieße fest an, schiebt auch diesen ebenso tief wie den ersten in den Boden, zieht zugleich den Wulst des Zgarns überall nach der Seite, von welcher die Hühner einlaufen sollen, gleich verteilt ein und fährt so fort bis zum Endbeschel. Wenigstens 18 Zoll vorwärts von diesem wird mit dem Spieße des zweiten Garns die unterste Masche des hintersten Spiegelmäches gefast, dieser dann gehörig eingetrieben, auch die oberste Masche des ebengedachten Garns am

Knopf des Spießes angehängt und dann immer fortgefahren, bis sämtliche Stedgarne gestellt sind. Hauptregel ist es, darauf zu sehen, daß dies soviel wie möglich im Zickzack und unter bidem Gesträuch geschehe, weil dadurch der Fang sehr erleichtert wird, indem die Hühner verwirrt und die Garne gar nicht oder doch zu spät gewahrt werden. Sind nun auf diese Weise die vorrästigen Stedgarne sämtlich fängisch gestellt, so wird das Eintreiben begonnen. Der einzelne Jäger muß bei diesem Geschäft im Besitz eines fernem, gelassenen Hundes sein, der den laufenden Hühnern vorzüglich und langsam nachzieht. Bemerkt er am Hunde, daß die Hühner da hinaus wollen, wo keine Garne stehen, so ruft er ihn ab und greift so vor, daß er die Hühner auf die Garne hintreiben zu können hoffen darf. Besser ist es freilich, wenn der Jäger einige Treiber zu Hilfe nimmt, welche sehr langsam die Hühner in die Garne treiben und, wenn sie sich gefangen haben, auslösen helfen, was schnell und vorzüglich geschehen muß, ehe sie sich verlegen. Bewundete Stellen sind mit Öl zu bestreichen. Die Hühner kommen in eine halbbunke, mit Sand bestreute Kammer, in deren Eden man Fichtenreifer anlehnt, so daß sie Deckung haben. Man legt ihnen als Nahrung Buchweizen oder Weizenkörner vor, gibt Wasser und stört sie möglichst wenig, bis sie sich einigermaßen beruhigt und namentlich die Nahrung ausgenommen haben. Nachher gibt man ihnen volles Tageslicht.

Ähnlich bewirkt man den Fang mit dem Traß, einem etwa 14 m breiten und 20 m langen Garn mit 4 cm Maschenweite. Um die Hühner mit diesem Garn zu fangen, zu tirazieren, sucht man sie mit dem Hunde, pfeift ihn, wenn er steht, ab, schlägt das Garn aus, läßt nun den Hund wieder die Hühner stehen, zieht das Garn über diese und den Hund und läßt ihn einspringen, wenn die Hühner nicht von selbst aufstehen.

Literatur: C. E. Diezels Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd; C. E. v. Thüngen, Das Rebhuhn. 2. Auflage.

Regal s. Jagdregele.

rege ist das Wild, wenn es nicht vertraut ist, sondern sich beunruhigt erweist; man macht es r., sobald man es auffcheucht.

Regenbogenforelle s. Lachse I, 5.

Regenpfeifer (Charadriidae), Familie aus der Ordnung der Schreitvögel. Schnabel kürzer oder so lang wie der Kopf, gerade; von der Wurzel ab etwa zwei Drittel weich, dann hart; die Nasenlöcher bilden bei einigen einen Riß, der bis zur Mitte des Schnabels reicht. Kopf rundlich, Hals kurz, Flügel lang,

schmal und spiz, Läufe meist genezt. Außen- und Mittelzehe, selten diese und die Innenzehe durch Bindehäute miteinander verbunden; Hinterzehe klein oder fehlend. Zur Familie der Regenpfeifer gehören folgende Gattungen: Eigentliche Regenpfeifer (Charadrius), Kiebitzregenpfeifer (Squatarola), Kiebitz (Vanellus), Dickfuß oder Triel (Oedienemus), Brachscheibe (Glaroala), Wüstenläufer (Cursorius), Steinweller (Arenaria) und Austernfischer (Haematopus).

Eigentliche Regenpfeifer

(Charadrius), Gattung aus der Familie der Regenpfeifer. Schnabel kaum so lang wie der rundliche Kopf, in der Gegend der Nasenlöcher etwas eingebrückt, gegen die Spitze etwas gewölbt. Stirn hoch. Flügel spiz, auch die Schulterfedern zugespizt. Hinterzehe fehlend. Es gehören hieher folgende Arten: Goldregenpfeifer, Sandregenpfeifer, Flußregenpfeifer, Seereggenpfeifer, Rornelregenpfeifer. Der Kiebitzreggenpfeifer, den man zuweilen auch in die Gattung Charadrius stellt, wird der wenn auch kurzen Hinterzehe halber besser in eine besondere Gattung Squatarola gestellt (s. Kiebitzreggenpfeifer).

1) Goldregenpfeifer (Charadrius apricarius L., Ch. auratus Suck., Ch. apricarius, pluvialis L., Pluvialis aurea Briss.; Goldkiebitz, goldgrüner gemeiner Regenpfeifer, Weidpfeifer, Brachhennel, Tute, Goldtute, Lütvoegel). Länge 25,5, Stoß 7, Schnabel 2,5, Lauf 4,2, Mittelzehe ohne Nagel 2,5 cm. Im Sommerkleid ist der Scheitel schwarz mit gelben, rundlichen Flecken, Nacken gelb mit dunklen Flecken, die ganze Oberseite tiefschwarz mit zahlreichen grünlich-gelben Flecken von verschiedener Form. Handschwingen stumpf-schwarz mit hellen Spizensäumen, Stoß mit schwarzen und gelben, bogigen Binden. Stirn weiß, Flügel, Augentreis, Kopfseiten, Kinn bis zum Bauch hinab tiefschwarz mit breiter, weißer Einfassung; Schenkel weiß, untere Stoßbeden weiß mit schwarzen Flecken. Schnabel schwarz, Ständer schwarz-grau, Iris braun. Weibchen schwächer, matter in der Färbung, das Schwarz weiß gemischt. Im Winterkleid ist die Oberseite mattschwarz mit größeren grünlichen Flecken, Vorderseite bis zum Bauch weiß, stellenweise mit verwachsenen, grauen Flecken; untere Stoßbeden weiß, braun und gelb quergebändert; die übrige Vorderseite sowie die Kopfseiten und der Hals braungelblich gefleckt. Schnabel und Ständer schwarzgrau. Die Jungen sind den Alten im Winterkleide sehr ähnlich, haben nur dickere Fersengelenke. Der G. brütet im nördlichen Europa und Asien, besonders auf den Hochfläcken Skandinaviens und in der

nordischen Tundra, jenen ungeheuren, öden Bruchern, die Millionen von Sumpfvögeln noch ein sicheres, unangefastetes Heim bieten; auch brütet er ausnahmsweise in der Lüneburger Heide, im Münsterland und in Schleswig-Holstein. Leider geht sein Bestand in Deutschland mehr und mehr zurück. Die vier Eier, 50 : 35 mm groß, sind auf grünlichlichem Grunde mit grauen Schalenflecken und darauf mit leberbraunen Flecken und schwarzen Punkten besetzt, zuweilen an oberen Ende gekrängt, mattschalig von mäßig feinem Korn. Ein überaus scheuer Vogel, wird der Goldkiebitz auf dem Durchzuge (August-Oktober und März-April) nur selten eine Beute des Jägers, obwohl sein Bild breit sehr gerühmt wird. Im Herbst fallen die G. gern auf Ädern und Feldern ein, wo sie eine Menge Ungeziefer vertilgen. Ihr Ruf ist ein wohlklingender Pfiff, der zweisilbig wie „trüü“ klingt.

2) **S a n d r e g e n p f e i f e r** (*Charadrius hiaticula* L., *Pluvialis hiaticula* Briss., *Aegialitis hiaticula* Boie; buntschnäbeliger R., Strandpfeifer, großer Strandpfeifer, Seelerche, Seemornell). Länge 19, Stoß 5,5, Schnabel 1,5, Lauf 2,5, Mittelzehe ohne Nagel 1,6 cm. Im Sommerkleide sind Vorderstirn, Zügel, Augen, Ohr- und Wangengegend schwarz, über der schwarzen Vorderstirn eine weiße Binde und über dieser eine schwarze, die etwa bis auf den halben Scheitel und seitwärts bis an die Augen reicht, hinter denen sich ein weißer Streifen hinzieht. Von der Kehle abwärts bis auf den halben Kropf ein weißes Halsband, das am Hinterhals durch eine schmale, schwarze Linie getrennt ist. Oberseite fast graubräunlich, alle Handschwingen mit weißen Schäften, Flügelränder weiß, Stoß an der Wurzel graubraun, nach den Enden dunkler mit weißem Saum. Randfeder fast ganz weiß. Weibchen wie Männchen, nur etwas trüber; Schnabel auf der Wurzelhälfte gelb, auf der anderen schwarz; Ständer gelb. Das Winterkleid ist beim vorigen ganz ähnlich, doch auf der Oberseite mit hell rötlich-grauen Säumen. Im Jugendkleid ist die Stirn weiß, ohne schwarze Binde, Oberkopf und Rücken erdfarbig, Vorderhals weiß, das breite Halsband gelblich-grau, dunkler gewölbt.

3) **F l u ß r e g e n p f e i f e r** (*Charadrius dubius* Scop., *Ch. fluviatilis* Bechst., *Ch. auroniceus* Beseke, *Ch. minor* M. et W., *Aegialitis minor* Boie; kleiner Strandpfeifer, Sandläufer, Sandhähnchen, Seelerche, Steenbiefel). Länge 15,5, Stoß 5,9, Schnabel 1,2, Lauf 2,5, Mittelzehe ohne Nagel 1,3 cm. Diese Art ist der vorigen äußerst ähnlich, aber stets etwas kleiner, auch hat nur die erste Schwungfeder einen weißen Schaft. Ferner

ist bei alten Vögeln das Gelb des Schnabels auf einen kleinen Teil an der Wurzel beschränkt. Eine genauere Beschreibung ist überflüssig, da Färbung und Zeichnung fast genau wie beim Sandregenpfeifer sind.

4) **S e e r e g e n p f e i f e r** (*Charadrius alexandrinus* L., *Pluvialis cantianus* Briss., *Charadrius cantianus* Lath., *Ch. littoralis* Bechst.; weißstirniger R., alexandrinischer R.). Länge 16,5, Stoß 4,8, Schnabel 1,4, Lauf 2,8, Mittelzehe ohne Nagel 1,6 cm. Von den vorigen Arten leicht an der schwarzen Färbung der Ständer und des Schnabels zu unterscheiden. Im Sommerkleid eine schwarze Binde über der Stirn, über dem Auge ein weißer Streifen; Oberkopf grau-rostfarbig; Oberseiten, Schultern, Flügeldecken und Hinterschwingen sandfarbig, Handschwingen stumpf schwarzbraun, Unterrücken und Wurzel erdfarbig, letzterer an den Seiten weiß; mittlere Stoßfedern hell graubräunlich, Randfedern vorherrschend weiß. Kopfseiten schwarz, die ganze Vorderseite weiß, so daß das Halsband eigentlich nur durch zwei schwarze Seitensfedern am Kropf angedeutet ist und auf der Hinterseite sich abgrenzt. Das Weibchen hat keinen rostfarbenen Anflug auf dem Kopf, sonst ist es dem Männchen gleich. Im Winterkleid ist der Vogel dunkler mit helleren Säumen. Das Jugendkleid hat keine schwarze Zeichnung, Kopfseiten hellbräunlich, fast dem Winterkleid ähnlich, aber durch breitere Säume bunter. Die letzten drei zierlichen R. sind sich in Vorkommen, Aufenthalt, Lebensweise und Nisten sehr ähnlich. Am verbreitetsten ist der Sandregenpfeifer, der überall vorkommt, wo er Nahrung findet und nicht vertrieben wird, jedoch vorzugsweise an den europäischen Küsten brütet. Der Flußregenpfeifer geht nicht in den hohen Norden, wie der erstgenannte, ist aber sonst auch überall zu finden und brütet relativ am häufigsten im Binnenlande; der Seereggenpfeifer ist nur an der offenen See und an großen Binnenseen (Ungarn, Mittelasien) zu Hause, wo er auch außerhalb der Übersflutungslinie seine Eier in eine kleine Vertiefung legt; indessen kommt er auch in den ungeheuren Sümpfen der unteren Donau als Brutvogel vor. Alle nehmen Gewürm, sind Zugvögel und überwintern teils im südlichen Europa, teils ziehen sie nach Afrika hinüber. Wie die meisten Sumpfvögel legen sie vier etwas zugespitzte Eier, die im Neste mit den Spigen gegen- einander liegen, lehmfarbig sind, graue Schalenfede und Schnäbel und keine, glanzlose Schale haben; die des Sandregenpfeifers sind durchschnittlich 37 : 25 mm, die des Seereggenpfeifers 33 : 23 mm, die des Flußregenpfeifers 30 : 21 mm groß

und, da sie auch in der Größe sich oft nähern, schwer zu unterscheiden, bzw. zu bestimmen. Die *R.* ziehen stets scharenweise, tummeln sich nur im gänzlich freien Gelände umher, woraus folgt, daß, wenngleich ein Schuß auf sie glückt, dieser genügt, die sehr bewegliche Schar zum schleunigen Abzuge zu bestimmen. Sonstige Jagd- und Fangmethoden kennt man nicht.

5) *Mornellregenvulpeifer* (*Charadrius morinellus* L., *Eudromias morinellus* Boie; *Mornell*, *Mornellsiebig*, *Morinelle*, *Pomeranzenvogel*). Länge 21,5, Stoß 7, Schnabel 1,6, Lauf 4,1, Mittelzehe ohne Nagel 1,8 cm. Im Sommerkleid ist die Stirn gelblich-braun, dunkel gestrichelt, Oberkopf schwarzbraun, gelb gefleckt und weiß gesäumt, Oberseite rötlich-braungrau mit gelblichen Säumen, Schwingen stumpfschwarz, die vorderste weißschäftig, Stoß bräunlich-grau mit gelblichen Spitzensleden, äußere Randfeder mit weißer Außenfahne, die nächsten mit weißem Fleck auf der Innenseite. Kinn und Kehle weiß, Kopfseiten gelblich-grau, dunkel gefleckt, Flügel etwas heller, Vorderseite bis zur Oberbrust und die Tragfedern hellgrau mit bräunlichem Anflug, am unteren Kropfstrand eine halbrunde, weiße, oberseits dunkelgrün gesäumte Rinne, Brust orangefarbt, ihr unterer Teil tiefschwarz, Bauch, Steiß und Schenkel gelblich. Weibchen dem Männchen ähnlich. Schnabel stumpfschwarz, Ständer bräunlich-gelb, Iris braun. Im Winterkleide fehlt das orangefarbene und schwarze Brustschild, die Oberseite ist dunkler mit hellen, rostgelblichen Säumen. Dem Jugendkleide fehlt die weiße Brustbinde nebst dem bunten Schild, der Saum um die schwarze Färbung des Kopfes ist rötlich, Federäume breiter. Der *M.* brütet auf den Gebirgen Skandinaviens, in den Tundren Nordeuropas und Nordasiens, einzeln auch auf dem Riesengebirge. Auf dem Zuge nach Südeuropa, im September, sieht man ihn bei uns, hauptsächlich auf trockenen Aedern, Bruchfeldern usw. Seine Nahrung besteht aus Gewürm aller Art. Die vier 40 : 29 mm großen Eier liegen in einer einfachen Vertiefung, sind bauchiger als die der verwandten Arten, haben auf olivengrünlichem oder gelblichem Grunde nur wenig Schalen-, aber viele größere, braunschwarze Flecken und Punkte und sind von grobem Korn, daher glanzlos. Als nordischer Vogel pflegt er bei uns sehr vertraut zu sein; auf dem Zug ist er dumm genug, nicht nur den Schüssen heranzulassen, sondern auch verschiedene Schüsse auszuhalten.

Literatur: Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas; E. Schäff, Ornithologisches Taschenbuch, 2. Aufl.

Regenvulp f. *Brachvogel* 1.

Reh f. *Rehwild*.

Rehblatt f. *Rehwild*, Jagd.

Rehbod, das männliche Reh.

Rehgaru (Rehney) dient zum Einstellen bei Rehjagden. Gewöhnlich stellt es 100 Schritte lang und 2 m hoch, wenn es als Brellney, dagegen nur etwa 1½ m hoch, wenn es als Fangney dienen soll. Die Wachen sind von Knoten zu Knoten 10 cm weit und aus Schnur geflocht, die etwa die Stärke eines schwachen Gänsefells hat. Ober- und Unterleinen sind etwa so stark wie ein Kleinsinger, die Stellstangen 2¼ m lang, wovon ¼ m in den Boden kommt. Diese leichten Repe können auch zum Fangen anderen Wildes, als Böfse, Frösche, Damwild, geringe Säuen usw., verwendet werden; für stärkeres Wild sind sie zu schwach (s. a. *Jagdnetze*).

Rehgarten, ein umhiegter Waldteil, in dem man Rehe hegt. Ein solcher *R.* ist selbstverständlich nur ein notwendiges Übel, denn soll das Reh in ihm einigermaßen gedeihen, so muß er groß und so sorgfältig mit Aedern, Wiesen, Quellen usw. versehen sein, daß dem wälderischen Reh in Klung und Stand Genüge getan wird; er ist mithin eine sehr kostspielige Einrichtung, deren Holzbestand natürlich auch stark verbißen wird. Sollen die Rehe nicht eben zum Haustier herangezüchtet werden, so wird man für einen Stand von etwa 25 Stück 100 ha Wald einzufschließen haben. Die Umzäunung wird entweder aus Holzlaten oder aus Draht hergestellt; die ersteren werden senkrecht an die Kegel genagelt, der letztere quer gezogen; Höhe des Latenzauns 2 m. Ein Drahtzaun besteht meist aus fünf und mehr wagerecht gezogenen Drähten, von denen die unteren ziemlich eng aneinander angebracht sind, weil das Reh sehr gewandt und bemüht ist, sich durchzuzwängen; es legt sich zu diesem Zweck flach auf die Seite und schiebt sich mit den Läufen durch, wie der Forstmann oft zu seinem Verdrub bemerkt, wenn er die Pflanzen seines Saatfeldes genügend gesichert hielt und nun viele verbißen findet. Drahtgestlecht von genügender Stärke und Maschenweite ist der Verwendung einzelner Drähte stets vorzuziehen. Frisches, klares Trinkt Wasser ist eine andere notwendige Bedingung für das Gedeihen des eingeschlossenen Wildes; denn der Wildbrand hat in vielen Fällen sicher in verdorbenem, abgestandenem Trinkt Wasser seine Ursache. Um die Inzucht zu verhüten, bringt man einige Einsprünge an, die zur Fruchtzeit von fremden Böden bald benutzt werden. Man stellt den Abschluß nach Bedürfnis und Auswahl fest, da man ja täglich den Rehsland übersehen kann. Viel Weidmannslust ist an der Jagd solches halbzaumten Wildes nicht zu

genießen, denn fühlt sich ein Wild eingeschlossen, und muß es sich also an den fast täglichen Anblick des Menschen gewöhnen, so verliert es selbstverständlich einen bedeutenden Grad seiner Vorsicht, wie man auch ganz besonders an Säuen im Gatter beobachten kann.

Rehgeiß (Ride), das ausgewachsene weibliche Reh.

Rehhagen, Zäune, auch Hecken, in deren Läden Schlingen angebracht waren, in denen sich die Rehe fingen, die durchwechseln wollten. Diese Vorrichtungen gebrauchte man früher, als man das Schießgewehr auf der Jagd noch nicht führte, auch das Reh nur als untergeordnetes Wild betrachtete.

Rehkrone, gewöhnlich das ganze Rehgehörn. Man spricht demnach von einer Sammlung guter R. usw. Manche nennen auch die Krone des Rehgehörns Krone.

Rehweß s. *Rehgarn*.

Rehposten s. *Posten 1*.

Rehwild, Reh (*Cervus capreolus* L., *Capreolus capreolus* Blas., *C. capraea* Gray, *C. vulgaris* Fitzg.; in Europa heimische Art der Gattung *Cervus* aus der Familie der hirschartigen Wiedertäner (*Cervidae*).

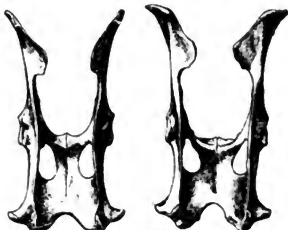
Weibmännliche Ausdrücke.

Im allgemeinen schließen sie sich an die beim Rotwild gebräuchlichen an; dem R. eigentümlich sind folgende: Das männliche R. heißt **Rehbod** oder einfach **Bod**, das weibliche **Ride**, **Geiß**. Die Jungen heißen **Kißchen** oder **Kiße**, auch wohl **Kälbchen**, nach dem Geschlechte **Kißbod** und **Kißgeiß**; wenn das Bodkalb im zweiten Lebensjahre Spieße aussetzt, so ist es **Spießbod** geworden; trägt der junge Bod ein Gabelgehörn, so ist er **Gabelbod**; dann wird er, wenn er das gewöhnliche lechwendige Gehörn trägt, einfach **Bod** genannt und demnachst je nach seiner Stärke **schwach**, **geringer**, **guter**, **braver**, **starker** oder **Kapital-Bod**. Der Kopfschmud des Rehes heißt niemals **Gerweih**, stets nur **Gehörn**, in Süddeutschland **Gewicht**. Das männliche Glied des Bodes heißt **Brunstrute** und der an dessen Scheide lang hervorstehende Haarbüschel **Pinsel**. Das weibliche R. heißt im zweiten Jahre **Schmalreh**; hat es gebrunftet, so heißt es dann für alle Zeit **Ride**, **Geiß**, **alte Ride**, ihr Geschlechtsglied **Feigenblatt**, das daran vorstehende Haar **Schürze** oder **Wasserzeichen**; brunftet die Ride nicht mehr, so ist sie **gelte Ride**. Der runde, weiße Fleck um das Weidloch heißt **Spiegel**. Beim Erschrecken **schreckt**, **schmält** oder **meldet** das R.; vor Angst und Schmerzen **klagt** es; schlägt es den Bodenüberzug oder **Sänce**

weg, um sich niederzutun, so **pläzt** es; eine Gesellschaft von Rehen heißt **Sprung**. Den Ton der Ride nachahmen und dadurch den Bod während der Brunstzeit anlocken, heißt **blatten**, das dazu gebrauchte Instrument **Rehblatt**, **Rehblatte** oder **Rehblätter**.

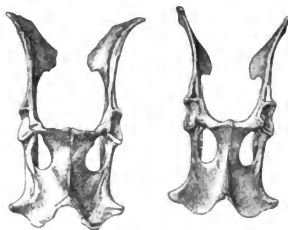
Beschreibung.

Der kurze, flachstirnige Kopf nach vorn zugespitzt mit rund abgewölbtem Wimperfang. An beiden Seiten der Oberlippe je ein weißer



1. Kieferknochen des Rehes, von innen gesehen.

Fled, der vordere Teil des Unterkiefers und das Kinn weiß; der schwarze, geneigte Teil des Wimperfanges reicht bis an den unteren Rand der halbmondförmigen Nasenlöcher. Lauscher etwa zwei Drittel der Kopflänge, **Wedel** vorhanden, aber so



2. Kieferknochen des Rehes, von außen gesehen.

kurz, daß er äußerlich nur ausnahmsweise sichtbar wird, im Steletz aber wohlentwickelt. Der schlante, zierliche Hals ist länger als der Kopf; Läufe schlant, an der Außenseite der Hinterläufe unterhalb der Ferse ein **Haarwulst**. Das harte Haar ist wellig und

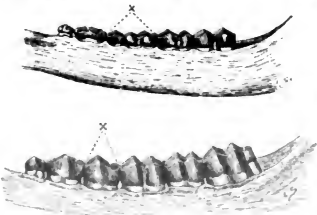
brüchig, im Winter ziemlich lang, graubräunlich, im Sommer kürzer, rostrotlich; Vorderkopf rötlich-grau, Kopfsiten gelblich; vom Rücken des Windsanges über dessen Löcher bis zu



3. Kreuzbein
der Hinde. des Rehbocks.

den Winkeln des Gesäßes ein schwarzbrauner Streifen, Innen- bzw. Unterseite weißlich-gelb; Vichter groß, sehr anmutig und lebhaft braunschwarz; Schalen glänzend schwarz. Die Rippe sind bis zum ersten Herbst weiß gefleckt. Es gibt helle, bleigraue und fast schwarze Farbenvarietäten, welche sich fortpflanzen. Besonders verbreitet sind in manchen Gegenden, so hauptsächlich im Hannoverischen, wo ihr Verbreitungszentrum die Oberförsterei Haste bildet, schwarze R. Auch weiße kommen vor, meist zufällig hier und da auftretend, aber bald verschwindend. Ein guter Bod mist in Schulterhöhe etwa 68, an der Kruppe etwa 76 cm, mithin ist er stark überbaut; Länge etwa 110, Kopf 21, Lauscher 14, Unterarm 18,5, Hinterlauf von dem Sprunggelenk an 34 cm; Gewicht unangestrichen 20 bis 40 kg.

Das Gehör des Rehes ist deshalb für den Jäger von Bedeutung, weil es in den ersten beiden Lebensjahren den besten Maßstab für die Beurteilung des Alters liefert. Das Rip bringt die 8 unteren Milchschneidezähne, sowie in jeder Kieferhälfte oben und unten 3 Milchbadenzähne mit auf die Welt, von

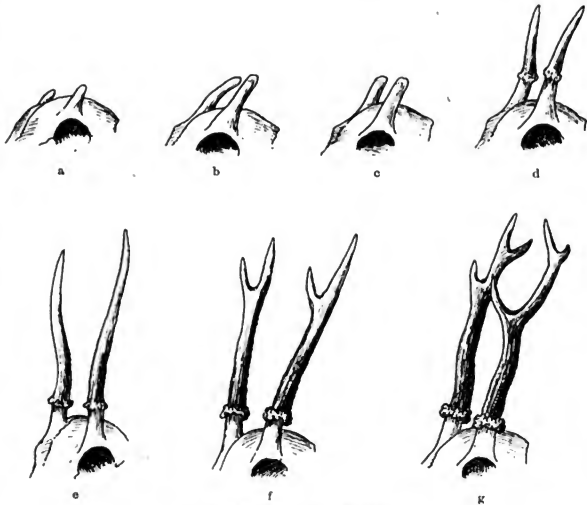


4. Badenzähne des Rehwildes
(oben im Dezember des ersten, unten im Juli des
zweiten Lebensjahres).

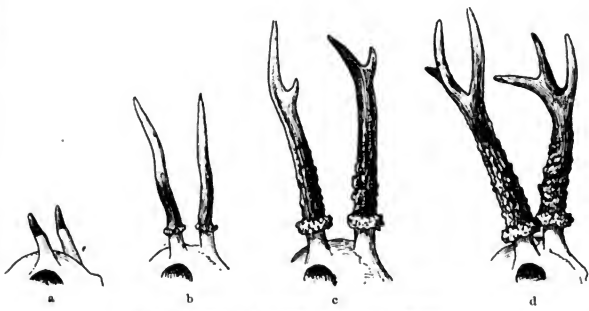
denen der letzte im Unterkiefer dreiteilig ist. Von den Milchschneidezähnen wird das mittlere Paar Ende Oktober bis Ende November gewechselt, das zweite (von der

Mitte aus gerechnet) im folgenden Januar oder Februar, das dritte März-April, das äußerste April-Mai, so daß also alle gewechselt sind, wenn das Stück Rehwild 12 bis 13 Monate alt ist. Ehe noch der Wechsel der Schneidezähne beginnt, etwa Ende September-Oktober, erscheint hinter dem letzten Milchbadenzahn der erste nicht gewechselte Badenzahn (der vierte der ganzen Reihe), 4 Wochen später der nächstfolgende. Erst wenn die Schneidezähne alle gewechselt sind, etwa im Alter von 14 Monaten, gegen den Juni des zweiten Kalenderjahres, werden rasch nacheinander die drei Milchbadenzähne gewechselt, und bald nachher erscheint der letzte, sechste Badenzahn. Im Juli des zweiten Kalenderjahres ist also das Dauergebiß des R. gerade fertig. Für die Praxis von besonderer Bedeutung ist der Umstand, daß der dritte untere Milchbadenzahn (Abb. 4×) etwa im Juni des zweiten Kalenderjahres gewechselt wird. Jedes Stück Rehwild, das im Dezember noch den dreiteiligen, dritten Badenzahn besitzt, ist auf alle Fälle ein Rip, ganz ohne Rücksicht auf Stärke und Gehörn.

Für die meisten Jäger ist das Gehörn das Wichtigste beim R. Seine Entwicklung beginnt schon früh, meistens im ersten November oder Dezember, mit dem Sichtbarwerden der Rosenstöde, die übrigens sehr verschieden in Länge und Stärke sein können. Ausnahmsweise kommt es auch vor, daß Böde erst nach Vollendung ihres ersten Lebensjahres Rosenstöde schieben. Das Ripbodgehörn, das also in der Regel im Monat November oder Dezember des Geburtsjahres erscheint, kann von zweierlei Natur sein. Es kann nämlich der Rosenstod abnorm lang werden, so daß er schließlich die ihn bedeckende Haut durchbricht, um mit seinem frei aus ihr herausragenden Teil ein weißes, nie von Wast umhülltes Gehörn zu bilden — oder aber es entwickelt sich unter Auftreten von Wast ein richtiges, ganz geringes Gehörn, das auch gefest wird. Dieses eigentliche, normal gebildete Ripbodgehörn kann die Form kleiner Knöpfchen haben; es kann sich aber auch schon so strecken, daß wirkliche Spieße bis zu 6 cm Länge entstehen. Abgeworfen wird das Ripbodgehörn im Frühjahr des zweiten Kalenderjahres, wenn also sein Träger etwa ein Jahr alt ist. Dann bildet sich bald ein neues Gehörn von ebenfalls sehr verschiedenartiger Form und Stärke. Es kommen bei diesen Jahrlingsböden Knöpfe vor, ferner kurze Spieße, längere Spieße, Gabeln und sogar Ecksergehörne (s. Abb. 5a—g). Man sieht also, daß Form und Stärke des Kopfschmuckes bei jungen Rehböden für sich allein durchaus keinen sicheren Anhalt zur Altersbestimmung bilden.



5a—g. Jährlingshufe des Reihgehörnd.



6a—d. Gehörn des Reihbödd im zweiten Lebensjahre.

Ebenso ist es unrichtig, anzunehmen, daß jeder Bod die ganze Stufenfolge der Gehörne, Sechsergehörne, durchlaufe, denn es gibt, wie gesagt, schon Jährlinge mit Sechsergehörnen. Echte Gabeln kommen beim R. sehr selten vor. Die normale Gehörnform völlig ausgewachsener Böde ist die Sechserform, wobei es natürlich nicht ausgeschlossen ist, daß auch ältere Böde abnormerweise Spieße tragen. Höhere Stufen als Sechser treten verhältnismäßig selten auf. Der normale Achter entsteht durch Gabelung des hinteren Stängendes, der normale Zehner durch Hinzutreten der Gabelung des vorderen Stängendes, das eigentlich das wirkliche Ende der Stange darstellt. Da aber jagdlich jede Hervortragung als Ende gezählt wird, die lang genug ist, um eine Hornfessel oder Hirschjägerkoppel zu halten, so kommen auch auf andere Weise als durch Gabelung von Enden Achter und Zehner zustande, so durch besonders starke Perlen, überzählige abnorme Enden usw. Trotz der verhältnismäßigen Einfachheit im Bau des Rehgehörnes finden wir doch eine außerordentlich große Mannigfaltigkeit in seiner Gestalt, Auslage, Höhe, Perlung usw.



7. Sechsergehörn.



8. Zusammengewachsenes Rehgehörn.



9. Gehörn des sibirischen Rehbodes.

len kann leichter beschliden werden als das R. Auch im Bette wird es leider nur zu leicht überrast. Obgleich sehr flüchtig und sprunghaft, wird es dennoch leicht die Weite dauernd jagender, wenngleich nicht schneller Hunde, da es in Augenblicken der

Auch die Zahl der Abnormitäten ist eine sehr bedeutende, so daß auf Einzelheiten in dieser Richtung hier nicht eingegangen werden kann.

Es gibt kaum eine Bildart, die sich in Lieblichkeit und Anmut der ganzen Erscheinung und Haltung mit dem R. messen könnte; ein lieblicheres Bild als eine ihre Rippen säugende und mit Aufopferung stütende Rinde ist kaum zu denken, und es gehört ein hoher Grad von Rohheit dazu, eine so harmlose Familie zu schädigen. Dazu kommt, daß sich das R. auch im gänzlich freien Zustand an den Menschen gewöhnt und ihn wenig flieht, wenn er ihm nichts übles zufügt, und man kann es, wenn man will, auf recht einsam gelegenen Forstgehöften fast zum Haustiere machen. Das R. vernimmt recht scharf und windet auch ziemlich gut, äugt aber nur schwach; denn selbst dem sichernden Bod kann man sich durch unbewegliches Stillstehen unsichtbar machen, und kein Wild auf Schalter

Gefahr die Besinnung verliert und, statt dauernd vorwärts zu flüchten, sich durch allerlei sinnlose Sprünge, oft im Kreis umher, aufhält, stehen bleibt, verhofft oder sich vor den heran kommenden Treibern in vollster Kaltlosigkeit wohl gar niederlegt. Daber bedarf kein Bilbstand, wenn er heruntergekommen ist, solcher energischen Aufsicht und Pfllege wie ein Rehstand, und wer die Mühe scheut oder nicht aufwenden kann, darf sich über die stete Verminderung seiner Rehe nicht beklagen. Starkes und schwaches Raubzeug stellt den Rehen nach, jagende Hunde würgen manches R.; auch die Füchse bei gefrorenem Schnee und der Wilderer sind stets hinter dem R. her, für das immer willige Abnehmer zu finden sind, sei es geschossen oder in der Schlinge zu Tode gemartert. Unter den wirbellosen Tieren machen sich als Feinde des Rehes besonders die Ostriden bemerkbar, und zwar die als Larve unter der Haut lebende *Hypoderma diana*, die sich im Larvenstadium oft zahlreich unter der Dede der im Frühjahr erlegten Böde findet („Engerlinge“), und ferner die gefährlichere Nachenbremse (*Cephenomyia stimulator*), deren Larven sich in der Nasen- und Nachenhöhle des R. anheften, hier Entzündungen und Schwellungen erzeugen und unter Umständen das Eingehen des befalleuen Stüdes durch Erstiden herbeiführen. Unter den parasitischen Würmern: ist als Feind des R. besonders der Lungenwurm (*Strongylus micrurus*) zu nennen, der im männlichen Geschlecht etwa 25 mm, im weiblichen gegen 80 mm lang ist, oft massenhaft in der Lunge vorkommt und das Wild zum Kümern, nicht selten auch zum Eingehen bringt. Ein zweiter gefährlicher Parasit des R. ist der Leberegel (*Distomum hepaticum*), der, korbisförmlich gestaltet, in der Leber haust. Seltener kommen Finnen oder Blasenwürmer, die Jugendstadien von Bandwürmern, vor. Bei starker Aßung von Lupinen ist die bei Schafen so verderbliche Lupinose vorgekommen, und ebenso kennt man eine Kapskrankheit als Folge des Aßens von kranlem Kaps. Ein jung eingefangenes R. wird zwar sehr zahm, dessenungeachtet können wir von seinem Halten nur dringend abraten. Ist es ein Bod, so wird er zur Brunstzeit selbst seinem Pflleger gefährlich, was er weiblichen Personen gegenüber stets ist, und kann dann mit seinem spitzen Gehörn arges Unheil anrichten. Hat man dies alles bei einer Ride auch nicht zu befürchten, so macht sie durch ihr gewalttames Verenden, welches ihr über kurz oder lang sicher widerfährt, nachdem sie die Freude des ganzen Hauses war, lebhaften Kummer. Schließlich kann nur der Verkehr mit frei gehaltenen Rehen Genuß gewähren,

denn im Gatter entwickeln sie ihre angenehmen Eigenschaften nicht und gehen auch bald ein, da sie, wählerisch in der Aßung, sich an ein Universalfutter nicht immer gewöhnen. Ob es nur eine Rehart gibt, oder ob das sibirische R. als *Cervus pygargus* Pall. von dem europäischen (vielleicht auch noch das mandchurische und das chinesische) abzutrennen ist, läßt sich mit Bestimmtheit nicht entscheiden; für jede der beiden Ansichten haben sich maßgebende Zoologen ausgesprochen, ohne daß es zu einer Einigung über diese Frage gekommen wäre.

Verbreitung. Nahrung.

Über den 58.^o nördl. Br. hinaus geht das R. nicht, sonst ist es über den größten Teil Europas und Vorderasiens verbreitet; im nördlichen und mittleren Rußland ist es nicht, dagegen in der Krim, in Kaukasien, Armenien, Persien und im südlichen und mittleren Sibirien bis zur Amurmündung und den Hochgebirgen der Wandschurei vorhanden. In Asien wird es an Körper und Gehörn wesentlich stärker als das mitteleuropäische R. Es steigt im Kaukasus bis zu 2000 m, im südlichen Sibirien sogar bis zu 3000 m auf, nicht so hoch in den Schweizer Alpen, wo es überhaupt nur noch sehr selten vorkommt. Als Stand liebt es weniger große, zusammenhängende Waldungen, als die von Felbern und Biesen durchschnittenen Auwälder oder Borhölzer, aus denen es die Felber und Biesen bald erreichen kann, in denen es im Sommer gern steht. Es ist Standwild, und wenn gleich es kleine Abstecher nach besonders angenehmer Aßung gern unternimmt, so wechselt es doch immer bald wieder in seinen alten Stand zurück.

Die Fährte des Rehes kennzeichnet sich neben ihrer Stärke dadurch, daß der Ballen etwa ein Drittel des Fährtenabdrudes einnimmt. Bei einem gleich starken Stüd Damwild reicht der Ballen fast bis zur Hälfte, und eine Ziegen- oder Schaf-Fährte ist schmaler an den Schalen, stumpfer und mehr gespreizt.

Lebensweise. Fortpflanzung.

Die Aßung des R. ist von der der anderen Hirscharten wenig verschieden; im Frühjahr nimmt es das frische, zarte Gras in der Nähe der Quellen und sonstigen frischen Stellen und tritt gern auf die Saafelder aus, ehe sie aufwachsen; besonders liebt es die Lsaaten und wechselt nach einem Kapsstüd weit hin, was Jagdlungerer wohl wissen, die an ihren Grenzen kleine Streifen mit Kaps besäen, um es darauf totzufischen. Solche Saat sieht zertreten und beschädigt aus und veranlaßt großes Geschrei wegen Wilschadens; kommt man aber später an diese Stellen zurück, so ist es oft sehr schwer, sie wiederzu-

finden, geschweige einen Schaden festzustellen; detart haben sie den Verbiß ausgewachsen. Dagegen wird das R. jungen Laubholzschlägen gefährlich, die es stark verbeißt, freilich hauptsächlich dann, wenn es im Winter nur schlecht oder gar nicht gefüttert wurde. Eine merkwürdige



10. Vertraute Fährte einer Rinde.
($\frac{1}{10}$ nat. Gr.)

sind auch die Lupinen, von denen man verschiedene Haufen im Herbst draußen stehen läßt; die Rehe ziehen sich bei Schneefall in deren Nähe zusammen und äßen sich mit Behagen daran, tun sich aber auch gern auf ihnen nieder, weshalb man wohlthut, die Haufen gelegentlich wieder aufzurichten, damit nicht zu viel vertreten wird. Nach Eberschbeeren ist das R. sehr lüsterig, und deren Verfütern an Rehe ist sicher eine angeeiffenete Ver-

wendung als die zum Vogelfang. Aechheu, ungedroffene Hafergarben, getrocknetes Laub, Luzerne sind auch gutes Futter, Wiesenheu wird erst im großen Nothfall von ihnen angenommen. Steht solches Material nicht zu Gebote, so sorge man wenigstens für Espen- und andere Laubholzweige, deren Rinde es schält und sich damit, wenn auch notdürftig, behilft. Das Reh ist kein Nachttier, nur große Untuße in Feld und Wald veranlaßt es, erst mit einbrechender Dunkelheit auf die Nahrungsläge zu treten; wo es nicht beunruhigt wird, kann man es auch am Tage seiner Verpflegung obliegen sehen, wobei es sich immer sprunghaft zusammenhält. Wägen noch so viele Rehe auf der Nahrung beisammen stehen, so wird man immer die einzelnen Sprünge, zu Gruppen gesondert, herausfinden; das R. steht nicht in starken Trupps oder Rudeln beisammen wie das Rot- und Damwild. Nur in Mevieren, in denen sog. Feldrehe in starkem Stande stehen, sieht man sie mitunter „herdenweise“ beisammen. Im Frühjahr sind dem Rehilde Salzlecken sehr dienlich, denn diese fördern das Verfärben, von ungesunder Winterfärbung herrührenden Schaden aus. Von einem Familienleben kann man beim R. nicht sprechen; die Kälber halten treu zur Mutter und diese zu ihnen, auch schließen sich gern die Schmalrehe an; der Bod hingegen kümmert sich nur zur Brunstzeit um die Rinde oder steht außerhalb dieser Zeit nur zu seiner größeren Sicherheit bei dieser, weshalb er auch stets hinter ihr herzieht und sie für die Sicherheit sorgen läßt, ein Fingerzeig für den weniger erfahrenen Jäger, wenn die Wöde abgeworfen haben. Dies tun starke Wöde schon im November, schwache bis gegen Weihnachten; sie fegen vom März bis in den April hinein, je nachdem

11. Nüchternge Fährte eines Rehbo.
($\frac{1}{10}$ nat. Gr.)

sie aus dem Winter kommen; je härter dieser ist, desto später.

Die Brunstzeit beginnt meist Ende Juli und äußert sich durch große Aufregung der Böde, die man alldann mit tiefem Windfang den Rücken fährten nachtrollen sieht. Niemals ergibt sich die Rinde, am wenigsten das Schmalreh, ohne weiteres dem Bod; im Gegentheil beginnt nun ein wildes Jagen, das den Bod stark in Anspruch nimmt, aber schließlich doch zum Ziele fährt. Der Beschlag dauert nur sehr kurze Zeit, wird aber öfters bewirkt. Fast möchte man annehmen, daß mancher Bod dabei von einer Art Koller befallen würde, der sich in den größtlichen Mißhandlungen der Rinde, selbst der Reie, äußert, ja es sind diese von solchen Unholden bisweilen schon zu Tode gefortelt worden. Der Jäger muß auf solche Vorkommnisse achten und derartige Tyrannen abschließen, die mehr Schaden anrichten, als Nutzen gewähren. Auch unter sich fechten die starken Böde manchen Strauß aus, doch gibt der schwächere bald Fersengelb, so daß tödliche Ausgänge, beim Rothirsch so häufig, nur ausnahmsweise vorkommen mögen. Von den gesprengten (gejagten) Schmalreihen hört man weit-schallende, klagende Laute, wie „piäh . . .“ klingend, zuweilen auch einen modern-ten Ton, wie „Ärr ürr ärr“, während der Bod laut schnaußt. Nach dem Beschlag, also Ende Juli bis gegen Mitte August, gelangt das bestrudete Ei durch die Eileiter in die Gebärmutter, wo es sich so langsam weiter entwickelt, daß selbst hervortragende Forscher, wie Bischoff, zu der Ansicht kamen, es träte ein Stillstand in der Entwicklung ein. Das ist jedoch nicht der Fall, es erfolgt vielmehr eine außerordentliche Verlangsamung der Entwicklung des Reheies, und erst Mitte oder Ende Dezember vollzieht sich der weitere Entwicklungsprozeß wie bei anderen Tieren. Diese merkwürdige Naturerscheinung, verbunden mit der verhältnismäßig langen Tragezeit von 40 Wochen und zufälligen verliebten Redereien zwischen den Rehen im Dezember, veranlaßte unsere Vorfahren, die Rehbrunst in den Dezember zu verlegen und die im Sommer die falsche Brunst zu nennen, was aber längst durch Bodels und besonders Ziegler sowie Bischoff und neuerdings durch Keibel widerlegt und somit für alle Zeiten abgetan ist.

Jagd.

Die interessanteste Jagd auf das R. ist, wie auf alles Schalenwiß, die V i r t s c h. Im allgemeinen beziehen wir uns auf die beim Rot- und Damwiß gegebenen Regeln, die beim R. nicht abweichen, wobei wir jedoch dem jungen Jäger die Bemühung auf den Vordringgang mitgeben können, daß dieser ein

Spaziergang ist gegen den auf den Feisthirsch. Unterschätzen darf man freilich den starken, schlauen Rehbod keineswegs, auch er hat das Zeug, dem Jäger manches Schnippchen zu schlagen; wenn dieser aber guten Wind und einigermaßen Dedung hat und, wenn er sich etwa wahrgenommen glaubt, regungslos stillsteht, so darf er wohl auf Erfolg hoffen. Das knadende Rrchen, welches den Feisthirsch sicher rege macht und beim geringsten Verdacht sich abzuwenden veranlaßt, beunruhigt den Rehbod keineswegs in dem Grade, und auch wenn mehrere Stüde Rehwiß im Sprung beisammengehen, ändert sich die Sache nicht, sie lassen sich ebenso verhältnismäßig leicht antommen wie das einzelne. Hebt der Bod den Kopf, d. h. wirft er auf und verhofft nach dem Jäger hin, so muß dieser wie eine Bildsäule stehen bleiben, bis jener sich wieder beruhigt hat; ist man von ihm oder dem ganzen Sprung auf einer Blöße oder dem Felde eräugt worden, so geht man möglichst harmlos in angemessener Entfernung an ihm vorüber, dahin, wo man eine Dedung zu finden hofft, und versucht nochmals sein Heil. Sehr übel ist es, wenn der Bod den Jäger vernahm, ohne ihn zu eräugen oder Wind zu bekommen, und deshalb schreit. Mit diesem Geplärr, welches wie ein kurz ausgeathenes „Bö bö bö“ klingt, bekundet er nicht nur sein höchstes Mißtrauen, sondern alarmirt auch die Nachbarschaft, so daß nicht selten entfernter stehende Böde auch mit diesem Schmälen loslegen. Stehen dem Jäger entferntere Distrikte, wo er hoffen darf, andere Böde zu treffen, zur Verfügung, so tut er am besten, möglichst still dorthin abzugehen und der beunruhigten Gegend gänzlich den Rücken zu weisen; ist er aber nicht in dieser Lage, so bleibe er still auf seinem Stande, mache sich möglichst guten Schießraum frei und nun Auge und Ohr auf nach dem schredenden Bod und die Büsche fertig. Ein schredender Bod trollt nämlich niemals weit weg und kommt manchmal, nachdem er still geworden ist, nach der verdächtigen Stelle zurückgeschlichen, um den Gegenstand des verursachten Schredens möglichst näher kennen zu lernen; da kann man eine schnelle Kugel gut anbringen. Aber auch wenn man nicht auf das Heranziehen des Bodes rechnen will, verharte man längere Zeit, und wenn es eine Stunde ist, ganz still auf seinem Plage, denn man kann annehmen, daß nach dieser Zeit sich das Bild beruhigt hat. Zur Blattzeit, wenn die Böde unaufhörlich hinter den Rücken her auf den Läufen sind und einer anfängt zu schreden, antworten auf gut besetzten Bahnen manchmal mehrere. Das ist für den Jäger kein so schlechter Fall, wie es aussieht; denn wenngleich die

Böde dann sehr rege sind, so äugen sie doch mehr ins Blaue und achten viel mehr vor Eifersucht auf den benachbarten Bod als auf den gedeut anbirdschenen Jäger.

Jedenfalls muß man einem erlegten brunnigen Bode das Kurzwildbret sogleich auflösen, damit nicht das Wildbret dessen nicht gerade empfindenswerten Geruch und Geschmack annimmt.

Ähnlich dem Anschreien des Hirsches und sehr interessant ist das sog. *Blatten* zur Brunstzeit. Allerdings fordert man bei der normalen Blattjagd nicht, wie beim Hirsch, die Klampflust heraus, sondern die geschlechtliche Begierde, denn das Rehblatt soll den siehenden Laut der Rinde wiedergeben. Wie man diesen Ton herausbringt, ist natürlich ganz gleich, wenn er nur täuschend ähnlich ist; manche bedienen sich dazu nur der Lippen oder eines Baumblasses. Früher machte man sich dieses Instrument aus platt geschlagenen Bleitugeln, deren Seiten man aufbog und über der Höhlung ein passendes Blech befestigte; indessen kann nur geraten werden, aus irgend welcher Handlung einen brauchbaren Rehblatter kommen zu lassen, welcher den Ton sehr gut und dauernd wiedergeben muß, während die oben erwähnten bleiernern Instrumente bald gut, bald schlecht stimmen. Nachdem sich der Jäger Dedung und Schießraum gesichert hat, stößt er einigemal in das Blatt und verhält sich darauf sehr still, sieht und horcht aber höchst gespannt. Ein junger Bod kommt in der Regel ziemlich laut und flüchtig, ein alter, erfahrener aber schleicht mit gehobenen Läufen und vorgestrecktem Haupte sehr still heran, nimmt Dedung und mustert nun äußerst vorsichtig die Richtung, von welcher der berausende Ton erklang. Hört der Jäger irgend welches Schleichen um sich herum, so tut er gut, nicht mehr zu blatten und nur dann einige Töne gedämpft zu wiederholen, wenn er sicher ist, daß der Bod abzieht. Sehr häufig erscheint beim Blatten, namentlich wenn der Blatter etwas hoch gestimmt ist, statt des erwarteten Bodes eine Rinde; es ist also vor dem Schuß größte Vorsicht geboten. Kommt auf wiederholtes Blatten gar nichts, so versucht man anderweitig sein Heil, doch gehe man nur mit größter Vorsicht und nach sorgfältigstem Umferspähen und ja nicht zu früh vom Platze weg, wenn man nicht erleben will, daß der Bod keine 20 Schritte entfernt abspringt und, wenn er den Jäger bloß vernommen, aber nicht eräugt hat, mit endlosem Schreden die ganze Gegend beunruhigt. In neuerer Zeit wird außer dem Fiepblatter auch der Klappblatter angewendet, der den klagenden Anstlaut der vom Bod scharf gesprengten Rinde wiedergibt. Auf diese Lockung springen auch alte, starke Böde sehr

hitzig, doch ist die Handhabung des Instrumentes nicht einfach und erfordert viele Übung.

Der *Ansiß* oder *Anstand* wird wie auf Rotwild ausgeübt und hat meist den Zweck, einen besonders begehrten Bod zu erbeuten; man muß aber den Wechsel wenigstens annähernd kennen, um nicht manche Stunde umsonst zu sitzen. Das Rehwild tritt sehr pünktlich aus, oft schon, wenn die Sonne noch hoch am Himmel steht, ganz der größeren oder geringeren Unruhe im Revier entsprechend; starke Böde pflegen aber erst spät auszutreten. Wenngleich diese Jagdmethode auf den Rehbod durchaus weidmännisch ist, so wird sie doch meist mehr durch Jagd-dilettanten ausgeübt als durch erfahrene Jäger, die sich lieber auf die Hirsch machen. Nachbarn guter Rehkände sitzen gar zu gern mit raunenswerter Ausdauer in ihrem Erblosche der Grenze gegenüber und zehnten den vom Weiser mit Röhre, Kofen und Anspferung emporgelachten und gehegten Rehstand.

An freien Gebirgshängen, in großen Fildungen, unwegsamen Brüdern und ähnlichen Distrikten kann man sich zwar vortheilhaft *lagender Hunde* bedienen; wir widerraten aber dringend, starke, schnell und anhaltend jagende Braden, vor welchen das R. sich allzusehr ängstigt, und die es sogar reißen können, zu gebrauchen. Statt ihrer sind jagende Fedel sehr zu empfehlen, vor denen der Bod oft scherzend ankommt, sich stellt, sie annimmt und überhaupt mehr Kurzweil zeigt als Angst, dabei ihnen auch seine ganze Aufmerksamkeit zuwendet, so daß der Schüße bei einiger Vorsicht gut zu Schuß kommt. Der Wind muß aber freilich berüchtigt werden. Haben die Rehböde abgeworfen, so tut man am besten, die Jagd einzustellen oder, sollte der Abschuß etwa verzögert und geboten sein, den Schüßen die größte Vorsicht mit Aussicht auf empfindliche Strafen vorzuschreiben. Nur der erfahrene Jäger wird den Bod am viel stärkeren Kopf und nur ein scharfes, geübtes Auge den Finjel oder bei der Rinde die Schürze erkennen. Ein fluger, nicht ganz erfahrener Jäger schießt am besten nicht, was jeder verständige Jagd-leiter nur billigen wird. Wo auch Riden geschossen werden sollen, ist freilich solche Vorsicht nicht geboten; brave Weidmänner werden aber in solcher Gesellschaft nicht stark vertreten sein, Erwerbsjäger und dergleichen Jagdfreunde um so mehr.

Obgleich nach der alten Weidmannsregel alles Wild, das auf Schalen zieht, mit der Angel geschossen werden soll, so ist es doch keineswegs unweidmännisch, auf Treibjagden im Winter (namentlich bei Schnee) mit

starkem Schrot auf Rehe zu schießen, da man doch meist nur in der Flucht zu Schuß kommt, das Treffen mit der Kugel im Stangenholz aber sehr schwer ist und ein Kugelschuß Treiber und Nebenschützen gefährden kann. Das R. wird bald krank und entgeht selten der Strecke, wenn es stark angeschossen ist, und wenn vorsichtig, aber gründlich nachgeschußt wird. Man schieße aber nicht weiter als auf höchstens 45 Schritte und halte auf Hals oder Blatt mit 3/4 mm Schrot; der gut getrossene Bod wird dann sicher nicht weit gehen, oft auch im Feuer bleiben.

Die Treibjagd mit Treibern ausschließlich auf Rehe wird man nur ausnahmsweise machen; dagegen ist das Trüden oder stille Durchgehen der Forstorte, wo Böde stehen oder wechseln, von einigen ortslundigen Treibern sehr geeignet, die auf den Weheln stehenden Jäger zu Schuß zu bringen. Gewöhnlich verbindet man den Abschuß der bei Birsch, Anstand und Blatten übrig gebliebenen und noch auf dem Abschußplane stehenden Rehböde mit den Hasentreiben im Walde, da im November die Böde oft sehr gut sind, besonders wenn Kast gefallen ist. Die Rehböde sind bei solchen Treiben unbedenkbar, fast wie der Fuchs; bald kommt der starke Bod schon, wenn die Treiber kaum losgegangen sind, ja sogar, wenn er ihr verdächtiges Geräusch beim Aufstellen vernimmt, bald läßt er sich sehr drängen und erscheint kurz vor ihnen, so daß die Schützen sehr aufmerksam und still stehen müssen. Eine besondere Virtuosität entwickelt er beim Schleichen durch die Treiber, da sich Rehwild überhaupt nur widerwillig und nie weit treiben läßt; vernimmt er sie, so drückt er sich still an einen Busch und läßt sie vorüber, tut sich sogar zu diesem Zwecke nieder; kommen aber die Treiber mit großem Lärm an — das törichteste Verhalten bei allen Treibjagen —, so prellt der Bod mit großer Gewalt oft gerade zwischen den ärgsten Schreibern durch und braucht gelegentlich sein spitzes Gehörn oder auch die Vorderläufe derart, daß schon arge, sehr schwer heilende Verwundungen solchen Treibern den Mund für lange Zeit gestopft haben. Ost sind die besten Stände im Treiben die auf dem Rückwechsel.

Kein Wild bedarf so energischer H e g e wie unsere anmutigste Haarwildart, das R., wenn es gedeihen soll, da es zahllosen Gefahren ausgesetzt ist; die noch unbeholfenen Kite raubt der Fuchs, beschleichen Warber, Iltis, selbst Wiesel, und die starken Raubvögel und Hirten, selbst Beerenjammlerinnen fressen sie und verhandeln das bunte Kleidchen dem Sattler. Auch ein Übermaß von Böden schadet dem Stande, es genügt vollkommen,

auf drei Riden einen Bod zu nehmen; man halte die erforderlichen Böde in verschiedenen Altersklassen; die übrigen kann man abschließen, doch suche man gute, starke Gehörnabildung zu begünstigen. Kein braver Weidmann lasse Riden auf Treibjagen schießen trotz aller geleglichen Konzeptionen, dadurch wird der Rehstand sicher nur arg geschädigt; wirklich gelte Riden kennt nur der Revierjäger genau nach wiederholter Beobachtung, und dem überlasse man deren Abschuß mit der Weisung, lieber eine zu wenig als zu viel abzuschließen. — Der Fütterung des Rehwildes ist ganz besondere Sorgfalt zu widmen, da dieses weit heikler ist als Rot- und Damwild. Wiesenheu soll gar nicht oder nur in bester Qualität verwendet werden, geeigneter ist Rotkleeheu, am besten getrodnete Laubbündel. Daneben ist immer reichlich Hafer zu füttern, auch dürfen feuchte Weigaben (Kartoffeln, Kohl, Rüben, getrodnete Vogelbeeren, Misteln) nicht fehlen. Auf die Instandhaltung der Satzleden ist besondere Sorgfalt zu verwenden.

Das R. leidet am meisten unter Wildbüben und besonders unter dem fluchwürdigen Schlingenstellen, dem die Riden in demselben Maße zum Opfer fallen wie die Böde; daher versäume der Jäger niemals, die Rehwechsel möglichst oft nach Schlingen zu revidieren; zuerst findet man sie schwer, bei einiger Praxis aber kommt man bald hinter die Schliche. Die Schlingen bestehen bald aus einem starken, geglähten Draht, bald sind sie aus vielen schwächeren zusammengeflochten und werden entweder an passenden Stämmchen befestigt oder an eigens dazu eingeschlagenen, mit Laubwerk usw. verblendeten oder sonst wenig augenfällig gemachten Pfählen angebracht. Die Schlinge ist so hoch und weit gestellt, daß das R. sich etwas bücken muß, um durchzukommen, wobei es diese meist mit dem Hinterleib nach- und zuzieht und sich so fängt, um auf die qualvollste Weise langsam zu verenden. Der solche Jammerjahren mehrfach beobachtet hat, dem ist der glühendste Haß gegen diese Bestien in Menschengestalt wohl nicht zu verargen, und es gibt Jäger, die Tag und Nacht nicht von dem verendet gefundenen R. weichen, bis sie dem seine Beute holenden Wüterer den Lohn auszahlen können. Die Heimlichkeit solcher Halunken vergrößert natürlich die Gefährlichkeit für einen Rehstand. Aber auch auf wildernde Hunde gebe man acht; solche jagenden Roter sind von ihrer Passion nicht mehr zu heilen und verderben in kurzer Zeit den besten Rehstand. Daher schieße man sie weg. Aufgebrochen und zerwirrt wird das R. ganz so, wie beim Rotwild beschrieben.

Von allem Haarwildpret ist das vom R. das wohlschmedendste, über einen guten Reiziemer geht kein anderer Wildbraten; die Sommerhaut gibt ein sehr weiches, beliebtes Handschuhleder, die Winterhaut wird, rauhgear gemacht, zu Fußsteppern, Unterlagen für Kranke, um das Ausliegen zu verhüten, und zum Ausfüttern von Pferdegeschirren gebraucht. Ferner wissen Drechsler und Messerschmied gute Kronen wohl zu wärigen.

Literatur: C. E. Diezels Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd; Fr. Schepper, Die rationelle Wildfütterung; C. Schneider, Die Birsch auf den Rehbod; Fr. Raßfeld, Das Rehwild.

reif ist 1) ein völlig veredtes und gefegtes Geweih (Gehörn). 2) R., Reiflein, ein Zeichen der Rothirschsährte, das durch Treten der etwas geringeren Schale des Hinterlaufes in den Tritt des Vorderlaufes entsteht, es bilden sich hierbei doppelte Umrisse der Schalenwände, schmale Reifen (Reiflein).

reihen, das Fortpflanzen der ententartigen Vögel; Reizezeit, die Zeit, in der dies geschieht. Der Ausbruch rührt daher, weil zur Paarungszeit hinter einer Ente stets mehrere Erpel, einer dicht hinter dem anderen, in einer Reihe herziehen.

Reißer (Ardeidae), Familie aus der Ordnung der Schreitvögel. Der starke, pyriforme Schnabel bis wenigstens unter die Hälfte des Auges gespalten, seine Schneiden vorn meist fein gesägt; Zügel nadl. Hinterzehe lang, in einer Ebene mit den langen Vorderzehen eingelenkt, daher gänzlich auf dem Boden aufliegend. Außen- und Mittelzehe durch eine Spannhaut miteinander verbunden. Der Nagel am Innenrande der Mittelzehe lammenförmig gezähnt. Gefieder meist mit besonders gestalteten Schmuckfedern. Alle Arten horsten gern kolonienweise und nähren sich vorzugsweise von Fischen. Von den etwa 70 bekannten Arten kommen als Brutvögel oder Gäste bei uns acht vor.

Die Jagdbarkeit der R. ist verschieden; alle Arten sind in Bayern jagdbar, in Preußen ist der Fischreißer ausgenommen. Eine Schonzeit für R. gibt es nur in Baden, nämlich vom 1. Mai bis zum 30. Juni, auch sind die Fischreißer ausgenommen. In Preußen ist nach § 45 des Fischereigesetzes vom 30. Mai 1874 (in der Fassung des Gesetzes vom 30. März 1880) dem Fischereiberechtigten gestattet, R. ohne Anwendung von Schutz Waffen zu töten oder zu fangen und für sich zu behalten. Die Bestimmungen des Vogelschutzgesetzes vom 30. Mai 1908 finden auf R. keine Anwendung.

1. Gattung: Nycticorax Steph.

Der dicke Schnabel von Kopflänge, an der Basis hoch, beide Kieferspitzen getrümmt,

der obere Kiefer vor der Spitze mit einer Kerbe, nicht gesägt; Hinterkopf mit schmalen Schmuckfedern; Stoß zwölffederig, kurz und gerade; Flügel stumpf. Hals auf dem unteren Drittel der Oberseite nadl.; Augen groß.

1) **R a c h t r e i ß e r** (Nycticorax nycticorax L., N. griseus Strick., N. europaeus Steph., Ardea nycticorax L.; Schülbreier, Nachttrabe, Fode). Länge 52, Fittich 27, Stoß 8,5, Schnabel 7,3, Lauf 7,5, nackter Teil des Untersehenkels 2, Mittelzehe ohne Nagel 6,5 cm. Scheitel, Raden, Oberrüden und Schultern schwarz mit grünlich-blauem Metallschimmer; am Hinterkopfe drei reinweiße, schmale, 18 bis 20 cm lange, aufrichtbare Federn; der untere Raden, Vorderhals, Brustmitte, Bauch und Schenkel, Stirn und Augenstreifen weiß; Hals- und Brustseiten hellgrau; Mittel- und Unterrüden, Stoßbeden, Flügel sind Stoß aschgrau-bräunlich. Schnabel schwarz, die nackte Haut um die Augen und auch auf den Zügeln sowie die Ständer fleischfarbig. Iris der Alten rot. Im Jugendkleide fehlen die langen Radenfedern; Oberrüden und Schultern braun mit rostgelben Flecken, Scheitel und Hinterhals dunkelbraun, rostgelb gestrichelt; Kehle weiß wie die mit schmalen, braungrauen Längsflecken gezeichnete Unterseite; Vorder-schwinge dunkelgrau mit weißen Spigen, Stoß braungrau. Schnabel gelblich-grün, an der Wurzel und Spitze bräunlich-grün; Zügel bräunlich-grün, um die Augen gelb; Ständer grünlich-gelb, Iris gelbbraun. Weibchen dem Männchen ähnlich, nur matter gefärbt, mit kürzeren Kopffedern und im allgemeinen schwächer. Der Nachtreißer hat eine abenteuerliche, keineswegs einnehmende Gestalt und sieht aus, als wenn die dünnen, nidigen Ständer den dicken Leib nicht tragen könnten, und so schön die drei kostbaren Hinterhauptsfedern an und für sich und ein so gesuchter Schmutz für Barette und Turbane sie sind, um so wunderlicher stehen sie der gebühten Haltung des Vogels an. Sie allein haben den Foden auch nur der hohen Jagd zugefellen können. Seine Heimat erstreckt sich vom südöstlichen Europa über Asien und das nördliche Afrika; bei uns hat er früher an verschiedenen Stellen gebrütet, gelegentlich finden sich, z. B. in Schlesien, noch einige Brutpaare ein, im allgemeinen erscheint er nur als Gast, benimmt sich dann sehr dumm, so daß er gut zu Schuß kommt, wird aber zu seinem Heil leicht übersehen, da er sich auf dem Baumast nach Reihermanier gern dünn macht und dann für einen Astauswuchs gehalten wird. Er zieht nur bei Nacht und läßt dabei seine rabenartige, wie „Koa loa“ klingende Stimme hören.

In seiner Heimat findet er sich in großen Nöhrichtern mit Bäumen und Buschweil

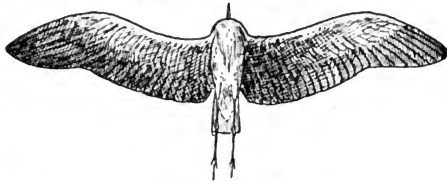
Außer Fischen sind Amphibien, Würmer und was sonst der Sumpf an tierischen Stoffen bietet, seine Nahrung. Er horstet zwischen den anderen Reihern und hilft den Jank und Streit unter ihnen mit großem Getreibe vermehren. Der Horst besteht aus mit Schül und Riedgräsern durchflochtenen Reifern und enthält zu Anfang Mai 4 bis 5 hellblau-grünliche, etwa 48 : 35 mm große, glanzlose Eier, die in drei Wochen ausgebrütet werden. Die Jungen werden mit dem oben angegebenen Futter aufgezogen. Der Nachtreiher ist, worauf schon seine großen Augen hindeuten, ein nächtliches Tier, das den Tag gern verschläft und nur zur Horstzeit auch dann munter sein muß. Man hat auf einer einzigen Kopfwide bis 16 Horste gezählt, und auch an einer Kolonie, die sich 1863 in einem schlesischen Oberwald ansiedelte, wurde diese enge Zusammenhorsten beobachtet neben

dinge, wo man der Fischerei so eingehende Sorgfalt widmet, verfolgt und von den Behörden zur Vertilgung verurteilt. Bei den Horsten wird man allerdings ihre Verminderung meistenteils erreichen können, sonst aber sind die R. so scheue, aufmerksame und leichtbeschwingte Vögel, daß sie sich schwer ankommen lassen und nur ein gutes Schutzgeld den vielfach beschäftigten Vertilgungsjäger zu ihrer Erlegung bestimmen wird.

1) Grauer R. (*Ardea cinerea* L., A. major Gmel., A. cristata Br.; Fischreiher).

Beschreibung.

Länge 90 bis 100, Flügel 46 bis 50, Stoß 15 bis 16, Schnabel 12, Lauf 14 bis 15, Mittelzehe ohne Nagel 8 cm. Schnabel weit kürzer als der Lauf; zweite Schwinge die längste; die erste länger als die fünfte. Scheitel blauschwarz, wie die langen Schmutzfedern; in der Mitte mit breitem, weißem



Flugbild eines Fischreiters.
(Breite etwa 160 cm).

Streifen, mit der weißen Stirn verlaufend. Nacken graurötlich angeflogen. Kopf- und Halsseiten weiß, auf dem Vorderhals schwarze Längsflecken; am Kropfe die bekannten reinweißen, lang zugespitzten Federn; Flanken schwarzblau. Oberrücken und Schultern mit silberweißen, lang zugespitzten Federn. Schwingen schwarzblau, Stoß bläulich-achgrau. Unterseite weiß. Schnabel und nackte Augen- und Bügelgegend lebhaft gelb, Iris goldgelb. Ständer rötlich-braun. Die schwächeren Weibchen sind matter gefärbt, Nackenfedern bedeutend kürzer. Die Jungen haben aschgraue Stirn, dunklen Ober- und Hinterkopf; ganze Oberseite mehr grauschwarz und nicht so lebhaft wie die der alten Vögel; vor dem Flügelbug weiß gestreifte Federn. Alle verlängerten Federn noch viel kürzer als bei den Alten. Das Weibchen ist überall trüber. Schnabel oberhalb metallbraun, unterhalb gelblich; Ständer dunkelgrau mit grünlichem Anflug. Nackte Bügel- und Augengegend grünlich-gelb. Der Fischreiher unterscheidet sich im schreitenden Gang zwar nur wenig von anderen Sumpfvögeln, um so mehr aber im Fluge, bei welchem er den

Streifen, mit der weißen Stirn verlaufend. Nacken graurötlich angeflogen. Kopf- und Halsseiten weiß, auf dem Vorderhals schwarze Längsflecken; am Kropfe die bekannten reinweißen, lang zugespitzten Federn; Flanken schwarzblau. Oberrücken und Schultern mit silberweißen, lang zugespitzten Federn. Schwingen schwarzblau, Stoß bläulich-achgrau. Unterseite weiß. Schnabel und nackte Augen- und Bügelgegend lebhaft gelb, Iris goldgelb. Ständer rötlich-braun. Die schwächeren Weibchen sind matter gefärbt, Nackenfedern bedeutend kürzer. Die Jungen haben aschgraue Stirn, dunklen Ober- und Hinterkopf; ganze Oberseite mehr grauschwarz und nicht so lebhaft wie die der alten Vögel; vor dem Flügelbug weiß gestreifte Federn. Alle verlängerten Federn noch viel kürzer als bei den Alten. Das Weibchen ist überall trüber. Schnabel oberhalb metallbraun, unterhalb gelblich; Ständer dunkelgrau mit grünlichem Anflug. Nackte Bügel- und Augengegend grünlich-gelb. Der Fischreiher unterscheidet sich im schreitenden Gang zwar nur wenig von anderen Sumpfvögeln, um so mehr aber im Fluge, bei welchem er den

II. Gattung: *Ardea* L.
Der gerade, kegelförmig zugespitzte Schnabel länger als der Kopf, mit scharfen Schneiden; Oberschnabel mit den röhrenförmigen Nasenlöchern etwas ausgeschnitten; das kleine Auge steht nahe der Schnabelwurzel; Liber und Bügelpaar nackt. Der gänzlich, aber kurz befiederte Hals sehr lang und dünn, unten mit verlängerten Schmutzfedern, letztere auch an Rücken und Nacken; Unterschenkel mehr als die halbe Lauslänge nackt, grob gefurcht; Innenseite kürzer als die äußere; Mittelzehe einschl. Nagel um ein Drittel kürzer als der Lauf. Die Bindenhaut zwischen der äußeren und Mittelzehe reicht bis über das erste Gelenk hinaus, zwischen letzterer und der Innenseite nur eine Hautfalte. Am Hinterkopfe verlängerte Federn. Volkstümlich sind die R. durch die jahrhundertlang hochgefeierte, mit Falken bewirkte Beize geworden, aber obwohl die grauen R. damals in hohen Ehren gehalten wurden, so werden sie neuer-

Kopf auf den Kropf legt und vom Laien, der die langen Ständer nicht bemerkt, leicht für einen starken Raubvogel gehalten wird. Gewöhnlich schreiet er bedächtigen Schrittes einher und zieht dabei, wie auch im Stehen, den Hals ein; sowie er aber Gefahr bemerkt, der er sich durch Abstreichen nicht zu entziehen traut, macht er sich so lang und reckt Hals und Kopf so steil aufwärts, daß der ohnehin schlankte Vogel, dessen volles, loses Federkleid ihn überhaupt viel stärker aussehend läßt, als er wirklich ist, für einen hellen Pfahl gehalten und nur vom geübten Auge erkannt wird. Der Fischreiherr hat, wie seine Gattungsangehörigen, einen ungemein abstoßenden, rüchlichen Ausdruck in seinem kleinen, stehenden, sehr scharfsichtigen Auge und versteht, lebendig in die Gewalt des Jägers geraten, diesem sowohl als besonders auch dem Hunde durch heftige, nach den Augen gerichtete Schnabelstöße gefährlich zu werden. Im Streichen verteidigt er sich auf diese Weise nicht gegen die ihn angreifenden Raubvögel, sondern sucht sie zu übersteigen, nachdem er, wenn sein Kropf gefüllt war, durch Ausspeien von dessen Inhalt sich erleichterte. Die lehtere Beobachtung macht man auch an plötzlich aus ihrer Ruhe auf Bäumen aufgestörten Reihern, deren Kröpfen die ausgespeienen Fische wie Kloden entfallen. Die kreischende Stimme des F. klingt wie „Krättsch kraittsch“.

Verbreitung, Aufenthalt.

Der Fischreiherr ist über die ganze Alte Welt mit Ausnahme des hohen Nordens verbreitet; wo eben fischreiche stehende oder fließende Gewässer in der Ebene oder in Bergregionen vorhanden sind, wird er nicht fehlen und sie ausbeuten, ob sie schon meilenweit von seinem Horstplatz entfernt sind, nach der Horstzeit aber aus ihrer Nähe sich nur wenig entfernen. Wo Fische sind, ist auch sein Aufenthalt, wenn er ihnen bekommen kann; er steht gern an etwas bewachsenen Ufern, verschämt aber nicht, sich freie Umrschau zu verschaffen. Der Fischreiherr kann natürlich nur an offenen Gewässern überwintern, weshalb er für den größeren Teil unseres Gebietes Zugvogel ist, der im Oktober südwärts zieht, um im März oder April, je nach dem Eintritt des Frühjahrs, wieder einzufehren.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Fische sind sein ausschließlicher Fraß, solange er sie haben kann, daher er nur im Notfall an Sumpfstiere, Räuse, Nestvögel und was sonst den weiten Schlund passiert, geht. Blischnell schleudert er mit unfehlbarer Sicherheit seinen Schnabel nach dem in passende Nähe kommenden Fisch, packt ihn in der Mitte, hebt den Hals auf, dreht

den Kopf des Fisches nach dem Schlund und läßt ihn verschwinden und diesem Stundenlang so viele nachfolgen, als der geräumige Kropf eben zu fassen vermag. Tiefe Gewässer ohne Borland oder mit hohen Ufern kann er selbstverständlich nicht schädigen; wo aber die Gegend günstig ist, wartet er tief hinein und wartet der kommenden Ereignisse. Welchen Schaden er in zahmen und künstlichen Fischereien anrichtet, z. B. in Karpenteichen, wird man ermessen, namentlich wenn er Junge zu füttern hat, für die er täglich mehrere Male seinen Kropf füllt, selbst wenn er meilenweit zur Fangstelle zu streichen hat. Der Fischreiherr horstet in Kolonien, so daß oft 6 bis 8 Horste auf einem hohen, starken Baume stehen; im Notfalle muß er auch mit Kopflweiden fürlic nehmen, was er jedoch bei uns nicht nötig hat. Die Horste sind wie die beim Nachtreiber beschriebenen erbaut, im April mit 3 bis 4, selten 5 Eiern belegt, die lebhaft grünlich-blau, etwas zugespitzt, 62 : 45 mm groß, glanzlos sind und in etwa 25 Tagen ausgebrütet werden. An solcher Reiherrkolonie geht es natürlich sehr laut und stürmisch her; die Jungen quitschen und kreischen unablässig nach Futter, das ihnen die trächenden Alten im Kropf entgegengetragen; trächend werden die Fische ausgespeien, kreischend entgegengenommen und verschlungen. Die herunterstürzenden fallen der Verwesung anheim, aus dem Horste gefallene Junge erbleiden dieselbe Wandlung, und denkt man noch an saule, zerklüftene Eier, alle diese Stoffe unter den zerfahrenden Strahlen der heißen Mai- und Juni Sonne und durchwühlt von tausend lebensfrohen Raden, so hat man die getreue Staffage mit duffendem Zubehör einer Reiherrkolonie. Die Jungen sind nach etwa 5 Wochen flugbar.

Jagd.

Mit der Jagd auf den Fischreiherr steht es ganz wie mit der auf anderes Raubzeug; gelegentliches Anschleichen, Vernichten der Horste und energische Benutzung jeder Gelegenheit, ihm Abbruch zu tun, sind die einzigen Mittel, den Bestand zu vermindern. Ubrigens ist er in den letzten Jahrzehnten bei uns so stark zurückgegangen, daß der Jäger gut tut, sich die Verfolgung des interessanten Vogels nicht so sehr angelegen sein zu lassen. Was zunächst die Vernichtung der Horste anlangt, so sind folgende Punkte zu beachten. Bemerkte man, daß sich R. ansiedeln, und kann man sie wegschießen, so ist ja eine gründliche Abhilfe getroffen; aber das ist in den meisten Fällen viel leichter gesagt als getan. Die R. bauen so hoch wie möglich, sehr gern auf ganz glattstämmigen, abstreinen Büchen, deren Erreigen keine Kleinigkeit ist.

Will man sie anschleichen, so glückt dies auch nicht sogleich, und demjenigen, der Zeit hat, lebendig der Reiherjaag abzuliegen, kann man nur raten, dort, wo solche üblen Verhältnisse vorliegen, die *R.* ruhig ihre Horste bauen bzw. beziehen und die Eier ausbrüten zu lassen. Wenn die Jungen etwa zwei Wochen alt sind, geht man gegen sie vor, wobei tüchtige, unerschrockene Kletterer mit Steigeisen nicht fehlen dürfen. Nicht nur kann man alsdann manchen wirksamen Schuß auf die Alten abgeben, sondern die Kletterer steigen auf und werfen alle Jungen und die Horste gänzlich herunter; die ersteren werden natürlich sogleich getödtet. Die *R.* nehmen diese Handlungsweise fürchterlich übel und verzihen sich alsbald; auch ist die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt, als daß sie eine zweite Brut beginnen könnten, und das ist sehr wesentlich, denn meist trennen sie sich nach solchem Angriff, und haben sie noch Zeit, dann bauen einzelne Pärchen wohl hier und da noch einmal und bringen unbemerkt ihre Jungen aus, da natürlich ein einzelner Horst der Aufmerksamkeit eher entgeht als eine Kolonie. Ein gründlicheres Mittel, die *R.* aus der Gegend zu vertreiben, gibt es sicher nicht.

Das Anschleichen des Reiheres beim Fischen usw. ist sehr schwierig, da er, wie schon erwähnt, überaus scharf äugt und ebenso scharf ist. Au Lücklichteiten, wo die Stellen zum Fischen nicht groß sind, die *R.* also in deren Nähe einfallen müssen, verlohnt es sich schon, wenn anderweitige sichere Deckung fehlt, sich einfache Schirme von Weisern zu bauen und hinter ihnen anzusetzen, ehe die *R.* aufreichen, was sie übrigens ziemlich regelmäßig und pünktlich tun; dies muß man vorher beobachtet haben, wenn man nicht stundenlang vergeblich warten will. Schrote von $3\frac{1}{4}$ — $3\frac{1}{2}$ mm genügen vollständig, da der *R.* kein besonders dichtes Gefieder hat; aber man halte stets recht mitten auf den Vogel, weil sein Körper verhältnismäßig nur sehr gering ist und die losen Federn ihn viel stärker erscheinen lassen, als er wirklich ist. Daher ist auch ein Kugelschuß oft wirkungslos, obgleich die Federn nur so umherstieben, wenn die Kugel nur durch die Federn fuhr und den Rumpf nicht berührte. Sieht man einen *R.* im Freien stehen, und hat man einen Gefährten bei sich, so bleibt dieser in solcher Nähe des *R.*, daß er dessen Aufmerksamkeit fesselt, ohne ihn zum Abstreichen zu nötigen. Der andere sucht den *R.* nun zu umschleichen, was bei einiger Deckung wohl gelingt, und schießt ihn, oder der erste geht langsam auf den *R.* zu und treibt ihn dem Gefährten zu, wobei der eine oder der andere zu Schusse kommt.

Ein beliebter Sport ist das sog. *Reiher schießen am Horste*, d. h. Abschießen der Jungen, wenn sie auf die Ränder der Horste treten; wird die Wäsche dazu gebraucht, so erhöht sich der Reiz der Jagd. Sobald die ersten Schüsse trafen, erheben sich die alten *R.*, speien ihre Kröpfe leer, die mit Fraß ankommenden steigen hoch auf und suchen die Fische ihren bedrängten Jungen in die Horste zu werfen, bleiben aber weißlich außer Schußweite. Es läßt sich vom Rücksichtsstandpunkte gegen diese Jagd ja auch nichts sagen; hat aber der Weidmann das „Vertütze ihm die Todesqual“ zu seinem Wahlspruch erhoben, was ihn in den Augen jedes fühlenden Menschen nur ehren wird, so läßt er es sich angelegen sein, nach beendigtem Schießen die Horste besorgen und die angeschossenen *R.* herunterwerfen zu lassen, damit sie getödtet werden können. Hat man keine Kletterer, so schießt man solche Löcher in die Horste, daß die Jungen durchfallen müssen, und bald sieht man auch mit Hilfe eines Feldstechers, ob der Horst leer ist oder nicht. Der angeschossene junge *R.* sucht nämlich im Horste Schutz und fällt oft nicht herunter.

Jung.

Man errichtet dort, wo *J.* häufig zum Fischen umherwaten, aus Steinen und Schlamm kleine Hügel, die etwas über die Wasseroberfläche hervortragen müssen. In den Kopf dieser Inseln, die oben gerade so breit sein müssen, daß ein Tellereisen gut hineinpaßt, legt man ein solches und verblendet es mit Schlamm usw. Wenn sich der *J.* gesättigt hat, so benützt er gern solche kleinen, aus dem Wasser hervortragenden Erhöhungen, von denen er zu seiner Sicherheit weit umheraugen kann, als Ruhepunkt und zur Verdauung. Hierbei tritt er den Teller ab und fängt sich. In flaches Wasser legt man Abzugseisen, z. B. den deutschen Schwanenhals und das Lauschei Reihereisen, in denen sich der *J.* fängt, wenn als Köder ein kleiner, lebender Fisch an der Abzugsvorrichtung, die aus diesem Grunde entsprechend sicher gestellt werden muß, befestigt ist.

2) *Burpurreiher* (*Ardea purpurea* L.; roter, brauner Reiher). Länge 90 bis 100, Stoß 11,5, Schnabel 13, Lauf 12, Mittelzehe mit Nagel 13 cm. Mittelzehe und Schnabel je so lang wie der Lauf; die vierte Schwinge die längste. Beim alten Vogel ist der Oberkopf schwarz mit grünlichem Anflug, über den Nacken hinunter zwei lange, schmale, schwarze Federn; auf der Rückseite des rostroten Halses, etwa zwei Drittel der ganzen Länge, ein schwarzer Streifen; Kehle weiß, Vorderhals rötlich mit rötlich-schwarzen

Längsflecken; Federbüschel am Kropf aschblau mit weißen Spizenflecken; vom Mundwinkel unter dem Auge weg nach dem Hinterhaupt eine schmale, schwarze Linie und längs den Halsseiten hinunter bis auf den Kropf ein schwarzer Streifen; Brust und Flanken dunkler rostrot als der Hals; untere Stoßfedern grau mit grünlichem Anflug, die Federn an der Wurzel weiß; Ständer trübbraun, auf den Behensohlen gelblich. Schnabel hochgelb, nach der Spitze bräunlich, Zügel und Augenlider gelblich, Iris orangegefärbt. Auf dem Flügelbug ein Büschel verlängerter Federn, hell rostrot mit aschgrauen Spizen und Säumen, wie die langen, seitlich herabfallenden Rückenfedern und die Oberseite überhaupt metallisch glänzend; Schwingen braungrau mit grünem Schimmer, Stoßdunkel aschgrau wie der Rücken. Das schwächere Weibchen matter gefärbt. Die Jungen haben auf dem Halse gelbrötliche, ins Graue ziehende Färbung in matterer Fledung, statt des Streifens auf den Halsseiten eine Flederreihe; der ganze Oberkörper lebhaft rostbraun mit helleren Federsäumen und dunklen Schaftstreifen, Unterseite trüb rostförmlich-weiß, Ständer rostbräunlich, Schwingen schwarzgrau, alle verlängerten Federn kürzer, bräunlicher; überall fehlt der Metallschimmer. Schnabel trüb gelb, die schwarze Linie unter dem Auge fehlt. Auf der Brusthöhle gelbe, fettige Dunen. Die Heimat des R. ist Südeuropa, er findet sich selten in England und Deutschland, häufiger in Holland und Frankreich, dann im westlichen Asien und Nordafrika; in letzterem überwintert er. Er lebt von Fischen und Amphibien. Der Horst, aus dürren Rohrstengeln bestehend, meist vom Wasser umgeben, enthält 3 bis 4 blaß bläulich-graue Eier. Der Purpurreißer horstet meist in Röhrichtern zu ebener Erde vereinzelt und schafft sich durch Einkniden der Rohrstengel eine feste Unterlage für den Horst. Ein ebenso gefährlicher Fischräuber wie der graue R. ist er wohl nicht, da sein Aufenthalt in den Sümpfen auf das Verzehren vielen Gewürms schließen läßt. Im übrigen, so auch in der Jagd, ähnelt er dem vorigen gänzlich; bei uns ist er selten und in seiner Heimat wegen seines unzugänglichen Aufenthaltes wenig gefährdet, daher auch nicht so selten, was sich bei wiederholten Nachstellungen aber wohl ändern dürfte.

III. Gattung: *Herodias*.

Gesieder weiß, Schmuckfedern des Rückens fein zerklüfften, sonst der vorigen ähnlich.

1) **Großer Silberreißer** (*Herodias alba* L., *Ardea alba* L., *A. egretta* Bechst.; *Edelreißer*). Länge 100 bis 111, Schnabel 13 bis 14, Lauf 17 bis 18 cm. Gesamtfärbung reinweiß, auf dem Rücken lange, schöne, fein

zerklüffte Federn, weit über den Stoß reichend, Schnabel hochgelb, Zügelgegend grün, Augen gelb, Ständer grünlich-braun, auf dem Kopfe keine verlängerten Federn. In der Paarzeit fehlen den Alten die schönen Rückensfedern, ebenso den Jungen, deren Ständer grünlich, Schnabel schwarzgelblich, nach der Spitze hornfarbig schwarz sind; Iris hellgelb. Des gr. S. Heimat ist das südliche Europa, Italien, Südfrankreich, ferner Afrika bis Abyssinien und Mittelasien bis Indien; vereinzelt kommt er in Deutschland und in der Schweiz vor. Er liebt weite Sümpfe, horstet auf Bäumen und in Röhrichtern; seine 3 bis 4 Eier sind wenig von denen des grauen Reißers verschieden, nur meist dunkler, sie messen 60 : 45 mm und werden in 26 Tagen ausgebrütet.

2) **Seidenreißer** (*Herodias garzetta* L., *Ardea garzetta* L., *A. nivea* Gmel.; *kleiner Silberreißer*). Länge 53 bis 55, Schnabel 8 bis 9, Lauf 10 bis 11 cm. Gesieder glänzend weiß, Schnabel schwarz, Zügel bläulich, Behenrücken gelb. Im Raden 2 bis 3 lange, schmale Federn, die Schmuckfedern auf dem Rücken gegen die Spitze hin aufwärts gebogen, Schnabel an der Wurzel bläulich, Iris gelb, Ständer schwarz. Im Jugendkleide fehlen die Schmuckfedern, Zügel hellgrün; Weibchen schwächer. Heimat und Aufenthalt wie der vorige, seine 4 bis 5 glanzlosen Eier messen 45 : 33 mm und sind grünlich-bleu.

Diese beiden weißen R. und besonders der große Silberreißer gehören zu den prächtigsten, imposantesten Vögeln der europäischen Tierwelt, und auch im Fluge, der beim Silberreißer gewandter ist als bei unserem grauen, wird man von der herrlichen Erscheinung dieses Vogels gefesselt. Er hat mehrfach in Deutschland gebrütet, unter anderen Orten bei Glogau in Schlesien; leider wird ihm aber überall so nachgestellt, daß seine spärlichen Ansiedlungsversuche stets mißglücken. Auch in vielen Gegenden seiner eigentlichen Heimat ist er durch die maßlosen Verfolgungen um seiner Federn willen sehr selten geworden, z. T. sogar ganz verschwunden. Er ist sehr scheu; auch in seiner Heimat hat ihn vielfache Nachstellung Flug gemacht, der er im Prachtkleide wegen seiner herrlichen Federn ausgesetzt ist. Wo er kann, horstet er zwar auf Bäumen, doch auch im Röhricht, ganz wie es die Verhältnisse erheischen. Der Horst des S. ist nicht größer als der einer Krähe. Weide R. leben auch von Amphibien und dem Gewürme der Sümpfe, doch nicht in solchen Kolonien wie der graue. Besondere Jagd- und Fangmethoden sind nicht bekannt, meist werden sie auf den Nachtständen oder an den Horsten beschlichen und erlegt.

IV. Gattung: *Ardeola* Bole.

Schnabel und Kopf gleich lang, Hals und Ständer lützer als bei den anderen Reiher. Schnabeländer vorn gesägt.

1) *Rallenreiher* (*Ardeola ralloides* Scop., *Ardea comata* Pall., *A. ralloides* Scopoli, *Buphus comatus* Boie; Schopfreiber, Röhrenreiher). Länge 45 bis 50, Stoß 9, Schnabel 6,5 bis 7, Lauf 6 cm. Kopf, Hals und ganzer Rücken rostgelblich, vom Hinterhaupt auf den Nacken hinab ein Büschel langer, lanzettförmiger Federn mit dunklen Schaftstrichen, die längsten von ihnen weiß mit schwarzen Säumen, die lang zerfallenen Rückensfedern von der Farbe des Rückens. Kehle trübweiß, Hals vorn und an den Seiten gelblich-weiß, Brust und ganze Unterseite reinweiß, am Kropf ein Büschel rostgelber, verlängerter Federn. Schnabel blauschwarz, an der Spitze tiefschwarz; Wangen mit gelben Längsstrichen, Iris gelb, Bügel grün, Ständer bräunlich-fleischfarbig, Flügel und Stoß weiß. Die Jungen vor der Mauser bräunlich-gelb mit rostbraunen Längszeichnungen und Flecken. Kehle trübweiß, Schnabel gelb, am unteren Drittel schwarz; die verlängerten Federn fehlen. Des R. Heimat sind der europäische Süden, Nordafrika und Mittelasien; er kommt auch häufig in Mitteleuropa und England vor, wo er große Sümpfe mit Wasserlächen vorzieht. Seine Nahrung sind Fische, Amphibien und Insekten; er hält sich gern in Gesellschaft von Schweineherden, deren Brechen ihm manchmal guten Wiffen verschafft. Er horstet vorzugsweise auf Bäumen in den Seitenästen; in dem fast durchsichtigen Horst findet man 4 bis 5 grünlliche, ziemlich rauhschalige Eier, 44 : 32 mm groß.

Der R. kommt nur auf dem Durchzug, oder richtiger als Irgast, zu uns; er ist in seiner Heimat wenig hehelligt oder, wie der Kuhreiher, sogar geschüht, weil er die Viehherden von den überaus zahlreichen und lästigen Schmarotzern reinigt; auf der Reise durch unser Gebiet verliert er jedoch diese Vertrauensseligkeit sehr bald, denn wo er beobachtet wird, begrüht man ihn sofort mit Pulver und Blei. Übrigens lebt der R. ziemlich versteckt.

V. Gattung: *Ardetta* Bonap.

Der kurze Hals stark, auf der Hinterseite nackt, nur durch die langen Seitensfedern bedeckt; der gerade, scharfe, gezähnelte Schnabel so lang wie der Kopf. Flügel spit, ebenso der kurze, zehnfedrige Stoß. Ständer hinten geneigt, sonst geschuldet; Kopffedern nicht verlängert, wie auch eigentliche Schmuckfedern fehlen. Männchen und Weibchen verschieden gesäht.

1) *Zwertgrömmel* (*Ardetta minuta* Bonap., *A. minuta* L.; kleine Rohr-

dommel, Zwergreiher). Länge 36, Stoß 4,8, Schnabel 4,3, Lauf 4,3, Mittelgehe ohne Nagel 3,7 cm. Männchen an Oberkopf und Oberseite bis an die Stoßspitze scharf abgegrenzt schiefer-schwarz mit stumpfem, grünlichem Glanz, Handschwingen glanzlos schwarz. Die Seitenbrustfedern schwarz mit breiten, rostgelben Säumen, der ganze übrige Körper und die untere Hälfte der Flügeldeckfedern in einem großen Längsfeld und die Armschwingen rostgelb. Kehle trüb gelblich-weiß, Schnabel und Iris gelb, Ständer grünlich mit gelben Fehensohlen. Weibchen dem Männchen ähnlich, nur sind die bei letzterem schiefer-schwarz gefärbten Federn rostbraun und die Unterseite weist Längsflecke auf. Im Jugendkleid hat die Z. eine schwarzbraune Kopfplatte, Oberseite dunkelbraun mit hellen Säumen, Seitenbrustfedern denen der Alten ähnlich, nur mit bräunlicherem Ton, Handschwingen und Stoß dunkelbraun, Kehle trübweiß, Vorderseite rostgelb mit dunklen Längsstrichen, sonst wie die Alten. Die Z. findet sich in Mittel- und Südosteuropa, ferner in Nordafrika und Mittelasien, wo sie auch brütet; lebt auf bewachsenen Wasserlächen versteckt und heimlich von Wärmern, Insekten und Amphibien, fischet auch, wo sie kann. Das Nest findet man meist an schwer erreichbaren Stellen im tiefsten Wasser; es enthält 4 bis 6 grünlliche, weiße Eier ohne Glanz, mit etwas gründlichem Anflug, 32 : 25 mm groß. Die kleine Rohrdommel versteckt mit beispielloser Geschicklichkeit an den Rohrstengeln entlang und von einem zum anderen zu klettern und verhält sich dabei so still und versteckt, daß sie an manchen Örtlichkeiten gänzlich un bemerkt bleibt, andererseits etwaigen Nachstellungen sehr geschickt zu entgehen weiß. Den Tag verbringt sie meist still und versteckt im Rohr, schläft mit tief eingesogenem Hals und beginnt erst mit einbrechender Dunkelheit ihre Tätigkeit. Ihre Stimme hört man meist nur zur Paarzeit, sie klingt wie „Bung bung bung“; wird sie vom Neste getrieben, so ruft sie wie „Keh! keh!“, klettert dabei an den Rohrstengeln unher; das Weibchen zeigt viel Liebe zu seiner Brut, während das Männchen nur in geheimer Entfernung verweilt. Obgleich gewöhnlich harmlos, sticht und stößt sie herzhast mit dem spitzen Schnabel nach dem Angreifer, weshalb man sich ihr gegenüber vorzusehen hat. Die Jagd auf diesen interessanten Vogel gehört zu den sehr schwierigen und verdrießlichen, weil nichts den gewandten Vogel zum Aufstehen bewegen kann und er, stets im Rohre herumkletternd, dem Auge des Jägers verborgen bleibt. Den schlagendsten Beweis hierfür lieferte der erfahrene und berühmte Raumann, der sich zwei Stunden hindurch vergeblich bemühte, den kleinen Kletterer

aus einem Röhrrieh zu vertreiben, und unverrichteter Sache abziehen mußte. Im übrigen ist seine Verfolgung auch nicht geboten.

VI. Gattung: *Botaurus Bole*.

Zunnegehe länger als die äußere, Mittelzehe mit Nagel länger als der Lauf, Nagel lang und stark, der sehr starke Hals hinten unbefiedert. Nackensehern eine Art Haube bildend.

1) *Gr o ß e R o h r d o m m e l* (*Botaurus stellaris* L., *Ardea stellaris* L.; Uprump, Moor- und Wasserrohe, Rindkreiher, Rohrbrüller). Länge 66 bis 70, Stoß 8,5, Schnabel 7, Lauf 9, nackter Teil des Unterschenkels 1,8, Mittelzehe mit Nagel 11 bis 12 cm. Oberkopf schwarzbraun, heller verlaufend, mit roßbraunen Säumen; Gesamtfärbung lebhaft rostgelb mit dunkelbraunen Längs- und Querzeichnungen; Finn trübweiß, begrenzt von einem dunkelbraunen, von den Mundwinkeln ausgehenden Streifen, Schnabel grünlich-gelb mit dunkelbrauner Färbung und tiefer Furche; Schwingen schwarzgrau mit rostroten Bändern, Iris gelb, Ständer gelbgrün, Nagel dunkel hornfarbig, Unterseite etwas heller, Stoß kurz, aus zwölf weichen Federn bestehend. Am Kropf ein Büschel verlängerter Federn. Weibchen schwächer, in Färbung dem Männchen gleich; Duncnleib dunkel rostgelb mit langem Flaum, Jugendleib gelblicher als das der Alten. Schon die ungewöhnlichen deutschen Namen deuten auf besondere Eigenheiten dieses Vogels hin und täuschen auch keineswegs. Daß die Rohrdommel, wie die anderen Reiher, im gewöhnlichen Gang mit etwas erhobenerem Hals einherstreitet, bei Gefahren sich wie ein Pfahl auszureiten versteht und in behaglicher Ruhe den Kopf so einzieht, daß ihr Oberkörper vermöge der langen Halsfedern fast Eulengestalt annimmt, ist weniger auffallend, um so mehr dagegen ihre brüllende Stimme, die ihre mit Ochs und Hind zusammengefügten Rauten geschaffen hat. Dieses Gebrüll klingt wie „Uprump“ und ist, in der Nähe gehört, noch von anderen Tönen begleitet, so daß der ganze Satz etwa lautet „Rüprumb, üprumb-üprumb-bü“. Der Ornithologe Graf Wodzicki hat sich das Verdienst erworben, die Entstehungsart dieses Gebrülls durch Beobachtung festzustellen; er schreibt wie folgt: „Der Künstler stand auf beiden Füßen, den Leib wagerecht gehalten, den Schnabel im Wasser, und das Brummen ging los; das Wasser spritzte immer auf. Nach einigen Notzen hörte ich das Raumannsche „lä“, und das Männchen erhob den Kopf, schleuderte ihn hinter, streckte den Schnabel sodann schnell ins Wasser, und da erschallte das Brummen, so daß ich erstmal. Dies

machte mir klar, daß diejenigen Töne, welche nur im Anfange so laut tönen, hervorgebracht werden, wenn der Vogel das Wasser tief in den Hals genommen hat und mit viel größerer Kraft herausschleudert als sonst. Die Rufik ging weiter, er schlug aber den Kopf nicht mehr zurück, und ich hörte auch die lauten Notzen nicht mehr. Es scheint also, daß dieser Laut die höchste Steigerung des Balzens ist, und daß er ihn, sobald seine Leidenschaft befriedigt ist, nicht mehr wiederholt. Nach einigen Afforden hebt er behutsam den Schnabel aus dem Wasser und lauscht, denn wie es mir scheinen will, kann er sich nicht auf das entzückte Weibchen verlassen.“ Selbstverständlich klingen diese Töne in stiller Nacht und in den unvirtuellen Brüchern schauerlicher als am Tage, zu welcher Zeit der Vogel sie auch hören läßt. Die R. ist im übrigen ein Vogel von keineswegs einnehmenden Eigenschaften; ein arger Räuber kleineren Tieren, auch Vögeln gegenüber, die sie bewältigen und verschlingen kann, ist sie gegen andere unverträglich und greift sie sogar mit ihrem spitzen Schnabel bei aufgeblähtem Gefieße an, vermag sehr erhebliche Stiche mit ihrem Reiherchnabel zu versetzen und hat überhaupt alle abstoßenden Eigenschaften der Reiher in höchster Vollkommenheit in sich ausgebildet. In Deutschland ist sie im allgemeinen selten, am meisten kommt sie in der norddeutschen Tiefebene vor, häufiger in Holland, am häufigsten in den Donaubrüdern, dem Haupttummelplatze so vieler interessanten Vögel. Hauptsächlich hält sie sich zwar in Brüchern und Röhrriehen auf, doch auch in großen, einsamen, brüchigen Wiesen, z. B. im Spreewalde, sowie in Pommern und Schlesien. Sie kriecht außer Fischen besonders alles mögliche Gewürm, auch Blut- und Pferdeegel, Rattern und Mäuse, verschläft den Tag und beginnt mit dem Abend ihr Tun und Treiben. Das Nest steht auf irgend einer Wülte oder auf geknickten Röhrstengeln und ist ein großer, wenig kunstvoller Bau aus dem Material der Umgebung. Ende Mai enthält es 4 bis 5 etwas gestreckte, grau-grünliche, grobschalige Eier, welche 52 : 40 mm groß sind. Das allein brütende Weibchen wird vom Männchen mit Fraß versehen und mit dem Gebrüll unterhalten; nach 21 Tagen fallen die Jungen aus, flattern im Röhrrieh umher; sowie sie sich aber selbstständig fühlen, trennen sie sich, da ihr bisiger Charakter kein Zusammensein möglich oder wünschenswert macht. Im September oder Oktober zieht die R. weg und erscheint im April wieder auf den Brutstätten; wo die Gewässer offen bleiben, also Fraß versprechen, bleibt sie auch über Winter bei uns.

Die Jagd auf diesen merkwürdigen Vogel ist leichter als auf die anderen Sumpfreier,

da sich die Jungen von dem Hund eher herausstoßen lassen und auch die Alten wieder einfallen. Den Hund nimmt sie übrigens gern an, so daß er sich vor ihren gefährlichen Schnabelfischen hüten muß. Im allgemeinen ist sie wegen Vertilgung vielen schädlichen Ungeziefers nützlich.

Literatur: Raumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas; E. Schaff, Ornithologisches Taschenbuch, 2. Aufl.

Reiherbeize s. Falkenbeize.

Reiherreisen s. Fallen IIIc 3.

Reiherrente s. Enten II, 5.

Reiherstand, Reihertolonie, die gemeinschaftliche Anlage mehrerer Reiherhorste.

Reihertauchente s. Enten II, 5.

rein (ist 1) der Hund, wenn er nicht von einer Kreuzung verschiedenartiger Eltern, sondern von reiner Rasse abstammt. 2) Ferner in Verbindung mit anderen Worten in Beziehung auf den Hund, wie Hasenrein, Stubenrein, schufkrein usw., gebraucht. 3) R. Fährte, eine scharf ausgeprägte Fährte.

Reinete, beliebte Bezeichnung des Fuchses.

reisern, wenn der Schweißhund bei der Arbeit von Reisern, an die das Wild anstreift, Bitterung nimmt.

Reisig s. Derbholz.

Reisjagd (Reisgejaib), alte Bezeichnung der Niederjagd.

reizen, 1) wenn Wölfe oder Luchse ein Stück Wild fangen und töten. 2) Füchse und Hunde r. ein (schon gefangenes) Stück, indem sie es zerreißen.

Reizähne, die längeren, neben den Vorderzähnen hervorstehenden Zähne der Raubtiere, die zum Festhalten und Reißen des Raubes dienen. In anatomischer Hinsicht gebraucht man richtiger den Ausdruck Fangzähne, da mit R. vier durch Größe und eigenartige Bildung ausgezeichnete Badenähne bezeichnet werden (s. Raubtiere).

reizen, verschiedene Raubtiere durch den nachgeahmten Ton anderer Tiere, die sie zu fangen pflegen, anlocken; so den Fuchs durch das Hasen- oder Mäuserzeihen (mäuseln), auch durch den Klage-ton eines Rehcs; ferner soll man die Kammeler zur Kammelzeit durch den Ton eines blagenden Hasen reizen können. Wer diese Töne nicht durch die Lippen und mit Hilfe der Hand nachahmen kann, muß sich die dazu angefertigten Vodinstrumente beschaffen.

Reizpfahl s. Hüttenjagd.

Relais, bei der Parforcejagd das Abwechseln mit den Pferden und Hunden, indem man frische nimmt, wenn die zuerst gebrauchten ermüdet sind; dann auch der Platz, auf welchem diese Ablösung vor sich geht. Die abgelassenen Pferde und Hunde heißen ebenfalls Relais.

Remisen, größere oder kleinere Schutzrätten des Wildes in Feldern und großen Wildäckern, die mit Buschwerk, Dornen, Bäumen, Sachalinrüsterich, Helianthi, Topinambur usw. bewachsen sind und nicht zahlreich genug vorhanden sein können. Sie sind Brutstätten, Kindergärten und Lummelplätze des Wildes, müssen hoch und trocken liegen, gegen Nord- und Oststürme sowie Überslutungen geschützt sein und keine stagnierenden Sumpfgewässer enthalten. Ein dichter Pflanzengürtel muß Schnee und Sturm vom Inneren abhalten. Hauptremisen sind die natürlich bewachsenen, im Feld und an den Wiesen liegenden tiefen Schluchten, steilen Gänge, Hügel, Senkungen, kleinen Brüche und alten Erdlöcher. Raubzeug hält sich gern in R. auf und muß stark verfolgt werden. Für die Anpflanzung empfiehlt sich eine möglichst große Ausstücker mit vielen verschiedenartigen Sträuchern und Gehölzen, die den etwa vorhandenen natürlichen Aufwuchs ergänzen. Für Fasanen sind Schlafbäume ein unbedingtes Erfordernis. Manche R. werden glatt geföhren, andere läßt man wachsen. — Remisenpflanzen auf gutem Boden sind: Eichen, Weiden, Erlen, Pappeln, Buchen, Linden, Ebereschen, Wildapfel, Koflakstanien, Weißtannen, Lebensbaum (Thuja gigantea), Alazie, Pfaffenhütchen, Weißblatt, Schneeball, Holunder, Schneebeere, Wildrosen, Goldregen, Ginster, Himbeere, Stechpalme, Sachalinrüsterich und zur Verflechtung Waldrabe, Hopfen, wilder Wein und Efeu. Auf sehr nassen und sumpfigen Stellen werden Rohr, Schilf, Sumpfpork, Vinzen, Roteteln, Eichen, Aspen und Weiden verwandt. Kiefern sind höchstens vereinzelt anzupflanzen. Eibe, Buchsbaum und Stechpalme sind sehr empfehlenswert, weil sie den Schnitt gut vertragen und, abgesehen von letzterer Pflanze, die oft unter Kälte und Wind leidet, ewige Dauer haben. Brombeeren und Liguster bilden selbständige R. oder füllen Länder von solchen aus. In großen Feldern bilden Topinambur, Kufsohl, Mais und Sachalinrüsterich eigene R., ebenso Wildapfel auf passenden Drlichkeiten. Roteteln und Weiden bilden treffliche Uferbedeckungen. — Man unterscheidet dauernde und fliegende R. Letztere haben eine große, vorübergehende Bedeutung für offene Hasen- und Flugwildreviere. Ihre einfachste Form ist ein Feld gemischten Sommergetreides verschiedener Arten, das spät im Sommer bestellt und zum Herbst und Winter auf dem Halme stehen bleibt. Felder mit einjährigen Pflanzen, auf Torf- und Moorboden Buchweizen mit Haseremischung, gehören zu den fliegenden R.

Rendezvous (franz.), verabredete Zusammenkunft, Stellschein; s. Sammelplatz.

rennen, das Hügeln der Fähe (Füchsin).
Repetiergewehre, Gewehre, die mit einem Magazin zur Aufnahme mehrerer Patronen versehen sind. Beim Öffnen des Verschlusses wird die abgeschossene Hülse automatisch aus dem Laufe gezogen und gleichzeitig eine neue Patrone vor den Verschluss gebracht, der sie beim Vorwärtsgen in den Lauf schiebt. Beim Öffnen oder Schließen des Verschlusses wird gleichzeitig das Schloß gespannt. Man unterscheidet bei den R. solche mit Röhren-, Kasten- und Trommelmagazin. Bei ersteren befinden sich die Patronen in einer gewöhnlich unter dem Lauf angebrachten Röhre. Unter dem Verschlussstück befindet sich der sog. Zubringer, der immer eine Patrone in die Bahn des Verschlusses emporhebt. Ist die Patrone in den Lauf eingeführt, so bewegt sich der Zubringer abwärts, nimmt eine neue Patrone, die durch die Magazinfeder zurückgedrückt wird, auf und hebt sie, sobald der Verschluss geöffnet wird, in dessen Bahn. Diese Art von Magazin findet sich z. B. bei

während die letztere offenbar Pudelblut führt. Der wellhaarige R. hat dichtes, welliges, schwarzes, glänzendes Haar; dasjenige des kraushaarigen R. ist härter, gelochter, schwarz oder schwarzbraun. Die R. sollen auch als Vorstehhunde brauchbar sein. Dies ist wohl verständlich, weil viele Pudel und auch viele Neufundländer im Felde seit vorstehen. In Deutschland findet man R. fast gar nicht.

Retter (Schirmer), der Hund des Strides (3) Windhunde, der die anderen Hunde von dem gefangenen Hasen abhält und damit dessen Reissen verhindert. Ein solcher R. ist sehr erwünscht, und da jene Eigenschaft dem Reid entspringt, so sucht man diesen dadurch zu erweiden, daß man einen besonders gut angelegten Hund vor den anderen begünstigt, was er sich bald merkt und die Genossen süßeln läßt. Ebenso oft ist aber künstliches Beden dieses Triebes nicht nötig, der stärkste Hund übernimmt diese Rolle von selbst.

Revier, ein bestimmter Jagdbezirk.

revieren, ein in der Neuzeit weniger gebräuchlicher Ausdruck für die Suche des Hundes vor dem Jäger.

Revierjäger, ein für ein gewisses Revier angestellter Jäger; besonders in Österreich gebräuchlich.

Rhagitis der Hunde f. Englische Krankheit.

Rheinanke f. Lachse 1, 3.
richt aus! rufen manche

Jäger dem Schweifshunde zu, wenn er auf der Fährte arbeiten soll.

richten, 1) zu Holz, einen Hirsch mit dem Leit- und Schweifshunde zu Holz bestätigen, also feststellen, daß er aus dem Feld ins Holz gewechselt ist und in einem bestimmten Forstorte steht. 2) Die Netze und Lächer z. sie stellen.

richt her! Befehl, das Jagdzeug auf die Stellrangen zu heben.

Richtflatz, der Ort, wo man das Jagdzeug stellt.

Richtungsgesühl. Manche Schützen behaupten, man solle beim Schrottschießen nicht zielen, sondern das Gewehr nur in die Richtung des Zieles werfen, auf das Ziel deuten. Tatsächlich ist aber dies Hindeuten oder Schießen nach dem R. auch nur ein schnelles Zielen. Man setze einem Anhänger der Richtungsgesühlmethode nur einmal ein höheres Korn auf die Fronte, dann wird er merken, daß er zu kurz schießt, also das Korn beachtet, d. h. zielt.

Richtweg, die Schneisen, die zum Richten, d. h. Aufstellen des Jagdzeuges dienen; f. a. Gestelle.



Mauser-Bohrbüchse R. 98 (Schloß halb geöffnet).

den Büchsen Mod. 1873, 1886, 1890, 1892 und 1894 der Winchester-Repeating-Arms-Co., bei sämtlichen Martingewehren, sowie den Browning- und Winchesterflinten. Auch das deutsche Gewehr Mod. 71/84 sowie die Gewehre verschiedener anderer Staaten hatten Röhrenmagazin, s. St. noch Frankreich. In Kastenmagazinen lagern die Patronen entweder getablig oder im Zickzack übereinander (Mod. 1888, Mauser R. 1898). Im Trommelmagazin sind die Patronen in einer rotierenden Trommel angeordnet. Diese Magazinconstruction findet sich bei den amerikanischen Savage-Büchsen und den Mannlicher-Schönauer-Gewehren der Oester. Waffenfabrikgesellschaft Steyr.

Retouren f. Wiedergänge.

Retriever (englischer Apportierhund). Da man in England vom Vorstehhunde nur verlangt, daß er das Federvild aufsucht und vorstelt, so züchtete man dort einen zweiten Jagdhund, dem die Arbeit des Apportierens zufällt. Dieser, der Retriever, kommt in zwei Formen vor, als well- und als kraushaariger. Die erstere scheint einer Kreuzung des Setter's mit dem Neufundländer zu entstammen,

Ride, das erwachsene weibliche Reh.

Riefen am Hirschgeweih, gleichbedeutend mit *Rillen*. Auch die Jäge im Büchsenlaufe nennt man gelegentlich so.

riegeln f. *durchdrücken*.

Riemenbügel, zwei am Gewehr angebracht, zum Befestigen des Tragriemens dienende Bügel, deren einer sich unter den Läufen, der andere an der Kolbenunterseite befindet.

Riesenmöwe f. *Mücenartige Vögel I, 6*.

Riesentaucher f. *Taucher II, 2*.

v. Riesenthal, Ostarr., Forstmann und Ornitholog, wurde am 18. Sept. 1830 als Sohn eines Gutsbesizers in Breslau geboren. Er besuchte das Gymnasium in Oels und verließ es mit dem Reifezeugnis, um sich der höheren Forstlaufbahn zu widmen. Nach Beendigung der Elevenzeit und dem Besuche der Forstlehranstalt Eberswalde war er abwechselnd in staatlichen und privaten Forsten angestellt und übernahm 1863 als Oberförsteranwärter die Revierförsterstelle in Weiskrainwalde (Tucheler Heide). 1870/71 verwaltete er die Oberförsterei Eisenbrüd, später die Gemeinde-Oberförsterei Altentrichen (Beferswald). Nach zeitweiliger, durch literarische Unternehmungen bedingter Unterbrechung seines dienstlichen Verhältnisses wurde er als Oberförster in das Ministerium berufen und siedelte nach Charlottenburg über. 1896 nahm v. R. seinen Abschied und starb am 22. Jan. 1898 in genanntem Orte. Von seinen zahlreichen Schriften seien, außer diesem „Jagdlexikon“, dessen 1. Auflage 1882 erschien, genannt: Die Raubvögel Deutschlands und des angrenzenden Mitteleuropas (Kassel 1876—78); Kennzeichen der Vögel Mitteleuropas (Berlin 1889—91); das Weidwerk (Berlin 1880); die 5. Auflage von Zesters kleiner Jagd (Leipzig 1884).

Rillen am Geweih; die an diesem sich entlang ziehenden Furchen, die die Reste geschwundener Blutgefäße, welche dem Geweih in der Kolbenzeit die Bildungstoffe zuführten.

Rindenbrand. Werden Bäume mit glatter Rinde, namentlich Buchen, plötzlich nach Westen freigestellt, so wird die Rinde unter der direkten Einwirkung der Sonnenstrahlen streifen- oder plagweise trocken, reißt auf und stirbt plagweise ab. Die darunter liegenden Holzschichten erkranken und faulen.

Rinderpest, eine in Zentralasien heimische, ansteckende und rasch tödlich verlaufende Krankheit, die in früheren Jahrhunderten, meist den Kriegszügen folgend, in Deutschland ungeheure Verheerungen unter den Rindern angerichtet hat. Hier ist die Seuche zum letzten Mal im Jahre 1881 in der Provinz Schlesien ausgebrochen, wosin sie vermutlich durch eingeschmuggeltes Vieh aus Rußland

eingeschleppt worden war. Auch Schafe und Ziegen werden von der R. befallen. Im zoologischen Garten zu Paris erkrankten im Jahre 1885 Gazellen, Daks, Zebus, Antilopen, Hirscharten, ein Wisent und zwei Beccarischweine an R. Schutzimpfungen gegen die R. werden nach verschiedenen Methoden mit günstigem Erfolg ausgeführt.

Ringdrossel f. *Drosseln 6*.

Ringe, die konzentrischen, deutlich bezeichneten Kreise, voneinander gleichmäßig entfernten Kreise, in welche die Scheibe eingeteilt ist.

Ringel, Schwanz (Wurzel) des Schwarzwildes.

Ringelgans f. *Gänse II, 2*.

Ringeltaube f. *Tauben I, 1*.

Ringfasan f. *Fasan*, Beschreibung.

Ringlächer, Tücher, bei denen die Stellen durch Ringe, also nicht durch das Gemäsch gezogen werden; die Ringe müssen weit genug sein, um auch eine zusammengefügte (geprüfte) Leine bequem durchzulassen.

rinnen, das Schwimmen des hohen Haarwildes.

Riß, das von Wolf oder Luchs gefangene Wild und dessen Überreste.

Ritter f. *Lachse II, 2*.

ritterlich ist die grobe Sau, weil sie t. gegen ihre Feinde streitet. Die Hirsche sind edel.

Robbow f. *Karpfische VIII, 1*.

Röderwald, eine im Obenwald, im bayrischen Wald, in Währen, Schlesien usw. verbreitete Betriebsart des Hochwaldes mit kurzer landwirtschaftlicher Zwischenpflanzung nach erfolgtem Kahlschiebe.

Roggen f. *Getreide*, böhmischer R. f. *Wildkorn*.

Rohkresol (*Crosolum crudum* des Deutschen Arzneibuches) ist eine klare, gelbliche, eigenartig brenzlich riechende Flüssigkeit, die bei der Aufbewahrung allmählich dunkler wird und im Wasser nahezu unlöslich ist. In unverdünntem Zustande auf die Haut oder auf Schleimhäute gebracht, ruft R. Verätzungen hervor. Es ist von Ströse zum Verwittern von Kaninchenbauen als Hilfsmittel zur Bekämpfung der Kaninchenplage empfohlen worden. Zahlreiche Erfahrungen in der Jagdpraxis haben ergeben, daß Ströses Methode zur Bekämpfung der Kaninchenplage sehr gute Erfolge hat, wenn sie vorschriftsmäßig zur Anwendung gelangt. Sofern es sich lediglich darum handelt, bei der Kaninchenjagd bessere Strecken zu erzielen, werden entweder drei Tage vor der Treibjagd einige Tropfen R. aus einer Flasche mit durchlöcherter Stopfen zu beliebiger Tageszeit in jede Pöhrre gegossen, oder das Verwittern geschieht kurz vor Tagesanbruch am

Jagdtage ſelbſt. An Stelle des flüſſigen R. kann man auch ein Pulver anwenden, das durch Vermiſchen von R. und trockenem, feinem Sand oder Aſche hergeſtellt wird. Die Kaninchen nehmen ſchwach verwitterte Baue mehrere Tage nicht an, ſondern halten ſich in deren Nähe auf, werden durch das Verwittern ſtark beunruhigt und laſſen ſich leicht vor die Schützen bringen. Will man die Kaninchen möglichſt gänzlich austrotten, ſo muß in jede Röhre etwa ein Eſpöffel R. geſchüttet werden. Die Wirkung ſo ſtarken Verwitterns hält mehrere Wochen an. Zum Schutze gegen das Eindringen von Kaninchen in Reviertheile, wo man dieſe ſchädlichen Thier nicht zu haben wünſcht, zieht man Stride aus Kolofaſer, die mit R. getränkt worden ſind. Von etwa vier zu vier Wochen ſind dieſe Stride wiederum unter Verwendung eines Pinſels mit R. anzuſtreichen. Wegen Einzelheiten des Verfahrens ſ. Jahrbuch des Inſtituts für Jagdkunde, Neubamm, Band I.

Rohr, 1) der Lauf des Gewehres; in übertragenem Sinn auch das ganze Gewehr, Feuerrohr. **2)** R. (*Phragmites communis*) iſt hoch, langſtebig und zäh. Es dient zur Beſtätigung der Ufer von Bächen, Flüssen, Seen, die als Uferſchuß mit Erden und Weiden umpflanzt werden. Es iſt die beſte Deckungs- und Schutzpflanze auf nassen Stellen. Große Rohrreimien ſind Lieblingsſtände von Elch- und Rotwild; dort ſuſſen gern Säuen. Brutplätze von Enten und anderem Waſſergeflügel. Auf trocknen Stellen und am Rande ſolcher Reimien hält ſich ſehr gern der Fasan auf, der dort reichlich Würmer und Schnecken findet. Auch der Fiſchotter iſt hier zu finden. Manchmal ſind Rohrreimien in andere Reimien eingeprennt.

Rohrbommel ſ. *Reiher V u. VI.*

Röhre ſ. *Bau.*

röhren ſ. *schreien.*

Rohrhuhn ſ. *Sumpfhuhn.*

Rohrweihe ſ. *Weihe 4.*

rollen (Rollzeit), das Fortpflanzen (die Fortpflanzungszeit) der Früchſe und der Säuen, obwohl für letztere der Ausdruck raulchen (Rauſchzeit) gebräuchlicher iſt.

Rohrtuch (Lanſtuch, Quertuch), bei eingeklemmten Jagden das die Kammer vom Laufe trennende Tuch. Zwecks leichterer Handhabung beſteht es aus verſchiedenen Theilen, welche auf ein gegebenes Zeichen ſo aneinander geſchoben werden, daß das Wild aus der Kammer durch dieſe Lücken auf den Lauf getrieben werden kann. Die Lücken werden dann ſchnell wieder geſchloſſen, damit das durchgetriebene Wild nicht mehr in die Kammer zurück kann.

Rönne ſ. *Falkenfang 1.*

Roſe. 1) Der untere, meiſt kranzförmig verdichtete Theil der Stangen der Hirſchgeweihe und Rehgehörne. An dem erſten, von dem jungen Hirſch oder Bod gebildeten Geweih oder Gehörn fehlt noch die R., bei jedem folgenden entſteht ſie aber, nur in ganz ſeltenen Fällen kann ſie auch dann abnormerweiſe fehlen; ebenſo kann ſie bei ſehr alten Hirſchen oder Böden zurückgebildet werden. Meiſt iſt die R. kranzförmig, ſcharf von der Stange abgeſetzt; ſie kann aber auch allmählich in dieſe übergehen, dann ſpricht man von einer dachförmigen R. Da die R. ein Theil der Stange iſt, ſo wird ſie natürlich mit dieſer abgeworfen und zeigt an der etwas vorgewölbten oder doch erhabenen Unterſeite eine charakteriſtiſche Abwurfsfläche. 2) Die beſonders bei Auer- und Birkhahn ausgebildeten, hochrot gefärbten Hautwarzen in der Umgebung des Auges, hauptſächlich über ihm, die beſonders zur Balzzeit ſtark hervortreten und z. B. beim Birkhahn weithin ſichtbar ſind. Auch Haſel-, Reb- und Schneehuhn haben roſenartige Gebilde, die aber ebenſo wie bei den Hennen von Auer- und Birkwild wenig hervortreten.

Roſengewächſe ſind für den Jeger beachtenswert. Sie bilden dicke Stöcke, umtriebigen den Wildbader und ſind natürliche Reimien und Horſte an ſteilen Hängen. In künstlichen Reimien kommen ſie als ſtark bewehrte Pflanzen in Betracht. Von manchen Wildarten werden die Früchte, die Hagebutten, geäſt. Unter den zahlreichen Arten müſſen für jede Gegend die geeigneten ausgewählt werden.

Roſenmöwe ſ. *Möwenartige Vögel II. 4.*
Roſenrod, der Stirnbeinzapfen, dem das Geweih (Gehörn) entwachſt; ſ. *Geweih.*

Roſtaſanie ſ. *Laubhölzer.*

Roſtente ſ. *Enten VIII, 1.*

Roſtlügeldroſſel ſ. *Droſſeln 9.*

Rohrſchußmittel. Bei Benutzung von raulchloſem Pulver neigen die Gewehre mehr zur Rohrbildung als bei Verwendung des Schwarzpulvers. Dieſe Erſcheinung findet ihre Erklärung in dem die Läufe ſtark angreifenden Knallquedſilber, das zur Entzündung des raulchloſen Pulvers in größerer Menge benötigt wird, als zu der des Schwarzpulvers. Dazu kommt noch, daß die Rückſtände des letzteren das Knallquedſilber beſſer binden und nach dem erſten Schuſſe einen ſchützenden Überzug über das Laufinnere bilden. Während es bei Benutzung von Schwarzpulver genügt, das Laufinnere von den Pulverrückſtänden zu befreien und dann mit Knochenöl einzufetten, iſt dieſes beim raulchloſen Pulver nicht ausreichend. Sieht man am Tage nach dem Ruhen durch einen derart gereinigten Lauf, ſo findet man Stellen,

die nachgerostet sind. Um dieses Nachrosten zu verhüten, hat man verschiedene Rostschuttmittel zusammengestellt, die nach einmaligem Reinigen und Einsetzen des Laues ein Nachrosten verhindern sollen und dies, wenn auch nicht vollkommen, so doch in besserer Weise als Knochenöl erreichen. Die Rostschuttmittel werden teils in Öl-, teils in Salbenform hergestellt. Die bekanntesten sind Ballistol (Öl), Bafol (Öl), Eurol (Öl), Ferruginol (Öl), Nitrol (Salbe und Öl), Zelin (Salbe und Öl).

Rotation des Büchsengeschosses. Langgeschosse müssen, um sich nicht zu überschlagen, in Drehung (Rotation) um ihre Längsachse versetzt werden. Sie erhalten diese durch die Drallsäge. Bei starkem Drall beträgt die R. 2000 bis 3000 Umdrehungen in der Sekunde.

Rotange s. *Karpfensische VII, 1.*

Rotbläßen s. *Teichhuhn.*

Rotbuche s. *Laubhölzer.*

Rotbrossel s. *Drosseln 3.*

Rötelfalke s. *Edelfalken II, 3.*

Rotfalken, die nicht edlen Falken; s. *Edelfalken II.*

Rotfeder s. *Karpfensische VIII, 1.*

Rotfisch s. *Lachse II, 1.*

Rotfußfalte s. *Edelfalken II, 4.*

Rotfußgans s. *Gänse I, 5.*

Rothais s. *Enten I, 6.*

Rothaldbrossel s. *Drosseln 11.*

Rothalögans s. *Gänse II, 3.*

Rotirsch s. *Rotwild.*

Rotihuhn s. *Rebhuhn, Beschreibung.*

Rotkopfsente s. *Enten II, 2 und 3.*

Rotte, eine Gesellschaft (Mudel) von Sauen oder Wölfen; nicht aber die Wache mit ihren Frischlingen.

rotten, sich, das Vereinen von Sauen oder Wölfen zu einer Rotte.

Rotwild (Edelwild; *Cervus elaphus*); eine Art der Gattung *Cervus* und der Familie der hirschartigen Wiederkäuer (*Cervidae*). Die zoologischen Merkmale des *Cervus elaphus* beruhen in dem Vorhandensein von Haken (oberen Eckzähnen), in der Form des Geweihs (s. u.), den lanzettlichen, die Hälfte der Kopflänge ausmachenden Lauschem, dem etwas kürzeren Nebel und der Färbung (s. u.).

Weidmännische Ausrüde.

Die Sammelbezeichnung ist **Rot-** oder **Edelwild**; die Jungen im ersten Jahre heißen, je nachdem sie männlichen oder weiblichen Geschlechts sind, **Hirsch-** bzw. **Wildkäber**, im zweiten Lebensjahre werden sie **Spießer** bzw. **Schmaltiere**, dann die männlichen Stücke **Gabler**, **Sechser**, **Achter** (oder **Sechsender**, **Achtender**) usw., die weiblichen, wenn sie

gebrunnet haben, **Alttiere** oder **schlecht-hin Tiere** genannt. Ein Tier, welches kein Kalb setze, heißt **Gelttier** oder **geltes Tier**. Die Hirsche unterscheiden man außer durch Zählung der Geweihsenden als **gut**, **brav**, **stark**, **kapital**. **Jagdbar** ist meistens erst der Hirsch von 10 Enden, der Begriff der Jagdbarkeit ist aber auch abhängig vom Alter und von der Stärke des Hirsches an Wildbret. Der **Achter** heißt schlecht jagdbar. Bei den Spießern werden hier und da **Schmalspießer** und **eigentliche Spießer** unterschieden; die letztere Bezeichnung wird dann angewendet, wenn der Hirsch nach den ersten Spießern noch einmal wieder Spieße aufsetzt. Eine größere Anzahl von Stücken **Rotwild** bildet zusammen ein **Mudel**, einige (4—6) einen **Trupp**; die Führung hat meistens ein älteres, erfahrenes **Alttier**, das **Leit-** oder **Kopftier** genannt wird.

Das **Geweih** des **Rothirsches** sitzt auf den als **Rosenstöcke** bezeichneten Fortsätzen der Stirnbeine. Während seines Wachstums ist es mit von seinem, kurzem Haar bedeckter Haut, dem **Wast**, überzogen, der nach Vollendung des **Geweihwachstums**, wenn das **Geweih** verreckt ist, gesetzt wird. Die Zeit des Wachstums bezeichnet man als **Wast-** oder **Kolbenzeit**, das **Geweih** selbst dann als **Wast-** oder **Kolbengeweih**. Die Endenzahl des **Geweihes** wird gezählt, indem man die Enden derjenigen Stange, welche die meisten Enden zeigt, verdoppelt. Sind beide Stangen an Endenzahl gleich, so ist das **Geweih** ein **gerades**, im anderen Fall ein **ungerades**. (Ein **Hirsch** oder **Geweih** an oder von gerade [ungerade] 12 Enden.) Ist das **Geweih** bis auf das **Fegen** fertig, so nennt man es **verreckt** (auch wohl, doch selten, **verreckt**). Nach dem **Fegen** bearbeitet der **Hirsch** mit dem **frischen Geweih** häufig **Stangen**, **Sträucher** usw., er schlägt dann.

Der **Kopf** des **Rotwildes** heißt auch in der **Weidmanns-sprache** **Kopf** oder **Haupt** (im Süden ist zum Teil das wenig schöne Wort **Grind** im Gebrauche); die **Nase** **Windfang**, die **Augen** **Lichter**, die **Vertiefungen** vorn unter ihnen **Tränenhöhlen**, das **Maul** **Geäse**, die **Ohren** **Vauscher**, **Vuser**, auch wohl **Vossen**, die **Zunge** **Veder**, **Weidlöffel** oder **Graser**, die **oberen Eckzähne** **Haken**, **Graneln**, **Grandeln**, **Gräne**, **Kusen**. Die **Mähne** am Hals des **Hirsches** nennt man **Kragen**, der **vordere Teil** der **Brust** am **Unteren** des **Halses** heißt **Stich**, der **Teil** zwischen den **Vorderläufen** **Brust-**

Iern; die Beine heißen Läufe, die beiden Hauptfüße Schalen, die kleinen, meist den Boden nicht berührenden, hinteren Füße Geäfter oder Derrücken (letzterer Ausdruck gebräuchlicher), auch wohl Aftiern. Die Seitenteile des Bauches werden Flanken, Dünnungen oder Flämen genannt, das dicke Muskelwildbret am Rückgrat Riemer oder Zimmer, der Schwanz Wedel, der After Weidloch, die hell gefärbte Umgebung des Weidloches Scheibe oder Spiegel, das männliche Glied Brunstrute oder Brunstfange, die Hoden, hier und da auch die ganzen äußeren Geschlechtsorgane, Kurzwildbret. Beim Mutterwilde spricht man vom Feucht- oder Feigenblatt, das Futer heißt Gesäuge. Im Verlaufe der Brunstzeit bildet sich beim Hirsch am Bauch ein dunkler Fleck, der Brunstfleck oder Brunstbrand. Die Haut heißt Haut oder Dede. Die Luftröhre wird Drossel geheißen, der Kehlkopf Drosselnopf; die Speiseröhre Schlund, der Magen Wanst oder Pansen; er bildet das große Geschede, während die Gedärme das kleine Geschede ausmachen, beides zusammen wird schlechtthin als Geschede bezeichnet, Herz, Lunge und Leber dagegen als Geräusch. Geschede und Geräusch bilden zusammen den Ausbruch. Das Fleisch nennt man Wildbret (Wildpret), das Blut Schweiß, das auf dem Wildbret liegende Fett Feist, das innerliche Unschlitt oder Inselft.

Der Abdruck je eines Laufes auf dem Boden bildet einen Tritt, eine Anzahl Tritte des sich fortbewegenden Rotwildes die Fährte. Wenn das Rotwild feste Excremente, die Losung, von sich gibt, so löst es sich oder löst; wenn es den Urin läßt, so näßt oder feuchtet es. Schlägt es mit den Läufen die Bodendecke weg, so pläht es. Statt sehen sagt man äugen, auch wahrnehmen, statt hören vernehmen, statt riechen winden oder wittern. Der Haarwechsel heißt Färben, Verfärben, seine Zeit ist die Färbezeit. Das Wild tut sich nieder, sitzt im Bett oder, wenn es vorher den Boden nicht fortgeschlug, im Niedertun, steht oder tut sich auf, steht in einem Reviere, hat dort seinen Stand, wechselt aus, wenn es das Revier verläßt, wechselt dagegen von einem Orte zum anderen. Sein Weg dabei ist der Wechsel. Es äßt sich, wenn es Nahrung (Njung oder Geäße) nimmt; trinkt sich oder schöpft, wenn es Wasser aufnimmt. Bei gutem Ernährungs-

zustand ist es jeist, gut bei Leibe oder gut von Wildbret. Bei ungenügender Njung kommt es ab, wird schlecht bei Wildbret oder kümmerter, wobei es zum Kümmerer wird. Es zieht zu Holze, tritt aus, ist vertrant, wenn es sorglos ist, es zieht sich im Schritte fortbewegend, trott (trabt), wird flüchtig (galoppiert), überfällt (überpringt) Hindernisse, rinnt im Wasser, wenn es schwimmt. Die Paarungszeit heißt Brunstzeit; wenn der Hirsch das Tier beschlagen (begattet) hat, so ist es beschlagen oder hoch beschlagen, d. h. tragend. Während der Brunstzeit schlägt der starke Hirsch schwächere ab oder forstet sie (verwundet sie mit dem Geweih). Der Hirsch schreit oder orgelt, wenn er den lauten, brüllenden Brunstschrei ausstößt, auch trenzt oder knört er, wenn er ärgerlich oder verdrücklich ist. Stößt Rotwild den kurzen Angstlaut aus, so schreckt es oder meldet sich. Letzteren Ausdruck gebraucht man auch von Hirschen, wenn sie schwach und unentschlossen zu Anfang der Brunstzeit zu schreien beginnen. Das Tier mahnt, um das Kalb zu warnen. Das Wild klagt vor Angst oder Schmerz. Das Tier setzt ein oder zwei Kälber. Als Schneider bezeichnet man nicht jagdbare, geringe Hirsche, als Blaphirsch den auf einem Brunnstplatz mit dem Kubel stehenden, starken Hirsch. Im Sommer badet das Wild gern in schlammigem Wasser oder Schlamm (Suhle), es suhlt sich dann. Das verwundete, angelegte Weiche oder kranke Stück erhält den Fangschuß, wird durch Stechen in das Genick abgenickt (Kahlwild) oder hinter dem Blatt bzw. von vorn auf den Stich (Kälberfang) durch einen Fang mit dem Hirschfänger abgefangen (Hirsch). Das Herausnehmen der Eingeweide heißt aufbrechen, das Abziehen der Haut aus der Haut schlagen oder zerwirken, das Teilen des Wildbrets zerlegen. Das Geweih wird abgeschlagen, d. h. vom Schädel abgefägt. Das Geweih wird alljährlich abgeworfen und ein neues aufgesetzt oder geschoben. Nimmt bei alten oder kümmernden Hirschen die Zahl der Enden ab, so setzen sie zurück; solche Geweihe heißen zurückgefäkt. Bezüglich der Fährte s. Fährtenzeichen.

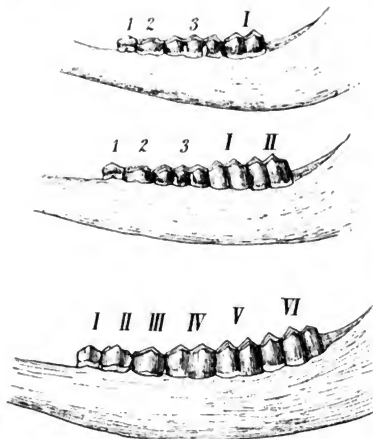
Beschreibung.

Das Rotwild darf mit Fug und Recht unter den zahlreichen (über 60) bekannten Hirscharten als die edelste bezeichnet werden, da ihm an Ebenmaß und Eleganz des kräftig gebauten Körpers keine andere gleicht. Eine

genaue Beschreibung erübrigt sich, doch mag außer auf die in jagdlicher Hinsicht wichtige Geweih- und Gebißentwicklung auf einige andere besondere Punkte etwas näher eingegangen werden. Die Färbung des Rotwildes ist im Sommer und Winter verschieden. Im Frühjahr fällt das Winterhaar sehr offenkundig in Floden und Büscheln aus, und man sieht deutlich, daß das mehr anliegende, auch minder dicht stehende, in der Färbung röttere Sommerhaar neu hervor-spricht. Im Herbst ist der Haarwechsel weniger gut wahrzunehmen, so daß man lange an eine Verfärbung oder Umfärbung des Sommerhaares glaubte (daher auch die Ausdrücke färben, Färbezeit usw.). In Wirklichkeit fällt aber das Sommerhaar aus, wenn auch allmählicher als im Frühjahr das Winterhaar. Einen unüberleglichen Beweis hierfür kann eine Untersuchung der einzelnen Haare besonders auf Querschnitten liefern. Das Winterhaar nämlich, das etwa doppelt so lang ist wie das Sommerhaar, zeigt einen runden, fast kreisförmigen Querschnitt, das einzelne Sommerhaar dagegen einen ovalen; auch ist das erstere mehr gewellt als letzteres. Natürlich trägt das Rotwild im Winter eine sehr viel dichtere Unterwolle als im Sommer. Beschlagene bzw. im Herbst säugende Tiere verfärben durchweg etwas später als Schmal- bzw. Gelltiere, da erstere einen großen Teil der aufgenommenen ernährenden Substanzen an das oder die Kälber abgeben müssen. Die die Scheibe oder den Spiegel bildenden Haare können gespreizt und strahlenförmig ausgebreitet werden, was bei Aufregung, in der Flucht usw. geschieht und ein Ausdruck von Gemütsbewegungen ist. Bei der Besprechung des Haares sei einiger Punkte in bezug auf die Färbung gedacht, besonders einiger Abweichungen von der normalen Farbe des Rotwildes, die wohl als bekannt vorausgesetzt werden darf. In bezug auf den über Hals und Rücken sich erstreckenden dunklen Längstreif, den Kalfstrich oder -streif, herrscht keineswegs Gleichartigkeit bei unserem Wilde; er ist ebenso wie die dunkle Einfassung der Scheibe bald stärker, bald schwächer ausgeprägt, kann auch ganz fehlen. In seltenen Fällen zeigen ausgewachsene Stüde noch mehr oder minder deutliche Flederstreifen wie die Kälber. Von eigentlichen Färbungsvarietäten ist das weiße Rotwild wohl die relativ häufigste; sie findet sich in verschiedenen Gegenden, meist in eingegatterten Revieren oder Parks. Durch Kreuzung mit normalfarbigem Wild entstehen verschiedenartig gezeichnete Scheden, auch wohl Wesseln. Silbergräues, ilabellfarbiges und schwarzes Rotwild ist sehr selten.

Raße und Gewichte des Rotwildes wechseln erheblich je nach der Herkunft und nach der Beschaffenheit der Reviere. Gatter- oder Parkhirsche mit intensiver künstlicher Fütterung erreichen selbstverständlich weit höhere Ziffern als Rotwild aus freier Wildbahn mit schlechter Nahrung oder ungünstigen klimatischen Verhältnissen. Als das stärkste Rotwild gilt das aus gewissen Teilen Südosteuropas (Ungarn, Slawonien, Donau-Auen usw.), das schwächste dürfte das libanische und nordafrikanische sein, welsch letzteres von einigen Zoologen als besondere Art (*Cervus barbarus*) betrachtet wird. Als Durchschnittsmaß für gute Hirsche aus Bessie in Ungarn wird angegeben Länge 2,3 m, Höhe 1,45 m; etwas schwächer sind die sonst sehr guten Hirsche aus Rominten, während z. B. Parkhirsche oder solche aus Heiderevieren lange nicht jene Maße erreichen. An Gewicht kommen starke Romintener Hirsche unausgebrochen an 250 kg, während Heidehirsche kaum halb so schwer werden. Aus älteren Zeiten wird uns über Gewichte von etwa 400 kg, jedenfalls mit Aufbruch, berichtet, wobei es sich ohne Zweifel um stark gefütterte Hirsche handelt. Im Durchschnitt beträgt das Gewicht des Aufbruches etwa ein Fünftel bis ein Drittel des Gesamtgewichtes des Hirschens, wenigstens zur Feistzeit, während es im Winter bei knapper Nahrung und leerem Wankte natürlich weniger ist. Auch die Geweihgewichte variieren außerordentlich, denn während z. B. Geweihe starker Hirsche von 7,5 bis 10 kg schon sehr gut sind, erreichte dasjenige eines 1883 vom Prinzen Louis Rohan erlegten Ungarhirschens das enorme Gewicht von 14 kg. Über die Anatomie des Hirschkörpers unterrichtet das Bild an S. 479 (*Schulßeichen*).

Von einiger Bedeutung für den Weidmann ist die Kenntnis der Gebißverhältnisse beim Rotwilde. Das Kalb erhält sein Milchgebiß aus 22 Zähnen in den ersten vier Wochen, nämlich 8 untere Schneidezähne, jederseits oben 1 Eckzahn (Haken) und in jeder Kieferhälfte oben und unten an jeder Seite 3 Milchbadenzähne. Das mittlere untere Schneidezahnpaar ist dadurch ausgezeichnet, daß der obere Rand sehr stark nach der Außenseite hin ausgezogen ist. Von besonderer Wichtigkeit ist der letzte untere Milchbadenzahn, denn er besteht aus drei Abschnitten, wie bei allen Wiederäuern, während der ihn ersetzende Zahn des bleibenden Gebißes nur einteilig ist. Etwa im Oktober des ersten Lebensjahres des Kalbes erscheint hinter dem 3. Milchbadenzahn der erste bleibende Badenzahn, so daß dann also im ganzen 4 Badenzähne in jeder Kieferhälfte vorhanden sind. Im Mai des folgenden Jahres, also des 2. Kalenderjahres, folgt ein weiterer Badenzahn, der



1. Badenzähne des Rotwildes

im Herbst des ersten (oben), Mai des zweiten und Herbst des dritten Kalenderjahres (1 bis 3 Milchbadenzähne, I bis VI bleibende Badenzähne).

5. in der Reihe. Im August dieses Jahres beginnt der Wechsel der Schneidezähne mit dem mittelfsten Paar, und gleichzeitig werden auch die stiftförmigen Milchhaken durch die mehr runden Erzhaken verdrängt. Im September oder Oktober des 2. Kalenderjahres folgt der Wechsel des zweiten, im Dezember der des dritten Schneidezahnpaares (in jeder Kieferhälfte von innen nach außen gezählt), während das vierte etwa im März des 3. Kalenderjahres gewechselt wird. Der sechste, also letzte bleibende Badenzahn, der wie der dritte Milchbadenzahn dreiteilig ist, erscheint etwa im Mai des 3. Kalenderjahres. Im Herbst dieses Jahres findet ziemlich rasch der Wechsel der Milchbadenzähne statt, so daß gegen den Winter des 3. Kalenderjahres, wenn das Stüd Wild etwa 2½ Jahre alt ist, das bleibende Gebiß, aus 34 Zähnen bestehend, vollzählig ist. Es sind dann die Badenzähne noch fast gar nicht abgenutzt. Erst mit zunehmendem Alter schleifen sich beim Auen die Zahntonen mehr und mehr ab, doch ist ein sicheres Ansprechen des Alters vorläufig noch nicht möglich und wird es vielleicht nie werden, da die Abnutzung von verschiedenen, nicht immer erkennbaren Faktoren abhängt und ziemlich verschiedenartig verlaufen kann.

Ein ganz besonderes Interesse beansprucht die Geweihbildung des Rothirshes, mit der sich eine ganze Reihe von Forschern befaßt hat, ohne jedoch in allen Punkten zu voller Übereinstimmung zu gelangen. Je nach der Beschaffenheit des Hirschfelles, nach den Nahrungs- und klimatischen Verhältnissen usw. fängt die Geweihbildung mit dem Sichtbarwerden der Rosenstöcke früher oder später an, im Durchschnitt wohl im Alter von 7 bis 8 Monaten, so daß bei einem im Juni gesetzten Hirschfalsch um Neujahr die Rosenstöcke äußerlich zutage treten, während das erste Geweih, stets einfache, 3 bis 30 cm lange Spieße, etwa im März/Mai, wenn also der Junghirsch ¾ bis knapp 1 Jahr alt ist, fertig ist. Die Geweihbildung kann sich aber auch so lange verzögern, daß sich erst im 12. bis 14. Lebensmonat des Kalbes die Rosenstöcke zeigen. Die ersten, glatten, noch der Rosen entbehrenden Spieße werden im Frühjahr des dritten Kalenderjahres, wenn also der Spießer knapp ein



2. Schmalspießer.

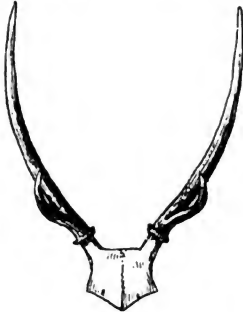
Alter von 2 Jahren erreicht hat, abgeworfen. Nun kann sich Verschiedenes ereignen. Entweder — und das ist in Revieren mit schlechter Nahrung und degeneriertem Wilde der Fall — selt der Hirsch nochmals Spieße auf, die dann aber eine Rose besitzen, meist auch stärker und länger als die ersten sind, vor allem aber durch Prüfung des Gebißes sicher als zweite Spieße zu erkennen sind (das Gebiß ist vollständig, auch der letzte Badenzahn vorhanden). Oder aber es werden durch die Anwesenheit eines Augenproffes gekennzeichnete Gabeln geloben, was jedoch verhältnismäßig sel-



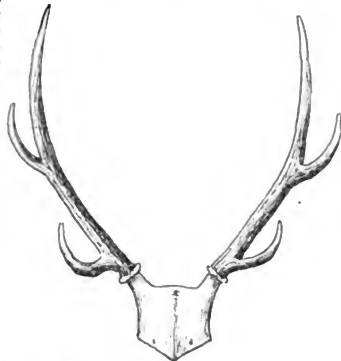
3. Spießer.

ten vorkommt. Ober aber der Hirsch überspringt die theoretisch eigentlich folgende Gabelstufe und schiebt 6 oder 8 Enden, ein Fall, der in guten Revieren häufig, bei gut gefütterten Hirschen in der Gefangenschaft wohl meistens eintritt. Sogar Beispiele, daß auf die ersten Spitze ein Zehndergeweih folgte, sind bekannt. Es ist also, wie hieraus hervor-

Stange im Anknüpfungspunkte des Mittelsprosses verbunden ist. Die Achterstufe kommt in der Regel dadurch zustande, daß sich beim Sechser vom Stangenende nach hinten noch ein Ende



4. Gabeler.



6. Sechser.



5. Zurückgekehrter Gabeler.



7. Kronenzehner.

geht, unmöglich, lediglich aus der Endenzahl des Geweihes auf das Alter des betr. Hirsches zu schließen. Die Sechserstufe ist charakterisiert durch das Auftreten des Mittelsprosses, womit gleichzeitig eine schwache Knüpfung oder Biegung der

abzweigt. In seltenen Fällen bildet sich über dem Augensproß ein sog. Eisproß, und das Stangenende bleibt einfach, ungegabelt; das ist meistens bei zurückgekehrten Geweihen der Fall. Bei der Zehnerstufe muß man zwei Möglichkeiten berücksichtigen: Entweder es

sind außer Augen- und Mittelsproß drei Kronenenden ausgebildet (Kronenzehner), oder es findet sich außer Augen- und Mittelsproß ein Eisproß, und das Stangenende ist nur gegabelt (Eisprossenzehner). Bei den folgen-

Endenzahl mancher Geweihe bis zu dem berühmten Rotirburger Sechsunndsechzigender, der aber keineswegs besonders stark ist und an Stärke von vielen Geweihen mit weit weniger Enden übertroffen wird. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß mit zunehmender Endenzahl die Stärke der Stangen wächst, daß ferner der Augensproß näher an die Rose herabrückt und in einem immer stumpferen Winkel zur



8. Eisprossenzehner.



9a. Schaufelkrone.



9b. Becherkrone.



9c. Gabelkrone.



9d. Handkrone.

den Geweifestufen handelt es sich in der Regel um eine Vermehrung der Kronenenden, wogegen Augen-, Eis- und Mittelsproß normalerweise einfach bleiben. Nur ausnahmsweise treten hier wohl Gabelungen auf. Jagdlich werden als Enden alle Hervorragungen des Geweihes gezählt, an denen eine Hornfessel oder eine Hirschfängertoppel aufgehängt werden kann; daher kommt z. B. die hohe

Stange steht, sowie daß die Rosenstöcke nach jedem Abwerfen des Geweihes stärker, aber auch kürzer werden. Die größte Mannigfaltigkeit in der Ausbildung zeigt der obere Teil des Geweihes, die Krone, bei der man verästelte, handsförmige, schaufelförmige, becherförmige, tellerförmige und Doppelkronen unterscheidet. In seltenen Fällen unterbleibt die Endenbildung ganz, oder es



10. Mönch.

ist nur eine mehr oder minder deutliche Spur des Augensprosses vorhanden, so daß das Geweih, auch bei älteren Hirschen, aus Spiechern, meist wohl etwas gebogenen, besteht. Derartig bewehrte Hirsche sind zur Brunstzeit ihren Gegnern sehr gefährlich; man bezeichnet sie als Schadhirsche oder Rörder und schießt sie sehr ungern. Dasselbe gilt von den Plattköpfen, Mönchen oder Büffelhirschen, bei denen die Geweihbildung ganz unterdrückt

ist. Da sich solche Abnormitäten leicht vererben, so sucht man ihre Träger möglichst bald auszumerzen. Perückenbildungen sind beim Rothirsch ungleich seltener als z. B. beim Rehbock, ebenso weibliche Stücke mit Geweihbildung. Dagegen ist die Zahl der Geweihbildungen sehr groß, so daß wir hier nicht im einzelnen darauf eingehen können. Das Abwerfen selbst findet bei starken Hirschen früher als bei geringen statt, keineswegs aber immer in dem danach Ordnung benannten Monat Februar, sondern meistens im Monat März. Bei Spiechern, geringen Hirschen und Kümmerern zieht sich das Abwerfen manchmal bis in den Mai hin. Mit dem Abwerfen bzw. Wiederaufbau des

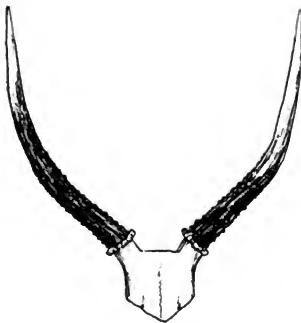


12. Zonahirsch.

Geweihes fällt die Järzeit zusammen; sind beide viele Nährsubstanzen verbrauchenden Vorgänge beendet, so naht die Festzeit heran, während welcher der Hirsch außerordentlich heimlich ist, in großen Widungen steht, spät austritt und früh zu Holze zieht.

Verbreitung, Aufenthalt.

Als Wild des Waldes ist das Rotwild bezüglich seiner Verbreitung auf bewaldete Gegenden angewiesen, während es Steppen-, Wiesen-, Sumpf- und Marschgebiete meidet. Das Rotwild findet sich sowohl in der Ebene als auch im Gebirge, soweit in diesem der Waldgürtel reicht. In Europa geht seine Verbreitung nördlich etwa bis zum 65. Grade, in Asien nicht ganz so weit. Der Schwerpunkt seines Vorkommens liegt in



11. Rörder.



13. Inlandbirsch.

mittleren und südöstlichen Europa, während der Resten arm an Rotwild ist. In Deutschland weisen gute Stände auf Mecklenburg, Pommern, die Mark, Ost- und Westpreußen, Anhalt, die sächsischen Herzogtümer, Schlesien usw. Die stärksten Hirsche beherbergt Ungarn, sehr geringe u. a. die Reichslande. Vom Karpaten an und weiter ostwärts gibt es eine ganze Reihe mehr oder minder in Stärke, Färbung, z. T. auch in der Geweihbildung abweichender Vertreter des Edelhirschtyps, die jetzt meist als besondere Arten angesehen werden und deren Reihe nach Amerika hinüberzieht, wo sie den Wapiti als Vertreter hat. Die auch in der ersten Auflage des vorliegenden Werkes, wie sonst mehrfach in der Jagdliteratur geäußerte Befürchtung, daß das Rotwild bei uns dem Verschwinden entgegengehe, ist nach dem Urteil kompetenter Sachverständigen glücklicherweise unbegründet, wenn auch nicht in Abrede gestellt werden kann, daß in manchen Gegenden sich die Verhältnisse bezüglich des Wildstandes sehr verschlechtert haben. Zur Erhaltung eines guten Standes an Rotwild ist nicht nur ein ausgedehntes, ruhiges Revier

mit Dickungen, Blößen, Wiesen usw. nötig, sondern auch Fütterung im Winter und ein vernünftiger, planmäßiger Abschluß, durch den vor allem schlechte Stücke und kümmerler beiseitegeräumt werden, so daß zur Fortpflanzung nur gesunde, starke Stücke gelangen. Wer gute Geweihe erbeuten will, muß auch die Hirsche alt genug werden lassen und nicht jeden vielversprechenden Zwölfender oder gar Zehner abschießen. Es kostet dies freilich viel Überwindung, und von dem Pächter oder Besitzer eines kleinen Revieres ist eine solche Entsagung kaum zu verlangen, zumal bei den meist kurzfristigen Pachtverträgen, bei denen niemand weiß, ob sie erneuert werden. Aber auf großen Besitzungen und in jätischen Revieren ist die Hege mit der Büchse und das Altwerdenlassen der guten Hirsche wohl möglich.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Im Vollbesitz seiner Körperkraft tritt der Hirsch in die Brunst und zum Kahlwilde, wobei in manchen Gegenden starke Hirsche regelmäßig weit wechsellern, um nach besannenen Brunstplätzen zu ziehen. Meist beginnt die Brunst in Deutschland Mitte oder Ende September und dauert etwa vier Wochen. Während dieser Zeit sind die Hirsche sehr unruhig und aufgeregter, lassen ihre drohende Stimme hören, meist in der Morgen- und Abenddämmerung, auch wohl am Tage. Starke Hirsche schlagen die



14. Rüdenbirsch.

schwächeren ab, die aber unangefest beim Rudel auf einen unbewachten Augenblick lauern, um sich den brünstigen Tieren nähern zu können. Derartige Gelegenheiten ergeben sich, wenn der beim Rudel stehende Blaghirsch mit einem gleichstarken Nebenbuhler in Kampf gerät, der mit großer Erbitterung ausgefochten wird und gelegentlich mit dem Zerenden eines der beiden Kämpfer endet. Da die Hirsche während der Brünstzeit wenig Nahrung aufnehmen, sich andererseits in fortwährender

Selbstverständlich wird es in Revieren, wo es öfter Menschen ängt, aber sonst Ruhe genießt, viel vertrauter als dort, wo es unablässig gejagt und beschossen wird, wie dies in vielen Gegenden der Fall ist, besonders da, wo Rotwild nur als Wechselwild vorkommt. Besonders große Vorzucht zeigt das Leittier eines Rudels, sowie der Hirschhirsch. Die Nahrung unseres Wildes besteht aus vielerlei pflanzlichen Stoffen, Gräsern, Kräutern, Wurzelgewächsen, Getreide, Laub, Pilzen,

Aufregung befinden, so kommen sie dabei sehr ab, verlieren den größten Teil des im Sommer ausgelegten Fleisches wieder und erhalten einen schlanken Körper. Am Bauche des Hirsches entsteht im Verlaufe der Brünst ein dunkler Fleck von verschiedener Ausdehnung, der sog. Brünstfleck oder Brünstbrand, der wohl austretender Samenflüssigkeit seine Entstehung verdankt, worüber jedoch exakte Untersuchungen nicht vorliegen. Das Wildbret nimmt einen unangenehmen Bodgeruch an, der es nicht gerade appetitlich macht. Nach der Brünst trennen sich die starken Hirsche wieder von den Rudeln und stehen allein oder in schwachen Trupps zusammen. Das Tier geht etwa 35 Wochen beschlagen, die Seckzeit fällt durchschnittlich in den Juni. Meist wird nur ein Kalb gesetzt, ausnahmsweise auch wohl zwei. Fortpflanzungsfähig werden stark entwickelte weibliche Stüde im Herbst ihres zweiten Lebensjahres, schwächere erst ein oder (selten) zwei Jahre später.

Die Kälber tragen im ersten Sommer das bekannte gestreifte Haartleid, brücken sich die ersten Tage bei drohender Gefahr an den Boden, folgen aber bald der Mutter und bleiben auch während der Brünst bei ihr, da sich der Hirsch nicht um sie kümmern. Zum Sezen sondern sich die beschlagenen Tiere vom Rudel ab, treten aber wieder zu diesem, wenn die Kälber völlig imstande sind, zu folgen.

Das Rotwild wüdet und vernimmt sehr scharf; minder gut ängt es, so daß der ganz unbeweglich selbst in schlechter Deckung stehende Jäger oft nicht eher erkannt wird, als bis das Wild von ihm Wind bekommt.

Beeren, Knospen, Zweigen, Rinde usw. und richtet sich in ihrer Zusammenfassung nach der Jahreszeit und nach der Beschaffenheit des Revieres. Mit der Nahrung hängt wenigstens indirekt das Schälen zusammen, d. h. das Abreißen der Rinde von Holzgewächsen. Solange die Rinde lastreich ist, also im Frühjahr und Sommer, reißt das Wild lange Streifen Rinde vor unten nach oben hin ziehend ab, während im Winter die Rinde in kleineren, unregelmäßigen Stücken mehr abgeißt oder abgeschabt wird. Der Schaden durch Schälen, welcher wohl alle Baumarten, ganz besonders die Nichte, trifft, kann sehr bedeutend sein, und die Berührung der Schälschäden ist eine wichtige Aufgabe der Forstwirtschaft, die uns hier jedoch nicht angeht. — Feinde aus der höheren Tierwelt hat das Rotwild bei uns fast gar nicht. In den Reichsländern, die freilich nur einen mäßigen Stand an geringem Rotwild besitzen, kann der Wolf als Feind des

letzteren gelten, und in Ostpreußen tritt dieser Räuber bekanntlich in strengen Wintern auch gelegentlich auf, seltener in anderen Teilen Ostdeutschlands. Weit seltener wechselt von Ausland her der Luchs nach Deutschland herein, der ebenso wie der Wolf Rotwild und Rehe in große, dem Forstpersonal bald auffallende Antzue und Ausregung versetzt. Daß Fuchs oder Marder, Adler oder Uhu Schaden an frisch gesetzten Rotwildtälbern, was an und für sich wohl denkbar wäre, wirklich getan hätten, dürfte bei uns kaum beobachtet worden sein. Von Insekten plagen im Sommer allerlei Fliegen, Bremsen und Räden unser Wild, vor allem



15. Hinterlauf eines Rothirsches von 12 Jahren. (1/2 nat. Gr.)
a Obertrüden, b Walle, c Hölle, d Schalenwand.



Schädel



Schädel



16. Hirsch, schrägend.
($\frac{1}{10}$ nat. Gr.)



17. Märtter, schrägend.
($\frac{1}{10}$ nat. Gr.)



18. Blüchtige Fährte des
Rotkirchens. ($\frac{1}{10}$ nat. Gr.)

aber die Dasseliegen oder Destriden, die in einem besondern Artikel abgehandelt sind, da sie nicht ausschließlich auf Rotwild leben (s. *Bremsenlarven*). Erwähnt sei beiläufig, daß die sogenannten Hirschklausen, die sich im Herbst oft in großer Zahl auf Rotwild — und auch auf anderm Wilde — findet, nicht eine wirkliche Laus ist, sondern eine Fliegenart (*Lipoptena cervi*), die, anfänglich geflügelt, gegen den Herbst ihre Flügel verliert. Auch Holzböcke sitzen zuweilen an Rotwild. Von inneren Parasiten sind einige Würmer zu nennen, so Leberegel (*Distomum hepaticum* und *lanceolatum*), die in den Gallengängen leben; Fadenwürmer (*Strongylus filaria*) in der Lunge, oft mittelbar das Eingehen ihres Wirtes dadurch verursachend, daß sie den Boden für das Eindringen gefährlicher Mitrosen vorbereiten, und unter Umständen fast leuchtartig auftretend. Andere Würmer, zu denen auch ein Bandwurm zählt, werden kaum jemals gefährlich. Am schlimmsten sind die kleinsten und am niedrigsten organisierten Feinde des Rotwildes, die einzelligen Lebewesen, welche den Milzbrand und die Wild- und Kinderpeste hervorzurufen. Diese Erkrankungen sicher nachzuweisen, wird nur dem Tierarzte gelingen, weshalb wir auf Näheres hier nicht einzugehen brauchen; doch sei erwähnt, daß in beiden Fällen außerordentliche Vorsicht geboten und gleiche Vorschriften zu beachten sind.

Jagd.

Die Jagd auf den Rothirsch ist ein körperlich und geistig gleich anregendes, das Wissen und Können des Jägers auf harte Proben stellendes Unternehmen. Er hat ein Wild vor sich, welches, überaus scharf an Sinnen, im entscheidenden Augenblick überraschend gut zu kombinieren versteht, mithin den gerechten Weidmann zu einem Kampfe mit gleichen Waffen zwingt, und wenn bei jeder Jagdart die genaue Kenntnis des zu jagenden Wildes erste Bedingung ist, gilt dies besonders beim Edelhirsch, weshalb die Jagd auf den König der Wälder zu allen Zeiten die echte weidmännische Leidenschaft am meisten entlammt hat. — Die für den Rotwildjäger so überaus wichtige Fährtenkunde ist unter *Fährtenzeichen* behandelt.

Unter dem Begriff *deutsche Jagd* faßt man 1) die Hirsch, 2) den Austrand oder Anstiß, 3) das Lancieren, 4) die Treibjagd, 5) das eingestellte Jagen zusammen. Unter der *französischen Jagd* versteht man die Parforcejagd.

1) Die Hirsch ist die anregendste wie auch schwierigste Art, dem edlen König der Wälder beizukommen; sie erfordert neben körperlicher Ausdauer und Selbstbeherrschung die genaueste Kenntnis von seinen Eigen-

schaften und Gewohnheiten, und es gibt keinen besseren Probierstein für das Wissen und Können eines Weidmannes, als sein Benehmen und seinen Erfolg auf dieser Jagd. Unerfütterter Ruhe im entscheidenden, oft unverhofften Augenblick, ein alles durchdringendes Auge und Ohr, Bekanntheit mit allen Tönen des Waldes und mit dem Benehmen gewisser Vögel, instinktives Erkennen der Lieblingsplätze des Wildes, feste Hand und Verwachsenheit mit der Büchse am Kopf zu einem Ganzen, das alles muß der Hirschjäger sein eigen nennen können, um Erfolge zu haben. Wer sich auf die Führung eines andern verlassen muß, kann zwar auch seine Freude an glücklichen Schüsse genießen, dennoch tat er nur halbe Arbeit; selbst ist der Mann, gilt beim Rothirsch wie beim balgenden Auerhahn, dennoch ist es manchem, sonst braven Jäger eben nicht gegeben, hier allein fertig zu werden, und mancher, der auf Hasentreiben und sonstigen Jagden niederen Ranges vorzügliches leistet, wird dem Rothirsch gegenüber vom Hirschkieker lahmgelegt. Die beste Hirschzeit sind zwar die Morgen- und späten Nachmittagsstunden, doch lassen sich darüber keine festen Regeln geben, da das Wild je nach der größeren oder geringeren Ruhe oder Unruhe, nach der reichlicheren oder spärlicheren Nahrung auch über Mittag auf den Läufen ist. Natürlich sucht man zunächst zu ermitteln, wo das Wild steht, dessen Wechsel ist usw., öffnet Augen und Ohren, nimmt die gespannte Büchse unter den Arm und blickt nun, mit ruhigem Schritt und ganzer Sohle leicht, aber bequem und ungezungen auftretend, unter Wind los. Bemerkt man den Hirsch, so schleiche man von Dedung zu Dedung näher, ihn möglichst unverwandt im Auge behaltend, vermeide jeden falschen Tritt, jedes etwa knadende Astchen, und zögere im günstigen Augenblicke nicht mit dem Schuß; steht er ungünstig, so warte man lieber, bis er sich schußfähiger gestellt hat. Sieht der Jäger den Hirsch unruhig werden und sichern, so stehe er unbeweglich, bis sich dieser wieder beruhigt hat, und ganz besonders, wenn er beim Trupp steht; hier muß man schnell die Stützfuß mit dem Auge überfliegen und sich versichern, daß man alle Stüde gesehen hat, sowie daß sie sich alle wieder beruhigt haben, denn besonders das Kopf- oder Leitthier gibt sich beim geringsten Verdacht nicht so leicht der Sorglosigkeit hin, äugt unter den Läufen weg, scheinbar äsend, nach der verdächtigen Richtung, und wenn es einige Schritte mit hochgehobenen Läufen, als wie im Stunpfe, mit zurückgelegten Laufschern umherzieht, dann steht baldige und schnelle Umkehr bevor, der sich das Rudel sofort anschließt. Sieht man Wild an einer Blöße

stehen und kann mit Dedung nicht herankommen, so gehe man ihm scheinbar harmlos, singend und pfeifend näher und gebe schnell den Schuß ab, sobald die Entfernung es erlaubt; manchmal gelingt es, doch selten, an ehelien noch bei einem geringeren Hirsch beim Trupp, beim starken, einzeln stehenden nur sehr selten. Wechfelt ein Trupp an dem gut gedeckten Jäger in Schußnähe (also durchschnittlich 80 bis 100 Schritt) vorüber, dem ein jagdbarer Hirsch nachzieht, und liegt dem Jäger nicht besonders viel an diesem, so warte er mit dem Schuß; denn er darf mit Zuversicht auf einen noch stärkeren Hirsch rechnen, der oft einige hundert Schritte hinter dem Trupp herzieht. Gilt es dem Feisthirsch, so verdoppele man alle Vorsicht, hüte sich vor jedem noch so geringen verdächtigen Geräusch, lasse den Tabak trotz der stehenden Rücken weg, und — trotz alledem wird man gar oft noch der Genartte sein. — Anstand oder Ansicht sind auf den Feisthirsch erfolgreicher.

Neben dem Hirschgang ist die Hirschfahrt ein ebenso interessantes wie bequemes und erfolgreiches Jagdvergnügen, freilich nur in ebenem Gelände anwendbar. Wo große Entfernungen mitzurechnen, sind Pferde zu benutzen; auf einer Fahrt in der Nähe tun zwar auch Ochsen Dienste, dennoch kann ihnen das Wort nicht geredet werden, so sehr sie auch anderweitig empfohlen werden. Ein ruhiges Pferdegeschpann geht, wenn es wünschenswert ist, wie ein solches von Ochsen, ist aber langsamer und kann jeden Augenblick zur gewünschten Schnelligkeit angetrieben werden, was bei den Ochsen ausgeschlossen ist. Ist es notwendig, im scharfen Trab einen Fortschritt zu umschlagen, um zu wissen, ob das Wild noch dancinnen steht; ja selbst eine direkte Verfolgung des tollenden Trupps hat diesen schon zum Stehen gebracht, was alles mit Ochsen nicht zu ermöglichen ist. Der *Birschwagen* muß möglichst einfach sein und augenblickliches, ungefährdetes Abpringen zulassen. Im Freien muß sich der Wagen nach und nach dem Wild zu nähern suchen; ein unbefangenes Benehmen der Ansassen ist hierbei zu empfehlen. Der Führer hat sich um den Jäger nicht zu kümmern, sondern lediglich um die Pferde; ist er erfahren genug, so überläßt ihn der Jäger das Aufahren, andernfalls richte jener sich nach dessen leise gegebenen Weisungen. Ist es Zeit zum Abpringen, was entweder hinten oder auf der dem Wild abgewendeten Seite geschehen muß, so hält der Wagen niemals an, sondern fährt ruhig weiter, und der Jäger schreitet entweder noch einige Schritte nebenher oder feuert sogleich nach dem Abpringen oder richtiger leisen

Abgleiten vom Wagen. Bietet sich eine Dedung, so ist sie natürlich unmittelbar beim Abpringen zu verwerten. Die Pferde müssen schußfest sein, d. h. sie dürfen beim Schießen nicht unbändig werden. Das Hirschenreiten wird nur noch sehr selten ausgeübt; man bedient sich dazu des *Schießpferdes*, das im gegebenen Augenblick durch unverbrüchliches Stillstehen dem Jäger einen sicheren Schuß ermöglichen muß.

Hochinteressant ist die Hirsch auf den Brunsthirsch. Entweder bürstet sich der Jäger an den schreienden Hirsch an, vorausgesetzt, daß das notwendige Büchsenlicht vorhanden ist, oder er schreit den Hirsch an, d. h. er ahmt den Brunstschrei nach. Dieser das Jägerohr elektrifizierende Schrei tönt wie „oh oh oh oah, — oh oh“ und läßt sich entweder aus den Händen nachahmen, indem man beide röhrenförmig aneinander und legt an die Lippen drückt und bei dem gedehnten aah-Laut etwas erweitert, oder noch besser auf dem sog. Hirschruf, einer großen, dazu bearbeiteten Schneckenschnecke, auch auf einem Ochsenhorn oder Bierglas. Täuschend ähnlich muß aber der Schrei erfolgen, und zwar in etwas höherem Ton als der des anzuschreienden Hirsches, damit dieser einen schwächeren Nebenbuhler vermutet. Aus der Antwort des Hirsches gewahrt man, ob er heranzieht; tut er dies so nahe, daß er das Mahnen des Tieres vernehmen kann, so ahme man dies nach, indem man mit Daumen und Zeigefinger die Nasenflügel zusammendrückt, das französische Wörtchen an ausspricht und die Finger schnell losläßt, wodurch der Ton etwas überschnappt. Der Hirsch pflegt darauf still heranzuschleichen, sichert aber mit bedrückender Schärfe, und es kommt nun auf die Befähigung des Jägers an, ob er der Betörte ist oder der Brunsthirsch. Liegt der H. im Feuer, so beeile man sich mit dem Auslösen des Kurzwildbretts; schon an und für sich ist ein böderner Brunsthirschbraten Geschmacksache; bleibt ihm aber das Kurzwildbret, dann dürfte selbst ein hungertiger Zigeunermagen sich von ihm wenden.

Wie sich das Wild beim Anschusse verhält und wie sich der Jäger zu benehmen hat, ist bei den *Schußzeichen* und der *Nachsuche* angegeben. Unentbehrlich bei der Jagd auf Hochwild ist der Schweißhund (s. *Schweißhund*).

2) Der Anstand oder Ansicht kann natürlich nur an einem sicheren Wechsel Sinn haben, sonst kann ihn der Jagdfreund wochenlang vergeblich ausüben. Im den Hirsch nicht zu vergrämen, betrete man den Wechsel nicht, dagegen vertrete man alle einzelnen Fahrten, welche über öffentliche Wege usw. führen, damit sie nicht unberufenen

Jagdbeslüssen zum Wegweiser dienen. In der entsprechenden Entfernung schaffe man sich eine Deckung hinter einem Strauch, Erdaufwurf, Baumsturz usw. oder eine künstliche, aber möglichst unauffällige Deckung, da der Hirsch Kunstbauten nicht liebt, und stelle oder setze sich gegen Abend oder vor der Morgendämmerung so an, daß man nach der entsprechenden Richtung freien Schießraum hat. Ganz vorzüglich sind sog. *Kanzeln* oder Hochstände. Auch eine alte Eiche mit ihren starken Ästen dient einem gewandten Körper zum Hochsitz, einige lange, in den Stamm getriebene Drahtnägel erleichtern den Anstieg. Der Hochstand hat den großen Vorzug, daß das Wild keine Bitterung vom Jäger erhält, freilich aber auch den Nachteil, daß, wenn das Wild auch nur etwas zu entfernt ausgetreten ist und vom Schützen steht, dieser auf seiner Kanzel untätig sitzen muß und, will er sich nicht den Wechsel verderben, bei allem Ärger noch sehr still dazu. Das Wild traut des Abends unruhig aus, fast als wenn es von etwas getrieben würde; doch das ist nur die Freude auf die Abzug, und bald wird es nach einigem Sichern vertraut äßen. Der Hirsch jedoch bleibt erst einige Zeit am Holzrande stehen, sichert wiederholt peinlich, und erst wenn er von der Sicherheit überzeugt ist, tritt er aus, aber auch nur leise, so daß er oft ganz plöblich, wie aus der Erde gewachsen, dasteht. Des Morgens dagegen zieht das Wild sehr bedächtig und behaglich zu Holz, äßt noch hier und da am Wechsel und zeigt überhaupt keine Fähr; dieses Juholzziehen nannte die alte Jägerei beim Hirsche den Kirchgang.

3) Das *Vancieren* eines womöglich bekämpften Hirsches geschieht durch einen Jäger mit dem auf gesunder Fährte gearbeiteten Schweißhunde. Auf die besten Wechsel stellen sich Schützen vor und der Schweißjäger hängt mit dem Hunde am Riemen so lange auf der Fährte des Hirsches nach, bis dieser an irgend einer Stelle auswechselt. Bei dieser Jagd sind größte Ruhe und Ausdauer notwendige Tugenden der Jäger, denn es dauert oft Stunden — einen halben Tag unter Umständen —, bis der Hirsch austritt.

4) Die *Treibjagd*. Sie wird bald mit nur einem Treiber, bald mit einer Treiberwehr, bald mit Treibern und Hunden gemacht. Bei der Jagd mit nur einem Treiber, dem Riegeln oder Durchdrüden, gilt es meist nur einem Hirsche, welcher nach einer Neud gefährtet, oder einem Feisthirsche, dessen Stand sicher ausgemacht worden ist. Ein Schütze stellt sich auf dem Wechsel unter gutem Winde vor, und ein Treiber, eventuell zweiter Schütze, besorgen das Drüden, ab und zu hufend, pfeifend, an die

Bäume schlagend, doch ohne auffälligen Lärm. Auch Dachshunde tun hier ganz gute Dienste, da sie dem Hirsche nicht weit folgen, meist aber diesen an Durchbrechen nach rückwärts hindern. Gewöhnlich kommt dann der Hirsche, der nur eine gewöhnliche Störung hinter sich vermutet, ziemlich vertraut an, gleichwohl muß der Schütze sehr achtsam und schußfertig stehen; oft kommt der treibende Kamerad, wenn er gut zu schleichen versteht, eher zu Schuß. —

Mit der Treiberwehr jagt man, wenn es keinem besonderen Stüd, sondern überhaupt gilt, einige Hirsche oder Stüde Wild abzuschießen. Der Erfolg dieser Treibjagd hängt in erster Linie von der Zuverlässigkeit und sachgemäßen Führung der Treiberwehr ab, daher müssen die Treiber genau wissen, was sie zu tun haben, nach der ihnen an Ort anzuhestenden Nummer angestellt werden und in der Ordnung, wie sie angelegt wurden, am Ende des Treibens herauskommen. Daher hat jeder Treiber die bestimmte Fühlung mit dem nächsten zu halten, in gleichmäßiger Schnelligkeit vorwärts zu gehen, keinen überflüssigen Lärm zu machen, wenn er Wild sieht, zu rufen: „Hirsche, Hirsche!“ oder was sonst anbefohlen ist; vor allem sollen die Treiber, wenn sie zurückbrechendes Wild bemerken, niemals zusammenlaufen und dieses durch unmäßiges Schreien und Lärmen zu fern suchen, weil dann das Wild erst recht durchbricht, im Notfall über die Treiber fällt oder sie gar annimmt, forstelt und sonstwie verlegt. Ist Wild durchgebrochen, so geht die Treiberwehr still zurück und nimmt das Treiben von neuem, falls das Wild darin stehen geblieben ist. Für solche Vorkommnisse hat der Jagdleiter im voraus seine Anordnungen zu treffen. Werden Jagdsignale geblasen, was bei großen Treibjagden ebenso notwendig wie angenehm ist, so müssen die Treiber diese verstehen und genau befolgen. Die Flügel der Wehr führt je ein diensttuender Jäger, wie auch einer in der Mitte die Ordnung überwacht, wozu auch ein tüchtiger, erfahrener Treiber, vielleicht der Oberholzhauer oder sonst ein Vertrauensmann, benutzt werden kann. Für das Ergebnis sind die Schützen verantwortlich zu machen. Bei allen solchen Jagdgesellschaften gibt es Mitglieder, die entweder noch jung, also ohne Erfahrungen, sind oder, wenn gleich sie zu den stehenden, unverdorstenen Jagdgästen gehören, dennoch niemals Ordentliches leisten, teils in Folge schlechten Schießens, teils wegen Unruhe auf dem Stand oder in Folge Mangels an sonstigen Jägertugenden. Wenn gleich eine Härte darin zu liegen scheint, solche Schützen auf die weniger guten Posten zu stellen, so ist

dies bei Jagden, wo es auf ein gewisses Ergebnis ankommt, doch nicht zu umgehen und nur dann ein Anstellen nach dem Los zu empfehlen, wenn alle Schützen gleich zuverlässig sind oder man es darauf ankommen lassen mag, wie die Strecke ausfällt. Kein Schütze darf den ihm angewiesenen Posten eigenmächtig oder doch, ohne die Nachbarn in Kenntnis gesetzt zu haben, verlassen; jeder muß genau den Stand des Nachbarn kennen, denn nur durch die strengste Aufrechthaltung der Ordnung sind Unglücksfälle zu vermeiden, die so leicht durch die blauen Bohnen betaufbeschworen werden.

Die bei der Treibjagd zu beachtenden Regeln sind folgende (s. a. Treiben): Kein Schütze darf seinen Stand verlassen, ehe das Treiben abgelassen oder abgerufen ist; kein Schütze darf ins Treiben schießen, nachdem das durch Signal verboten ist, oder wenn die Treiber so nahe sind, daß sie durch Kugelschüsse gefährdet erscheinen, sondern erst, wenn das Wild durch die Schützenlinie gewechselt ist; kein Schütze darf in Anschlag mit der Büchse dem Wild nachziehen, ehe es durch ist; er darf nur auf das zum Abschluß bestimmte Wild schießen, auch nicht auf ein solches Stück, welches dem Nachbar näher ist als ihm, wenn jener es nicht offenbar verpaßt; bei gegebenem Signal „Hahn in Ruh“ darf er unter keinen Umständen mehr schießen, nach dem Signal zum Sammeln den Stand nur mit entladener Gewehr, die Mündung nach oben, verlassen. Den etwaigen Anstoß soll er verbrechen, dem Jagdleiter Anzeige machen, niemals aber eigenmächtig die Nachsuche beginnen. Nach alter Regel gilt, wenn mehrere Schützen ein Stück beschossen haben, die erste Kugel, sofern sie das beschossene Wild so anschwärzt, daß man seiner habhaft werden konnte. Wegen die Entscheidung des Jagdleiters gilt keine Einrede.

Wird die Beobachtung gemacht, daß alte, geweihte Hirsche sich regelmäßig durch die Treiber schleichen, so wird nicht gegen die Schützen, sondern von diesen abwärts getrieben, um diese „alten Herren“ zum Schuß zu dringen. Auch wenn es sich um geringe Hirsche oder Kahlwild handelt, bieten die Rüdwechsel die sichersten Stände, wenn die Treiber nicht sehr gut diszipliniert und von Jagdbeamten ganz sachgemäß geführt werden.

Treiber und Hunde wendet man gleichzeitig an, wo unwegsame Stellen das Vordringen der Treiberwehr unmöglich machen; an solchen löst man einige Braden oder Fedel, und es bleiben mehrere Treiber stehen, um das Durchbrechen des Wildes nach hinten zu verhüten, oder auch die ganze Treiberlinie macht Halt, wenn die Braden jagen. Man jagt auch nur mit Hunden, wo Treiber gar nicht zu haben

oder zu verwenden sind, und bringt, wenn die Schützen stehen, die Hunde unter Wind ins Treiben; sie dürfen nicht weidelauf sein, also ohne Grund Hals geben, sondern nur auf warmer, d. h. frischer Fährte. Sehr schnelle Hunde sind nicht vorteilhaft, weil sie das Wild zu scharf jagen, so daß es sehr flüchtig vor die Schützen kommt; dagegen müssen sie mit größter Ausdauer jagen, bis sie das Wild zu Schuß gebracht haben. Diese Jagdart wird in gepflegten Revieren sehr selten betrieben, weil sie das Wild sehr beunruhigt, ja sogar zum dauernden Auswechsell drängt, sofern öfter diese Treibjagden mit Hunden vorgenommen werden. Sie eignet sich am besten im Spätherbst, wo es keine schwachen Kälber (Kixe u. a.) und hochbeschlagenen Tiere gibt.

5) Das e i n g e s t e l l t e J a g e n besteht darin, daß ein Distrikt gänzlich mit Tüchern, Rehen oder Lappen, d. h. an Keinen besetzten Leinwandstücken, welche sich im Winde bewegen, umstellt wird. Das Verfahren ist in Kürze folgendes: Der zu bejagende Forstort muß Dichtung und taumföhendes Holz haben, damit das Wild Dedung findet und im taumen Holze die Jagdschirme mit dem nötigen Schiebraum errichtet werden können; am vorteilhaftesten liegt die Dichtung inmitten des lichtereren oder taumen Holzes. Grenz eine Wiese an dieses Gelände, so ist das sehr günstig, andernfalls muß eine entsprechende Waldfläche abgetrieben und mit Haser, Widen oder Hadstrüchten bebaut, auch der wund gemachte Wiesenboden angefüllt und die Anlage fest umzäunt werden. Etwa 10 bis 12 Tage vor dem abzuhaltenden Jagen wird die Umgebung mit hohen Tüchern oder Rehen umstellt, das Wild gegen die umzäunte Ader- oder Wiesenfläche aus den benachbarten Forstorten beigetrieben und bei hinlänglicher Anzahl schleunigst verlappt. In der Umzäunung der besetzten Fläche sind an der Seite, von welcher das Wild herangetrieben wird, sowie an der des eingestellten Jagens je 2 bis 3 verstellbare Gattertore angebracht; gegen Abend werden die ersten geöffnet, wonach ein Teil des hungrigen Wildes sehr bald auf den Haser tritt und sich fäßt, darauf schließt man sie geräuschlos vor Tagesanbruch, fäßt das ausgetretene Wild nach Art und Geschlecht, treibt es durch die nun gleichfalls geöffneten Gatter in das eingestellte Jagen, in welchem es nun bleibt und gesütert wird, und fahrt allmählich in dieser Weise fort, bis das verlappte Wild in das Jagen eingetrieben und nach Art und Stückzahl genau notiert ist, worauf die Lappen abgehoben werden können. Die Stände bzw. Jagdschirme stehen mit der Front gegen die Tücher, und nun wird das Wild durch eine

rühig auf und ab gehende Treiberwehr gegen die Schirme getrieben und aus diesen erlegt; in das Treiben hinein darf natürlich nicht geschossen werden, um die Treiber nicht zu gefährden. Das Treiben selbst wird mit größter Genauigkeit von den befohlenen Jagdbeamten unter Zuhilfenahme von Hornsignalen kommandiert; ein schneller und sicherer Erfolg beruht auf der pünktlichen Führung und Beachtung der Befehle. Diese einfachste Art von eingestellten Jagden nennt man Kesseljagen. — Ein anderes Verfahren besteht in der Herrichtung des Laufs, einer raumen, planierten Fläche, welche von hohem Zeug umstellt und in der Mitte mit nur einem großen Jagdschirm versehen wird, aus welchem die Schützen das mit Treibern oder Hunden vorgetriebene Wild erlegen. An den Lauf schließt sich die gleichfalls umstellte Kammer, aus welcher das Wild in den Lauf, und endlich das gleichfalls umstellte Zwangstreiben, d. h. die Stelle, in welche das Wild aus den benachbarten Waldteilen zusammengetrieben wird.

Bei bestätigtem Jagden wurde das Wild von den Besuchjägern mit den Leithunden bestätigt, d. h. durch deren Zeichen der Fahrten festgestellt. Diese Hunde sind ausgeforben; man bedient sich ihrer seit fast einem Jahrhundert nicht mehr, zumal auch die eingestellten Jagden nur noch an wenigen Stellen, im vollen Glanz am preussischen Hof, abgehalten werden, wo von des deutschen Kaisers Majestät auf strenge Einhaltung des Ceremoniells, doch mit Weglassung alles unnützen Landes, gehalten wird. An die Stelle des Leithundes ist der nach der Manier des früheren königlich hannoverschen Jägerhofes leithundsmäßig gearbeitete Schweifhund getreten. Das geschossene Wild wird reihenweise nebeneinander gelegt (Strede gemacht); in der ersten Reihe werden die Rothirsche gestreckt, in der zweiten die Tiere, in der dritten die Damhirsche, in der vierten die Damtiere, in der fünften und sechsten Rehböcke und Riden. Sauen werden besonders gestreckt. Während der Besichtigung der Strede werden die Lotsignale für die in ihr befindlichen Wildarten gelassen. — Das erlegte Wild wird so bald wie möglich aufgebrosen und dann zerrvort, zerlegt.

Früher hielt man *Hauptjagen* ab, zu welchen das Wild aus vielen Quadranteilen von Tausenden von Treibern zusammengetrieben wurde; solche Jagden waren nur zu Zeiten der Frondienste möglich; das Wild wurde dabei weniger gejagt als massakriert, so daß selbst Jäger der damaligen Zeiten sich gegen sie aussprachen. Ein *Kontajagen* ist ein solches, in welchem ein Trupp oder einzelner Hirsch durch Lächer

von seinem Wechsel abgechnitten und in einen angrenzenden, vorher eingestellten Distrikt getrieben wird. *Kontajagen* hieß auch ein eingestelltes Jagden mit zwei Kammern. Das Wild kam also von zwei Seiten auf den Lauf. Ein *Festjagen* wurde in Galauniformen abgehalten, welche nebst den Damen die Hauptrollen dabei spielten. Bei einem *Fangjagen* wird das Wild gegen sängisch und buzenreich gestellte Rege getrieben, damit es sich in diesen fängt, um lebendig verwendet, hauptsächlich in andere Reviere ausgelezt zu werden. Das Wild wird dabei aber freilich so suchbar abgeängstigt, daß manches Stück verendet, ehe es in die bereitstehenden Transportkasten (s. *Kasten*) gebracht werden kann. Zu den eingestellten Jagden gehörte eine große Menge Zeug — Lächer, Rege, Lappen, Archen, Stel- und andere Stangen, Zeugwagen — das im Zeughaufe untergebracht war; ferner ein großes Aufgebot von Menschen und Pferden.

Die *Parforcejagd* auf Hirsche in freier Wildbahn ist bei den jetzigen Kulturverhältnissen kaum mehr möglich. Man jagt jetzt nur noch sog. *Kastenhirsche*, welche in Parks gut gefüttert, in großen Kästen nach dem betr. Orte befördert und dann bei Bedarf losgelassen werden. Vgl. *Parforcejagd*.

Literatur: W. Kießling, *Der Rothirsch* und seine Jagd; Fr. Massfeld, *Das Rotwild*, 2. Aufl.; Dietrich aus dem Bindell, *Handbuch für Jäger*, 3. Aufl.; W. Wieling, *Die Hirschzeichen beim Rotwilde*, 3. Aufl.

Rotwurm bei Geflügel s. *Luftröhrenwurmsuche*.

Rohbarisch s. *Barsche III, 1.*

Rüben s. *Oelfrüchte*.

rüden. 1) Vom Hasen, wenn er zu Feld oder zu Holze geht. 2) Das Strafen eines an der Leine geführten Hundes durch heftiges Anziehen der Leine. 3) Das Ziehen der *Rückleine*.

Rüdenwind s. *Wind*.

Rüdfährte s. *Hinfährte*.

Rüdgelent der Abzüge. Bei leichten Gewehren, die stark stoßen, ist es praktisch, den vorderen Abzug mit einem Gelent zu versehen, so daß er nach vorn ausweichen kann, wenn er infolge des Rüdstoßes beim Absuern des linken Lauses gegen den Finger des Schützen stößt.

Rüdleine (Rudkleine), die Leine, mit der man ein aufgestelltes Netz zuzieht, s. B. am Vogelherde.

Rudfad, ein aus starkem, meist wasserdichtem, grünem oder bräunlichem Leinen gefertigter, oben offener und mit einer Leine zusammenschließbarer Sad, der an kräftigen Armbriemen auf dem Rücken getragen wird. Der R. hat sich, vom südblichen Berglande stammend,

auch in Norddeutschland sehr eingebürgert und dient zur Aufnahme nicht nur aller nötigen Munition, Jagd- und Bekleidungsstücke, sondern insbesondere auch zum Tragen von Wild. Er muß daher mehrere Innen- und Außentaschen haben. Wegen des Austretens von Schweiß schützt ein leichtes Gummifutter (Wachstuch bricht leicht) und gegen Eindringen des Regens eine Schutzklappe. Der R. muß gut verpaßt sein und nicht zu tief auf dem Rücken liegen. Praktisch sind sog. Gleitriemen, die an den Tragriemen entlang vom Rücken bis zur Mitte der Riemen an Ösen befestigt sind und ein Vorbringen des am Gleitriemen hängenden Führergalgens und Einhängen geschossener Federwilde an den Galgen gestatten, ohne den R. abzuschmeißen.

Rückspringschloß, ein Gewehrschloß, dessen Hahn nach dem Vorschlagen selbsttätig in die Ruhrast zurückspringt. Alle modernen Hahn- gewehre haben Rückspringschlosser.

Rückstecher s. *Stecker 2.*

Rückstoß. Beim Schuß üben die Pulvergase einen nach allen Seiten gleichmäßigen Druck aus. Sie erteilen also nicht nur dem Geschosse eine Geschwindigkeit nach vorn, sondern auch dem Gewehre eine solche nach rückwärts. Die Stärke des R. wird bedingt durch das Gewicht des Gewehres, Gewicht und Geschwindigkeit des Geschosses und nach den Feststellungen von Preuß auch durch die Verbrennungsgeschwindigkeit des Pulvers. Je größer das Gewicht und die Fluggeschwindigkeit des Geschosses und je leichter das Gewehr, um so heftiger ist der R. Man berechnet allgemein die Rückstoßenergie, also die lebendige Kraft, die das Gewehr durch Rückwirkung der Pulvergase erhält, nach der Formel $R = \frac{P V^2}{2g}$

wobei P das Gewicht der Waffe, V die Rückstoßgeschwindigkeit und g (gravitas) die Erdbeschleunigung (9,808) bezeichnet. Die Rückstoßgeschwindigkeit und Geschossgeschwindigkeit verhalten sich umgekehrt wie Geschossgewicht zum Gewehrgewicht. Zum Messen der Rückstoßgeschwindigkeit hat Preuß mehrere Apparate erfunden. Die Messungen damit zeigen zahlenmäßig die dem aufmerksamen Schützen bekannte Tatsache, daß bei gleicher ballistischer Leistung Schwarzpulver infolge seiner zeitlich längeren Schußentwicklung größere Rückstoßgeschwindigkeit gibt als rauchloses Pulver.

Rückstrich s. *Wiederstrich.*

Rüde, ein Haphund, der besonders auf Sauen geheßt wird, daher man am häufigsten von Saurüden spricht; ferner im weiteren Sinne jeder männliche Hund, der männliche Fuchs, Wolf, Schakal.

Rudel, eine größere Gesellschaft von Schalenwild, mit Ausnahme des Reh- und Schwarzwildes; vgl. a. *Sprung, Trupp.*

rudeln (sich zusammenschüteln), das Zusammenrummen des Rudel bildenden Wildes.

Rüdemeister, ein Jäger, der die Aufsicht über die Hunde führt.

Rüdemesterei, der Ort, wo die Saurüden unter Aufsicht des Rüdemesters eingewingert sind.

Rüdenhorn, eine Art Hifthorn, das der Rüdenmann zum Herbeiführen und Anfeuern der Rüden gebraucht.

Rüdenmann, der Führer einer Haß von Saurüden, der er zu Fuße folgt. Seine Ausrüstung besteht in einem starken Fangmesser oder einem Schweinszahn, mit denen er die von den Rüden gedekten Sauen abfängt. Außerdem führte er früher einen hölzernen Ankebel bei sich, um den an den Sauen verfangenen Hunden den Fang auszubrechen.

Ruder, die Füße der Schwimmvögel; diejenigen der zur Niederjagd gehörigen Arten werden auch Rastchen genannt.

Ruderente s. *Enten VI.*

rudern, das Schwimmen der Wasservögel. **Ruf**, ein Signal an Jäger oder Treiber; dann eine Note für verschiedenes Wild. Der Hirschruf besteht am besten aus einer großen, am verschlossenen Ende abgesehenen Schneckenmuschel; der Rebhühnerruf wird am täuschendsten auf einem an beiden Seiten offenen Fingerhut, dessen eine Öffnung mit Pergamentpapier verklebt wird, durch welches ein Pferdehaar gezogen ist, nachgeahmt; der Hehruf durch Blatten usw. (s. die verschiedenen Wildarten).

ruhen, wenn Rebhühner sich zusammensetzen, junges Wild nach der Mutter verlangt, Eulen oder Wildtauben zur Paatzzeit ihre Stimme erschallen lassen.

Ruhe. Ein Gewehrhahn befindet sich in der R., wenn die Abzugsstange in einer vertieften Stelle der Ruß, der Ruhrast, liegt. In diesem Zustande darf das Gewehr nicht abschickbar sein; hierzu muß der Hahn gespannt werden.

Ruhen der Jagd. In manchen Jagd- gebieten gibt es kein R., z. B. in Bayern. Die preussische Jagdordnung kennt das R. nur in einigen Fällen. Nach § 6 Abs. 2 dürfen juristische Personen, Aktiengesellschaften, Kommanditgesellschaften auf Aktien, eingetragene Gesellschaften und Gesellschaften mit beschränkter Haftung das Jagdrecht auf Eigenjagdbezirken nur durch Verpachtung oder durch höchstens drei angestellte Jäger ausüben, oder sie müssen es ruhen lassen. Nach § 13 können zur Fischerei dienende Seen und Teiche, die zur Bildung von Eigenjagd- bezirken nicht geeignet sind, sowie Schiffahrts- kanäle von dem gemeinschaftlichen Jagd- bezirk ausgeschlossen werden. Auf dem aus-

geschlossenen Grundflächen muß während der Dauer des Ausschusses die Ausübung des Jagdrechts ruhen. Im gemeinschaftlichen Jagdbezirk darf die Jagd nur mit Genehmigung des Kreisaußschusses, in Stadtkreisen des Bezirksaußschusses, ruhen; die Genehmigung ist jeder Zeit widerruflich; kommt Wildschaden vor, so darf die Jagd nicht ruhen, wenn ein Jagdgenosse dagegen Einspruch erhebt. Muß die Jagd ruhen, so darf eine Jagdausübung nicht stattfinden, auf eine Übertretung des Verbotes sind jedoch Strafen nicht gesetzt. Das Reichsgericht nimmt an, daß im gemeinschaftlichen Jagdbezirk die Jagdberechtigung virtuell der Gemeindebehörde zusteht und daß diese Jagdberechtigung verletzt wird, wenn der Grundstückseigentümer auf seinem Grundstücke die Jagd ausübt. Diese Auffassung ist bedenklich, da die Gemeindebehörde die Jagd nur zu verwalten hat, aber nicht selbst jagdberechtigt ist. Es ist dringend erforderlich, daß hier ausdrückliche Vorschriften erlassen werden.

Nährfaden (Faden) wird beim Vogelherbe den Nährvögeln, beim Entenfang der der Hütte zunächst angelegten Ledente angelegt, um sie damit, wenn sie sich zu wenig bewegen, aus der Hütte anziehen (anrühren) zu können.

Rundkugeln werden nur noch selten verwendet. Früher schoß man sie häufig aus Flinten bei Hochwildtreibjagen (besonders auf Sauen), wo es auf schnelles Schießen bei

kurzen Entfernungen ankam. Da man Rundkugeln nur aus Zylinderläufen verwenden kann und die Schußgenauigkeit der Rundkugeln nur sehr gering ist, erkand man besondere *Flintenlaufgeschosse*, die sowohl aus Zylinder- als auch Würgebohrungsläufen geschossen werden können. Vereinzelt werden Hartblei-Rundkugeln mit ganz schwachen, rauchlosen Ladungen für Büchsen — namentlich solchen für 8 mm-Kantelgeschosse — und Pistolen als Übungsmunition verwendet.

Runkelrabe s. *Hackfrüchte*.

rupfen, das Zerren des Hundes.

Rufnase s. *Karpfenfische IX, 2*.

Rute, 1) der Schwanz des Hundes und des Haarraubzeuges außer dem Fuchs; 2) das männliche Glied des Haarwibes.

rusten, die langsamste Fortbewegung des Hasen, namentlich während des Wens.

Rutte s. *Aalraupe*.

Rüttelfalle s. *Edelfalken II, 2*.

rütteln, eine Eigentümlichkeit mehrerer Raubvögel, besonders des Turmfalken, des Schrei- und Schlangenablers, sowie des Raufußbussards, daß sie, im Fluge plötzlich anhaltend, auf einer Stelle längere Zeit verweilen, indem sie den Stoß stark nach vorn drücken und mit den Flügeln hastig klattern. Sie tun dies zur Beobachtung des unter ihnen liegenden Feldes auf Vorhandensein von Beute.

G.

Zaatsgans s. *Gänse I, 2*.

Zaatskrähe s. *Rabenvögel IV, 4*.

Säbelschnäbler (*Recurvirostra L.*); Gattung aus der Familie der Schnepfen. Stecher flach, säbelförmig aufwärts gebogen, in eine feine Spitze auslaufend; die Schnabelfurchen reichen etwa bis zur Mitte. Nasenlöcher rifs-förmig, nahe der Stirn. Die sehr kurze Hinterzehe erreicht den Boden nicht, Vorderzehe bis an die Nagel mit tief bogenförmig ausgeschnittenen Schwimnhäuten; Stoß zwölffederig, abgerundet, von den Flügeln überdeckt. Bei uns nur der *Avosettfäbler* (*Recurvirostra avosetta L.*; Avosette, Winkelschnabel, Schwimmsfüßiger S.). Länge 36,5, Stoß 8,5, Stecher 7,4, Lauf 8,4, Mittelzehe ohne Nagel 3,6 cm. Weiß die Hauptfarbe; der obere Kopf, Nacken, Schultern, kleine und mittlere Flügelbedeckern und große Schwingen schwarz, so daß zwischen den schwarzen Schultern und Flügelbedeckern auf dem Flügel ein großes, längliches Feld gebildet wird. Stecher schwarz, Ständer

blaugrün, Iris braun. Weibchen schwächer als Männchen, sonst ihm gleich; bei den Jungen ist das Weiß trüber, das Schwarz bräunlicher, stumpfer, mit blaffen Federrändern. Der S. findet sich von den Küsten der Nord- und Ostsee südwärts über fast ganz Afrika, außerdem in vielen Teilen des mittleren Afriens, bewohnt aber nur Meeresküsten oder die Ufer sehr großer Binnengewässer. An unseren deutschen Küsten ist er schon sehr selten geworden. Er brütet noch auf einigen Nordseeinseln, auch in den Sümpfen der Donau. Das oft beinahe freistehende Nest enthält drei mehr oder weniger zugespitzte, von 50:36,5 bis 46:34 mm große Eier, die auf lehmfarbigem oder grünlichem Grunde graue Schalenflecke, darüber schwarzbraune Flecke und Punkte haben. Des S. Nahrung besteht aus weichen Tierstoffen, wie Weichtieren, Laich, Krabben, Larven. Infolge seiner Schwimnhäute schwimmt er leicht und gern, wobei er nach Fischlaich und auch wohl kleinen Fischen ausgeht. Seinen wundertlichen Stecher schiebt er in den Schlamm oder das

Wasser hinein und sucht schnatternd, wie die Ente, seine Nahrung. Seine Stimme klingt wie „Gwi gwi gwi“ oder „Püt püt“, und in der Brütezeit soll er wie „Tliu tliu tliu“ kufen. Es werden glücklicherweise nicht viele Jäger sich rühmen können, diesen Vogel erlegt zu haben; an der Ostsee gehört er entschieden zu den allerscheuesten Vögeln.

Sachalin-Inöterich (*Polygonum sachalinense*) verdient in der Wildpflanze die größte Beachtung. Es ist ein ausdauerndes, mit vielen ganz vorzüglichen Eigenschaften aus-

eignet sich hervorragend zur Anlage von Remisen.

Sadgarn s. Jagdnetze 5.

Sadröhre, die blind endende Röhre eines Baues, die also keinerlei Verbindung mit den anderen Röhren hat, wie überhaupt alle Zusammensetzungen mit Sad als Bestimmungswort stets die Bedeutung des Geschlossenenseins am hinteren Ende haben.

Säger (Sägerente, Sägertaucher; *Mergus L.*), Gattung aus der Ordnung der Sieb-

schnäbler (*Lamelloirostres*) und der Familie der Enten. Der Schnabel ist dünn, nicht abgeflacht, lang gestreckt, an der Spitze mit einem abwärts gekrümmten Haken. Die Zähne an den Rändern beider Kiefer sind rückwärts gerichtet; der Oberkiefer hat eine doppelte Reihe, in deren Zwischenräume die einfache Reihe des Unterkiefers eingreift. Federn des Hinterkopfes und Nackens meist verlängert. Der Aufenthalt der Innenseite hat einen schmalen, die Hinterseite einen starken, herabhängenden Hautlappen.

1) Großer E.

(*Mergus merganser L.*, *M. castor* Keys. et Blas.; Gänsefäger, Gänstaucher, Tauchgans; s. Abb. 1). Länge 70, Stoh 10—11, Schnabel 7, Lauf 5 cm. Spiegel weiß. Federn des Oberkopfes hollenartig verlängert. Beim Männchen Kopf und



Sachalin-Inöterich in Blüte.

gestattetes Gewächs von 3 bis 4 m Höhe, riesenhaften Blättern und leichter Vermehrung durch abgestochene Wurzelprossen. Es stellt geringe Ansprüche an den Boden und wächst selbst auf Sand und Steingeröll. Die Pflanzen können jährlich 3- bis 4mal abgeschnitten werden. Das Wild ist Stengel und Blätter mit wahrer Bier, ebenso auch das Heu. Der Nährwert ist dem der Luzerne gleich. Aus den Blättern macht man auch Sauerheuen. Das Heu liefert jährlich 200 000 bis 400 000 kg Ertrag ohne Düngung und große Auslagen. Die Pflanze gedeiht selbst noch im Schatten. Sie liefert eine reichliche und sehr begehrte Frühjahrssäugung und

Oberhals tiefschwarz mit grünlichem Metallschimmer, ebenso der Oberrüden; Unterrüden grau, Bügel und Bauchseiten schwärzlich geprißt; Flügel und Armschwingen weiß, von diesen haben die drei vordersten schwarze Außenränder; Handschwingen schwarzgrau. Die ganze Vorderseite rötlich-weiß, eine Färbung, die nach dem Verenden in Weiß ausbleicht. Bei der Ente sind Kopf und Oberhals rotbraun, auch sie ist mit einem Federbusche gezieret; die ganze Oberseite schiefergrau; Rinn und Kehle weiß, wie auch die Mitte der Vorderseite; an den Hinterseiten etwas grau und schwärzlich gewellt; der weiße Spiegel hat eine verwaschene, dunklere Querzeichnung.

Beim Erpel im Sommerkleide sind Spiegel- und Oberseite wie im Prachtkleide, das übrige aber der Ente fast gleich. Iris hellbraun. Schnabel und Kuder hochrot, bei jungen Vögeln mehr gelb. Der Sägertaucher brütet im Norden der Alten Welt, östlich in Europa bis zum Küstengebiete der Ostsee, außerdem auf einigen Schweizer Seen, in Rußland bis zum Wolgagebiete. Bei uns nistet er einzeln in den Küstenländern der Ostsee, geht aber



1. Kopf des großen Sägers
(Erpel im Prachtkleide).

zur Zugzeit bis nach Südeuropa. Er kommt auch auf offener See vor und fällt durch seine höchst angenehme Erscheinung selbst dem Laien bald auf, wie auch seine rauhe, weit hin tönende, wie „Karr larr“ klingende Stimme die Aufmerksamkeit auf ihn lenkt. Er ist auch im Winter bei uns und hält sich dann auf offenen Stellen der Gewässer auf, nach denen er weit umherstreicht. Zu Ende April legt er sein Nest bald im Köhricht zwischen Einsenkungen, bald in hohlen Kospfweiden, selbst, wie die Stodente, in verlassenen Raubvogelhorsten an; die 8 bis 14 Eier sind grünlich-gelb, meist gestreckt und 68 : 45 mm groß. Seine Nahrung besteht aus allerlei Wassertieren, besonders Fischen, welche er unter dem Wasser als geschickter Taucher fängt; er sucht zu diesem Zweck im Winter die aufgehauenen Büchsen auf, von denen er dann weit in das Wasser hineintaucht. Der große S. ist äußerst scheu und vorsichtig, und da er stets nur auf freiem Wasser und tief in diesem liegt, auch bei Gefahren sich förmlich hineinbrückt, so ist ihm kaum anzukommen, abgesehen davon, daß er selbst im günstigen Falle dem Schützen eine sehr geringe Zielfläche bietet. Der Fischerei ist er immerhin nicht ungefährlich, daher seiner Brut nachgestellt wird; das Wildbret ist aber wegen seines trangen Geschmacks kaum zu gebrauchen. Der gr. S. ist eine Zierde unserer Gewässer.

2) Mittlerer S. (*Mergus serrator* L., Merganser serrator Bonap.; Langschnäblicher S., rotbrüstiger S., Mittelsäger). Länge 54 bis 60, Stoß 8, Schnabel 7, Lauf 4,5, Mittelzehe mit Nagel 8,8 cm. Der weiße Spiegel des Erpels hat zwei, der der Ente eine schwarze Querbinde. Der Erpel im Prachtkleide ist auf dem Kopf und einem kleinen Teile des Oberhalses tief-

schwarz mit etwas Metallschimmer und mit einem zweiteiligen Federbusche geziert; auf dem Oberhalse ein breiter, weißer Ring, Oberrücken und Schultern tiefschwarz, Stoß grau; die schwarzen Schulterfedern mit weißen Längsstreifen, Flügel weiß, Handschwingen schwarzbraun, Armschwingen weiß mit schwarzen Außenrändern. Unterhals und Kropf rostrochlich mit schwarzen Längsflecken; Vorderseite weiß, Tragfedern mit schwarzgrauen Querzeichnungen. Im Sommerkleide ist der Kopf des Erpels rotbraun, Rücken schiefergrau und die ganze Vorderseite weiß. Ähnlich sieht auch die Ente aus, doch ist ihr Federbusch kleiner und die ganze Färbung bräunlicher. Schnabel rot mit dunkelbraunem Streifen auf der Spitze, Kuder gelbrot, Iris braun, der Schnabel der Ente gelbrot. Die Eier sind 63 : 44 mm groß und in der Farbe denen des großen S. ganz gleich. In Lebensweise, Nisten, Aufenthalt und Nahrung hat dieser S. mit dem vorigen alles gemein, kommt aber nicht so häufig wie dieser bei uns vor.

3) Kleiner S. (*Mergus albellus* L., Mergulus albellus Kaup.; Zwergsäger, weißer S.). Länge 40,5, Stoß 6,7, Schnabel 3, Lauf 3,1, Innenzehe mit Nagel 4,6 cm. Spiegel schwarz, vorn und hinten mit weißem Saum; Schnabel kürzer als bei den anderen. Der Erpel im Prachtkleide hat auf dem Kopf einen weißen Federbusch; ersterer, der Hals und fast die ganze Vorderseite sind hauptsächlich weiß, vom Schnabel bis um das Auge je ein großer, schwarzer Fleck, je ein schwarzer Streifen an den Genidseiten herab vereinigt sich spitzwinkelig mit den anderen im Nacken; auf den Kropfseiten je zwei schwarze Querbinden; Oberrücken schwarz, Unterrücken braun, vom Büzel bis an die Stoßspitze grau; Schwingen schwarzbraun; Flügeldecken weiß, durch einen schwarzen Streifen voneinander getrennt. Im Sommerkleide ist der Federbusch kürzer;



2. Kopf des mittleren Sägers
(Erpel im Prachtkleide).

Kopf, Nacken und Hinterhals sind braun; Bügel und Schläfe schwarz, diese mit weißer Strichelung; Rinn, Kehle und Oberhals weiß, auf den Kropfseiten nur je eine schwarze Binde, die Vorderseite weiß, die übrige Färbung düster braun. So sieht auch die Ente aus, deren Federbusch aber nur angedeutet ist. Das nordöstliche Europa

und Sibirien bilden die Heimat des kleinen Sägerlauchers, von wo er sich im Winter durch ganz Europa und in Asien bis nach Indien verbreitet. Brutvogel ist er bei uns zwar nicht, doch auch kein sehr seltener Wintergast. Lebens- und Nistweise teilt er mit den vorigen; die 6 bis 10 Eier sind freilich viel kleiner, nur 47 : 31 mm groß, und wie die der anderen gefärbt. Der H. S. taucht und streicht sehr behend, mischt sich in die Gesellschaft der Enten und kommt selten zu Schuß. Besonders gern schließt er sich den Schellenten an, man kennt sogar einige Vastarde zwischen den beiden Arten.

Saibling s. *Lachse II, 2.*

Saterfalte s. *Edelfalken I, 2.*

Salm s. *Lachse I, 1.*

Salsifis s. *Helianthi.*

Salslede (Lede, Sulze), eine Mischung von reinem Lehm und Kochsalz (Viehsalz), die, in einem Holzrahmen hügel förmig aufgeschichtet, dem Wilde zum Ausleben überlassen wird. Das Salz ist dort, wo es den Pflanzen an Kochsalz mangelt oder wo die vorhandene Aflung reich an Kalisalzen ist, allen Wiederkäuern zur Gesunderhaltung dienlich, besonders im Frühjahr zur Färbezeit, wo es die Folgen ungeeigneter Winterfütterung beseitigen hilft. Auch halten es in manchen Fällen das Wild vom Schälern und Verbeißen ab. Die gewöhnliche Mischung enthält 20 % Koch- oder 30 % Viehsalz; der verwandte Lehm oder Ton muß ganz sandfrei sein, damit sich das Wild den Leder nicht wund reißt und solche S. meidet. Die Form sei quadratisch, für Hochwild 80 bis 100, für Rehe 50 bis 60 cm groß bei 25 cm Tiefe. Zum Anbringen wählt man lichte Bestände oder Blößen, jedenfalls Stellen, von wo das Wild nun sich äugen kann. Man verfenkt die S. fast ganz in den Boden oder stellt sie auf einen nicht zu hohen Klotz. Um sie feucht zu halten, begieße man sie zuweilen. Im Handel gibt es fertige Ledsteine, die teilweise Vermischung von phosphorsaurem Kalk usw. enthalten. Selten nimmt das Wild die S. sofort an, manchmal überhaupt nicht. Zum Abfährten empfiehlt es sich, den Boden um die S. etwas anzulodern. Sollen dem Wilde größere Mengen Kochsalzes zugeführt werden, so stellt man im Reviere Holzstäben mit überprüngendem Dache und einer Öffnung nach vorn (sog. Arzneistäben) auf, die mit gepulvertem Kochsalze gefüllt sind.

Samen Schlag, Loderung des Kronenschlusses der zur Naturverjüngung bestimmten Bestände behufs Einleitens der natürlichen Verjüngung.

Sammelplatz (Rendezvous, Haltstatt, Treffstatt, Stellschein), der zur Verammlung der Jagdgesellschaft angegebene Ort.

Samentente s. *Eulen III, 2.*

Samthühchen s. *Wasserralle.*

Sanderling (*Calidris Illig.*, Gattung aus der Familie der Schnepfen (*Scolopacidae*), Unterfamilie Wasserläufer (*Totantinae*). Den Strandläufern ähnlich, aber ohne Hinterzehe, die drei Vorderzehen ohne Bindhäute. Schnabel fast von der Länge des Kopfes, gerade, schwach, rundlich, weich, nur an der Spitze hart und etwas verbreitert. Ständer schwach, nur mäßig lang; Flügel stark ausgeschnitten; erste Schwinge die längste, die hintersten Armschwinge in eine Spitze verlängert. Stoß zwölffederig, doppelt ausgeschnitten, d. h. die Rand- und mittleren Federn sind die längsten.

Ufer sanderling (*Calidris arenaria L., Arenaria vulgaris* Bechst., *Tringa arenaria L.*; Sanderling, Sandläufer, grauer, dreizehiger Sandläufer). Länge 16 bis 18, Schnabel 2,4 bis 2,9, Lauf 2,4 bis 2,6, Mittelzehe mit Nagel 1,1 bis 2 cm. Sommerkleid: Oberkopf rostrot mit schwarzen Flecken und weißen Spitzen; Ober Rücken und Schultern bräunlich-rot, auf jeder Feder ein ediger, schwarzer Fleck und weißer Saum. Hinterschwingen schwarz mit zadjiger, braunroter Kante und weißem Anhängende; Mittelschwinge braunschwarz, auf der Wurzelhälfte mit weißer Außenfahne; die vier Vorderschwinge braunschwarz mit hellen Außenfahnen; die großen Flügeldecken schwarzbraun, mit den großen, weißen Endspitzen eine Querbinde bildend, die anderen sahlfraun mit dunklen Schaffstrichen und hellen Spitzen; Unterrücken und Bürzel braunschwarz, ihre Federn mit rötlichen Kanten, an den Seiten weiß; mittlere Stoßfedern schwarz, rötlich-weiß gesäumt, die anderen grau mit weißen Rändern. Zügel dunkel, Augenstreifen rostfarbig, Vorderseite der Wangen weißlich mit schwarzen Punkten, Hinterseite und Ohrgegend hell rostförmlich, schwarzbraun gestrichelt; Kehle weißlich, seitlich dunkel gefleckt; Kropf rostrot, schwarzbraun gefleckt, auf den Seiten am dichtesten; die übrige Unterseite weiß; Weichen kaum zu unterscheiden. Winterkleid: Oberkopf, Hinterhals, ein Teil der Wangen, Kropf und Oberbrust, Ober Rücken, Schultern und Mittelflügel hell blaugrau mit schwarzbraunen Schaffstrichen und weißen Spitzen; Unterrücken und Bürzel in der Mitte aschgrau, seitlich weiß; Stirn, Augenstreifen und der übrige Teil reinweiß; Schnabel und Ständer schwarz; Auge dunkelbraun mit feinem, hellem Kreis. Jugendkleid: Oberkopf weiß, Hinterhals grauweiß mit un deutlichen Längsflecken und Stricheln, wie im Sommerkleide; Ober Rücken und Schultern schwarzbraun mit hellen Rändern, Unterrücken und Bürzel dunkelgrau mit hellgrauen Rändern; Stoßdecke dunkelbraun mit weißen

Seiten, mittlere Stoßfedern braunschwarz mit weißen Säumen; Augenstreifen, Kinn, Kehle und die übrige Vorderseite weiß, Kropf rostgelblich angeflogen, Zügel graubraunlich. Er brütet im höchsten Norden am Eismeer; auf dem Zug ist er im Frühjahr und Herbst an den Nord- und Ostseeküsten häufig und wandert bis nach Italien. Die Stimme des Uferwanderlings ist ein helles, wie „Bitt bitt bitt“ klingendes Pfeifen. Außerordentlich schnell, aber wie die meisten verwandten Vögel in Abfäßen laufend und plötzlich anhaltend, ist er ein ebenso gewandter Flieger. Er lebt gesellig in Flügen von 12 bis 15 Stück, mischt sich auch unter andere Sumpfvögel und streicht mit ihnen bald ab, wenn er Gefahr ahnt.

Sandläufer s. Sanderling, Uferläufer, Wasserläufer.

Sandregenpfeifer s. Regenpfeifer 2.

Sape s. Karpfenfische IX, 4.

Sasse, hier und da für das Hafentlager.

Sag, 1) die Gesamtheit der Jungen, die gleichzeitig von einem Muttertiere gefeßt werden, wenn dies im Jahre mehrmals, wie z. B. bei Hase, Kaninchen, geschieht; man spricht daher von 1., 2. usw. S. 2) S. (Walzsaß), ein Teil der Walztöne (Walzarie) des Auerhahnes. 3) Die um das große Jagdhorn gewickelte Schnur, der Hornsaß. 4) Ein Hornstoß.

Saghase s. Setzhase.

Sagzeit s. Setzeit.

Sau, Schwarzwild oder Wildschwein.

Saubeller (Saubinder), kleiner, bei der Schweinsjagd unentbehrlicher Hund, der die Sauen aufsucht, stellt und mit fortwährendem Lautgeben so beschäftigt, daß sich der Jäger anschleichen kann (s. Schwarzwild, Jagd).

Saubruß, Stelle, an der Sauen gebrochen, d. h. den Boden aufgewühlt haben.

Sauerheu stellt man in kalten, nassen Herbstern, wenn keine Heubereitung möglich ist, aus Lupinen, Wiesengras, Klee, Serradella, Erbsen und Ribensblättern her. Zur Bereitung von Lupinen-Sauerheu oder Braunheu fährt man in einer trockenen Grube lagenweise nasse Lupinen und vorjähriges gutes Hen, Hafer, Serradellastroh usw. zusammen. Aber die Masse kommen an jedem Abend stark beschwertet Bretter, die man am Morgen fortnimmt, um dann mit der Schichtung fortzufahren, die am Abend aufs Neue gepreßt wird. Die Lagen sinken zusammen und gären. Nachdem sich die stark aufstehende Masse gefeßt hat, nimmt man die schwere Dede ab und gibt Stroh, Farnkraut und trockenes Gras als Kappe. Die Vierte muß gegen Niederschlagswasser geschützt sein. Sie liegt am besten in der Nähe eines Wildadlers oder am Waldsaume. Die Bereitung von

Sauerheu ist immer ein Notbehelf. Nur kleine Portionen dürfen dem Wilde gereicht werden. Es erregt leicht Durchfall. Daher darf man es nicht in Verbindung mit Hadfrüchten, sondern soll es mit trocknen gewordenem Heu und gerbsäurehaltiger Rinde von Aspen und Wildobst anbieten.

Sausang, Vorrichtung, Schwarzwild lebendig zu fangen (s. Schwarzwild, Fang).

Sausfeder (Schweinsseifen), ein Speiß mit starkem Holzschast, der über Kreuz mit Riemenchen benagelt und mit einer Barierfange versehen ist (s. a. Fangeisen 1).

Saufinder s. Saubeller.

Saugarn s. Saunetz.

Saugatter, der Saun um einen Saugarten oder lepketer selbst.

Saugtiere, die am höchsten stehende Klasse der Wirbeltiere mit folgenden Merkmalen. Haut behaart; Gelenkhöder des Hinterhauptbeins doppelt; Milchdrüsen zur Ernährung der mit ganz wenigen Ausnahmen lebendig geborenen Jungen; Herzkammern und Vorhöhlen völlig getrennt; Mundhöhle in der Regel mit Zähnen. Von den 14 Ordnungen der S. — Mollentiere, Beuteltiere, Insektenfresser, Fledermäuse, Paarzeher, Unpaarzeher, Rüsseltiere, Seelische, Raubtiere, Wale, Zahnarme, Nagetiere, Halbaffen, Affen — enthalten heimische Jagdtiere nur die Paarzeher, Raubtiere und Nagetiere.

Saugloch s. Stinkloch.

Saulasten s. Kasten.

Saumleine, die an den Längslanten des Jagdzeuges eingefügte Leine, welche jenes vor dem Zerreißen schützt.

Saunetz (Saugarn), ein Netz zum Fangen des Schwarzwildes; braucht nur etwa 21/2 m hoch zu sein, weil dieses es nicht wie Hochwild überfliehen kann (s. a. Jagdnetze, Fallgarne).

Saupader (Saurübe), ein Haßhund für Sauen.

Schädente s. Enten I, 4.

Schader s. Drosseln 4.

Schadhirsch, ein Hirsch, der auch in höherem Alter statt eines vielendigen Geweihes lange Espieße mit oder ohne kurzen Augenproß trägt. Derartige Hirsche sind zur Bruntzeit für ihre Nebenbuhler sehr gefährlich (daher lokal auch „Mörder“ genannt) und deshalb auszumerzen.

Schast; 1) der hölzerne Teil des Fangeisens und der Schweinsfeder; 2) der Feder-



Sausfeder.

tief; 3) der von Ästen befreite Baumstamm vom Stodabschnitt bis zur Spitze oder bis zur Abzweigung der Äste; 4) der hölzerne Teil des Gewehres; zerfällt in Kolben, Hals und den unter dem Laufe liegenden Vorderchaft. Um gute Schießresultate zu erzielen, muß der Vorderchaft dem Schützen liegen, d. h. so geformt sein, daß das Auge des Schützen im Anschlage sofort die richtige Lage über der Mitte der Visierlinie hat. Bei der Büchse ist die

Schützen ab. Bei einer solchen von 72 cm soll die Schaftlänge 35 cm, bei 76 cm 37, bei 80 cm 38 bis 39 cm betragen. Die Kolbenkappe ist so zu stellen, daß ihre Spitze etwas nach außen zeigt. Stellt man das Gewehr auf den Boden, so muß ein von der Laufmündung gefälltes Lot die Mitte der Kolbenkappe treffen. Schützen, die mit dem linken Auge im Rechtsanschlage zielen, bedienen sich des Krüppelschaftes, des ausgehöhlten S. oder des Linksanschlags.

Schäften s. anschäften.

Schale, die die beiden Hauptzehen velleidenden Hufe, mit denen die Paarhufer (Wiederkäuer und Schweine) auftreten, wogegen die Hufe an den kleinen Aferzehen als Geäfter, Afern oder Oßerrüden bezeichnet werden. An der Unterseite, mit der die Schalen den Boden berühren, unterscheidet man folgende Teile: 1) den Schalenrand, der, etwas erhaben, gewissermaßen die untere Fläche umgrenzt und nach hinten in 2) den Wallen, d. h. einen gewölbten Teil übergeht; vor diesem liegt 3) ein vertiefter Teil, die sog. Höhle. Die Verhältnisse von Wallen und Höhle wechseln ebenso wie der ganze Umriß der Schalenunterseite bei den verschiedenen Bildarten, so daß man aus den Abdrücken der Schale in geeignetem Boden die Art des Wildes, vielfach sogar Geschlecht und Alter ansprechen kann (s. Fährtenzeichen).

Schalen. Eich- und Rotwild, daneben auch Hase, Kaninchen und Fieber, ziehen (Schälen) die Rinde von Bäumen und Sträuchern ab. Während die Winterschale wenig beachtenswert ist, richtet die Saftschale, d. h. das S. im Frühjahr, oft riesigen Schaden an. Diese Untugend des Wildes, die einem natürlichen Bedürfnisse nach gewissen Nährstoffen entspringt, ist nicht in allen Revieren und Gegenden gleich ausgeprägt. Das S. wertvoller Hölzer, besonders in Nadelholzgebieten, kann vermieden oder herabgemindert werden durch das Vorhandensein von Wildädern und Wiesen, ferner von Äspen, Pappeln, Eichen, Weiden, Haselnußsträuchern, rotem Holunder, Birke, Heide und Beerensträuchern — namentlich Brom- und Himbeeren — sowie durch die rechtzeitige Anlage von Salzlecken. Mit Rücksicht darauf, daß es gewöhnlich nur einige wenige Stücke sind, die das Wild zum S. befähigen, suche man, soweit es angängig ist, die eifrigsten Schäler abzufchießen. Um dem Rotwild das S. an stehenden Bäumen abzu-



1. Schätzung in Verlängerung der Laufschne.



2. Ausgehöhlter Schaft.



3. Krüppel- oder gekrümmter Schaft.

Schaftlage nicht von so hoher Bedeutung, da hier die Visierlinie durch zwei Punkte — Visier und Korn — festgelegt ist. Vier Punkte sind für die Lage des S. von Bedeutung, die Senkung (Krümmung), die Länge, die Schränkung des S. und die Stellung der Kolbenkappe. Die Senkung und Schränkung richten sich nach der Anschlagsgewohnheit und dem Körperbau des Schützen. Als normal gilt eine Senkung von 35 mm an der Kolbenkappe und von 60 mm an der Kolbenkappe. Die Schaftlänge hängt von der Armlänge (Achselhöhle bis Spitze des Mittelfingers) des

gewöhnen, wird in den Stangenorten, die besonders gefährdet sind und wo das Wild seinen Winterstand hat, je nach dem Bedürfnis höher über die Hälfte durchschnitten und umgebrochen. Das Wild nimmt die gefällten Stangen sehr gern an, schält sie über und über und verschont die stehen gebliebenen Stämme.

Schälwald, nieberwaldartig bewirtschaftete Eichenbestände zum Zwecke der Erzeugung von Lohrinde (Lohhedden).

Schalwild (Schalenwild, geschaltes Wild), das zweifelhafte Wild. — **Schälwald**, Rotwild, das sich die Untugend des Schälens angewöhnt hat.

Schar, ein größerer Flug Vögel zur Zugzeit.

Scharben

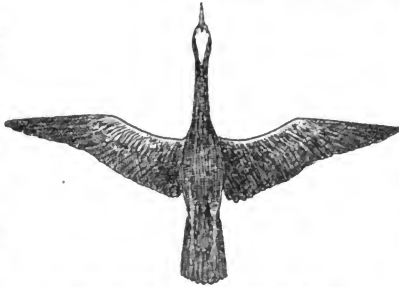
(Phalacrocoracidae), Familie aus der Ordnung der Ruderfüßler (Steganopodes), Verwandte der Pelikane usw. Alle vier Beine durch Schwimmhäute verbunden; Schnabel höher als breit, knapp so lang wie der Kopf, vorn mit halbigem Nagel, Nasenlöcher äußerlich nicht sichtbar, Fügel, Kehlhaut und

Augenkreis nackt, Stoß 12- bis 14federig, Flügel schmal und kurz, zweite und dritte Schwinge die längsten. Bei uns nur eine in drei Arten vertretene Gattung mit den Werkmalen der Familie.

1) **Kormoranscharbe** (Phalacrocorax carbo L., Pelecanus carbo L., Halieus cormoranus Naum.; Kormoran, Baumcharbe, schwarzer Wasserabe, Seerabe). Länge 75 bis 82, Stoß 16—17, Schnabel 6,5 bis 7,3, Lauf 5, Mittelzehe ohne Nagel 6,5 cm. Auf Kopf nebst Hals und der ganzen Vorderseite, vom Unterrücken bis auf die Stoßspitzen glänzend schwarz mit grünlichem Metallschimmer, auf dem Stoß ohne diesen. Vom Hintertopfe nach dem Nacken ein Federbusch. Der Mantel (d. h. Ober Rücken und Schultern) und obere Flügelbeden grau braun mit schwarzen Schäften und Säumen. Augenkreis, Fügel und die nackte Kehlhaut gelblich; von dieser zieht sich ein großer, runder, weißlicher Fleck bis an das Auge, hinter dem

ein halbmondförmiger, schwarzer Fleck. Zur Paarzeit auf Kopf und Halsseiten weiße Dunen, am Hinterleib ein großer, weißer Fleck. Der graue Schnabel mit schwarzer Spitze, an der Wurzel des Unterkiefers ein gelblicher Fleck. Dem Sommer- und Jugendkleide fehlt der Nackenschopf, bei letzterem sind Kehle und Kopfseiten grauweiß, Brust- und Bauchmitte weiß, sonst matt bräunlich, doch ohne metallischen Glanz. Die Geschlechter sind in der Färbung nicht unterschieden. Wo der Kormoran viel Fraß findet und gebildet wird, siedelt er sich in Kolonien an und war daher früher sehr viel verbreiteter als jetzt. Sein Verbreitungsgebiet umfaßt Nord- und Mitteleuropa sowie die gleichen Breiten Asiens, doch findet er sich sehr vereinzelt, da er viel verfolgt und vertrieben

wird, besonders im Binnenlande. So kommt er in Deutschland als Brutvogel nur noch selten im Osten vor. Fischgewässer mit bewachsenen Rändern und angrenzenden Sümpfen liebt er besonders. Er lebt fast ausschließlich von Fischen, und wenn die schaffende Hand der Natur zwar auch für die Nahrung ihrer gefräßigen



Flugbild des Kormorans (Breite 125 bis 140 cm).

Kindergesamt hat und deren Verbrauch wieder ausgleicht, mit anderen Worten eine Kormorankolonie auf Schroffer Klippe an offener See auf deren Fischbestand keinen Einfluß ausübt, so wird einleuchten, daß eine solche an einem gesunden Fischwasser förmlich einem Würgengel gleichkommt; denn gegen den Kormoran ist der immerhin schon bedenkliche Reiher ein Stümper. Der Kormoran ist das frappante Abbild des Alters unter den Vögeln, er taucht nicht allein die Fische von der Oberfläche weg wie der Reiher, der warten muß, bis sie ihm entgegen schwimmen, bei seinem außerordentlichen Schwimm- und Tauchvermögen macht er auf sie Jagd, taucht nach ihnen und verfolgt sie unter Wasser einige hundert Fuß weit, da er lange unter diesem aushalten kann. Wenden wir uns von diesen Eigenschaften seiner Gestalt zu, so erblicken wir ein im Streichen und Laufen wenig gewandtes, im ganzen nichts weniger als ansprechendes Tier mit tückischem Blick, dessen un-

ablässiges Krächzen und Kreischen an den Brutplätzen das Ohr belästigt. Beobachten wir schließlich noch, daß neben diesen Fressern und Raufbolden an Binnengewässern andere Vögel unmöglich werden, was zwar von Reihern und Raubvögeln wenig, von den Enten dagegen sehr zu beklagen ist, so ist durchaus kein Grund zur Schamung oder zur Duldung dieser Vögel vorhanden und der Fischereibesitzer im vollen Rechte, wenn er mit allen Mitteln gegen diese Vandalen zu Felde zieht. An offener See stehen die Nester in den Klippen umher, an Binnengewässern meist auf ästigen Bäumen, Baumstümpfen, Kopfweiden usw., auf denen der Niderfuß dieses Vogels mit großer Geschid zu hasten und umherzulocken versteht. Im Mai enthalten die ziemlich formlosen, stets schmutzigen Nester 2 bis 3 langgestreckte, auf bläulich-grüner Grundfarbe stellenweise mit dicker Kalkkruste überzogene Eier, welche 62 : 39 mm groß sind und in 29 bis 30 Tagen ausgebrütet werden. Nicht selten erfolgen zwei Bruten.

Jagd.

Wie bei allen Wildarten sich aus ihrer Naturgeschichte die Art, auf sie zu jagen, ergibt, so ist dies auch beim Kormoran der Fall. Es liegt daher auf der Hand, daß man ihm an den Brutplätzen mit Erfolg beikommen kann. Denn der einzelne Vogel ist sehr scheu und liegt auf dem Wasser wie ein Taucher, d. h. sehr tief, so daß nur Kopf und Hals hervortragen, er also sehr wenig Zielfläche bietet. Bei dem geringsten Verdacht taucht er sogleich unter und schwimmt unter Wasser weit davon. An den Nestern ihn zu schießen, bedarf weiter keiner Anleitung, besonders wenn man die Jagd abhält, sobald die Jungen stehen, aber sich noch nicht heben können. Nicht nur diese bieten dann Gelegenheit zu leichtem Schießen, sondern auch die unter lautem Getöse umherstreichenden Alten. Daß man gelegentlich einen Kormoran anschleichen kann, ist nicht angeschlossen, aber stets wird der Schuß auf dem Wasser nicht leicht sein. Der Kormoran wird von den Chinesen zum Fischfange benutzt, nachdem man ihm einen Ring um den Hals gelegt hat, der ihn am Verschlingen der Beute hindert; das ist allerdings auch der einzige Schein von Nutzen, den man diesen schädlichen Vögeln abgewinnen kann.

2) Krähscharbe (*Phalacrocorax graculus* L., *Haliastur graculus* Ill., *Pelecanus graculus* L.; kleiner Kormoran, Wasserkrähe, kurzschwänzige S., grüne S., Haubenscharbe). Länge 64 bis 68, Stoß 13, Schnabel 6 bis 6,5, Lauf 5,5 cm. Schnabel länger als der Kopf, gestreckt, von mehr gleichmäßiger Stärke; bei alten Vögeln zwischen der Stirn

ein nach vorn gekrümmter Federbusch; sonst dem vorigen sehr ähnlich, aber der Stoß zwölfedrig. Ihre Heimat ist der Norden. An der geringeren Stärke und dem nur 12federigen Stoß läßt sich die K. leicht vom gewöhnlichen Kormoran unterscheiden — wenn es sich um ein erlegtes Exemplar handelt. Lebend, in freier Natur, werden Unterschiede schwer festzustellen sein. Die K. ist jedoch bei uns nur ein seltener Gast, der sich spärlich auf der Nordsee, woßl nie weiter östlich zeigt. Ihre Heimat liegt mehr im Westen von Nordeuropa, jedoch bis zu den norwegischen Küsten. Das Mittelmeer bewohnt eine etwas abweichende, nie einen Federbusch tragende Form, die wissenschaftlich als *Ph. desmaresti* Payraud bezeichnet wird.

3) Zwergscharbe (*Phalacrocorax pygmaeus* Pall., *Haliastur pygmaeus* Ill., *Pelecanus pygmaeus* L.; kleine S., Zwergkormoran). Länge 35, Stoß 14,5, Schnabel 2,9, Lauf 3,5 cm. Schnabel kürzer als der Kopf, mit nur schwachem Hals, Stoß lang, zwölfedrig. An der geringen Stärke (etwa wie eine Kridente) leicht von den beiden anderen Arten zu unterscheiden. Im Brautkleide sind Kopf und obere Halshälfte mit einem dichten, glänzenden, braunen Gefieder bedeckt, das auf dem Kopf eine Art Haube bildet. Das übrige Gefieder ist schwarz mit grünlichem Schimmer und durchsetzt von einzelnen weißen Fadensehern; Rüden und Flügeldecken bronzefarbig, dunkel gefäunt. Wegen den Sommer verlieren sich die Fadensehern, die Haube verschwindet und das glänzende Braun wird matt. Die Zungen sind oberseits bräunlich mit dunklen Säumen, unten schmutzig weißlich. Die Heimat dieser kleinen Scharbe bilden Südoesteuropa, Kleinasien, Persien und Nordafrika. Bei uns erscheint sie sehr selten, verhältnismäßig am häufigsten im Südosten unseres Vaterlandes von Ungarn her.

Scharbenente s. Enten VI, 1.

Scharbentraub s. Feigwurz.

Scharf ist 1) ein Hund, wenn er Raubzeug schnell und kräftig ansaßt oder abwürgt; er jagt s., wenn er dies schnell und anhaltend tut. 2) Ein Schuß ist s., wenn nicht nur Pulver geladen (blinder Schuß), sondern die entsprechende Geschos- auf die Pulverladung gesetzt worden war. Auch nennt man ihn s., wenn er gut wirkt; man sagt dann, das Gewehr schießt s.

Schärfe, allgemein für schneiden gebraucht.

Scharfschütze, ein besonders zuverlässiger, sicherer Schütze, namentlich ein solcher, der im Kugelschuß hervorragende Meisterchaft besitzt.

Scharnierstift, bei Kippaufgewehren der vorn im Systemkasten liegende Stift, um den

sich die Läufe beim Öffnen und Schließen des Gewehres drehen.

Schaukeltrone, die schaufelförmige Bildung am oberen Teile mancher starken Hirschgeweihe.

Schaukeln, die Geweihe des Elch- und Damwildes, weil sie sich nach oben hin schaufelartig verbreitern. Übrigens kommen bei beiden Wildarten Individuen vor, beim Elche sogar nicht sehr selten, bei denen die Schaukeln nicht zur Entwicklung gelangen; die betreffenden Hirsche tragen dann Stangengeweihe.

Schaufler, ein Elch- oder Damhirsch, dessen Geweih die Schaukelform bereits angenommen hat; vorher war er Spießker, angehender S. usw.

Schadente s. *Enten IV, 2.*

Scheibe. 1) Der heller gefärbte, das Weidloch umgebende Körperteil der Hirscharten. 2) Zeichen der Rothirschfährte, das entsteht, wenn beim Ziehen des Hirsches oberflächlich befeuchteter Boden oder feuchter Schnee scheibenartig am Laufe anhängt, dann abfällt und im Tritte liegen bleibt. Auf diesen Scheiben sind die Zeichen des Hirsches anzusprechen. 3) Zielbild für Schießübungen mit der Büchse. Es zeigt gewöhnlich konzentrische Ringe. Die Neumannswalder Ringscheiben sind derart eingeteilt, daß man die Entfernung des Schußzuges vom Mittelpunkt in Zentimetern ablesen kann. Zur Übung in Kugelschießen nach dem beweglichen Ziele dient die Zugscheibe, ein Wildbüb, das in beliebiger Geschwindigkeit hin- oder hergezogen wird, während der Schütze darnach schießt. Die Preußischen Hochwildscheiben für Schießstände sind billig und zuverlässig zu bedienen. Wenn auch das Scheibenschießen eine gute Übung ist, so verbürgt diese doch keine Sicherheit bei der Jagd, da hier sich noch andere Momente störend bemerkbar machen können, z. B. das sog. Hirschfieber usw.

Scheide, die häutige Umhüllung des männlichen Gliedes (Rute) des Paarwildes; auch die Öffnung des weiblichen Gliedes.

Scheiden des Wildes, es in eingestellten Jagen in den Kammern nach Wildart, Stärke oder Geschlecht sondern. Sollen z. B. die Hirsche getrennt und nur allein auf den Lauf getrieben werden, so werden hinter ihnen die Schnapptücher schnell niedergelassen, nachdem sie diese passiert haben; darauf werden sie in einem Teile der Kammer eingestellt, und dies geschieht so oft, bis alle beisammen sind und auf den Lauf getrieben werden.

Schelladler s. *Adler 3.*

Schellen, das laut hörbare Aufschlagen des Oberrückens an die Schalen beim Elch.

Schellantente s. *Enten II, 6.*

Scherian s. *Kraniche.*

Scherhaukel s. *Alk.*

Scherzen, das Spielen des Wildes; dies tun auch die Hirsche gelegentlich aus Übermut, indem sie mit den Geweihen den Boden aufwühlen und weit umherstrolchern.

Schieben. 1) Wenn die Entwicklung der Geweihe- und Gehörntangen und ihrer Sprossen beginnt, so sagt man, der Hirsch, Rehbod schiebt. 2) Der Hirsch schiebt, wenn er die Scheibe macht. 3) Sauen s. sich ein, wenn sie das Lager aufsuchen.

Schied s. *Karpfensische XI, 1.*

Schießbrillen. Die sog. Schieß- oder Jagdbrillen unterscheiden sich in erster Linie von den gewöhnlichen Brillen dadurch, daß die Gläser nicht die übliche ovale Form, sondern zur Erreichung eines möglichst großen Gesichtsfeldes runde Form besitzen. Der Durchmesser der Brillengläser muß so groß sein (etwa 4 cm), daß der Glasrand bei der während des Zielens geeigneten Kopfhaltung nicht störend in die Visier- oder Zielrichtung tritt. Eine noch zweckmäßigere Form zur Erzielung eines großen Sehfeldes bietet die Wolfssche Schießbrille, deren Glasform die Abbildung zeigt. Bei dieser Form wird in der Tat jegliche Störung der Visierung durch irgend welche Teile der Brillenfassung vermieden. Eine weitere angenehme und wichtige Eigenschaft einer besonders bei längerer Jagdausübung zu benützenden Brille ist die Verwendung von Gläsern, durch welche die Augen gegen alle störenden, für das eigentliche Sehen nicht in Frage kommenden Lichtstrahlen geschützt werden. Das weiße Tages- oder Sonnenlicht setzt sich bekanntlich aus verschiedenenfarbigen Strahlen zusammen, wie man leicht durch Zerlegen dieses Lichtes im Glasprisma nachweisen kann. Läßt man nämlich durch ein solches Prisma das Licht fallen und fängt es auf einer weißen Fläche auf, so beobachtet man ein farbiges Band in der Reihenfolge der Regenbogenfarben, das man das Spektrum nennt. Es beginnt mit rot und hört — wenigstens für unser Auge — mit violett auf. Zu beiden Seiten dieses farbigen Bandes ist aber ebenfalls noch Licht vorhanden, welches für unser Auge nicht direkt wahrnehmbar ist. Dasjenige vom sichtbaren Rot liegende Lichtgebiet nennt man das ultrarote, es kann durch seine Wärmewirkung nachgewiesen werden. Jenen Bereich des Violett schließt sich das durch seine chemische Wirksamkeit bekannte ultraviolette Gebiet an, welches man mit Hilfe eines fluoreszierenden



Glas der Wolfsschen Schießbrille.

liegendes Lichtgebiet nennt man das ultrarote, es kann durch seine Wärmewirkung nachgewiesen werden. Jenen Bereich des Violett schließt sich das durch seine chemische Wirksamkeit bekannte ultraviolette Gebiet an, welches man mit Hilfe eines fluoreszierenden

Schirmes beobachten oder durch photographische Aufnahmen nachweisen kann. Diese ultravioletten Strahlen sind nun diejenigen, welche bei längerer Einwirkung, so besonders bei längerem Aufenthalt im Hochgebirge, in Schneelandschaften und dergl. schmerzhaft Entzündungen des Auges hervorzurufen können. Obwohl nun die gewöhnlichen Glasarten bereits die ultravioletten Strahlen stark absorbieren, so hat man doch zu Schutzbrillen und Schießbrillen bestimmte Glasarten er-
 sonnen, welche die beim Sehakte nicht nötigen ultravioletten Strahlen vollständig verschlucken. Es sind dies Gläser, die meist eine gelb- oder graugrüne Färbung besitzen. Viel gebräuchlich sind die von Dr. Gallauer und neuerdings von Dr. Schanz angegebenen Glasarten. Die des Letzteren ist unter dem Namen „Euphos-Glas“ bekannt. Die Verwendung von Schutzbrillen mit solchen Gläsern empfiehlt sich auch für normal-sichtige Augen, die Gläser haben in diesem Falle natürlich ebene Flächen.

Schießen, das Abdrücken des geladenen und gespannten Gewehres, das die Entzündung des Schusses und das Forttreiben des Geschosses zur Folge hat. Mit der Flinte schießt man gewöhnlich nicht über 35 und nicht unter 12 m Entfernung auf niederes Wild, da sonst entweder die Deckung und Durchschlagskraft der Schrote nicht ausreicht oder das Wild gefehlt, bzw. zertrümmert wird. Die gewöhnliche Entfernung für einen Angelschuß auf Wild (Wirschweite) sind etwa 80 m, doch spielen das Gewehr, die Scharfe und Ruhe des Schützen hierbei eine beträchtliche Rolle. Die erste Grundregel eines Schützen sei, niemals auf ein nicht genau erkanntes Stüd Wild zu schießen, da ein sorgloses Verhalten nicht nur den Vorwurf unweidmännischen Gebarens, sondern auch ernste Gefahren heraufbeschwören kann. Ruhe, Schnelligkeit, sicheres Auge und feste Hand sind die Bedingungen, ein guter Schütze zu werden. Hinsichtlich des Zielsens s. *Haltepunkt, vorhalten* usw.

Literatur: A. Preuß, Lehrbuch des Flintenschießens.

Schießen lassen, den Schweißhund, den man kurz am Schweifriemen hält, durch dessen Verlängerung, Nachgeben, weiter vorangehen lassen; auch vom Schießpferde sagt man dies, wenn es schneller vorwärts gehen soll und man hierzu die Zügel lockert.

Schießer, verächtliche Bezeichnung einer Person, die lediglich am Abschusse des Wildes ihre Freude findet, dem widerrechtlichen Jagdbetrieb aber nicht hold ist.

Schießgeld s. *Schußgeld*.

Schießhütte s. *Luderhütte*.

Schießpferd, ein Pferd, das ganz schußfest ist, also beim Schießen nicht zusammen-

schredt und, damit es ganz feststeht, sich auf einen gewissen Schenkelbrud stützt, so daß man vom Sattel aus schießen kann. Auch kann man neben ihm gehen und über seinen Rücken oder unter ihm weg nach dem Wilde schießen, wogu es an einem längeren Beizügel geführt wird. Vor Jahren waren die Schießpferde sehr viel üblicher als jetzt, wo man sie kaum noch im Gebrauche sieht.

Literatur: C. E. Diezels Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd.

Schießzeit, Schußzeit, die Zeit, während der der Abschuß bestimmter Wildarten gestattet und vorteilhaft ist, im Gegensatz zur Schonzeit.

Schild, das, 1) auf Leinwand gemalte Kuh, Pferd usw., hinter denen man sich auf Gänse, Trappen, Rebhühner, letztere, um sie im Treibzeuge zu fangen, anschießt; meist leider erfolglos. 2) S. des Rebhuhns, der braune Fleck auf der Unterbrust; beim Auerhahn die rotgrüne Brust, bei den Auerhennen der rotrote Brustfleck; beim Vorkahn der weiße Achselfleck. 3) S. am Schwarzwild, s. *geschildet* 1. 4) Wisweilen der Fasanenflügel. 5) Die größeren Hornplatten auf der Vorderseite der Fänge der Raubvögel.

Schildbamsel s. *Drossel* 6.

Schildbrossel s. *Drosseln* 6.

Schildente s. *Enten* 1, 7.

Schildern, wenn sich bei jungem Federwild, besonders Hühnern, das *Schild* zu entwickeln beginnt, so *Schildert* es.

Schildhahn, Vorkahn.

Schildhütten für die Wasserjagd, namentlich für die mißtrauischen Gänse und Schwäne, müssen allseitig, auch von oben, gedeckt sein. Sie dienen als Deckungen beim Morgen- und Abendemfall des Wasserwildes und stehen am Ufer oder mitten im Wasser. In die Eden eines Quadrats von 2 m Seitenlänge werden 2,5 m lange Bohnenstangen gesteckt und mit den Spitzen zu einer Pyramide zusammengebunden. Innen bindet man in einem Abstand: von einem halben Meter wagerechte Stangen an, lehnt außen vom Boden her Rohr und Schilf in 10 cm starker Lage gegen diese Lattenwand, bindet darüber am oberen Ende schwächere Latten, legt dachziegelartig eine zweite Deckungslage usw. bis zur Spitze, wo man das Schilf mit Bindfaden befestigt. Nach dem Wasser zu liegt die Tür, die eine lose Schilfwand mit Schießkluten bildet. Zum Anvis auf dem Wasser kann man einen Kahn mit Schilfverblendung, ein verankertes Floß mit Schilfbedachung oder eine auf festen Pfählen über dem Wasser ruhende Schilfhütte verwenden.

Schill s. *Barsche* II.

Schillerfajan s. *Fasan*, Beschreibung.

Schirm f. Jagdschirm.

Schlafbäume, Schlaf- und Zufluchtsorte des aufbaumenden Federwildes. In Wildremisen läßt man stets eine Abteilung oder einzelne Störke hoch wachsen; namentlich für die Fasanen sind die S. ein unbedingtes Erfordernis. Dieses empfindliche und unbeständige Wild verstreicht sich sehr schnell, wenn ihm nicht die notwendigen hohen Bäume zur Verfügung stehen. Alle Nadelhölzer mit reicher, dichter Bekleidung, im Notfalle auch Eichen mit dünnem, braunem Winterlaub müssen als Schlafbäume erhalten werden.

Schlag, 1) Verletzung durch das Gewäff des Schwarzwildes; 2) Hundeschlag f. *Rasse*; 3) f. a. *Kugelschlag*. 4) Der Ruf der Wachtel. 5) Ein Ort, in dem augenblicklich Holz gefällt wird oder in dem dieses schon gehauen, die Fläche aber noch nicht kultiviert ist. Im Mittel-, Nieder- und Plenterwald Wirtschaftsfikuren, deren Größe von der Bewirtschaftung abhängt.

Schlagbaum f. *Fallen II, 1.*

Schlagboizen, Stift in der Wasküle des Gewehrschloßes, auf den der Hahn oder das Schlagstück schlägt, wodurch die Patrone entzündet wird.

Schlägel, große, hölzerne Hämmer, mit denen man Pfähle, Posten uhm. in den Boden treibt; sie sind beim Stellen von Zeug unentbehrlich.

Schlagen, 1) wenn Hirsche oder Rehböde mit dem Geweih bzw. Gehörn Äste und Rinne von (jungen) Bäumen und Sträuchern im Nutzwillen oder Born abschlagen; auch im Sinne von legen gebraucht; 2) das Greifen der Beute durch Raubvögel; 3) der Gebrauch der Gewehre seitens der Keiler zur Verteidigung; 4) Fangen und Töten von Wild durch Wären; 5) das Füllen einer Salzlede. 6) Hohes Haarwild schlägt man aus der Haut. 7) Nachs und Fuchs f. den Tadel. 8) Die Wachtel schlägt, wenn sie ruft. 9) Wenn sich Wild in Rehen fängt, so schlägt es sich ins Zeug. 10) Wenn Säuen die Lächer oder Rehe zerreißen, so f. sie sich durchs Zeug. 11) Einen *Haken schlagen*.

Schlagfeder, die große, starke Feder im Gewehrschloß, die den Hahn vortreibt und dadurch die Entladung des Schusses vermittelt.

Schlaggarne f. *Jagdnetze 6.*

Schlangenadler (*Circus*), Gattung der *Bussarde* (*Buteoninae*). Um die sehr großen, eulenhähnlichen Augen ein Kreis von hellen, wolligen Federn. Augensehe kürzer als Innensehe; Lauf und Behen grob geschuldet; Sohlen weichwarzig; Windehaut groß; Behen kurz. Kopf- und Nackensehern zugespitzt und abstarrend, wie bei den Adlern, das übrige Gefieder breiter und weicher als bei den eigentlichen Bussarden.

Schlangenadler (*Circus gallicus* Gmel., *Falco gallicus* L., *Circus* *brachydactylus*; Ratteradler, Bussardadler).

Beschreibung.

Länge (W.) 68 bis 72, Breite 162 bis 164, Stoß 30, Schnabel 4,1, Mundspalte 5,4, Lauf 10, davon unbefiedert 7, Mittelzehe 5, ihre Kralle 2,5, Innensehe 3,3, ihre Kralle 2,4 cm. Die Jungen sind an den sehr langen, grob gesehten Läufen und an der fast weißen Iris kenntlich. Der alte Vogel: Scheitel, Nacken und Halsseiten dunkel graubraun; Rücken, Flügeldecken und Stoßbeden braun, letztere mit hellen Spigen; der gerade Stoß braun, weiß gesäumt mit dunklen Binden und Quersleden, Innensehen teilweise weiß. Handschwinger grauschwarz, auf der Einschnürung weiß, Armschwinger braun mit vier dunklen, gebrochenen Querverbinden, alle Schwinger hell gesäumt. Rinn und Kehle fast weiß, mit schwarzlichen, braun gesäumten Schaftstrichen, auf der Brust ein braunes, halbrundes Schild; Bauch und Flanken weiß mit braunen Querverbinden; untere Stoßbeden und Hosen ganz weiß. Unterseite der Flügel vorherrschend weiß mit braunen Flecken und Binden, die der Schwinger grau mit durchscheinender Zeichnung der Oberseite. Iris leuchtend gelb, Wachsheit graublau; die langen, schwarzen Bartborsten nach vorn gerichtet und aufwärts gekrümmt; Schnabel hornfarbig grau mit dunkler Spitze; auf dem untersten Zehnglied 2 bis 3 Quertafeln; Krallen grau, schwächlich, wenig gekrümmt. Der jüngere Vogel ist heller braun, mehr gestreift, so auch auf Bauch und Hosen. Iris hellgelb. Dieser auffallende Vogel erinnert in seiner Färbung und Haltung an einen Bussard und hat wenig Adlerartiges; rechnet man hierzu noch seine Seltenheit und sein heimliches, kühles Tun und Treiben, so ist nicht zu verwundern, wenn viele Weidgenossen ihn kaum dem Namen nach kennen. Flug und Stimme sind ganz bussardähnlich. Der Sch. ist ein träger, weichlicher Vogel, der stundenlang unbeweglich dahinstarrt und lange Gefangenschaft nicht aushält.

Verbreitung. Nutzenhaft.

Der S. gehört vorzugsweise dem europäischen Südoften an, ist aber in Mitteleuropa und insbesondere in Deutschland allenthalben, wenn auch nur äußerst spärlich, nachgewiesen, was einerseits von seiner geringen Vermehrung herrührt, andererseits von der unablässigen Wegnahme seines Geleges, welches für Sammler von hohem Werte ist. Auch im Petersburger Gouvernement ist er einigemal forstend angetroffen worden; er brütet in Rußland bis nach Livland hinauf. In Frankreich und Spanien ziemlich häufig, auch in Galizien, fast allen Teilen der

Balkanhalbinsel bis einschließlich Griechenland. Ferner in West- und Mittelasien, Afrika und Nordindien. Er liebt sumpfige Örtlichkeiten, z. B. die Donauniederungen, weil er vorzugsweise von Reptilien usw. lebt, gleichviel ob im Gebirgs- oder Flachland; aber die Sümpfe müssen an oder in Wäldern liegen, die er um so mehr liebt, je dunkler sie sind. Auch in Afrika, wo viele überwintern, hält er sich im Dattelgehölz und auf den vereinzelt, bewaldeten Granitfingeln auf.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Der Sch. ist ein Zugvogel, der im September und Oktober in die Winterquartiere (Mittelasien, Nordafrika und Nordindien) zieht, um gegen Ende März zu uns zurückzukehren und zu horten. Zu dieser Zeit allein erregt er durch sein wie „Hü hü hü“ klingendes Schreien die Aufmerksamkeit, steigt mit seinem Weibchen hoch in die Luft auf und umkreist nach Raubvogelart stundenlang den Horstplatz. Der Horst steht meist in einer hohen Tanne oder Buche auf starken Ästen und hat bei einer Höhe von etwa 50 cm 1 m äußeren und 30 cm inneren Durchmesser, während die eigentliche Horstmulde nur etwa 6 cm tief ist. Mitte April pfllegt das eine Ei gelegt zu sein; nimmt man es aus, so legt er nochmals in denselben oder einen benachbarten Horst, läßt sich auch wohl zum zweitenmal berauben, ehe er die Unzulänglichkeit gänzlich verläßt. Das Ei ist unverhältnismäßig (72 : 58 mm) groß, dem Seeadlerlei in Gestalt und ganz weißer Färbung sehr ähnlich, aber von viel rauherem und dichterm Korn und in frischem Zustande ganz wenig grünlich. Der Brutvogel sitzt so fest auf dem Ei (und zwar beide Geschlechter abwechselnd), daß er erst — und dann nach Bussardart ganz lautlos — abstricht, wenn der Nesterer dicht beim Horste angelommen ist; ja, er soll sogar auf dem Horste selbst ergriffen worden sein, in welchem Fall er wahrscheinlich ein Stück vor dem Ausfallen befindliches oder noch ganz schwaches Junge unter sich gehabt hat. Während des Brütens (Mai-Juni) wird der Horst mehrmals mit frischem Grün ausgelegt. Die nur schwachen Waisen des Sch. beschränken ihn auf den Haub kleiner Tiere, und er kröpft denn auch vorzugsweise Schlangen, Frösche, Eidechsen, Insekten, Fische, Ratten, Mäuse. Da er jagdbaren Tieren nicht nachstellt, ist er der Jagd ungefährlich und in Beziehung auf seine Verteilung manches Ungeziefers sogar nützlich. Mit einer starken Schlangenserie zu werden, kostet ihm schon Mühe, und man hat ihn hilflos gefunden, wenn eine Schlange seinen Flügel umschlungen und ihn somit am Abstreichen verhindert hatte. Infolge seiner Harmlosigkeit ist er nicht schon und läßt sich

mit dem Gewehr antommen. Am Horst ist ihm sicher Abbruch zu tun, und auch aus der Krähenhütte hat er seine Reugier, den Uhu näher zu beäugen, oft mit dem Leben gebüßt. Es wäre sehr zu wünschen, daß dieser prächtige, starke und zugleich so eigenartige Vogel überall geschont würde.

schlecht, 1) mager; s. bei Leibe oder s. an Wildpret sind die üblichen Ausdrücke. 2) S. jagdbar s. jagdbar 2; man faßt ferner unter dem Begriffe s. alles zusammen, was in jagdlicher Beziehung minderwertig ist.

Schlegel s. Keule.

Schlehe s. Schwarzdorn.

schleichen, das vorsichtige, langsame Vorwärtsbewegen des Raubzeuges, besonders des Fuchses (s. a. anschleichen).

Schleibweg s. Birschweg.

Schleie s. Karpfensische III, 1.

Schleier, der das Gesicht der Eulen und Weihen umrahmende, charakteristische Kranz seiner Federn, den diese Vögel bei Tage über die Augen senken.

Schleierente s. Eulen I.

Schleife, jede Art von Fangschlingen, sowie die beim Anbinden von Reinen gemachten Schlingen.

schleifen (wehen), der letzte Balzflug des Auer- und Wirtshahns.

Schleife s. Lake.

Schleppe 1) (Geschleppe), das in einem Netz oder sonstwie zusammengefügte Hasen- usw. Geschleide, auch frisches Fleisch oder in Butter gebratene Heringe, das man an einer Leine hinter sich her- und dem Fang- oder Luderplage zuschleppt, um zu schießendes bzw. zu fangendes Raubzeug dorthin zu loden. 2) Ferner die frischen oder aufgewickelten Hirschläufe, die ein Fiseur vom Sattel aus nachschleppt, damit die Parforceleute auf ihnen wie auf der Hirschschärte jagt (Trainjagen). Bei den in neuester Zeit aufgetommenen Schlepplagen spielt die S. die Rolle des Hirschschleifes (s. Parforcejagd). — Der Gebrauchshund wird zur Ausbildung im Verlorenapportieren auf der S. gearbeitet; s. Dressur. 3) Die Gänge, die von Enten und Gänzen im Grase oder Schilf hinterlassen werden.

schleppen, das Schleifen von Harttiedem Fleisch, um alles Raubzeug, das Fraß suchend die Schleppe kreuzt oder unter ihren Wind kommt, nach den Fangplätzen, Fallen oder Luderplätzen zu loden. Man bindet zu dem Zwecke Geschleide von Wild, größere oder kleinere Stücke Luder, gebratene oder in Pflasterweiss stinkend gewordene, ganze oder halbe Hasen, sinkenden Fuchskadaver usw. an eine lange Leine und besetzt deren anderes Ende an dem Rucksack, an dem Sattel eines Pferdes, an einem Wagen oder Schlitten. Wegen Abend schleppt man nun über Felder,

Waldwege, Schläge nach den Fangplätzen, Fallen sowie den Luderplätzen hin, wo auf dem Anstunde Füchse oder Wölfe geschossen werden sollen. Man beabsichtigt damit, das Raubzeug auch aus weiter Ferne möglichst schnell dem eigenen Fangplatz, der Falle oder dem Luderplatz zuzuloden. Der Nutzen des S. wird meistens überschätzt. Während Warden, besonders wildbernde Hunde der Schleppe eher folgen, ist der nicht hungrige Fuchs meistens gegen Schleppen sehr mißtrauisch. Das Betreten des Fuchsfangplatzes beim Schleppen nimmt der Fuchs häufig übel und bleibt der frischen Menschenspur wegen dem Fangplatze fern. Das Verwittern der Stiefelsohlen mit Heringslake usw. beim Schleppen ist zwecklos, da das Oberteiler des Stiefels beim Auftreten in Schnee, Gras, losen Boden usw. frische Menschenvitterung hinterläßt, wie uns jeder Hund zeigt, der die Spur seines Herrn trotz verwitterter Sohlen sofort erkennt.

Schleppjagd unterscheidet sich von der *Parforcejagd* nur dadurch, daß hierbei die Wente nicht hinter lebendem Wilde, sondern hinter einer *Schleppe* jagt. Diese wird von einem weit vortausreitenden Jäger (Witzer) auf dem Boden nachgeschleift (geschleppt). Die S. ist natürlich billiger als die *Parforcejagd* und bietet dieselbe vorzügliche Übung für Hof und Reiter.

Schleuder s. *Kege* 2.

Schließen; der Dachshund und der Foxterrier f. in den Bau, wenn sie in diesen einziehen. Unter S. versteht man gemeinhin die Arbeit des Erdhundes im *Kunstabau*, im besonderen die Prüfung solcher Hunde in der Arbeit im *Kunstabau* (Preis-schließen). Die erste derartige Prüfung fand in Deutschland im Jahre 1881 im Parke des Rittergutsbesizers Willmann in Schöneberg bei Berlin statt. Die S. sind ein wichtiges Mittel, um die Beanlagung guter Erdhunde zu erkennen; sie regen auch zahlreiche Besitzer solcher Hunde an, diese im *Kunstabau* fleißig zu arbeiten. Ein Zedler oder Terrier, der im *Kunstabau* Gutes leistet, wird bei einiger Übung auch im *Naturbau* nicht versagen. — Die Prüfung beginnt zunächst mit dem Einlassen der einzelnen Hunde in den leeren Bau, um festzustellen, ob sie darin vielleicht weiblaut sind. Das ist ein schwerer Fesler, weil der Jäger dazu verleitet wird, den Bau als befahren anzusprechen. Nachdem Fuchs oder Dachshund in den Bau eingelassen sind, werden dem Hunde in der Regel 10 Minuten gewährt, um das Raubzeug vor dem Schieber verbellen zu können. Darauf wird der Schieber möglichst geräuschlos emporgezogen. Jetzt fällt dem Hunde die Aufgabe zu, das Raubzeug zu treiben und mit gutem

Halbe vorzuliegen, bis durchgeschlagen ist. Der Hund soll bis zu einer halben oder ganzen Stunde vor dem Raubzeug liegen, so daß der Jäger bei einem tiefen Naturbau Zeit hat, den Einschlag zu machen.

Schlingen. Nach § 2 b des Vogelschutzgesetzes vom 30. Mai 1908 ist das Fangen von Vögeln mittels S. verboten. Auch diejenigen Vögel, auf welche § 8 des Vogelschutzgesetzes vom 30. Mai 1908 keine Anwendung findet, dürfen nicht mit S. gefangen werden. Bei Jagdvergehen tritt eine Erhöhung der Strafe ein, wenn die Jagd mit S. vorgenommen wurde. Bei Bestrafung wegen Jagdvergehens sind die S. einzuziehen, gleichviel ob sie dem Verurteilten gehören oder nicht. Ein Jagdvergehen begeht auch derjenige, der S. aufstellt. Wer, mit S. versehen, sich unbefugt auf fremdem Jagdgebiet aufhält, wird nach § 368 Biff. 10 des Strafgesetzbuches bestraft. In Bayern dürfen nach § 13 der Verordnung vom 6. Juni 1909 zum Jagdbetriebe keine S. angewendet werden.

Schloß 1) am Schießgewehr vermittelt durch Spannung des Hahns und dessen Niederschlagen die Entzündung der Ladung, also das Schießen überhaupt. Es besteht aus dem Schlagstück mit Schlagfeder, der Stange, die den Hahn im gespanntem Zustande festhält, der Stangenfeder und dem Abzug. — Vorliegende Schösser sind die, bei denen die Schlagfedern vor der Ruß liegen, während sie bei den rückliegenden Schössern hinter dieser angeordnet sind. 2) S. an der Hirschfangerkoppel ist meist eine Metallplatte, an deren Innenseite ein Haken angelötet ist, in welchen die Nase des entgegengesetzten Endes der Koppel eingehakt wird. 3) S. beim hohen Haarwilde, die knöchernen Vereimigung der Keulenknochen, der Eisbeine.

Schloßtritt (Schlußtritt) s. *Fährtenzeichen* 14.

Schlumpshuh, Zufallsstreffer.

Schlumpshüh, Schüh, der nur aus Zufall trifft.

Schluß; wenn ziehendes Rotwild den Hinterlauf genau in den Tritt des Vorderlaufes setzt, so macht es den S.

Schlußtritt s. *Fährtenzeichen* 14.

Schmalen (schreden), wenn das Reh erschreckt Löne ausstößt, was es immer nur tut, sobald es den ihm bedenklich scheinenden Gegenstand nicht genau erkannt hat; andernfalls wird es still stüchtig. Durch dieses S. alarmiert es natürlich zum Verdruße des Jägers das ganze Wild der Nachbarschaft.

Schmalz, das weibliche Reh von dem Zeitpunkte, zu welchem es nach gesetzlicher Bestimmung aufhört, Reiz zu sein, bis zu seiner ersten Brunft.

Schmalzpießer, junger Hirsch oder Rehbock mit seinem ersten (endenlosen) Geweih (Gehörn).

Schmalzier, ein weibliches Stück Elch, Rot- oder Damwild von dem Zeitpunkte, zu welchem es nach gefehliger Bestimmung aufhört, Kalb zu sein, bis zu seiner ersten Brunft.

Schmalz, das Fett des Dachsjes.

Schmalzröhre s. *Stinkloch*.

Schmarotzerraubmüwe s. *Möwenartige Vögel III, 2.*

Schmeißer s. *Geschmeiß*.

Schmudente s. *Enten IV.*

Schmuggeler s. *Geier II, 1.*

Schnalle (Tasche, Kuß), das weibliche Glied der Jagdhündin und des vierläufigen Raubzeuges.

Schnallen, das Lösen des auf der Schweißfährte arbeitenden Hundes vom Riemen.

Schnalzen s. *knappen*.

Schnappschuß s. *Pangschuß 2.*

Schnapptuch, Falltuch, ein Tuch, mit dem man das Wild in den Kammern nach Stärke, Art und Geschlecht sondert. Die gewöhnlichen Tücher sind an besonders starken Stellrangen, Schnappstangen, befestigt, an deren Oberseite Binden sind, mit denen die Schnapptücher schnell aufgezogen und niedergelassen werden können, wenn die gewünschten Stücke durchgedrängt werden sollen.

Schnarre s. *Drosseln 2.*

Schnarrente s. *Enten I, 2 und 4.*

Schnarrwachtel s. *Wachtelkönig*.

Schnatterente s. *Enten I, 2.*

Schneebruch s. *Bruch 4.*

Schneecule s. *Eulen II, 5.*

Schneehase s. *Hase 2.*

Schneehaube s. *Jagdnetze*.

Schneehuhn (*Lagopus*), Gattung aus der Familie der Waldhühner (*Tetraonidae*). Ständer und Zehen mit haarartigen Federn dicht besetzt. Die dritte Schwinge die längste. Schnabel kurz, stark gewölbt; die Stirnbefiederung reicht fast bis zur Schnabelmitte; Rosen schwach entwickelt.

Stoß mittellang, 16federig, die oberen Deckfedern sehr lang. Bei den meisten Arten ist das Gefieder im Winter fast rein weiß. Die beiden



Fuß des Schneehuhns.

Mausern vollziehen sich sehr langsam, so daß die Übergangskleider sehr lange getragen werden und sich ganz allmählich in das reine Sommer- bzw. Winterkleid umwandeln. Bei uns sind 2 Arten heimisch.

1) **M o o r s c h n e e h u h n** (*Lagopus lagopus L., L. albus Bonap., Tetrao lagopus L.;* Moorsteinschneehuhn, Taltschneehuhn). Länge des Hahnes 40 cm. Schnabel an der Spitze etwas aufgetrieben, seine Firske im Bogen gemessen 2,2; Lauf 3 bis 4 cm. Winterkleid weiß, ohne schwarze Zügel; die vier mittleren Stoßfedern weiß, die übrigen tiefschwarz mit weißen Kanten und Wurzeln. Sommerkleid braunrot mit dunklen Querbinden; Handschwinger weiß mit feinen, schwarzen Säumen. Die Hennen sind gelblicher, ihre Handschwinger grau. Gegen den Herbst hin bläst das Gefieder ab, Ende August mit der Herbstmauser fängt es an, sich zum Winterkleid umzuwandeln. Das Sommerkleid verändert sich bis zum November in das weiße Winterkleid. Das Moorsteinschneehuhn ist über den ganzen Norden der Alten und Neuen Welt verbreitet, in Europa hauptsächlich in Skandinavien und im nördlichen Rußland. Sogar auf deutschem Boden kommt es vor, nämlich in der Gegend von Lilsit und Gumbinnen, doch sind die Nachrichten über die ostpreussischen Schneehühner in der letzten Zeit spärlich geworden, und man kann zu dem Glauben gelangen, daß sie in Deutschland nicht mehr vorhanden sind. Im Winter ist es fast ausschließlich Birken- und Weidenknospen, im Sommer Blätter, Beeren, Körner und Insekten. Im März beginnt die Balzzeit, wonach die Moorsteinschneehühner paarweise beisammen bleiben. Die Henne legt bis 14 Eier, welche 46 : 32 mm groß, auf gelblichem Grunde dunkelbraun gefleckt und punktiert sind. — Solange die Hühner nicht ganz ausgewachsen sind, halten sie den Hund wohl aus; haben sie sich aber schon zu starken, im Norden oft nach Tausenden zählenden Flügen vereint, so werden sie dort mit Schlingen und Netzen gefangen, auch wohl im Schnee von den mit Schneehühnern versehenen Jägern erlegt. Eine klimatische Abart des M. ist das sog. schottische Moorhuhn, das „grouse“ der Engländer (*Lagopus scoticus Lath.*). Es wird im Winter nicht weiß und hat stets schwarzbräunliche Schwungfedern, sonst beist es das Sommerkleid des echten M. Man trifft es nur auf den Mooren Englands, Schottlands und Irlands. In Lebensweise, Fortpflanzung usw. stimmt es genau mit dem M. überein. Man hat versucht, es auf unseren großen Moorflächen einzubürgern, doch ist dies unseres Wissens nur im hohen Venn geglückt.

2) **A l p e n s c h n e e h u h n** (*Lagopus mutus Montin., L. alpinus Vieill., Tetrao alpinus Nilss.*). Schnabel an der Spitze schwach seitlich zusammengedrückt; alle Maße geringer als bei der vorigen Art. Länge 31 bis 37, Schnabel im Bogen gemessen 1,4 cm. Winterkleid weiß, beim Hahn mit schwarzem Zügel

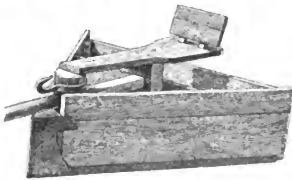
bis hinter das Auge. Im Sommerleide braun mit starken, dunklen Wellenzeichnungen, die Handschwinge weiß ohne schwarze Säume, ebenso Unterbrust, Bauch und Steiß; Stoßfedern dunkel, die mittleren mit schmalen, weißen Kanten. Die Henne hat fast die Färbung des Hahnes, nur ist sie im Sommerleide etwas blasser, mehr rostfarbig mit schwarzer Zeichnung. Das Herbstkleid ist bei beiden Geschlechtern im Grundtöne mehr grau. Das A. bewohnt die ganze Alpenkette, die schottischen, isländischen, skandinavischen und sibirischen Gebirge, und zwar auf den höchsten Regionen, nahe dem ewigen Schnee und Eis. In Deutschland ist es nur in den bayerischen Alpen zu Hause. Die Balz fällt in den April und Mai; Eier und Brützeit (22 bis 24 Tage) wie bei dem Mooschneehuhn. Das A. ist infolge seines einsamen Lebens wenig scheu und hält den Jäger gut aus, zuletzt freilich wird es gewist; es wird in großen Mengen mit dem vorigen zusammen gefangen.

Schneepflug dient dazu, den Schnee von Getreideädem, Terrabellastüden, Wiesen, Heidekraut und Weizenkräutern zu be-



1. Kleiner Schneepflug für ein Pferd.

seitigen und so deren Aflung in Zeiten der Not dem Wilde zugänglich zu machen. Auch werden mit seiner Hilfe Bahnen von den Wildständen zu den Fütterungen und Aflungs-



2. Großer Schneepflug für zwei oder mehr Pferde.

plätzen hergestellt. Er muß sofort nach dem ersten Schneefall in Tätigkeit treten; gegebenenfalls ist durch Handarbeit mit Schaufeln nachzuhelfen.

Schneider, scherzhaft für einen geringen Rothfisch gebraucht, ebenso für einen

Jäger, der ohne Beute von der Jagd heimkehrt.

Schneifen s. Gestelle.

Schnellen; 1) wenn Wild beim Verenden mit den Läufen schlägt, so s. es; 2) man schnell den Schweißhund mit dem Riemen zur Strafe, sobald er faßelt oder fährtenlaut wird.

Schneller s. Stecher 2.

Schnellstange, 1) Teil am Schwanenhals, der das Schloß in seiner Spannung erhält, wenn der Schnellstift darauf drückt. 2) Eine 5 m lange Stange, an der die Oberleine des Schlagnetzes beim Vogelherde befestigt wird. Sie beschleunigt das Zuschlagen der Nege.

Schneepfe, trummschnäblige, s. Brachvogel 1.

Schneepfen (Schneepfenartige Vögel, Scolopacidae), Familie aus der Ordnung der Laufvögel (Cursorae). Der Stecher meist länger als der Kopf, biegsam, mit teils weicher und stumpfer, teils harter und zugespitzter Spitze; die röhrenförmigen, in eine lange Furche auslaufenden Nasenlöcher nahe der Stecherwurzel gelegen; die schmalen Flügel rundlich zugespitzt, die langen Schulterfedern bilden ebenfalls eine Spitze. Der Stoß kurz. Die Ständer entweder ganz gefäßelt oder vorn und hinten geneigt; in den meisten Fällen vier Zehen. Der Lauf eine größere oder kleinere Strecke über dem Hergelenkel unbefiedert. Es gehören zoologisch zur Familie der Schneepfen eine ganze Reihe von Gattungen, die wir aber für sich in besonderen Artikeln behandeln. Hier folgen nur die eigentlichen, für den Jäger hauptsächlich in Betracht kommenden Schneepfenarten.

Literatur: F. Hoffmann, Die Waldschneepfe. 2. Auflage; Rohweder, Untere Schneepfen.

Weidmännliche Knudrade.

Kämpfen die Männchen beim Verfolgen eines Weibchens während des Striches, so stehen sie aufeinander; lassen sich die S. nieder, so fallen sie ein und liegen dann auf dieser Stelle. Sucht die S. mit ihrem langen Stecher im Boden nach Würmern, so rächt oder wurmt sie. Im Frühjahr streicht sie auf dem Abend- und Morgenzug umher, weshalb diese Zeit der Schneepfenstrich oder Schneepfenzug heißt; im Herbst zieht sie still durch (Zugschneepfe); Schneepfen, die bei uns überwintern, heißen Lager-schneepfen. Ihre Spur auf dem Boden heißt Gelauf. — Vemerkt sei noch, daß man die Schneepfenarten nicht auszieht, sondern aus dem gehackten, mit Butter, Gewürzen und sonstigen Zutaten zubereiteten Gescheide den Schneepfendreck herstellt, eine von vielen hochgeschätzte, über den Praten gestellte Delikatess.

1. Gattung: Waldschneepfe (Scolopax Gray).

Stecher gerade, meist fast von doppelter Kopf- und Laufslänge. Oberstecher gegen

die Spitze abwärts verdidt und alsdann nicht hoch, nur an den Rändern geschlossen; Ohröffnung etwas unter und vor dem Auge, welches sehr weit nach hinten steht; Ständer verhältnismäßig kurz; Vordersehen ohne Bindehaut; Lauf bis ans Hiesengelenk befiedert; an der Hinterzehe ein kurzer Nagel.

1) **Waldschneppe** (*Scolopax rusticola* L., *S. pinetorum*, *silvestris* Brehm; Berg-, Dorn-, Holzschneppe, Eulentopf, Epitopf, Blausuß, Steinschneppe, Schneppe).

Beschreibung.

Folgende Maße sind die annähernden: Länge 27 bis 30, Stoß 9, Stecher 6 bis 8, Lauf 3 bis 4, Mittelzehe mit Nagel 4,2 cm. Dem nicht viele S. in die Hände fallen und zu Beobachtungen keine Anregung wird, der wird diese Langschnäbel in der Färbung meist für untereinander gleich halten, in der Stärke aber Unterschiede bemerken. Doch sind sie auch abweichend in der Färbung, die im allgemeinen folgendermaßen ausieht: Vorderkopf gelbgrau mit schwarzen Querbändern, ebenso der rostrote Hinterkopf; ein dunkelbrauner Streifen vom Stecher bis zum Auge. Die rostbraune, bald rölliche, bald gelbliche schattierte Oberseite braunschwarz gefleckt, manchmal gebändert; Flügeldecken am oberen Rande lebhaft rostrot, in der Mitte gelblicher; Schwingen mit schwarzem mit dreieckigen, röllich-braunen Randflecken, die hinteren dunkelbraun, heller gesäumt. Obere Stoßdecken rostbraun mit schwarzen Querzeichnungen und Flecken. Die schwarzen Stoßfedern mit schräg stehenden Rostflecken an den schmalen Außenfahnen, die einsparbigen Innenfahnen mit weißen Spitzen. Kehle grauweiß, unter ihr beiderseitig ein grauroter Fleck; Kopfseiten gelblich, dunkel getüpfelt. Unterseite graugelblich, gelblicher oder weißlicher mit braunschwarzen Wellen; auf den unteren Stoßdecken dunkle Schaftstriche und Pfeilflecke. Stecher an der Wurzel trüb fleischfarbig, dann grau und dunkler nach der Spitze. Das fast schwarze, große Auge auffallend glänzend. Die Ständer graulich fleischfarben, graugelblich, bräunlich oder graubläulich. Bald ist die Gesamtfärbung mehr lebhaft röllich, bald mehr mattbräunlich, ohne daß sich bestimmte Unterschiede der vielen Übergänge wegen feststellen lassen.

Vor der ersten Handschwinge befindet sich das kleine, harte, sog. Schnepfensfederchen. Die geringen Schnepfen pflegt man Dornschnepfen oder Blausüße, die stärkeren Eulentöpfe zu nennen; zwischen ihnen sind so viele Stärtenklassen, daß man oft nicht weiß, ob man das vorliegende Stüd der ersten oder zweiten Klasse zuzählen soll, und daher wohlthut, von einer Spaltung der Schnepfen in verschiedene Arten abzusehen; selbst die Ge-

schlechter lassen sich nur durch anatomische Untersuchung feststellen. Bei beiden Formen gibt es sowohl Männchen als auch Weibchen. Auch die Annahme, daß die Dornschnepfen zuerst und die Eulentöpfe später durchzogen, stimmt nicht. Die Gestalt der Schneppe ist auffallend, aber zu wenig ebenmäßig, um für „schön“ angesprochen werden zu können; die kurzen Ständer wollen nicht recht zu dem langen Stecher passen, und das Auge steht ungewöhnlich weit nach hinten; auch der kurze Stoß ist kein schöner Abschluß dieses Vogelkörpers. Zwar geht die Schneppe im ruhigen Schritt nicht gerade unbeholfen; bedächtigt drückt sie hier und da ihren Stecher in den Boden, um zu wurmen, d. h. nach Regenwürmern zu fahnden; sowie sie aber aufgeschreckt zu laufen beginnt, zeigt sich das mangelnde Ebenmaß ihrer Glieder in einem so watschelnden, fast taumelnden Lauf, daß sie sehr bald die Flügel zu Hilfe nehmen muß. In der Flucht reißt sie den Hals und Stecher weit geradtaus, im bedächtigen Gange liegt letzterer meist auf dem Kropf. Steht die Schneppe freiwillig auf, so geschieht dies ziemlich leicht und anstandslos; wird sie aber z. B. vom Hunde dazu gedrängt, so geschieht es mit ziemlich lautem Flügelklatschen, ähnlich dem Tone, wenn ein Vorkstehend seine Behänge schüttelt. Das erfolgt in großer, doch vollständig berechneter Faust, denn keineswegs nur zufällig weiß sie sehr bald einen schützenden Stamm zwischen sich und den Jäger zu bringen, hinter dem sie schnell aufsteigt und nach einigen Wendungen sehr bald verschwunden ist. Sowie sie freie Flugbahn erreicht hat, streicht sie sehr schnell dahin, wie jeder Jäger weiß oder bald lernt, wenn er an einem kalten, windigen Abend die sog. kleine Dornschneppe wie vom Winde gefegt anstreichen sieht. Daß sie aber dabei an einen Falken erinnere, wie ihre Liebhaber versichern, ist nicht richtig; sie kommt, vom Winde getrieben, wie ein flatterndes Blatt, nicht wie der reizend schnell dahinstürmende Falke, der sich zwar auch vom Winde treiben läßt, ihn aber dabei beherrscht. Im Rotzelle schwimmt die Waldschneppe wie die meisten Sumpfvögel. Die Stimme der Schneppe ist jedem Jägerohr tief eingeprägt; selbst der alte Hühnerhund, der neben seinem anstehenden Herrn sitzt, kennt sie genau und wendet schon den Kopf nach ihr, ehe der Herr den Ton vernahm; der junge Jäger trägt ihn sich gewiß bald tief ein. Es sind auf dem Strich dreierlei Töne zu unterscheiden: Zunächst das sog. Puzken, das man, wenn sich zwei S. treiben, meist von der hinteren hört, und das etwa wie „Pst-pst-pst“ klingt, täuschend ähnlich dem Ton, den die weiße Bachstelze im Fluge so häufig hören läßt; alsdann das sog.

Ruckfen, das man meist von den Eulenköpfen hört, und das wie ein tiefes „Kworrkwoor“ klingt; endlich wie „Swoitwoitwoit“ klingende Töne, die die aufeinander Reckenden, d. h. um das Weibchen kämpfenden Männchen ausstoßen. Manche Beobachter wollen auch Laute ähnlich dem Bellen eines kleinen Hundes vernommen haben. Liegt die Schnepe an oder unter einem roten Farnbusch und verhält sie sich ganz still, so gleitet sogar manches geübte und scharfe Jägerauge von ihr ab, wenn nicht etwa die großen, glänzenden Augen zum Verräter werden.

Verbreitung, Aufenthalt.

Die Verbreitung der Waldschnepe ist groß. Sie nistet von den Alpen nordwärts zerstreut umher, wo die Dichtigkeit ihr zusagt, doch mehr nach Osten als Westen hin; viele Gegenden Bayerns, Württembergs und Badens, der Schwarzwalde und angrenzende Gebiete, ferner die pommerische Küste, die des Kurischen Haffs, West- und Ostpreußen, Schlesien, Hannover, Polen, besonders auch die Karpathen sind ihre Brutplätze; doch mehr ist sie in Scandinavien, Rußland und dem angrenzenden Asien verbreitet. Sie verlangt unbedingt feuchte, humose Holzungen, wo sie die unter der Oberflucht liegenden Würmer erfassen und das Laubwerk nach ihnen untersuchen kann, daher sie weder im trockenen Sande noch an mit Moos überzogenen Stellen vorkommt, wenn sie nicht etwa solche Stellen zu augenblicklichen Ruheplätzen ausersuchen hat. Auch darf der Boden nicht kahl, er muß vielmehr mit Unterwuchs, als Dornen, Wacholder und anderen Büschen und besonders Farngruppen, bedeckt sein, unter dem sie geschützt und ungestört ihrem Geschäfte nachgehen kann. Ob der Bestand Laub- oder Nadelholz enthält, ist ihr gleichviel; doch liebt sie nicht sehr hoch und dicht aufgewachsene Holzwüchse, die ihr beim schnellen Aufstehen hinderlich sind, daher ihr recht verwilderte und verbüschte Mittel- und Niederräuber besonders angenehm sind. Das Innere großer Waldmassen ist ihr weniger sympatisch als Feld- und Randhölzer, von denen aus sie gegen Abend nicht allzuweit nach Wiesen und frischen Weiden zu streichen hat.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Wer kennt die Schnepfensonntage aus dem Kalender nicht? Mit welchem Interesse harzt ihrer der Jäger nach längerer Wafferruhe, und wie oft täuschen sie ihn, da sie bekanntlich bald früh, bald spät eintreffen, der Langschnabel sich aber nach der Witterung richtet und nicht nach dem Kalender; da sind sie:

Involavit . . .	Nimm den Hund mit!
Reminiscent . . .	Das Geschrei in die Höh!
Oculi	Da kommen sie!
Volare	Ist das Wäuer!
Jubica	Sind sie auch noch da!

Balmorum . . . Tralarum!
Ostzeit . . . Wenig Beu!
Quasimodogeniti . . . Dahn in Ruß, nun brüten sie!

Selbstverständlich spielen auch die Breitengrade eine nicht zu vernachlässigende Rolle, so daß, wenn die rheinischen und süddeutschen Jäger schon lustig im Geschäft sind, die an der pommerischen Küste oder in Ost- und Westpreußen noch manchen Tag vergeblich anschauen; für die letzteren Gegenden ist meist die zweite Hälfte des Aprils das richtige „Vätare“. Manche Schnepe bleibt wohl oder übel bei uns über Winter, streicht alsdann sehr früh umher und alarmiert den unerfahrenen Jäger. Das ist aber noch keine Zugschnepe, sondern eine Lagerchnepe, denn erst, wenn Süd- und Südwestwinde manche Nacht höhl gebraut und warme Regenschauer mit sich gebracht haben, darf man die Zugschnepe erwarten, die alsdann auch nicht auf sich warten lassen wird. Während des Tages liegt die Schnepe meist still und versteckt, teils wegen ihrer vielen Feinde, teils aus Müdigkeit von der langen Reise; wenn aber der erste Abendstern erglüht und die Drossel mit ihrem Sang aufhört und schläfrig wird, dann steht sie auf und geht eilig ihrem Geschäfte nach. Wie sie sich dabei benimmt, hängt sehr vom Wetter ab; ist der Abend warm und still, oder fällt gar ein schwacher, warmer Regen, dann streicht sie langsam und behaglich einher, püht und murkst, daß man sie schon von weitem hört; die Männchen sind dann laut hinter den Weibchen her, stehen munter aufeinander los, und man sieht ihnen die Frühlingsfreude an. Wehen aber kalte, nasse Ostwinde, so daß es den Jäger am Rücken hinunterhauert, dann kommt sie meist still und sehr schnell, dann hat sie keine Lust am Scherzen, sondern eilt nach den Flugplätzen, um lediglich ihrem materiellen Triebe zu genügen. Sehr interessant ist die Beobachtung, wie die Waldschnepe den langen widerstrebenden Regenwurm aus seiner Behausung entführt. Das letzte Drittel des Oberchnabels ist nämlich fingerartig beweglich; wo nun die Schnepe Regenwürmer vermutet, stößt sie ihren Stecher nicht tief ein, aber bald hier, bald da und beobachtet scharf etwaige Bewegung des Bodens; sowie diese eintritt, schiebt sie den Stecher tief ein, faßt den Regenwurm nach und nach höher in den Stecher, und hat sie ihn sicher, so lodert sie mit dem oberen Stecherteil den Boden, um ihn ungerissen herauszuziehen, oder sie tastet auch wohl mit der beweglichen Stecher Spitze im Boden umher, bis sie einen Wurm fühlt und ergaßt. Oft bedarf sie so großer Kraftanstrengung, daß sie bei der Arbeit auf den Stoß fällt; dann schlägt sie den sich windenden Wurm mit einigen Stößen in zwei Teile und verschlingt ihn behaglich,

und so viele hintereinander, daß sie vor überfülltem Stopfe fast bewegungslos verharren. Außer Regenwürmern dienen ihr allerlei Insekten, Schnecken und ähnliche Tiere zur Nahrung.

Die in Deutschland brütenden *S.* machen gegen Ende des Aprils dazu Anstalt; das Nest ist eine einfache, mit dünnem Laub und Gras ausgelegte Vertiefung und enthält meistens vier Eier, manchmal nur drei als vollständiges Gelege, welche auf gelbgrauem Grund aschgrau, dann violettgrau und obenauf große und kleine gelblich-braune, klare und verschwommene Flecken haben, an dem unteren Ende zugespitzt, von bauchiger Form und sehr feiner Schale sind; sie werden in etwa 17 Tagen ausgebrütet. Ihr Maß ist gegen 45 : 33 mm. Die Nunnungen haben gelbliche Farbe, auf dem Vorderkopfe und vor dem Auge einen rothfarbigen Streifen, auf dem Hinterkopfe rothbräunliche Quersfleden, auf dem Oberkörper solche Längsfleden und sind auf der Unterseite ungesiedet. Die Mutter führt die kleine Gesellschaft sehr bald in sicheren Schutz, leitet sie zur Nahrung an und trägt sie im Nothfalle streichend weg. Ob dies mit Hilfe des Stechers oder der Ständer geschieht, ist wohl nicht ganz sicher; für beide Möglichkeiten gibt es Beobachter.

Jagd.

Kaum eine Jagd erhtet das Jägerherz, so wie die auf die Schneppse. Seit Wochen war die Jagd geschlossen, nur vereinzelte Fuchstreiben wurden abgehalten; die Schneppsenjagd läutet gewissermaßen die neue Jagdperiode ein, und der Leib und Seele erquickende Frühling mit dem Gesange der gesiebten Waldbewohner läßt so manches Ungemach vom Winter her vergessen.

Die beliebteste und meist geübte Jagd ist der A n s t a n d. Ihm eilt der Lehrling zu, der die grüne Tracht soeben erst angelegt hat; er treibt den Betetan hinaus, dem die Glieder für die Strapazen der Jagd sonst schon versagen, und der Stadthjäger fällt sich die Patronentasche mit Munition, aber auch die Flasche, und zieht hinaus. Oft ist es ebenso leicht gesagt wie getan, das Wandeln auf dem Schneppenstrich, oft aber auch ist es Manneswort, wenn die einzige, voraussichtlich lohnende Gelegenheit eine oder gar zwei Stunden Entfernung mit obligatem Bergsteigen mit sich bringt, man vom Schweiße durchnäht die kurze Zeit des Striches auf zugeriger Höhe zu stehen hat, um mit oder ohne Erfolg im Finstern den langen Heimweg anzutreten; man erkennt an solchen Umständen die Temperatur im Jägerblut. Auf den Strich kann man nur im Frühling gehen, weil die Schneppse im Herbst nicht streicht, und zwar sowohl des Morgens als

des Abends. Im ersteren Falle muß man mit Dämmerungsgrauen auf dem Stande sein, da die Schneppse sehr früh und meist, wenn es zum Treffen noch zu finster ist, streicht, daher der Morgenanstand wenig zu empfehlen ist, in dessen der Jäger orientiert, wo er am Tage mit Erfolg die *S.* zu suchen haben wird. Wo man am Tage mit dem Hunde gesucht und *S.* geschossen hat, kann man sich am Abend kaum anstellen wollen, denn nur zufällig werden dort *S.* streichen, die von anderwärts her dorthin vertrieben wurden. Wo man sich anstellt, sagt die Örtlichkeit, wenn man die Lebensweise der Schneppse kennt, und es sei hier noch bemerkt, daß sie am hohen Holze gern entlang zieht. Am Rande solcher Hölzer, wo man annehmen kann, daß *S.* liegen, oder auf freien Plätzen in ihrem Inneren, an breiten Wegen und Gefellen und deren Kreuzungspunkten und an Wiesentändern versuche man sein Heil, man wird ja bald merken, ob man richtig steht, oder ob an anderen Punkten der Strich besser ist; lehren kann man dies im Buche nicht. Es ist selbstverständlich, daß man auf gänzlich freien Schießraum zu achten hat, da man nie weiß, von wo die Schneppse kommen wird. Hat man aber den Stand schon öfter innegehabt, so wird man die Bemerkung machen, daß eine Schneppse meist aus derselben Richtung kommt wie die andere. Ist die Schneppse unbeschossen oder auch gefehlt vorübergestrichen, so wird sie im ersteren Falle nach etwa 10 bis 15 Minuten wahrscheinlich zurückkehren, im letzteren nur gelegentlich, denn sie streicht, wenn sie überhaupt Lust dazu zeigt, einen gewissen Bezirk ab, und erst dann nach der Nahrung. Ist aber der Abend windig und kalt, dann kehrt sie schwerlich zurück, indem sie von dem Lager direkt nach ihrem Nahrungspolze hinstreicht und sich, wie schon früher gesagt, auf Nebendinge nicht einläßt. Kann man einige Deckung benutzen, so ist es nur vorteilhaft, da der Abend ja noch andere Erfolge, z. B. den Schuß auf Raubzeug, mit sich bringen kann; ist diese jedoch nur auf Kosten des freien Schießraumes zu haben, so verzichte man lieber gänzlich auf sie und stelle sich ganz frei, aber stehe still, wenn man die Schneppse hört oder sieht, und vermeide hastige Bewegungen, ehe sie schußmäßig heran ist, denn der stillstehende Jäger vergrämt die Schneppse nicht, dagegen schwenkt sie gern ab, wenn dieser verfrähte Bewegungen macht. Auf die spitz heranstreichende Schneppse zu schießen, ist nicht ratsam, man muß in diesem Falle etwas über sie halten; am besten schießt sie sich von der Seite, wobei der schnelle Schütze auf den Stecher zielen, der etwas langsame etwa zwei Hände breit vorkalten mag; schießt man von hinten nach, so hält man etwas unter sie.

Bei der Schnepse trägt gewisse Schuß-
 eichen nicht. Fährt sie nach dem Schusse
 sehr zusammen oder überschlägt sie sich, oder
 läßt sie die Flügel wie gelähmt hängen, dann
 ist sie tödlich angeschossen, so daß sie meist
 schon verendet herunter- und sehr hart auf-
 fällt. Kommt sie schräg herab, sich ängstlich
 drehend und zwitschernd, so ist sie geflügelt
 und läuft schnell davon, weshalb man ihr
 sogleich einen Hund nachsenden muß. Hängen
 ihre beiden Ständer bewegungslos herab,
 zittert sie krampfhaft mit den ausgebreiteten
 Flügeln, so ist sie tödlich getroffen und ver-
 endet bald; ist sie nur hoch gestäubert, so kann
 sie allerdings taum noch aufstehen, verendet
 aber nicht so bald und geht leicht verloren,
 wenn der Hund übereilt sucht. Ist sie weid-
 wund geschossen oder nur an einem Ständer
 verletzt, so kommt sie schnell und schräg her-
 unter, streicht aber über dem Boden fort
 und fällt erst nach einer guten Strecke ein.
 Eine solche Schnepse geht sehr leicht verloren,
 wenn der Hund sie nicht sogleich sucht; läßt
 man sie aber recht krank werden und sucht
 erst am anderen Morgen in der Frühe, so
 findet sie der Hund meist gar nicht mehr, der
 Jäger überfieht sie dann trotz aller Mühe,
 und oft sind ihm schon Füchs, Marber, Eulen
 zuvorgekommen. Beim Kopfschuß steigt sie,
 wie alles Federwild, meist hoch auf und fällt
 nach einigen taumelnden Bewegungen ver-
 endet herab, beim Streifschusse senkt sie sich
 schräg herab und streicht dann weit weg;
 überhaupt senkt sich die Schnepse, auch wenn
 sie gänzlich gefehlt wurde, gern schräg herab,
 püßt aber ruhig weiter, was zu beachten ist,
 während dies eine angeschossene nicht thut.
 Der ängstlich zwitschernde Ton einer flügel-
 lahmen klingt ganz anders als Püßen oder
 Murksen. Oft bleibt die geschossene Schnepse
 auch im Gezweige hängen, worauf wir den
 jungen Jäger aufmerksam machen, der sich
 manchmal die Augen aus dem Kopfe sucht und
 auf den Hund schilt, während der Gegenstand
 seines Spähens ihm dicht über dem Kopfe
 wie eine Trophäe zubaumelt. Daß die
 Schnepsen mit einer gewissen Neugierde auf-
 fallenden Gegenständen zuströmen, ist außer
 Frage, denn sie stoßen sich oft den Kopf
 an den erleuchteten Leuchtturnisfenster ein,
 deren Licht sie also angezogen haben muß.
 Damit übereinstimmend behaupten manche
 Jäger, die vom Stande des Jägers außer
 Schußweite streichende Schnepse durch Auf-
 werfen eines auffallenden Gegenstandes,
 z. B. einer Mütze, zu Schuß herangelockt zu
 haben. Wen das interessiert, der möge es
 versuchen. Man benutzt auch die Schnepsen-
 locke, um außer Schußweite stehende Schnepsen
 zu Schuß zu bekommen. Den Anstand kann
 man auch im Herbst an Waldwiesen, Wasser-

löchern und Sumpfrändern ausüben, wo die
 Schnepse abends einfällt, um zu stehen.
 Häufig streicht sie einigemal um den Platz
 herum, auf dem sie wurmen will, ehe sie
 einfällt. Nach dem Einfallen sitzt sie, um zu
 sichern, kurze Zeit mit gelegentlichem Stecher
 ganz still. Während dieser Augenblicke muß
 sich der gebückt stehende Jäger durchaus un-
 beweglich verhalten. Wenn die Ränder der
 Sumpf- und anderen Wasserlöcher im Dunkeln
 liegen oder sehr dunklen Boden haben, so
 streut man etwas weißen Sand auf die Stellen,
 wo die Schnepsen einfallen, damit diese sich
 besser abheben.

Die Suche auf S. oder das Ausschieren
 verhält sich zum Anstande wie die Prosa
 zur Poesie; mancher hastet ihr zwar am
 Morgen seelenvergnügt entgegen, läßt aber
 bald die Köffel hängen, wenn es aus
 einer Dichtung in die andere geht, mancher
 Riß von den Dornen an Gesicht
 und der ungeübte Schütze, die vielleicht nicht
 oft die Zeit zu Jagdzügen haben, werden
 daher bald von dieser Jagd abstehen, und
 niemand wird ihnen daraus einen spöttelnden
 Vorwurf machen. Wer aber bei sehr aus-
 dauerndem Körper ein schneller, guter Schütze
 ist, der wird die Schnepsenjagd obenan
 stellen, denn keine Fintenzjagd gibt ihm mehr
 Gelegenheit, seine Kunst und Kombinations-
 gabe zu lassen, als diese. Mancher
 erschwert sich die Strapazen durch schwere
 Kleider, allerlei lästige Umhängele und be-
 sonders durch ein schweres Gewehr. Schwere
 Kleider mit weiten Ärmeln, breiten Brust-
 klappen taugen nicht zur Schnepsensuche,
 wie alles nicht, womit man hängen bleiben
 kann; über der Weste eine dicht anschließende,
 elastisch gestrickte, wollene Armejacke und über
 dieser der Jagdkittel, dessen Armel an den
 Handgelenken eng oder zusammengeknöpft
 sein müssen, ist und bleibt die beste Tracht.
 Eine leichte Jagdtasche, um Patronen und
 die Beute aufzunehmen, da man S. ihres
 schwachen Halses wegen nicht gern anhängt,
 ein leichter, breitkrempiger Hut und eine recht
 leichte, gut liegende Flinte sind unentbehrliche
 Rüststücke, denen man ein Paar alte, hirsch-
 lederne Handschuhe mit abgeschnittenen Finger-
 spitzen sehr vorteilhaft zulegt, wenn man vor-
 ausichtlichlich viele Dornen antrifft, denn es liegt
 keine Weichlichkeit darin, wenn man sich hütet,
 seine Hände ohne Not blutig zu reizen. Man
 lade die Flinte mit nur mäßigem Pulverschuß,
 nehme Schrote $2\frac{1}{4}$ bis $2\frac{1}{2}$ mm und beachte,
 daß die Schrote zwar auf das Ziel einschlagen,
 aber auch streuen müssen, denn Schnepsschuß
 und Schnappschuß sind gar zu oft identisch.

Ein anderes Erfordernis zur Schneppen-
jagd ist ein ruhiger, besonnener Hund mit
guter Nase. In der Regel sind gewitzte
Beiztanen die gefeiertsten Schneppenhunde,
und haben sie lange auf demselben Revier
gearbeitet, so zeigt sich ihr Gedächtnis in
erstaunlichem Maße, denn sie wissen oft noch
genau, wo sie im vorigen Jahre den Lang-
schabel gefunden haben, und steuern bald
auf die Stelle los, tun andernfalls sehr ver-
mumbert, wenn sie eine Schneppe finden, wo
sie solche nicht vermuteten. Wo man S. zu
suchen hat, wird der junge Weidmann nun
wissen, wenn er mit Aufmerksamkeit unserer
Schilderung von Lebensweise und Aufenthalt
folgte, und wenngleich man ja bei der Suche
manches wenig verheißende Plätzchen nicht
unbeachtet läßt, weil „man ja doch nicht
wissen kann“, so halte man sich an solchen
doch nicht lange an. Wird in Gesellschaft
gesucht, so müssen es sich die Schützen zur
strengen Regel machen, in möglichst gerader
Linie vorwärts zu gehen und besonders nicht
vorauszuweichen, denn dadurch werden die
Rebenmänner am Schießen gehindert, die
Hunde suchen voreilig, und der Boraneilenbe
selbst setzt sich in der Dichtung großer Gefahr,
geschossen zu werden, aus. Daher ist es immer
besser, die Schützen teilen sich das Revier
und suchen gesondert. Der Hund muß kurz
suchen, sonst kann sich der Jäger an ihm heiser
schreien; selbstverständlich kann er nicht immer
dem Jäger vor Augen bleiben, daher dieser
ihn öfters antast, sogar zum Einspringen
auffordert, wenn er ihn nicht hört und ver-
mutet, daß er vielleicht steht. Auf freien
Plätzen in der Dichtung bleibt der Jäger
gelegentlich stehen, läßt den Hund um sich
herum suchen und hält sich dabei fertig;
auch klappert er mit Vorteil ab und zu mit
dem Riemen an der Blinde und macht sich
sonstwie bemerklich, um eine sich drückende
Schneppe aufzusuchen, denn helfen muß er
dem Hund in der Dichtung auf alle mögliche
Weise. Die Schneppe steht mit hörbarem
Geräusch auf, das eine strampante Ähnlich-
keit mit dem Schütteln der Behänge des
Hundes hat, wenn ihn die Fliegen
daran stechen. Meist hält die Schneppe den
Hund zum erstenmal gut aus, klatscht nicht
gar zu schnell auf und streicht über das niedrige
Holz ab; liegt sie aber im Stangenholz, so
schraubt sie sich ziemlich schnell auf, sucht hinter
dem Holze Deckung und streicht, wenn sie
Raum gewonnen hat, schnell ab. Kann sie
der Schütze zwischen dem Holze fassen, so ver-
säume er es nicht, halte aber den zweiten
Schuß für den Moment fertig, wenn sie ober-
halb des Gezweiges auf kurze Zeit erscheint,
denn dieser Schuß ist sicherer. Aber höheres
Holz streicht sie meist ziemlich weit weg,

weniger im Lieberwuchs, man beachte daher
die Richtung, die sie genommen hat, voraus-
gesetzt, daß man fehle oder nicht schießen
konnte, glaube aber nicht, daß sie notwendig
gerade da liegen müsse, wo sie sich herabsenkte,
denn sehr oft macht sie einen Salen und
streicht über dem Boden hin, ehe sie einfällt,
läuft auch wohl noch eine Strecke auf dem
Boden hin, stets aber liegt sie dann mit dem
Kopfe nach der Richtung, von welcher sie
aufgestoßen wurde. Ist der Schütze orts-
kundig genug und stehen andere Schwietig-
keiten nicht im Wege, so ist ihm anzuraten,
von hinten an die eingefallene Schneppe zu
gehen; denn da sie nach der entgegengesetzten
Richtung sichert, so wird sie durch eine Störung
von hinten her unschlüssig und streicht meist
nicht so schnell ab, als wenn man sich ihr von
vorn nahte. Ist sie auch diesmal gefehlt,
überhaupt heil davongekommen, so streicht
sie weit ab, wenn sie nicht etwa in einem ganz
kleinen Feldhölzchen liegt und kein Wald in
der Nähe ist, den sie erreichen kann. Weit
über Feld zieht sie am Tage nur ungen. Die
Schneppe zieht nur bei Nacht; bei heftigen
Winden bleibt sie gern liegen, bei geringem
Luftzug ist ihr die Richtung gleichviel, aus
welcher er weht; bei mäßigem Winde zieht sie
am liebsten, wenn er sie schräg von hinten
trifft. Solcher Wind ist daher auch von
Einfluß auf die Schneppenjagd an der Küste;
weht günstiger Wind, so hält sich die Zug-
schneppe nicht auf; ist er konträr und heftig
dazu, so sammeln die S. sich am Strand an und
geben alsdann sehr erhebliche Jagdbeute. Das
wissen die Strandjäger sehr gut und richten
sich danach. Nicht selten streicht die S. gegen die
Scheiben der erleuchteten Leuchttürme und
stößt sich den Kopf ein. Zu bemerken ist,
daß die Zugschneppe am Strand auch im
Frühjahr nicht umherstreicht, wie zum Herbst
im Binnenland; sie ist zu sehr mit Wander-
gedanken beschäftigt, als daß sie zu Tändeleien
aufgelegt wäre; manches Pärchen, anstatt dort
zu brüten, streicht wohl abends umher, doch
wird es nur selten bemerkt. Die Schneppe
zieht mäßig hoch. Sie im Liegen zu schießen,
ist zwar sehr verführerisch und einem nicht
sicheren Schützen kaum zu verargen, nur wird
sie dabei oft stark erschossen, wodurch der
Verkaufswert geschmälert wird.

Die T r e i b j a g d auf S. ist sehr beliebt;
sie wird wie jede andere betrieben, lohnt aber
nur, wenn die S. zahlreich im Busch liegen.
Die Schützen stellen sich vor und rufen „Tito“,
wenn sie eine anstreichen sehen, um den
Nachbar aufmerksam zu machen; natürlich
müssen sie sehr aufmerksam und schußfertig
sein, da die Schneppe schnell kommt und
manchmal nur eine kleine Lücke zum Schuß
vorhanden ist. Man verbindet das Schneppen-

treiben vorteilhaft mit einem Buschieren oder Streifen auf Büchse usw., um die Einseitigkeit des Jagdvergnügens zu mildern. Wo das Jagdbrevier übersichtlich ist und jahraus, jahrein in den Zugzeiten Schneppen in größerer Zahl birgt, errichtet man hier und da sog. Schneppentürme, d. h. auf hohen Bäumen angebrachte Hochsitze, von denen man mehrere Treiben übersehen kann. An den Jagdtagen werden diese Warten mit einem aufmerksamen Wurschen besetzt, der darauf zu achten hat, wo die abstreichenden Schneppen wieder einfallen. — Eine allgemeine Schonzeit der Schneppe im Frühjahr, wie sie angeregt wurde, ist ja gewiß ein guter Gedanke, dürfte aber kaum durchzuführen sein, da sie international sein müßte, um Erfolg zu haben. Das Wildpret der Schneppe und der bekannte, ihr entnommene Dreck sind als Delikatessen ersten Ranges so bekannt, daß wir darüber hinweggehen können.

Literatur: F. Hoffmann, die Waldschneppe; C. E. Diezels Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd.

II. Gattung: Sumpfschnepe (Gallinago).

Der schwache Stecher ist vor der Spitze abgeplattet; die Augen sehen nicht so hoch am Hinterkopfe wie bei der Waldschneppe; die Ständer sind über der Ferse rundum etwa $\frac{1}{2}$ cm breit nackt. Der Nagel der Hinterzehe nicht auffallend kurz. Die Schulterfedern sind länger und spitzer als bei der vorigen Gattung; der Stoß besteht aus mindestens 14 statt 12 Federn.

1) *Bellinella* (Gallinago gallinago L., Scolopax gallinago L., Gallinago scolopacina Boie; Heerschneppe, Himmelsziege, Heerschneppe, Haberbod, Sumpfs- und Kätschneppe).

Beschreibung.

Länge 21,6 bis 25, Stecher 6,6, Stoß 6, Lauf 3,4, Mittelzehe mit Nagel 3,7 cm. Scheitel schwarz mit rostgelben Längsstreifen; Bügel und ein Fleck unter den Augen braunschwarz; die gelblichen Kopfseiten dunkelbraun gefleckt, ebenso Hals und Brust, doch etwas rostfarbiger; Ober Rücken und Schultern fast schwarz mit dunkel rostfarbigen Querflecken und Zickzacklinien; der etwas mattere Unter Rücken weißlich und rost-



1. Flugbild der Bellinella (Breite 40 bis 45 cm).

rötlich gefleckt; Bürgel und obere Stoßdecken bräunlich, dunkel gebändert. Unterbrust und Bauch weiß. Die vier rostgelben Längsbänder über den Ober Rücken hin kennzeichnen die B. Die erste der schwarzbraunen Schwingen mit weißer Außenfahne, die hintersten mit rotbraunen

Querbändern; die Flügeldeckfedern mit hellen Spizenfäulen; die Wurzelhälfte des Stoßes schwarz, die untere braunrot mit zwei schwarzen Querbändern; die Randfedern mit weißen Außenfahnen, Spitzen und zwei schwarzen Querstreifen. Stecher um die Wurzel trüb fleischfarbig, dann grau, nach der Spitze dunkler, der etwas längere Unterstecher paßt genau in den Oberstecher; neben den gewöhnlichen 14 Stoßfedern finden sich an jeder Seite manchmal noch einige kleine Nebensfedern. Iris dunkelbraun. Die rostgelben Dunenjungens haben dunkle Längsstreifen, helle Flecke und weiße Unterseite. Die Bellinella gehört zu unseren bekanntesten Jagdvögeln, obgleich viele Jäger sie nur genau besehen können, wenn sie der schußgeübte Kamerad erlegt hat, da sie ihnen eben — zu schnell streicht. Im Sigen kann man sie nicht recht schießen, weil man sie gänzlich zerfliegen würde, hauptsächlich aber, weil man sie zu schwer zu Gesicht bekommt; steht sie aber auf, so streicht sie mit großer Hast fort, wobei sie sich von einer Seite zur anderen wirft und auf etwa 30 Schritt den bekannten Galen macht, d. h. sie schwenkt plötzlich im Winkel ab, behält meist diese Richtung, steigt dabei auf, umkreist den Platz und fällt entweder in einiger Entfernung im Bruch wieder ein, oder aber, wenn dieses sehr klein, streicht sie hoch und schnell dem nächsten ihr bekannten Bruch zu, wo man sie oft wiederfinden wird. Gewöhnlich hält sich die Bellinella still, zur Brutzeit jedoch geht es um so lebendiger auf den Bruchern her, und mancher nächtliche Wanderer ist schon vom Aberglauben besänftigt worden, wenn er eine unsichtbare Ziege hoch über sich in den Lüften deutlich modern zu hören vermeinte. Diesen Ton bringt das Männchen mit Hilfe der Stoßfedern hervor; denn nur, wenn es die eigentümliche Stellung im Flug angenommen hat, d. h. einen Flügel senkrecht aufwärts, den anderen entgegengesetzter Richtung gestellt und den Stoß ausgebreitet hat, dabei aber abwärts rückt, hört man den Laut; sowie es wieder aufsteigt, verstummt das Modern. Das Modern dauert etwa 2 Sekunden und wird in Pausen von etwa 10 Sekunden wiederholt, wobei das Männchen im weiten Bogen umherstreicht. Währenddessen hört man meist Töne aus dem Bruch, die wie „Titup-titup-titup“ klingen und von dem lodenden Weibchen herrühren, denen das Männchen denn auch nicht lange widersteht, sondern eiligst einfällt, um an der betreffenden Stelle zu verschwinden. Anker diesen Tönen wird sich der Jäger mit einem Tone bekannt gemacht haben, der genau wie „Etsch-etsch“ klingt und von der aufstrebenden

Bellassine ausgestoßen wird. Den guten Schützen berührt dieser Ton nicht weiter, den schlechteren dagegen verdrückt er, wie jeder Mensch sich leicht ärgert, wenn zu seinem Pech sich noch der Spott, wenn dieser auch nur auf Einbildung beruht, gesellt, und so klingt beinahe der Ton, mit welchem sich die Bellassine empfeilt. Er ist übrigens noch um so verdrüßlicher, als er ein Signal für alle in der Nachbarschaft liegenden Bellassinen bildet, die nun in choro ihr hämisch klingendes „Etch-etch“ ertönen lassen. Die Bellassine läuft zwar schnell und nicht ungeschickt, steht aber lieber bald auf.

Verbreitung, Aufenthalt.

Die Bellassine ist sehr weit verbreitet, über fast ganz Europa bis etwa zum 70.° n. Br. und ebensoweit in Mittelasien. Sie wird selten in bewachsenen Brüchern oder Mooren, wo sie sich unter den Halmen bergen kann, vermehrt werden. Im nördlichen Europa ist sie am häufigsten Brutvogel. Rasse, vom Vieh ausgetretene Weiden-, auch Erlbrücher und Fenne bezieht sie gern; tahe Brücher meidet sie.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Die Bellassine lebt von allerlei Gewürm und Insekten, wie sie die Brücher ihr bieten, soll auch Moosbeeren nicht verschmähen und wird bald sehr fett. Im April oder Anfang Mai legt sie in einer einfachen, mit etwas Halmwert ausgelegten Vertiefung vier birnenförmige Eier, die auf bräunlich-grünlicher Grundfarbe graubraune und dunklere Flecke und Punkte haben, 39 : 28 mm groß sind und in 16 Tagen ausgebrütet werden, worauf die zierlichen Jungen der Mutter sehr bald in dichtes Verdeck folgen, flug aufnehmen und sich bei Gefahren festdrücken. Außer dieser Zeit lebt die Bellassine für sich, und wenn schon sie durch gleichartige Bestrebungen oft scharenweise zusammengelassen wird, so wird man doch bemerken, daß jede einzeln aufsteht und sich um die Nachbarin nicht kümmert, mithin die Bezeichnung Heerschneppse eine ganz unpassende ist. Bei uns brütet sie häufig, kommt aber auch als Zugvogel schon früh im Herbst ei uns an, bzw. durch, überwintert auch an günstigen, d. h. offen bleibenden Stellen, am häufigsten jedoch in den italienischen und griechischen Sümpfen. Sehr scheu und aufmerksam, zieht sie nur bei Nacht und hat dazu auch alle Ursache, da ihr die kleinen, behenden Falken, auch Sperber, häufig nachstellen.

Jagd.

Daß man über die Freuden der Bellassinenjagd stark auseinandergehende Urtheile hört, wird keinem auffallen, der sich mit der Naturgeschichte dieses Vogels bekannt gemacht hat. Zunächst und unabweislich gehören ganz

erhebliche Geschicklichkeit oder doch Anlage zum Flugschießen dazu, ferner reichliche Gelegenheit, sich einzuschießen, und nicht weniger ein sehr gesunder Körper. Wer Anlage zu Rheumatismus hat, bleibe dieser Jagd fern, und selbst schon ein unbeholfener Körper, für den ja niemand kann, eignet sich mancher Gefährlichkeit wegen nicht, welche die Jagd in oft bodenlosen Sümpfen im Gefolge hat, wo manchmal nur ein behender, rechtzeitiger Sprung vor dem Verderben retten kann. Andererseits gibt kaum ein zweites Federwild dem jungen Jägermann so vortreffliche Gelegenheit, sich zum Flugschießen auszubilden, wie die B. Die ungleiche Passion für diese Jagd findet man auch bei den Hunden, denn wenn gleich mancher Hund viel auf Bellassinen gefährt wurde, merkt man ihm doch nur wenig Liebe zu diesem Vogel an, der für ihn vielleicht keine anziehende Bitterung hat. Die Flinte muß die schwachen Schrote streuen, daher entsprechend geladen und überhaupt leicht zu hantieren sein. Außer einem leichten Netz und den möglichst hoch am Körper unterzubringenden Patronen lasse man allen entbehrlichen Ballast zu Hause, ebenso schwere, hohe Stiefel, wenn man voraussichtlich doch tiefer einsinkt und waten muß, als diese reichen.

Natürlich kann nur von der Suche die Rede sein, zu der ein kurz laufender Hund mit sehr willigem Appell gehört, denn ein aus der Hand gehender Hund würde bald mehr austun, als der Jäger schießen kann, oder die B. außer Schußweite aufstoßen. Rauhe Hunde eignen sich wie zu jeder Wasserjagd besser als glatthaarige. Auch darf der Hund die geschossene B. nur leicht anfassen, weil ihr sonst wegen ihrer zarten Haut sehr bald das Weisende aus dem Leibe gequetscht wird. Im Notfall kann man auch ohne Hund fertig werden, da die Bellassinen bei nur einigem Geräusch aufstehen und sich nicht gern drücken. Zunge halten besser als alte, daher die Jagd im Juli am angenehmsten und ergiebigsten ist, während die später ankommende Zugbellassine, namentlich bei windigem Reisevetter, sehr lose liegt und bald weit fortstreicht. Damit der Hund gut findet, muß er fleißig hin und her, auch im Kreise suchen, um den Wind zu benutzen. Man hört oft den Rat, erst dann auf die aufgestohene Bellassine zu schießen, wenn sie den Haken schlägt, weil alsdann der Dreischuß geboten ist; das mag sich jeder Jäger selbst ausprobieren, indessen steht fest, daß man die aufstehende Bellassine ebenso leicht von hinten trifft, wenn nur die Flinte etwas streut, als die, die den Haken geschlagen hat, weil sie alsdann sehr schnell streicht und außer Schußweite kommt. Sowie man sie einigermaßen auf dem Korne hat,

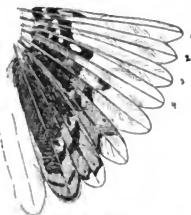
made man Dampf, das ist sicher der beste Rat, wie jeder bald erfahren wird oder schon erfahren hat.

Wenn Anstalt ist nur wenig, eigentlich gar nichts auszurichten, denn das Rindlicht verliert in dem dunklen Buch, in welchem die einfallenden Vögel bald gänzlich verschwinden, sehr an Wirkung. Altmeister Diezel empfiehlt in seiner „Niederjagd“ folgende Methode, die sich für alle sog. Wassertschnephen eignet: „Diese besteht nämlich darin, daß man im Spätherbste, gewöhnlich zu Ende des Octobers und in der ersten Hälfte des Novembers, wo sie vorzüglich gern in abgelaassenen Weihern einfallen, aber selten gut ausfallen, weil eine einzige durch ihr buntes Geschrei immer 5 bis 6 andere rege macht, sich vorstellt und treiben läßt. Einzelne Büsche und nicht zu hohe Dämme gewähren hier den besten Stand, denn dem ganz freistehenden Schützen weicht die Belassine häufig aus; doch ist es durchaus notwendig, sich so zu stellen, daß man sie kommen sieht, weil es, wenn man nicht voraus weiß, ob man sich rechts oder links zu drehen habe, wegen des überaus schnellen Fluges dieser Vögel oft gar nicht möglich ist, fertig zu werden, oder weil man doch zu weit nachschießen muß. Wenn eine Reihe von Weihern aneinander röhrt, in welche die rege gemachten wieder einfallen, dann gewährt eine solche Jagd geübten Schützen ungemein viel Vergnügen, da es in dem ganzen, weiten Gebiet der Jägerlei keinen besseren Probierstein für das Flugschießen gibt als diesen, und besonders, weil man gar manchen, dessen Schützenbüchel keine Grenzen kannte, bei einer solchen Gelegenheit die sonst immer volllauf geschwellten Segel seiner Ruhmredigkeit gar demüthig einziehen sieht.“

Literatur: E. E. Diezels Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd.

2) P s u h l s c h n e p f e (*Gallinago media* Frisch, *Telmatias major* Boie, *Scolopax major* L.; Doppelschnepfe, Doppelbelassine, Mittelschnepfe, große Moor-, Sumpf-, Nied-, Wasser-, Mooschnepfe). Länge 23,5 bis 27, Stoß 5,4, Stecher 6,5, Lauf 3,9, Mittelzehe ohne Nagel 3,3 cm. Oberseite schwarz und rostbraun gefleckt mit vier gelblichen Längstreifen; auf dem Scheitel und über jedem Auge ein hell rostgelber Streifen; Hals und Brust rostgelblich mit schwarzbraunen Flecken, auf den Tragsfedern solche Queränder, Bauch trübweiß. Die meisten Flügelbeden haben große, reinweiße Spitzenläume. Stoß 16 federig; die vier äußeren Randfedern größtenteils weiß (s. Abb. 2); diese Stoßfärbung bildet ein sicheres Unterscheidungsmerkmal gegenüber der im Gesamtfärbungscharakter ähnlichen Belassine; Schwingen stumpfschwarzgrau. Stecher an

der Wurzel fleischfarbig, an der Spitze schwarzgrau. Iris braun. Ständer grauröthlich, an den Gelenken grünlich. Die Fußschnepe ähnelt in der Stellung ihres Auges mehr der Waldschnepe als der Belassine und hat durch den etwas gepreßten Hinterkopf einen auffallenden Gesichtsausdruck. Zwar scheu, ist sie doch nur mittelmäßig im Streichen und daher eine von dem weniger geübten Schützen nicht allzuschwer zu erringende Beute. Die interessanteste Beobachtung an dieser merkwürdigen



2. Rechte Stoßhälfte der Doppelschnepfe.

Schnepfe ist ihr Tanz. Es versammeln sich dazu die Männchen gegen Abend auf einem bestimmten Balzplatze, laufen durcheinander, spielen und kellen sich endlich in einer Art Ordnung auf, worauf dann einseinen Vortrag mit „Dä dä dätterara“ intoniert und mit einem klappenden Stecher Schlag endet, welcher vom Chore begleitet wird, worauf der nächste Sänger beginnt; dabei werden die Flügel geschwenkt, tanzende Bewegungen ausgeführt, auch Streitigkeiten ausgefochten. Dieser Bund feiert mit solchem Eifer seine nächtlichen Feste, daß die sonst so scheuen Vögel selbst nicht einmal Flintenschüsse und gefallene Kamertuben beachten, sondern verschiedene Salven aushalten, ehe sie von ihrem Taumel ablassen; in der Tat ein eigentümliches Bild, diese Tänzerchenschaft im stillen, vom Monde beschienenen Moor! Die Fußschnepe bewohnt den Norden und ist bei uns nur Gast. In den Sümpfen Scandinaviens, Russlands und an der Grenze Asiens südwärts, dann in den Donausümpfen ist sie ein gewöhnlicher Brutvogel. Auch in manchen Teilen Deutschlands brütet sie, so in Schleswig-Holstein, Oldenburg, Hannover, sowie den östlichen preussischen Provinzen. Sie kommt nach der Belassine, meist im Mai, bei uns auf der Fahrt nach Nordosten durch, um dort alsbald zu brüten, worauf sie von Mitte August bis weit in den September hinein bei uns durchzieht. Im Gegensahe zur Belassine verlangt sie buschlose Bräucher mit nicht viel Wasser, zertretene Viehweiden mit einigen Graskuppen, die Ufer von Flüssen. Dort läuft sie gern zwischen dem Weidevieh umher, mit dem sie auf sehr vertrautem Fuße steht. Trüdt

sie sich, so wird sie vom schärfsten Auge leicht übersehen, so sehr ähnelt sie ihrer Umgebung. Das aus einer trockenen Erhöhung stehende Nest ist von dem der Bekassine wenig verschieden, wie auch die Eier denen dieser Art sehr ähneln, sie sind aber lebhafter und gleichmäßiger gefleckt und selbstverständlich erheblich größer, denn sie messen 44 : 32 mm. Die Jagd auf die Fuhlschnepfe ist viel leichter als auf die Bekassine, nur muß sie der Hund etwas drängen, weil sie sonst nicht vor ihm aufsteht, sondern mit großer Ausdauer hin und her läuft. Will es gar nicht glücken, so muß man den Hund von einer anderen Seite heranbringen. Es sei bemerkt, daß er sich überhaupt aus der Fuhlschnepfe gar nichts macht, sondern am liebsten bald von ihr abläßt, sie auch nicht gern apportiert. Sie streicht viel langsamer, schießt sich daher leichter als die Bekassine und ist deshalb eine angenehme Abwechslung bei der Bekassinenjagd, zumal ihr Wildbret für sehr fein gilt.

3) *S t u m m s c h n e p f e* (*Gallinago gallinula* L., *Scolopax gallinula* L.; Rümme Bekassine, kleine Sumpfs-, Haars-, Roos-, Roos-, Fledermaus(schnepfe)). Länge 18, Stoß 4,8, Stecher 4, Lauf 2,5, Mittelzehe ohne Nagel 2,6 cm. Stoß 12 federig; Scheitel einfarbig dunkel ohne gelben Mittelstreifen; über den Rücken drei breite, grünlich-stämmliche, metallisch schimmernde Längsstreifen, über diese hinweg die der Gattung eigenen vier Streifen; Wüzel lebhaft schwarz; der schwarze Stoß mit rostfarbener Binde, spitz abgerundet, da die beiden Mittelfedern die anderen überragen. Hals und Brust rostgrau mit dunklen Flecken, Unterleib weiß; die schwarzbraunen Flügeldecken hell gesäumt. Stecher wie bei der Bekassine; Ständer fleischfarbig, an den Gelenken grünlich; Iris braun. Dieses kleine, niedliche Schnepfchen streicht mit eigentümlichen Bewegungen mäßig schnell geradeaus, fällt aber bald mit einer Wendung wieder ein, als werfe es sich auf den Boden. Dagegen läßt es gewandt und schnell umher, lodt wie „Gug gug“ oder „Kätsch“, flattert über dem Bruch mit leisem, eintönigem „Tittititittit“ umher und ähnelt dabei so deutlich einer Fledermaus, daß es selbst dem Laien auffällt. Die Verbreitung der S. ist die der Fuhlschnepfe, doch steigt sie höher in den Gebirgen auf als diese. In allen übrigen schließt sich dieses niedliche Schnepfchen seinen Verwandten und besonders der Bekassine an, mit der es auch zusammen vorkommt. Bei uns ist die Stummschnepfe nur selten Brutvogel (hauptsächlich im nördlichen Deutschland); auf einer kleinen, trockenen Anhöhe steht das einfache Nest, das gegen Ende April oder Anfang Mai vier Eier enthält,

die 35 : 27 mm groß, sonst den Bekassineiern sehr ähnlich sind.

Man schießt die Stummschnepfe wie die Fuhlschnepfe als seltenerer Gäste gelegentlich der Bekassinenjagd und erkennt jene bald beim Aufstehen, wobei sie einer Bachtel sehr ähnlich sieht. Besonders im Herbst, wo sie gut ist, fällt sie sehr bald wieder ein, so daß sie keine mühsame Jagd bietet. In Griechenland, wo sie auch überwintert, trifft man sie mit verwandten Vögeln scharenweise an, die, wenn ein Schuß auf sie fällt, in einer Wolke aufstehen, um möglichst bald auf einem anderen, von Regengüssen aufgeweichten Ader wieder einzufallen und nach Nahrung zu suchen.

Schnepfenfeder, das kleine, sehr harte Federchen vor der ersten Schwinge der Schnepfe.

Schnepfenstoß, eine Vorrichtung der älteren Zeit, um Schnepfen mit Netzen zu fangen, da man sie nicht zu schießen vermochte; sie ist ähnlich dem Falkenstoß (der Köhne) und längst außer Gebrauch.

Schnepfenstrandläufer *f. Sumpfläufer*.

Schnepfenkriech, das Umhertreiben der Zug(schnepfe an den Frühjahrsmorgen der Abenden.

Schnitthaare (Abschußhaare), abgeschossene Haare, sehr wichtig für die Nachsuche. Ihre Farbe, Form und Stärke läßt Rückschlüsse auf den Körperteil zu, an dem sie sich befinden, von dem sie also abgeschossen wurden. Ganze Hautfetzen oder vollständige S. deuten auf Streißschuß, durchschossene S. auf schwerere Verwundung. Bei feuchtem Wetter kleben S. oft am Wildkörper fest und werden im Dickicht abgestreift oder fallen nach einigen Fluchten bündelweise herab. Näheres *f. Schußzeichen*.

Schnüren, wenn Fuchs, Wolf, Luchs, Wildschakale die Tritte beim Eraben gerade voreinander setzen, so daß sie eine gerade Linie bilden; der Gegensatz ist *schränken* 1.

Schober *f. Miete*.

Schollern, wenn der Dachs vor dem Ausfahren den Sand von der Schwarte schüttelt, wodurch ein deutlich vernehmbares Geräusch entsteht.

Schonen, 1) wenn Haarwild infolge Verletzung mit einem Laufe nicht auftritt, so *f. es diesen*; 2) der Jäger *f. das Wild*, das Revier, indem er beide pfleglich behandelt.

Schonung, junge, künstlich oder natürlich entstandene Forstanlagen, solange sie Schutz gegen Verweiden durch Weidewieh oder Wild, Betreten durch Menschen und ähnliche Störungen bedürfen (vgl. *Altersklasse* 1).

Schonzeit (Hegezeit). In Deutschland wird eine S. zum ersten Male im Jahre 1270 erwähnt. Allgemeine Vorschriften wurden jedoch erst erlassen nach der Entstehung der Jagd-

hoheit der Landesherren im 15. und 16. Jahrhundert. Die Forst- und Jagdordnungen des 17. und 18. Jahrhunderts enthalten zahlreiche Bestimmungen über Setz-, Hege- und Schonzeiten; auch den Behörden war in gewissem Umfange die Befugnis eingeräumt, S. festzusetzen. Das preussische Allgemeine Landrecht unterschied eine allgemeine S., welche vom 1. März bis zum 24. August dauerte, und eine besondere für verschiedene einzelne Wildarten. Hirsche, Rehböcke, hauende Schweine und Erpel sollten überhaupt keine S. haben. Das Ausnehmen der Eier und Jungen von jagdbarem Federwild war gänzlich verboten, manche Forst- und Jagdordnungen gaben aber zu gewissen Zeiten das Sammeln der Eier von Kiebitzen und Möven, Fasanen usw. frei. In Preußen wurde die S. einheitlich geregelt durch das Gesetz vom 26. Februar 1870 und demnächst durch das Wildschongesetz vom 14. Juli 1904, das in die Jagdordnung aufgenommen ist. Dazu sind Ausführungsverordnungen über den Vertrieb von Wild aus Kühlhäusern, über die Ausstellung befristeter Bescheinigungen, über die S. der Rehfäller und über die Vernehmung von Fallwild ergangen. Die Einführung einer S. für Wild dient zu dessen Erhaltung und Schutz, weshalb in der Regel die Setz- und Brützeit als S. festgesetzt wird. Zur Fortpflanzung ist die Erhaltung des weiblichen Wildes nötiger als des männlichen, wobei es aber darauf ankommt, ob die betreffende Wildgattung paarweise lebt; im allgemeinen ist deshalb für das weibliche Wild die S. länger als für das männliche; ebenso ist die Jugend- und Entwicklungszeit einiger Alter und Altersstufen (der Kälber) besonders geschützt, auch die Eier und Jungen von jagdbarem Federwilde dürfen nur mit Ausnahmen eingesammelt werden. Die Festsetzung der S. beruht auf technischer Beurteilung, auf der Natur des Wildes, der Brunst-, Setz- und Hegezeit, daneben aber auch auf den gezeigerischen Rücksichten der Landeskultur, der Schonung der Feldfrüchte, der volkswirtschaftlichen Bewertung des Wildbretts. Für einige Arten ist eine S. festgesetzt, weil sie bei uns selten geworden sind und erhalten werden sollen. Für einige Wildarten ist die S. beweglich, sie kann je nach den örtlichen und den Bitterungsverhältnissen durch die untere Behörde verlängert oder verkürzt werden. Zur wirksamen Durchführung der Vorschriften sind Bestimmungen über den Handel mit Wild während der S. und über eine Wildlegitimationskontrolle getroffen. Die Vorschriften über die S. gelten für den ganzen Umfang des Staates, also auch auf den dem gemeinen Gebrauch überlassenen

Grundstücken des Staates, der Gemeinden, Korporationen usw., dagegen nicht auf dem offenen Reere. Die Rücksicht auf die Erhaltung des Wildstandes darf nicht so weit gehen, daß der von dem Wilde verursachte Schaden den Nutzen übersteigt; es sind deshalb Vorschriften gegeben worden, die eine Unterbrechung der S. gestatten, wenn jagdbares Wild der Land- oder Forstwirtschaft, den Weinbergen und Gärten, dem Obst- und Gemüsebau oder der Fischerei erheblichen Schaden zufügt. Die Vorschriften über die S. stellen eine Beschränkung der Jagdausübung in zeitlicher Beziehung dar und sind rein jagdpolizeilicher Natur, da sie lediglich dem Interesse der Erhaltung des Wildstandes und dem Schutze der Jagd dienen. Durch sie wird aber nur das Erlegen und Fangen des Wildes während der S. verboten, nicht jedoch die Aneignung des in der S. erlegten oder gefangenen Wildes; die Vorschriften sind deshalb kein Aneignungsverbot im Sinne des § 958 Abs. 2 des Bürgerlichen Gesetzbuches. Die Vorschriften über die S. gehören dem öffentlichen Recht an und können durch Verträge nicht abgeändert werden. Die Wirkung von Vereinbarungen über Verkürzungen oder Verlängerungen oder völlige Aufhebung der S. ist auf die Vertragsschließenden beschränkt, der Verstoß gegen die Vereinbarungen hat keine strafrechtliche Folge. Die S. gilt nicht für Wild, an dem schon jemand das Eigentum erworben hat, also z. B. nicht für solches, das sich in Tiergärten befindet; der Eigentümer ist in der beliebigen Verfügung über sein Wild auch nicht durch die Vorschriften über den Verkehr mit Wild während der S. beschränkt. Ferner gilt die S. nicht für das Wild in eingefriedigten Wildbahnen. Hier ist das Wild allerdings nicht Eigentum des Parkbesitzers, in Wildgärten wird aber für die Hege, Pflege und Erhaltung des Wildstandes in der Regel noch mehr getan, als das Gesetz es verlangt. Der Handel mit Wild während der S. ist aber auch für das in eingefriedigten Wildgärten erlegte oder gefangene Wild beschränkt, weil sonst leicht Mißbräuche entstehen können; ebenso gilt für das dort stehende Wild das Verbot des Schlingenstellens.

Schöpfen, Trinken des Wildes.

Schopfreier s. *Reher IV, 1.*

Schränken, 1) wenn die Tritte des Wildes nicht in einer geraden Linie hintereinander, sondern mehr nebeneinander stehen, wie dies u. a. das Rotwild beim ruhigen Ziehen tut. Manche Tiere s. und schnüren abwechselnd. Der seitliche Abstand der Tritte des rechten Laufpaares von denen des linken heißt *Schrank* (s. *Fährtenzeichen* 5). **2)** Ein Stück Wild s., s. *knebeln*. **3)** Zieht man die Archen

der Jagdtücher übereinander, so schränkt man das Zeug.

Schrauben (sich aufschrauben), wenn Buffarde, Reiher u. a. sich in Schnedenlinien hoch aufschwingen, wobei sie wenig oder gar nicht mit den Flügeln schlagen.

Schreden, 1) die namentlich von Rehböden ausgestoßenen Töne, welche bedeuten, daß das Wild irgend etwas Verbächtiges gewittert oder vernommen hat, ohne es genau erkannt zu haben. Auch 2) für antuschen, d. h. das Wild durch einen Pfiff oder Ruf flüchtig machen und zum Stehen bringen, was aber nur gelingt, wenn es langsam zieht, denn flüchtiges Wild läßt sich dadurch nicht auffalten. Abnt man den Ruf der Kälber nach oder auch den mahnenben des alten Tieres, so kommt man meist noch besser zum Ziele. Der Jäger muß aber sogleich schußfertig sein, denn lange hält sich das Wild dabei nicht auf. 3) Auch in der Bedeutung von Anfschreien gebräuchlich, wodurch man z. B. Rehböde während der Blattzeit verhindern will, ausß Blatt zu springen, am sie vor Wildbieden zu schüßen (s. *verblatten*).

Schreiadler s. *Adler* 3 und 5.

Schreien 1) (orgeln, röhren) des Hirsches, dessen gebüllartiger Ruf, wenn er in der Brunstzeit dem Vollgefühl seiner Kraft Ausdruck gibt oder den Nebenbuhler zum Kampfe herausfordert. 2) Auch das gefiederte Raubzeug schreit. 3) Der Jäger s., wenn er einen Jagdrauf (das Jagdgeschrei) ausstößt.

Schritt, beim Rotwilde die Entfernung (Weite) zweier (Vorder- bzw. Hinter-) Tritte voneinander; die Schrittweite des Hirsches gilt als gerechtes Zeichen (s. *Fährtenzeichen* 1).

Schrot (Hagel), die aus kleinen Bleikugeln bestehende Munition für Flinten. Die Größe der Kugeln beträgt von 1½ bis 6 mm Durchmesser und wurde früher allgemein nach Nummern bezeichnet. Die Nummern sind übrigens nicht in allen Fabriken übereinstimmend. Neuerdings bezeichnet man die Schrote nach ihrem Durchmesser in Millimetern. Am meisten werden die Größen 2½ mm und 3½ mm verwendet. Erstere auf Hühner, Kaninchen, letztere auf Hasen, Enten, Fische usw. Auf Fasanen und Enten wird vielfach 3 mm-Schrot geschossen. S., das aus durch Antimon- oder Zinn-Zusatz gehärtetem Blei hergestellt ist, nennt man Hartschrot (im Gegensatz zu dem gewöhnlichen weichen S., Weichschrot). Im allgemeinen wird Hartschrot, besonders für Flinten mit Wüßgebohrung, wegen der geringeren Deformation der Körner und ihrer größeren Durchschlagskraft dem W. vorgezogen. — *S r u m e s* S. (krummes Pulver), scherzhafte Entschuldigung für schlechtes Schießen. Von

einem Schüßen, mit dem es ums Treffen schlecht bestellt ist, sagt man launig, er schieße mit krummem S. oder Pulver.

Schrote (Geschrot) s. *Geilen*.

Schrotnummern s. *Schrot*.

Schuhu s. *Eulen* III, 4.

Schuppen s. *Unterkußschuppen*.

Schupplich s. *Karpfische* VI, 1.

Schur, die helle Färbung auf den Keulen der Hirscharten; s. a. *Scheibe* 1.

Schürze s. *Feigenblatt*.

Schüßeln, wenig übliche Bezeichnung der *Lauscher* der Hirscharten.

Schüßentwiddlungszeit, die Zeit, die zwischen der Entzündung der Patrone und dem Austreten des Geschosses aus der Mündung des Laufes vergeht.

Schußfeld, Gelände zwischen Schüßen und Ziel. Gutes S. ist freie Ubersicht über das Gelände nach dem Ziele zu; sicheres S. schließt die Möglichkeit der Verletzung von Menschen durch den Schüßen aus.

Schußgeld (Schießgeld), die Entschädigung, die ein Verursäßer für das Erlegen gewisser Wildarten ausgezahlt erhält. Wieviel das S. beträgt, ist lediglich Sache des Uebereintommens zwischen Herrschaft und Beamten und läßt sich daher nicht angeben. Stellenweise ist das S. für Raubzeug sehr hoch, wofür aber die Beamten dessen Wälge der Herrschaft ausliefern müssen; anderswo erhalten sie für Haarraubwild gar kein S., dürfen aber die Wälge behalten und beziehen ein hohes S. für das Raubwild. Für Raubvögel usw. wird gegen Ablieferung der Fänge in den meisten Privat- und Kommunaljagdverwaltungen S. gezahlt, in manchen Staatswaldungen, wie z. B. Preußen, nicht, dort erhält aber der Förster ein S. für Rot-, Reh- und Schwarzwild ausgezahlt. Beim Töten wilder Hunde ist nach vielen Jagdgesetzen das Schußgeld von dem Hundebesitzer zu erstatten. Ferner ist nach § 4 Abs. 2 der preußischen Jagdordnung S. zu zahlen, wenn das in einer Einfriedigung erlegte oder gefangene Flugwild an dem Inhaber des benachbarten Jagdbezirktes abgeliefert wird.

Schußhige ist die Begierde des Vorstehhundes, nach dem Schusse vorzustürzen, um das erlegte Wild zu apportieren. Der Fehler ist ebenso verbreitet als erhehlich. Der schußhige Hund stößt das Wild leicht heraus oder verschreckt es, was namentlich auf der Hühnerjagd und auf dem Anstande sehr mißlich ist. Ein sorgfältig dressierter und von Anfang an sachgemäß geführter Hund verhält sich nach dem Schusse vollkommen ruhig.

Schußleistung wird beurteilt 1) bei Büchsen nach der Größe des Streutreffes einer Anzahl auf gewöhnlich 80 m Entfernung aufgelegt abgegebener Schüsse; 2) bei Flinten nach dem

Prozentsatz der Schrote, die einen Kreis von 75 cm Durchmesser treffen. Es wird hierzu auf 35 m Entfernung geschossen. Weiterhin kommen zur Beurteilung der S. in Frage die Verteilung der Schrote im Treffertreis, ihre Verdichtung nach der Mitte zu und die Durchschlagskraft. Die Versuchskation Neumannswalde hat für die Bewertung der S. folgende Normen angenommen: 1) Büchsen bei 10 Schuß auf 80 m Entfernung, hervorragende Leistung

- a) einläufige Büchse für Mantelgeschöß, Durchmesser des Streuungskreises 6—8 cm;
- b) einläufige Büchse für Bleigeschöß, Durchmesser des Streuungskreises 7—9 cm;
- c) mehrläufige Büchse für Mantelgeschöß, Durchmesser des Streuungskreises 6 bis 9 cm;
- d) mehrläufige Büchse für Bleigeschöß, Durchmesser des Streuungskreises 7—10 cm.

2) Flinten auf 35 m Entfernung, 3,5 mm Schrot, 5 Schuß Dedung in 75 cm Kreise auf die Körnerzahl in der Patrone berechnet: 65 bis 69 % hervorragend; 45 bis 49 % genügend.

Schußneidisch sind Schützen, die ihren Mitjägern einen Erfolg nicht gönnen. Der Schuß- oder Jagdneid kommt auch dadurch zum Ausdruck, daß der Schütze auf Wild schießt, das dem Nachbarjäger näher ist als ihm selbst oder dem Nachbar anlaufen will. Der Schußneid ist eine sehr unangenehme Eigenschaft, die den Menschen als Jagd-gefährten sehr bald unbeliebt macht.

Schußschnee sind Berde und Hunde, wenn sie sich vor dem Anall des Gewehres sichten. Hinsichtlich der S. des Menschen s. *Feuerscheu*.

Schußweite, Entfernung des Zieles vom Schützen. Der S. für Jagdgewehre sind teils durch die Gebote der Weidgerechtigkeit, teils durch die Leistung der Jagdwaaffen scharfe Grenzen gesetzt. Wenn z. B. auch die Wirkung der Mantelgeschöße noch auf 2000 m ausreichen würde, um ein Reh zu töten, so fordert die Weidgerechtigkeit, daß man unter keinen Umständen weiter schießen soll als höchstens etwa 150 m, und zwar deshalb, weil es keinem Schützen möglich ist, eine Zielfläche von etwa 15 cm Durchmesser auf weitere Entfernung mit Sicherheit zu treffen, auch nicht mit Hilfe des Zielfernrohres. Der weidgerechte Jagdbetrieb fordert, daß der Schütze, wenn er schießt, das Ziel auch tödlich trifft. Fehler stellen sich ganz von selbst ein, denn kein Schütze ist unschlar. Aber der weidgerechte Jäger darf nur schießen, wenn er mit Sicherheit auf einen Treffer rechnen kann, nicht aber auch, wenn nur die Wahrscheinlichkeit für einen solchen spricht. Beim Schrotschuß ist die S. in erster Linie von der Dedung abhängig. Die äußerste Grenze der aus-

reichenden Schrotschußwirkung ist bei sehr guten Flinten 50 m.

Schußzeichen, Kennzeichen, die durch das Benennen des beschossenen Wildes dem Jäger die Stelle andeuten, wo der Schuß getroffen hat. Sie haben besonders bei Kugelschüssen, doch auch bei Schrotschüssen, ihre Bedeutung. Nach dem Wildteile, den das Geschöß trifft, wird der Schuß benannt, also Lauffschuß, Kopfschuß, Keulen-, Lungenschuß usw.; nach der Richtung, von der das Wild beschossen wurde, unterscheidet man Breitschuß, Schrägschuß, Schuß auf den Stich, d. h. spit von vorn, und Schuß von hinten; bei den letzten Schüssen können auch mehrere Organe getroffen werden, z. B. beim Schrägschuß von hinten Banst, Leber, Lunge usw. Solche Schüsse sind oft schneller tödend als Breitschüsse, vorausgesetzt, daß sie eben solche edlen Teile treffen; weichen sie etwas seitwärts ab, so verletzen sie das Wild nur wenig. Das Wild zeichnet sowohl nach einem Treffer als nach einem Fehlschuß durch eigentümliche Bewegungen, Gebärden und die Art der Flucht. Bei Abgabe des Schusses muß man scharf durch das Feuer nach dem Wilde sehen und sich den Punkt genau merken, wo dieses sowohl stand bzw. herunterfiel, als auch wo man sich selbst bei Abgabe des Schusses befand; beide Stände bezeichne man mit einem Bruch. Nun prüfe man eingehend den Anfschuß, bzw. den Austriß, den auch gefehltes Wild macht, gleichviel ob man getroffen oder angeht zu haben glaubt. Ist ist mit dem Auge kein Schweiß zu entdecken, dann empfiehlt es sich, mit der bloßen Hand oder mit einem weissen (Taschen-) Tuch über die Stelle zu fahren, die Röte des Schweißes ist dann leicht im hellen Luche zu erkennen. Auch nach abgeschossenen Haaren, Federn und Knochenplättern ist eifrig zu suchen; zerschossene Haare (sog. Schnitthaare), also Bruchstücke, deuten auf schweren, ganze oder an Hautstreifen hängende Haare oder Federn auf Streifschuß. Es leuchtet ein, daß der Jäger wissen muß, von welchem Körperteile die Haare (Federn) herrühren, und schließlich muß er an der Farbe und Lage des Schweißes die Örtlichkeit des Anschusses ansprechen können. Erst dann beginnt die *Nachsuche*.

Um dem jungen Jäger eine allgemeine Übersicht über die Benennung der Schüsse bei dem *Sch a l e n w i l d* und einen Anhalt über deren Wirkungen zu geben, lassen wir die bisher üblichen „Schußzeichen“ folgen, bemerken aber, daß diese alten Regeln für die modernen Geschöße durchaus nicht mehr zutreffen. Neue Anweisungen lassen sich auch sehr schwer aufstellen, da — im Gegensatz zu früher — heute mit zu verschiedenen Kalibern und Geschößformen geseuert wird.

Die Wirkung hängt auch nicht nur von dieſen allein ab, ſondern ſehr weſentlich von der Anfangsgewindigkeit des Geſchoſſes.

Unbedingt tödliche Schüſſe ſind folgende: 1) Der Blattſchuß (2) in das Herz; ſiht er mehr auf dem oberen Theile des Blattes, ſo iſt er ein Hochblattſchuß, im entgegengeſetzten Fall ein Tiefblattſchuß. Beim Blattſchuß rückt das Wild nach vorn nieder, fährt jedoch ſchnell hoch auf, raſt in toller Flucht, ohne auf Hinderniſſe zu achten, alſo bereits beſinnungslos, vorwärts und bricht nach kurzer Flucht verendend zuſammen; der Anſchuß zeigt dunkelroten Herzſchweiß an der Seite der Vorderaustritte, ſehr kurzes Abſchußhaar, keine Knochenſplinter, tiefe Ausriffe; gilt als der beſte Schuß. Beim Hochblattſchuß bricht das Wild ſtets im Feuer zuſammen, da es durch Verletzung der Rückenwirbelsäule gelähmt iſt, und verendet ſehr bald; auch ein ſehr guter Schuß. Beim Tiefblattſchuß ſchlägt die Kugel unterhalb des Herzens ein, das Wild bricht vorn zuſammen, wird jedoch ſchnell hoch, macht eine Flucht von etwa 200 Schritten, tut ſich dann nieder und kann zwar ſchon nach einer halben Stunde nicht mehr aufkommen, verendet aber erſt nach einigen Stunden; ein ſicherer, immerhin noch ziemlich guter Schuß; Schweiß wie vorher. 2) Schuß in Leber und Milz (3); das Wild zeichnet wie vorher, ſchlägt aber mit den Hinterläufen dabei aus; beim Lungenſchuß liegt der ſchaumige, gelblich-rote Schweiß in großen Tropfen, oft Klumpchen neben der Fährte, und das Wild muß ſtehen bleiben, um ihn in dicken Stüden laut auszuhaufen; beim Leber- und Milzſchuß iſt der Schweiß dunkel rotbraun und umhergeſpritzt; auch dieſer Schuß gehört noch zu den guten, da er das Wild ſtets zur Strecke bringt; viele rechnen den Leber- und Milzſchuß noch zu den Blattſchüſſen. 3) Schuß auf den Kopf iſt ſofort tödlich, wenn er das Gehirn trifft, aber nur unter ganz beſonderen Umſtänden abzugeben; das Wild macht eine hohe Flucht und überſchlägt ſich; traf die Kugel jedoch nur den Keſenſtod oder Schädelknochen, dann bricht es betäubt zuſammen, wird aber bald wieder hoch und kommt niemals zur Strecke. Kopffchüſſe, bei denen oft das Geäße weggeſchoſſen oder das Wild anders ſchrecklich verletzt wird, um erſt nach langen Qualen zu verenden, ſind daher gänzlich zu verwerfen oder doch nur von herovortragend ſicheren Wüchſenſchüſſen zu wagen; dagegen iſt der Fangſchuß in den Kopf, von ſicherer Hand abgefeuert, ganz am Plage. 4) Schuß auf den Hals (1); wird die Halswirbelsäule oder die Troffel verletzt, ſo bleibt das Wild im Feuer, andernfalls wird es flüchtig und gelangt ſelten zur Strecke; bei Verletzung der Schlagadern ſpricht der hellrote Schweiß weit

umher, das Wild röchelt und tut ſich gern bald nieder; wurden aber nur die Venen getroffen, ſo fällt der dunkle Schweiß in ſchweren Tropfen vor die Fährte; ſtets ſchlechter Schuß, da das Wild erſt nach langer Heze zur Strecke kommt und oft verloren geht. 5) Schuß auf den Stich, alſo ſpiz von vorn, zeigt, wenn er in die rechte Bruſthöhle eindrang, Lungenſchweiß, im entgegengeſetzten Falle Herzſchweiß, in beiden Fällen vor die Fährte geſpritzt. Da der Schuß die Wirkung eines Blattſchüſſes hat, ſo iſt er zwar nicht zu verwerfen, wenn gerade das Stück geſchoſſen werden ſollte und ein anderer Schuß nicht anzubringen war; da aber die Zielfläche nur klein, alſo ein Fehlschuß oder ſchlechter Anſchuß leicht zu gewärtigen iſt, ſo iſt er tünlichſt zu vermeiden. 6) Weidwundſchuß (4) iſt zwar unbedingt tödlich, aber ſtets erſt nach langer Zeit; das Wild verendet unter ſchrecklichen Qualen, und da es ſaſt immer noch recht weit flüchtig wird, geht es ſehr oft verloren. Zwar kann oft dem beſten Schützen ſolch unglücklicher Schuß paſſieren, meiſt aber geht er von jenen Jagdſtreunden aus, die beſonders anſerleben zu ſein ſcheinen, möglichſt viel Wild zu Holze zu ſchießen, daher eine wahre Peſt für die Wildbahn ſind und von einem ſchneidigen, gewiſſenhaften Jagdbefigter oder Jagdverwalter auch bald verabſchiedet werden. Wenn das kleine Geſchide zerriffen iſt, dann zieht das Wild mit getrümmtem Rücken langſam davon, tut ſich möglichſt bald nieder, wenn es nicht zur Flucht gezwungen wird, und verendet nach etwa 2 bis 3 Stunden an Brand; iſt aber das große Geſchide zerriffen, ſo macht das Wild noch ſehr weite Flucht und tut ſich erſt nieder, wenn die Todesangſt herantritt. Bei beiden Anſchüſſen ſchlägt das Wild mit den Hinterläufen aus, der Schweiß iſt dunkel und im zweiten Falle mit grünen Geäſſeteilen vermiſcht, im erſten Falle mit ſchon verdauten Miſerabler, mit Strafe zu belegender Schuß.

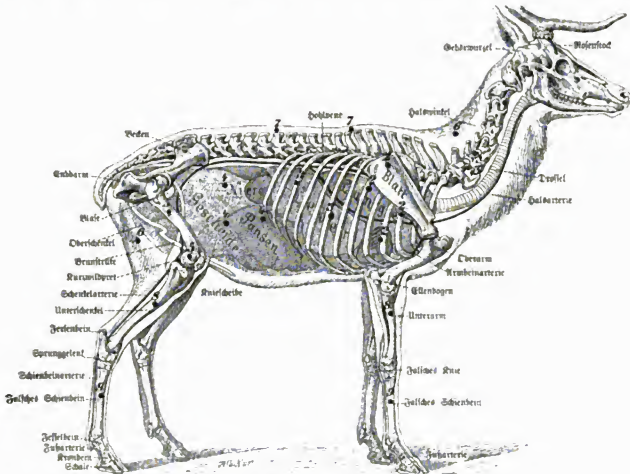
Nicht unbedingt tödliche Schüſſe. 7) Der Lauffchuß (8, 9). Geht die Kugel hoch, ſo kann das Wild noch auftreten, ſinkt zwar nach der betreffenden Seite etwas zuſammen, flüchtet aber weit, ſogar auch, wenn der Schuß tiefer traf und den Knochen zerschmetterte; im erſten Falle fällt der Schweiß in den Tritt, im anderen um dieſen herum; in beiden Fällen muß das Wild ſofort mit einem ſcharfen Hunde geholt und zu Stände gebracht werden, ſonſt geht es meiſt verloren. 8) Der Keulſchuß (5) ſiht auf der Keule und äußert ſich wie der vorige. Schüſſe 7 und 8 gang ſchlecht und wie die Weidwundſchüſſe zu beſtrafen. 9) Der Keſt- oder Federſchuß (7) ſtreift einen Knochen oberhalb der Rückenwirbelsäule und wirft das Wild vor

betäubendem Schmerz sofort auf den Rücken; es kommt aber sogleich wieder auf die Läufe und wird so schnell und weit flüchtig, daß infolge der an und für sich unerheblichen Verwundung jede weitere Verfolgung überflüssig ist. In manchen Fällen kann der schnell herbeieilende Jäger einen tödlich wirkenden Schuß noch anbringen.

Außer diesen Zeichen gibt es noch Merkmale, die vom Jäger nach Abgabe des Schusses sehr zu beachten sind. Hat das be-

sich niemals damit auf. Das schwerfällige Elch- und Schwarzwild zeichnet nach dem Schusse weniger gut als das übrige Wild.

Der Jäger möge hieraus erneut erkennen, wie unverantwortlich er handelt, wenn er sich die genaueste, peinlichste Untersuchung des Anschusses nicht zur unverbrüchlichen Pflicht macht. Die Mühe ist ja nicht einmal groß, um so mehr der Verdruß, wenn man nach einiger Zeit die Reste des vermeintlich gefehlten Stückes findet oder hört, da und da ziehe ein



Versehene Schüsse.

- (1. Halschüsse, 2. Brustschüsse, 3. Leberchüsse, 4. Weidwundschüsse, 5. Keulenschüsse, 6. Wildbreitschüsse, 7. Federchüsse, 8. Oberlaufschüsse, 9. Unterlaufschüsse.)

geschossene Stück beim Trupp gestanden, so bleibt es auf der Flucht bei diesem, wenn es gefehlt oder nur ganz unerheblich verletzt wurde; sowie es sich aber vom Trupp trennt, darf man auf ein schwereres Anschweifen mit Sicherheit schließen. Auch wenn das Wild gänzlich gefehlt ist, zeichnet es und macht oft einen tiefen Austritt infolge des Schreckens, den ihm das dicht vorüberpeisende Geschoß einjagt. Wird ein beschossenes Stück Wild flüchtig, bleibt aber nicht weit vom Anschusse wieder stehen, und äugt es erschreckt und unentschlossen umher, so ist es sicher gänzlich gefehlt, denn ein angeschossenes Stück hält

frantes Stück Wild umher. Man nahm früher als Regel an, daß geschossenes Wild stets auf der Einschussseite liegend verende; neuere Beobachtungen haben das widerlegt.

Literatur: W. Wieling, Die Füßchzeichen beim Rotwilde.

Bei niederen Gattungswild zeigt sich die Wirkung des Schrottschusses dadurch, daß der getroffene Körperteil zusammenrückt, so namentlich bei Weidwundschuß; bei Kopfschuß schnell das Stück einigemal in die Höhe, bevor es verendet. Keulenschüsse äußern sich wie unter 9) beschrieben, doch hält die Betäubung um so länger an, je kleiner das

Wild ist. — Flugwild zeichnet sehr gut. Bei Schuß durch die Ständer schlaffes Herabhängen und Schlenkern derselben, weites Wegstreichen und daher schwer zu finden; bei starker Flügelverletzung unregelmäßiges, heftiges Herabstürzen, bei geringer allmähliches Senken zu Boden und schnelles Davonlaufen. Der Weidwundschuß zeitigt ein merkwürdiges Zusammenrücken des Körpers, steife Flügelhaltung, Hängenlassen der Ständer, schräges Aufsteigen und hierauf hartes Niederfallen; nach Kopfschuß folgt senkrechtcs Aufsteigen, das sog. Himmeln, und dann plötzlicher Sturz. Auch bei Brustschuß zeigt sich ein heftiges Zusammenfahren des Körpers, der Flug wird langsamer und das Stüd fällt schnell herab.

Schütte, eine Pilzkrankheit junger Kiefern, bei der die Nadeln im Frühjahr rotbraun werden, absterben und abfallen. Man saät dann „die Pflanzen schütten“; (s. a. Schüttplatz).

Schüttplatz (Schütte, Schuttplatz), der Ort, wo man die Säuen und Hasanen füttert. Für Säuen werden Knollen auf den bloßen, schneefreien Boden in laugen Streifen ausgekreut, Körner in langen, schmalen Trögen gereicht, weil sonst das wehrhafte Schwarzwild beim Drängen zum Fraße die schwächeren Stüde abschlagen würde.

Schütze, jemand, der das Schießgewehr gut zu führen, also mit ihm zu treffen versteht; von einem, bei dem dies nicht zutrifft, sagt man, er sei kein S. S. und Jäger ist übrigens keineswegs gleichbedeutend, man kann sehr gut zu schießen verstehen, ohne die mindeste Eignung zum Jäger zu besitzen.

Schützenwehr, die Schützen- oder Jägergesellschaft bei einer Treibjagd, im Gegensehe zur Treiberwehr, worunter man die Treibermannschaft versteht.

Schühütten für Wild sind leichte Schuppen aus Schwarten oder geringen Stangen, Spallatten usw., mit einem Dache aus Schindeln oder Rohr. Nach Süden zu ist der einfache Bau, der im schirmenden Bestande errichtet wird, offen; sein Inneres ist mit trockenem Gras, Farnkraut, Rohr, Rudwinstroh halb angefüllt. Diese S. werden bei starker Kälte oft bezogen. Da das Wild unverträglich ist, müssen mehrere S. errichtet werden. Sie kommen nur für Gegegenen mit harten Wintern in Betracht.

schwach, gering, beim Ansprechen des Wildes anstatt des unweidmännischen „klein“ gebraucht.

Schwalbenmüwe s. *Müwenartige Vögel II, 3*; *Seeschwalben II, 1*.

Schwalbenschwanzvissier, ein Vissier, dessen oberer Rand sich beiderseits gleichmäßig nach der halbrunden Kinnre zu senkt. Es hat den

Vorzug, daß sich die Kinnre nicht so leicht blank reibt, wie beim Vissier mit getabern Räden. Der Nachteil dieser Vissierung besteht aber darin, daß man damit zu viel vom Ziele verdeckt und infolgedessen leicht zu kurz schießt.

Schwalbenkegle s. *Braschschwalbe*.

Schwalbenwader s. *Braschschwalbe*.

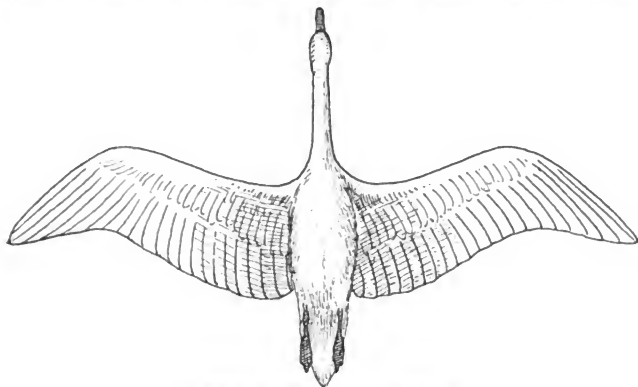
Schwammabäume, die mit kugelförmigen Fruchtkörpern des Baumschwammes besetzten Stämme, insbesondere Kiefern, deren Holz durch diesen Pilz mehr oder minder zerstört ist.

Schwäne (Cygnidae), Familie aus der Ordnung der Zahn- oder Siebschnäbler (Lamellirostres). Hals mehr als körperlang, Flügelgegend unbefiedert. Der Schnabel von der Wurzel an abschüssig, in seiner ganzen Länge von gleicher Breite; die Lamellen des Oberkiefers ragen nur wenig über dessen Rand hervor; die länglichen, seitlichen Kienlöcher stehen in der Schnabelmitte. Nagel des Schnabels von halber Schnabelbreite. Lauf kürzer als Mittelzehe ohne Nagel; Stoß 20- bis 24federig, kurz, vieredig zugespitzt. Die bei uns vorkommenden drei Arten gehören der hohen Jagd an, daher haben sie in der Weidmannssprache Kuder und einen Stand; der Wildschwan äß, balzt und wird auf gebrochen. Wir begegnen bei den Schwänen ebenso starken wie impotanten, den Weichauer seiffenden Gestalten, weshalb man den stärksten Vertreter der Gattung, den Höderichwan, schon lange dem menschlichen Haushalte zugesellt hat. Aber so anmutig die Bewegungen des Schwanes in seinem Elemente, dem Wasser, sind, ebenso unbehilflich bewegt er sich auf dem Lande, und soll er zur Geltung kommen, so gehört er in den schilfumsränzten Weiler des Parkes, aber nicht auf den kleinen Geslügelteich eines Hofes, wozu er sich wegen seiner Unverträglichkeit gegen anderes Geflügel überhaupt nicht eignet.

1) Höderichwan (Cygnus olor Gmel.; krummer S., gemeiner S., s. Abb. 2). Länge 155, Stoß 21, Lauf 8—9, Mittelzehe ohne Nagel 12 cm. Schnabel gelbrot mit einem schwarzen Höder an der Stirn, der beim Männchen stärker ist als beim Weibchen; Kienlöcher, Nagel, Mundwinkel und die nackte Flügelgegend schwarz. Die Stirnbesiedelung tritt nach vorn spitzwinkelig vor; die Lamellen des Oberkiefers längs des Schnabelrandes wie spitze Zähne vortretend. Im Stoß 22 bis 24 Federn. Iris rufbraun; Ruder stumpfschwarz. Die ganze Färbung des alten Vogels reinweiß; das Jugendkleid braungrau mit hell bleifarbenem Schnabel und Rudern. Seine eigentliche Heimat sind das südliche Estlandinavien, Rußland, vor allem die großen Seen des wärmeren Sibiriens, Kleinasien, Persien und das

Kaspische Meer; vereinzelt nistet er auch an der Ostsee, z. B. dem Konventer See bei Dobertan, ferner in Ostpreußen und an einzelnen anderen Stellen des Binnenlandes. Im wilden Zustand ist er Zugvogel und zieht dann im Oktober in einer regelmässigen, schiefen Linie in wärmere Gegenden, um im März nach seinem alten Stande zurückzukehren. Man hält ihn in halbgezähmtem Zustand auf größeren Teichen und Seen in allen Ländern Europas seiner herrlichen Gestalt und seines blendenden Gefieders wegen. Galt er schon im Altertum als das Sinnbild der Anmut, der Aphrodite zugeeignet, so wird er auch in unserer Zeit als

fünf bis acht 112 : 80 mm große, graugrüne Eier befinden, die in 36 bis 39 Tagen von dem Weibchen allein ausgebrütet werden. Die mit weichen, graubraunen Dunen besetzten Jungen werden, nachdem sie noch einen Tag von der Mutter gewärmt und getrocknet wurden, sogleich ins Wasser geführt, ihre Nahrung, die in zarten Wasserpflanzen, besonders Wasserlinsen, besteht, sich selbst zu suchen. Im zweiten Jahre fangen sie an, sich zu färben, im dritten zeigen sie das herrliche, weiße Kleid der Alten. Die Nahrung der Schwäne besteht aus Wurzeln, Samen und den Wassergewächsen selbst, kleinen Wassertieren, Fröschen, auch wohl Fischlaich.



1. Flugbild des Schwanes (Breite gegen 250 cm).

das Muster schöner Körperverhältnisse mit zierlichen und doch majestätischen Bewegungen angesehen. Er ist sonst aber ein tüdischer Gefelle, unverträglich und gefährlich für kleines Wassergeflügel, nur buldsam in beschränktem Sinne bei seinesgleichen. Im wilden Zustande streicht er gut, mit weit vorgestrecktem Hals und starken, hörbaren Flügel-schlägen, stößt auch einen lauten, trompeten-artigen Ton aus, weshalb der Beiname stumm sehr ungerechtfertigt ist. Er nistet auf großen Teichen und Landseen mit freier Uferumschau; Schilf und Rohr müssen an den Rändern wachsen und kleine Inseln mit ebensolcher Vegetation sich darin befinden, auf denen dann das große Nest aus Schilf, Rohr, Wurzeln, Stengeln und Palmblättern aufgeführt wird, in welchem sich Ende April

Im gezähmten Zustande nehmen sie Körner als Winterfutter an, ebenso Brot, gekochte Kartoffeln, Gemüse. Man baut ihnen auf Inseln oder an den Uferändern kleine Häuschen von hinlänglicher Größe und nicht hoch über dem Wasserspiegel mit einer Treppe zum Auf- und Niedergehen. Im Winter bringt man sie in Ställe, mit reinem Stroh ausgelegt, und läßt sie, sobald das Wasser vom Eise frei ist, wieder heraus. Den jungen Schwänen lähmt man einen Flügel, um sie am Davonstreichen zu hindern, denn gewinnen sie die Freiheit, so mischen und paaren sie sich mit den wilden und sind nicht von ihnen zu unterscheiden. Gezähmt hat der S. nur einen gurgelnden Laut und ein boshaftes Piffchen anstatt der lauten Stimme. Besonders hervortragende Schwänenzucht wird

Schwarm, Gesellschaft kleiner Vögel (Drosseln, Lerchen und anderer Singvögel).

Schwärmen, wenn die Hunde, starr ordnungsgemäß zu suchen, planlos oder doch ohne Rücksicht auf den Jäger zu nehmen und weit ab von ihm revieren. Beim Schweifhunde insbesondere das fehlerhafte Suchen mit hoher Nase.

Schwarte, Fell des Schwarzwildes und Dachses.

Schwarzamsel s. *Drosseln* 5.

Schwarzbarisch s. *Barsehe* IV.

Schwarzbrunn s. *Strandläufer* 5.

Schwarzdorn (Schlehe; *Prunus spinosa*) ist viel wertvoller als der Weißdorn. Er bildet dichtere Gebüsche als dieser, zeitigt eine zähe Wurzelbrut und besitzt eine unzerstörbare Lebenskraft. Die schwarzblauen Früchte, Schlehen genannt, sind eine begehrte Winternahrung für Flug- und Schalenwild. Der Strauch bildet die besten Schutzreihen für Rebhühner, Fasanen, Vorkwild und Hasen.

Schwarzdrossel s. *Drosseln* 5.

Schwarzhalo-Lappentaucher s. *Taucher* I, 2.

Schwarzmittel, scherzhafte Bezeichnung des Schwarzwildes.

Schwarztopf s. *Enten* II, 5.

Schwarzmantel s. *Mücenartige Vögel* I, 3 und 6.

Schwarzpappel s. *Laubhölzer*.

Schwarzpulver s. *Pulver*.

Schwarzschnepe s. *Sieher*.

Schwarzwild, Sauen, Wildschwein (*Sus*), Gattung aus der Unterordnung der nicht weiberkäuenden Paarhufer und der Familie der Schweine. Die bei uns heimische Art ist das Wildschwein (*Sus scrofa* L.).

Weibmännliche Ausdrücke.

Die Gesamtbezeichnung für diese Wildart ist Schwarzwild, Sauen, im Scherze Schwarzmittel. Das männliche, ausgewachsene Stüd heißt Keiler, das weibliche Bach; bringt sie Junge zur Welt, so frisst sie, daher diese Frischlinge heißen; während des ersten Kalenderjahres ihres Lebens heißen sie heurige, bis zur nächsten Kaufszeit (seltener Brunst- oder Vollzeit) jährige, Übergangene, überlaufene Frischlinge oder Überläufer. Das weibliche Stüd S. heißt im dritten Lebensjahre zweijährige, dann dreijährige Bach, nach vier Jahren starke, grobe Bach. Das männliche, zweijährige Stüd heißt zweijähriger Keiler, nach einem Jahre dreijähriger (im Scherze Hosenflüder); das vierjährige heißt angehendes Schwein, das fünfjährige haundes oder gutes Schwein, vom siebenten Jahre ab Hauptschwein,

grobes Schwein oder nach der alten Jägersprache grobe Sau. Eine weniger gebräuchliche Bezeichnung für das männliche Stüd, ohne Rücksicht auf sein Alter, ist Bach. Statt Rüffel sagt man Gebreche, daher brechen (wüteln) sie im Boden; die Stellen, wo sie brechen, heißen Gebreche, und man sagt, das Schwarzwild reht im Gebreche. Die langen Eckzähne des Keilers heißen Gewehre (Hauer). Manche nennen die im Oberkiefer des Keilers sitzenden Hauerer, die der Wachen Haken. Die Ohren nennt man Gehöre oder seltener Schüsseln; das Haar heißt Borsten, die langen Borsten auf dem Rücken Federn, die Dünnungen auch Wäunen, der Schwanz Wärgel, Kridel, Veier, Ringel oder Federlein. Die dicke Schwarte auf den Blättern nennt man Schild. Das Fett des S. heißt Weises; die Afterklauen nennt man Geäfter. Einzelne Sauen (nieinals Säue) haben ein Lager, mehrere gemeinschaftlich einen Kessel, in welchen sie sich einschließen (nicht legen); eine Gesellschaft Sauen heißt Rotte, weniger richtig Rudel; die Nahrung heißt Fraß oder Gestraß (nicht Nahrung oder Weide); wo sie sich aufhalten, stecken sie; widersehen sie sich, so stellen sie sich und nehmen den Hund oder Jäger an; die Hahnhunde holen sie ein und packen sie, daher der Name Packer; dann sind die Sauen festgemacht, gedekt; der Keiler schlägt mit den Gewehren und kreitet bei der Verteidigung; hat er sich der Hunde erwehrt, so hat er sie abgeschlagen oder sich losgeschlagen. Dem S. wird der Fang gegeben oder es wird abgefangen; bricht das Schwein durch das Jagdzeug, so schlägt es sich durch dieses. Sauen mit sehr starkem Schilde heißen Panzerschweine; die Wäune, an denen sie sich reiben, Wäbäume. Das S. wird abgeschwartet. Sonstige Ausdrücke wie beim Rotwilde.]

Beschreibung.

In seiner Gestalt und in seinen anatomischen Verhältnissen steht das S., abgesehen von den stärkeren Borsten, dem Haarschweine, besonders dessen primitiven, unveredelten Klassen, sehr nahe. Der Kopf ist ungemein hoch, vom Schädel bis an die Troffel gerechnet, spitzt sich nach dem Gebreche auffallend zu, an dessen Ende die sehr bewegliche Rüffelscheibe sitzt. Gehöre stumpf zugespitzt; die ganze Gestalt nach hinten sehr abfällig, was allerdings z. T. auf Rechnung der euporstäubaren Borsten in der Schultergegend, der Federn, zu schreiben

ft. Der Bürzel hängt bis zu den Sprunggelenken herab. Unter den steifen Borsten wolliges, besonders im Winter dichtes Unterhaar; erstere sind auf der Oberseite nach hinten, auf der Unterseite nach vorn gerichtet. Gesamtfärbung grau-rostbraun, bald heller, bald dunkler, auch im Gesamttone wechselnd; Gehöre, Läufe und Bürzel fast schwarz. Durchschnittliche Länge ausgewachsener Stüde 1,75 m, Bürzel 47, Kopf 42, Gehör 15, vordere Höhe 92, hintere 84 cm; sehr starke Sauen darüber. Gewicht bis 300 kg, gewöhnlich unaufgebrosen 150 bis 200 kg. Alter bei normalem Verlauf 25 bis 30 Jahre. Die unteren Vorderzähne weit länger und gerade vorgestreckt; die Gewehre sind von der Wurzel aus dreikantig, die unteren im Bogen auf- und rückwärts gekrümmt, die oberen ebenso aufwärts, aber in viel kleinerem Bogen; obere und untere Eckzähne treffen somit in der Ruhe genau aneinander, so daß sie sich



1. Schädel des Schwarzwildes.
($\frac{1}{2}$, nat. Gr.)

beim Kauen fortwährend schleifen und dadurch schärfen. Dem männlichen Überläufer wachsen im zweiten Jahre die Gewehre aus, das untere verlängert sich merklich gegen das obere, wächst schräg aufwärts, so daß es im vierten Jahre die zum Schlagen gefährlichste Stellung und Länge hat, und krümmt sich im späteren Alter bei dem Hauptschwein, bzw. der groben Sau über dem Gebreche. Der Keiler kann nur seitwärts schlagen, nicht nach oben oder unten; die Wache kann überhaupt nicht schlagen, dagegen um so furchtbarer beißen. Da die Kausch- und damit die Frischzeit weniger regelmäßig stattfindet als bei dem übrigen Wild, so gestalten sich Entwicklung und Wachstum beim Schwarzwilde ziemlich verschiedenartig, und man kann nicht nach Stärke und Gewicht das Alter richtig anprechen. Nach Wehrings direkten Wägungen schwankte das Gewicht bei Frischlingen zwischen 15,5 und 37,5 kg, bei Überläufern zwischen 22,5 und 72,5 kg. Einen recht guten Maßstab zur Bestimmung des ungefähren Alters von Sauen, besonders in den ersten Lebensjahren, bietet das Gebiß. Die gesamte

Gebißentwicklung des Wildschweines kann hier nicht eingehend behandelt werden, doch mögen einige für die Praxis wichtige Punkte hervorgehoben sein. Der eben gefestigte Frischling hat noch nicht das volle Milchgebiß, sondern nur ein Paar Schneidezähne und ein Paar Haken oben und unten, zusammen also nur 8 Milchzähne. Vollständig ist das Milchgebiß erst mit 3 bis 4 Monaten. Bald darauf kommen die ersten Zähne des bleibenden Gebisses durch, und zwar der erste bleibende Backenzahn und der vorderste Zahn der ganzen Backenzahnreihe, der im Unterkiefer gesondert von den anderen steht. Im Alter von 10 bis 11 Monaten beginnt mit dem zuerst vorhandenen Milchzähnen der Zahnwechsel, und gleichzeitig erscheinen die beiden letzten noch fehlenden Backenzähne des bleibenden Gebisses. Der Zahnwechsel vollzieht sich verhältnismäßig rasch, denn ehe das Stüd Schwarzwild volle zwei Jahre alt ist, hat es schon das ganze bleibende Gebiß, wobei jedoch zu bemerken ist, daß der letzte, sehr große Backenzahn fast 3 Monate braucht, um seine volle Größe zu erreichen. Wichtig ist, daß bei einem Stüde von etwa 10 bis 11 Monaten oder weniger noch die Milchhaken (Eckzähne) vorhanden sind, die nur etwa die Stärke eines Streichholzes haben; daß ferner, wenn die bleibenden Gewehre, an ihrer Stärke und dem dreieckigen Querschnitt leicht kenntlich, eben hervorgekommen sind, das Stüd Schwarzwild etwa ein Jahr alt ist und daß, wenn der letzte, durch seine Größe ausgezeichnete Backenzahn ganz heraus, aber noch frisch und weiß ist, das Stüd ungefähr das zweite Lebensjahr vollendet hat.

Das S. vernimmt und wittert außerordentlich scharf, und wenngleich die kleinen Lichter im Forne wie Kohlen funkeln, so äugt es doch nur schlecht, so daß es den einigermaßen gedeckten, ruhig stehenden Schützen nahe anläuft. Es rinnt außerordentlich leicht und ausdauernd, wobei nur das Gebreche und die Febern über Wasser hervortragen, und trollt mit unvergleichlicher Ausdauer, fast wie der Wolf trabt, so daß zur Kauszeit Keiler oft meilenweit herumwechseln. Die Frischlinge sind hell- und dunkelbraun längsgefleckt, ununtere, höchst possirliche, aber schon streitbare Geschöpfe, die von der Wache mit rasender Wut verteidigt werden. Fortwährend beweglich und geschäftig, können sie selbst im Lager bei der Wache nicht Ruhe halten, sondern beginnen bald wieder ihre Spiele, wobei sie sich schnell wie ein Kreisel herum drehen, im Boden brechen und sich gegenseitig den Faden abjagen; erst wenige Tage alt, versuchen sie schon zu schlagen. Das S. ist ein sehr mutiges, wehrhaftes und, wenn gereizt, überaus gefährliches Wild, das

alsdann keine Gefahr achtet und mit furchtbarer Gewalt den Feind annimmt; mit Gedankenschnelle ist der den Wunden so oft den Tod bringende Schlag beigebracht, und mancher Jäger kurierte monatelang an dem tiefen und langen Schnitt im Beine, der den starken, rindstebernen Stiefel wie mit dem schärfsten Messer und das Bein bis auf den Knochen ausschälte. Keine Wunde und Qual vermag dem Hauptschwein einen Schmerzeston auszupressen, nur geringere Sauen klagen beim Anschusse laut auf, besonders wenn ein Knochen zerschossen wurde. Im übrigen ist die Stimme des Wildschweines der des zahmen ganz gleich, dessen Stammvater es bekanntlich ist.

Verbreitung, Aussehen.

Von den Küstenländern der Nord- und Ostsee an verbreitet sich das Schwarzwild südwärts über ganz Europa, auch in Nordafrika kommt es noch vor, und Asien bewohnt es etwa bis zum Amurfluß und bis Tibet. In Indien wird es durch eine ihm sehr ähnliche Art, *Sus cristatus*, vertreten. Eine auffallend geringe, doch artlich nicht verschiedene Form des gewöhnlichen Schwarzwildes lebt auf Sardinien, während sich das Schwarzwild des Kaukasus durch besondere Stärke auszeichnet. Starke Keiler sollen hier bis zu 350 kg schwer werden.

Besonders reich an Wildschweinarten ist Südostasien, auch in Afrika leben mehrere, die z. T. sehr von *Sus scrofa* abweichen.

Es ist ja gewiß, daß sich das Schwarzwild mit intensiver und namentlich kleiner, parzellierter Landwirtschaft nicht verträgt und ihm deshalb kein Vordrüb geleistet wird; es ist aber ebenso gewiß, daß die Klagen über das S. vielfach übertrieben und tendenziös sind, besonders vom Westen her, wo sie vielfach aus gewissen Gründen in Szene gesetzt wurden und werden. Bei näherer Prüfung gelangt man zu dem überraschenden Ergebnis, daß die Jagdpächten, welche die so „schwer heimgesuchten“ Gemeinden, eben weil sie Sauen in ihren Wäldern haben, begehren, mehr als reichlich den Schaden aufwiegen, den ihnen die Schwarzmittel zufügen. Für die Forsten ist das S. entschieden mehr nützlich als schädlich, da es mit großer Eier der sog. Erdmast, d. h. allem Ungezieser, nachgeht, ganze Keiler von Mäusen und Maden sowie die Puppen und Raupen unter und auf dem Moos aufliest; man muß eben das Tun und Treiben der Sauen in raupenfräßigen Revieren unparteiisch beobachten, um das Wert, das sie in dieser Beziehung verrichten, zu würdigen. Die Schädigung an einer Eichel- oder Buchelnsaat ist ja gewiß nicht zu unterschätzen, aber noch auszugleichen und steht immer weit unter dem Nutzen, den

die Sauen in angegebener Weise dem Revier gewähren. Das Schwarzwild kann sich nur in größeren Waldmassen halten und verlangt Dickungen, um sich in ihnen zu stecken, sowie Brücher zur Suhle; ohne letztere kann es im heißen Sommer nicht bestehen, daher bei Anlage von Saugärten, Sauparks, auf deren Vorhandensein Gewicht zu legen ist. Daß ihm Eichen- und Buchenwälder der Wast wegen angenehmer sind als arme Kienheiden, bedarf keines Beweises; gleichwohl nährt es sich auch in diesen, wie ihm überhaupt die lokalen Verhältnisse in bezug auf Ebenen, Gebirge u. a. sehr gleich sind. Wenn es nur brechen, süßen und reichliches Gesträuf finden kann, fühlt es sich heimisch und wohltauf; selbst in großen Rohrwäldern ohne Baumnwuchs gedeiht es ganz prächtig. So unbeholfen es aussehn mag, so geschickt steigt es in den Berghängen umher, wovon man an Rhein und Mosel sich überzeugen kann. Trotz unablässiger, freilich auch häufig sehr unpraktischer Verfolgung ist das S. in Deutschland glücklicherweise noch kein seltenes Wild und namentlich im Rheinland, im Elsaß, in Brandenburg, Schlesien, Hessen-Rassau, Hannover, Mecklenburg, Pommern, Ost- und Westpreußen in zum Teil recht guten Ständen vorhanden.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Dem Schwarzwilde dient alles Verdauliche zum Gesträuf, aus dem Tier- wie aus dem Pflanzenreiche, Baummast wie Erdmast, Getreide- und Hackfrüchte, Fallwild und gefallene zahme Tiere, wovon sich eine gewisse Gefährlichkeit für die Jagd ergibt; denn haben die Sauen öfters Luder oder Wildpret gefunden und sind sie dadurch genossen gemacht, so nehmen sie wie ein Schweifhund eine franke Wildfährte an, reißen das Stück und fressen es in unglaublicher Geschwindigkeit auf; auch junge, noch unbeholfene Wildkälber sollen unter diesen Umständen keineswegs sicher vor ihnen sein. In den Brüchern brechen sie unablässig nach allerlei Getrie, und possierlich sieht es aus, wenn ein Ferkel eine Schlange erwischt hat; sofort beginnt er sie aufzuknatschen, die Geschwister hören diesen verlodenden Ton aber sehr bald, eilen herbei und fassen den anderen Teil des Reptils an, wovon ein lustiges, lebhaftes Zerren beginnt, bis der ledere Schmaus verteilt und verschlungen ist. Geringe Sauen schlagen sich in stärkere Kotten zusammen, starke Keiler dagegen süßen als sog. Eingänger ein grämliches, vereinsamtes Leben, und findet man ein Lager, so darf man annehmen, daß es von einem solchen oder einem kranken Schweine herrührt; denn Waschen, geringe Keiler und der Nachwuchs schieben sich neben- und übereinander in einen Kessel ein, lassen sich

verschneien und fahren plötzlich unter lautem Schnaufen kurz vor dem unerfahrenen Weidmann heraus, der vor Schreck wie gebannt steht, zumal er den grauen, von ihm wohl bemerkten Gegenstand für ein Stück Eichenkamm hielt.

Kommt aber die Mausezeit heran (Ende November bis Mitte Januar), so trolten die starken Keiler herbei, schlagen die schwächeren ab und beschlagen nach einigen ungeschlachten Ländeleien die Wachen. Die schwächeren Keiler wechseln alsdann heimatlos umher, daher man sie zur Mausezeit gelegentlich da fährt, wo sonst keine Säuen vorkommen, und drängen sich sogar, wo Schweinherden ausgetrieben werden, an die zahmen Säuen, wodurch Sproßlinge entstehen, die dem Besitzer keineswegs erwünscht sind. Diese arten nach dem struppigen Vater, sind sehr unbändig und widerfällig, bald zu erkennen, von keinem Käufer begehrt und verderben die Nachzucht bis in verschiedene Generationen, weshalb die Besitzer solche Säuen alsbald zu schlachten pflegen. Treffen starke Keiler aneinander, so gibt es ein gewaltiges Turnier, wobei sie sich auf die Blätter und in die Wammen zu schlagen trachten und wie die Wirbel im Kreise drehen; dessenungeachtet bleibt selten einer auf dem Platze, wenn es überhaupt einmal beobachtet worden ist. Die Wache geht 18 bis 20 Wochen hochbeschlagen und frisch alsdann in einem sehr versteckten, weichen Lager 10 bis 12, doch auch weniger Frischlinge, die gleich sehr beweglich und stink auf den Läufen sind, aber die ersten Tage das Lager nicht verlassen. Stets ist die Wache bei ihnen oder in nächster

2. Fröhliche Fährte eines Frischlings. (1/10 nat. Gr.)

Nähe, und wehe dem unberufenen Eindringling, der dieser Stätte sich naht, er findet fürchterlichen Empfang durch die wie unsinnig mit offenem Gebreche auf den geringsten Klage laut eines Frischlings heraufstürmende Wache. Nach dieser Zeit folgt die bunte Schar der Wache, und nicht selten vereinigen sich mehrere zum gemeinsamen Trübündnis, so daß man alsdann starke Kotten sieht und fährt.

Selbstverständlich und besonders in unruhigen Revieren steden die Säuen bei Tag in den Widungen, gegen Abend aber trolten sie, eine hinter der anderen, zunächst der Suhle zu und alsdann ins Gebirge, wo sie freilich oft arg wirtschäften und das Kartoffel- oder Rübenstück des kleinen Landmannes vollständig umkehren; sowie aber ein Morgenluft wittert, trolten sie dem Holz und dem Kessel zu und schieben sich zur Verdauung ein. Sind sie wenig gestört, so brechen sie auch gelegentlich über Mittag. Abgesehen davon, daß das S. überhaupt ein sehr unstätes Wild ist, wechselt es bei Verfolgungen, oder wo das Gefäß sehr zerstreut umherliegt, weit umher und steckt oft viele Kilometer von dem Revier ab, wo es der Jäger am Tage vorher fährtete, manchmal an Stellen, wo es niemand vernutet. Daher ist ihm ohne Spurschnee nicht leicht beizukommen.

Jagd.

Das Schwarzwild ist in Mitteleuropa noch das einzige Wild der Jetztzeit, das den Jäger daran mahnt, daß sein Gewehr nicht nur eine Vertilgungswaffe, sondern auch eine Schutzwaffe, also ein Gewehr in des Wortes ursprünglicher Bedeutung

3. Fröhliche Fährte eines zweijährigen Schweines. (1/10 nat. Gr.)

ist. Aber je mehr die Sauen sich vermehren, desto mehr schwindet der letzte Rest von dem Ritterlichen und Mannhaften der Jagd. Mag immerhin manche Saujagd ungefährlich und glatt verlaufen, so bietet sie doch auch Momente, wo der Mann seinen Mut zu erproben Gelegenheit findet. Dem angelegenen Keiler in der schneebehangenen Didung nachzuschleichen, um schnelles Ausweichen oft seine Schwierigkeit hat, ist keine Kleinigkeit; denn in solchem Zustande sichert der Keiler mit furchtbarer Schärfe und nimmt den Jäger an, ehe dieser es vermutet. Dagegen nimmt das nicht gedrängte Schwein, wo es Platz zur Flucht und zum Ausweichen hat, den Jäger nicht leicht an, und selbst der trante Keiler nimmt zwar den Jäger an, wobei er schlägt, überrennt ihn wohl auch, bleibt aber nicht stehen und kehrt nicht um; die trante Wache dagegen, die nicht schlägt, sondern beißt, ist unberechenbar und tritt gelegentlich auf dem niedergeworfenen Feind umher, ihn arg zurechtend; im schlimmsten Falle könnte man sich wohl vor dem annehmenden Keiler durch Niederwerfen retten, was bei der Wache das verheißteste Rettungsmittel wäre. In der Praxis aber hat man keine Zeit zu solchen Überlegungen, und es bleibt daher ein schneller Sprung auf die Seite das beste Auskunftsmitel.

Die Fährte des S. bietet nicht die vielfachen Eigentümlichkeiten der Rothwildfährte; die Schalen aller jüngeren Sauen sind gewöhnlich ungleich, außen länger als innen, mit zunehmendem Alter verliert sich aber dieses Kennzeichen. Beim hauenden Schweine sind schon beide Schalen gleichlang, und die Fährte ist dann der des Rothwildes zwar nicht unähnlich, doch macht das stärkste Schwein kaum einen so weiten Schritt wie ein guter Achter, dessen Fährte natürlich viel schwächer ist. Außerdem drücken sich bei jeder Saufährte, schon beim Frischling, die Geäster auf nicht zu hartem Boden deutlich aus, während dies beim Rothwilde nur in der flüchtigen Fährte oder auch in sehr weichem Boden der Fall ist.

Die V i r s ch und selbst der A n f a u d auf Schwarzwild führen nicht mit der Sicherheit zum Ziel, wie dies bei anderen Wildarten der Fall ist. Jedoch ist der Viechgang am frühen Morgen oder während der Rauschzeit oft von Erfolg gekrönt. Ebenso kann man den Anstand an Faser- und Kartoffelrüden mit Vorteil ausüben. Zwar ängt das S. sehr mächtig, vernimmt aber desto feiner, so daß ein Anbirschen nicht so einfach ist.

Die S a u h a g stand in früheren Zeiten allen anderen Methoden voran, solange es eben weniger kostspielig war, die zahlreichen Hunde dafür zu halten. Diese Haghunde oder Hagrüden teilte man in schwere und leichte und verstand unter jenen die starken, eng-

lischen Doggen (Mastiffs, *Canis molossus*) oder Kreuzungen aus ihr, die dem Stamm an Schwere nichts nachgaben; unter den leichten verstand man die sog. dänische Dogge (*Canis danicus*) oder Ulmer Dogge, zusammen auch Wendlinge genannt, weil sie offenbar eine Kreuzung sind und zwar aus dem Mastiff und einem großen, glatthaarigen Windhund. Diese Wendlinge haben sich unter dem Namen deutsche Doggen neuerdings als Zughunde sehr verbreitet und erreichen eine Schulterhöhe von 1 m, gewöhnlich aber nur die immerhin stattliche von 80 bis 90 cm, bei einer Länge von 1,3 m. Die schweren, nicht leicht zu behandelnden Rüden hat man wohl nirgends mehr; überhaupt spielt die Sauhag nicht mehr die Rolle wie früher, und gewöhnliche Wildbodenhunde tun, wenn sie nur scharf daran gehen, auch recht gute Dienste. Unter einer Hag versteht man eine Anzahl Haghunde, die gemeinschaftlich ein Schwein einzuholen und festzumachen gewöhnt sind; ihre Stärke und Eignung entscheidet über die Kopfhöhe; gewöhnlich rechnet man 6 bis 10 Hunde auf eine Hag und verlangt von ihnen, daß sie das stärkste Schwein festzuhalten, zu decken, vermögen. Sehr schweren Hunden gibt man einige leichtere, mit Vorteil starke Windhunde, bei und löst die schweren Hunde zuerst, die leichten später, so daß sie alle gleichzeitig an das Schwein herankommen. Zu je 2 oder 3 Rüden gehört ein Hag- oder Rüdenmann, der sie an den Hagrüden führt; jeder von ihnen bekommt bei der Hag seine Nummer, nach der er sich in die Haglinie einstellt. Jede Hag steht unter dem Befehl eines berittenern Kommandeurs, alle zusammen befehligt ein berittener Direktor, dem ein ebenfalls berittener Gehilfe zur Seite steht, um die Befehle schnell an Ort und Stelle zu bringen. Die an der Jagd teilnehmenden Reiter werden den verschiedenen Hagen zugeteilt, stellen sich bei diesen hinter die Schirme mit von der Streifhag abgewandtem Gesicht, und die Rüdenmänner lösen, sowie diese begonnen hat, die Schleifen der Hagrüden und wideln sie sich um die Hand, um sie auf Kommando sofort lösen zu können. Nun läßt man einen Finder suchen, und sobald Sauen losbrechen, ruft der Kommandeur leise „Vor“, worauf einige Hunde vorgebracht werden, damit sie die Sauen sehen und auf das Kommando „Hag los“ sofort losgelassen werden. Auf einen dreijährigen Keiler läßt man 4 bis 6 Hunde laufen, auf einzelne schwächere etwa 4, auf den Frischling nur 2 leichte Rüden, auf eine ganze Rotte aber je nach der Kopfhöhe 2 bis 3 Hagen. Man hegt aus dem Holz auf freies Gelände; je kleiner dieses ist, desto näher läßt man die Sauen heran- und bald erst zwischen den

Hafschirmen durchkommen, bald hegt man sie auf den Kopf, um sie zu sprengen, was ein Haupterfordernis des guten Erfolges ist. Sowie ein Schwein von Hunden festgemacht oder gebedt ist, sieht der herangesprengte Reiter ab und fängt es mit dem Hirschfänger hinter dem Blatt ab, nachdem es, wenn thunlich, von einem oder zwei Rüdenmännern ausgehoben, d. h. an den Hinterläufen aufgehoben worden ist, worauf es sich nicht rühren kann. Unverbrüchliches Festhalten der Hunde ist hierbei Lebensfrage, und es gibt Fälle, wo ein starkes Schwein von einem einzigen Hunde festgemacht und dabei abgefangen wurde. Der Rüdenmann ruft seine Hunde alsdann zusammen und bringt sie hinter den Schirm zurück, wo etwa geschlagene verbunden werden. Diese Jagdart wurde früher auch in eingestellten Jagen und mit besonderem Glanz abgehalten. Bei Kesseljagen wird der betreffende Distrikt mit Tüchern eingestellt, die Sauen werden den Schützen zugetrieben, die aber erst, um sich nicht gegenseitig zu gefährden, nach ihnen schießen dürfen, wenn die Sauen zwischen ihnen durch sind.

Die interessanteste und wenigst kostspielige Jagd ist die mit dem S a u f i n d e r oder Saubeller, der das Schwein in der Dichtung sucht und, nachdem er es gefunden hat, so lange verbellt und dadurch beschäftigt, bis der Jäger sich angebircht hat, um es schießen zu können. Wird das Schwein flüchtig, so muß der Finder ihm laut folgen, bis es sich wieder stellt, darf es aber niemals anfassen. Hieraus ergibt sich, daß ein weiblauter Finder die ganze Jagd irreführen, also verderben würde. Jeder Hund, der an Sauen gern jagt, eignet sich zu diesem Geschäfte, nur darf er nicht zu stark sein, weil ihn alsdann das Schwein fürchtet, sich nur schwer vor ihm stellt und er selbst auch gern anfaßt und leicht geschlagen wird; zu schwach soll er aber auch nicht sein, weil er sonst dem Schweine nicht recht folgen kann und dieses ihn gar nicht beachtet, es sich also nicht stellt; um ihn vor Schlägen einigermaßen zu sichern, ist langes Haar vorteilhaft für ihn. Die Jagd mit diesem, dem Schwarzwildjäger unentbehrlichen Hunde kann zu jeder Jahreszeit betrieben werden; man zieht mit ihm am Riemen zu Holze, löst ihn, wo man Sauen vermutet, und folgt dem Laute, bis er stellt, worauf man sich vorsichtig anschleicht und das Schwein erlegt. Will man das Schwein aber hegen, so führt man einige Rüden mit sich und löst sie, sobald der Finder laut wird. Lebensfrage für die Hunde ist dabei, daß sie an das Schwein auf der Flucht herankommen und es von hinten her packen; wird auf den Keif gehegt, und nimmt das Schwein die Annäherung der

Hunde wahr, so wird es, wenn es stark ist, diese erwarten, nachdem es sich, wenn irgend möglich, gegen einen Strauch oder sonstige Deckung gedrückt hat. In der Regel fallen dabei einige Hunde den furchtbaren Schlägen des Reiters zum Opfer und meist die besten, die zuerst heran waren, es sei denn, daß sie gewiß genug sind, an ihm vorbeizupressen und ihn mit schneller Wendung von hinten her zu packen, was aber nur selten vorkommen und glücken wird.

Die T r e i b j a g d auf Sauen ist zwar die gewöhnlichste Jagdmethode, namentlich wenn man keine Hunde hat, erfordert aber Sachkenntnis, wenn man ordentliche Erfolge erzielen will. Zunächst ist vorheriges Eintreiben erforderlich, was nur bei Spurhunde sicher erfolgen kann. Gilt es nur einem im Treiben stehenden Schwein, und kann man wenigstens notdürftig spüren, so geht ein Schütze ober Treiber ins Treiben und drückt es den Schützen zu, die aber sehr achtsam sein und stillstehen müssen. Hat man eine ganze Rotte, so ist es durchaus nötig, daß man sie sprengt; denn glückt dies nicht, und werden die Sauen hart gedrängt, so brechen sie blindlings bei den Schützen oder Treibern in dichter Rotte durch und werden meist vorbeigeschossen. Eine solche Rotte stellt sich sobald nicht wieder und flüchtet weit fort. Die Treiber gehen mit mäßigem Geräusch im Haken gegen die gleichfalls so aufgestellten Schützen vor und vor ihnen 2 bis 3 sehr zuverlässige Jäger etwas hin und her; auf diese Weise werden die Sauen langsam vorwärts gedrängt, von verschiedenen Seiten beunruhigt und suchen sich alsdann durch die Schützen abzuschlen, wobei diese gut zu Schuß kommen. Haben die Treiber den Haken der Schützen erreicht, und sind noch nicht alle Schweine durch, so machen sie Halt, gehen aber langsam hin und her, bis die letzten Sauen ausgebrochen sind, wozu diese sich endlich doch entschließen. Hat man Braden zur Verfügung, so bringt man sie durch die Treiber gegen den Wind heran und läßt einzelne suchen; fangen diese zu jagen an, so löst man nach und nach auch die anderen, aber von verschiedenen Punkten, so daß die Sauen von allen Seiten her gejagt werden; dadurch werden sie irre, sprengen sich und kommen meist einzeln zu Schuß, vorausgesetzt, daß das Jagen von den Schützen rundum besetzt ist, da man bei Bradenjagen nie wissen kann, wo das gejagte Wild durchbricht. Ist das Jagen groß, so machen einige zuverlässige und umsichtige Schützen, die den Hunden hinein folgten, oft die besten Geschäfte, nur müssen sie stets bedacht sein, so zu schießen, daß sie keinen der Genossen dabei verletzen.

Parforcejagd auf Sauen wird in freier Wildbahn kaum mehr abgehalten (s. *Parforcejagd*). — Eingestellte Jagden werden wie beim Rotwilde betrieben.

Beinahe in allen Jagdgesetzen sind Vorschriften enthalten, welche die Einfriedigung des Schwarzwildes und die Ausrottung des nicht eingefriedigten anordnen (vgl. *Wildschaden*). Nach § 64 der preussischen Jagdordnung steht der Abschluß von Schwarzwild im gemeinschaftlichen Jagdbezirk außer dem Jagdpächter auch dem Eigentümer und Kuznießer zu.

Fang.

Nächst der Jagd spielt der Fang des Schwarzwildes eine nicht zu unterschätzende Rolle. Man legt dazu Saugrunden an, d. h. große, etwa 2 m tiefe Gruben mit senkrechten Wänden, überdeckt sie mit Reiserrost und schüttet Kirtung nach ihnen hin, wobei manches Schwein hineinfällt und gefangen wird. Wichtiger aber ist der Saufang, wobei man ganze Rotten fangen und den Schwarzwildstand sehr vermindern kann.

Der Saufang, der allerorten übereinstimmend angelegt wird, dient dazu, Schwarzwild lebendig zu fangen. In Dörfern, welche die Sauen am liebsten annehmen, wo wenig menschlicher Verkehr herrscht und auch keine forstlichen Arbeiten vorgenommen werden, errichtet man im Umfange von 20 qm oder weniger eine mit dichten Wänden umgebene Verengung derart, daß man von 2 zu 2 m etwa 30 cm starke Pfosten eingräbt, so daß sie 2,5 m über und 1 m im Boden stehen. Man nimmt die Säulen, in welchen die Falltür angebracht wird, bis 32 cm stark und 4 m über dem Boden, um die Tür bis 2 m aufziehen zu können, und verbindet sie oben und unten mit starken Querhölzern. Auf dem oberen wird eine kleine Rolle angebracht, damit die Tür durch eine um erstere gewundene starke Leine, welche bis zur Stellung läuft, möglichst leicht auf und ab gezogen werden kann. Um den Sauen das Überschießen der Tür, wenn sie sich gefangen fühlen, unmöglich zu machen, nagelt man noch 2 Querhölzer über sie, doch so an, daß die Tür in ihren Bewegungen nicht gehemmt wird. In die Falze der Säulen werden gespaltene Rundknüppel, mit der Innenseite nach außen, dicht eingelegt, auch noch etwa 30 cm in den Boden verankert, weil sich starke Sauen sonst leicht durcharbeiten würden. Man kann die Umfassung auch aus starken, dicht aneinandergelegten Stangen (Palisaden) herstellen, was einfacher ist. Die etwa 1 m breite und 2 m hohe Falltür wird mit Bohlen quer und dicht ausgekleidet und mit Kreuzhölzern benagelt, damit sie sich nicht wirft, auch nicht dem Anprall der gefangenen Sauen

nachgibt. Die Falltür muß bequem in den Falzen der Pfosten laufen und erhält oben in der Mitte eine Krampe, in welcher die Zugleine befestigt wird. Zur Stellung dient ein aus zähem, etwa 5 cm starkem, geschältem Holze zusammengesetztes Kreuz, um dessen Kreuzpunkt die Zugleine gewickelt ist. Zwei gegenüberstehende Enden des Kreuzes werden etwas flach gespitzt und in die Kerben zweier, bis an die Köpfe in den Boden geschlagener Pfähle gesteckt. Diese Vorrichtung bringt man etwa in der Mitte des Fanges an, zieht nun die Tür auf und steckt das Kreuzholz mit der Leine in die genannten Kerben, wodurch die Tür schwebend erhalten wird. Oder man schlägt bloß einen Pfahl mit einer Kerbe ein und legt einen etwa 1 m langen Knüppel in die Kerbe, dessen anderes Ende so stark beschwert wird, daß die Tür in der Schwebe erhalten bleibt. Somit steht die Stellung sängfisch. Alle diese Vorrichtungen bringt man schon im Juli an, damit sie verwittern, ehe man im Herbst vor Abfall der Rast mit dem Fange beginnt. Nun verscharrt man Ende August etwa 40 Schritt von der Falltür entfernt 1 bis 2 Pferdelababer und begießt sie mit Heringssalze, deren Geruch die Sauen sehr anlockt, spritzt auch solche in den Saufang hinein, um den Sauen die Richtung nach diesem geläufig zu machen, und schüttet nun Kartoffeln um das Luder, sowie einzelne nacheinander bis in den Fang hinein. Die Sauen werden Kartoffeln und Luder bald aufgenommen haben. Dann erneuert man die Kirtung mit Getreide, auch Gscheide und sonstigem Luder, bis die Sauen ohne jede Scheu alle Kirtung innerhalb des Saufanges aufzunehmen sich gewöhnt haben; sodann stellt man die Tür in der angegebenen Weise sängfisch, worauf oft ein guter Fang nicht ausbleibt; denn sobald die Sauen an die stark beförderte Stellung stoßen oder sie gar unterwühlen, schlägt das Holz aus den Kerben und die Tür fällt herunter. Damit man möglichst viele fängt, darf außerhalb des Saufanges nunmehr nur noch wenig Kirtung liegen; innerhalb desselben muß sie im Bogen um die Stellung geschüttet sein, damit die vorbersten Sauen nicht zu schnell an diese gelangen und die Stellung abstoßen, wenn die meisten noch außerhalb stehen. Diese Art des Fanges bleibt aber immer dem Zufall anheimgegeben. Will man gewisse Stüde oder ganze Rotten fangen, so muß die Zugleine nach einer Kangel geleitet sein, aus welcher ein Jäger den entsprechenden Moment abwarten und die Leine schnell kappen muß. Bleiben einzelne Sauen draußen, so muß er den Versuch in nächster Nacht wiederholen; denn fällt vor den aufstehenden die Falltür herab, dann darf man

auf geraume Zeit deren Rückkehr nicht erwarten. Je mehr Mangel an Gefräß, namentlich in schneereichen, kalten Wintern, wo die Sauen wenig brechen können, desto besser lohnt dieser Fang. Will man die Sauen lebend aus dem Fange nehmen, so ist es zu empfehlen, an passender Stelle des Zaunes eine durch Falltür zu schließende Öffnung von etwa 1 m Höhe und 0,75 m Breite zu belassen und an diese einen nach außen führenden, kurzen, oben und an den Seiten mit Stangen vermachten Gang anzubringen. An sein Ende stellt man den Saukasten, zieht die Falltür auf und drängt die Sauen nach der Öffnung hin. Sobald ein Stück sich im Gange befindet, kann man mit hinter ihm durchgesteckten Stangen nachhelfen und es in den Kasten drücken.

Dem Schwarzwidle wird beim Zerwirken der Kopf abgelöst, der dann eine besondere Tafelziede ist; ehe der Koch ihn bearbeitet, wird er mit einem glühenden Eisen gegengt. Die Schwarte muß mit dem Messer Schnitt um Schnitt abgeschärft werden.

Literatur: Dietrich aus dem Windell, Handbuch für Jäger, 3. Aufl.; Brehms Tierleben.

Schwein f. Schwarzwidle.

Schweinesinne (*Cysticercus cellulosae*), die Jugendform des beim Menschen schmarotzenden Einsiedler-Bandwurmes (*Taenia solium*), ist in einzelnen Fällen auch beim Wilde (Rot-, Dam-, Reh-, Schwarzwidle, beim Bären, Steinwidle usw.) beobachtet worden. Die Anstodung des Wildes erfolgt durch Aufnahme von Bandwurmeiern, die mit dem Rote von mit Bandwurm behafteten Menschen gelegentlich verstreut werden. Die Finnen sitzen zwischen den Muskelfasern und können überall in der roten Körpermuskulatur vorkommen. Lieblingsstellen scheinen jedoch die Muskeln am Halse, die der Schulter und die Zwischenrippenmuskeln zu sein. Um sich selbst vor der Anstodung mit Finnen, d. h. mit dem aus ihnen entstehenden Bandwurm zu schützen, genieße man kein rohes oder halbgares Fleisch. Gründliches Kochen, Braten, Pökeln oder Räuchern des Fleisches tötet die darin enthaltenen Finnen.

Schweinerücken (geträumter Rücken), der geträumte Schafrücken an Fintzen. Er empfiehlt sich für Schützen mit langem Hals, die den Kopf wenig neigen und daher den Schast zu hoch (mit der Kappenspiße) einsehen.

Schweinesenche, eine bei Hauschweinen häufig feuchthaft vorkommende Krankheit, die unter dem Wilde der Lungen- und Brustfellentzündung bald rasch, bald schlechend verläuft. Beim Schwarzwidle ist die Senche bis jetzt nur selten beobachtet worden.

Schweinsfeder f. Saufeder.

Schweiß, das Blut des Wildes und Hundes. Einige nennen das Blut des zur hohen Jagd gehörigen Wildes Farbe.

Schweißarbeit, das Arbeiten des Hundes auf der Schweißfährte oder Schweißspur.

Schweißbett, Wundbett, die Stelle, wo sich ein angeschossenes Stück Schalenwidle niedergetan hat.

Schweigen, bluten; schweißig, blutig.

Schweißfährte (Kotfährte, tranke Fährte), die Fährte eines angeschweißten, zur hohen Jagd gehörigen Haarwildes.

Schweißhund. Ehedem arbeitete die hirschgerechte Jägerei zwei verschiedene Arten von Hunden, nämlich den *Leithund* und den vermutlich aus einer Kreuzung dieses mit Braden hervorgegangenen *eigentlichen Schweißhund*, vornehmlich auf Rotwidle, gelegentlich aber auch auf Sauen. Der Leithund war ein meist schwerer, niedriger Hund mit etwas gekrümmten Vorderläufen, schwerem Kopfe, breiten, langen, flach anliegenden Behängen und fast walzenförmigem Rumpfe. Der eigentliche S. war leichter, stand höher auf den Läufen, hatte einen aufgezogenen Leib, spitzeren Fang, kürzeren Behang. Beide Formen wurden vielfach miteinander vermischt, und so entstand eine Mittelform. Der Leithund diente zur jag. Vorjuche, d. h. zum Bestätigen von Wild, der S. zur Nachjuche nach trantem Rot- und Schwarzwidle. Der weil. Kgl. Hannoverische Oberwildmeister Knap von ehemaligen Kgl. Hannoverischen Jägerhose führte zu Anfang des 19. Jahrhunderts die vortreffliche Methode ein, die Arbeit des Leithundes vom hannoverschen S. neben seiner eigentlichen Aufgabe verrichten zu lassen. Er kombinierte also beide Arbeitsleistungen, und so leistet denn der nach dieser Schule gearbeitete Hund heute die Dienste, zu denen früher zwei Hunde gebraucht wurden. Daraus ergibt sich neben den übrigen Vorteilen die Möglichkeit, den S. auch dann zu arbeiten, wenn es sich nicht um eine Nachjuche handelt. Der Hund braucht somit nicht zu verliegen. Die Farbe des S. ist hirschrot, gestromt oder gestrichelt. Das Gesicht ist oft gebrannt. Als fehlerhaft ist insbesondere zu betrachten: Schmäler, hoher Oberkopf, zu doggenartiger oder zu spitzer Fang und zu schmale Nase, die in gleicher Breite, ohne sich nach oben zu verengen, bis zur Stirn verläuft, zu lange faltige oder schmale, unten zugespitzte Behänge, dünne Vorderläufe, unfällig gekrümmte Armlnochen und dachshundartig gestellte Füße, zu kurze, zu dünne oder stark gekrümmte und hoch getragene Rute, sowie eine kurze, hochläufige oder vorn überhöhte Bauart. In bezug auf Farbe werden

jedes Weiß wie auch gelbe Abzeichen als Fehler angesehen. Die hannoverschen Hunde teilt man in die drei Schläge Jägerhof-, Jag- und Sollingstrasse ein. Ein leichterer Schlag ist

gewöhnt, ebenso wie bei dem Verlangen, daß er auf das Wort „daher“ nach rechts, auf „dahin“ nach links geht. Man gewöhne den Hund von vornherein, erst auf das



1. Schweißhund.

der bayerische Gebirgsschweißhund. Der Kopf dieser Hunde hat meist nicht den Adel des S. und ist auch spitzer. Farbe rot, in neuerer Zeit ist das Weiß fast vollständig herausgezüchtet. Der S. ist ein treues, gewissenhaftes, nachdenkliches Tier; die klugen Augen bliden ernst und fragend.

Der heutige S. soll in erster Linie dazu dienen, die Leiden des angeschossenen Hochwildes nach Möglichkeit abzufürzen. Die Erziehung, Schulung und Arbeit des S. erfordert ein bedeutendes Maß von Hingabe und Können. Ohne gründliche praktische Unterweisung ist es unmöglich, die Behandlung dieses edlen Hundes zu erlernen. Darum können hierüber an dieser Stelle auch nur einige Hauptpunkte angegeben werden (nach Graf Bernstorff, Die Zucht und Behandlung des Schweißhundes).

Möglichst frühzeitig soll der Hund den Jäger kennen lernen. Die eigentliche Schulung beginnt mit dem Führigmachen. Der Hund hat sich mit der Nase am linken Knie des Jägers zu halten; im Stangenholze muß er daran gewöhnt werden, dieselben Lücken zwischen den Bäumen hindurchzugehen wie der Jäger. Es folgt das Ablegen (vgl. Dressur).

Der Hund lernt nun auf das Kommando „Vorhin“ vorzusuchen, d. h. mit tiefer Nase vor dem Jäger herzugehen; und zwischen den Vorderläufen des Hundes durchgezogene Schweißriemen wird hierbei eine gute Hilfe

gewöhnt, ebenso wie bei dem Verlangen, daß er auf das Wort „daher“ nach rechts, auf „dahin“ nach links geht. Man gewöhne den Hund von vornherein, erst auf das Kommando „vorhin mein Hund“ jede gerechte Fährte anzufallen, sich in Dienst zu betrachten, während er, solange er am linken Knie des Jägers geht, außer Dienst ist. Jede sich bietende Gelegenheit muß benutzt werden, damit der Hund sich an den Anblick von Wild gewöhne, nicht winsle oder gar laut werde. Die Hauptarbeit, die Arbeit auf gefunder, falter Fährte, also die Arbeit des Leithundes, die heute vom S., der nach der beim vormaligen königlich hannoverschen Jägerhofe üblichen Methode gearbeitet ist, verrichtet wird, soll nur nach der Fährzeit des Rotwildes — also von Mitte bis Ende Mai — vorgenommen werden, da sonst das an den Zweigen

und Büschen hängende Haar den Hund verleiten würde, die Nase hochzunehmen. Soll der Hund auf den Wiedersprung gearbeitet werden, d. h. die Hirschfährte vor allen anderen Fährten auszeichnen, so empfindet es sich, ihn hierin von Anfang an zu unterweisen. Man beobachtet am besten morgens beim Zubolzesuchen des Wildes dieses und verbricht die Fährte eines einzelnen Hirsches; nach Verlauf von zuerst vielleicht zwei, dann mehr Stunden ziehe man mit dem Hunde zu Holze und lasse ihn,



2. Bayerischer Gebirgsschweißhund.

in der Nähe der verbrochenen Fährte angelangt, vorhin suchen; er wird diese alsbald anfallen. Sobald das geschieht, arretiere man ihn durch sanftes Anziehen des Riemen

und den Zuspruch „Halt, laß sehen, mein Hund“ und näherte sich ihm durch Nachgreifen am Riemen so weit, daß der Hund zwischen die Beine des Jägers zu stehen kommt; der Hund soll nun die Fährte dadurch zeigen, daß er seine Nase zwei bis drei Finger breit vom Boden entfernt in die Fährte hält, und muß, falls er dies nicht von selbst tut, durch sanftes Hinterrücken des Kopfes dazu gezwungen werden unter dem Zuspruche „So recht, mein Hund“. Man betrachte nun die Fährte genau, damit der Hund merkt, daß der Herr Interesse gerade an dieser Fährte hat, und läßt dann den Hund, indem man ihm etwas Riemen gibt, unter dem Zuspruche „Danach, mein Hund“ die Fährte am straffen Riemen etwa fünf bis acht Schritte arbeiten. Dann muß er sie wieder zeigen und, indem man ihn unter dem Zuspruche „Wende dich, Rückfährte“ am Riemen in ganz kurzem Bogen umwendet, dieselbe Strecke auf der Rückfährte ausarbeiten. Auf den Zuspruch „Wende dich zur Fährte, mein Hund“ wird er aber-



3. Haltung des Schweißhundes.

gearbeitet. Für die Folge muß der Hund bei jeder Hirschfährte den Wiedersprung machen, damit er begreift, was der Jäger eigentlich von ihm verlangt. Es gehört also ein absolut fährtingerechter Jäger dazu, um dem Hunde dieses Wiederspringen beizubringen. In Revieren, wo man nicht sicher spüren kann, ist es besser, man unterläßt das Einarbeiten des Hundes auf den Wiedersprung, da es den Hund zweifellos nur irren machen muß, wenn man ihn einmal den Wiedersprung, wo man die Hirschfährte als solche ansprechen kann, ausführen läßt, ein anderes Mal dagegen, wo man sie nicht ansprechen kann, hieron absieht.

Wird auf das Wiederspringen kein so besonderer Wert gelegt, dann arbeitet man den Hund ganz wie oben angedeutet, nur ohne daß man ihn wenden und die Rückfährte arbeiten läßt, etwa zehn Schritte weit, läßt ihn dann wieder zeigen, gibt ihm recht und setzt dies fort, soweit es überhaupt geht, also der Jäger in der Lage ist, mit Sicherheit bestimmen zu können, daß der Hund recht hat. Je weiter eine Fährte gearbeitet werden kann, desto besser ist es; schließlich läßt man sich die Fährte nochmals zeigen, lobt ihn, trägt ihn dann gegen den Wind ab und zieht weiter. Das Abtragen hat immer zu erfolgen, sobald

der Hund eine gerechte Fährte ansällt; fällt er zu Anfang auch die Fährten von Rehen an, die eine besondere Anziehungskraft für ihn besitzen, oder Fuchs- und Hasen Spuren, so wird er mit dem Zurufe „Pui Reh, (Hase, Fuchs)“ am Riemen abgezogen. Allmählich geht man zu immer schwereren Arbeitsleistungen über, läßt die Fährten älter werden, nach Regen arbeiten usw.

Zimmer aber halte man darauf, zu Anfang einzelne Fährten zu arbeiten, da sonst der Hund leicht unsicher wird, nicht die eine, sondern lieber möglichst alle Fährten arbeiten möchte und so, wenn diese dann auseinandergehen, zum Changieren veranlaßt wird, dem größten Feinde der Riemenarbeit.

Man beobachte ferner, daß man zu Anfang den Hund nur auf solchen Fährten arbeitet, die mit dem Winde stehen, weil der Hund dann nie in Versuchung kommen kann, im Winde zu arbeiten, vielmehr gezwungen wird, mit tiefer Nase der Fährte zu folgen.

Gegen Mitte bis Ende Juli beginnt die Arbeit auf kalter Schweißfährte, wenn dies im Hinblick auf die gefesselten Schonvorschriften angängig ist. Man lasse den Hund, nachdem man am Abend ein Stückgut durchschossen hat, sodaß es nach einigen hundert Schritten zerbrochen ist, früh am anderen Morgen auf dem zerbrochenen Anschuß Schnitthaar und

Fährte genau und ruhig mit der Nase untersuchen, lasse sich beides zeigen, gebe recht und bekunde an allem Interesse, damit der Hund merke, daß etwas Ausgezeichnetes im Spiele ist. Unter dem Zuspruche „Verwundt danach“ lasse man dann den Hund langsam nachhängen und achte genau auf den ersten Tropfen Schweiß, damit der Hund diesen nicht etwa ignoriere, sondern genau zeige. Sollte der Hund zu feurig werden, so arbeite man mit ganz kurzem Riemen unter dem Zuspruche „Schone dich“, beachte, daß er nicht im Winde, auch nicht mit den Augen



4. Schweißriemen, zum Tragen fertig, mit hochgradigster Qualität.

suche, was, da krankes Wild auf der Flucht gern den Wind annimmt, man also hierdurch gezwungen ist, gegen den Wind zu arbeiten, zu Anfang oft der Fall sein wird; der Hund wird dann geneigt sein, da er das verendete Stück bald in die Nase bekommt, den Kopf hoch zu nehmen und die Fährte nicht mehr zu beachten. Man leide dies nie, sondern halte streng darauf, daß der Hund die Fährte bis zu dem verendeten Stücke fortarbeite. Bis auf wenige Schritte an dieses herangekommen, animiere man den Hund durch den Ausspruch „Such verwundt, laut“ zum Lautausgeben, lasse ihn möglichst lange am Riemen verbellen und reize ihn, falls er sich beruhigt, durch fortgesetztes Animieren zum Gebrauche seiner Stimme, lehre ihn also das Totverbellen. Zwischen durch lobe man ihn und trage ihn schließlich eine Strecke auf der Rückfährte ab, löse ihm die Halsung und lasse ihn dann nochmals unter dem Ausspruche „Such verwundt danach“ das Stück eine Zeit lang verbellen. Tut er es freiwillig, so bleibe man ruhig stehen, damit er sich daran gewöhne, auch ohne Aufforderung zu verbellen; will er dagegen an dem Wilde zupfen, so gehe man, ohne ein Wort zu sagen, an ihn heran, nehme einen Lauf oder das Geweiß und versehe ihm damit einen recht empfindlichen Schlag, je empfindlicher, desto besser, denn der Hund ist der Meinung, daß er den Hieb von dem Wilde empfangen habe, und wird einerseits um so heftiger verbellen, andererseits sich hüten, das Stück wieder zu berühren. Alsdann trage und lege man ihn eine Strecke vom Stücke entfernt ab, breche es aus und gebe ihm einige Hände voll gewonnenen Schweiß. Dies ist das Genossenmachen des Schweißhundes. So oft sich nun eine Gelegenheit bietet, arbeite man den Hund auf Schweiß, immer aber nur auf kalter Fährte, und man wird, wenn man nach allen den angegebenen Regeln verfährt, bald Freude an dem Hunde haben.

Hat der Hund das vierte Lebensjahr erreicht, so muß man ihn in der Heze unterweisen. Zu diesem Zwecke ist morgens ein geringer Hirsch oder Spießher weibwund zu schießen. Nach zwei Stunden bringe man den Hund bis zum letzten Wundbette und schmale ihn dann. Hat er das Stück gefressen, so achte man darauf, daß er es keinesfalls anfahet. Darauf übe man das Totverbellen.

Die letzte Arbeit, die der Schweißhund zu lernen hat, ist das Bestätigen und Lancieren. Weides findet hauptsächlich Anwendung auf Feisfhirsche. Man umschlägt mit dem Hunde den Distrikt, in dem das Wild vermutet wird, und läßt ihn jede gerechte Fährte anfallen. So erfährt man, wieviel Stücke in dem Forstort stehen, und, wenn der Hund

auf den Wiedere sprung gearbeitet ist, sogar, wie viele Hirsche darunter sind. Ist die Dichtung mit Jägern umstellt, so legt man den Hund zur Fährte. Der Jäger hängt mit dem Hunde am Riemen dem Hirsche usw. so lange nach, bis dieser zum Auswechselln gebracht wird.

Weitere Literatur: L. Gerding. Der Schweißhund, seine Zucht und Erziehung.

Schweißriemen s. *Hetzriemen*.

Schweißzeichen s. *Fährten- und Schußzeichen*.

Schweizerlieblich s. *Kiebitzregenspießer*.

Schwergewürten bei der Hündin. Von dem normalen Vorgange bei der Geburt kommen dann und wann Abweichungen vor, dadurch veranlaßt, daß das Muttertier keine oder zu geringe Wehen hat, ein verkrüppeltes oder zu enges Beden besitzt; das Junge zu groß ist, dieses eine unregelmäßige Lage hat oder eine Risßgeburt vorliegt. Sind die Wehen zu schwach oder gar nicht eingetreten, so bringt man die Hündin in ein recht warmes Bad, gibt ihr etwas Glühwein ein und wartet eine Viertelstunde ab, ob das Junge hervortritt, damit es nötigenfalls mit den Fingern erfaßt und entwickelt werden kann. Geht man mit dem Finger in den Geburtsweg ein, so muß ersterer stets vorher sorgfältig gereinigt und einige Minuten lang in Kreolinwasser oder eine andere Desinfektionsflüssigkeit gehalten werden, damit mit ihm nicht Unreinlichkeiten in die Geburtswege eindringen können. — Zu enge Beden entstehen infolge von Bedenbrüchen oder von Rhachitis. Die Untersuchung der Weite des Bedens geschieht in der Weise, daß man es mit dem Finger vom Weidloch und von der Scheide aus abtastet. Wir raten dem Laien, welcher keine richtige Vorstellung von den normalen Größenverhältnissen des Bedens haben kann, von der Bornahme dieser Untersuchung ab. Man kann versuchen, die Zungen durch das enge Beden durch Zug hindurchzubringen. Zu diesem Zwecke legt man ein sauberes, in Kreolinwasser getauchtes, leinenes Band oder eine frisch ausgeglühte Drahtschlinge um den Kopf und ebenfolge Schlinge um die Läufe und versucht durch sanftes, gleichzeitiges Ziehen an beiden Schlingen das Junge aus dem Beden zu schaffen. Gelingt dies nicht, so suche man schleunigst bei einem Tierarzt Hülfe. Dieser wird in den meisten Fällen den Gebärmutter-schnitt (Kaiserschnitt) vornehmen, eine Operation, welche, wenn sie rechtzeitig vorgenommen und kunstgerecht ausgeführt wird, durchaus nicht sehr lebensgefährlich genannt werden darf. — Die Hülfe bei den regelwidrigen Lagen der Zungen beruht darin, daß man denjenigen Teil, welcher im Inneren der Gebärmutter zurückgeblieben ist, mit dem Finger oder mit einem hakenförmig ge-

bogenen, stumpfen Drahte hervorzieht. Bevor dies geschieht, schleift man zunächst um die vorliegenden Teile ein Band und schiebt dann mit dem steif gehaltenen Zeigefinger den Körper des jungen Tieres so weit in die Gebärmutter zurück, daß man zu denjenigen Teilen gelangen kann, welche eben das Weibschhindernis bilden.

Schwimmen, nur bei Wasservögel gebäulich, daneben auch der Ausdruck rudern (s. ferner rinnen).

Schwimmente s. Enten I.

Schwimmfalle s. Fallen IIIc, 5.

Schwimmvögel (Nataiores), eine größere Gruppe von Vögeln mit Schwimnhäuten zwischen den Beinen. Sie enthält die Ordnungen der Zahn- oder Siebschnäbler (Lamellirostres), der Rudersfüßler (Steganopodes), der Seeflieger oder Langschwinger (Longipennes) und der Taucher (Urinatores). Gelegentlich faßt man die Sch. wohl auch als Ordnung auf, was aber kaum durchzuführen ist.

Schwüngen (Schwings-, Schwungfedern), die großen Federn an den Vordergliedmaßen der Vögel, mit denen diese fliegen. Aber Eiß und Einteilung s. Vogel.

Schwungfedern s. Schwüngen.

Sechser (Sechsender), Rehbock, Rothirsch mit 3 Enden an jeder Stange des Gehörnes bzw. Geweihes (bei letzterem also nur mit Augen- und Mittelstange).

Sechzender, Rothirsch, dessen Geweih an beiden Stangen je 8 Enden trägt (gerader S.). Besitzt nur eine Stange acht, die andere aber weniger Enden, so wird der Hirsch als ungerader S. angesprochen.

Seeadler (*Haliaeetus Sav.*), Gattung aus der Unterfamilie Weihen. Sehr stark; Schnabel geierartig, groß und stark, fast so lang wie der Kopf. Lauf von der Beinenwurzel aufwärts etwa 3 bis 4 cm unbefiedert, Krallen sehr stark. Stoß keilförmig, erst im Alter weiß.

Seeadler (*Haliaeetus albicilla L.*; weißschwänziger See-, Meeadler).

Beschreibung.

Länge (W.) 90 bis 96, Breite 230 bis 240, Stoß 33, Schnabel 8, Lauf 10, Mittelzehe 10, ihre Kralle 3,2, Innensehe 3,5, ihre Kralle 3,8, Hinterzehe 7,5, ihre Kralle 4 cm. — Die Jungen haben ziemlich kurze, grauweiße Federbüschel, um die Augen und auf den Flügeln etwas dunkler; allmählich wird das Kleid dunkler. Schnabel grau, Wachsant gelblich-grau, Fänge gelb. Der junge Vogel ist vom alten wesentlich verschieden. Die starren Kopf- und Nackenfedern dunkelbraun, lang und schmal, die der ganzen Oberseite fahlbraun mit dunklen Spigen; Schulterfedern dunkelbraun; der keilförmige Stoß grau und braun ge-

wässert und geschmückt mit meist weißen Schäften; die Flügeldecken wie die Oberseite, Handflügel schwarz, oberhalb der Einschnürung graubraun, Armschwüngen fahlbraun, hell gesprenkelt. Die Vorderseite dem Rücken sehr ähnlich, Hofen einfarbig dunkelbraun. Alle Federn, soweit bedeckt, weiß, daher bei Verschiebungen weiße Flecke hervortreten. Iris grau, Wachsant und Beinen trüb grünlich-gelb. Im höheren Alter, also etwa vom sechsten Jahre ab, sind Kopf, Hals und Brust hellgrau, das ganze Gefieder einfarbig düster, erdbräun, der Stoß reinweiß, nur an der Wurzel etwas dunkel gefleckt, Wachsant, Iris, Lauf und Beinen gelb.



Jang des Seeadlers.
($\frac{1}{4}$ nat. Gr.)

Zwischen diesem und dem Jugendkleide liegen zahlreiche Farbenverschiedenheiten. Da erst im hohen Alter der ganze Stoß reinweiß wird, so vermischen Laien dieses Kennzeichen beim jungen Vogel und halten diesen in der Regel für einen Steinadler. Die Flügel erreichen das Stoßende reichlich, die mächtigen, schwarzen Krallen sind sehr scharf und gekrümmt, die Beinen mit starken Ballen und unterseits sehr rauh zum Festhalten der Fische geeignet, die der S. gern schlägt. Die stämmige Gestalt des S. imponiert zwar durch ihre Stärke, zeigt aber in ihrer gedrückten Haltung wenig Edles; das Auge blickt tödlich und feindlich, ohne den Kühnen, herausfordernden Blick des Steinadlers zu zeigen, und wenn der S. diesem an Kräften nichts nachgibt, so steht er ihm doch in der Schnelligkeit des Fluges nach. Sein Flug ist selten hoch, dabei etwas schwerfällig; er streckt im niedrigen Fluge nicht nur den Kopf, sondern auch den ausgebreiteten Stoß nach abwärts, zuweilen steht er auch mit weit ausgebreiteten

Flügeln und Stoß unbeweglich in der Luft, gleichsam auf der Lauer. Das Weibchen ist stärker als das Männchen, in der Färbung nicht verschieden. Seine Stimme ist ein rauhes „Krau Krau“ oder auch ein pfeifendes „Kri kri“. Im Sipsen treibt er, wenn er schreien will, seinen Hals gerabeaus und ruft „Kral-kral-kra-u-!“; dann hebt er plötzlich seinen Hals und Kopf senkrecht hoch und stößt schnell hintereinander Laute aus, die wie „Kri-tri-tri-tri“ klingen.

Verbreitung, Aufenthalt.

Der S. ist über den ganzen Norden der Alten Welt (einschl. Kamtschatka-Grönland) verbreitet. Wo große Wasserflächen oder sonstige Gelegenheiten zum Rauben sind und er nicht vertrieben wird, fehlt er kaum, gleichviel ob die eisigen Winde der nördlichen Westküste oder die glühenden Sonnenstrahlen Afrikas ihn treffen. Wasserflächen mit ihren Fischen, Enten usw. sind seine bevorzugten Standorte, die er im Alter festhält, denn die im Binnenlande, oft weit im Gebirge geschlossenen sind meist von den Alten im Herbst zur Wanderschaft getriebene Junge, die zuerst den großen Strömen entgegenzogen und dann von ihnen ablamen. Im Herbst und Frühjahr werden regelmäßige Jüge von meist jungen S. an den Meeresküsten entlang unternommen; im Winter ziehen die jungen S. südlich bis zu den Kanarischen Inseln, nach Nordafrika und Indien. Für solche Flieger gibt es keine Entfernungen. Wie der Steinadler die selbststehe Erscheinung der Alpenfenne ist, so der S. der von ewiger Brandung umtobten Klippen; beiden ist ihre Umgebung untertänig, und namentlich der letztere darf aus den Scharen der Seevögel nur zugreifen, um stets reichliches Mahl zu halten. Große Wälder mit starken Bäumen fesseln ihn auch auf Dauer. Der S. ist Strichvogel für Deutschland und Mitteleuropa; Jahresvogel im Küstengebiet der Ostsee, in den Donau-Auen und ihren großen Zuflüssen, an der Wolga wie auf Norwegens Fjellengefaden, dort auf Bäumen horstend, hier auf den Felsen.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Im zeitigen Frühjahr hekrüet der S. zum Horste, so daß man schon zu Anfang März das aus meist zwei, zuweilen auch drei Eiern bestehende Gelege findet. Wie der Steinadler, so bleibt auch der S. in der Nähe seiner Horste, mit denen er gern wechselt, und schützt sie, wenn sie auf Bäumen stehen, durch häufige Anseherungen vor dem Verfall; sie sind von unten auf von stärkeren Knäupeln, dann von feineren Reifern erbaut, die Zwischenräume mit Stroh oder Moos dicht ausgefüllt. Die Bauten nehmen schließlich tiefen Umfang an; es gibt deren von

130 bis 140 cm äußerem und 70 bis 80 cm innerem Durchmesser bei 1 m Höhe, so daß sie wohl durch Erstklettern zu erreichen sind, ohne daß man jedoch infolge ihrer bauchigen Form dem Inhalte beizukommen vermöchte. Der Horst steht so hoch wie möglich nahe am Stamm eines sehr hohen Baumes oder auf vorspringender Felsenante und hat meist freien Blick nach dem Wasser, wie überhaupt eine entsprechende Umschau dem scheuen Vogel stets Bedürfnis ist, der bei der geringsten Gefahr sogleich Eier oder Brut verläßt und in unerreichbarer Höhe über der Gegend kreist. Kronprinz Rudolf von Osterreich fand in den Auwäldern an der Donau in kurzer Zeit 19 Horste. Mit Ausnahme von zweien waren alle anderen S.-Horste von ganzen Ansiedelungen des Feldsperlings bevölkert. Auch um andere schwache Vögel scheint sich der S. gar nicht zu kümmern; denn häufig fand man auch Turteltauben, kleine Falken, Drosseln usw. auf dem Horstbaume ruhig sitzend; unter einem Horste brütete nur einige Schritte entfernt sogar eine Stodente. Die Eier sind in den meisten Fällen ganz weiß oder auch mit wenig bemerkbaren gelblichen Lebersfleden (wohl Schmutz) gezeichnet; höchst selten sind sie rotbraun fein gefleckt und punktiert, und solche gelten den Sammlern für höchst wertvoll. Sie messen 70 : 57 mm oder auch 66 : 56 mm, haben mäßig grobes Korn, sind innen gelblich wie alle Adlereier und werden in 40 Tagen ausgebrütet. Die gefräßigen Jungen werden mit allerlei Fleisch, auch Fischen, aufgefüttert und mit viel mehr Fraß versehen, als sie bewältigen können; der Horst gleicht somit einer eklehaften Abdeckerei, deren Festgestalt man sich denken kann. Sind die Jungen endlich flugbar, so werden sie von den Alten, die überhaupt keine Nachbarschaft dulden, vertrieben und streichen umher. Daß sie dies nicht selten in kleinen Flügen tun, erinnert an die Geier, denen der S. überhaupt nahesteht. Beide haben den starken Schnabel und noch mehr die Liebhaberei für Aas gemeinsam; denn um letzteres ausgelegt wird, erscheint der S. sicher bald, wenn er in der Nähe ist. Im allgemeinen schlägt er alle Tiere, welche die Gegend seines Aufenthaltes gerade bietet, im Binnenlande Hasen, Kaninchen, Motten, Eichhörnchen usw., an der See mit Vorliebe Enten und Fische, jagt letztere aber lieber dem Fischadler ab, weshalb er stets dessen Jangerfolge beobachtet. Beim Erträgen eines Fisches stößt er mit angezogenen Flügeln aus der Luft herab und taucht zuweilen so tief in das Wasser, daß er ganz in den Fluten verschwindet. In schwere Fische ziehen ihn auch wohl mit sich in die Tiefe, so daß er eräuft. Auch Robben überfällt er

gern, wenn sie am Lande schlafen. Die Enten nimmt er mit großer Geschicklichkeit vom Wasserpiegel weg; nehmen sie ihn rechtzeitig wahr, so steigen sie eiligst auf, weil er ihnen im Fluge nichts anhaben kann; im anderen Falle suchen sie sich zwar durch Tauchen zu retten, doch verfolgt sie der S. in der Nüchternung, die sie unter dem Wasser nehmen, und ermüdet sie so, daß sie zuletzt nicht mehr tauchen können und ihm verfallen; namentlich helle Enten vermag er unter dem Wasserpiegel deutlich zu erkennen und jagt sie daher vorzugsweise. Unter sich führen die S. heftige Kämpfe, besonders die Männchen zur Horstzeit, verstrallen sich in den Lüften, daß sie laugend zu Boden herabwirbeln, und sind so erbozt, daß z. B. einmal, wie berichtet wird, ein solches Aderpaar die Annäherung eines Waldwärters gänzlich unbeachtet ließ, so daß es diesem gelang, den einen S. mit dem Knüttel zu erschlagen, während er vor der gefährlich drohenden Gebärde des anderen unwillkürlich den Rückzug antrat, zumal er kein Schießgewehr bei sich führte. Daß der auf den Farnern gefchehene Kindertaub einem S. zugeschrieben wird, scheint immerhin berechtigt; beobachtet wurde, daß ein S. einen im Rahne mit dem Netze beschäftigten Fischer förmlich kasperte und eines großen Hechtes beraubte, der neben ihm lag. Jedenfalls war dieser Seeadler vom Hunger aufs äußerste geplagt. Der S. schlägt auch Rehtise, doch beschäftigt er sich an der See fast ausschließlich mit der Jagd auf deren Bewohner einschließlich der Seevögel, und kümmert sich wenig oder gar nicht um das Wild, so daß er in Anbetracht der unerschöpflichen Vorräte, die ihm die See bietet, keinen empfindlichen Schaden anrichtet und daher nicht mit Unrecht von dem Jäger gebildet wird, der Naturfreund genug ist, sich an dem Anblick dieser fesselnden, der Gegend zur herrlichen Staffage dienenden Raubvögel zu erfreuen. — Der S. ist vom 1. März bis 1. Oktober durch das deutsche Vogelschutzgesetz geschützt und gehört in Preußen zu den jagdbaren Tieren.

Jagd. Fang.

Wo der S. nur geringen Verfolgungen ausgesetzt, also noch nicht so selten ist, kann er ziemlich leicht vom Besten aus geschossen werden. Meistens aber ist er sehr scheu, so daß er den Jäger kaum auf 300 Schritte heranläßt, es sei denn ein junger, verstrichener, vom Hunger geschwächter Vogel. Selbst am Horst ist er nicht leicht zu schießen, wozu noch kommt, daß man sich meist der Büchse bedienen muß. Hat man den regelmäßigen Stand ermittelt, auf dem der nicht brütende Vogel zu suchen pflegt — meist ein hervortragender, trodener Ast eines benach-

barten Baumes — und bietet sich Deckung, so glückt es bisweilen auf dem Abendanstande, den süßenden Vogel zu schießen. Sicher fördert man den Seeadler durch Was und schießt ihn aus der Luderhütte bei Tagesanbruch; auch stößt er bei der Krähenhütte gern auf den Uhu. Angeschossene alte S. können Tieren und Menschen leicht gefährlich werden. Junge S. sind in der Gefangenschaft bei richtiger Wartung und im entsprechenden Raume nicht schwer zu halten; sie werden ziemlich vertraut. — Der S. fängt sich leicht in starken, um Luder ausgelegten, gut anzulettenden Zellereisen und in dem mit Fleisch befödeten deutschen Schwannenhals, welcher gleichfalls für alle Fälle an einen tief eingeschlagenen Pfahl sicher festzulegen ist. Man fängt den S. auch im Lanefchen Reihereisen I. und II. Größe, indem man deren Fußstachel in einen unter Wasser stehenden Pfahl treibt, so daß der breit auf die Abzugsabel gesteckte, handlange Köderfisch mit der oberen Breitseite den Wasserspiegel berührt. Man schlägt ferner möglichst weit vom Ufer einen starken Pfahl so ein, daß er 2 m hoch über den Wasserspiegel ragt. In diesen Pfahl treibt man den Fußdorn des Eisens ein und steckt auf die Gabel ein etwa 20 cm langes, knorriges Stück Holz oder man legt auf den Pfahl ein größeres Raubvogelpfahleisen, welches mit einer haltbaren Leine am Pfahle befestigt sein muß. Verblendet brauchen die Eisen nicht zu werden, da See- und Fischadler sich in beiden Eisen leicht fangen. Auch in der verblendeten Schwimmsalle, welche mit einem Fisch befödet ist, fängt der S. sich gelegentlich.

Seeelster s. *Austernfischer*.

Seeente, schwarze, s. *Enten III, 1*.

Seeorelle s. *Lachse I, 3*.

Seeqans s. *Gänse II*.

Seele, die Bohrung des Gewehrlaufes; eine durch ihre Mitte gedachte, gerade Linie heißt Seelenachse; ihr Durchmesser Seelendurchmesser oder Kaliber.

Seen und **Teiche**. Nach § 13 der preussischen Jagdordnung vom 15. Juli 1907 sind die Eigentümer der zur Fischerei dienenden, nicht zur Bildung von Eigenjagdbezirken geeigneten S. berechtigt, die S. einschließlich der in ihnen liegenden Inseln, soweit diese ganz ihnen gehören, von dem gemeinschaftlichen Jagdbezirk auszuschließen. Während der Dauer des Anschlusses muß die Ausübung der Jagdberechtigung ruhen. Der Anschluß ist spätestens bis zum Ablauf der Frist zur Auslegung der Pachtbedingungen bei dem Jagdvorsteher anzumelden. Die Eigentümer und Pächter solcher S. können, selbst wenn die Jagd ruht, von der Jagdpolizeibehörde ermächtigt werden, jagdbare und nicht jagdbare Tiere, welche der Fischerei

Schaden zufügen, zu jeder Zeit auf jede erlaubte Weise zu fangen, namentlich mit Anwendung von Schußwaffen zu erlegen. Mit Zustimmung der Jagdpolizeibehörde kann die Ermächtigung auf bestimmte, bezeichnete Beauftragte des Eigentümers oder Pächters übertragen werden. Der Jagdberechtigte kann verlangen, daß ihm die erlegten Tiere, welche jagdbar sind, gegen das übliche Schußgeld überlassen werden. Die Ermächtigung darf Personen, welchen der Jagdschein verfaßt werden muß (Jagdordnung § 34), nicht erteilt werden und ist widerruflich. In ihr sind die Tiere, zu deren Erlegung die Befugnis erteilt wird, bestimmt zu bezeichnen.

Seerabe f. Scharben 1.

Seeregenpfeifer f. Regenpfeifer 1.

Seeschnepe f. Uferschnepe 2.

Seeschwalben (Sternidae), eine den Möwen verwandte Familie aus der Ordnung der Seevögel oder Langschwinger (Longipennes). Schnabel spitz, ohne Haken, fast gerade; Stoß gegabelt, seine äußersten Federn oft sehr lang; Flügel sehr lang und schmal; Ruder sehr zierlich mit ausgehenden Schwimmhäuten. Die auf der Nahrungssuche befindlichen *S.* pflegen den Schnabel senkrecht nach unten zu halten, was sehr charakteristisch ist.

1. Gattung: Eigenliche Seeschwalbe (Sterna L.).

Schwimmhäute der sehr kleinen, zierlichen Ruder schwach ausgehoben. Schnabel beinahe von Kopfeslänge, fast gerade, ohne

Haken, tritt in die Stirnbefiederung ein und bildet dadurch zwei seitlich vortretende Feherschnepfen. Nasenlöcher nahe der Schnabelwurzel, Stoß schwalbenartig geteilt, äußere Federn bei einigen sehr lang.



1. Ruder der Seeschwalben mit schwach ausgehobenen Schwimmhäuten.

1) **Flußseeschwalbe** (*Sterna hirundo* L., *S. flaviatilis* Naum.; aschgraue, rotfüßige, schwarzköpfige Seeschwalbe, Spierer.) Länge 33 bis 35, Stoß 17,7, Schnabel 3,3, Lauf 2, die Mittelzehe ohne Nagel 1,4 cm. Schnabel und Ruder hochrot, ersterer mit schwarzer Spitze; auf der Innenfahne der ersten Schwinge ein 7 cm von der Spitze entfernter, 5 mm breiter, dunkler Streifen; der Lauf länger als die Mittelzehe ohne Nagel. Im Sommerkleide zieht sich von der Stirn über den Kopf den Nacken hinunter eine schwarze Platte; Oberflügel, Schultern und Rücken aschblaugrau, möwenfarbig; Handschwingen grauschwarz; Hinterschwingen

graublau, diese und die Schulterfedern mit weißen Spitzen; der größte Teil des Kopfes, der Hals und die ganze Unterseite, sowie obere Stoßedern und Stoß reinweiß, die äußerste Feder mit dunkelgrauer Außenfahne; auf der Brust silbergrau. Im Winterkleide ist der Oberkopf und Nacken schwarz und weiß gefleckt. Im Jugendkleide Oberkopf wie vorher, Scheitel getrichelt, Oberseite mit gelblich-weißen und



2. Flugbild der Flußseeschwalbe. (Breite etwa 75 cm.)

schwarzbraunen Federrändern, die kleinsten Flügeldeckfedern einen schwärzlichen Streifen bildend. Auf den graublauen Stoßedern weiße Spitzensäume, vor diesen schwarzbraune Mondflecke. Iris hellbraun. Die *F.* brütet in fast allen Teilen Europas, Mittelasiens und Nordamerikas; sie bewohnt alle mit kieseligen Rändern versehenen Binnengewässer, überslutete Wiesen, Ader usw. Sie legt im Mai 2 bis 3 Eier, welche auf graugelbem Grunde graue Schalenflecke und darüber rotbraune Flecke und Punkte haben, 43 : 31 mm groß sind, allein in Größe, Form, Färbung wie alle Eier möwenartiger Vögel vielfach abwandeln. Wenn brütet sie in Kolonien, die an günstigen Ortschaften Hunderte von Paaren zählen. Ihr Geschrei klingt wie „trüüü“ oder „trüü“, im Borne mehr krächzend.

2) **Langschwänzige Seeschwalbe** (*Sterna macrura* Naum., *S. arctica* Temm., *S. argentata* Brehm; Küstenmeerschwalbe, silbergraue Seeschwalbe, Böhpieler.) Länge 37,5, Stoß 17,7, Schnabel 3,3, Lauf 1,4, Mittelzehe ohne Nagel 1,4 cm. Ruder und Schnabel hochrot, letzterer ohne schwarze Spitze; der dunkle Streifen auf der Innenfahne der ersten Schwinge nur 3 mm breit; Lauf so lang wie die Mittelzehe ohne Nagel. Sonst der vorigen Art fast genau gleichend, im Jugendkleide sehr schwer von ihr zu unterscheiden. Ist ein vorwiegend nordischer Vogel, der von Grönland, Spitzbergen und Nord-sibirien an bis zu den Küsten der Nord- und Ostsee brütet. An der Nordsee finden sich stellenweise größere Kolonien, während d. l. S. an der Ostsee seltener ist. Sie legt 2 bis 3 Eier, die im Durchschnitt etwas größer sind als die der vorigen Art, sonst sich kaum von jenen unterscheiden. Ihre Lebensweise ist im wesentlichen die der Flußseeschwalbe, doch klingt ihre Stimme weicher.

3) *Zwergſeeſchwalbe* (*Sterna minuta* L., *Sternula minuta* Bp.; *Zwergmeerſchwalbe*, kleine Seeſchwalbe). Länge 20,5, Stoß 7, Schnabel 3, Lauf 1,5, Mittelzehe ohne Nagel 1,2 cm. Schnabel doppelt ſo lang wie der Lauf, gelbtrot wie die Ruder; die drei erſten Schwingen ſchwarzgrau, auf den Innensahnen mit breiten, weißen Kanten; Stoß ein Drittel gegabelt, kürzer als die Flügel. Stirn weiß, Schläfe, Kopf und Kaden ſchwarz, ebenſolcher Strich vom Schnabel nach dem Auge; Rücken hell blaugrau, alles übrige weiß. Winterkleid ähnlich, doch das Weiß an der Stirn ausgebreiteter. Im Jugendkleid iſt die Stirn gelblich überflogen, das Schwarz des Kopfes weißlich geſprenkelt, die Oberſeite des Rumpfes mit ſchwarzlichen Pfeilſteden und roſtfarbigen Kanten verſehen; Schnabel und Ruder blaßgelblich. Sie lebt am Meer und an Binnengewäſſern; der 68.^o nördl. Br. iſt die Grenze ihres Vorkommens; ſüdlich geht ſie bis zu den Küſten des Mittelmeeres; auf einigen Nordſeeinſeln, ſowie ſtellenweiſe an der Oſtſee iſt ſie häufiger Brutvogel. Eier 32 : 23 mm groß, eiförmig, mehr grauweißlich mit vielen dunklen Flecken und Schnörkeln.

4) *Brandmeerſchwalbe* (*Sterna cantiaeca* L., *Thalasseus cantiaecus* Boie; kentische Meerſchwalbe, ſchwarzſchnäbelige Seeſchwalbe, Haſſpider). Leicht kenntlich an dem langen, ſchlanken, ſchwarzen Schnabel mit gelblicher Spitze, der doppelt ſo lang iſt wie der Lauf. Länge 37,5, Stoß 15,5, die Randfeder ungefähr 8 cm länger als die übrigen, Schnabel 5,6, Lauf 2,6 cm. Ruder ſchwarz mit gelben Sohlen, Stoß bis zur Hälfte gegabelt, Oberkopf bis an den unteren Augentrand ſchwarz, Oberſeite licht aſchblaugrau, Stoß und Unterſeite weiß, im Leben blaßrötlich angehaucht. Im Winter- und Jugendkleid Oberkopf und Kaden ſchwarz und weiß geſtrichelt, im letzteren die Oberſeite weiß mit gelblichen Säumen und dunklen Längs- und Querſteden. Die V. lebt an den Küſten des Atlantiſchen Ozeans, der Nordſee, z. T. des Mittelmeeres ſowie des Schwarzen und Kaſpiſchen Meeres. Auf einigen der deutſchen Nordſeeinſeln beſtehen noch Kolonien. Die 2 bis 3 Eier, 52 : 36 mm groß, ſind auf gelbem, weißlichem, braunem Grunde dunkel gefleckt.

5) *Lachmeerſchwalbe* (*Sterna anglica* Mont., *St. nilotica* Haſſelſen, *Gelochelidon anglica* Brehm; Lachſeeſchwalbe baltiſche Lachſeeſchwalbe). Länge 30—32, Stoß 15,4, Schnabel 3,5, Lauf 3,5, Mittelzehe ohne Nagel 1,9 cm. Schnabel annähernd ſo lang wie der Lauf, dieſer länger als die Mittelzehe einſchl. Nagel; Stoß ein

viertel ſeiner Länge ausgeſchnitten, Randfeder um 2 cm länger als die folgenden, Schnabel und Ruder ſchwarz, erſterer an der Spitze weißgelblich, gedrungen und kräftig, faſt möwenartig; Iris dunkelbraun. Oberkopf und Kaden ſchwarz, Oberſeite zart grau, alles übrige weiß, Schwungfedern z. T. dunkelgrau. Im Winterkleid hat der grauweiße Oberkopf dunkle Schaftſtriche, ebenſo im Jugendkleid, das auf der Oberſeite noch ſchwarzbraune, geackte Flecke und roſtfarbige Säume aufweiſt. Die V. kommt am häufigſten im Südöſten Europas, in Aſien und Afrika, ferner im ſüdlichen Schweden, Dänemark und an den pommerſchen Küſten vor, ſelten im Binnenlande. Ihre 2 oder 3 Eier, 47 : 36 mm groß, ſind in der Färbung denen der vorigen Art vollkommen gleich, nur bandig.

6) *Raubmeerſchwalbe* (*Sterna caspia* Pall., *Hydroprogne caspia* Kaup., *Sterna macrorhyncha* Meyer; kaſpiſche, baltiſche Seeſchwalbe, große Meerſchwalbe). Länge 48, Stoß 15,5, Schnabel 7, Lauf 4,5 cm. Schnabel ſehr ſtark und lang, rot, zuweilen mit ſchwarzer Spitze, Ruder ſchwarz oder bräunlich, Stoß kurz, wenig ausgeſchnitten. Sommerkleid: Oberkopf und Kaden bis etwa unter die Augen ſchwarz, Vorderſeite und Stoß weiß, Oberſeite graubläulich, Schwingen dunkel. Im Winterkleid iſt die ſchwarze Kopfplatte weiß gefleckt; im Jugendkleid haben die Rückenfedern weiße und braune Spitzenflecke. Die V. hat eine außerordentlich weite Verbreitung, da ſie außer Nordeuropa und den Mittelmeersländern auch das nördliche Afrika und viele Teile Aſiens, Australiens und Nordamerikas bewohnt. Ihr einziger deutſcher Brutplatz befindet ſich auf der Nordſpize von Spitz, wo jedoch die Zahl der Brutpaare ſehr abgenommen hat. Im Binnenland verſpricht ſich dieſe große Seeſchwalbe ſehr ſelten.

7) *Paradies-Seeſchwalbe* (*Sterna dougalli* Mont., *St. paradisaea* Keys. et Blas.; Dougalls Seeſchwalbe). Ausgezeichnet durch gelbrote Ruder, ſchlanken, ſchwarzen Schnabel und ſehr langen Stoß. Länge 36, Schnabel 3,5, Lauf 2 cm. Die Alten tragen die Färbung der meiſten Sterna-Arten: Schwarze Kopfplatte, zartgraue Ober- und weiße Unterſeite; letztere zeigt bei friſchen Exemplaren einen roſentöſlichen Anflug. Im Winter iſt der Oberkopf weißſchneidig, bei den Jungen faſt ſchwarze Flecken und Säume an den Federn der Oberſeite, die kleinen Flügeldeckfedern bilden am Rande des angelegten Flügels einen ſchwarzlichen Streifen. Ruder gelblich fleiſchfarben, Schnabel bräunlich. Die Paradies-S. bewohnt die Meeresküſten der gemäßigten und warmen Teile beider Erdhalbkugeln.

Bei uns hat sie auf einigen zu Schleswig-Volstein gehörenden Nordseefineln gebrütet, sonst ist sie hier selten. In Lebensweise, Nistart usw. weicht sie nicht von den bekannteren Arten ab.

II. Gattung: Binnenseeschwalbe (Hydrochelidon).

Im allgemeinen der Gattung *Sterna* ähnlich, aber die Schwimnhäute bis zur Mitte der Behen ausgeschnitten, der Stoß schwach gegabelt, seine äußeren Federn wenig verlängert. Im Gefieder herrschen dunklere Töne vor.



3. Ruder der Binnenseeschwalben mit hart ausgeschnittenen Schwimnhäuten.

1) Schwarze Seeschwalbe (Hydrochelidon nigra L., *Sterna nigra* Briss., *S. fissipes* L., *Hydrochelidon fissipes* Boie; spaltförmige

Meeresschwalbe, dunkle Wasserseeschwalbe, schwarze Schwalbenmöwe). Länge 21,5, Schnabel 3, Stoß 8,4, Lauf 1,5, Mittelzehe ohne Nagel 1,5 cm. Die Schwimnhäute fast zur Hälfte ausgeschnitten, Mittelzehe ohne Nagel so lang wie der Lauf, der schwach gegabelte Stoß aschgrau, Schnabel schwarz, lang und sehr gestreckt, in den Mundwinkeln rot, Ruder dunkelbraun, Kopf und Hals schwarz, über der Brust nach dem Bauche hin schiefsergrau, dieser und die unteren Stoßfedern weiß, Oberseite dunkel- aschgrau, Flügelrand weiß. Im Winterkleide sind Stirn und Gesicht weiß, vor dem Auge ein schwarzer Fleck, der übrige Kopf und die Unterseite weiß, Oberseite wie im Sommerkleide, aber mit bläulich-weißen Federfäulen. Die Flügel überragen den Stoß etwa um 5 cm. Vom 80.° nördl. Br. ab kommt sie in Europa an geeigneten Stellen fast überall vor, in Asien geht sie bis Turkestan, in Afrika bis Kordofan. Sie brütet an größeren sumpfigen Gewässern zwischen Schilf und anderen Wassergewächsen; ihre 3 bis 4 Eier sind auf olivengelblichem Grunde mit dunkelbraunen Punkten und Flecken besetzt.

2) Weißflügel-Seeschwalbe (Hydrochelidon leucoptera Schinz, *Sterna leucoptera* Temm.). Im Sommer sind bei den Alten Kopf, Hals, Ober Rücken, Brust und Bauch schwarz, Stoß und Stoßbedfedern weiß, Flügel bläulich-grau, am Bug weiß. Schnabel schwärzlich-rot, Ruder ziegelrot; Iris braun. Im Herbst zeigen sich an Kopf, Hals und Unterseite weiße Federn. Im Winter ist die ganze Unterseite und der Vorderkopf weiß, Oberkopf, Nacken und ein Ohrfeld schwarzgrau, Hinterhals z. T. weiß, Mantel aschgrau. Ähnlich ist das Jugendkleid, doch an der Oberseite mit braunen Federfäulen. Schnabel rötlich-grau, Ruder fleisch-

farbig. Länge 20, Schnabel 2,2 bis 2,5, Lauf 2 cm. Heimat Mittelmeergebiet und Südosteuropa, sowie Mittelasien. Bei uns sehr seltener Gast.

Noch seltener ist 3) die weißbärtige Seeschwalbe (Hydrochelidon hybrida Pall., *Sterna leucopareia* Temm., *Hydrochelidon leucopareia* Brehm). Sie erreicht 25 cm Länge, Schnabel 2,6 bis 3, Lauf 2 bis 2,3 cm. Im Sommer sind Oberkopf und Nacken schwarz, das übrige Gefieder grau, doch Bauch und untere Stoßbedfedern weiß und ebenso ein charakteristischer Streif vom Schnabel her an den Kopfseiten. Schnabel und Ruder rot. Im Winter ist die Unterseite weiß, zur Hauptflache auch der Kopf, der aber an Scheitel und Nacken schwarz gestrichelt ist. Bei den Jungen ist die Oberseite rostfarbig und schwarz meliert. Südosteuropa und das gemäßigste Asien bis nach China bilden das Brutgebiet dieser bei uns am seltensten erscheinenden Seeschwalbe.

Seestrandläufer f. Strandläufer 4.

See-Taucher f. Taucher II.

Seehaube (Zielaube), das Auge, mit dem der Schläge zielt. Schlägen, die beim Zielen beide Augen offen haben, werden gewöhnlich mit dem schärferen Auge zielen. Man ermittelt das Zielaube, indem man — beide Augen offen — durch einen mit ausgebreitetem Arme gehaltenen Ring oder dergl. visiert und dann das linke Auge schließt. Befindet sich nun der anvisierte Punkt noch in dem Ringe, so ist das rechte Auge das Seeher, die Augen des Paartanzbeuges, Hasen und Kaninchens.

Seidenreißer f. Reißer III, 2.

Seitenhebelverschluss f. Verschlusskonstruktionen.

Seitenstrahlung der Visierung f. Licht.

Seitenwind f. Wind.

Selbstfang, Vorrichtung, durch welche sich Wild lebend fängt; bezieht sich ausschließlich auf den Saujag (f. Schwarzwild, Fasang); streng genommen ist jede Holzfalle u. dgl. ein S.

Selbstklader f. Automatisches Gewehr.

Selbstschuß (Leadbüchse), Vorrichtung, vermittelt deren bei Verührung eines Drahtes der Schuß abgefeuert wird. Man wendet den Selbstschuß für starkes Raubzeug oder als Sicherheit gegen Einbruch an. Nach § 367 Ziffer 8 des Strafgesetzbuches wird bestraft, wer ohne polizeiliche Erlaubnis an bewohnten oder von Menschen besuchten Orten Selbstschüsse legt. Neben der Strafe kann auf Einziehung der Selbstschüsse erkannt werden.

Selbstspanner, Gewehr, dessen Schloß sich beim Öffnen bzw. Niederkippen der Läufe spannt. Gewöhnlich werden alle hahnlosen Gewehre als S. bezeichnet.

Senne (Sieme), eine schwache Leine an den Jagdtüchern und Vogelgarten.

Sepitämie s. *Pyämie*.

Serrabella s. *Kleefelder*.

Setter s. *Vorstehwunde*.

setz dich! Befehl an den Vorstehhund, sich zu setzen.

setzen, das Gebären des Schalenwildes, mit Ausnahme der Sauen, und der Häsinnen; beim Schwarzwidle sagt man frisch, beim Haartaubwidle welsen, Junge bringen.

Setzhase (Saghase), Häsinn, Mutterhase.

Setzzeit (Sagzeit), Zeit des Gebärens beim Schalenwild, ausschließlich der Sauen, und Hasen.

Sicherheitskreisen, holzleere Streifen zum Schutze gegen Windbruch (vgl. *Loschiebe*) oder an Straßen zur Vermeidung von Verkehrsstörungen durch Windbrüche oder auch im Inneren des Waldes zur Verminderung der Feuergefahr. Letztere fallen meist mit den Feuerstellen zusammen.

sichern, wenn Wild aufmerksam umheräugt und windet oder vernimmt, also sich überzeugt, ob ihm Gefahr droht.

Sicherung. Um zu verhüten, daß sich die Waffe unbeabsichtigt entladet, z. B. beim Fallen, sind hahnlose Gewehre mit S. versehen, die in der verschiedensten Art die Abzüge, Schlagfedern oder Schlagstücke festlegen. Die meisten S. bei Ripplargewehren werden durch einen auf dem Kolbenhalse liegenden Schieber betätigt. Bei den neueren Militärgewehren findet die S. durch Drehen eines Flügels am Schloßchen statt.

Sichler (Ibididae), Familie aus der Ordnung der Schreitvögel (Grossores), Verwandte der Störche usw. Für uns kommen 2 Gattungen in Betracht, *Sichler* (Plegadis) und *Löffler* (Platalea).

Sichler (Plegadis).

Gattung aus der gleichnamigen Familie (Ibididae). Der starke Schnabel sichelförmig abwärts gebogen, nach dem Ende sich etwas zuspitzend und dort hart, im übrigen weich; Nasenlöcher rüsfförmig, Schnabelwurche am Oberkiefer bis zur Spitze, am Unterkiefer bis zur Mitte; Flügelgegend nackt. Ständer weit über das Fersengelenk hinaus nackt; die Vordersehen mit Bindehäuten, am geringsten zwischen Innen- und Mittelzehe; Hinterzehe erreicht zur Hälfte den Boden; die Mittelzehe innen gezähnel. Flügel lang und breit, wenig ausgeschnitten; die dritte Handschwinge die längste; der Zwölffederige fast wenig gerundet, kurz. Dunkel-farbiger S. (Plegadis autumnalis Hasselqu., Ibis falcinellus L., Plegadis falcinellus Kaup.; Sichelshnäbler, brauner Ibis, Schwarzschnepe, türksche Schnepe). Länge 53, Stoß 11, Schnabel 14, Lauf

10,2, Mittelzehe mit Nagel 7,8, nackter Teil über dem Fersengelenke 6 cm. Im Sommerkleide sind Kopf, Hals, Ober- und Unterseite und ein Längsstreifen auf dem Flügel dunkel rotbraun, die übrigen Teile schwarzgrün mit bläulichem und purpurnem Metallschimmer, der Unterkörper rufsfarbig. Weibchen dem Männchen gleich. Im Winterkleide sind Kopf und Hals schwarzbraun mit feiner Längszeichnung, Oberrüden und Schultern fast schwarz mit Metallschimmer, Unterkörper rufsfarbig. Das Jugendkleid ist dem vorigen sehr ähnlich, nur sahler in der Färbung. Schnabel schwarz-graugrün, Iris dunkelbraun, Ständer grünlich-grau. Der S. bewohnt das südliche Europa, und zwar mehr dessen östlichen Teile, ferner einen großen Teil Afrikas und das wärmere Asien. Früher scheint er auch gelegentlich in Schlefien gebrütet zu haben; jetzt kommt er hier und da als Gast in das mittlere Europa bis nach Großbritannien und Norwegen. Seine Lebensweise ist die der kleineren reißerartigen Vögel; er nistet im Köhricht auf Weidenkämpfen, auch in verlassenem Reißerhorsten, legt drei bis vier Eier von auffallend dunkel blaugrüner Farbe, 52 : 37 mm groß, starkschalig, ohne Glanz, von grobem Korn. Zum größten Teile sind es verstrichene Junge, die sich zu uns verirren und dann nicht sehr scheu sein sollen, wie diejenigen schildern, welche sie zu beobachten die Gelegenheit fanden. Sie ziehen in einer schrägen Linie, aber ohne gleichmäßigen Flug, so daß einige bald zurückbleiben, bald vortressen und diese Schar einer sich ringelnden Schlange nicht unähnlich sieht.

Sieme s. *Senne*.

Silbermöwe s. *Mövenartige Vögel I, 4.*

Silberreißer s. *Reiher III, 1.*

Singdrossel s. *Drosseln I.*

Singlschwan s. *Schweäne 2.*

Singvögel, sehr verzweigte Ordnung der Vögel, die unter vielen anderen die den Jäger interessierenden Drosseln enthält. Schnabel glatt, ohne Wachshaut. An den Tritten drei Zehen nach vorn, eine nach hinten. Zwischen Außen- und Mittelzehe eine Bindehaut. Vorderseite des Laufes getäfelt oder nur mit einer Schiene versehen, wie die Hinterseite in den meisten Fällen. Keun Handschwinger; überhaupt 18 bis 19 Schwingen. Stoß zwölffederig. Im unteren Kehlkopf ein Singmuskelapparat mit mehreren Muskelpaaren.

sigen, 1) das Wild, dessen Rubelplatz Bett heißt, sitzt darin. 2) Ferner im Sinne von Brüten angewandt, auf den Eiern s. 3) Beim Schießen zur allgemeinen Angabe des Erfolges, die Angel sitzt auf usw.

Snamöwe s. *Mövenartige Vögel III, 1.*

Smoler, Franz Xaver, wurde am 3. August 1802 in Goldberg (Niederösterreich) geboren,

befuchte die Forstlehranstalt Mariabrunn und wurde 1822 Lehrer an der Forstlehranstalt Datschib. 1827 trat er in den praktischen Dienst und war von 1837 an Thunischer Forstmeister in Benatel; 1840 ins Ministerium berufen, wurde er 1852 zum I. I. Forstrat ernannt. Er starb am 9. März 1865 in Prag (s. *Jagd-literatur*).

Solofänger, ein Windhund, der einen Hasen allein, also ohne Hilfe anderer Hunde, zu fangen vermag, mithin ein sehr wertvoller Hund.

Sommerhaar (Sommerfarbe), das Haar, welches das Wild vom Verfärben im Frühjahr bis zu dem im Spätherbst trägt.

Sommerhalbente s. *Enten I, 3*.

Sommerland des Wildes, die Ortschaft, in der das Wild den Sommer hindurch steht; auch die Anzahl einer Wildart, welche zu Anfang des Sommers auf einem Reviere steht.

Sonntagsheiligung. Aus religiösen Rücksichten ist in allen Bundesstaaten mit Ausnahme von Elsaß-Lothringen die Jagdausübung an Sonn- und Feiertagen beschränkt oder ganz untersagt. In die Regelung der Sonntagsfeier haben sich die Landes- und die Reichsregierungsbehörden geteilt; während erstere die zur Heiligung der Sonn- und Feiertage notwendigen Voraussetzungen festsetzt, gibt letztere die Strafbestimmungen. Nach § 366 Ziff. 1 des Strafgesetzbuches wird bestraft, wer den gegen die Störung der Feier der Sonn- und Feiertage erlassenen Anordnungen zuwiderhandelt. In Preußen ist durch die Kabinettsorder vom 7. Februar 1837 (Ges.-S. 19) den Regierungen aufgegeben, die nach den Verhältnissen der einzelnen Orte oder Gemeinden ihres Bezirkes zum Zwecke der äußeren Heiligung der Sonn- und Feiertage erforderlichen Maßregeln anordnen zu lassen und deren Befolgung durch Strafverbote zu sichern. Für die neuen Provinzen und Hohenzollern sind durch das Gesetz vom 9. Mai 1892 (Ges.-S. 107) die Oberpräsidenten und Regierungspräsidenten ermächtigt, über die äußere Heiligung der Sonn- und Feiertage Polizeiverordnungen auf Grund des Gesetzes über die allgemeine Landesverwaltung vom 30. Juli 1883 zu erlassen; diese gehen meistens dahin, daß Hef- und Treibjagden an Sonn- und Feiertagen unbedingt, sonstiges Jagen während der Zeit des Hauptgottesdienstes untersagt sind. In der Provinz Sachsen sind auch die von mehr als drei Personen unternommenen Gesellschaftsjagden unbedingt verboten. In Westfalen und der Rhein-

provinz ist sonstiges Jagen auch während des Nachmittags-Gottesdienstes verboten. Im Regierungsbezirk Kassel ist jede Jagd an Sonn- und Feiertagen verboten. In Bayern verbietet die Verordnung vom 21. Mai 1897 die Abhaltung von Treibjagden an Sonn- und Feiertagen. In Württemberg unterlag der Art. 13 des Jagdgesetzes vom 27. Oktober 1855 das Jagen an Feiertagen während des Vormittagsgottesdienstes, an Sonn- und Feiertagen aber vollständig. In Sachsen ist nach § 32 des Jagdgesetzes vom 1. Dezember 1864 die Ausübung der Jagd verboten an Sonn- und Feiertagen a) mittels Treibjagden; b) in störender Nähe der Kirchen und Friedhöfe; c) während des Gottesdienstes.

b. Spangenberg, Heinrich Georg, wurde am 30. August 1771 in Hirschberg (Saale) geboren, studierte in Leipzig Rechtswissenschaft und erwarb sich im Frankenwald und auf Reisen forstliche Kenntnisse. 1801 wurde er Forstmeister des Reichsgrafen Solms u. Ledlenburg; er starb am 17. Februar 1849 in Wehrau (Schlesien); s. *Jagd-literatur*.

Spaniel, der englische Stöberhund, dessen eigentliche Aufgabe darin besteht, das sich brüdenbe Wild hochzumachen. Er findet in Deutschland nur selten jagdliche Verwendung, ist jedoch zur Stöberjagd in Revieren mit viel Dornen und dichtem Unterholze mit Nutzen zu gebrauchen. Das angeschossene Wild soll der S. apportieren und das frant geschossene nachsuchen. Wegen seiner geringen Größe kann seine jagdliche Verwendung lediglich für Federwild und kleines Haarwild sowie für die Schweißarbeit auf Schalenwild in Frage kommen. Da die ungeheure Fekluft des S. schwer in Schranken zu halten ist, so tragen viele Revierinhaber in Deutschland Bedenken, diesen Hund jagdlich zu verwenden. Einige kynologen erblicken jedoch im S. den idealen „kleinen Gebrauchshund“. — Der T oder S.



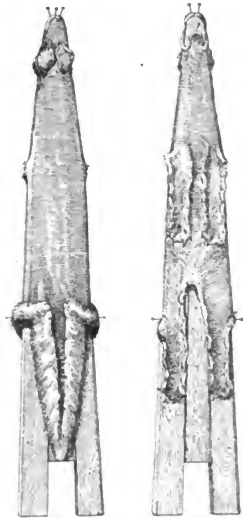
Godtr-Spaniel.

(s. Abbild.), der sich für unsere Jagdzwecke wohl am besten eignet, macht den Eindruck eines kräftigen, ausdauernden Hundes, er ähnelt einigermaßen einem niedrig gestellten, schwachen Setter. Schulterhöhe 30—37 cm; Kopf lang, voll in den Schläfen, Behang mittelgroß, dick, gut behaart; Rumpf mehr kompakt und zusammengesoben als bei den anderen S. (Springer ausgenommen), nicht zu weit in den Rippen, tiefe Brust. Rute tief angelegt, bei der Arbeit beständig in lebhafter Bewegung; Behaarung glatt oder leicht gewellt, sehr dicht, jedoch nicht lang; Farbe schwarz, braun, gelb, rot oder diese Farben mit Weiß vermischt. — Etwas größer ist der Springer-S. mit 36 bis 45 cm Schulterhöhe. Farbe braun und weiß oder schwarz und weiß. Der Hund steht höher auf den Läufen als der Coder, erscheint etwas windiger als jener. Ähnlich beiden steht der Field-S., dessen Farbe schwarz, leberfarben, gelb, rot oder mit Weiß gestrichelt ist. In England werden auch verschiedene Arten von Wasserspaniels gezüchtet. Die Rute wird den S. herkömmlich etwa zur Hälfte gefürzt.

Spannbrett s. **Balgbrett**.

spannen. 1) Das Aufziehen der Schlagfeder bei Gewehren und Fangeisen. 2) Das Aufspannen der gestreiften Bälge des vierläufigen Raubzeuges, der Hasen und Kaninchen. Zum Trocknen der Bälge des Raubzeuges benutzt man längliche, nach oben zugespitzte Bretter, die nach den verschiedenen Raubzeugarten verschiedene Größen haben müssen. Das einfache Spannbrett für Füchse ist 1,5 m lang, 18 bis 20 cm breit und 50 cm vom oberen Ende nach oben zu allmählich zugespitzt, so daß die Spitze noch 5 cm breit ist. Zum S. der Katzen, Warden- und Altsbälge nimmt man kleinere, für Fischotterbälge größere als Fuchspannbretter. Das Spannbrett des Königl. Hege- meisters Rau ist ein der Länge nach in der Mitte aufgetrenntes, gewöhnliches Spannbrett, in dessen innere Schmalseiten Ruten gehobelt sind, in die nach der

Längsspannung des Balges ein in die Ruten greifender Holzteil zum Breitspannen getrieben wird. Um z. B. den frisch abgestreiften Fuchsbalg zu spannen, nimmt man



2. Rauchers Spannbrett mit Fuchsbala.
(Quarseite nach innen, Ober- und Unteransicht).

das Rauchs Spannbrett und setzt den Keil ganz unten in die Ruten der beiden Brett-hälften. Dann zieht man den abgestreiften Balg, die Haarseite nach innen, der Länge nach so über das Brett, daß auf einer Breitseite des Brettes der Rücken, auf der anderen die Bauchseite des Balges, die Läufe sich genau in der Mitte zwischen beiden Brett-hälften befinden. Die Nase greift über die Spitze der beiden Brett-hälften und wird hier mit je einem dreizölligen Drahtstift mit Kopf (der letztere ist beim Umkehren des Balges nötig) befestigt. Nun löst man von dem noch lose auf dem Brette befindlichen Balge die Gehörtnorpel aus, so daß nur der schwarze, dünne, obere Teil als Dreieck am Balge bleibt. Hierauf wird der Balg der Länge nach so straff wie möglich herabgezogen. Man umfaßt den unteren Teil des Balges an je einer Brett-hälfte und raucht beide Brett-

1. Spannbrett nach Rau.

hälften gleichmäßig einige Male kräftig auf den Boden. Dann wird in den Balg etwa 2 bis 3 cm vom unteren Rande an den beiden Schmalseiten der Bretter je ein dreizölliger Nagel geschlagen und von diesen 4 bis 5 cm entfernt noch je ein Nagel in die beiden Breitseiten, und zwar alle Nägel in gleicher Höhe. Die Längsspannung ist damit fertig. Zum Zwecke der Breitspannung treibt man den Keil mit dem Hammer so hoch, bis der Balg auch in der Breite straff gespannt ist. Dann nagelt man den unteren Teil des Balges rundherum nahe am Rande mit schwachen, einzölligen Stiften nach Bedarf an die beiden Bretthälften und den Keil fest. Die aufgeschärfte Lunte wird der Länge nach gerade auf die Mitte des Keils mit schwachen Stiften geheftet, indem man sie nach unten und nach den Seiten straff zieht und die Nägel in etwa 5 cm Entfernung nahe an die Außenränder der Lunte leicht hineinschlägt. Dann werden die Hinterläufe, beide in gleicher Länge, an je einer Bretthälfte gehörig auseinander, langgezogen und festgeheftet. Ebenso verfährt man mit den Vorderläufen. Nun heftet man die Unterlippe und die Gehöre mit je drei schwachen Nägeln an das Brett. Danach schiebt man die Vorderläufe sowie die Gehöre bis an die Köpfe der Nägel, damit diese Teile beim Trocknen nicht mit dem Balge in Berührung bleiben. Das Velleben der Lunte, Läufe usw. mit Papier, wie man es gewöhnlich bei dem einfachen Spannbrett macht, um das Einrollen beim Trocknen zu verhindern, fällt durch das Anheften mit Nägeln selbstredend weg. Nun stellt man das Spannbrett in einen mäßig warmen Raum, nicht aber in die Nähe des warmen Ofens, in die Sonne oder den Wind, da sonst der Balg zu schnell trodnen und sich sehr schwer umkehren lassen würde. Durch die Spannung und den Zutritt der Luft zwischen beide Bretthälften ist der Balg auf der Innenseite meistens in 24 Stunden genügend getrocknet und kann dann umgekehrt werden. Zu dem Zwecke werden sämtliche Nägel bis auf die beiden an der oberen Spitze befindlichen mit der Zange herausgezogen, der Keil wird etwas gelockert und dann der ganze Balg von unten aus auf dem Brett umgekehrt, nachdem die Vorderläufe nach der Unterlippe zu gelegt waren. Nun spannt man den Balg, die Haarseite nach außen, noch einmal auf das Brett und heftet ihn nur leicht mit zwei Nägeln unten an den Schmalseiten an. Der Keil geht jetzt, da die Haare, die bei der ersten Spannung Raum einnahmen, außen sind, leicht etwas weiter hinein. Die schon trockene Lunte, die Läufe, Gehöre und Unterlippe heftet man nun mit je einem dünnen Nagel an den Enden an. Wenn

der Balg nach 1 bis 2 Tagen ganz getrocknet ist, wird er vom Brett genommen, indem man, nachdem sämtliche Nägel herausgezogen sind und der Keil gelockert ist, die eine Bretthälfte etwas auf den Boden rückt. Alsdann legt man den Balg der Länge nach auf den Boden und klopft ihn tüchtig, besonders etwaige Schweißstellen, die jetzt trocken und brüchig sind, mit einem Rohrstock, Fußstock o. dgl. Hierauf wird der Balg mit einem alten Kamme sauber ausgefämmt und etwaiger Sand und trodener Schmutz ausgeschüttelt. Dann saßt man ihn an der Lunterwurzel und an der Nase und rückt mit beiden Händen den Balg kräftig auseinander. Die Haare stehen dann mehr aufrecht. Damit ist der Balg verkaufsfertig und sieht sauber aus. Man kann den so zubereiteten Balg an einem durch die Nase gezogenen Faden ruhig auf den Vorflur oder ins Zimmer hängen, er wird nicht unangenehm riechen. Der Händler zahlt für sauber zubereitete Bälge gern mehr, als für schmale, teilweise schimmelige, an denen Schweiß und Schmutz haften und die unangenehm riechen. Bei Hasen- und Kaninchenbälgen genügt Ausstopfen mit Stroh und Heu, damit sie nicht allzu sehr einschrumpfen.

Spatelente s. Enten I, 7.

Spatelmöwe s. Möwenartige Vögel III, 3.

Spätgang, der Wechsel des Wildes über den schon gefallenem Morgentau.

Spechtrabe s. Tannenhäher.

Spiedmöwe s. Möwenartige Vögel I, 1.

Sperber s. Habichte II, 1.

Sperbereule s. Eulen II, 4.

Sperberfang s. Fallen III, 2.

Sperlingsfang s. Eulen II, 2.

Sperfallen, Fangvorrichtungen und Fallen, in denen das Wild lebend gefangen wird.

Sperrieg bei Geweißen, breite Auslage.

Sperzeuge, Jagdtücher und -garne (s. Zeug).

Spiegel. 1) Der weiße Fleck um das Weibloch des Rehens und die hellere Färbung an den Keulen des Rot- und Damwildes, wo aber der Ausdruck Scheibe gebräuchlicher ist. 2) Der meist metallisch schimmernde Fleck auf den Flügel der Enten, auch der weiße Fleck am Flügelbug des Auer- und Birkwildes. 3) Die rechtseitigen Rassen eines GARNES. 4) Der schwarze Mittelpunkt der Schießscheibe.

Spiegelente s. Enten I, 1.

Spiegelnetz ist ein Stedgarn, s. Jagdnetz.

Spieß, 1) der Schwanz der Fasanen. 2) Nach Wurm die vollständige Balgarie des Auer- und Birkhahnes.

Spießhuhn s. Birkhuhn.

Spierer f. *Seeschwalben I, 1.*

Spieß, die erste Form des Geweißes oder Gehörnes, zwei endenlose Stangen; (f. a. *Ganzroegel*).

Spießbod, ein Rehbod, der nur Spieße trägt.

Spieße f. *Jagdnetze, Stedgarne.*

Spieken f. *forkeln.*

Spiegente f. *Enten I, 5.*

Spießer, ein junger Hirsch oder Rehbod, der zwei endenlose Stangen (Spieße) trägt.

Spinne, manchmal für das Gefüge der Hirscharten.

Spissen, der Lodruf des Haselwildes in der Balzzeit, auch wohl das Balzen der Haselhähne.

Spiz von vorn oder hinten, bezieht sich auf die Stellung des Wildes dem Jäger gegenüber, bzw. auf den Schuß; f. kommt ein Wild, wenn es dem Schützen so gerade anläuft, daß er nur von vorn darauf schießen kann; vgl. *Breitschuß*.

Spitzenachter, ein Rothhirsch von acht Enden mit Eisproß (f. a. *Gabelachter*).

Spizente f. *Enten I, 5.*

Spizgeschosse (S-Geschosse) sind seit 1905 für das deutsche Armeegewehr angenommen. Sie haben den Vorteil, daß sie den Luftwiderstand besser überwinden als ogivale oder abgelaichte Geschosse und infolgedessen eine gestrecktere Flugbahn ergeben. Für Jagdzwecke haben S-Geschosse keine Bedeutung.

Spizschuß f. *Breitschuß.*

Spizschwanz f. *Enten II, 7.*

Spizfließen f. *anschlüßen 2.*

v. Sponck, Graf Dr. Carl Friedrich Christian Wilhelm, geb. am 19. Juli 1762 in Ludwigsburg, studierte auf der Karlschule in Stuttgart, ging dann auf Reisen und wurde später Oberforstmeister in Blaubeuren, Altensteig und Neuenburg. 1805 wurde er a. Professor, 1811 o. Professor an der Universität Heidelberg mit dem Titel Oberforstrat; dort starb er am 4. Oktober 1827 (f. *Jagd-literatur*).

Sprengen, 1) das Wild rege machen, es aus dem Kessel, Bett, Bau usw. aussagen. 2) Ferner im Sinne von vereinzeln, z. B. die Hasanen, Hühner f. sich oder man sprengt sie, wenn sie bei der Suche durch wiederholtes Aufstun und Beschießen auseinandergetrieben werden. 3) Der Rehbod sprengt die Rinde, wenn er sie in der Brunst treibt. — (S. a. *Laufsprengungen*).

Sprengung des Gewehrtes f. *Laufsprengungen*.

Sprentel, eine heute durch das Vogelschußgeschöß verbotene Fangvorrichtung für Vögel, die aus einem federnden Bügel, einem Eiholz und einer auf diesem angelegten Doppelschnur als Schlinge bestand.

Sprickel, die kleinen Steden, die in die Stedgarne eingebunden werden, um diese Steden zu fönnen.

Spricken f. *anschlüßen 2.*

Springen, 1) auf das Blatt, das Herbeikommen des Rehbodes auf das Blatten. 2) Das Springen des Hasen, Kaninchens und Raubzeuges. 3) Der Birkhahn springt in der Balz. 4) Fuchs und Dachs f., wenn sie, vom Dachshunde bedrängt, aus dem Bau fahren.

Sprosse (Sprossen), 1) die Enden am Hirschgeweiß unterhalb der Krone (Augensproß, Eisproß, Mittelsproß bzw. -sprosse). — Der Sproß ist sprachlich besser als die Sprosse, da der Vergleich mit den Sprossen einer Pflanze näher liegt als der mit den Sprossen einer Leiter. — 2) Die Stäbe, die die Stedgarne aufrecht halten.

Sprung, eine Gesellschaft von mehreren, sich zusammenhaltenden Rehen.

Sprünge, die Hinterläufe des Hasen.

Spulwürmer des Hundes. Im Darne des Hundes schmarotzt ein Spulwurm, *Ascaris mystax*, gefennzeichnet durch seine gelblichweiße Farbe und seinen drehrunden, 45—60mm (Männchen) bzw. 102—130mm (Weibchen) langen Körper. Nur ausnahmsweise rufen S. bei älteren Tieren Darmentzündungen hervor. Jungen Hunden, bei denen S. recht häufig sind, können diese Parasiten sehr gefährlich werden. Gebeihen die Welpen bei guter Ernährung und Pflege nicht recht, so soll man ihnen zur Probe ein Wurmmittel verabreichen. Dieses ist im Verlaufe eines Tages einzugeben und besteht aus Flor. Cinas 10,0, Ol. Ricini 50,0. Kleinen bzw. jungen Hunden gibt man die halbe Portion.

Spur f. *Fährte*.

Spurbahn, gleichbedeutend mit *Wildfuhr*.

Spüren f. *abspüren*.

Spurenkunde f. *Fährtenkunde*.

Spurgang, ein zum Zwecke des Abspürens auf Schnee unternommener Revierbegang.

Spurschnee f. *Neue*.

Stahl, Dr. Johann Friedrich, geboren am 26. September 1718 in Heimsheim (Württemberg), studierte Theologie und unterrichtete sich auf mehrfachen Reisen im Bergwesen; 1755 Bergrat. Später kam er in dienstliche Berührung mit dem Forstwesen; von 1772 an erteilte er forstlichen Unterricht in Solitude und Stuttgart. Er starb am 28. Januar 1790 in der badischen Hauptstadt (f. *Jagd-literatur*).

Stahlmantelgeschosse. Mit starken, rauchschwachen Ladungen vermag man dem Geschöß eine viel größere Fluggeschwindigkeit zu geben als mit Schwarzpulver. Die ersten Versuche zeigten aber, daß Bleigeschöße bei der Weichheit des Materials nicht den Zügen zu folgen vermochten, daß das Blei über die

Felder des Laufes hinwegglitt und daher die erforderliche Rotationsgeschwindigkeit des Geschosses nicht zu erzielen war. Da man auf möglichst große Querschnittsbelastung Wert legte und Blei aus verschiedenen Gründen als eigentliches Geschossmaterial beibehalten wollte, so umgab man den Bleikern mit einem Stahl- bzw. Kupfermantel. Man unterscheidet Roll- und Teilmantelgeschosse. Bei ersteren ist das Geschöß von einem Mantel ganz umkleidet, nur der Boden ist offen, weil von dort der Bleikern eingeführt und der Mantel umgetöpsft wird. Teilmantelgeschosse haben einen geschlossenen Boden und lassen einen Teil des Geschößkopfes frei. Sie haben größere Reißwirkung als Vollmantelgeschosse, weil sich der Geschößkopf beim Auftreffen auf das Ziel leicht rückt und dabei den Mantel sprengt. Die Folge davon ist natürlich, daß die Eindringungstiefe (Tiefenwirkung) geringer ist als beim Vollmantelgeschöß. Je stärker man die Pulverladung wählt, desto länger muß der Geschößmantel sein, um nicht zu große Reißwirkung zu erzielen. Als Militärgeschöß sind ausschließlich Vollmantelgeschosse eingeführt. Teilmantelgeschosse sind gemäß den internationalen Vereinbarungen für Kriegszwecke verboten. Eine Abart der Mantelgeschosse sind die Hohlspitzgeschosse, die eine Ausbohrung im Geschößkopfe haben, wodurch die Sprengwirkung wesentlich gesteigert wird. Bisweilen wird der Mantel auch noch geschliffen (Schlitzgeschöß). Es gibt es zurzeit in verschiedenen Längen. Um zu verhüten, daß das Geschöß nach dem Durchdringen des Zieles oder Aufschlagen auf den Boden weiterfliegt und das Hintergelände weithin gefährdet, wurden Geschosse konstruiert, die aus mehreren, von einem Mantel zusammengehaltenen Teilen bestehen. Ein Geschöß dieser Art, besonders für Rehwild konstruiert, ist das Teilmantelgeschöß von S. Uten- doerffer-Nürnberg. Die Einrichtung des Geschosses ist folgende. Im Kaliber 8 mm ist es 25,7 mm lang und wiegt rund 10 g. Der Geschößkern besteht aus vier übereinandergelegten Zinkkörpern mit teilweise schrägen Flächen, die Spitze bildet ein den Mantel um 2,5 mm überragender Weichbleikopf. Die Gesichtspunkte, die der Geschößkonstruktion zugrunde liegen, sind folgende: 1) soll die Geschößwirkung geregelt und möglichst unabhängig von den Zufälligkeiten innerhalb des Wildkörpers gemacht werden; 2) soll das Geschöß jede Gefahr für



1. Hohlspitzgeschöß.

das Hinterland ausschließen. Auf Rehwild und Niedervild hat sich das Teilmantelgeschöß bestens bewährt, auf Hochwild dürfte die Tiefenwirkung der einzelnen Kerne nicht ausreichen, um immer Ausschuß zu erzielen. In dichtem Gehöß ist es nicht zu empfehlen, da hier die Gefahr besteht, daß es Holz faßt und dadurch vorzeitig zerpringt. Dagegen ist es für das freie Feld ein Idealgeschöß in seiner Wirkung sowohl, als auch in der geringen Gefahr für das Hinterland, denn beim Aufschlag auf den Boden zerpringt es. Es kann sowohl mit Troisdorfer Blättchenpulver 1910 bzw. mit Rottweiler Blättchenpulver 1293 oder 1550, als auch mit Haselocher Wächsenpulver 1906 verfeuert werden, und zwar mit denselben Ladungen wie die entsprechenden Teilmantelgeschosse.

Stammbaum (Hundestammbaum), eine Aufstellung der Namen usw. der Eltern und Voreltern eines Hundes. Man bezieht sich zweckmäßig des folgenden, s. T. probeweise ausgefüllten Formulars. (Muster siehe umstehend.) Der S. hat eine erhebliche Bedeutung für die Beurteilung des Zuchtwertes eines Hundes. Allein es ist ein schwerer Irrtum, zu glauben, daß der S. das schlechte Tier decken könne. Ebenso ist der S. nur eine Geschäftsreklame, wenn er über die Leistungen der Tiere und die Blutlinien keinen Aufschluß gibt. Vebauerlicherweise lassen viele S. die unumgänglich notwendige Zuverlässigkeit vernichten.

Stammbücher (Hundestammbücher), Register, die von kynologischen Vereinen oder Verbänden angelegt sind, auf dem Laufenden erhalten werden und züchterischen Zwecken dienen. Die Aufnahmebedingungen sollten möglichst folgende sein: 1) Der Hund muß mindestens 1 Jahr alt sein (Teckel 9 Monate); 2) er muß einem Zuchtideale hinsichtlich seines Körperäußeren im wesentlichen entsprechen; 3) er soll nachweislich bestimmte jagdbliche Anlagen zeigen; 4) er muß von Hunden abstammen, die jagdbliche Verwendung finden; 5) er muß von sachkundiger, unparteiischer Seite nach den vorbezeichneten Richtungen hin geprüft sein; 6) seine Ahnen bis zum 4.—6. Gliede dürfen kein fremdartiges, der Zucht leicht gefährliches Blut aufweisen. — Aus den Eintragungen sollen möglichst zu erkennen sein: 1) Name, nähere Bezeichnung und Stammbaum bzw. Ahnentafel (s. Stammbaum); 2) das Körperäußere (Photographie, Beschreibung); 3) die wesentlichen Leistungen, Besitzer, gegebenenfalls auch Vorbesitzer;



2. 8 mm Teilmantelgeschöß (b Weichbleikopf).

Stammbaum von Nora vom Unterkel Rabenhorst.
 Gewölft: 11. 6. 1907. Signalement: Trachthaarige Vorstehhündin, braun, weißer Bruststreif, die vier Pfoten getigert. 59 cm hoch. Züchter: A. L.; Besitzer: R. R. Eingetragen in das Stammbuch D. D. Nr. 345. Prämierungen: 2. Pr. Deutsche Jugendsuche Stettin 1901. Hauptsächliche Leistungen: Gebrauchshund. Lauter Stöberer. Totverbeller. Sehr temperamentvoll und frühreif. Mähiqer Wasserhund.

Vater: Peter-Waldforst v. d. Heide D. G.-St.-B. 361, F.-P.-St.-B. 52				Mutter: Bella v. Unterkel Rabenhorst Stammb. Deutsch-Trachthaar 210. Lob. Erw. Ausstell. Köln 1906			
Michel-Lauterbach D. G.-St.-B. 356		Perle v. Forsthaus F.-P.-St.-B. 29		Lump I v. Berge D. G.-St.-B. 272, St. D. D. 3.		Freya v. Falkenstein D. G.-St.-B. 1112 E V. L. E. schlef. Ge- brauchsfuche 1908	
Romeo v. Junkerath	Nora Rumpers- heim	Zell IV D. G.-St.- B. 169	Perle v. Wolfsdorf	Fied- Krafchnig D. G.-St.- B. 106	Tili- Altenau D. G.-St.- B. 5846	Freund Fröh Wohl- gemuth	Gertha v. Schaden- berg
Kartusch I D. G.-St.-B. 46	Nora	Zell II D. G.-St.-B. 17	Minc-Bell, Pointier	Greif v. Wolfsdorf	Nize v. Wolfsdorf	Nito-Krafchnig	Juno-Krafchnig
Nize v. Wolfsdorf	Nize v. Wolfsdorf	Nize v. Wolfsdorf	Nize v. Wolfsdorf	Nize v. Wolfsdorf	Nize v. Wolfsdorf	Nize v. Wolfsdorf	Nize v. Wolfsdorf
Nach bestem Wissen und Gewissen ausgestellt R. R., den 191				Name des Ausstellers.			

4) Prämierungen. — Leider entsprechen unsere S. diesen Anforderungen teilweise nur wenig. Darum sind viele Hunde eingetragen, denen ein züchterischer Wert nicht beizumessen ist. Die wesentlichen Eintragungsbedingungen der hauptsächlichsten S. für Jagdhunde sind folgende:

I. Deutsches Gebrauchshund-Stammbuch nimmt alle Hunde auf, die auf vollständigen Gebrauchshundprüfungen von Vereinen, die dem „Verbande der Vereine für Prüfung von Gebrauchshunden zur Jagd“ angehören, einen 1., 2. oder 3. Preis erhalten haben. Im D. G.-St.-B. sind nicht nur die Namen und die Eltern der eingetragenen Hunde verzeichnet, sondern auch die Jenseuren in den einzelnen Prüfungsfächern, ferner enthalten die Eintragungen Angaben über die wesentlichen körperlichen Eigenschaften (Vorzüge und Mängel) und zahlreiche Bilder von den Preishunden. Für den Gebrauchshundzüchter, wie auch für den Weidmann, der Welpen von eingetragenen Hunden aufziehen und abführen will, hat dieses Werk eine hervorragende Bedeutung. Es ist von Hegevald im Jahre 1897 begründet worden. Besitzer

des Stammbuches ist der obenbezeichnete Verband. Die Eintragungen sind kostenfrei.

II. Deutsches Hund-Stammbuch 1

Jeder Hund muß, bevor er eingetragen wird, ins Namenregister der Delegierten-Kommission aufgenommen werden. Zur Aufnahme in das Stammbuch sind berechtigt:

A. Deutsche Jagdhunde aller anerkannten Rassen (Schweikhunde, deutsche Bracken, Dachsbracken, Wachtelhunde, deutsche Vorstehhunde, Weimaraner, Dachshunde), die über 12 Monate alt sind und 1) im Osterr. S.-St.-B., Schweizer. S.-St.-B. oder im St.-B. eines der Speziallufsbücher des Kartells unter Angabe ihrer Abstammung von nachweisbar der gleichen Rasse angehörigen Vorfahren eingetragen sind, oder 2) von einem von der Delegierten-Kommission anerkannten Begutachter — als nachweisbar von D. G.-St.-B. oder in einem der unter Nr. 1 aufgeführten Stammbücher eingetragenen Eltern gleicher Rasse abstammend — die Eintragungsberechtigung erhalten haben, oder 3) auf anerkannten Ausstellungen und Schauen oder

durch anerkannten Preisrichter-Wahrspruch — als nachweisbar von der gleichen Rasse angehörenden Vorfahren bis zur fünften Generation (Urururgroßeltern) einschließlich abstammend, die im D. H.-St.-B. oder in einem der unter Nr. 1 aufgeführten Stammbücher eingetragen sind — in offener, begrenzter, Neulings- oder Jugendklasse mit 1., 2., 3. Preis bzw. mit den Schönheitsnoten „vorzüglich“, „sehr gut“, „gut“, „befriedigend“ oder „hinreichend“ ausgezeichnet worden sind (die Kommission für das D. H.-St.-B. ist bis auf weiteres ermächtigt, sofern sich in die hiernach nachzuweisenden Abstammung Lücken vorfinden, mit $\frac{2}{3}$ der Stimmen die Eintragungsberechtigung trotzdem zuzusprechen, wenn ihr entweder bekannt ist oder glaubhaft nachgewiesen wird, daß der betr. Stamm rasserein gezüchtet ist); 4) Schweißhunde, deutsche Bracken, Dachshunden, Wachtelhunde, Weimaraner und Dachshunde, außerdem auch diejenigen, welche von einem anerkannten Begutachter — als nachweisbar von im D. H.-St.-B. oder in einem der unter Nr. 1 aufgeführten Stammbücher eingetragenen Großeltern gleicher Rasse abstammend — die Eintragungsberechtigung erhalten haben, oder die nur teilweise oder gar nicht von in einem anerkannten Stammbuch eingetragenen Eltern und Großeltern gleicher Rasse abstammend, auf anerkannten Ausstellungen und Schauen oder durch anerkannten Preisrichter-Wahrspruch in offener, begrenzter, Neulings- oder Jugendklasse mit 1., 2., 3. Pr. oder mit den unter A 3 aufgeführten Schönheitsnoten oder auf Leistungsprüfungen mit 1., 2., 3. Pr. ausgezeichnet worden sind. 5) Jagdspaniels (Springer, Cocker, Cumber, Field, Suffix, Water), welche a) von im D. H.-St.-B., dem Sp.-B. oder einem anerkannten ausländischen Stammbuch eingetragenen Eltern derselben Rasse abstammen oder b) ihre reine Abstammung von ganz oder teilweise nicht eingetragenen Eltern derselben Rasse nachweisen können, und zwar vom Jahre 1914 ab durch drei, von 1915 ab durch fünf Generationen; c) finden sich hierbei Lücken im Stammbaum, so können die Hunde auf Vorschlag des Bestd. Jagd-Spaniel-Klubs durch die Stammbuchkommission eingetragen werden, wenn glaubhaft nachgewiesen ist, daß Kreuzzucht vorliegt. Sind die beiden Eltern oder alle vier Großeltern im D. H.-St.-B. eingetragen, so kann der Hund, wenn er mindestens ein Jahr alt ist, auf Grund persönlicher Befichtigung die Eintragungsberechtigung durch einen vom Bestdeutschen Jagd-Spaniel-Klub und der D.-K. anerkannten Begutachter erhalten, sonst nur auf Grund einer Auszeichnung auf anerkannter Ausstellung oder Schau.

B. Englische Vorstehunde (Pointer, Englische, Gordon- und Irische Setter), die über 12 Monate alt sind und 1) im Österreichischen, Schweizerischen, Belgischen, Kennel-Klub, Niederländischen, Französischen, Italienischen und Portugiesischen, Spanischen, Pointer- und Setter-St.-B. unter Angabe ihrer Abstammung von nachweisbar der gleichen Rasse angehörenden Vorfahren eingetragen sind oder 2) von einem anerkannten Begutachter — als nachweisbar von im D. H.-St.-B. oder in einem der unter Nr. 1 aufgeführten Stammbücher eingetragenen Eltern oder Großeltern gleicher Rasse abstammend — die Eintragungsberechtigung erhalten haben oder 3) auch nur teilweise oder gar nicht von im D. H.-St.-B. oder in einem der unter Nr. 1 aufgeführten Stammbücher eingetragenen Eltern und Großeltern gleicher Rasse abstammend, auf anerkannten Ausstellungen und Schauen oder durch anerkannten Preisrichter-Wahrspruch in offener, begrenzter, Neulings-, Jugendklasse mit 1., 2., 3. Pr. oder mit den oben unter A 3 aufgeführten Schönheitsnoten ausgezeichnet worden sind.

C. Hunde aller übrigen anerkannten Rassen, die 1) im Österreichischen, Schweizerischen, Belgischen, Kennel-Klub, Niederländischen, Französischen, Italienischen, Spanischen und Portugiesischen H.-St.-B. oder im St.-B. eines der Spezial-Klubs des Kartells unter Angabe der Abstammung von der gleichen Rasse angehörenden Vorfahren eingetragen sind, oder deren Abstammung aus dem D. H.-St.-B. oder einem oder mehreren der genannten Stammbücher und Zuchtbücher nachgewiesen werden kann, 2) über 12 Monate alt sind und als Jagdhunde einschl. Foxterrier und Hephunde a) auf anerkannten Ausstellungen oder Schauen oder durch anerkannten Preisrichter-Wahrspruch in offener, begrenzter, Neulings- oder Jugendklasse, Siegerklasse oder Leistungsprüfung eine Auszeichnung oder b) von einem anerkannten Begutachter die Eintragungsberechtigung erhalten haben, 3) als Foxterrier, Schutz-, Wach-, Haus- und Schoßhunde a) auf anerkannten Ausstellungen oder Schauen oder durch anerkannten Preisrichter-Wahrspruch in offener, Sieger-, Neulings-, Jugend-, Zucht- oder begrenzter Klasse eine Auszeichnung oder b) im Alter von über 12 Monaten von einem anerkannten Begutachter die Eintragungsberechtigung erhalten haben.

D. Hunde sämtlicher anerkannter Klassen, welche 1) auf einer anerkannten Kriegshund- bzw. Polizeihundprüfung nach der Prüfungs-

ordnung des Polizeihundvereins bzw. mit einem Präbital mit 1., 2. oder 3. Pr. ausgezeichnet worden sind, unter Beifügung der Worte „als Kriegshund bzw. Polizeihund prämiert“, oder 2) nach Maßgabe der jeweilig geltend gewesenen oder geltenden Bestimmungen aus einer der namhaft gemachten Ausstellungen und Schauen oder durch anerkannten Preisrichter-Wahrspruch eine zur Eintragung in das D. S.-St.-B. berechtigende Auszeichnung erworben haben, und zwar: bis 1894 1., 2., 3. Pr., von 1894—1898 1., 2., 3. Pr., höchst lobende Erwähnung (S. L. E.) und L. E., von 1898 ab 1., 2., 3. Pr., S. L. E. und Lobende Erwähnung (L. E.) in offener Klasse, Schutz-, Wach-, Haus- und Schutzhunde auch in Siegerklasse, von 1902 ab auch Förterrier in Siegerklasse, von 1904 ab auch die oben unter A 3 aufgeführten Schönheitsnoten.

III. Kartell-Zuchtbuch.

Eingetragen werden rein gezüchtete Hunde jener Rassen, für welche noch kein Zuchtbuch eines im Kartell vertretenen Spezialklubs besteht, und die ihre Abstammung von Eltern gleicher Rasse einwandfrei nachweisen. Bis auf weiteres können auch Hunde ohne Abstammungsnachweis eingetragen werden, sofern sie auf einer Kartell-Ausstellung oder Schau mindestens mit der Note „gut“ ausgezeichnet wurden. Bei Hunden, deren Eltern bereits im K.-Z.-B. eingetragen sind, müssen auch deren Eintragsnummern angegeben werden. Es dürfen nie zwei Hunde einer Rasse unter demselben Namen eingetragen werden, ohne daß ihnen mittels des geschützten Zwingernamens ein unterscheidender Beinamen beigefügt wird. Das Recht, einem Hunde den Namen des Vaters oder der Mutter mit Ziffern I, II, III usw. zu geben, steht nur demjenigen zu, dem der Zwingername geschützt ist. — Die gesamten Welpen eines Wurfes können, wenn mindestens zwei Monate alt, vom Züchter unter folgenden Bedingungen eingetragen werden: Beide Elterntiere müssen im K.-Z.-B. eingetragen sein. Der Züchter muß Inhaber eines vom K.-Z.-B.-Amt geschützten Zwingernamens sein, der den Namen der einzelnen Welpen beigefügt wird. Bei bereits abgegebenen Welpen ist der Name des Besitzers anzugeben. Bei Verkauf von Welpen, welche erst nach der Eintragung den Besitzer wechseln, wird der Name des neuen Besitzers unentgeltlich nachgetragen, sofern Anzeige vor Abschluß des Verbandes (31. Dezember) erfolgt. Weglassung des Züchter-Zwingernamens oder gar Erlaß durch einen Zwingernamen des Besitzers ist verboten.

IV. Stammbuch Kurzhaar.

Die Eintragung in das Stammbuch Kurzhaar (St. K.) soll die Zugehörigkeit zur

Rasse deutscher kurzhaariger Vorstehhunde und Weimaraner gewährleisten und ihre genaue Abstammung nachweisen. Daher müssen bei Hunden, die ihre Abstammung auf andere Stammbücher zurückführen, die Eltern bzw. Voreltern, die im St. K. nach fehlen sollten, nachgetragen werden. Die einzutragenden Hunde müssen den Rassenkennzeichen entsprechen, wenigstens zwölf Monate alt und in das Namensverzeichnis des Klubs Kurzhaar eingetragen sein. Es können eingetragen werden: a) nach Begutachtung durch einen der vom Vorstande des Klubs, der Delegierten-Kommission oder anderen anerkannten Vereinigungen ernannten Begutachter und durch anerkannte Richter auf Ausstellungen, Schauen und Suchen Hunde, deren reine Abstammung durch das St. K., das D. S.-St.-B., das D. S.-St.-B., das Schw. S.-St.-B. und andere anerkannte Stammbücher, unter Umständen auch durch einwandfreie Urkunden nachgewiesen werden kann. Alle Vorfahren, die nicht im St. K. eingetragen, aber hierfür eintragungsberechtigt sind, müssen nachgeholt werden. Kann aus irgend einem Grunde die Nachholung nicht betätigt werden, so kann die Eintragung unter Anfügung einer Stammbaumskizze, die sich bis zu den eingetragenen Vorfahren erstreckt, erfolgen. Sind solche nicht vorhanden, so muß die Abstammung von mindestens vier Generationen lückenlos und einwandfrei nachgewiesen werden. Auch die Eintragung bereits eingegangener Hunde kann nachgeholt werden. Hunde, deren Abstammung nur zum Teil nachgewiesen werden kann, sowie Hunde unbekannter Abstammung können nicht eingetragen werden. b) Ohne Begutachtung, auf Entscheidung des Stammbuchführers in einwandfrei erscheinenden Ausnahmefällen, und zwar ist der Stammbuchführer berechtigt, diese Ausnahmen zu machen bei Nachholung einzutragender Vorfahren und bei solchen Hunden, deren Vorfahren in vier Generationen lückenlos in das St. K. eingetragen sind, sofern deren Vorführung zum Begutachten unverhältnismäßige Schwierigkeiten verursacht, z. B. bei Hunden in ausländischem Besitz usw.

V. Stammbuch Deutsch-Langhaar.

Der Verein Deutsch-Langhaar trägt in sein Stammbuch alle Hunde ein, die den von ihm aufgestellten Rassenkennzeichen im wesentlichen entsprechen und mindestens ein Jahr alt sind. Der Eintragung hat eine Besichtigung des betreffenden Hundes durch einen der Herren voranzugehen, denen der Verein die Vollmacht zur Begutachtung von Hunden für das Stammbuch Deutsch-Langhaar erteilt hat; eine vorherige Begutachtung ist jedoch nicht erforderlich, wenn der ein-

zutragende Hund bereits in das D. S. St.-B. eingetragen ist, oder wenn er von Eltern abstammt, die in das Stammbuch Deutsch-Langhaar oder in das D. S. St.-B. eingetragen sind, oder wenn er auf irgend einer vom Verein Deutsch-Langhaar veranstalteten Schau, Ausstellung oder Leistungsprüfung mindestens eine Lobende Erwähnung erhalten hat.

VI. Stammbuch Deutsch-Drahthaar.

Drahthaarige Vorstehhunde, die in das Stammbuch Deutsch-Drahthaar (St. D.-D.) eingetragen werden sollen, müssen mindestens ein Jahr alt und Nachkommen von rauhaarigen oder rauh- und deutsch-luzhaarigen Vorstehhunden sein; ausgeschlossen von der Eintragung sind Kreuzungsprodukte, von denen eines der Elterntiere ein Pointer oder langhaarig ist. Beide Eltern und sämtliche Großeltern müssen mit Namen und Behaarungsformen nachgewiesen werden. Wer die Eintragung eines Hundes wünscht, hat ihn einem Begutachter des Vereins Deutsch-Drahthaar vorzuführen, welcher je nach dem Befunde den in Augenschein genommenen Hund entweder als nicht geeignet zurückweist oder durch Ausfüllung und Einsendung des begünstigten Formulars zur Eintragung empfiehlt. Wenn irgend möglich, ist jeder Hund vor der Eintragung auf seine jagdliche Veranlagung hin zu prüfen, und die erteilten Zensuren sind in die jedem Eintragungsbildere beigebrachte Zensurentabelle einzutragen. Für die Beurteilung eines Hundes ist der vom Verein Deutsch-Drahthaar aufgestellte Idealtypus des drahthaarigen Gebrauchshundes maßgebend. Hunde, deren Gebärde in wesentlichen Punkten von dem Idealtypus abweicht, oder deren Behaarung eine nicht durchweg, d. h. also auch an Kopf und Läufen — wenn auch hier etwas kürzer —, scharf drahtige ist, sind unbedingt zurückzuweisen. Die Behaarung soll ähnlich der des Airedaleterriers anliegend und hart wie Draht sein, also weder weich, abstehernd, wollig, noch so lang, daß sie die Umrisse des Körpers verdeckt. Der Drahthaarige soll, aus einiger Entfernung betrachtet, dem gutgebauten, kurzrückigen, deutsch-luzhaarigen Gebrauchshunde gleichen. Weiße oder zu helle Färbung ist ausgeschlossen. Schwarz ist zulässig, jedoch nicht erwünscht. Die Schulterhöhe muß bei Rüden mindestens 60 cm, bei Hündinnen mindestens 58 cm betragen. Zu kurz behaarte Hunde, bei denen wenigstens eins der Elterntiere im St. D.-D. eingetragen ist, können als „Glatthaarige“ im Anhang eines Stammbuchbandes registriert — nicht eingetragen — werden, sofern sie in allen übrigen Punkten den Eintragungsbedingungen entsprechen. Auf Beschluß des Vorstandes können ausnahmsweise auch solche zur Zucht geeigneten

Hunde eingetragen werden, die nicht in jeder Beziehung allen Anforderungen entsprechen, wenn sie vor einer vom Vorstande zu ernennenden Prüfungskommission ihre jagdliche Brauchbarkeit darzulegen haben. Von dieser Prüfung kann Abstand genommen werden, wenn ein Hund auf einer in Betracht kommenden öffentlichen Prüfung durchgeprüft ist; die dort erhaltenen Zensuren können für die Beurteilung der Zuchtqualifikation maßgebend sein. Eine derartige Ausnahmeeintragung ist jedesmal kurz zu begründen. In jedem einzelnen Falle entscheidet der Vorstand auf Grund der eingegangenen Berichte.

VII. Pudelpointer-Stammbuch.

Zur Eintragung werden nur diejenigen aus Pudel und Pointer und Pudelpointer gezüchteten Hunde zugelassen, welche mindestens ein Jahr alt und fehlerfrei sind, den vom Vereine der Pudelpointerzüchter aufgestellten Rassezeichen entsprechen, und deren Eltern als rasserein nachgewiesen werden. Der einzutragende Hund muß einem Begutachter vorgeführt werden. Ferner muß er, sofern er nicht etwa bereits auf einer Gebrauchshundprüfung mindestens „höchst lob. Erwähnung“ oder auf einer deutschen Jugenbuche mindestens den 3. Preis (mit mindestens „gut“ für Nase und „genügend“ für Schärfe auf Fuchs) erhalten hat, eine „Eintragungsprüfung“ bestehen. Die genügenden Leistungen in bezug auf Nase, Schärfe und Ende müssen bei dieser Eintragungsprüfung nachgewiesen werden. Als nicht mehr zulässig zur Eintragung gelten Hunde mit zu langen, weichen oder wolligem oder gelocktem oder krausem, sowie kurzem Haare, wenn dieses nicht hart und drahtig ist.

VIII. Griffon-Stammbuch.

(Stammbuch für drahthaarige Vorstehhunde.)

Eintragungsberechtigt ist jeder bona fide reingezüchtete, kontinentale, drahthaarige Vorstehhund (Griffon und Stichelhaar), der hierzu von einem Mitgliede des Klubs angemeldet wird. — Das Stammbuch nimmt auch Wurfmeldungen an. Zur Wurfmeldung ist nur der Züchter berechtigt; die Meldung hat vor vollendetem dritten Monat zu erfolgen.

IX. Zuchregister des Vereins Dieckmann.

Eintragungsberechtigt sind alle reinrassigen, den Rassezeichen entsprechenden Schweifhunde, die von einem Vertrauensmann die Eintragungsberechtigung erhalten haben, oder die auf einer Ausstellung oder Schau von einem dem Vereine genehmen Richter prämiert sind. Ein Hund, der Weiß am Brustkorne hat, darf nur von einem Kollegen eingetragen werden.

X. Stammbuch für bayerische Gebirgsschweißhunde.

Herausgeber dieses Stammbuches ist der Klub für bayerische Gebirgsschweißhunde. Die Eintragungen sind frei.

XI. Pointer- und Setter-Stammbuch.

Eintragungsberechtigt ist jeder Pointer und Setter, der mindestens sechs Monate alt ist und von beiderseitig eingetragenen Eltern stammt; er muß jedoch durch einen Vertrauensmann des Vereins für englische Vorstehhunde begutachtet und tauglich befunden oder auf einer vom Verein anerkannten Ausstellung oder Schau mit mindestens „Lobender Erwähnung“ ausgezeichnet oder bereits in ein anderes vom Verein anerkanntes Stammbuch eingetragen worden sein, oder seine reine Abstammung muß durch einwandfreie Zeugnisse nachgewiesen werden. — In das Stammbuch werden auch Wurfmeldungen eingetragen. Zur Wurfmeldung ist nur der Züchter berechtigt. Vorbedingung jeder Wurfmeldung ist, daß beide Eltern in das Pointer- und Setter-Stammbuch eingetragen sind oder gleichzeitig mit der Wurfmeldung eingetragen werden, und daß der Züchter sich einen Zwingernamen, auf den der Wurf einzutragen ist, im Pointer- und Setter-Stammbuche hat schützen lassen. Wurfmeldungen haben innerhalb zwei Monaten zu erfolgen.

XII. Spaniel-Zuchtbuch.

Dieses Zuchtbuch wird vom Jagdspaniel-Klub, Sitz in München, herausgegeben. Eingetragen werden nur solche Jagdspaniels, deren beide Eltern bereits im Spaniel-Zuchtbuch eingetragen sind, oder deren reine Abstammung durch Stammbäume nachgewiesen wird. Direkte Abstammlinge von Spaniels verschiedener Varietäten sind vom Spaniel-Zuchtbuch ausgeschlossen. Abstammlinge von Kreuzungsprodukten (auch von eingetragenen) können erst auf Grund lückenlosen Nachweises von fünf reingezüchteten Generationen im Spaniel-Zuchtbuch Aufnahme finden. Bezüglich der Eintragung solcher Spaniels, deren Eltern seinerzeit ohne genügenden Abstammungsnachweis im Spaniel-Zuchtbuch eingetragen wurden, hat der Zuchtbuchführer von Fall zu Fall zu entscheiden. — In das Spaniel-Zuchtbuch werden auch Wurfmeldungen eingetragen. Zur Wurfmeldung ist nur der Züchter berechtigt. Vorbedingung jeder Wurfmeldung ist, daß beide Eltern bereits in das Spaniel-Zuchtbuch eingetragen sind oder gleichzeitig mit der Wurfmeldung eingetragen werden, und daß der Züchter sich einen Zwingernamen, auf den der Wurf einzutragen ist, im Spaniel-Zuchtbuche hat schützen lassen; die Hunde dürfen nicht über acht Monate alt sein.

XIII. Jagdspaniel-Stammbuch.

Dieses Stammbuch wird vom Westdeutschen Jagdspanielklub, Sitz in Duisburg a. Rhein, als Auszug aus dem D. S.-S. (siehe oben unter II A 5) herausgegeben.

XIV. Zuchtbuch für kleine Münsterländer Vorstehhunde.

Der Verein für kleine Münsterländer Vorstehhunde gibt ein „Zuchtbuch für kleine Münsterländer Vorstehhunde“ (J. K. M.) heraus, das möglichst jährlich erscheinen soll. Berechtig zur Eintragung ist jeder reingezogene Hund dieser Rasse. Jeder reingezogene Hund der Rasse, der an einer Vereinsveranstaltung teilnehmen soll, muß eingetragen sein. Verpflichtet zur Eintragung seiner sämtlichen Hunde und Würfe dieser Rasse ist jedes Vereinsmitglied. Jedes züchtende Mitglied muß einen Zwingernamen (Präfix oder Affix) führen, der auf Lebenszeit geschützt wird. Die Hunde müssen mit dem Zwingernamen des Züchters eingetragen werden. Das Anhängen eines anderen Zwingernamens zu Eintragungszwecken ist nicht gestattet. Der Hund darf keinen eingetragenen Namen und die Zuchtbuchnummer nicht ablegen und darf nur unter diesem Namen an die Öffentlichkeit gebracht werden. Den ausgefüllten Eintragungstafeln ist die Originalstammtafel des einzutragenden Hundes, vom Züchter unterschrieben, beizufügen, die vom Zuchtbuchführer mit der Zuchtbuchnummer versehen und durch Abstempelung beglaubigt wird. — Zur Eintragung sind bis zum vollendeten sechsten Lebensmonat der Welpen zulässig. Bei Wurfeintragungen ist für jeden Welpen eine besondere Stammtafel auszufüllen und mit einzulegen, die alle vom Züchter unterschrieben sein müssen.

XV. Stammbuch des Deutschen Bracken-Klubs.

Eintragungsberechtigt sind deutsche Bracken, die a) bei dem alljährlichen Preisjagen einen 1., 2. oder 3. Preis erhalten haben, wobei die Preisrichter gehalten sind, diese Preise nur an solche Hunde zu vergeben, die den Rassefennzeichen in allen wesentlichen Punkten entsprechen; b) von einem Vorstandsmitglied als eintragungsberechtigt anerkannt werden. — Es können auch ganze Würfe zum Zuchtbuche gemeldet werden, doch müssen die Eltern bereits eingetragen sein.

XVI. Fledel-Stammbuch.

Eintragungsberechtigt ist jeder rein gezüchtete, mindestens 6 Monate alte Fledel, der entweder a) beiderseitig vom im Fledel-Stammbuch (L.-S.-S.) oder in einem anderen vom Kartell anerkannten Zuchtbuch eingetragenen Eltern abstammt oder b) bereits in einem anderen vom Kartell anerkannten Zuchtbuch eingetragen ist oder c) auf einer Ausstellung oder Schau prämiert

worden ist („Lobende Erwähnung“ bzw. „Befriedigend“ einbezogen) oder d) durch eine mit der Eintragungsbollmacht betraute Person die Eintragungsberechtigung erhalten hat. Ausgeschlossen von der Eintragung sind Kreuzungsprodukte aus kurz- × langhaarigen sowie aus rauh- × langhaarigen Hunden. Solche Hunde, deren Gewicht bei normalem Ernährungszustande im Alter von mindestens einem Jahre für Rüden auf nicht über 4 kg, für Hündinnen auf nicht über 3½ kg festgestellt ist, werden als „Zwergtedel“ eingetragen. — In das Tedel-Stammbuch werden auch ganze Würfe eingetragen. Eintragungsberechtigt ist jeder Wurf im Alter von drei bis fünf Monaten, der von beiderseitig im L.-St.-B. eingetragenen Eltern gefallen ist. Was oben von den Kreuzungsprodukten gesagt ist, gilt auch bezüglich der Würfe.

XVII. Dachshunden-Stammbuch.

Dieses Stammbuch wird vom Westfälisch-Rheinischen Dachshunden-Klub, Sitz Hagen i. B., herausgegeben, doch werden auch Dachshunden im Besitze von Nichtmitgliedern eingetragen.

XVIII. Zuchtregister für langhaarige Dachshunde.

Eintragungsberechtigt ist jeder mindestens acht Monate alte Langhaartedel, der von beiderseits im Zuchtregister oder im Tedel-Stammbuch oder im Deutschen Hundestammbuch eingetragenen Lang- oder Kurzhaartedeln abstammt oder auf Ausstellungen oder Gebrauchsprüfungen ausgezeichnet oder von einem Begutachter zur Eintragung vorgeschlagen worden ist.

XIX. Zuchtregister für rauhaarige Dachshunde.

Eingetragen werden nur solche rauhaarigen Dachshunde, die entweder von einem der für das Zuchtregister oder für das Tedel-Stammbuch als zuständig erklärten Herrn als eintragungsberechtigt anerkannt sind oder auf Ausstellungen durch Auszeichnung seitens eines vom Klub für rauhaarige Dachshunde anerkannten Richters die Eintragungsberechtigung erworben haben. Die Hunde müssen mindestens acht Monate alt sein.

XX. Kaninchentedel-Zuchtregister.

Eingetragen wird jeder mindestens zwölf Monate alte Kaninchentedel, dessen Brustumfang nicht über 34 cm mißt, und zwar: a) ohne Begutachtung, wenn der einzutragende Hund oder dessen Eltern im Kaninchentedel-Zuchtregister, Tedel-Stammbuch, D. S.-St.-B. oder in einem anderen anerkannten Stammbuch eingetragen sind; b) nach Begutachtung durch die vom Vorstande des Kaninchentedel-Klubs ernannten Begutachter oder durch die Preisrichter auf den vom Klub veranstalteten oder vom Vorstande

anerkannten Ausstellungen und Schauen; c) „Hunde, die sich um die Kaninchentedelzucht verdient gemacht haben“, können auch eingetragen werden, wenn sie mehr als 34 cm Brustumfang haben.

XXI. Deutsches Gebrauchstedel-Stammbuch.

Eintragungsberechtigt sind Tedel bzw. Kaninchentedel, welche sowohl im Schließen als auch in der Schweifarbeit mindestens einen 3. Preis errungen haben; jedoch müssen die Prüfungen, auf denen die Preise gewonnen wurden, nach der Prüfungsordnung des Verbandes deutscher Gebrauchstedel-Klubs abgehalten worden sein.

XXII. Deutsches Fozterrier-Stammbuch.

Zur Eintragung in das D. F.-St.-B. berechtigt ist jeder Fozterrier, der bona fide als solcher gemeldet wird sowohl von Mitgliedern, als auch von Nichtmitgliedern des Deutschen Fozterrier-Klubs.

Stammfeuer s. Waldbrände.

Stammgans s. Gänse I, 1.

Stand. 1) Der Ort, wo sich Wild vorzugsweise aufzuhalten pflegt (Winters, Sommer, Brunst, Balzstand); besonders sagt man so vom Schalen- und hohen Fehertwilde; keines Bild liegt da oder dort. 2) Die Anzahl des in einem Reviere stehenden Wildes, A. B. der S. an Rotwild beträgt 15 Stück. 3) Die Stelle, die bei Wald- oder Felstreiben dem Schützen angewiesen ist, sowie der Platz, den sich ein Schütze zum Anstand oder Anitz ausgewählet hat.

Standarte (Lunte), der Schwanz des Juchses.

Ständer, die Beine der meisten Vögel, mit Ausnahme der zur hohen Jagd gehörigen, sowie der Raub- und Schwimmvögel.

Rändern, einem Stück Federwild einen oder beide Ständer (Beine) zerhschießen.

Standhahn s. Platzhahn.

Standhauer, ein schwerer, breiter, aber kurzer Hirschfänger, der zugleich zum Reinigen von Birchscheiben, Abhauen von dünnen Stämmen und Ästen dient.

Standhirsch, ein Stand und Wechsel in einem bestimmten Reviere haltender Hirsch, im Gegensatz zum Wechselhirsch.

Standlaut gibt oder ist der Hund, wenn er ein Stück Wild, das sich vor ihm gestellt hat, verbellt.

Standtreiben, ein Treiben, bei dem die Schützen auf den ihnen bestimmten Ständen bis zum Schlusse stehen bleiben und das Wild sich zutreiben lassen.

Standvisier, das rändige, feste Visier auf einer Büchse. Meist ist das S. für eine Entfernung von 80 bis 100 m bestimmt. Will man weiter schießen, ohne den Haltepunkt zu verändern, d. h. höher zu halten, so muß man ein höheres Visier (Klappe usw.) wählen.

Standvögel, Vögel, die das ganze Jahr an derselben Ortlichkeit bleiben (Hühner- und einige Raubvögel, sowie viele sog. Körnerfresser).

Standwild, im Gegensatz zum Wechselwild das Wild, das in einer gewissen Umgebung das ganze Jahr hindurch seinen Stand hält oder diesen nur vorübergehend (zur Brutzeit usw.) verläßt.

Stange, 1) jede Hälfte eines Hirschgeweihs oder Rehgehörnes, die für sich auf einem Rosenstock aufsteht, oder, abgeworfen, aufsteht. 2) Der Teil des Geweihschloßes, der den Hahn im gespannten Zustande festhält und auf den der Abzug wirkt.

Stangeneisen, gleichbedeutend mit Otterstange, s. *Fallen IIIa, 3.*

Stangenloch, ein Lochsitz, der statt der normalen Schaufeln Stangen trägt.

Stangenfeder, die Feder im Geweihschloß, welche die Stange in die Rasten drückt.

Stangenholz s. *Altersklasse 1.*

Stänler s. *Illis 1.*

Stark, beim Ansprechen des Wildes anstatt groß und schwer; Gegenteil gering.

Startgarn sind *Jagdnetze*, *Stadgarn*.

Stauben, sich, selten für das Baden im Sande seitens der Hühnervögel; gebräuchlicher ist hüttern.

Stauben, wenn Rebhühner das Geflügel, den Kot, fallen lassen.

Stauchwirkung des Geschosses im tierischen Körper. Bei der großen Geschwindigkeit der modernen Büchsengeschosse kann die Elastizität des stark mit Feuchtigkeit gesättigten tierischen Gewebes nicht zur vollen Entfaltung kommen, das Geschoss schleudert vielmehr die feinen Weg hemmenden Gewebeteile mit großer Kraft zur Seite, wodurch die Zerstörung auch auf außerhalb der Geschosßbahn liegende Körperteile übertragen wird. Diese S. wächst natürlich mit der Geschosßgeschwindigkeit und dem Grade der Deformation des Geschosses.

Staudenroggen s. *Wildkorn.*

Staupe (Sucht, Hundeseuche, Hundeelend), die häufigste und gefährlichste Krankheit der Hunde. Sie ist ansteckend und in ihren Erscheinungen außerordentlich verschiedenartig. Manchmal verläuft sie ganz gelind als ein mehr oder weniger heftiger Katarrh. Dann wieder treten heftige Erkrankungen der Lunge und des Darmes hinzu, es bilden sich Hautausschläge, und häufig zeigen sich schwere nervöse Störungen. Verätzte Tiere vereinerter Rassen sind empfänglicher gegen die Krankheit und erkranken auch häufiger als die abgehärteten Landrassen. — Der Krankheitsereger ist nicht sicher bekannt. Man nimmt an, daß die Ursache der S. Bakterien sind, die entweder eingeatmet werden oder mit der Nahrung in den Körper gelangen.

Die Ansteckung wird begünstigt durch Erläuterung, ungewöhnliche Ernährung, Ermüdung usw. — Wenige Tage nach der Ansteckung äußern sich die ersten Krankheitserscheinungen in Fieber, allgemeinem Unbehagen, vermindertem oder wäherlichem Appetite, Sträuben der Haare und Muskelzittern. Der Katarrh der Atmungsorgane beginnt mit Juckreiz in der Nase, dann bildet sich wässriger und später eiteriger Nasenausfluß; die Atmung wird beschleunigt und ein anfangs kurzer, kräftiger, im weiteren Verlaufe matter und quälender Husten ist hörbar. Gleichzeitig erkranken auch die Augen. Es besteht Lichtempfindlichkeit, Tränenfluß, die Lider sind geschwollen und häufig, insbesondere während der Nacht, durch eiterige Massen verklebt. Am Auge selbst bilden sich in einzelnen Fällen Geschwüre. Die Wittereigenschaften der Verdauungsorgane äußern sich in Abnahme des Appetits, vermehrtem Durst, Erbrechen, Durchfall mit Verstopfung wechselnd und Schmerzempfindlichkeit im Hinterleibe. Nervöse Erscheinungen werden bei den meisten schweren Erkrankungsfällen beobachtet und zeigen sich teils in Stumpfsein, teils in Erregungszuständen, außerdem in Muskelzittern und Zuckungen, die sich entweder auf einzelne Muskeln beschränken oder über den ganzen Körper verbreiten. Bei etwa 50 % der Erkrankungsfälle bilden sich auf der Haut, namentlich an der Innenfläche der Schenkel und am Bauche, rote Flecken, die in Knötchen und Eiterbläschen übergehen, nässende Stellen hervorgerufen und unter Schorfbildung abheilen. Während dieses Ausschlages empfinden die Tiere Juckreiz und verbreiten einen unangenehm faden Geruch. — Von den beschriebenen Erscheinungen kann bald die eine, bald die andere Gruppe mehr in den Vordergrund treten oder auch für sich allein vorkommen. Gutartige Fälle, die sich meist nur auf leichte Katarrhe beschränken, gehen nach etwa 8 Tagen in Genesung über. In schweren Fällen dauert die Krankheit etwa 3 bis 4 Wochen, kann sich aber unter Umständen auch auf mehrere Monate erstrecken. Die Krankheit endet in etwa 50 % der Fälle tödlich. Häufig heilt die Staupe nur unvollständig und hinterläßt Lähmungen einzelner Körperteile oder Zuckungen; auch Taubheit, Blindheit und Verlust des Geruchsinnes werden im Anschluß an die Sucht beobachtet. Bei der Behandlung ist in erster Linie darauf zu sorgen, daß die Kranken in einem reinen, gutgelüfteten und warmen Raum mit reichlicher Streu untergebracht und möglichst gut ernährt werden. Als Nahrung eignen sich am besten Milch, Fleischsuppen mit Reis oder Bouillon mit Ei und dergl. Gebacktes, rohes

oder leicht angebratenes Fleisch und schleimige Suppen sind besonders bei Darmatarrh empfehlenswert. Bei hohem Fieber wird guter Wein oder Kognak teelöffelweise verabreicht. Im übrigen muß sich die Behandlung nach den jeweiligen Krankheitserscheinungen richten. So sind gegen den Katarrh der Atmungsorgane Inhalationen von Dämpfen desinfizierender Lösungen (Kochsalz, Kreolin, Terpentin) zweckmäßig. Der Husten ist mit reizlindernden Mitteln zu behandeln. Gegen den Durchfall empfehlen sich Irrigationen von Tanninlösungen, ferner Opium und Dermatol. Bei Magenatarrh haben sich Salzsäure und Pepsin bewährt. Die nervösen Zustände werden durch schmerz- und krampfstillende Mittel gelindert; hier tun Bromkalium, Bromnatrium, Chloralhydrat, Sulfonyl und Morphium gute Dienste. Lähmungen können oft durch Anwendung von Massage, Elektrizität oder Einspritzung von Veratrin- oder Strychninlösung gebessert oder beseitigt werden. Den Augenerkrankungen ist besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Hier empfehlen sich feuchtwarme Umschläge und häufige Reinigung mit desinfizierenden Lösungen. Der Hautausschlag bedarf in der Regel keiner besonderen Behandlung, doch ist Einpudern mit irgendeinem austrocknenden Pulver empfehlenswert. — Auch Schußimpfungen mit verschiedenen Arten von Heilserum sind gegen die Staupe empfohlen, haben aber wegen ihres noch unsicheren Erfolges bis jetzt keine allgemeine Anwendung gefunden. Zur Vorbeugung ist empfehlenswert, die Tiere durch naturgemäße Haltung (Abhärtung) und Ernährung (Fleischkost) widerstandsfähig zu machen, damit sie die Staupe, diese gefährliche Jugendkrankheit der Hunde, überwinden können.

Rechen, 1) eine Büchse, das Stechschloß spannen und somit ein leichteres Losgehen des Schusses bewirken. 2) Beim Scheibenschießen bedeutet S. das Wetttschießen zwischen Schützen, die gleichvielle Ringe geschossen haben, um den Preis. 3) Auch das Kämpfen der Schnepfenmännchen und verwandter Vögel im Flug heißt S. 4) Der Dachs, der nach Erdmaße, die Schnepfe, die nach Wärmern sucht (wurm) S. nach Rung.

Stecher. 1) Der Schnabel der Waldschnepfe und anderer schnepfenartigen Vögel. 2) Der Stecher an der Büchse (Schneller). Damit man das Gewehr nicht im Momente des Abdrückens infolge des Druckes mit dem Finger bzw. des plötzlichen Nachlassens des Druckes bei schwer stehendem Abzuge verrißt, hat man das Schloß der Büchse mit einem sog. S. versehen. Zum Spannen des Stechschlosses wird entweder ein besonderer Abzug angezogen (bei einläufigen

Büchsen), oder der Abzug wird vorher kräftig nach vorn gedrückt (Rückstecher bei mehrläufigen Gewehren).

Stechschloß s. Stecher 2.

Rechen, s. h., wenn Sauen und Raubzeug sich in einer Didung verbergen; auch S. diefe in einer solchen, wenn sie sich darin befinden.

Stedgarne s. Jagdnetze 4.

Rechen, 1) die Tatzge des regelmäßigen Aufenthaltes von Schalenwid — außer Sauen — in einem bestimmten Forstorte, sowie von Auer- und Birtwid auf Bäumen. 2) Im Sinne von Zulassen steht die Rinde dem Bod, die Wasche dem Keiler (zum Beschlag). 3) Die notwendige Eigenschaft des Fühnerhundes, daß er vor Fühnern, Hasen usw. fest S. bleibt, bis der Jäger ihn zum Einspringen veranlaßt oder abpfeift. Beim Stäbern soll der Hund das Bild nicht vorstehen, sondern dem Jäger zutreiben.

Stehende Gewässer s. Fischgewässer b.

Steige 1) (Bildsteige), die von dem Schalenwid durch regelmäßigen Wechsel ausgetretenen schmalen Wege (Wechsel); sie lohnen den Ansb, da auch Hasen und Raubzeug sie gern halten. 2) S. des Hasen, ein von diesem durch das Getreide freigebliffener Streifen, auf welchem er bequem fort-hoppeln kann; früher schrieb der Aberglaube diese S. den Bergen zu, und sie hießen Bergensteige. 3) S. des Fischotters oder Vipers, ihr Ein- und Ausstieg am Wasser.

Steißeisen, zwei Stahlstienen, die mit Lederriemen unter die Füße bzw. an Füße und Beine geschnallt werden und zum Erklettern starker, astfreier Bäume dienen.

Reigen, 1) Fischotter und Viber S. aus, d. h. betreten Land; sie S. ein, d. h. sie fallen ins Wasser (s. Steige); 2) Auer- und Birtwid S. (treten) zu Baume; 3) Gemse und Steinwid S. im Gebirge. 4) Vögel S., wenn sie sich hoch in die Luft schrauben.

Reil ist die Auslage eines Geweihs und Gehörnes, wenn die Stangen oben eng zusammenstehen.

Steinadler s. Adler 1.

Steinbod s. Steinwid.

Steinhuhn (*Caccabis saxatilis* Meyer), ein zur Gattung der Bergföhner (*Caccabis*) gehöriger Fühnervogel. Die Gattungsmerkmale liegen in der roten Farbe von Schnabel und Ständern, sowie in dem Vorhandensein eines stumpfen, warzenartigen Sporns am Ständer des Föhnes. Im Flügel sind die 1. und 6. Schwungfeder ungefähr gleich lang. Das Gefieder des S. ist viel bunter als das unserer anderen Fühnerarten. Beim alten Hasne sind Stirn, Flügel und ein hinter dem Auge beginnendes, den Kropf umfassendes Band schwarz, der hiervon ein-

geschlossene Raum weiß. Ganze Oberseite von Kopf, Hals und Rumpf, ebenso die Oberbrust hell blaugrau, auf dem Rücken bräunlich überflogen. Hinterer Teil der Brust nebst dem Bauch rostgelb, an den Rumpfsseiten sind die Federn sehr bunt (graublau,



Kopf des Steinhühnes.

laftanienbraun, schwarz und rostgelb) gebändert; Stoßfedern mit Ausnahme der mittelften grauen rotbraun. Schnabel und Ständer korallenrot, Iris braun. Henne dem Hahn ähnlich, im ganzen matter und mit schmalerem Kehlbund. Lepeteres fehlt bei den Jungen im ersten Herbst, bei denen auch die Oberseite düsterer gefärbt und mit helleren Flecken versehen ist; die Seitenbänderung kommt erst allmählich durch und Schnabel und Ständer sind anfangs graubräunlich. Länge und sonstige Maße etwas bedeutender als beim Rebhuhn. Das S. bewohnt die höheren Gebirge des südlichen Europa und wird in den benachbarten Gebieten durch nahe verwandte, z. T. schwer unterscheidbare Arten vertreten. Auf deutschem Boden kommt es nur in den bayerischen Alpen vor. Es hält sich den größten Teil des Jahres in mittleren Höhen, z. T. auch oberhalb der Baumgrenze auf. Im Winter zieht es tiefer herab, in Italien und Griechenland sogar bis in die Getreidefelder. Die Brutzeit ist bei uns im Mai, im Süden früher. Während des Herbstes und Winters bleiben die Ketten beisammen, um sich im Frühjahr in einzelne Paare zu trennen. Die Henne richtet sich unter dem Schutze von Felsblöden oder im Gestrüpp ein dürftiges Nest her, in das sie etwa im April ihre 10–15 Eier legt. Diese messen 40 : 30 bis 45 : 32 mm, sind glänzend, von blaß rotergelber Grundfarbe mit zahlreichen, gelbbraunen Punkten und Flecken, im übrigen je nach der Herkunft sehr verschiedenfarbig. Nach dreiwöchiger Bebrütung fallen die bunten, jungen Wachsteln ähnlichen, aber entsprechend stärkeren Jungen aus, die es meisterhaft verstehen, sich bei drohender Gefahr zu drücken. In Haltung und im Benehmen ähnelt das S. dem Rebhuhn, sein Aus ist eine Art Gadem. Die Flug besteht im Sommer aus Insekten, Würmern, Spinnen und ähnlichem Getier, sowie grünen Pflanzenteilen; im Winter aus Samen, Beeren, Knospen usw. Die Jagd auf das S. ist wegen seines Aufenthalts-

ortes schwierig und anstrengend. Es bewegt sich am Boden laufend oder springend außerordentlich behend, steht ungenut auf, streicht aber, wenn es sich einmal erhoben hat, leicht dahin, wobei es eigenartige Töne, halb pfeifend, halb zischend, hören läßt. — Weibmännliche Ausbrüde wie beim Rebhuhn.

Steinkauz s. *Eulen II, 1.*

Steinrabe s. *Rabenvogel I, 2.*

Steinmarder s. *Marder 2.*

Steinwälzer (*Arenaria*), Gattung aus der Familie der Regenpfeifer (*Charadriidae*). Schnabel gleichmäßig nach der Spitze verjüngt ohne Kruppe, kaum merklich aufwärts gebogen, etwa von Kopflänge; Vorderhäut fehlt zwischen den Vorderzehen, Hinterzehe erreicht den Boden; Ständer vorn quer gefaltet, hinten und seitwärts geneigt; erste Schwinge die längste. Von den zwei bekannten Arten kommt eine als seltener Brutvogel, häufiger auf dem Zuge, bei uns vor.

1) *Steinwälzer* (*Arenaria interpres* L., *Strepsilas interpres* Naum.; Steindröher, Halsbandsteindröher, Steindröherer Strandläufer). Länge etwa 23, Stoß 5,9, Schnabel 2,6, Lauf 2,7, Mittelzehe ohne Nagel 2 cm. Im Sommerkleide sind Kopf, Hals und die ganze Vorder- bzw. Unterseite weiß, Scheitel schwarz längsgefleckt, vor dem Auge ein kurzer, schwarzer Streifen, ein ebensolcher in der Verlängerung der Rundwinkel von dem Auge abwärts, in welchen der vorige mündet, der sich am Halse nach hinten verästelt, das weiße Kinn umschließt, auf dem Kropfe sich schifförmig zulipst und von da in einem breiten, geschwungenen, schwarzen Bande quer über die Kropfsseiten an den Schultern verschwindet. An beiden Seiten des Hintertopfes ein schwarzer Fleck; Ober Rücken, Schultern und Flügeldecken schwarz und rostrot gefleckt, die übrige Oberseite weiß mit einer Querbinde über dem Büzel; Stoß auf der Büzelhälfte weiß, auf der Endhälfte schwarzbraun mit weißer Spitze; die stumpfschwarzen Schwingen mit weißen Schäften; die an den Büzeln weiß gefleckten Hinterschwingen und die weißen Spitzen der dunklen Flügeldecken bilden ein weißes Querbund. Alle Weibchen und jüngere Männchen mit trüberer Färbung. Ständer rotgelb, Schnabel schwarz, Iris braun. Im Winterkleide zieht sich an der weißen Kehle ein dunkler Streifen abwärts bis an den schwarz und weiß gefleckten Kragen, der am Hinterhals und unter dem Kropfe offen ist, an der Oberbrust hinabläuft und nach oben den Hals unterseits umschließt; die dadurch an den Halsseiten gebildeten Flecke sind oben weiß und dunkel, auf rostgelb sein längsgefleckt. Die Oberseite ist statt rostrot düster bräunlich mit graubraunen Säumen.

Im Jugendkleide sind die Oberseiten dunkler, die schwarzen Zeichnungen nur angedeutet, die Fehern rotfarben gefämmt. Der St. ist im nördlichen Europa, Asien und Amerika heimisch, kommt südlich bis an die Ostsee, besonders aber bis an die Nordsee und zieht im Herbst nach dem Süden. Die Eigentümlichkeit, sich seine Nahrung unter umgewählten Steinen hervorzufuchen, gab ihm den Namen. Seine vier Eier, in einer Vertiefung nahe bei Gewässern, sind 41 : 30 mm groß, birnförmig, zeigen auf gelblichem oder grünlichem Grund olivenbräunliche, auch grünliche, teils wolfige, teils scharfe Flecke. Der St. läuft und streicht äußerst behend und wird sehr scheu, wenn er Nachstellung bemerkt. In Gesellschaft kleinerer Vögel übernimmt er daher die Sicherheitspolizei, während er sie größeren überläßt, wenn sie im Zug anwesend sind, was überhaupt bei den wandernden Sumpfvögeln Regel und Herkommen zu sein scheint. Die Stimme des Steinwälers klingt wie „kitt kitt“ in kürzeren und längeren Pausen. Er ist, wie seine Verwandten, ein durchaus harmloser, nützlicher Vogel, dessen Jagd daher nur Gelegenheitsfache sein kann und sich von der auf die übrigen Sumpfvögel nicht unterscheidet.

Steinwild gehört zur Gattung der Ziegen, unter denen es nebst einer Anzahl Verwandten eine besondere Gruppe bildet. Das S. unterscheidet sich von den eigentlichen Ziegen hauptsächlich durch seine stärkeren, im Querschnitte vierseitigen, vorn in ziemlich regelmäßigen Abständen mit dicken Wülsten versehenen Hörner, ferner durch kräftigeren Bau, stämmigeren Körper und Fehlen des Bartes. Die Steingeißen sind viel schwächer gehört als die Böde und erinnern in ihrem Kopfschmuck mehr an die Ziegen. Die einzige, wenigstens in früheren Jahrhunderten auch auf deutschem bzw. österreichischem Boden vorkommende Art ist der Alpensteinbock, kurz Steinbock genannt, *Capra ibex* L.

Weibmännliche Andeutung.

Das weibliche Stüd heißt Steingeiß, die Jungen heißen K i ß e, eine Gesellschaft R u d e l; im übrigen wie beim anderen wiederkäuenden Wilde.

Beschreibung.

Der Alpensteinbock bietet in seiner Gesamterscheinung, abgesehen vom Fehlen des Bartes und von dem viel stämmigeren Wuchse, viel Ähnlichkeit mit dem Ziegenbode, wenn gleich ein alter, ausgewachsener S. seinen Gattungsverwandten um vieles an Stärke übertrifft; die Steingeiß sieht aber in allen Teilen, selbst der Gehörnbildung, der Hausziege sehr ähnlich. Ganz junge Kisse gleichen den ebenso alten Hauszickeln sehr. Schon

im ersten Lebensmonate sprossen dem S. die Hörner heraus, und bereits der kurze Stummel zeigt hart über der Wurzel die erste der querlaufenden, Inorrigen Keilen, deren Anzahl bis zu einem gewissen Grade auf das Alter des Bodes schließen läßt. Die Hörner werden lang und stark, beschreiben, nach hinten laufend, einen sehr flachen Bogen und können ein Gewicht von 10 bis 15 kg bei etwa 1 m Länge erreichen. Die Hörner der Geißen werden nur 15 bis 18 cm lang, sind fast drehrund, in die Quere gerunzelt und einfach nach hinten gekrümmt. Das Haar ist ziemlich grob, im Winter stärker als im Sommer, auch meist an der Unterseite länger als auf dem Rücken; die ganze Oberseite braun mit bald grauer, bald hell roströthlicher Mischung; Aalstrich



1. Gehörn des jungen Steinbodes.

und Läufe sowie Brust dunkler, Kehle meist heller, Kinn- und Kehlhaare auch bisweilen länger als die übrigen Haare; die Spitzen, sehr kurzen Lauscher, sowie Kopfseiten und Kinn gelblich. Unterseite bis an den Wedel weißlich. Letzterer, kurz, schwarzlich, endet in einen kleinen Haarbüschel, so lang wie der Lauscher, wird gerade getragen. Sommerfärbung heller, gelbröthlicher. Die durchschnittlichen Maße eines alten Steinbodes sind: Länge 150 bis 160, Kopf 32, Lauscher 12, Wedel ohne Haarbüschel 12, mittlere Rückenlänge 80 bis 85, starke Hörner 70 bis 85, über die Krümmung gemessen bis 100 cm. Ein starker Bod wiegt ungefähr 100 kg, die Steingeiß ist viel schwächer. Junge Böde sind heller, haben auch einen dunklen Aalstrich. Die geistigen Fähigkeiten des Steinwildes werden von den Beobachtern hoch angeschlagen; es soll Bewundernswürdig in der berechnenden Vorsicht, in der Überlegung freier, selbständiger Handlungen, in der Wahl seines Standes und Wechsels sein. Sein Augen ist ausnehmend scharf,

ebenso das Vernehmen; doch steht das Binden dem der Gemse nach. Seine körperliche Gewandtheit ist so vorzüglich, sein Steigen auf hohe Mauern und Felsen so unglaublich kühn und sicher, seine Bewegungen sind so majestätisch und frei, daß das E.



2. Kapitales Steinbockgehörn.

von Kennern für das prächtigste, edelste Bild gehalten wird. Noch weit gewandter als die Gemse, ist es imstande, geradezu ungläubliche Sprünge an den steilsten und scheinbar völlig unzugänglichen Wänden auszuführen und über Abgründe zu fallen, vor denen jedes andere Wild zurückschreden würde.

Verebreitung, Aufenthalt.

Das Steinwild steht jetzt nur in den höchsten Bergregionen, stand jedoch, wie prähistorische Funde beweisen, in der Vorzeit auch in den Boralpen. Mehr und mehr in die unzugänglichen, höheren Lagen zurückgedrängt, wurde es schon im Mittelalter seltener und ist leider seit Ende des 16. Jahrhunderts im Aussterben begriffen, infolge der maßlosen Jagdwut der Bergbewohner wie auch des Aberglaubens von der Heilkraft mancher Körperteile dieses Wildes, so besonders in Tirol und Salzburg. Zumstein erwirkte 1821 ein scharfes Schongesetz von der piemontesischen Regierung, da seit Jahrhunderten das Steinwild nur noch in den piemontesischen Alpen heimisch war. Viktor Emanuel, König von Italien, erwarb aber 1858 das alleinige Jagdrecht und nahm den Jagdschutz des edlen Wildes euergetisch in die Hand. Dieses Asyl sind die Distrikte von Val Cogne, Savaranche und Grisanche, drei vom Kofstal ans in südwestlicher Richtung gehende Täler der

Grajiichen Alpen mit hohen, unzugänglichen Felswänden, weiten Eis- und Schneefeldern, eine sichere Burg für die Bedrängten, die dort unter dem Schutz einer starken Aufseherthier haufen. Der Hauptstand ist in den Tälern von Cogne, in Gombie de Vila, Leuzon, Granval, La Rossa, La Grivola, Point de l'Deuil und an den Gletschern von Camporcher. In Val Vacana und Cerisola steht nur Wechselwild, in Savoyen ist es ganz ausgestorben. Eine Anzahl anderer Steinwildarten lebt in verschiedenen Gegenden, so in den höheren spanischen Gebirgen der in der Fortbildung vom Alpensteinbock stark abweichende spanische Steinbock (*Capra pyrenaica* Schinz), im Sinai der Beden (*Capra bedu* Forsk.) mit verhältnismäßig schlanken, stark gekrümmten Hörnern und schwachem Bart, in Aethiopien der ähnliche Wallie (*Capra wallie* Rüpp.), in Innerasien der sog. sibirische Steinbock (*Capra sibirica* Pall.), der sich durch seine Stärke und sein lapitales Gehörn auszeichnet u. a. m.

Ernährungsweise, Fortpflanzung.

In den Gegenden, wo das Wild nicht gestört wird, äßt es in den Vor- und Nachmittagsstunden, sonst nur in der Morgen- und Abenddämmerung. Birken, Alpentosen, Ginster, Knospen und Zweige der Zwergweiden, alle Gebirgskräuter, im Winter trodrene Palme und Flechten bilden seine Nahrung. Begierig sucht es Salz, deshalb auch Quellwasser; sonst leckt es Schnee und Eis. Der stärkste Bod zieht an der Spitze eines Kudeles, das schwächere Wild mit den Rippen zuelet; er hält auf Ordnung und Zucht und weiß seinen Stand zu ver-



3. Gehörn der Steingebirg.

teidigen. Im Winter stehen die starken Böde zusammen, nehmen aber nur in großer Not die Geißen an. In den Januar fällt die Brunstzeit, und Ende Juni, Anfang Juli setzt die Geiß ein, auch zwei Rippen, die sie mit aufopfernder Sorgfalt und Liebe führt

und gegen alle Feinde tapfer verteidigt. Die Rippe sind mit steingrauer Wolle bekleidet, bekommen auch erst zum Herbst das längere Grannenhaar. Man hat Bastardierungen zwischen Steinböden und Hausziegen versucht, glückliche Resultate erzielt und beabsichtigt nun mit solchen aus der Schönbrunner Kolonie die östlichen Alpen zu bevölkern, wo schon frühere Versuche der Art nicht ohne Erfolg geblieben sind. Neuerdings sind in der Schweiz wieder Einbürgerungsversuche angestellt worden, über deren Ausfall aber noch kein Urteil gefällt werden kann.

Jagd.

Sie mag auf ein so edles, begehrtcs Wild ja gewiß ein Hochgenuß sein, aber doch nur für den Weidmann, dessen körperliche Fähigkeiten dem des S. nicht viel nachgeben; denn wie wollte er sonst jene unwirtlichen, wilden Kämme erklimmen, tagelang mit dem dünnen Mahl aus seinem Ranzgen vorliebnehmen und, wenn ihm das Glück wohlwollte, mit einer Last von nahezu 75 kg auf dem Rücken den stundenweiten Heimweg antreten? Dazu kommt, daß das S. nicht nur von überaus scharfen Sinnen ist, sondern auch in Kombinationsgabe die Gattung noch übertrifft und, wenn es sich über Gefahr und Feind klar geworden ist, alle günstigen Umstände sofort erfährt, um flüchtig zu werden, auch im Notfall selbst über den Jäger hinweg, ihn dabei gelegentlich in die Tiefe schmetternd. Wie alle Grattiere, beobachtet das Steinwild den Schuß nur, wenn es das segelnde Pulverwölken wahrnimmt; es verwechselt den Ruchentfall wohl mit dem ihm wohlbekannten Krachen des Eises. Hat das S. aber den Jäger nicht erkannt, so flüchtet es nicht, und steht es einigermaßen zugänglich, so hat es den gewitzten Bergjägern gegenüber, die ja zu häufig Wilderer sind, oft genug verspielt. Man fürchtete, daß mit dem Ableben des weidmännischen Königs Viktor Emanuel von Italien des Steinwildes letzte Stunde geschlagen haben würde, zumal die Beaufsichtigungskosten allerdings sehr erheblich sind und nur der umfangreichste Schuß durch zuverlässige, wetterfeste Gebirgsjäger den Wildstand sichern kann. Daher war die Freude der Jäger und der Naturfreunde um so größer über die Kunde, daß auch König Humbert diesem prächtigen, einzigen Wilde seinen Schuß in demselben Maße angedeihen ließe und der österreichische Kaiser ganz ähnlichen Bestrebungen in seinem Gebiete obliege. Wie seine Vorgänger, so ist auch der jetzige König von Italien ein Schützer und Jeger des Steinwildes, sowie ein leidenschaftlicher Freund seiner Jagd, so daß das Fortbestehen dieses interessanten Wildes für absehbare Zeit als gesichert gelten darf. Auf

österreichischem Gebiete gibt es kein Alpensteinwild in freier Wildbahn mehr, nur Fürst Pleß hatte 1879 im Tennengebirge einige Stüde ausgelegt; doch hat dieser Versuch keine dauernden Erfolge gezeitigt. Näheres ist darüber nicht bekannt. Wenn der Schnee auf den Gletschern geschmolzen war, also im Juli und August, brachte Viktor Emanuel mehrere Wochen, häufig in einem offenen, dem Regen kaum widerstehenden Zelte, in der Steinwildregion zu. Hatten seine Jäger Steinwild bestätigt, so ritt er oft viele Stunden auf jenen Unpfaden zu seinem Stande, gegen den das Wild von 100 bis 200 Treibern getrieben wurde. Die Stände sind mit Schießlöchern versehene Steintürmchen, in denen der Schütze regungslos, in die Farbe des Gesteins gekleidet, verharrt muß. Nur sehr widerwillig läßt sich das Steinwild treiben, verhofft und sichert stundenlang auf kleinen Stellen umher und sucht fortwährend nach seinem alten Stande zurückzuweichen.

Literatur: Rehms Tierleben.

Steiß, der obere Teil des hinteren Rumpfes bei allen Wirbeltieren; bei den Vögeln ragt er über das Weibloch hinaus.

Steißfuge s. *Taucher I.*

stell an! Zuruf, wenn die Treiber angestellt werden sollen.

Stellbroden s. *Brocken.*

Stellen, 1) von Hundcn, wenn sie das Wild einholen und nicht fortlassen; der Jäger erkennt dies an dem Stamlaut und sucht sich währenddessen anzuschleichen. 2) S. (richten), das Aufstellen der Tücher, Netze, Lappen, Fallen usw. 3) Sich s., das Stehenbleiben des von Hundcn gejagten Wildes, das nicht weiter kann oder will, um den Hund, wenn es wehrhaft ist, abzuschlagen.

Stellholz, die Abzugsvorrichtung am Schlagbaum und anderen Fallen.

Stellstab wird zum Stellen von Prellnetzen und Lappen benutzt.

Stellstangen, Stangen, welche die Tücher usw. tragen.

Stellung 1) des Schützen beim Schießen. Eine allgemeine Norm läßt sich dafür nicht aufstellen, wenn man nicht die militärische S. als Grundlage gelten lassen will. Für das jagdliche Schießen ist diese etwas zu hart, die Fußstellung (Halbrechtswendung und rechter Fuß einen halben Schritt seitwärts gesetzt) zu wenig Profilstellung. Es empfiehlt sich daher, gegenüber der militärischen S. beim Schießen den rechten Fuß und die rechte Schulter etwas mehr zurückzunehmen. — Beim Übungsschießen auf künstliche Ziele soll sich der Schütze so stellen, wie unter ähnlichen Verhältnissen auf der Jagd. 2) S. des Jangwerktzeuges, eine Vorrichtung, ver-

mittelst deren das Fanggerät zum Fange bereit gemacht, fängisch gestellt wird.

Stellwege f. *Gestelle*.

Stelzenläufer (Himantopodinae), Unterfamilie aus der Familie der Schnepfen (Scolopacidae), ausgezeichnet durch auffallend lange Ständer mit kurzen Vorder- und verkümmerten Hinterzehe. Schnabel dünn, etwa doppelt so lang wie der Kopf. Die ganze Gestalt lang und schlank. Bei uns kommt als seltene Erscheinung vor der *Stelzenläufer* (Himantopus himantopus L., H. candidus Bonat.; Strandreiter, Storchschnepfe). Länge 33, Stoß 7,5, Schnabel 6,6, Lauf 12, Mittelzehe mit Nagel 4, nader Teil über dem Fersengelenk 7,8 cm. Stoß grau mit weißen Federäumen, Rücken und Flügel schwarz mit grünlich-rottem Metallglanz, in der Jugend braun mit hellen Ranten; Ständer rot, Schnabel schwarz. Im Sommerkleid ist der Hinterkopf glänzend schwarz, alles übrige, außer der bereits angegebenen Färbung, reinweiß mit leicht rötlichem, nach dem Verenden verschwindendem Anfluge. Im Winterkleid ist der Scheitel dunkelgrau, Hinterhals hellgrau, sonst wie vorher. Im Jugendkleide sind Hinterkopf und Nacken braungrau, Flügel schwarz, Rücken braun mit hellen Federanten; die mittleren Schwingen und die größten Flügeldecken mit weißen Spitzensäumen, die eine Querbinde über dem Flügel bilden; Stoß hellgrau. Weibchen schwächer und von matterer Färbung. Schnabel schwarz, Iris rot, in der Jugend gelbrot; Ständer der Alten karminrot, der Jungen orangefarbig. Der S. brütet in den Mittelmeerländern, auch im Gebiete der untern Donau und östlich durch Asien bis China. Bei uns kommt er sehr selten vor, naturgemäß zumeist im Südosten. Er liebt große, stille Brüche, nistet und äst wie die anderen Sumpfvögel. Die vier Eier sind zugespitzt, bald rundlich, bald gestreckt, 49 : 31 oder 44 : 32 mm groß, haben auf trüb gelbgrünlicher Grundfarbe graue und darauf schwarzbraune Punkte und Flecke. Seine durchdringende Stimme klingt wie „Huit, huit, huit, huit“. Im Gange sieht er dem Storche nicht unähnlich, im Fluge dem Reiher, dabei streicht er mehr gewandt als schnell. Meist sieht man ihn im Wasser herumwaten und mit untergetauchtem Kopfe nach Nahrung suchen. Wo er verfolgt wird, ist er sehr scheu, andernfalls vertrauter als manche andere Vögel, daher nicht schwer anzukommen; besonderen Wert für den Jäger hat er nicht.

Stendebachschuß f. *Flintenlaufgeschosse*.

Stuppenadler f. *Adler 6*.

Stuppenbussard f. *Bussard 2*.

Stuppenralle f. *Brachschwalbe*.

Stuppenweiche f. *Weiche 3*.

Stich, die beiden Gruben an der Brust des Haarwibes; Schuß in den S. f. *Stichschuß*. **Stichel**, eiserne, zugespitzte Stange, mit der man die Löcher für die Stellstangen in den Boden höft.

Stichelhaarig, ft. Vorstehhund, eine erst in der neueren Zeit aufgekommene Bezeichnung für eine Vorstehhundrasse (f. *Vorstehhund*); ft. ist abgeleitet von stachelhaarig, das etwa gleichbedeutend mit drahthaarig ist.

Stichschuß, Schuß auf den Stich, d. h. spit von vorn in die Brust des Wildes.

Stieben, das hohe und schnelle Streichen der Feldhühner.

Stieglitz, Dr. Christian Ludwig, geboren in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, studierte Rechts- und Staatswissenschaft in Leipzig, Fortschrittswissenschaft in Tartant; später war er Privatdozent an der juristischen Fakultät in Leipzig, wo er nach 1832 starb (f. *Jagd-literatur*).

Stiftzündung. 1) Die Lesaucheuzzündung. Die Hülse hat am Boden eine seitliche Durchbohrung, durch die ein in das Zündhütchen reichender Stift geht. Durch den Schlag des Hahnes wird der Stift auf den Zündsatz getrieben, den er dadurch zur Entzündung bringt. 2) Collathische Stiftzündung. Die Zündmasse (Zündpille) befindet sich auf dem sog. Zündtegel in der Pulverladung und wird durch den Stoß des Schlagbolzens auf einen in der Mitte des Patronenbodens angeordneten Zündstift zur Entzündung gebracht.

Stintloch (Zettloch, Saugloch, Schmalzröhre), beim Dach das zwischen Dürzel und Weidloch befindliche, mit schmieriger Fettigkeit gefüllte Loch.

Stintmarder f. *Illis 1*.

Stintwiesel f. *Illis 1*.

Stirnzapfen oder Stirnbeinzapfen (Rosenröde), die Auswüchse der Stirnbeine, auf denen das Gehör und Gehgehörn erwächst.

Stiffer, Friedrich Ulrich, geboren am 24. Juni 1689 in Quedlinburg, studierte in Jena Rechtswissenschaft und Philosophie, übernahm 1716 die Pachtung von Domänen bei Ballenstedt, war 1728 bis 1734 braunschweigisch-lüneburger Amtmann und las dann in Jena über Forst- und Jagdwesen; 1737 wurde er Kriegs- und Domänenrat in Stettin. Er starb am 26. November 1739 dort (f. *Jagd-literatur*).

Stöbern, das Wild durch Hunde reger machen.

Stodamsel f. *Drosseln 5*.

Stodanschlüge, die aus dem Stod eines Baumes erwachsenen Sprossen.

Stodente f. *Enten 1*.

Stodflinte, nach § 368 R. Str. G. B. verbotene Schußwaffe, bei der das Schloß

sich im Griffe des Stodes befindet, während der Stod selbst aus durchbohrtem Stahl besteht und den Lauf darstellt. Die Zwinge ist abnehmbar und hat gewöhnlich einen federnen Haken, der als Patronenzieher dient.

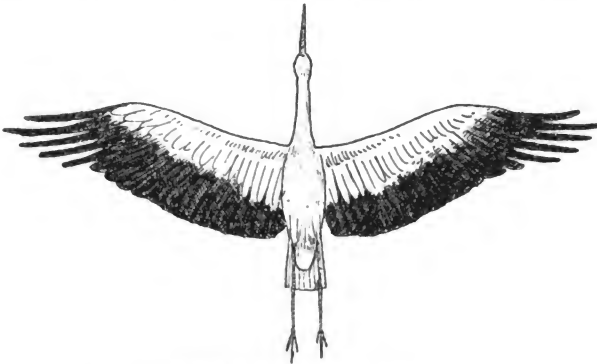
Stodloben s. *Betriebsart*.

Stodziemer s. *Drosseln* 6.

Kolz, Prädikat des Hirsches, namentlich wenn er veredelt und gefegt hat.

Koppen (stopfen), die jagende Meute bei der Parforcejagd. Wenn aus irgend einem Grunde die Hunde verhalten werden müssen, sei es, daß sie auf falscher Fährte jagen oder sich zerstreut haben oder man dem Hirsch Vortprung schaffen will, so reitet ein Pitent voraus

(Adebar, Fbinger). Länge 85 bis 90, Flüßbreite 200, Stoß 21, Schnabel 18 bis 18, Lauf 20, nackter Teil über dem Gelenke 10, Mittelzehe ohne Nagel 7,4 cm. Die Schwingen, die großen Flügelbeden der Oberseite und die langen Schulterfedern schwarz, Armschwingen an den Innensahnen grau bestäubt; alles übrige weiß. Füßhaut nackt, ebenso ein schmaler Augentreis, beide schwarz. Die Jungen sind an Ständern und Schnabel nicht so hochrot, sondern viel blässer, sonst den Alten gleich, ebenso ist das etwas schwächere Weibchen dem Männchen ganz gleich. Die alten Vögel haben am Kropf einen Büßchel zugespitzter Federn. Der weiße S.



Flugbild des Storchs (Breite etwa 200 cm).

und hält die Meute unter Peitschenschwingen und dem Blasen des Signals S. zurück.

Storch (Ciconia), Gattung aus der Ordnung der Schreitvögel und der Familie der Störche (Ciconiidae). Schnabel lang und gerade, Ende scharf zugespitzt, mit schneidigen Rändern; Nasenlöcher von einer kurzen Furche eingeschlossen, röhrenförmig, nahe der Stirn; diese und die Schnabelfurche liegen in einer Linie. Die Kehle von einer nackten, dehnbaren Haut umschlossen. Die langen, starken Ständer über dem Hockergelenke meist nackt; Fehen mit breiten Sohlen; äußere und mittlere mit einer bis zum ersten Gelenke reichenden Bindehaut, jene und die innere durch eine kürzere verbunden. Nagel kurz und gewölbt.

1) Weißer S. (*Ciconia ciconia* L., *C. alba* Briss., *Ardea ciconia* L.; Hausstorch,

ist ein Bewohner der gemäßigten und eines Teiles der warmen Zone, kommt nur sehr selten in Gebirgen und dürren Gegenden vor, ist dagegen in gut angebauten Ebenen mit Wiesen meist gemein. Er ist Zugvogel, der Mitte oder Ende März bei uns eintrifft, um Ende August wieder südwärts zu ziehen. Sein Horst steht stets hoch auf Dächern oder starken Bäumen und enthält meist 3 bis 4, selten 5 Eier, die weiß, inwendig grün, feinschalig sind und 75 : 51 mm messen. Er lebt von Amphibien, Reptilien, Mäusen, Insekten, Junghasen Maulwürfen, jungen Vögeln usw.

2) Schwarzer S. (*Ciconia nigra* L., *Ardea nigra* L.; Waldstorch, brauner S.). Länge 85 bis 95, Stoß 20, Schnabel 18,7, Lauf 18,7, nackter Teil über dem Gelenke 10,5, Mittelzehe ohne Nagel 7,9 cm.

Gesamtfärbung bräunlich-schwarz, schön metallisch glänzend; Brust, Bauch und Schenkel weiß. Schnabel, Kehlhaut, Augenkreis und Ständer im Alter hochrot, in der Jugend trübgrünlich; die Weibchen sind schwächer als die Männchen, sonstige Alters- und Geschlechtsverschiedenheiten sind unerheblich. Bei den Jungen sind die dunklen Partien trüb bräunlich, fast ohne Metallglanz, aber mit hellen Federkanten. Verbreitung und Aufenthalt wie beim vorigen, doch bei uns selten, mehr im Osten als im Westen. Er bevorzugt wald- und wasserreiche Gegenden, meidet dagegen die menschliche Nähe. Er lebt meist nur von Fischen, die er wie ein Reiher fängt. Sein Horst steht auf hohen Bäumen, enthält 2 bis 4 Eier, die im frischen Zustande bläulich sind, wenn ausgeblasen bald weiß werden und den vorigen gleich, nur kleiner, etwa 68 : 49 mm groß, sind.

Jagd.

Die Störche waren früher der Jagd mehr entzogen als jetzt, denn der S. auf dem Dache, die angenehmen Ahnungen, die er in jungen Frauen erweckt, sein wunderliches Klappern und all der volkstümliche Nimbus, der ihn umgibt, seiten ihn gegen des Jägers Gelüste. Der schwarze S. ist vornehmlich Fischliebhaber, aber bei uns so selten geworden, daß seine Anwesenheit nicht ins Gewicht fallen kann und wir Ursache haben, diesen schönen Waldvogel im Interesse der Erhaltung der Fauna zu schützen. Mit zunehmender Anregung zur Beobachtung unserer Tierwelt kam man hinter so viele Schliche und Untaten des weisen Meisters Klappertorch, daß man keineswegs mit gleichgültigem Auge sein Tun und Treiben ansehen zu dürfen glaubte, und so wurde ihm nach und nach die Fehde angekündigt und erklutiert. Es ist ja richtig, daß der S. manches Ungeziefer, als Schlangen, Schnecken, Mäuse usw., vertilgt, aber ebenso, daß die meisten Tiere, von denen er lebt, als Frösche, Kröten, Eidechsen u. a., mit Unrecht unter das Ungeziefer verbannt werden, vielmehr recht nützliche Tiere sind und sicher viel nützlichere als er selbst. Wenn man aber zu alledem noch beobachtet, daß alles Fleisch, dessen er habhaft werden kann, sicher seinen weiten Schlund passieren muß, so wird man sich nicht wundern, wenn manches Rebhühner-vöckchen verschwindet und manches Häschen endet, ehe es zum nützlichen Lampe herangezogen ist. Man darf behaupten, daß jedes am Boden stehende, vom S. aufgesundene Gelege seines Inhaltes sicher beraubt wird, und da er ja keineswegs nur im Sumpf umherwaltet, sondern auch Felder und Wiesen eingehend absucht, und zwar zur allgemeinen Brut- bzw. Setzzeit, so stellt

sich der weiße S. entschieden als ein der Jagd gefährlicher Vogel hin. Die Jungen sind sehr gefräßig, hoden fast zwei Monate im Horst und brauchen deshalb viel Fraß, wodurch die Alten zu um so größeren Räuberereien genötigt werden. In vom Dache herabzuschleßen, wenn es nicht das eigene ist, möchten wir nicht raten, denn der glückliche Schläge könnte außer rhetorischen Auseinandersetzungen des erbosten Bauern noch handgreifliche auf sich ziehen; dagegen kann man den Störchen im Freien auslauern, auf dem Zuge bei ihren Nachtständen auf Bäumen Abbruch tun, und wie sich sonst die Gelegenheit bietet. Das Fett des Storches ist eine vorzügliche Schmiere für Gewehrschlöffer und anderes feines Eisenzeug; sonst ist der Vogel zu nichts brauchbar. Merkt er Verfolgung, so wird er sehr scheu, wie es ihm überhaupt an der nötigen Beobachtungsgabe keineswegs fehlt.

Der S. ist im Deutschen Reiche nirgends jagdbar, jedoch findet das Vogelschutzgesetz vom 30. Mai 1908 auf ihn Anwendung. Nach § 5 dieses Gesetzes dürfen Vögel, die dem jagdbaren Feder- und Gaarwild und dessen Brut und Jungen sowie Fischen und deren Brut nachstellen, nach Maßgabe der landesgesetzlichen Bestimmungen über Jagd und Fischerei von den Jagd- oder Fischereiberechtigten und deren Beauftragten getötet werden. In Preußen ist nach § 48 der Jagdordnung der Bezirksausschuß befugt, für den Umfang des ganzen Regierungsbezirkes oder dessen einzelnen Teile diejenigen nicht jagdbaren Vögel zu bezeichnen, auf welche die obige Ausnahmebestimmung dauernd oder vorübergehend Anwendung finden darf; von diesen Vögeln kommt namentlich der S. in Betracht. In Preußen ist eine Polizeiverordnung rechtsgültig, die das Töten des S. verbietet; das Verbot gilt auch für den Jagdberechtigten. !

Storchschnepfe f. *Stelzenläufer*.

Stoß, der Schwanz alles Federwildes; für Fasanen ist der Ausdruck Spiel üblicher.

Stoßbod, auch *Katze* und *Laubbod*, ein alter, alleinstehender Gemüsbod.

Stoßboden, die Fläche am Gehäuse der Kippplausgewehre, die das Kammerende des Laufes verschließt.

Stoßen, der Angriff der Raubvögel auf ihre Beute.

Stoßgarn f. *Falkenfang 1*.

Strahlenpilzkrankheit f. *Aktinomykose*.

Strandläufer f. *Austernfischer*.

Strandläufer (*Tringa L.*), Gattung aus der Unterfamilie Wasserläufer (*Totaniinae*); Familie der Schnepfen. Stedher schnepfenartig, weich, dünn und biegsam, an der Wurzel zusammengebrüdt, an der Spitze verhärtet;

beide Kiefer zu etwa zwei Dritteln mit den Händen gleichlaufend gefurcht. Nasenlöcher mit häutigem Rand, in eine Furche verlängert, nahe der Stirn. Vorderbeine lang, ohne jede Bindehaut, Hinterbeine etwas höher gestellt; Ständer lang und weich, vorn und hinten gefädel. Flügel zugespitzt, fächerartig ausgebogen, erreichen oder überragen den doppelt ausgeschnittenen, zwölffedrigen Stoß. Stecher so lang wie der Kopf oder länger, bald gerade, bald abwärts gebogen, worauf man eine wenigleich wertlose Einteilung begründet hat. Körpergröße zwischen der eines Sperlings und einer Drossel wechselnd. Männchen und Weibchen gleich, dagegen Sommer- und Winterkleid sehr verschieden gefärbt.

I. Mit geradem Stecher (Tringa).

1) Kleine E. (*Tringa minuta* Leisl., T. pusilla M. et W., *Pelidna pusilla* Brehm; Zwergstrandläufer, kleine Meerlerche). Länge 13,5 bis 14, Stoß 4,2, Stecher 1,5, Lauf 2, Mittelzehe 1,7 cm, 1 cm über der Ferse nadt. Die drei Randfedern an dem doppelt ausgeschnittenen Stoß einfarbig hellgrau. Sommerkleid: Auf dem schwarzen Oberkopfe rostbraune Flecke, Nacken grau; Ober Rücken, Schultern, mittlere und hintere Schwingen schwarz mit rötlichen Federstämmen, die übrige Oberseite schwarzbraun mit rötlichen Säumen; obere Stoßdecke braunschwarz, weiß getarnt; die mittleren, langen Stoßfedern braunschwarz, rötlichgrau gesäumt; die weißen Spitzen der größeren Flügeldecken bilden eine Binde, die kleineren haben rötliche Säume. Die Vorderseite weiß, mit Ausnahme des Kropfes, der in der Mitte bräunlich, an den Seiten dunkel gefleckt ist; Halsseiten weiß, ebenso ein Streifen über den Augen; Bügel und Ohrgegend braungrau, Stecher und Ständer schwarz, Iris braun; Weibchen dem Männchen gleich. Im Winterkleid oben aschgrau mit dunklen Schaftstrichen und hellen Kanten; Stirn, Augenbrauenstreif und ganze Unterseite außer der grauen Kropfgegend weiß. Im Jugendkleide finden sich auf der braunschwarzen Oberseite mehr weiße Säume; an Vorderhals und Brust keine Fledung. Der kleine E. kommt zu uns am häufigsten in diesem Kleide. Da bei verendeten Vögeln der Stecher sich leicht abwärts biegt, hat man den E. auch zur Untergattung *Pelidna* gerechnet. Er ist ein nordischer Brutvogel, der zum Winter von den nordeuropäischen und nordibirischen Tundren bis nach Afrika zieht und ruhige Gewässer mit taflern Händen bevorzugt. Seine Nahrung besteht aus Würmern, Insekten und Schnecken. Er ruft wie „Dirr-dirrit-it-it-it“. Bei uns ist er auf dem Herbstzuge häufiger als auf dem Frühjahrszuge, vermutlich weil die Rückreise auf

anderen Straßen erfolgt als die Fahrt nach dem Süden.

2) Isländischer E. (*Tringa canutus* L., T. islandica Gmel., T. ferruginea M. et W.; Kanutstrandläufer, rostroter, rostbrauner, großer rotbrüstiger, aschgrauer E.). Länge 24 bis 26, Stoß 5,8, Stecher 3,3, Lauf ebenso, nackter Teil des Unterschenkels 1,2, Mittelzehe mit Nagel 2,5 cm. Der gerade Stecher etwas länger als der Kopf, vor der Spitze verbreitert; Lauf länger als Mittelzehe mit Nagel, Stoßfedern hellgrau, fast gleichlang. Im Sommerkleide Kopf, Hals und der obere Teil der Vorderseite schön rostrot, Scheitel und der etwas ins Graue stehende Nacken fein dunkel gestrichelt, Kehle und die Mitte der Gurgel weiß, erstere auch wohl rötlich gestrichelt; Bauch und Steiß weiß, in den Weichen mit schwacher, grauer Zeichnung. Rücken rostbraun mit schwarzen Flecken; obere Flügeldecken rötlichgrau mit feinen, hellen Kanten, die anderen rostrot und glänzend schwarz gefleckt; die vorderen und mittleren Schwingen graubraun, auf den Schäften, den Innensäumen und an der Wurzel weiß; Unterrücken grau, Bügel und obere Stoßdecken weiß mit dunklen Quer- und Zickzackflecken; Stoß hellgrau, zwölffedrig; Stecher und Ständer schwarz, Iris braun. Weibchen dem Männchen ähnlich, nur trüber in der Färbung. Winterkleid auf der Oberseite grau, heller oder dunkler, mit dunklen Schaftstrichen, Unterseite weiß. Jugendkleid wie das vorige, nur trüber und auf dem Rücken mondformige, dunkle, weiß gesäumte Flecken. Stecher und Ständer dunkelgrünlich, nach der Wurzel hin rötlich. Seine Heimat ist der hohe Norden Europas, Asiens und Americas; er zieht im Winter nach dem südlichen Europa und hält sich nur auf Brächern, an Wasserflächen oder am Meeresstrande auf. An den Küsten der Nord- und Ostsee trifft er im Herbst zahlreich ein; teils findet man ihn in schwachen Flügen, teils mit anderen, besonders Alpenstrandläufern, zusammen. Seine Nahrung sind Regenwürmer, nackte Schnecken und sonstiges Gekrüm.

II. Mit etwas abwärts gebogenem Stecher (Pelidna).

3) Vogenschnäbeliger E. (*Tringa subarquata* Temm., *Scelopax subarquata* Gueldenstaedt; rostroter Strandläufer, rotbrüstige Schnepfe, Lerchen- und Zwergschnepfe, langschnäbeliger E., Zwergbradvogel). Länge 17 bis 20, Stoß 4,9, Stecher 3,5, Lauf 3, nackter Teil über dem Gelenk 1,6, Mittelzehe mit Nagel 2,5 cm. Stecher länger als der Kopf, nicht abgeplattet und an der vorderen Hälfte etwas herabgebogen, an der Spitze härter als in der Mitte. Stoßfedern rundlich zugespitzt, die mittleren am meisten und etwas länger, alle fast gleich-

farbig. Sommerkleid: Kopfseiten, Hals und Brust hoch rostrot; Kinn, Stirn- und Augentreis weißlich-gelb, auf dem Oberkopf und Hinterhals schwarzbraune Flecke; auf der rostroten, vorderen Oberseite im Hitzad und pfeilförmig schwarz gezeichnet; Flügelbeden und Hinterschwingen bräunlich mit dunkler Mitte und hellem Rande; die vorderen Schwingen mit weißen, schwarzspitzigen Schäften. Bürzel und obere Stoßbeden weiß, schwarz gebändert, Stoß dunkelgrau. Bauch und untere Stoßbeden weiß mit rötlichen Flecken. Stecher und Ständer schwarz; Iris braun. Weibchen mit matterer, trüberer Färbung. Winterkleid: Hauptfärbung grau, Oberkopf mit dunklen Schaftstrichen, Hinterhals ebenso, aber heller, das Gefieder der Oberseite hat dunkle Schaftstreifen und helle Säume. Stirn, Augentreifen und Unterseite weiß. Jugendkleid: Grau mit bräunlichem Anflug, auf dem Rücken mit grünlichem Schimmer. Oberkopf dunkelgrau mit hellen, gelblichen Kanten, Nacken und Wangen dunkel gestrichelt, Halsseiten ebenso auf rötlichem Grunde; Bügel dunkel gefleckt, Augentreifen weiß; Stirn hell rötlich-grau. Kehle weiß, Vorderseite gelblich-grau, am Kopfe dunkler und nicht selten fein gestrichelt. Oberseite grauschwarz mit scharf abgehenden, hellbräunlichen Kanten, die Spitzen der großen Flügelbeden weiß, bilden über dem Flügel eine Art Binde. Hinter- und Mittelschwingen gelblich-schwarzgrau, Vorderschwingen dunkler. Er nistet wahrscheinlich im höchsten Norden der Alten Welt, doch sind die eigentlichen Brutplätze nicht bekannt. Im Herbst ist er an unseren Küsten häufig, im Binnenlande selten.

4) Seestrandläufer (*Tringa maritima* Bruenn., *Pelidna maritima* Bonap., *Tringa arquatella* Pall.; Meerstrandläufer, Felsenstrandläufer). Länge 20, Stoß 6,2, Stecher 3, Lauf 2,3, Mittelzehe mit Nagel 2,6 cm. Stecher etwas länger als der Kopf, etwas abwärts geneigt, nackte Stelle über der Ferse sehr klein, Stoß keilförmig, Ständer und Stecherwurzel gelblich. Sommerkleid: Der rostbraune Scheitel schwarz gefleckt, über dem Auge und vor dem Stecher weißlich; Hals grau, dunkel gefleckt; Ober Rücken, Schultern und hintere Flügelspitze auf rostroter Grundfarbe mit tiefschwarzen, metallisch glänzenden Flecken und weißen Spitzkanten geziert; Unterrücken und Bürzel schwarz, der letztere mit weißen Federpitzen. Stoßfedern grau, die mittelsten, etwas verlängerten dunkelgrau. Winterkleid: Grau vorherrschend. Ober Rücken und Schultern brannschwarz mit blaugrauen Säumen, bei alten Vögeln mit violettem Metallschimmer; Kopf, Hals, Brust,

Flanken und Flügelbeden braungrau mit hellen Kanten, Bürzel schwarzbraun wie die mittleren Stoßfedern, die weiße Spitzsäume haben. Unterseite weiß, bräunlich gefleckt. Ständer und Stecherwurzel gelblich. Jugendkleid: Vor der ersten Mauser ist der glanzlose Oberkörper dunkelbräunlich mit rostförmigen Säumen und teilweiser weißen Spitzen; Kopf, Hals und Brust grau mit bräunlicher Strichelung und Fleckung; Augentreifen und Kinn, der untere Teil des Unterkörpers weiß. Er brütet im hohen Norden, kommt zur Zugzeit wechlich der Nordsee entlang, zuweilen auch am Ostseestrande. Bei uns ist er wohl der seltenste Strandläufer. In seiner Heimat bevorzugt er felsige Gestade. Seine Hauptnahrung sind kleine Muscheln und Schnecken, weniger Insekten.

5) Alpenstrandläufer (*Tringa alpina* L., *T. cinclus* Reichenb., *Pelidna alpina*, *pygmaea* Cuv.; lappländischer, veränderlicher S., Gropper, veränderlicher Brachvogel, Schwarzbrust). Länge 18 bis 20, Stoß 4 bis 5, Stecher 3,3 bis 3,9, Lauf 2,4 bis 2,6, nackter Teil über der Ferse 0,8, Mittelzehe und Nagel 2 bis 2,2 cm. Stecher länger als der Kopf, wenig abwärts geneigt, an der Spitze glatt und weich; beide mittlere und die äußersten Stoßfedern zugespitzt, länger und dunkler als die anderen. Bürzel stets dunkler. Sommerkleid: Der rostbraune Oberkopf fast schwarzbraun gefleckt, Bügel dunkel punktiert. Ober Rücken, Schultern und hintere Schwingen schwarz mit breiten, rostroten Säumen; Unterrücken, Mitte des Bürzels und der Stoßbeden schwarz; Flügelbeden grau Braun mit schwarzen Schäften und hellen Kanten, Hand- und Mittelschwingen mattschwarz und teilweiser weiße Innensäumen. Augentreifen, Kehle und Wangen weiß, letztere beiden schwarz, klein gefleckt, bzw. punktiert; Hals und Kopf weiß mit dunklen Längsstrichen; ganze Brust schwarz, bei jüngeren Männchen mit einzelnen, weißen Federn; der übrige Teil der Vorder- und Unterseite weiß mit einzelnen, schwarzen Schaftstrichen; beim Weibchen ist der schwarze Brustfleck kleiner und hat mehr weiße Federn. Winterkleid: Oberseite aschgrau, auf Kopf und Brust mit feiner Strichelung; Bürzel dunkelgrau; Unterseite weiß. Jugendkleid: Der schwarze Brustfleck fehlt gänzlich, die Säume des Ober Rückens sind schmaler und matter, die der Flügelbeden mehr grau. Er ist ein nördlicher Vogel, brütet aber schon an den Ostseeküsten, kommt zur Zugzeit auch ins Binnenland. Er nistet gesellig in Mooren, auf trockenen, grünen Erdtaupen, und lebt von Schnecken und sonstigen Gewürm. Zur Zugzeit, besonders

im Herbst, liegt er an unseren Küsten in starken Scharen. Die vier 33 : 25 mm großen Eier haben auf gelbgrünlicher, heller Grundfarbe graue, braune und braunschwarze Flecke und Punkte, auch nicht selten rötliche Schalenflecke. Eine dauernd durch geringere Maße ausgezeichnete Form wird als *T. schinzi* Brohm unterschieden. Zu dieser gehören die bei uns brütenden Strandläufer. Sie scheinen sich auch fast stets von der großen Form getrennt zu halten.

6) *Temminckstrandläufer* (*Tringa temminckii* Leisler, *T. pusilla* Bechst.; kleinster Zwergstrandläufer, kleinste Reerlerche, graues Sand- oder Strandläuferchen). Länge 13,5 bis 15, Stoß 4,5, Stecher 1,6, Lauf 1,7, nachter Teil über dem Gelenke 0,5, Mittelgehe mit Nagel 1,6 bis 1,7 cm. Randfeder des Stoßes ganz, die zweite und dritte nur zum Teile weiß, Stoß keilförmig zugespitzt; der Schaft der ersten Schwinge weiß. Stecher kaum merklich kürzer als der Lauf. Sommerkleid: Der rostbraune Oberkopf mit starken, schwarz-braunen Längsflecken; Nacken rostgelblich, dunkel gestreift; Halsseiten hellgrau mit dunklen Flecken; Oberflügel, Schultern und Armschwingen grau mit weißlichen Säumen und schwarzen Zickzackflecken auf rostrotem Grunde; Unterrücken, Büzel und obere Stoßfedern dunkel graubraun mit weißen Randstreifen, ebenso die großen Flügeldeckfedern mit weißen Spigenquerflecken, die mittleren Flügeldecken schwarzbraun mit rostfarbigen Kanten, die kleinen braungrau; die Schwingen mit mittleren Stoßfedern matt braunschwarz. Bügel dunkel punktiert, über ihnen und dem Auge ein weißer Streifen; Kehle und Vorderteil der braun punktierten Wangen weiß; Ohrgegend matt rostfarbig, dunkelbraun gestrichelt; Halsseiten grauweiß mit dunklen Flecken. Unterseite trübweiß mit matten Flecken, besonders auf dem Kropf; Weibchen etwas stärker und matter in Färbung. Winterkleid: Dunkel braungrau mit dunkleren Schaftstreifen, Kropf heller, Unterseite weiß. Stecher und Ständer grünlich-schwarz; Iris braun. Ersterer kaum merklich abwärts gebogen, sehr schwach und weich. Jugendkleid wie vorher mit dunklen Federhäften und trüb rostfarbenen Säumen. Unterseite weiß, Halsseiten und Kropf mit gelblichem Anflug und grauen, verwaschenen Streifen. In Nordeuropa und Nordasien brütet er in der Nähe des Meeres und an den schlammigen Ufern größerer Gewässer. Auf dem Zuge verbreitet er sich aber über ganz Mitteleuropa, geht sogar nach Afrika hinüber. Bei uns ist er nicht häufig zu treffen, an den Binnengewässern noch weniger als an den Meeresküsten.

Strandreiter s. *Stelzenläufer*.

Strebhänge, die noch schräg stehenden Stellhänge, auf welche die Tücher gehängt sind.

Strecke, das reihenweise hingelegte, auf einer Jagd erlegte Wild. Bei großen Jagden wird es nach Wildart, Geschlecht und Stärke geordnet und, wenn dies geschehen, von dem Jagdherrn und den Gästen besichtigt, wobei von der Jagerei die verschiedenen Toffsignale geblasen werden. Nach altem Jägerbrauche darf niemand über das gestreckte Wild weg-schreiten. — Zur E. bringen, ein Stück Wild erlegen.

Strecken 1) des Jagdzeugs erfolgt, nachdem es von dem Wagen geladen und ausgebreitet wurde; es wird gestreckt, um die vorschriftsmäßige Entfernung mit ihm stellen zu können und sich von seiner geraden Lage dabei zu überzeugen. 2) Das Wild s., die Strecke herrichten.

Streichen 1) (ziehen), das Fliegen des Federwildes. 2) E. der Lerchen, ihr Fang unter dem Lerchengarn. 3) Sich s., auf der Schnalle rutschen (von hipigen Hündinnen).

Streichgarn (Streichnetz, Dedgarn), ein Garn, das die zu fangenden Vögel bedt und damit festhält.

Streifen 1) (Streife, Streifjagd, Streiftreiben), eine Art Treibjagd, bei der die Treiber zwischen den Schützen gehen und diese das vor ihnen flüchtende Wild schießen. 2) Das Abziehen des Balges beim niederen Haarwilde außer dem Dachs (s. *abstreifen*).

Streifhag, eine Hag auf Säuen im freien Reviere, wobei diese durch die Findex gestellt und mit den Rüben besetzt wurden.

Streifjagd s. *Streifen* 1.

Streifschuß, ein Schuß, der das bezielte Wild nur streift, nicht tödlich verwundet. Man rechnet hierzu alle Schüsse, bei denen Ein- und Auschuß nicht weiter als etwa 10 cm voneinander entfernt sind. Solche Kugelschüsse begründen keinen Anspruch auf das Stück Wild.

Streiten, das Kämpfen der Reiter miteinander, wobei sie sich meist gegenseitig auf die Blätter schlagen. — Auch das Abwehren der ein Stück Schwarzwild stellenden Hunde durch dieses.

Streitschnepfe s. *Kampfläufer*.

Streitvogel s. *Kampfläufer*.

Streu (Bodenstreu), die noch nicht in Humus übergegangene, aus abgefallenen Nadeln, Blättern, Zweigen, sowie sämtlichen Resten der Bodenflora und Waldfauna bestehende Waldbodenbede.

Streuung. Bei Flintenschüssen die Ausbreitung der Schrote. Sie wird durch die Laufbohrung und Ladeanordnung bedingt.

Läufe mit Würgebohrung halten die Hauptmasse der Schrotladung mehr zusammen als die mit Zylinderbohrung. Bei stärkerer Pulverladung nimmt die *S.* zu und damit die Deckung ab. — Beim Büchsenjücken wird die Tatsache als *S.* bezeichnet, daß mehrere, mit gleicher Munition und ebendenselben Abkommen abgegebene Schüsse nicht denselben Punkt treffen. Die Schüsse verteilen sich vielmehr innerhalb einer bestimmten Fläche, wobei die Höhenstreuung gewöhnlich etwas größer ist als die Breitenstreuung. Büchsen mit dünnwandigen Läufen geben größere *S.* als solche mit starkwandigen; Mantelgeschosse etwas geringere *S.* als Bleigeschosse. Je kleiner nun diese *S.* ist, d. h. je enger die einzelnen Schüsse beisammen liegen, um so besser ist die *Schussleistung*.

Strich 1) der Vögel. Im Gegenjage zu den beständig in ihrem Gebiete bleibenden Standvögeln und den Zugvögeln, die regelmäßig zu ziemlich bestimmten Zeiten im Winter in wärmere Gegenden und bei Eintritt der besseren Jahreszeit wieder zurück in ihre eigentlichen Brutgebiete wandern, ziehen manche Vogelarten, durch klimatische Verhältnisse oder Nahrungsmangel veranlaßt, innerhalb eines kleineren Gebietes umher, sie streichen. Dahin gehören z. B. manche Enten, Raubvögel, Eingvögel usw. 2) *S.* beim Kugelschusse. Wenn die Kugel genau in einer durch die Zielmitte gedachten, senkrechten Linie das Ziel trifft, dann hält oder schießt das Gewehr gut *S.*, andernfalls schlecht. Je nachdem die Kugel rechts oder links abweicht, muß die Stellung des Kornes zum Visier geändert, im ersteren Falle das Korn etwas links, im anderen rechts geschoben werden. Um beider gut eingeschossenen Büchse die Stellung des Kornes kontrollieren zu können, sind zwei kleine Einbiege angebracht.

Strichente s. *Enten 1, 5.*

Strichbändig sind die Hunde, die sich willig am Stride führen lassen; meist meint man damit die Windhunde, während man von Hühner- usw. Hunden besser riemen-, leinenführig oder leinengängig sagt.

Strid Windhunde, drei Hunde, die gewohnt sind, miteinander zu jagen.

Stromente s. *Enten IV, 1.*

Strychnin, ein äußerst gefährliches Pflanzengift, das zum Vergiften des Raubzeuges Verwendung findet. Am schnellsten wirkt *S. nitricum*, das daher zu gedacktem Ziwede am geeignetsten ist (s. *vergiften*).

Stubendressur des Hühnerhundes s. *Dressur*.

Stüd (Wild), ein einzelnes Individuum ohne nähere Geschlechtsbestimmung. Wo Zweifel ausgeschlossen sind, versteht man unter *S.* ein Kottier.

Stumm 1) jagen die Hunde, wenn sie beim Stöbern und Hegen nicht Hals geben. Das laute Jagen bietet den Vorteil, daß der Jäger darüber unterrichtet ist, ob der stöbernde Hund Wild oder warme Fährte bzw. Spur gefunden hat, und nach welcher Richtung hin er jagt. Stumm jagende Vorstehhunde werden in der Regel keine Totverbeller; 2) der Auer- oder Wildhahn ist *s.*, wenn er in der Balgarie innehält.

Stummshneppse s. *Schnepfen II, 3.*

Stümpfe, ein gerechtes Hirschzeichen (s. *Führtenzeichen 4*).

Stumpflette, der Rest eines stark beschossenen Volles Hühner, etwa 5—7 Stüd.

Sturmwöwe s. *Mövenartige Vögel 1, 2 und 4.*

Sturmschwalben s. *Sturmvögel I.*

Sturmständer s. *Sturmvögel III.*

Sturmvögel (Procellariidae), Familie aus der Ordnung der Seevögel oder Langschwinger (Longipennes). Ihr Hauptmerkmal beruht in den röhrenförmig auf dem Schnabelrücken liegenden Nasenlöchern. Die Hinterzehe fehlt oder ist verkümmert, die Vorderzehe ist durch Schwimmhäute verbunden. Sonst erinnern die hierher gehörigen, streng auf das Meer angewiesenen Vögel an Möwen. Es gehören hierher folgende Gattungen und Arten:

I. Sturmschwalben

(Hydrobates oder Thalassidroma), kleine, schwalbenartig gestaltete Vögel mit dunklerem Gefieder. Die *kleine Sturmschwalbe* (Hydrobates pelagicus), mit quer abgestuften Stoße, rußbraun mit weißem Büzel. Länge 14 bis 15 cm, und die *gabelschwänzige St.*, mit gegabeltem Stoße, Länge 18 bis 19 cm.

II. Möwensturmvögel

(Procellaria), mövenartig gefärbt, mit blau-grauem Mantel, Schnabel kräftig, Nasenlöcher eine einzige Röhre bildend, mit einer Art, dem *Eissturmvogel* (Procellaria glacialis L.), 45 bis 48 cm lang.

III. Sturmständer

(Puffinus). Schnabel lang und schlank, vorn mit Haken, Nasenlöcher doppelt, Hinterzehe ganz verkümmert. Auf der Nordsee erscheint gelegentlich der *nordische St.* (Puffinus puffinus Bruenn.), etwa 30 bis 32 cm lang, Schnabel 4 bis 4,5 cm, Lauf wenig kürzer. Oberseite braunschwarz, Unterseite weiß.

stürzen, 1) wenn die ententartigen Vögel so tief unter Wasser suchen, daß sie dabei den ganzen Vorderkörper eintauchen und den Hinterkörper senkrecht über Wasser in die Höhe reden. 2) Das Zusammenbrechen des getroffenen Wildes, gewöhnlich nur beim hohen Gaartwibe gebraucht.

Stüpen, 1) eine kurze Büchse. 2) Das plötzliche Stehenbleiben und Sichern (Verhoffen) des Wildes. 3) Das Verfügen der Ohren und der Rute bei manchen Hundarten, s. abschlagen 6.

Sühe, die Jagd mit dem Vorstehhund auf das vor ihm zu schießende Wild. Sie unterscheidet sich von der Wirsch dadurch, daß der Jäger bei dieser dem Wilde verborgen bleiben muß, während er sich ihm bei der S. ungedeckt auf Schußweite nähert. Ohne Hund ist namentlich die Fühnerjagd schwierig, zeitraubend und uninteressant. Während bei der S. auf dem Felde der Hund weitsuchen soll, muß er im Holze oder im Sumpfe kurz gehalten werden. Eine gute S. hat der Hund im offenen Felde, wenn er das Gelände rechts und links vom Jäger und etwa 50 bis 80 Schritte vor diesem in Vogenlinien planmäßig, in flüchtigem Galopp gegen den Wind abreviert. Man leite den Hund dazu an, unter Wind die Ränder der Deckung geröhrenden Felde abzusuchen, anstatt in den Ackerfüden zu laufen.

Süch verwundet! ruft man dem Schweißhunde, dem Gebrauchshunde oder Ledel zu, um ihn zum Annehmen einer kranken Fährte zu ermuntern.

Sühle, schlammiges oder mooriges Wasserloch, in dem sich Rot- und Schwarzwild, besonders die Rothirsche und Keiler, zur Brunst- und Raufzeit gern kühen, das ihnen daher unentbehrlich ist. Der an den Haaren lebendbleibende Schlamm bildet eine feste Kruste und Schutz gegen die lästigen Insektenstiche. Wo das Wild keine natürlichen Sühlen findet, versucht es sich in Einbuchungen von Wägen u. ä. durch Umhertreten solche schlammigen Stellen zu bereiten. Es ist daher die Unterhaltung bzw. Einrichtung von S. in der heißen Zeit durchaus nötig.

sühlen, sich in der Sühle wälzen.

Sütle s. Salzlecke.

Sumpfbere s. Beerenstrücher, Raufschbere.

Sumpfbeide s. Heide.

Sumpfhuhn ((Ortyometra Leach), Gattung aus der Familie der Rallen (Rallidae), Verwandte der Teich- und Bläßhühner. Schnabel stark seitlich zusammengedrückt, gerade, kürzer als der Kopf, die Firste weit in die Stirnbefiederung hineinreichend. Ständer mit langen Zehen, der seitlich zusammengedrückte Lauf vorn gefälscht, hinten geneigt, etwas kürzer als die Mittelzehe samt Nagel. Größe kaum wie eine Singdrossel. Bei uns drei Arten.

1) Gesprenkeltes Sumpfhuhn (Porzana marueta Gr., Rallus porzana L., Ortyometra marmorata Leach; Tüpfel-Sumpfhuhn, punktiertes Rohrhuhn, kleines

Wasserhuhn). Länge 20,5, Stoß 3,7, Schnabel 2, Lauf 3,2, Mittelzehe ohne Nagel 3,4 cm. Oberseite dunkel olivenbraun mit vielen weißlichen Flecken (woburd teilweise Längsreihen entstehen) und schwarzen Schaftflecken; ein bräunlich-weißer Augentreifen, dunkel fein gefäumt; Stirn, Kehle, Kopfseiten und Vorderhäls grau mit weißen Tüpfeln wie die bräunlicheren Halsseiten und die Oberbrust, Bauch trübweiß, untere Stoßbeden weiß mit rötlichem Anfluge; Seitenfedern des Rumpfes olivenbraun, schwarz und weiß gebändert, Flügelrand weiß; Schnabel gelb, an der Wurzel rötlich, Ständer grün, Iris braun. Das schwächere Weibchen dem Männchen ähnlich, nur die Färbung matter; die Jungen den Alten ähnlich, nur dunkler braun auf der Oberseite und heller auf der Unterseite. Schnabel und Ständer trüb grünlich-gelb. Es ist in ganz Europa, mit Ausfluß des hohen Nordens, ein gemeiner Vogel, aber so heimlich, daß es selten entdeckt wird. Wehr macht es sich durch seinen wie „Quitt quitt“ klingenden Lockruf bemerkbar. Es liebt verwachsene Teiche, Weiher, Gräben; sein Nest steht meist sehr versteckt auf dem Wasser, derb und fest gebaut, enthält 8 bis 12 gestreckte Eier, 34 : 23 oder auch 31 : 23 mm groß, die auf rot- oder graugelblichem Grunde braune, violettgraue und schwarze Flecke haben.

2) Kleines Sumpfhuhn (Ortyometra parva Scop., Rallus minutus Pall., Ortyometra minuta Keys. et Blas., Gallinula pusilla Bechst.; kleines Rohrhuhn, kleines Moorhuhn, kleine Ralle, kleine Wasser-ralle, Sumpfschnetz, kleiner Hedenschnarter). Länge 18 bis 19, Schnabel 1,8, Lauf 3, Mittelzehe ohne Nagel 3,6 bis 4 cm. Oberseite des Männchens im Frühjahr olivenbraun, größtenteils mit schwarzen Schaftflecken und mit einigen länglichen, weißen Flecken in der Schultergegend, Vorderkopf, Hals, Brust und Schenkel hell schieferblau, Seiten und Schenkel mit hellen Wellenzzeichnungen, Bauch dunkel aschgrau mit kurzen, weißen Querbändern, untere Stoßbeden schwarz mit weißen Spitzen. Stoß schwarz mit bräunlichen Rändern. Schnabel an der Wurzel hochrot, in der Mitte grün, an der Spitze gelb, Iris hochrot. Oberseite der Weibchen wie beim Männchen, Kehle weiß, Kropf- und Brustseiten hell rostfarbig. Jugendkleid dem des Weibchens sehr ähnlich, Oberseite im ganzen nur heller mit weniger Flecken; Kehle weiß, die Seiten braun mit hellen Querbändern. Jungenjungwe schwarz mit weißen Schnäbeln und rötlichen Ständerchen. Vom südlichen Schweden an kommt das kleine S. als Brutvogel in fast ganz Europa vor, am meisten im Südosten; es ist auch in Deutschland nicht

selten. Aufenthalt, Nestbau wie beim vorigen; die 8 bis 10 Eier sind feinstörnig, glanzlos, haben auf gelblichem, zuweilen ins Olivenfarbige spielendem Grunde lehmfarbige, auch dunklere rot- und schwarzbraune Wolken und Flecke, messen 31 : 23 bis 28 : 20 mm.

3) *Zwergsumpfluhen* (*Ortygometra pusilla* Pall., *Crex pygmaea* Naum., *Gallinula bailloni* Temm., *Ortygometra pygmaea* Keys. et Blas.; Zwergrohrhuhn, kleinstes Wasserhühnchen, Baillonisches Rohr- huhn). Länge 17, Schnabel 1,4, Lauf 2,8 cm. Oberkopf und Nacken olivenbraun, schwarz gefleckt, über die schwarzen Schultern und Rücken weiße Flecken; Seitenfedern und untere Stoßbeden kumpfschwarz und bräunlich gemischt, mit weißen Querbändern; Vorderkopf, Vorderhals und Brust dunkel aschblau, Untersäugel graubraun und weiß gefleckt, Ständer trüb fleischfarbig-grau, Schnabel schon meergrün, nach der Spitze dunkler, entbehrt der roten Farbe im Gegenlage zum vorigen; Iris hochrot. Das Jugendkleid ist oberseits dem vorigen ähnlich, Vorderseite bis zum Kropfe weiß, die übrige dunkel grau-bräunlich mit weißen Zeichnungen, Ständer und Schnabel hell fleischfarbig. Seine Heimat bilden Mittel- und Südeuropa, in Norddeutschland ist es selten, doch ist es sehr schwer zu beobachten, da es sich, wie seine Verwandten, sehr verborgen hält. Seine acht Eier haben auf gelblichem Grunde dicht stehende, violettgraue und dunkelbraune Flecken und Punkte und messen 25 : 19 mm.

Diese vorstehend beschriebenen, kleinen Teich- und Sumpfbewohner gehören zu den lieblichsten Erscheinungen unserer Vogelwelt, sind durchaus harmlos, da sie nur von Gewürm und garten Vegetabilien leben, und jorden den Jäger daher nur insoweit zur Jagd auf, als er sie schießen wird, um sie sich genau zu ansehen und kennen zu lernen. Dazu kommt, daß sie ohnehin vielen Verfolgungen ausgesetzt sind und ihnen die Eier und Jungen sehr häufig von der Rohrweihe, dem schändlichsten Eierdieb und Verfolger wechsellos Sumpf- und Wasservögel, geraubt werden. Scheu sind diese Sumpfhühnchen nicht; setzt man sich still an die Teichränder, so kann man sie vertraut an den lichter Stellen herumwaten, ja selbst in nächster Nähe sehen. Eigentümlich ist die Gewohnheit des kleinen Sumpfhühnes, sich gelegentlich auf einen freien Rohrstengel zu stellen und den Menschen unter anhaltendem Geschrei zu mustern. Mit ihren auffallend langen Beinen schwimmen sie behend und gern, doch streichen sie sehr ungern, mit schlaff herabhängenden Ständern, und suchen auch bald wieder einzufallen. Ihr Ruf klingt wie „kit kit kit kit“. Sie sind Zugvögel und ziehen, wie alle

ihrer Verwandtschaft, nur bei Nacht. Von einem wirklichen Jagdbetrieb auf die S. kann nach dem oben Gefagten kaum die Rede sein.

Sumpfstieher s. *Nadelhölzer*, *Roortiefer*.
Sumpfstrebs, galizischer, s. *Krebs 1*.

Sumpfläufer (*Limicola* Koch), Gattung aus der Familie der Schnepfen (*Scolopacidae*); Unterfamilie Wasserläufer (*Totantinae*).

Stecher weich und biegsam, länger als der Kopf, von der Wurzel aus gerade, dann wenig aufwärts gebogen und gegen die harte Spitze hin abwärts gesenkt; an der Wurzel höher als breit, von da ab aber flach, also breiter als hoch und jederseits längs der Schnitten je eine Furche bis an die Spitze; die Keinen, eintunden, nahe der Stirn stehenden Nasenlöcher verlaufen in einer Rinne; Hintergehe kurz, Vordergehe ohne Bindehaut; Stoß zwölffederig, schwach abgerundet. Sommer- und Winterkleid kaum verschieden.

Kleiner Sumpfläufer (*Limicola platyrhyncha* Temm., *L. pygmaea* Koch; Schnepfenstrandläufer, Verhenschnepfe, Zwergschnepfe). Länge 15, Stoß 3,8, Stecher 3,3, Lauf 2,4, Mittelgehe mit Nagel 2 cm; auf dem schwarzbraunen Scheitel zwei rostgelbliche Längsbänder; Oberseite braunschwarz mit hellen Säumen und zwei den Rücken abgrenzenden Längsstreifen. Augenstreifen trübweiß, Halsseiten tödlich-grauweiß mit dunklen Schaftflecken; ganze Vorderseite trübweiß, auf dem Kropfe dunkle Querslede; die Seiten der oberen Stoßbeden weiß mit schwarzen Flecken; Flügelbeden braungrau, Schwingen kumpfschwarz, Vorder- und Mittelschwingen weißschäftig; die Flügel übertragen den Stoß, dessen mittlere Federn etwas verlängert sind; Stecher tödlich-grau; Auge dunkelbraun, steht schnepfenartig etwas hoch; Ständer dunkelgrünlich. Nach Alter, Geschlecht und Jahreszeit im Kleide kein nennenswerter Unterschied. Der S. brütet in den nordischen Tundren von Lappland bis Ostibirien; zieht südlich bis Italien und Griechenland, liebt tiefe, schlammige Meeresufer, aus denen er seine Nahrung holt. Die Stimme des kleinen Sumpfläufers klingt wie ein helles, fast trillerndes „Tirrrrr“, und daran wird man ihn ebenso bald erkennen wie an der kleinen Gestalt, wenn er wie eine Bachstelze in nassen Stellen der Tristen usw. emsig umherläuft, nach Nahrung sucht, kurz vor dem Menschen aufsteht, bald wieder einfällt, sich auch wohl drückt und dann schwer gesunden wird. Dabei wird er als ungeschickter Gast meist nur einzeln angetroffen. Im August bis zum September kommt er bei uns durch, ist aber immer nur ein seltener Vogel,

der überdies oft übersehen oder verwechselt wird.

Sumpfläufer f. *Uferschnepfe 1.*

Sumpfohreule f. *Eulen III. 3.*

Sumpftotter f. *Nörz.*

Sumpfwort (Stienporst [*Ledum palustre*]) und **Wagel** (*Myrica gale*) sind wichtige Deckungspflanzen des Moores, in denen das Wild Ruhe und Schutz findet. Sie bilden dort dichte, natürliche Remisen.

Sumpfschnepfe f. *Schnepfen II.*

Sumpfschnetz f. *Sumpfhuhn 2.*

Sumpfvögel (Grallatores), eine verschiedene aufgefaßte Ordnung der Vögel, zu der meistens die Familien der Schnepfen, Trappen, Regenpfeifer, Kallen und Kraniche gerechnet werden. Nach anderer Auffassung, die auch in diesem Buche beobachtet worden ist, sieht man in den Grallatores eine größere Abteilung mit den Ordnungen der Laufvögel

oder Cursores (Regenpfeifer, Schnepfen, Trappen, Kraniche, Kallen usw.) und der Schreitvögel oder Grossores (Bisse, Störche, Reiher, Flamingos usw.). Die hierher gehörigen Vögel kennzeichnen sich durch ihre meist sehr langen Ständer oder Stelzen, die über die Ferse hinaus stets unbefiedert und mit weicher, flach geschuppter oder geschildertter Haut überzogen sind. Behen bald frei, bald mit Schwimmlappen oder kurzen Spannhäuten versehen. Flügel mäßig lang, Stoß meist kurz. Schnabel in Form und Länge sehr veränderlich.

Zwainfondrossel f. *Drosseln 15.*

Zybilis der Hasen f. *Pyämie.*

Zykemtschranbe (Kreuzschraube), die den Schloßschwanz (die sog. Scheibe) mit dem Schloßblech verbindende Schraube, die gleichzeitig auch durch den Schaft (Kolbenhals) geht und diesen mit dem Schreine verbindet.

Z.

Zafelente f. *Enten II, 2.*

Zagnetz (Klebgarn) f. *Jagnetze 2.*

Zagraubvögel; zu ihnen gehören die Familien der Falken und Geier. Ihre Augen stehen seitlich, sind gewimpert und von nur mäßiger Größe; sie haben einen Kropf, in welchem der Fraß (das Geletröpf) erweicht, um alsdann in den Magen zur eigentlichen Verdauung überzugehen. Das Gefieder ist hart und straff im Gegensatz zu dem weichen, loderen der Eulen. Lauf kräftig, meist mit herabhängenden, langen Federn (Hose) versehen; stets 4 Zehen mit rauher, warziger Sohle und scharfen Krallen. Gesichtssinn sehr stark entwickelt. Die Z. unterscheiden sich anatomisch scharf von den Eulen (namentlich in bezug auf Tränen-, Brust-, Gabel- und Flügelbein). An Halswirbeln sind 14, an Rückenwirbeln 4 bis 5 vorhanden. Weibchen fast immer stärker als Männchen; Farbe ihres Gefieders aber matter. Das Jugendkleid hat meist Längszeichnung, das Alterskleid Querzeichnung. Die Z. können außerordentliche Mengen Fraß auf einmal kropsen, dann aber auch sehr lange hungern. Sie haben nach dem deutschen Vogelschutzgesetz mit Ausnahme der Turmfalken, Schrei-, Seeadler, Bussarde und Gabelweißen (toten Milane) keine Schonzeit, jedoch werden die Adler (Stein-, See-, Fisch-, Schlangen- und Schreiadler) in Preußen u. a. zu den jagdbaren Vögeln gerechnet, genießen aber keine Schonzeit (Preuß. Jagdordnung 1907).

Zalg, das Fett der Hirscharten, des Stein-, Gems- und Schafwildes um deren Gescheide,

überhaupt in der Höhlung des Leibes, während das auf dem Wildbret liegende Fett genannt wird. Beim Schwarzwild jagt man statt Z. Flaumen, Fäsen oder Fäsen. Beim Hasen und beim geringen Federwild spricht man von Fett, sonst Fett, noch besser: Gut bei Leibe.

Zalschneehuhn f. *Schneehuhn 1.*

Tannenhäher (*Nucifraga Brissa*). Der starke, fast gerade Schnabel spitzt sich meißelartig zu und ist länger als der Lauf; im Innern des Unterschnabels von dessen Mitte bis zur Spitze befindet sich eine harte Erhabenheit, zwischen deren scharfen Kanten die gespaltene Zunge liegt. Die nahe der Schnabelwurzel befindlichen Keimen Nasenlöcher sind von den Bartborsten verdeckt. Die Flügel erreichen nur die Mitte des Stoßes. In unserem Gebiete haben wir eine Art, die in zwei Formen austritt, deren eine stellenweise bei uns brütet (f. u.), während die andere uns gelegentlich vom Norden her als Wintergast besucht. Diese Wanderer werden eine um so leichtere Beute der Schiefer, als sie mit unglaublicher Vertrauensseligkeit, um nicht zu sagen Dummheit, den Schützen herankommen lassen.

T a n n e n h ä h e r (*Nucifraga caryocatactes* Temm., *Corvus caryocatactes* L.; Kuckhäher, Kucknader, schwarzer Kartwart, Kuckwider, Spechtrabe, Kuck- und Bergjäd usw.). Länge 30, Stoß 11, Schnabel 4,5, Lauf 3,8 cm. Hauptfärbung dunkelbraun mit weißen Flecken, die an der Kehle schmal, nach unten hin größer und auf

der Brust tropfenartig sind. Flügel schwarz mit bläulichen Glanz und weißen Spitzensäumen an den kleinen Deckfebern. Der schwarze Stoß abgerundet mit weißem Endsaume. Schnabel und Ständer schwarz; Iris braun. Weibchen matter gefärbt als das Männchen. Man unterscheidet zwei Formen des *L.*, die auch wohl als besondere Arten betrachtet werden, nämlich den dickschnäbeligen *L.* (*Nucifraga caryocatactes pachyrhynchus*) und den dünnchnäbeligen *L.* (*N. c. leptorhynchus*), ersterer mit kürzerem, kräftigem Schnabel und kaum verlängertem Oberschnabel, sowie schmäler, weißer Stoßbinde, letzterer mit schlankem Schnabel, dessen oberer Teil den unteren merklich, oft beträchtlich, übertrifft, sowie mit breiter, weißer Stoßbinde. Die dickschnäbelige Form ist Brutvogel in Deutschland, denn sie nistet auf unseren höheren Gebirgen vom Harz bis zu den Alpen, auch einzeln in Ostpreußen, außerdem in den sonstigen europäischen Hochgebirgen, während die dünnchnäbelige Form ihre Heimat in Ostrußland, Sibirien, Japan und Kamtschatka hat. Das Anfang März gebaute Nest besteht aus mit Flechten bewachsenen Reisern, Holzmohr usw. und ist mit grünen Zwicken von außen verkleidet, innen mit weicherem Material ausgefattet. Die 3 bis 4 Eier sind von 30 : 24 bis 35 : 25 mm groß, bald den Dohlnen- und Elstern-, bald den Eichelhähereiern ähnlich. Des *L.* Nahrung besteht aus Birbelnüssen, Haselnüssen, Bucheln, Eicheln, Nadelholzsamen und Beeren, allerlei Gewürm, Insekten, ebenso jungen Vögeln und Vogeleiern, soviel er deren habhaft werden kann; auch aus den Dohnenkägen holte er die gefangenen Vögel heraus. Er ist ein wenig scheuer, dummdreister Vogel, dessen Stimme wie „Kräl kräl kräl“ klingt und zur Paarungszeit in einen schwachen Gesang übergeht. Im Flug unterscheidet er sich kaum vom Eichelhäher (*s. Häher*).

Lannenmarder *s. Marder 1.*

Tarfuß, eine ungenaue, daher verwerfliche Bezeichnung für denjenigen Abschnitt des Vogelbeines, der zwischen der Fehenvorzel und dem nächsten, oberhalb dieser befindlichen Gelenk gelegen ist. Die richtige Bezeichnung ist *Tarometatarfuß*, auf deutsch Lauf (*s. a. Vogel*).

Tasche *s. Schnalle.*

Tauben (*Columbae* oder *Gyrantoe*, *Girrvogel*), Ordnung der Vögel. Der etwas zusammengedrückt, ziemlich schwache Schnabel gerade mit abwärts gebogener, harter Spitze, an der Wurzel eine wulstige Haut, unter dieser die spaltförmigen Nasenlöcher. An den kurzen, bis zum Ferhengelenke befiederten Ständern stehen drei Zehen nach vorn, eine

in gleicher Höhe eingelenkt nach hinten, Vorderzehen ohne Bindefaute, Flügel spitz, Schwingen hart, Stoß wulfföдерig. Tauber und Taubin gleich gefärbt, Dunenkleid bei den Jungen sehr wenig ausgebildet. Kropf paarig; zur Brutzeit sondern seine Drüsen einen milchigen Saft ab, mit dem in der ersten Zeit die Jungen ernährt werden. Fast nie werden mehr als zwei Eier, stets von weißer Farbe, gelegt. Die Stimme ist bei allen Arten ein charakteristisches Gurren. Von den mehr als 400 bekannten Tauben kommen bei uns 3 bzw. 4 vor.

1. Gattung: *Columba L.*

Die wulstig aufgetriebene Haut an der Basis des Oberschnabels ist durch eine Furche geteilt. Stoß ist gerade, am Ende quer abgestutzt.

1) Ringeltaube (*Columba palumbus L.*, *Palumbus torquatus* Leach; große Holztaube, Kofhtaube). Länge 40 bis 45, Stoß 16, Schnabel 2 bis 2,5, Lauf 3 cm.



Flugbild der Ringeltaube.
(Breite etwa 70 cm.)

Auf dem Außenrande der oberen Flügeldeckfedern ein großer, weißer Längsflecken, die großen Schwingen weiß gerändert, an beiden Halsseiten bei ausgefärbten Vögeln ein halbmondförmiger, großer, weißer Fleck. Kopffedern, Hals und Oberseite blaugrau, Halsseiten, Nacken und Rücken meergrün mit Purpurschimmer, Kropfblaugrau mit grünem rotem Schiller, Unterseite bläulich-weiß, Schwingen und Stoß schiefergrau, letzterer am Ende grauschwarz mit einer hellen Querbinde. Der Schnabel ist an der Wurzel hochrot, an der Spitze gelb, die Nasenhaut weiß, wie bereift; Iris gelb, Ständer hochrot. Taubin schwächer, bläuer und mehr grau von Färbung. Den Jungen fehlt der halbmondförmige, weiße Fleck an den Halsseiten, auch sind sie im ganzen matter gefärbt mit wenig Metallschimmer. Die *R.* bewohnt ganz Europa vom 65. nördl. Br. ab, auch Asien und einige Teile des nördlichen Afrika; in Deutschland ist sie gemein. Diese starke, prächtige Taube lebt besonders im Walde, zieht allerdings Nadelholz vor, geht aber auch ebenfogut in Laubhölzer mit hohen Befänden; auch trifft man sie in dicht belaubten Feuchgewinden an Bäumen in der Nähe menschlicher Ansiede-

lungen. Ihr Nest ist ein einfacher, etwas sorglos aufgeführter Bau aus losen Reisern, gerade so dicht, um die zwei milchweißen Eier nicht durchfallen zu lassen, die etwa 39 : 29 mm messen. Die Taube wird zwar beim Brutgeschäft vom Tauber abgelöst, doch immer nur auf kurze Zeit in den Mittagsstunden, vollzieht also diese Pflicht fast allein; in 18 bis 20 Tagen sind die Jungen ausgebrütet, die dann von den Alten aus dem Kropf anfangs mit dem milchigen Sekret, später mit erweichten Körnern gefüttert werden. Die Klung der Ringeltaube besteht aus Waldsämereien und Körnern aller Art. Sie liebt besonders Fichtensamen, sucht aber auch Eichel und Bucheln. Im Herbst hält sie sich vorzugsweise an den Rändern der Gehölze auf, um die ausgefallenen Getreidekörner auf den Ädern zu äßen; später mit erweichten Körnern gefütterten Schaden anrichten, wenn sie in Flügel oder Scharen einfällt und die Garben plündert. Im Winter äßt sie, besonders wenn hoher Schnee liegt, gern Grünkohl. Auch Schnecken, sogar Kräupen, hat man im Kropfe von R. gefunden.

Die Ringeltaube ist Zugvogel, doch wo sie auch im Winter hinreichend Nahrung findet, bleibt sie; sonst zieht sie in starken Scharen dem Süden zu, mit Bedacht über größere Waldungen fort, um etwaigen Verfolgungen des Habichts und Wanderfalcken entgehen zu können, die ihre gefährlichsten Feinde sind. Im März kehrt sie paarweise zurück, worauf das Pärchen alsbald unter vielen Liebesbegegnungen und komischen, verliebten Sprüngen und Kuckern des Taubers zum Nestbau schreitet. Ehe aber die Brützeit beginnt, führt das Taubenpaar ein sorgloses Liebesleben. Nach Sonnenaufgang sieht man es oft irgend einem freistehenden Ast sich schnäbeln, das Gefieder ordnen; der Tauber schwingt sich in die Luft, um aber bald wieder einzufallen und die Tändeleien von neuem zu beginnen. Nun wird das Frühstück gesucht und gegen 10 Uhr zum alten Stande zurückgekehrt. Mittags und am späten Nachmittage streichen sie noch einmal nach Nahrung, mit Untergang der Sonne aber suchen sie Quartier im dichtesten Geäst, nahe aneinander geschmiegt. Die R. hat einen schnellen Flug, zu dem sie sich mit lautem Klatschen aufschwingt, und der wie „Wich, wich, wich“ klingt; im Flug erinnert sie etwas an den Habicht. Des Taubers Minneton ist ein heftiges „Kuckukuk“, wobei er, den Kropf schüttelnd und blähsend, auf einem Aste dicht an der Baumkrone steht.

2) **Hohltaube** (*Columba oenas* L.; kleine Holztaube Lochtaube Blaubaube).

Länge 30 bis 34, Stoß 12, Lauf 2,5 cm. Gesamtfärbung aschblau, auf dem unteren Rücken und den unteren Flügeldecken nicht weiß. Kopf und Hals aschblau, Kropf und obere Brust grau mit Purpurschiller, Halsseiten und Nacken mit blaugrünem Metallschiller, Schultern und Rücken dunkler blau, Schwingen aschgrau mit dunklen Flecken, die undeutliche, nicht zusammenhängende Bänder bilden, der zusammenhängende Stoß mit einer breiten, dunklen Binde, Schnabel an der Wurzel gelbrot mit trübgelber Spitze, Iris nußbraun, Ständer hochrot. Die Tauben zeigen mattere Färbung und sind schwächer, ebenso die Jungen. Da die Hohltaube Höhlenbrüterin ist, ihr aber die geeigneten Räume immer mehr genommen werden, so findet man sie viel seltener als die Ringeltaube, deren Verbreitung sie sich sonst anschließt. Sie nistet sowohl in Nadel- als in Laubbölgern, auch im Gemäuer, legt im März ihre beiden Eier, die 36 : 26 mm messen und von beiden Gatten ausgebrütet werden. Ist die erste Brut flugbar, so wird zur zweiten und auch zum zweiten Nestbau geschritten, weil das erste Heim so voll Kot liegt, daß es einer Kloake gleicht. Die Hohltaube soll sogar, wenn alle Bedingungen dazu vorhanden, dreimal brüten. Ganz im Gegensatz zur Ringeltaube ist die Hohltaube eine treue Behüterin der jungen Brut, verläßt diese in eigener größter Gefahr nicht, lebt gesellig mit ihresgleichen und paart sich selbst mit Hausauben. Zug und Lebensweise wie bei der Ringeltaube. Die Stimme weicht von der der Ringeltaube ab und klingt mehr heulend, etwa wie „Hufuf, hufuf“.

3) **Felsentaube** (*Columba livia* Briss.; wilde Feldtaube, Klippentaube). Gesamtfärbung mohnblau, auf dem unteren Rücken und den unteren Flügeldecken weiß. Länge 32 bis 34, Stoß 9,5 bis 11, Schnabel 1,9, Lauf etwa 2,5 bis 3 cm. Schnabel schwarz mit weißlicher, wulstiger Haut, Iris gelbrot, Ständer blutrot, die äußerste Stoßfeder ist bis zur schwarzen Endbinde auf der Außenseite weiß; sonst wie die Hohltaube gefärbt. Bei der großen Individuenzahl und ihrer weiten Verbreitung kommen vielfache Variationen vor. Die F. wird als Stammutter unserer Hausauben angesehen und findet in deren Tun und Treiben ein treues Abbild, wie denn auch der Tauber ruckend und lodend um die Taube herumläuft und nicht stillstehend wirbt, wie der der vorigen Arten. Ihre eigentliche Heimat ist das südliche Europa, wo sie die Küstenländer des Mitteländischen Meeres bewohnt; sie kommt in Nordafrika, teilweise in Asien und nur strichweise im nördlichen Europa vor, an den Küsten Schottlands, Norwegens, auf den Hebriden, Färöer, Orkney- und Shetlands-Inseln, in Oesterreich

nur in Krain und bei Triest, innerhalb Deutschlands wohl nirgends. Man darf sie nicht mit verwilderten Hausstauben verwechseln, mit denen sie sich allerdings paart und in deren Gemeinschaft sie vielleicht auf manchem Turm oder Mauerturm nisten mag. Auf Bäumen nistet sie nur im Notfall, weiß sich aber jeden Felsfald zum Nisten einzurichten und bevölkert die felsigen Gestebe am Mittelmeer in großen Mengen. Die beiden milchweißen Eier werden von der Taube unter unbedeutender Hilfe desäubers ausgebrütet. Ihre Kung ist die der anderen T., sie macht sich besonders durch Auslesen vielen Unkrauts entschärfen nützlich. Vom Norden her zieht sie im Herbst südwärts, zuweilen mit Dohlen- und Krähscharen gemischt, um sich vor Raubvögeln zu schützen, und kehrt im Frühling zurück.

II. Gattung: Turtur Ray.

Die wulstig aufgetriebene Haut an der Basis des Oberschnabels ist nicht durch eine Furche geteilt. Der Stoß stufig oder abgerundet, seine Mittelfedern am längsten.

1) Turkeltaube (Turtur turtur L., T. auritus Ray, Columba turtur L.). Länge 28—30, Schnabel 1,5, Stoß 11,5, Lauf 2 cm. Kopf und Nacken hell moosblau, Kopfseiten graurötlich, an den Halsseiten bilden einige Reihen kleiner, schwarzer Federn mit blendenblauen Enden einen offenen Ring; Oberflügel dunkelgrau, lebhaft rostrot gefärbt; Unterflügel und Bürzel grau-blau, obere Stoßdecken graubraun, Stoßfedern schieferfarbig, die beiden mittleren dunkler, alle mit weißen Enden. Hals und Brust purpurrötlich überflogen. Bauch weiß. Schulter- und Flügeldeckfedern, auch die Schwingen zweiter Ordnung blauschwarz mit rostlichen Kanten, Schulterfedern mit blauen Außenrändern, die übrigen Schwingen hell moosblau, die großen Schwingen schwarzgrau mit weißen Spitzen. Schnabel schwarz, Iris bei den Alten gelbrot, bei den Jungen braungrau; Oberfleischfarbig, Ständer blutrot. Die Täubinnen sind etwas schwächer und weniger lebhaft gefärbt. Die Jungen haben ein dunkel aschgraues Kleid, schwarz gefleckt und rötlichbraun gefärbt. Diese liebliche Taube bewohnt vom südlichen Schweden an ganz Europa, ist in dessen südlichen Ländern sogar gemein, wie auch in einem großen Teile von Afrika und in einigen Teilen von Asien. Die Turkeltaube nistet in den verschiedensten Holzungen auf Bäumen, zieht aber recht sonnige Lagen vor und baut ihr fast durchsichtiges, sehr kunstloses Nest meist in den Astgabeln, so daß man von unten die Eier durchschimmern sehen kann, die wie alle Taubenier milchweiß und etwa 29 : 23 mm groß sind. Im Gegensatz zur Ringeltaube pflegt die T. ihre Brut mit

großer Ausdauer; überhaupt ist ein Turkeltaubenpärchen ein anmutiges Bild von Gattenliebe und innigem Familienleben. Beobachtet man außer ihrer sehr zarten Färbung auch die höchst zierlichen Bewegungen in Gang und Haltung, so stellen sie sich dem Tierfreunde so nahe, daß auch der Jäger ihre Schonung als selbstverständlich ansieht, sich an der T. erfreut, dem sanften „Turt-turt-turt“ lauscht und während der Raft unter dem breitäftigen Baum ihrem Tun und Treiben mit Vergnügen zusieht. Die Turkeltaube streicht von allen Verwandten am schnellsten und entgeht sogar sehr häufig dem Falten durch ihre gewandten Schwingungen. Ein Kind von Licht und Wärme, zieht sie schon Ausgang September von uns und kehrt erst mit Ablauf des Aprils zu uns zurück, je nach der kälteren oder wärmeren Lage ihres Brutortes freilich bald eher, bald später. Ihre Kung ist die der vorigen.

Jagd.

Die T. werden den schädlichen Eieren gezählt und haben deshalb in Preußen und anderen Staaten keine Schonzeit. Das Gesetz rührt offenbar von den Forstleuten her, denn auf großen Feldern können sie dem untergeegarten Samen nur wenig tun, und von kleinen lassen sie sich sehr leicht abhalten, auch haben sie noch keine Kultur in Frage gestellt, daher das Verbot als ein etwas beisporniges anzusprechen ist. Der Weidmann wird es natürlich unter seiner Würde halten, in der Brutzeit alte Tauben abzuschießen. Der Naturfreund darf mit Recht verlangen, daß Geschöpfe, welche des Menschen Ziele nicht in Frage stellen, trotz kleiner Überschreitungen soviel wie tunlich erhalten bleiben. Wer also den rufenden, brandmageneren Tauber im Frühling schießen will, darf es tun und muß ihn eben anzuschleichen suchen, was nicht allzu schwierig ist, wenn man es unter Deckung tut und jedes Geräusch vermeidet, denn der Liebestaumel macht blind und nicht nur für den Gegenstand der Reizung, sondern auch für manchen Feind. Wer das Rufen der Tauben täuschend nachzuahmen versteht, kann sie auch aufs Locken schießen. Will man, was sehr viel zweckmäßiger und praktischer ist, sich der jungen Ringeltauben bemächtigen, um sie zu verspeisen, so warte man, bis man sie deutlich piepen hört und über den Rand des Nestes hervortragen sieht, dann sind sie gut und geben vortreffliche und nicht kleine Braten; man hüte sich aber sehr vor vielem Beobachten und Stören der Taube, denn wenn dies geschieht, so verläßt sie sicher Eier oder Junge, um nicht wiederzukommen. Im Herbst, gelegentlich der Hühnerjagd, kann man manchen Schuß auf Wildtauben (worunter wir haupt-

sächlich die Ringeltaube verstehen, da die anderen verhältnismäßig selten sind) anbringen, wenn man ihren Einfall auf Stoppelfelder, Erbsen- und Buchweizenäcker beobachtet und sich dort aus Garben und Bündeln eine Art Schirm herstellt. Wenn auch nach dem Schusse die Schar abstreicht, so darf man doch bald auf frische Zugügler rechnen, so daß man schließlich mit gefüllter Tasche abziehen kann. Die L. sind um diese Zeit sehr gut und wohlwollend. Auch macht man sich an den Trinkbläsen einfache Schirme, und namentlich früher hoffte man die L. durch sog. Sülzen oder Weizen, deren Hauptbestandteil Anisfröner sind, anzuloden; es ist dies ja auch eine nicht ungewöhnliche Maßregel der Laubenjäger, mit dem Anis die eigenen L. an den Schlag zu fesseln und vielleicht fremde anzuloden.

Von viel größerer Bedeutung ist für die betreffenden Gegenden die Jagd auf die scharnweise brütende Felsentaube. Augenzeugen nennen diese Jagd längs der Felsengefäße höchst interessant. Die Jäger fahren vor Sonnenaufgang in einem Boot entlang der Felsen und halten bei den Höhlungen, wo sie L. wissen oder vermuten, an; sowie die ersten Sonnenstrahlen erglänzen, streichen die Felsentauben hastig aus ihren Schlafstellen heraus, wobei ein geübter Schütze viele erlegen kann. Ebenso verfährt man auf dem Abendanstande, wenn sie einstreichen; daß man auch die Löcher verstopft und sie in den Höhlen mit Stangen massakriert, mag ganz praktisch und dem gemeinen Mann angemessen sein — weibmännisch ist es nicht.

Literatur: Raumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas; E. Schäff, Ornithologisches Taschenbuch, 2. Aufl.

In Preußen sind zafme L., die jemand hält, ohne ein wirkliches Recht dazu zu haben, wenn sie im Freien betroffen werden, ein Gegenstand des Tierfanges. Wer das Recht hat, L. zu halten, ist in den Provinzialgesetzen bestimmt. Wo diese nichts festsetzen, sind nur diejenigen, die tragbare Ader in der Feldflur besitzen oder diese Ader des Eigenlammers benutzen, nach Verhältnis des Adermaßes L. zu halten berechtigt.

Laubenfalte s. *Edelfalken I, 4.*

Laubenschießen auf lebende Lauben finden in Deutschland nicht statt, wohl aber Wurf-Taubenschießen als Vorübung für die Hühnerjagd. Das bedeutendste Preisschießen auf Wurf-Tauben ist das des Schießvereins deutscher Jäger, bei dem alljährlich die Meisterschaft von Deutschland im Flugschießen ausgeschrieben wird.

Lauber, männliche Taube.

Lauchente s. *Enten II und Taucher I, 2.*

Taucher (Urinatoros), eine Ordnung der Vögel, welche die Steißfüße oder eigentlichen Taucher (Colymbidae) und die Alken oder Flügeltaucher (Alcidae) umfaßt. Dem harten, scharfschnabigen, verschieden gestalteten Schnabel fehlen die Lamellen; die Nasenlöcher sind verschließbar. Durch die sehr weit nach hinten gestellten Ruder gehen alle L. sehr aufrecht und ungeschickt, dagegen schwimmen und besonders tauchen sie vortrefflich. Stofs sehr kurz oder gar nicht vorhanden. Wir behandeln hier nur die Steißfüße oder eigentlichen Taucher (Colymbidae), die Alken in einem besondern Artikel. Bei den Steißfüßen ist der Körper lang, etwas abgeplattet, der Schnabel gerade und spitz, etwa kopflang, der Lauf sehr stark seilich zusammengedrückt; die Vorderbeine lang, entweder mit seitlichen, lappenförmigen Säumen oder mit Schwimmhäuten; die Hinterzehe stets vorhanden, doch klein (Hauptunterschied gegen die Alken).

I. Gattung: **Lappentaucher** oder **Steißfüße** (Colymbus).

Bis zum ersten Gelenk der drei Vorderbeine eine Bindegaut, der übrige Teil mit seitlichen Lappensäumen; an der Hinterzehe ein häutiger Saum. Lauf scharfkantig zusammengedrückt, vorn mit einer, hinten mit zwei scharfkantigen Längsleisten, an den Seiten mit 20 bis 24 Quertafeln. Die zweite Schwinge ist die längste. Flügel nackt, statt des Stoßes ein Büschel fein zerstückelter Federn; auf Kopf und Halsseiten in der Erregung aufrichtbare Federbüsche, die den Vögeln ein sehr sonderbares Äußere geben. Gefieder ungemein dicht und glatt, stets fettig, daher dem Eindringen des Wassers unzugänglich. Um aufzustehen, nehmen die L. einen Anlauf auf dem Wasser, streichen alsdann aber ziemlich schnell. Ihre Nahrung besteht aus Fischen und allerlei Wassertieren und wird durch Tauchen beschafft. Die Nester schwimmen auf einer Bülte im Schilf, Rohr usw., enthalten zahlreiche, gestreckte, bräunlich-grüne Eier. Beim Schwimmen liegen die Lappentaucher sehr tief im Wasser.

1) **Großer Lappentaucher** (Colymbus cristatus L., Podiceps cristatus; großer Haubentaucher, großer gehaubter Steißfuß, großer geböhrter Kronentaucher, Zersch, Vorch, Greden; s. Abb. 1). Länge 55, Schnabel 4,8, Lauf 8 cm. Prachtkleid: Auf dem Scheitel stehen verlängerte Federn, die einen zweiteligen Federbusch bilden und, wenn aufgerichtet, wie zwei Hörner aussehen; hinter den Ohren, auf den Wangen und unter der Kehle ein aufrichtbarer Federtragen, der die unteren Halsteile wie ein

Rad umgibt. Stirn braungrau, Federhörner schwarz, Kehle und Umgebung der Augen



1. Kopf des großen Lappentauchers.
(Männchen im Prachtskleid.)

weiß, Kragen licht rostrot mit braunschwarzem Saum, ein dunkler Streifen zieht sich vom Schnabel nach den Augen hin; Hinterhals schwarzbraun, Oberseite dunkel grau Braun mit weißlichen Spitzenkämmen; Brust- und Bauchseiten kastanienbraun gemischt; Unterseite glänzend weiß, wie Atlas schimmernd; im Mittelflügel und auf den Schultern zwei weiße Längsflecken. Im Herbstkleid ist der kurze Kragen weiß, mit etwas Rostrot gemischt und mit schmalem, schwarzem Saum, die oberen Teile mehr grau; das Kastanienbraun an den Kumpfseiten fehlt. Das Jugendkleid ebenso, nur die Oberseite grau mit braunen Flecken, Unterseite weiß. Die Weibchen sind bedeutend schwächer; bei den jungen Vögeln sind Hörner und Kragen geringer und von matterer Färbung. Schnabel rötlich, Ruder grau, Iris karminrot. Die Dunenjungen sind weißlich, oben mehr grau, an Kopf und Hals mit 5 dunklen Längsstreifen versehen. Den hohen Norden ausgenommen, ist der gr. L. in ganz Europa verbreitet, ebenso im nördlichen Asien und Afrika. Im nördlichen Deutschland ist er gemeiner Brutvogel, findet sich an den Meeresküsten, auf großen Landseen und Teichen, deren Ufer mit Schilf und Rohr dicht besetzt sind, und nur zur Jugendzeit trifft man ihn auf Flüssen. Sein Nest steht nach der Wasserseite im hohen Uferwuchs, zwar besetzt, doch immer schwimmend. An geeigneten Stellen gibt es förmliche Kolonien von Nestern. Im März kommt er in Deutschland an, im Mai findet man das Gelege, 2 bis 4 Eier, bräunlich, gestreckt, 50 : 33 mm groß, die in drei Wochen von beiden Gatten ausgebrütet werden. Beide pflügen und schützen die niedlichen Jungen mit großer Umsicht, ihr Rücken ist oft der Ruheplatz der Jungen. Der gr. L. hat schwimmend ein prächtiges Ansehen, ein Paar solcher Vögel sind eine Zierde für Landseen und Teiche; sein langer Hals, den er fast immer hoch trägt, macht ihn weit hin sichtbar. Wartet er Gefahr, so taucht er geräuschlos und blitzschnell unter, um wohl

an 60 m entfernt wieder aufzutauchen, den vermeintlichen Feind beobachtend. Seine kräftige, weit hin schallende Stimme klingt wie „Köt löf löf“ oder auch „Kraort kraort“. Der Flug ist der schmalen, kurzen Flügel wegen schwerfällig, nur im Herbst machen die L. öfter Flugübungen, um in dieser Jahreszeit spät und bei Nacht fortzuziehen. Sie leben von kleinen Fischen, Wassertieren aller Art, Fröschen, Laich, zarten Pflanzen und liefern ein gesuchtes Raubwerk. Fast stets findet man in ihrem Magen Federn, was auch bei den anderen Arten der Fall ist.

2) Schwarzhals-Lappentaucher (Colymbus nigricollis Brehm, C. auritus Gmel., Podiceps auritus Temm.; gedöhrter Steißfuß, großhöhrige Lauchente, kleines Golobohr). Länge 28 bis 30,5, Schnabel 2,2, Lauf 3,6 bis 4,2, Mittelzehe ohne Nagel 4,3 cm. Schnabel schwach, an der Spitze etwas aufwärts gebogen. Prachtskleid: Auf dem Hinterkopf ein kleiner, abgekürzter Federbusch, in der Mitte etwas vertieft, rötlich-gelb; Kragen rostrot mit ockergelben Spizen. Kopf und Genid schwarz, grün schimmernd, Kinn, Hals und Kropfseiten schwarz, die Seiten dunkel rostrot, zuweilen dunkel gefleckt, die Unterseite weiß, wie Atlas glänzend; Oberseite schwarzbraun, Spiegel weiß. Weibchen schwächer und auf der Ohrgegend matter gefärbt. Dem Jugendkleid fehlen die langen Kopffedern, Wangen und Kehle weiß, nach der Ohrgegend in mattes Rostrot übergehend, unter dem nackten Flügel und dem Auge ein dunkler Streifen, Oberkörper samt Flügel schwarzbraun, Spiegel weiß; Vorderhals braungrau, die Seiten dunkler, die Mitte des Kropfes und der Vorderseite glänzend weiß. Das Herbstkleid der Alten hat keinen dunklen Streifen an den Seiten des Kopfes, sonst dem Jugendkleid ähnlich; Schnabel dunkelgrau, an der Wurzel rötlich, Iris rot. Der Schwarzhals-L. bewohnt Mittel- und Süd-Europa, Sibirien und Nordafrika. In Deutschland strichweise häufig, findet man ihn auf Landseen und Teichen mit bewachsenen Ufern und dichtem Grundwuchs. Sein Nest baut er aus Schlamm und Pflanzen; die 39 : 26 mm großen Eier ähneln in Gestalt, Farbe und Anzahl denen des großen Lappentauchers sehr, mit dessen Lebensweise



2. Kopf des Schwarzhals-Lappentauchers im Prachtskleid.

der S. auch übereinstimmt. Seine an stillen Abenden sanft und doch weit hörbare Stimme klingt wie „Bib bid bidwibidwibidwibid“.

3) **Gedächter Lappentaucher** (*Colymbus auritus* L., *Podiceps cornutus* Lath., *P. arcticus* Boie; gehörnter Steißfuß, kleiner Kronentaucher, großes Goldohr). Länge 32,2 bis 35, Schnabel 2,3, Lauf 3,6, Außenseite mit Nagel 5,4 cm. Schnabel gerade, die Spitze ganz schwach abwärts gebogen. Prachtkleid: Die Seiten des Oberkopfes zieren zwei Federbüschel wie zwei Hörner, größer als beim Lappentaucher, auf ihnen je ein lebhaft rostroter, nach hinten breiter verbender Streifen; der schwarze Kragen vollrund, Kopf und Hinterhals schwarz, Stirn grau überflogen, der Oberkörper schwarzbraun, Spiegel auf den Flügel weiß; Gurgel, Kropf und Bauchseiten schön dunkel rostrot, Unterkörper reinweiß mit Atlasglanz. Herbstkleid dem vorigen ähnlich, die Oberseite dunkelbraun, Hals rötlich, unterseits glänzend weiß. Schnabel schwarz, an der Wurzel und Spitze rot, Hügel rot, Iris karminrot, von der Pupille durch einen weißen Ring getrennt, Nuder grau, Gelenke und Knie grünlich. Er ist der prächtigste von allen Lappentauchern und am meisten nordwärts verbreitet; er findet sich in Nordeuropa, Sibirien, Island und Nordamerika; bei uns kommt er nur auf dem Zuge vor. Seine 4 bis 6 Eier, welche denen des vorigen sehr gleichen, sind 41 : 27 mm groß. Er ist als nordischer Vogel weniger scheinbar als die anderen Gattungsverwandten, taucht deshalb auch nicht so viel und streicht öfter, wenn auch schwerfällig. Die Anhänglichkeit der Gatten untereinander ist rührend; ist eine Ehehälfte erlegt, so trennt sich die andere ungerne, oft gar nicht von der verendeten.

4) **Rothhäufiger Lappentaucher** (*Colymbus griseigena* Bodd., *Podiceps rubricollis* Lath.; rothhäufiger Steißfuß, grauehäufiger Hauptentaucher, kurzschwöpfiger Laucher). Länge 40 bis 45, Schnabel 3 bis 3,5, Lauf 5,4 cm. Prachtkleid: Oberkopf bis auf das Genid hinab schwarz; Kopffedern und Nackenträger mit weniger verlängerten Federn, fester anliegend; Kopfseiten und Kehle gelblich-schwarz; Hals hell braunrot, Kropf kastanienbraun, Seiten dunkelgrau, Unterleib gelblich-weiß, grau gefleckt, Oberleib glänzend braunschwarz, Spiegel weiß. Im Jugendkleide sind Kinn und Kehle weiß, an den Seiten drei braune Längsstreifen; Hals und Kropf gelblich-rostfarben, Seiten dunkel braungrau. Der Schnabel ist im Frühling an der Spitze schwarz, an der Wurzel gelb, sonst rotgelb, im Herbst blaß rötlich-gelb. Iris rotbraun, Nuder olivengrün-grau. Er bewohnt Ost- und Südost-Europa, das angrenzende Mittelasien bis

Turkestan, geht nicht über das mittlere Schweden hinaus, ist in Deutschland, besonders im Osten, seltener bald häufig, bald selten. Die 3 bis 5 Eier messen 55 : 38 mm, sind in Gestalt und Form den vorigen ähnlich. Die Stimme klingt wie „Reel reel reel leel“! In der Paarungszeit soll er unangenehm klingende, wiederholte Töne ausstoßen. Er ist wenig scheu.

5) **Kleiner Lappentaucher** (*Colymbus nigricans* Scop., *Podiceps minor* Lath.; kleiner Steißfuß, Zwergsteißfuß, schwärzlicher L., kleiner L., Paarentchen). Länge 23,5, Schnabel 1,5 bis 1,7, Lauf 3,2, Mittelzehe ohne Nagel 4 cm. Prachtkleid: Federkopf und Krage fehlen. Vorderkopf, Kehle, Kropf und Oberseite braunschwarz glänzend, Scheitel und Nacken schwarz mit grünem Glanz; die Seiten des Kopfes und der Oberhals dunkel braunrot, die Mitte des unteren Körpers silbergrau; Stopfpinsel oberseits schwarzbraun, unterseits weiß, sonst alle anderen Teile glänzend schwarzbraun; Schnabel kurz und stark, schwarz mit weißlicher Spitze; Iris braunrot, Nuder braungrün. Im Jugendkleide sind alle oberen Teile dunkel schwarzbraun; Unterseite grau, an den Kopfseiten ein schwarzer Streifen auf weißem Grunde, Kehle und Brustmitte weiß; Dhrgegend, Vorderhals und Kropf rostfarben. Dem Herbstkleide der Alten fehlen die gestreiften Kopfseiten, sonst dem Jugendkleide gleich. Der L. bewohnt die gemäßigten Länder Europas und Asiens, ist besonders in Deutschland eine allbekannte Erscheinung auf allen größeren und kleineren Seen, Teichen, Weihern, Mühlenteichen, überall, wo nur reich bewachsene Ufer zu finden sind. Sein Nest steht oft frei wie ein Klumpen auf dem Wasser, nur so befestigt, daß es nicht von der Strömung fortgerissen werden kann. Seine kleinen Eier, 36 : 28 mm groß, sind an Gestalt und Färbung denen der vorigen Art gleich. Der Vogel ist scheu, klug und wachsam, weiß genau zur rechten Zeit zu tauchen, und da der Beobachter nur Schnabel und Augen sieht, wird der Vogel oft für eine Wasserpflanze u. dgl. gehalten und entgeht so der Verfolgung. Seine Stimme klingt wie ein sanftes „Bib bid bid bib“.

Die Nahrung aller dieser L. ist dieselbe, und wenngleich sie Fische nehmen, so ist ihre Schädlichkeit doch nur untergeordnet und ihre unablässige Verfolgung von seiten der Fischer um so weniger gerechtfertigt, als die L. viel Ungeziefer verschlingen.

II. Gattung: Zertaucher (*Urinator*).

Die drei langen Vordersehen mit ganzen Schwimnhäuten; die Nuder sehen weit nach hinten; die sehr zusammengedrücktten Läufe so-

wie die Wurzeln der Behen ringsum geneigt, die Behen auf dem Rücken gefäßelt; der Nagel an der Mittelzehe ist viel länger als breit. Die Flügel schmal, kurz und spitz, erste Schwinge die längste; der kurze Stoß abgerundet, 16 bis 20feberig; die Zügel sind befiedert; der priemenförmig zugespitzte Schnabel so lang wie der Kopf mit scharfen Schneiden. Federzierden am Kopfe fehlen stets. Die *S.* bewohnen den hohen Norden, sind Strichvögel, leben nicht in starken Scharen, sondern nur paarweise oder in geringen Flügen zusammen. Sie schwimmen sowohl über als auch unter dem Wasser mit raumenswerter Fertigkeit, können sogar bis 3 Minuten unter Wasser aushalten, wobei sie die Fische blig schnell verfolgen. Sie sind sehr scheu, daher schwer zu beschleichen; schlafend lassen sie sich vom Wasser treiben Kopf, Schnabel und Latschen ins Gefieder ziehend. Ihre Nahrung sind nur lebende Fische; der Brutort ist auf süßen Gewässern, oft weit vom Meer entfernt, aber still und einsam gelegen. Das Nest steht im Ufergrase, dem Wasserpiegel ganz nahe. Beide Gatten brüten.

1) Nordseetaucher (Urinator lumme Gunn., *Colymbus septentrionalis* L., *Eudytes septentrionalis* Ill.; rotflügeliger *L.*, rot-halbiges Seetaucher). Länge 57 bis 61, Stoß 5, Schnabel 5,5, Lauf 6,8, Mittelzehe ohne Nagel 7,6 cm. Schnabel an der Stirne wenig aufwärts gebogen, Kehle rotbraun, bei Jungen weißlich. Im Hochzeitskleide sind Kopf und Hals aschgrau, an letzterem vorn ein kastanienbrauner Streifen, die Oberseite schwarzbraun mit weißlichen Lupfen. Das Herbstkleid hat die ganze Oberseite schwarzbraun mit weißlichen Flecken; Kehle, Wangen, Halsseiten und Gurgel weiß. Tragsfedern schwarzbraun, weiß gesäumt; am Steiß eine schwarze Binde. Ruder matt fleischrot, Lauf dunkelgrüngrau; Schnabel schwarz, Iris dunkelbraun. Der *N.* brütet im Norden der Alten und Neuen Welt, in Europa südlich bis zum nördlichen Großbritannien und Schweden, zieht südwärts bis nach Italien und wird im mittleren Europa gar nicht selten gesehen, wobei er vom Meere gegen die Flüsse landeinwärts zieht. Im Binnenlande kommen fast nur Vögel im Herbst oder Jugendkleide vor, an den Küsten auch im Prachtkleide. Die beiden Eier haben auf trüb gelbgrüner Grundfarbe graue und darauf braunschwarze Flecken und Punkte, sind gestreckt, grobkörnig und messen 77 : 44 mm. Die Stimme des *N.* ist rauh und klingt wie „Kork kork“.

2) Eistauer (Urinator imber Gunn., *Colymbus glacialis* L., *Eudytes glacialis* Naum.; Eistaucher, isländischer Eistaucher, Riesentaucher, Zuber). Länge 85, Stoß

5,6, Schnabel 8 bis 9, Lauf 9 cm. Prachtkleid: Kopf und Oberhals schwarz mit grünem Schimmer, Oberseite mattschwarz mit weißen Lupfen, im Genick ein breiter, weißer Streifen, der an den Halsseiten spitz ausläuft; Kehle mit schmalen, weißem Streifen, beide schwarz gefruchtet; Vorderseite glänzend weiß, Schultern schwarz mit rehnenweise angeordneten, viereckigen, weißen Flecken. Wurzeln und obere Stoßbeden schwarz mit weißen Lupfen, Schnabel schwarz. Herbstkleid: Oberseite schlabraun mit hellen Säumen, an den Seiten punktiert. Schnabel grau, Ruder braungelb; Iris rot. Seine Heimat ist der hohe Norden, bei uns ist er selten. Lebensweise wie die aller *L.*

3) Polar-taucher (Urinator arcticus L., *Colymbus arcticus* L., *Eudytes arcticus* Ill.; Polar-seetaucher, schwarzkehligter *L.*, Ostseetaucher). Der Lauf ist kürzer als die Mittelzehe ohne Nagel. Länge 64,5, Stoß 5,1, Schnabel 7, Lauf 6,5 bis 7, Mittelzehe ohne Nagel 7,9 bis 9 cm. Im Prachtkleid ist die Grundfarbe der Oberseite tiefschwarz mit edigen, weißen Flecken, die sich nach den Seiten hin verkleinern. Scheitel und Nacken aschgrau; Kinn, Gesicht und Kehle tiefschwarz, auf dieser ein weißer Ring; auf den weißen Halsseiten schwarze Längsstreifen; Vorderseite weiß glänzend. Im Herbstkleide herrscht graubraune Färbung vor, auf der weißen Unterseite zeigen sich Längsstreifen; Schnabel hornschwarz, in der Jugend hellgrau, Iris stets braun, Ruder trüb fleischfarbig. Der *P.* ist zwar ein hochnordischer Vogel, der aber südlich brütend bis Nordschottland, Südlandmadien und selbst bis nach Deutschland vorkommt. Einzelne Paare nisten an großen Seen in Ostpreußen und Pommern. Die zwei Eier messen ungefähr 83 : 51 mm und sind auf lehmgelbem bis schokoladebraunem Grunde mit gleichmäßig verteilten, schwarzen und graulichen Flecken bedeckt. Die Stimme des *P.* klingt wie „Iai“ oder „Irau“.

Jagd.

Die Seetaucher fischen zwar unablässig, doch wäre es gesücht, ihnen dies in Ansehung des ungeheuren Fischreichtums der offenen See anzurechnen. Die Jagd auf alle *L.* hat insofern ihren Reiz, als sie sehr schwierig und unberechenbar ist, da man zwar diese Vögel nur zu bald tauchen sieht, aber nie weiß, wo sie wieder erscheinen werden, und sie daher den Jäger in fester Spannung erhalten, dem weiter nichts übrig bleibt, als sie so lange mit dem Rahne zu verfolgen, bis ein Schuß glückt. Mühseliger Erfolg bietet die Jagd auf *L.* vom Seeufer aus. Wenn man in der Nähe des Ufers einen oder mehrere *L.* liegen sieht, so schleicht man sich, soweit es möglich ist,

an und wartet das Untertauchen ab. Dann läuft man schnell bis zum Wasserrand und wartet hier das Wiedererscheinen des T. mit schußfertiger Flinte, womöglich in liegender Stellung, ab. Sobald ein T. in schußmäßiger Entfernung auftaucht, muß man feuern. Da sie bei Gefahren sehr tief im Wasser liegen, so daß nur der lange Hals wie ein Stab sichtbar ist, so muß man eine Handbreit unter sie halten, um sie nicht zu überschießen. Da die Schrote aber selten den im Wasser liegenden Rumpf des T. erreichen, sondern beim Aufschlagen auf das Wasser abgellen, so ist es praktischer, feinere Schrote zu laden und auf Kopf und Hals zu schießen. Wer sich mit der Jagd speziell abgeben will, bediene sich eines sog. Wisches, wie man ihn auch auf Wildenten anwendet. Er besteht aus einem mit Schilf oder Rohr so verklebten Kahn, daß unter diesem Schuß ein Jäger und ein Ruderer notdürftig Platz zu ihren Bewegungen finden; nun rudert man vorsichtig den Tauschern nahe, bis ein Schuß anzubringen ist. Um sie recht vertraut zu machen, läßt man auch einen so verklebten Kahn einige Zeit auf dem Wasser liegen, damit sich die T. an seinen Anblick gewöhnen, wonach man weniger Mühe mit dem Anfahren hat. Die Puschucht der Damen, die sich mit Tauscherbälgen schmücken, trägt zur Verminderung dieser interessanten Vögel leider sehr viel bei.

Literatur: Neumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas; E. Schäffl, Ornithologisches Taschenbuch, 2. Aufl.

Für die T. gilt nicht das Vogelschutzgesetz vom 30. Mai 1908, in Preußen ist es nach dem Fischereigesetz vom 30. Mai 1874 (in der Fassung des Gesetzes vom 30. März 1880) dem Fischereiberechtigten gestattet, T. ohne Anwendung von Schusswaffen zu töten oder zu fangen und für sich zu behalten.

Tauschgans s. Säger 1.

Tauschlag, tauschlägige Fährte, die im Tau hinterlassene, also auf Wiesen, Saat usw. deutlich sichtbare Fährte.

tauschlägig spüren (tauschlächting fährten, auf dem Tauschlage spüren), das Spüren im taufrischen Gras, Heidekraut usw.

Tedel s. Dachshund.

Zeiche s. Seen.

Teichhuhn (Gallinula), Gattung aus der Familie der Rallen (Rallidae). Die Firtze des Schnabels verlängert sich in die Stirn hinein; Federgrenze an den Schnabelfseiten wenig vortretend, vorn abgerundet; Nasenlöcher seitlich über der Mitte der Mundspalte; Beine ohne Randhäute, von auffallender Länge, ohne Bindehaut; Schulterfedern kürzer als der in Ruhe zusammengelegte Flügel. Bei uns eine Art.

Grünfüßiges Teichhuhn (Gallinula chloropus Lath., Fulica chloropus L.; gemeines Teichhuhn, rotes Blähhuhn, rotbläufiges Wasserhuhn, großes, rotstirniges Wasserhuhn, Wasserherne, Rotblähschen). Länge 30,5 bis 35, Stoß 6,6, Schnabel 2,7, Lauf 4,8, Mittelzehe ohne Nagel 5,3 cm. Oberseite dunkel olivenbraun; Kopf, Hals, Brust dunkel schiefergrau, Mitte der letzteren und Bauch weiß; Steiß schiefer schwarz, untere äußere Stoßdecken weiß, die mittleren schwarz. Die weißen Spitzen der Seitenfedern bilden längs der Flügel ein weißes Band. Die Blöße und die obere Schnabelhälfte hochrot, die untere gelblich; Ständer grünlich, über dem Fernengelent ein gelbroter Fleck. Das schwächere Weibchen dem Männchen ähnlich, nur in der Färbung matter. Im Jugendkleid ist die ganze Oberseite olivenbraun, an den Halsseiten mit Aischtau vermischt, Kinn und Kehle weißlich, die übrige Vorderseite bis an den Bauch dunkelgrau, stellenweise hell gewölkt, Innen- und Außenseite der Schenkel und Bauch weiß, der übrige Teil wie vorher. Blöße und Schnabel grünlich-gelb. Flügel weißlich, vor den Augen ein heller Fleck. Das grünfüßige T. ist über ganz Europa bis an die Grenze der kalten Zone, sowie über das gemäßigte Asien verbreitet. Man findet es stets an bewachsenen Weihern und Teichen; nur Nahrungsmangel zwingt es zum Zuge südwärts. Das Nest stellt zwischen dem Ufergewächs der Gewässer und enthält 6 bis 10 Eier, 42 : 30 mm groß, die auf gelblichem Grunde mit grauen, brannen und schwarzen Punkten besetzt und von matter, feintörniger Schale sind. Obgleich das Teichhühnchen keineswegs selten ist, so wird es doch meist nur wenig gesehen, so daß es oft schon mehrere Jahre auf einem stillen Weier nahe menschlichen Ansiedelungen gebrütet und sein Wesen getrieben hat, ehe es bemerkt wurde. Der kleine Vogel lebt meist sehr heimlich, kommt nur ungern auf die freie Wasserfläche heraus und klettert mit ungläublicher Geschwindigkeit an den Halmen herum, wo er übersehen wird, da er nicht bis an die Spitzen herankommt; in dieser Stellung läßt er auch den Hund unter sich wegpflätschern, von dem er aber freilich in manchen Fällen gegriffen wird. Wo jedoch das Nöhrtrich nicht dicht genug ist, um seine Vertiefkämpfe zu begünstigen, hat man mit der Jagd leichteres Spiel, namentlich auf kleineren Weihern. Der erlegte Vogel bietet keine praktische Verwendung und schmeckt schlecht, daher seine Schonung nur zu empfehlen ist.

Teichwasserläufer s. Wasserrläufer 6.

Tellerreis s. Fallen IIIb.

Temmindsstrandläufer s. Strandläufer 6.

Tengmalmsläug s. Eulen II, 3.

Tesching, ein leichtes Gewehr kleinen Kalibers zum Schießen auf Scheiben und kleinere Vögel.

Tesco, Ramenschuß der bekannten Gewehrfabrik Teschner & Co. in Frankfurt a. Ober. Bekannt sind besonders die Tesco-Bleigeschosse mit Aluminiumboden, die auch aus Wäschern geschossen werden können, sofern diese für Mantelgeschosse gezogen sind, und die Tesco-Lauffschiene, eine verstellbar angeordnete Visierschiene auf Browningslinten, mit deren Hilfe jeder Jäger die Treffpunktlage seiner Flinten regulieren kann.

Tiefblattschuß, der unterhalb des Herzens einschlagende Blattschuß.

Tier, weibliches Stüd Elch, Rot- und Damwild, sobald es nicht mehr als Kalb angesprochen werden kann. Von diesem Zeitpunkt an wird es Schmaltier, nach dem ersten Brunsten Alttier (altes T.) und schließlich, wenn es nicht mehr fortpflanzungsfähig ist oder in dem Jahre kein Kalb gesetzt hat, Gelltier, geltes T., genannt.

Tierfang. Der freie T. bildet den Gegenfuß zur Jagdbarkeit; s. jagdbar 1. Alle Tiere, die nicht jagdbar sind, können von jedermann getötet oder gefangen werden. Der freie T. ist aber erheblich beschränkt. Zunächst kann jeder Grundeigentümer einen Unbefugten von seinem Grund und Boden verweisen. In vielen Gegenden gibt es Polizeiverordnungen, nach denen das Betreten fremder Grundstücke zum Zwecke des Fangens und Erlegens wilder Kaninchen nur mit Genehmigung des Grundeigentümers und des Jagdberechtigten gestattet ist. Nach § 115 I 9 des preussischen Allgemeinen Landrechtes muß derjenige, der auf fremdem Grund und Boden ohne Vorwissen oder gegen den Willen des Eigentümers nicht jagdbare Tiere gefangen hat, diese dem Eigentümer auf dessen Verlangen unentgeltlich herausgeben. Nach § 368 Ziff. 10 des Strafgesetzbuches wird derjenige bestraft, der in Jagdaustrüstung sich unbefugt in einem fremden Jagdgebiet aufhält. Das Fangen und Erlegen von Vögeln ist durch das Vogelschutzgesetz vom 30. Mai 1908 erheblich beschränkt. In Wirklichkeit besteht hiernach der freie T. nur in ganz geringem Umfange.

Tiergarten s. Willpark.

Tigritilio s. Illis 2.

Tirag, Dedgarn zum Fangen der Feldhühner, s. Rebhuhn, Fang; der Fang dieser Art heißt tiragieren.

tire haut s. hab' acht!

Toch-toch! (töch-töch), Zuruf an die Parforceleute, um sie anzufeuern.

Tollwurm, bei Hunden und Katzen ein spinneförmiges, Inorpelähnliches Gebilde,

das in der Mittellinie der unteren Zungenfläche locker unter der Schleimhaut liegt, weißlich durchschimmert und leicht ausgezogen werden kann. Nach altem Aberglauben sollte die Entfernung dieses harmlosen Gebildes (Tollwurmschneiden) die Hunde vor der Tollwut schützen.

Tollwut (Hundswut), eine ansteckende, meist unheilbare Krankheit. Sie kommt in allen Erdteilen bei Hunden, Katzen, Wölfen und Füchsen vor und ist auf sämtliche warmblütigen Tiere und den Menschen durch den Biß wutkranker Tiere übertragbar. Der Ansteckungsstoff, dessen Wesen noch nicht genau erforscht ist, findet sich im Speichel, den Nerven, dem Rückenmark und Gehirn der erkrankten Tiere. Von der Bißstelle aus dringt das Blutgift den Nervenbahnen entlang nach dem Gehirn und Rückenmark vor.

Krankheitserscheinungen werden oft erst mehrere Wochen, selbst einige Monate, nach der Ansteckung erkennbar. Meist läßt sich im Anfangsstadium ein verändertes Benehmen der Tiere wahrnehmen, das jedoch bei Stubenhunden und bei der sog. stillen Wut recht wenig bemerkbar sein kann. Gewöhnlich sind die Tiere mißlaunig, unsofsam und auffallend unruhig und aufgeregter. Sie verschmähen selbst ihre Lieblings Speisen, benagen dagegen alle möglichen unverdaulichen Gegenstände und suchen sie hinabzuschlingen (Holz, Leder, Stroh, Federn, Steine, Metallstücke usw.). Daneben besteht Speichelfluß, und es macht sich gesteigerter Geschlechtstrieb bemerkbar. Meist zeigt sich dann ein mächtiger Drang zum Entlaufen, wobei die Tiere planlos umherrennen, oft weite Strecken zurücklegen und sich häufig nicht mehr nach Hause finden. Dabei haben sie ausgesprochene Rauf- und Beißlust und greifen alle Tiere an, die ihnen in den Weg kommen. Auch in diesem Zustande können sich die Hunde gegen den eigenen Herrn und ihre gewohnte Umgebung noch friedlich verhalten. Das Bellen klingt eigentümlich heiser und geht in ein hohes, langgezogenes Heulen über. In manchen Fällen kann durch diese Veränderung der Stimme schon Wutverdacht erweckt werden. Auf die Erregungszustände folgen Stadien der Erschlaffung und Ruhe, wobei sich die Tiere ängstlich verkriechen. Die Wutanfälle wiederholen sich, bis Lähmungen eintreten, die raschen Verfall der Kräfte und Tod bebingen. Die ersten Lähmungserscheinungen machen sich am Kopfe bemerkbar. Die Tiere lassen den Unterkiefer herabhängen und sind durch Nervenlähmung am Schlünden behindert. Durch die vergeblichen Anstrengungen, etwas Nahrung oder Wasser aufzunehmen, werden häufig Wutanfälle ausgelöst, ja es kommt vor, daß durch das Hinreicheln oder den bloßen

Anblick von Futter oder auch nur von Wasser Wut- und Krampfanfälle entstehen. Die unrichtige Deutung derartiger Fälle hat zu der Annahme geführt, als ob wutkranke Tiere sich vor dem Wasser scheuten. Unter Lähmung des Hintertheils und allgemeiner Hinfälligkeit tritt nach durchschnittlich 5 bis 7 tägiger Krankheitsdauer der Tod ein. Als rasende Wut bezeichnet man die mit heftiger Erregung, Drang zum Entweichen und großer Bissigkeit verlaufenden häufigeren Fälle gegenüber der stillen Wut, bei der schon frühzeitig eintretende Schwäche und Lähmung die Tiere ruhiger erscheinen läßt.

Eine Heilbehandlung wutkranker Hunde ist aussichtslos. Dagegen kann durch frühzeitige Behandlung der Bissverletzungen der Ausbruch der Wutkrankheit verhütet werden. Starke Ausbluten der Wunden, Auswaschen mit desinfizierenden Lösungen, Behandlung mit Alkoholen oder glühendem Brenneisen kann, sofern dies in der ersten Viertelstunde nach dem Bisse geschieht, den Ansteckungsstoff unschädlich machen. Später wird der Erfolg immer unsicherer und ist nach Verlauf einer Stunde überhaupt nicht mehr zu erwarten.

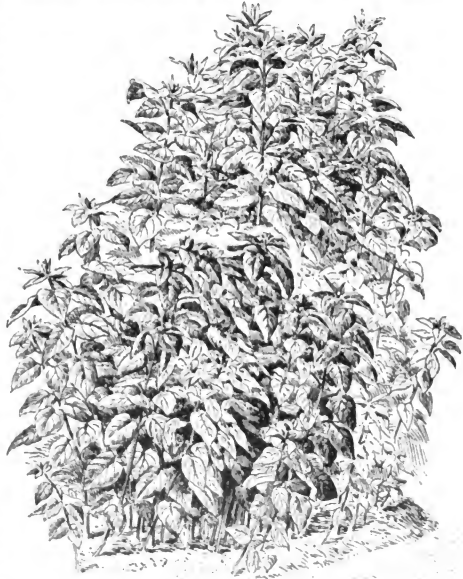
Die staatliche Bekämpfung der Tollwut richtet sich nach den Bestimmungen des Reichsviehseuchengesetzes und der dazu erlassenen Ausführungsvorschriften des Bundesrats. Danach sind wutkranke Hunde sofort zu töten. Dasselbe hat zu geschehen mit Hunden und Katzen, hinsichtlich derer der Verdacht vorliegt, daß sie von wutkranken Tieren gebissen sind. Wenn ein Mensch oder ein Tier von einem an der Tollwut erkrankten oder der Seuche verdächtigen Hunde gebissen ist, so ist der Hund, wenn dies ohne Gefahr geschehen kann, nicht zu töten, sondern zur tierärztlichen Feststellung seines Gesundheitszustandes einzusperrten. Ausnahmsweise kann auch die mindestens dreimonatliche Absperrung

eines der Tollwut verdächtigen Hundes gestattet werden. Außer diesen veterinärpolizeilichen Maßnahmen haben sich die Beschränkung der Hundehaltung durch hohe Besteuerung in Verbindung mit dem Einfangen und Töten aller herrenlosen Hunde zur Bekämpfung der Tollwut gut bewährt.

Bei Menschen, die von wutkranken Hunden gebissen sind, werden Schutzimpfungen gegen die Tollwut nach der von Pasteur ausgearbeiteten Methode mit günstigen Erfolgen ausgeführt.

Tontauben oder, wie man neuerdings sagt, **Wurstauben** sind kleine Scheiben aus Ton oder Asphalt, die von Wurfnaschinen geschleudert und im Fluge mit Hühnerkot ($2\frac{1}{4}$ bis $2\frac{3}{4}$ mm) zur Abung im Flugeschießen beschossen werden.

Topinambur (Erdapfel, Erdbirne; *Helianthus tuberosus*), eine wertvolle und vielseitige Nahrungspflanze von 5- bis 6jähriger



1. Topinamburpflanze.

Dauer. Deshalb gibt man Remisen dieser Pflanze den Vorzug vor solchen von Kubloß und Mais. L. gibt schnell herzustellende, fliegende Remisen, dicke Schußstatten, vorzügliche Kungselfelder und hält dadurch manches Stück Wild vom Wecheln oder Verstreichen über die Jagdgrenzen ab. Man findet solche Anpflanzungen als Dedungen auf Blößen in Altholzern, an Rändern von Wiesen, an breiten Gefellen und Kulturen, auf großen, freien Waldflächen, die man mit Schußstellen versehen will, im Aderwinkel, auf schmalen Landungen und Windwurfträumen. Das Mitte



2. Topinamburknolle.

ganze Pflanze wird abgeschnitten und an Ort und Stelle senkrecht in Schuppen und Pyramiden aufgestellt. Vom Raufutter muß sie zuerst verbraucht werden, da sonst der Nährwert leidet. Knollen, grünes und getrocknetes Kraut werden vom Hasen wie vom Hochwilde gern genommen. Letzteres schlägt die Knollen mit Vorliebe aus dem Boden. Deshalb erntet man nicht alle, sondern läßt das Wild selbst suchen. Säen brechen nach ihnen. Der Fasan nimmt sie begierig an, durch sie kann im Herbst sein Verstreichen verhindert werden. Man verfüttert die Knollen zerkleinert roh oder gemengt mit etwas Hafer, Malzkeimen, Salz, Wildlederpulver usw. Gedämpft reicht man sie mit Kartoffeln, Wildobst und Lupinenkörnern (s. a. *Helianthi*).

Top-lever (engl.), die Anordnung des Verschlusshebels auf der Scheibe, d. h. dem Systemschwanzstück des Gehäuses bei Kippplauswaffen (s. *Verschlußkonstruktionen*).

Tordall s. *Alk*.

Totalschuhweite s. *Gesamtschuhweite*.

töten des Wildes, weidmännisch abfangen, abgeniden, abfedern, ein angeschossenes oder auf andere Weise dem Jäger in die Hände gefallenes Wild auf die schnellste, daher am wenigsten quälende Weise ums Leben bringen. Man verfährt dabei auf folgende Weise. Starke Hirsche und Säuen fängt man mit dem Hirschfänger (Sauen auch mit der Saufeder) hinter dem Blatt ab oder gibt ihnen den Fang. Man kann auch den sog. Kälberfang geben, d. h. den Hirschfänger oder die Saufeder von vorn in die Verzäube stoßen. Geringe Hirsche, Kahlwild und Rehe nicht man mit dem Genidfänger ab. Wer

das nicht versteht, gebe lieber den *Fangschuß*. Der junge Jäger kann sich dann am



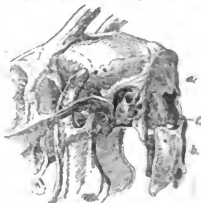
1. Ansehen des Genidfängers.

verendeten Wild im Abniden üben. Hasen und Kaninchen hebt man mit der linken Hand an den Sprüngen auf

und schlägt sie mit der Kante der rechten Hand ins Genid, worauf sie nach einigen Schlägen verendet sind; Füchse, Raben usw. schlägt man mit einem entsprechend schweren Stock auf das Nasenbein, nicht auf die Nasenspitze; Auer- und Birkwild fängt man mit dem Genidfänger im Genid ab; Feldhühner, Fasanen, Enten usw. ficht man mit einem eisernen Bziemen, den man am Taschmesser bei sich führt, ins Genid. Man kann dies allerdings auch mit dem Kiel einer ausgezogenen Schwungfeder tun (abfedern), quält aber das Wild und besonders die zählebigen Enten dadurch unnütz. Trojseln, Lerchen und ähnlichen Vögeln drückt man am besten die Schädelbede ein oder die Lungen bis zum Erstickungstode zusammen.



2. Anfaßstelle für den Genidfänger.



3. Schädel und Wirbel eines Rehbocks bei kurz nach unten gedrücktem Gedel (a) Hinterhauptbein, c bei gelentem Kopf freitragendes Hinterhauptloch, wo der Genidfänger eindringen muß. b erster Halswirbel.

Totengräber, ein Hund, der das Wild, anstatt es zu apportieren, versteckt, insbesondere in den Boden einräbt. Der Fehler ist erheblich und meist nur durch eine längere Zeit hindurch fortgesetzte Parforcedressur (planmäßige Apportierübungen, s. Dressur) zu beseitigen.

Totenvogel s. *Eulen II, 1.*

tot verbellen. Totverbeller ist ein Hund, der bei dem aufgefundenen Stück Wild, das er nicht zu apportieren hat (Schalenwild), so lange Hals gibt, bis der Jäger herangekommen ist.

tot verweisen. Totverweiser ist ein Hund, der dem Jäger in irgendwelcher Weise meldet, daß er ein nicht zu apportierendes Stück Schalenwild gefunden hat und darauf den Jäger zu dem Stücke hinführt.

tout beau (spr. tu boh), ein Kommando, auf das sich der Hund niederzulegen und so lange liegen zu bleiben hat, bis er abgerufen oder abgepiffen wird. In der Kreuzzeit lautet das Kommando statt tout beau „down“ (daun, d. h. nieder).

traben, die die Mitte zwischen Schleichen und Flüssigsein haltende Gangart der Wölfe und Füchse. Sie wird bei längeren Wanderungen gewöhnlich innegehalten; das genannte Raubzeug schnürt dabei.

Tracht, die Gebärmutter (Uterus) des Wildes, in der sich die Jungen entwickeln.

Träger, 1) (Knicholz), ein im rechten Winkel gebogenes, längeres, schmales Stück Eschenholz mit Haken und drei Einschnitten zum Tragen und Ab- bzw. Aufhalseln der Jagdclappen. Der T. wird über die linke Schulter gelegt, das hintere Ende schiebt man unter den Leibgurt, und über das vordere Ende wird der Riemen des Halses gehängt. 2) Stellenweise heißt der Hals des Rotwildes T.

trainieren (vorbereiten), die Beschäftigung der Parforcehunde außerhalb der Jagdzeit, damit sie sich nicht verlegen. Man läßt sie hierzu auf der Schleppe — durch einen Pileur nachgeschleppte Hirschläufe — jagen, der sie fast so eifrig folgen wie der warmen Hirschfährte. Auch andere Jagdhunde werden für bevorstehende Prüfungsjuchen usw. trainiert.

Trainjagd s. *Parforcejagd*.

Tränenhöhle (Tränengrube), eine in der Verlängerung des vorderen Augenwinkels liegende Vertiefung, die innen naht und mit Drüsen versehen, am Rande haarig ist und die verhärtende Hirschträne oder den Hirschbezoar (s. Bezoar) enthält; ausgebildet ist sie bei zahlreichen Wiederkäuern, unter unseren Wildarten besonders beim Rotwild, weniger beim Damwild, bei dem sie viel flacher ist.

Tränke, eine künstlich für Wild hergerichtete Schöpfstelle. Bei geeigneter Futterweise ist

das Verabreichen von Wasser nicht unbedingt nötig. Ist man gezwungen, in sehr strengen Wintern Wassertröge zu unterhalten, so gibt man zur Futterzeit heißes Wasser hinein, denn man zur Angewöhnung einen Löffel Springlake zusetzen kann. Manchmal bringt man zur Warmhaltung des Wassers auch eine kleine Petroleumlampe windgeschützt unter dem Metall- oder Steintrög an. Reinlichste Sauberkeit der Tränke ist geboten.

tränken, sich (schöpfen), das Trinken des Wildes. Im allgemeinen braucht das wiederkäuende Schalenwild, besonders solange es sich überwiegend oder ausschließlich von grünen, sehr wasserhaltigen Pflanzenteilen äßt, nur wenig Tränke; der Hase tränkt sich befandlich gar nicht.

Transportklaffen s. *Kasten*.

Trappen (Otidae), Familie aus der Ordnung der Schreitvögel. Den langen, starken Ständern fehlt die Hinterzehe gänzlich; die kurzen, starken Zehen haben Bindefhäute; der Schnabel ist erheblich kürzer als der Kopf und hat vor den Spitzen beider Kiefer je einen Einschnitt. Die Nasenlöcher liegen versenkt, der kurze, 20federige Stoß von den Flügeln überragt; dritte Schwinge die längste. Die T. streichen schwerfällig und ungeschickt, desto besser aber laufen sie, und der Großtrappe ist deshalb nicht mit Unrecht europäischer Strauß genannt worden. Ihre überaus große Scheu schützt sie vor der Ausrottung; denn da sie stets nur auf freien Feldmarken stehen, so fallen sie einerseits freilich sehr ins Auge, andererseits aber entgeht ihrem scharfen Blick bei der weiten Umschau nicht der kleinste Vorgang. Sie reizen daher die Jagdblust in hohem Grade. Bei uns kommt nur die Gattung Otis vor, auf welche die angegebenen Merkmale passen.

1) Großtrappe (Otis tarda L.; gemeine Trappe, Trappgans, Trappe). Länge des Hahnes 1 m, Sticht 48 bis 59, Stoß 17, Schnabel vom Nasenloche bis zur Spitze 3, Lauf 15,7, Mittelzehe ohne Nagel 5,5 cm. Die Henne ist um etwa 20 cm schwächer als der bis 14 kg wiegende Hahn. Bemerkenswert ist ein unter der Zunge beginnender, an der Vorderseite des Halses sich bis etwa zum Gabelbein erstreckender Hautsack, der besonders beim Hahn entwickelt ist und zur Balzzeit stark anschwillt. Ueber seinen Zweck herrscht noch keine Klarheit, ein „Wassersack“, wie man früher annahm, ist er aber nicht. Kopf und Hals einfarbig hellgrau, eine rostgelbe Binde umschließt vom Hinterhals her tragenartig den Hals; von den Mundwinkeln abwärts läuft ein aus etwa 30 hellgrauen, 15 cm langen, fein zerstückelten Federn bestehender Bart, der in der Erregung geträubt wird, und hinter diesem bis in die

Mitte des Halses ein mit hellen Kielen besetzter, schwärzlicher, spitz auslaufender Streifen. Die ganze Oberseite und die mittleren Stoßfedern lebhaft rostgelb mit wellenförmigen, schwarzen Querbändern; die äußere Hälfte der Flügel, ferner Schenkel, Bauch und Brust weiß mit aschgrauem Anfluge, wo die weiße Farbe an die Kofsfarbe grenzt. Die großen Schwingen dunkel graubraun mit gelblich-weißen Schäften, die mittleren schwarz, an den Wurzeln weiß, welche Färbung weiter nach hinten mehr und mehr zunimmt. Die äußeren Stoßfedern weiß, nach der Mitte hin in Kofsgelb übergehend; alle haben einen breiten, weißen Spizenhaum und darüber ein ebenso breites, schwarzes Quorummen. Schnabel graubraun, Füße grau, Iris braun. Nennen und Zunge gleichen im allgemeinen dem Hähne, sind aber merklich schwächer und tragen keinen bzw. einen nur schwachen Bart.

Verbreitung, Nestsenthalt.

In den Ebenen Norddeutschlands kommt der Großtrappe stellenweise nicht selten vor, ist aber im ganzen kein häufiger Vogel; am zahlreichsten findet man ihn im Brandenburgischen, dann in dem unteren Flußgebiete der Saale und Bode. Im südlichen Schweden kommt er noch als Brutvogel vor, in England überhaupt nicht mehr; in europäischer Züchtung ist er am häufigsten. Der Großtrappe verlangt unbedingte, freie Umshau, daher er alles haßt, was Busch und Strauch heißt, und solche Gegenden sogar hoch überstreicht. Große Getreidefelder und besonders Ufrüchte sind ihm willkommen, auf solchen nimmt er seinen Stand.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Der Großtrappe ist fester Standvogel und lebt in Flügen bis zu 60 und 80 Stück zusammen; daß besonders junge Vögel einen Strich in die Nachbarschaft unternehmen, um das eng gewordene Heim zu erweitern, ist natürlich. Auch streichen die T. im Winter aus Hungersmangel öfter nuther. Allerlei grüne Saaten und Kräuter, besonders ölhaltige Gewächse, äßt der Trappe, nimmt aber auch Würmer, Schnecken, Amphibien und sehr gern Käufe auf und macht sich dadurch nützlich, zumal sein Abschneiden die grüne Saat nicht verbirbt. Somit ist es wünschenswert, daß der stattliche Vogel unseren Fluren erhalten bleibt. Aber das Balzen der T. berichtet Eisner folgendes. Sobald die ersten warmen Strahlen der Frühlingssonne neues Leben schaffen, erwacht bei den T. der Balztrieb, und von Anfang März bis in den April dauern die charakteristischen Spiele der Hähne. Nur wenige Beobachter werden das eigen-

tümliche Spiel aus nächster Nähe kennen. Wie bei allen Vögeln, so sind auch bei den T. die Farben des Hochzeitskleides besonders schön, wenn auch dieselben wie sonst. Die älteren Hähne tragen den charakteristischen Bart aus feinen, langen, spitzen Federn; die Brust ist rotbraun, nach dem Halse hinauf immer heller tot bis zur weißen Kehle. Schon am frühen Morgen balzen die Hähne, auch den ganzen Tag bis zum Abend, und nur, wenn allein, lassen sie auf kurze Zeit nach und äßen sich. Das Spiel beginnt in den ersten Tagen mit großer Unruhe der Hähne. Sie laufen, mit den Flügeln schlagend, kreuz und quer herum und drehen sich dann auf einer Stelle, die Fittiche ruhig wagerecht haltend. Dann wird der Hals zurückgebogen, bis er fast auf dem Rücken liegt, die Stoßfedern werden zu einem Rad aufgerichtet und die Flügel so gesenkt, daß das Handgelenk nach unten fast den Boden streift, die Hand mit den Schwungfedern dagegen nach oben zeigt; dabei sind alle Federn des Rückens aufgerichtet, und weil man so die unteren, weißen Seiten derselben zu Gesicht bekommt, so kann man auf weithin den Hahn sehen. In großer Entfernung hält man ihn leicht der Jahreszeit gemäß für das weiße Tuch des Sämannes. Der so aufgeplusterte Hahn dreht sich viel herum, geht den Hennen wenige Schritte nach, bleibt wieder stehen, dreht sich und stampft den Boden dabei fortwährend mit den Füßen. Einen Laut gibt er nicht von sich. Erst im zweiten Jahre fortpflanzungsfähig, beginnen auch schon einjährige Hähne das Spiel; doch entwickeln erst ältere ihre eigentliche Pracht. Die T. leben nicht paatweise, d. h. in für immer oder einen Sommer geschlossener Ehe. Der Verband der im Winter geschlossenen Gemeinschaft wird allmählich loser, die älteren Hennen trennen sich vom Flug ab, kehren wohl täglich wieder, bewundern auch zu zweien und dreien das Kreißelspiel der Hähne und sind dann wieder allein. Die heftige Erregung der Hähne leitet sie auch von den jüngeren ab, kreisend und suchend nach den Hennen treiben sie sich umher. Mit den Nebenbuhlern gibt es scharfe Kämpfe, und diese arten in solche Erbitterung aus, daß die sonst große Vorsicht vergessen wird und die kämpfenden, wie blind, den Menschen dicht heranlassen. Ja, nicht bloß gegen den Nebenbuhler, auch gegen den Menschen, sogar wenn dieser zu Pferde, wendet sich der eifersüchtige, starke Feld mit wehrhaftem Angriff. Nach der Balzzeit leben die Hähne mit dem jüngeren Volk in loser Gemeinschaft den Sommer hindurch. Nicht gern im hohen Getreide, wählen sie Stände mit weiter Umshau, und ein jeder Flug hat drei

bis sechs solcher Lieblingsplätze; auf einem davon sind sie regelmäßig anzutreffen. Hierbei haben sie die Gewohnheit, von einem Stand aufgeschucht, um nach dem anderen zu streichen, stets genau denselben Weg zurückzulegen, und merkt sich der Beobachter diese Blöße und den Weg genau, so ergibt sich ihm leicht die Art und Weise einer sicher zum Ziel führenden Jagd. Die Hennen legen in hohem Getreide ihre Eier, selten ein oder drei Eier auf eine flache Stelle des Bodens und bebrüten sie, sehr anhaltend festsetzend. Die Eier sind durchschnittlich 83 : 54, 80 : 60, 74 : 54 mm groß, ebenso wie in den Größenverhältnissen auch in Form und Färbung verschieden; bald grünlich-gelb, bald gelbbraun, hell und dunkler, haben sie große und kleine, hellgrün-bräunliche, matte Flecke und werden in 28 Tagen ausgebrütet. Die Jungen werden sorgfältig gewärmt und in den ersten Tagen mit Kerbtieren geacht, die ihnen die Henne sucht und mit dem Schnabel reicht. Die Jungen sind zu ungeschickt, sich ihre Nahrung selbst anzulesen, und wenn es ihnen nach etwa zehn Tagen auch gelingen würde, ohne umzuwurzeln, so sind sie dann so verwöhnt, daß sie lieber der Mutter nachschreien. Sie tragen ein erdgraues, unregelmäßig schwarz gestreiftes Kleid, das sie so wenig von dem Boden, wo sie sich versteckt halten, abhebt, daß man oft trotz Mühe und Anstrengung die Jungen nicht erpähnen kann, auch wenn man vorher von der Stelle die Henne hat aufstehen sehen. Nach überstandener Gefahr lockt die Alte ihre Brut mit weit hörbarem, hohlem, langgezogenem Ton. Bis die Jungen streichen können, bleibt die Kette im hohen Getreide, dann wagen sie sich auf freiere Stellen, gesellen sich auch, schon ausgewachsen, dem Flügel vorichtig zu, um etwaigen böshaften Wutanfällen der alten Hähne auszuweichen. Etwa 14 Tage alte Großtrappen sind zwar mühsam aufzuziehen, werden aber sehr zahm und entwideln viel Klugheit; alte gehen, der Gefangenschaft trougend, in den meisten Fällen ein.

2) Zwergtrappe (*Otis tetrax* L.). Länge 45 bis 48,6, Flügelbreite 90—95, Stof 9,7, Schnabel vom Nasenloche bis zur Spitze 1,5, Lauf 6 bis 8, Mittelzehe ohne Nagel 3 cm. Die Henne ist nur wenig kürzer und im Verhältnis schwächer als der Hahn. Oberkopf hell rostlich-gelb, schwarz gestrichelt, Unterseite des Kopfes und ein Teil des Halses blaugrau mit schwarzen Säumen, der Hals über den Kropf hinunter tiefschwarz, durch eine vom Hinterhalse schräg abwärts gehende, weiße und eine breitere, über den Kopf nur bis an die Halsseiten reichende, ebenfalls reinweiße Binde ausgezeichnet. Am

Hinterkopfe verlängern sich die Federn zunehmend über den Hinterhals. Oberkopf und Brustseiten bräunlich-gelb, mit dichten, feinen, schwarzen Zickzacklinien gezeichnet, Unterkörper weiß, ebenso der Flügelrand und die großen Deckfedern; Schwingen zweiter Ordnung sind bei Hahn und Henne reinweiß, die großen dunkelbraun, an der Wurzel weiß, die mittleren Stoffedern wie der Rücken, die äußeren weiß, in der Mitte schwarz geschminkt, alle mit zwei bogigen Querbinden. Bei der Henne sind Kopf, Hals und Rücken rostgelb und schwarz gefleckt und gebändert, aber viel größer als bei dem Hahn, und zeigen weiße Schafflede. Unterseite weiß mit schwarzbraunen, lanzett- und pfeilförmigen Schafflecken und Strichen. Die verlängerten Hinterhaupts- und Nackenfedern fehlen. Iris bei beiden Geschlechtern braun. Die Jungen ähneln den Hennen. Schnabel bei Alten und Jungen braun mit dunkler Spitze, Ständer grangelb.

Verehrung. Nahrung.

Der Zwergtrappe ist über ganz Südeuropa verbreitet, von Spanien bis nach Ungarn und Südrußland, auch findet er sich in der asiatischen Türkei und in den Europa am nächsten liegenden asiatischen Steppen; selbst in gewissen Gegenden Deutschlands, wie in der Mark, Pommern, Mecklenburg, bei Trier, im Münsterischen, an der Donau, in den Alpen, Esthien und Böhmen hat man ihn erlegt und beobachtet. Er war als irrender, vielleicht durch Nahrungsmangel hergetriebener Gast schon lange bei uns bekannt; man beobachtete ihn besonders vom November bis Januar, bis es dem verdienten Ornithologen Pastor Thiene-mann, damals in Angloflößmännern im thüringischen Kreise Weissenfee, gelang, die allgemeine Aufmerksamkeit und weitestgehende Schonung für ein Paar solcher Vögel, die sich dort im April 1873 ansiedelten, zu erreichen und dadurch einen Stand von 34 Stück zu erzielen. Auf Anregung des Kronprinzen des Deutschen Reichs wurde den königlichen Forstbeamten der Provinz Sachsen durch Verfügung die Schonung dieser Einwanderer anempfohlen, die vornehmen dortigen Jagdbesitzer folgten diesem Beispiele. Leider war die Einbürgerung nicht von Dauer, denn nach einigen Jahren verschwanden die interessanten Gäste.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Die Nahrung des Zwergtrappen besteht aus Insekten, Amphibien, Schnecken, Rapsblättern, vor allem liebt er die bitteren Blätter des Löwenzahns (*Leontodon taraxacum*). Inmitten großer Getreide-, Raps- oder Futterflöße darf man das kunstlose Nest der Henne suchen; in einer mit Salmen aus-

gelegten Bodenvertiefung findet man im Mai 3 bis 4 Eier, den Großtrappeneiern sehr ähnlich, nur kleiner, rundlich oder gestreckt, auf gelb- oder blaugrünlichem Grunde braun gefleckt, durchschnittlich 56 : 36 mm groß. Sobald die ausgefallenen Jungen abgetrocknet sind, folgen sie der Mutter, die sie sorgsam schützt und aufmerksam bewacht in Gemeinschaft mit dem Hahne, der bei der Kette bleibt.

Jagd.

Wo sich eine Treibjagd auf T. ihrer Anzahl wegen lohnt, umringt man sie in weitem Kessel und schießt sie, wenn und solange sie in Schußweite herausstreichen. Doch kann man sie sich auch zutreiben lassen, wenn man weiß, wohin sie abstreichen, und man sich in Gräben oder sonstwie decken kann. Die Treiber nähern sich dann langsam den T. und veranlassen sie schließlich, den Schützen entgegenzustrichen. Man ladet dazu die Flinte mit 4,5 mm Schrot und hält etwas vor, weil der Trappe einen derben Schuß verträgt und schneller streicht, als man glaubt. Gewöhnlich werden die T. von einem Dingerführer aus geschossen, das sie am besten aushalten, oder von einem Wagen, auf dem sich der Jäger zwischen zwei Strohbündeln versteckt hält. Die größte Gefahr für diese interessanten Vögel ist das Glatteis, auf dem sie nicht schnell laufen und, wenn ihre Federn zusammenrieren, auch nicht schnell aufstehen können, daher sie zu solcher Zeit von Hund und Geheiß und sogar von Menschen eingeholt, totgeschlagen, ja weggetrieben werden können, wie Augenzeugen versichern. Bei uns sollte der Zwergetrappe überhaupt nicht gejagt werden.

Literatur: Raumann, Naturgeschichte der Bögel Mitteleuropas.

Trauerente s. Enten III, 1.

Treffpunktlage. Lage eines Punktes, um den sich die Schüsse bzw. Schrote gleichmäßig gruppieren. Bei Büchsenhülsen zieht man zur Ermittlung der T. je eine wagerechte und senkrechte Linie derart, daß zu beiden Seiten der Linien die gleiche Schußzahl liegt. Der Schnittpunkt dieser beiden Linien ist der mittlere Treffpunkt. Beim Schrotschusse findet man diesen, also die Mitte des Streulegels, leicht durch Augenmaß. Die Lage des mittleren Treffpunktes zum Zielpunkte ist beim Schießen von der allergrößten Bedeutung. Bei Flinten soll die T. so gewählt sein, daß das Gewehr beim normalen jagdlichen Anschlag etwas (ca. 10 cm) Hochschuß ergibt. Kurzschuß ist unter allen Umständen zu vermeiden.

Treiben 1) (Treibjagd) auf Wild besteht darin, daß man eine gewisse Anzahl Menschen (Treiber) in einer Linie vorwärts gehen und

dadurch das Wild nach einer Richtung hin drängen läßt, in der sich die Schützen verdeckt aufgestellt haben und somit das zwischen ihnen und den Treibern befindliche Wild zu Schusse bekommen. Es gibt, dem Gelände entsprechend, Feld- und Wald-T., im Wasser nur auf Enten und Gänse. Beim Feldtreiben kommen nur Hasen, Füchse und ev. einiges Flugwild in Betracht; das Wild ist meist schon vor weitem sichtbar, verfährt daher leicht zu Weitschüssen; der Schütze selbst ist wenig oder gar nicht bedeckt. Benutzt man Zeug, z. B. Lappen, zur Jagd, so spricht man von Zeugtreiben, Lapptreiben, Lappjagd. Beim Waldtreiben ercheint und verschwindet Wild verschiedenster Art meist plötzlich, daher ist schneller Schuß auf nahe Entfernung von dem meist in Deckung befindlichen Jäger erforderlich. — Nach der Art, wie getrieben wird, unterscheidet man Stand-, Kesseltreiben und Streife (s. Hase, Fuchs, Rehwild usw. Jagd). — Allgemeine Regeln für T. sind in bezug auf Sicherheit usw.: 1. Jeder Schütze (Jäger) ladet sein Gewehr erst auf dem ihm angewiesenen Stand und entladet nach Beendigung jedes T. sofort; das Gewehr ist mit der Mündung nach oben zu tragen. 2. Jeder Schütze muß den Stand seines (oder seiner) Nachbarn wissen und darf seinen eigenen Platz (auch wenn er ihm ungünstig scheint) nicht vor Beendigung des T. verlassen (Abrufen oder Hornsignal). 3. Jeder Schütze muß genau wissen, ob er überhaupt und ev. wie lange er in das T. schießen darf (bei Kesseltreiben meist Signal). 4. Kein Wild darf beschossen werden, das gerade durch die Schützenlinie flüchtet (also kein Nachziehen mit dem Gewehre durch die Schützenlinie). 5. Bei Waldtreiben auf schmalen Gesteilwegen wird meist nur nach einer (der linken) Seite geschossen. 6. Kein Schütze darf während des T. seinen Hund in das T. schicken, auch nicht in das Nachbar-treiben, sofern dieses noch getrieben werden soll. 7. Eine Nachsuche darf nur nach Beendigung des T. und mit Erlaubnis des Jagdherrn erfolgen. 8. Der Jagdleiter hat bei Beginn des T. genau die Wildarten zu bezeichnen, die in dem T. geschossen werden dürfen. 9. Zuwiderhandlungen sind mit Geldstrafe zu belegen zum Besten gemeinnütziger Vereine („Waldheil“ usw.). — T. sind an Sonn- und Feiertagen verboten. In Bayern dürfen nach § 12 der Verordnung vom 6. Juni 1909 T. bei Mondschein, in den Waldungen während der Monate April, Mai und Juni, sowie an Orten, die von der Distriktpolizeibehörde aus Gründen der öffentlichen Sicherheit als ungeeignet bezeichnet worden sind, nicht abgehalten werden. In Elsaß-Lothringen darf nach Art. 18 der Allgemeinen Pachtbedingungen (Belannt-

machung vom 9. Juni 1906) im letzten Nachjahre auf nichtschädliches Wild auf denselben Grundstücken nur einmal eine Treibjagd abgehalten werden, weitere *T.* nur mit Zustimmung des Gemeinderates und mit Erlaubnis des Kreisdirectors. In Bayern sind durch § 15 der Verordnung vom 6. Juni 1909 für *T.* besondere Vorschriften über die Handhabung des Gewehres erlassen. In diesen Vorschriften ist der Begriff *T.* nicht überall derselbe. Es bestehen verschiedene Zweifel. Die Frage, ob ein *T.* auch dann vorliegt, wenn die Treiber zur Jagd ausgerüstet sind, ist vom Reichsgericht im bejahenden Sinne entschieden, ebenso die Frage, ob sie Hunde bei sich haben dürfen. Neuerdings ist in Zweifel gezogen worden, ob das Zutreiben auf die Schützen als notwendiger Bestandteil der *T.* anzusehen ist. Im Sinne der Vorschriften über die Heiliggaltung der Sonn- und Feiertage gehört zum *T.* eine Beteiligung zahlreicher Jäger und Schützen, ein Zusammenströmen größerer Menschenmengen und ein Verursachen von Lärm und Geräusch. Um die bisherige Unsicherheit der Rechtsprechung zu beseitigen, ist die Feststellung einer bestimmten Zahl von Schützen und Treibern vorgeschlagen worden. 2) *T.* das Zusammenjagen des Mutterwildes durch den Brunsthirsch aus Eifersucht und Brunstdrang, um die etwaige Entfremdung einzelner Stüde zu verhindern; der Bod treibt die Hinde in der Brunstzeit.

Treiber, die Leute, die das Wild bei einer Treibjagd den Jägern zutreiben. — Die *T.* brauchen keinen Jagdschein. Beim Jagdvergehen ist der *T.* in der Regel Gehülfe, Mittäter nur dann, wenn er die Erlangung des Wildes als gemeinschaftliche Tat mit dem Läter beabsichtigt.

Treibwehr s. *Treibwehr*.

Treibjagd s. *Treiben*.

Treibjagdsignale s. *Kanfunen*.

Treibwehr (Treibwehr), die Gesamtheit der Treiber einer Treibjagd.

Treibzeug, Fangvorrichtung für Rebhühner; s. *Rebhuhn*, *Fang* und *Jagdnetz*, *Sadgaarne*.

Trennstüde (Enklaven), die zum Gemeindebezirk gehören und nicht einen Eigenjagdbezirk bilden, sind nach einigen Jagdgesetzen, z. B. der preussischen und der hannoverschen Jagdordnung, nicht mit der Gemeindejagd zusammen zu verpachten, weil eine ordnungsmäßige Pflege und Ausübung der Jagd auf solchen kleinen Flächen nicht möglich ist. Sie sind vielmehr angrenzenden eigenen Jagdbezirken anzuschließen oder angrenzenden gemeinschaftlichen Jagdbezirken zuzulegen; werden sie ganz oder zum größten Teile von einem Jagdbezirk umschlossen, so sind sie zunächst dessen Inhaber zum Anschluß anzubieten. Nur

wenn ein Anschluß oder eine Zulegung zu einem angrenzenden Jagdbezirk nicht möglich ist, soll ein entfernt liegender Jagdbezirk dazu aussersehen werden. Ist auch mit einem solchen ein Anschluß oder eine Zulegung nicht möglich, so kann ein selbständiger, eigener oder gemeinschaftlicher Jagdbezirk aus ihnen gebildet werden, selbst wenn sie nicht 75 ha im Zusammenhange groß sind. Die einem gemeinschaftlichen Jagdbezirk zugelegten Trennstüde gelten als dessen Teile. — Etwas besonderes gilt noch für Waldenklaven, d. h. solche Grundflächen, die von einem über 750 ha im Zusammenhange großen Walde, der eine einzige Besizung bildet, zu mindestens 90 v. H. begrenzt werden. Sie müssen dem Eigenjagdbezirk, zu dem dieser Wald gehört, auf Verlangen seines Inhabers angeschlossen werden. Lehnt der Inhaber den Anschluß ab, so kann aus ihnen, wenn die für *T.* vorgesehenen, oben mitgetheilten Maßnahmen nicht angängig sind, ein selbständiger, im Zusammenhange nicht 75 ha großer, gemeinschaftlicher Jagdbezirk und, wenn die Grundflächen nur einem Eigentümer gehören oder im Miteigentume mehrerer stehen, ein Eigenjagdbezirk gebildet werden. Ist dies geschehen, so kann der Inhaber des umschließenden Eigenjagdbezirks trotzdem jederzeit den nachweisen Anschluß der umschlossenen Fläche verlangen, und zwar auch dann, wenn der Jagdbezirk verpachtet ist.

trenzen (trensen), der eigentümliche kurze, schnaubende Ton, mit dem der Hirsch das Wild treibt, und den er auch auszustoßen pflegt, ehe er sich dem Gegner nähert.

treten, 1) die Begattung seitens des männlichen Federwildes. 2) Kot- und Rehwild tritt aus dem Walde aufs Feld; t. auf die Brunst, sobald diese beginnt, aus ihr nach Beendigung der Brunstzeit.

Trichinen (*Trichinella spiralis*) sind beobachtet worden bei Dachs, Fuchs, Iltis, Hamster, Warber, Jael und Bär, in zahlreichen Fällen beim Schwarzwidle, ferner beim Hauschweine, bei Hund, Katzen, Ratten und Mäusen. Es sind kleine Rundwürmer, die als ungeschlechtliche Larven im Muskelfleisch der genannten Tiere leben. Wird trichinöses, ungenügend zubereitetes Fleisch vom Menschen gegessen, so entwickeln sich die darin vorhandenen Schmarotzer zu geschlechtstreifen Darmentrichinen, die sich zahllos vermehren, in die Muskeln des Menschen eindringen und schwere Erkrankungen, selbst den Tod, herbeiführen können. Die Verbreitung der Trichinen geschieht hauptsächlich durch Ratten und Mäuse.

Trieb, *Treiben* 1.

Triefaugen bei Hunden können angeboren sein oder im späteren Leben ent-

stehen. Sie sind ein häßliches, das Aussehen der Tiere entstellendes Leiden, das nach seiner Haupterscheinung, dem fortwährenden Tränenflusse, benannt ist. Die Ursache des Übels beruht hauptsächlich auf dauernder Reizung, die durch abnorme Zustände an den Augenlidern ausgeübt wird. Meist sind es Umstellungen des einen oder beider Augenlider entweder nach außen oder nach innen, die diesen fortwährenden, zur Entzündung der Augenschleimhaut führenden Reiz bedingen. Häufig werden auch bei inneren Krankheiten (*Staupe*) Augenentzündungen mit heftigem Tränenflusse beobachtet. Veruht das Leiden auf Umstülpung der Augenlider, so kann es nur durch tierärztlichen operativen Eingriff geheilt werden. Im übrigen ist sorgsame Reinhaltung der Augen durch häufiges Auswaschen mit reinem, lauwarmem Wasser oder mit leicht desinfizierenden Lösungen geboten.

Triel s. *Dickfuß*.

Triller, ein Teil des Balzgeses oder der Balzarie des Auerhahnes.

trinken, ungebrauchlich, besser ist schöpfen, sich tränken.

Tritt, der Abdruck eines Laufes des Wildes; Fahrte oder Spur, die Abdrücke aller Hufe in der Reihenfolge ihres Entstehens. Tritte, die Füße der Hühner, Tauben und kleinen Vögel.

Trittbrett, ein Brettchen an irgend einer Falle, auf welches das zu fangende Tier treten muß, um die Falle zum Zuschlagen oder Zufallen zu bringen.

Trittholz, eine kürzere oder längere Rute an Schlagbaum und Knäpffallen, auf die das zu fangende Raubzeug treten muß, um die Falle zum Zuschlagen oder Zufallen zu bringen.

Trodenfütterung s. *Fütterung*.

Tröge, Futterkrästen, Krippen dienen zum Reichen des Körnerfutters auf den Fütterungen. Wegen des Futterneides empfiehlt es sich, statt eines großen Troges mehrere kleine aufzustellen. Sie haben am Boden 2 bis 3 Bohrlöcher, damit das Niederchlagswasser abfließen kann. Diese Futterbehälter müssen tadellos sauber gehalten werden, weil sich sonst leicht in den Ecken faulige Futtermengen ansammeln, die einen dem Wilde widerlichen Geruch verbreiten. Sehr einfache, haltbare und billige Krippen kann man aus anbrüchlichem Scheitholz herstellen, indem man den morschen Kern aushöhlt und die Seiten mit Brettchen vernagelt. Für je 2 bis 3 Stück Wild ist eine solche Krippe notwendig. Für Kahlwild fest man sie auf den Boden, für Hirsch nagelt man sie auf 1,15 m hohe Pfähle.

trollen, die trabende Gangart des Schalenwildes; geht es im Schritt, so zieht es; läuft es schnell, so ist es stüchtig.

trommeln, eine dem Hasen eigentümliche, schnelle Bewegung mit den Vorderläufen, die er teils beim Kampfe, teils auch im Scherzen macht.

Trupp, eine kleinere Gesellschaft von Elch-, Rot- oder Damwild.

Truppenübungen s. *Manöverschüden*.

Trüchle s. *Aalraupe*.

Trotwild, wildes Truthuhn, wilder Puter, Bronzeputer, Bezeichnungen für in Europa als Wild eingebürgerte, wilde amerikanische Puter. Es handelt sich dabei um folgende zwei Arten: 1) *Meleagris gallopavo*, der n o r d a m e r i k a n i s c h e W i l d p u t e r, ausgezeichnet durch rotbraune, schwarz gewellte Stoß- und Oberstoßfedern, erstere mit breiter, schwarzer Binde vor der rotbraunen Spitze, sowie durch schwarze Unterstoßfedern mit rotbrauner Spitze; 2) *Meleagris mexicana*, der m e x i k a n i s c h e W i l d p u t e r, von ersterem unterschieden durch weiße Stoßspitze und weiße Säume an oberen und unteren Stoßfedern. Ferner ist bei *M. gallopavo* der aus derben, borstenartigen Federn bestehende, am Unterhalse herabhängende Büschel länger als bei *M. mexicana*; auch ist diese letzte Art schwächer und schlanker als die erste. In der Lebensweise und Fortpflanzung stimmen beide Puterarten miteinander überein. In ihrer Heimat sind sie Strichvögel, die sich im Herbst zu stärkeren Flügen zusammenlagern. Sie ziehen sich besonders nach Distrikten, in denen Eicheln, ihre Hauptnahrung im Herbst, geblieben sind. In der Regel wandern die Hähne für sich und die Hennen mit den Jungen zusammen. Die Puter sind ausgesprochene Waldvögel, nur wenn die Hennen Junge führen, gehen sie auch wohl in die Prärie hinaus. Sie vernehmen und äugen gut, so daß die Jagd auf Wildputer nicht leicht ist. Die Balz verläuft unter heftigen Kämpfen der Hähne in ähnlicher Weise wie beim zahmen Puter, dessen Balztöne und Balzstellungen der wilde Vogel genau wie der zahme ausführt. Das Gelege besteht aus 9 bis 15 Eiern, die denen der zahmen Puten ähneln. Der Wildputer ist ein prächtiges Wild, und so ist man denn — verhältnismäßig spät, erst in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts — dazu gekommen, die stolzen Vögel in Europa einzubürgern. Graf Dreuner setzte 1881 zwei Stämme *M. gallopavo* in Grafenegg (Niederösterreich) aus, wo sie so gut einschlugen, daß fünf Jahre darauf etwa 70 Hähne abgeschossen werden konnten. Fürst Metternich importierte *M. mexicana* nach der Herrschaft Kojetain in Mähren, womit er ebenfalls einen vollständigen Erfolg erzielte. In Deutschland war es zuerst der Vizepräsident des Allgemeinen deutschen Jagd-

schußvereins, v. Homeyer-Murzin, der Trutwild mit Erfolg aussetzte. Dann wurden weitere Einbürgerungen auf Rügen, bei Altenburg, und an verschiedenen Stellen in Österreich-Ungarn gemacht. Fast durchgehends waren Erfolge zu verzeichnen, meistens sehr auftriebsstellende. Als ein Nachteil vom jagdlichen Standpunkt aus wird hervorgehoben, daß das nicht gern streichende Trutwild beim Treiben laufend an die Schützen kommt und daß sich des lockenden Gewinnes halber Wilddiebe sehr nach Trutwildrevieren hingezogen fühlen, da die starken, nachts aufbaumenden Vögel leicht zu finden und herunterzuschießen sind. Dagegen hilft aber scharfe Aufsicht, die ja auch in vielen Fasanen- und sonstigen Revieren notwendig ist.

Literatur: Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas.

Tuberkulose kommt beim Wildes selten vor und ist nur bei in der Gefangenschaft gehaltenen Neuen, sowie bei Schwarzwild in der Gefangenschaft beobachtet worden. Häufiger tritt die Geflügeltuberkulose in zahmen Fasanerien auf, wo sie gelegentlich zahlreiche Opfer fordert. Die Krankheit wird durch den Tuberkelbazillus verursacht, der meist vom Darmkanal aus in den Tierkörper eindringt. Die chronisch verlaufende Seuche ist gekennzeichnet durch die Bildung von Knötchen, namentlich in Lunge, Leber, den Körperdrüsen und an Brust- und Bauchfell.

Sinsichtlich der bei Hasen und Kaninchen auftretenden *Pseudotuberkulose* s. d.

Tücher, starke leinene Planen, die zur Einschließung des zu jagenden Wildes aufgestellt werden. Man unterscheidet hohe T. (hohes Zeug), die etwa 3 m hoch sind und 160 Schritte fellen; jedes dieser T. ist auf seine Winde aufgerollt und vier bilden ein Fuder Zeug. **Mitteltücher** (dänisches Zeug) sind gegen 2,3 m hoch, aber ebenso lang wie h. T.; von ihnen bilden fünf ein Fuder Zeug. **Halbtücher** sind etwa 2 m hoch, sie werden ihrer Leichtigkeit wegen dort verwendet, wo das Gelände ein Anfahren nicht gestattet. Sinsichtlich der Aufstellungsart s. *Rothwild*, Jagd 5. Zu jedem Tuche gehören: 1) ein Pfahl- oder Lochstein, mit dem die Löcher für die Stellstangen in den Boden gestoßen werden; 2) ein Schlägel; 3) etwa 50 hölzerne Hasen zur Befestigung der Unterleinen; 4) 2 Hebegabeln; 5) 11 Stellstangen zum Tragen der Tücher; 6) 2 Krummruten; 7) 4 starke Hefel für die Ober- und Unterleinen und 20 für die Bindleinen. Diese Geräte müssen mit dem entsprechenden Tuche gleichzeitig verladen werden.

Tuchlappen, die aus rechteckigen Leinwandstücken hergestellten Jagdlappen.

Turmfalke s. *Edelfalke II*, 2.

Turpane s. *Enten III*, 2.

Turteltaube s. *Tauben II*, 1.

Tüter s. *Wasserläufer 3*.

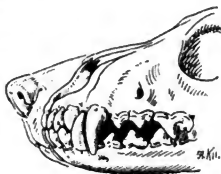
Tyrak, s. *Tirass*.

II.

Überbeißer (Übergreifer), Hunde, bei denen die Schneidezähne des Oberkiefers nicht, wie beim normalen Bau, auf oder ganz dicht hinter den Schneidezähnen des Unterkiefers stehen, sondern bei denen eine mehr oder weniger große Lücke zwischen den nach vorn geschobenen oberen und den unteren Schneidezähnen vorhanden ist. Den Gegensatz zum Übergreifer bildet der vorgeschobene Unterkiefer, wie er den Bulldoggs eigentümlich ist (Unterbeißer). Da der Hund mit den Schneidezähnen weder laut noch zusagt, so sind beide Fehler ohne erhebliche praktische Bedeutung.

Jagdlexikon.

überreiten (Überreilung), wenn der geringe Rothirsch mit dem Hinterlaufe vor den Abdruck des Vorderlaufes tritt (Ballenzeichen);



1. Normales Hundgebiss.



2. Überbeißer.

der letztere ist etwas stärker (s. *Fährtenzeichen 10*).

überfallen (überfliehen), wenn edles hohes Gaarwild Gräben, Wege, Zäune,

Zeng usw. überspringt (s. dagegen *durchfallen*).

Übergangsleib, das Gefieder zwischen zwei typischen Kleidern, das also Federn aus den beiden Kleidern enthält, zwischen denen es den Übergang bildet. Naturgemäß ist jedes U. einem beständigen Wechsel unterworfen, da fortwährend Federn des einen Kleides ausfallen und durch Federn des folgenden ersetzt werden. Zuweilen spricht man auch wohl bei Säugetieren von Übergangsleidern, so z. B. bei den im Winter weiß werdenden, die im Herbst und Frühling scheidig aussehenden.

übergehen 1) (überfließen), wenn Jäger oder Hunde aus Uferseiter über eine Fährte oder Spur hinweggeraten. 2) Wild läßt sich gern ü., d. h. es drückt sich.

Überhälter s. *Abtrieb*.

Überhege, eine Hege des Wildes über das übliche Maß hinaus. Sie verpflichtet zum Ersatz des durch sie entstehenden Wildschadens. Es brauchen dabei die Voraussetzungen des § 835 des Bürgerlichen Gesetzbuches nicht vorzuliegen, der Schaden kann auch durch anderes als das dort oder in den Jagdgesetzen genannte Wild angerichtet sein, eine Frist für die Anmeldung des Schadens ist nicht vorgeschrieben. Die Verfolgung des Ersatzanspruches geschieht vor den ordentlichen Gerichten, und zwar ist gemäß § 23 des Gerichtsverfassungsgesetzes das Amtsgericht auch bei einem Streitwerte von mehr als 600 M. zuständig. In Bayern ist gemäß § 5 der Verordnung vom 6. Juni 1909, wenn sich in einem Jagdbezirk ein der Land- oder Forstwirtschaft nachteiliger, übermäßiger Wildstand ergibt, der Jagdausübungsberechtigte auf Anordnung der Distriktpolizeibehörde verpflichtet, den Wildstand in der Zeit und in dem Umfange, wie es von dieser Behörde vorgeschrieben wird, abzumindern.

überheht s. *verhetzt*.

überjährig nennt man bisweilen den Schweißhund nach Ablauf seines ersten Lebensjahres, wenn er für die Arbeit am Riemem reif ist.

Uferläufer (überlaufener Frischling), ein junges Stück Schwarzwild im zweiten Lebensjahre.

übernächig ist eine Fährte vom vergangenen Abend, also eine kalte Fährte.

überschießen, 1) ein Revier, wenn man den Abschluß übertreibt; 2) ein Stück Wild, wenn man darüber hinwegschießt; 3) eine Fährte ü. s. *übergehen* 1.

Übersprung, niedrigere Stelle in einer Umwehrtung, um Wild zu veranlassen, über sie zu fallen. Er dient zum Fange lebenden Wildes (s. a. *Einsprung*).

überkletten, sich, wenn der Auerhahn auf einen anderen Ast springt (zur Nachtruhe, aber auch bei der Morgenbalz).

überwechseln (überziehen), wenn Schalenwild einen Weg, ein Gestell, eine Schlagfläche usw. überschreitet.

Uferwind s. *Wind*.

Überziehen s. *überwechseln*.

Uferläufer (Tringoides), Gattung aus der Familie der Schnepfen, Unterfamilie Wasserläufer (Totaninae). Hinterzehe vorhanden; von den drei Vorderzehen die äußere mit der mittleren bis zum ersten Gelenke durch eine Spannhaut verbunden. Stecher etwas länger als der Kopf, schlank, an der Spitze wenig gebogen, hart und verbreitert, sonst gerade und weich, bis zu etwa zwei Dritteln der Länge gesurcht; das Hauptkennzeichen dieser Gattung liegt in dem langen Stoß, der weit unter den spitzen Flügeln hervortragt.

F l u s e r l ä u f e r (Tringoides hypoleucus L., Actitis hypoleucos Brehm; Verchenstrandläufer, gemeiner grauer Sandläufer, Sandpfeifer, Stranpfeifer, Leichtstrandpfeifer usw.). Länge 18 bis 20, Stoß 5,7, Stecher 2,4, Lauf 2,4, nadter Teil über dem Hergengelenke 0,65, Mittelsehe ohne Nagel 2,1 cm. Der Unterkörper mit Ausnahme der fein gestrichelten Kehle reinweiß, ebenso die Außenseite der äußersten Stoßfedern, welche nur an der Spitze manchmal einige Flecken zeigen; Mittelfedern des Stoßes mit 6 bis 7 undeutlichen Querbänden, die unterste am dunkelsten; Hals- und Kropfseiten hell braungrau, dunkel gestrichelt. Sommerkleid: Oberseite braungrau mit grünlichem Anflug; auf Ober Rücken und Schultern schwarze Pfeilflecke, auf den Flügeldecken weiße Spitzen und dunkle Wellenlinien; Handschwingen braunschwarz mit grünlichem Glanz, wie die Oberseite, und hellen Spitzensäumen; die erste mit weißem Schaft, auf der Innenseite der dritten ein weißer Fleck, der sich auf den folgenden vergrößert; Mittelschwingen mit weißen Wurzeln und Spitzen, woraus sich eine Binde bildet. Hinter-schwingen und Stoß wie der Rücken, die ersteren mit schwarzer Binde vor dem hellen Saum. Über dem Auge ein heller Streifen. Zügel schwarzgrau; Stecher an der Wurzel trüb fleischfarbig, nach der Spitze zu schwarz; Ständer trüb gelbbraunlich mit grünlichem Anflug; Iris braun. Weibchen dem Männchen fast gleich. Das Winterkleid ist oberseits mehr grau und dunkler gefleckt, sonst kaum verschieden. Das Jugendkleid ist diesem ähnlich, doch bunter infolge breiterer Säume. Der Flußuferläufer bewohnt das ganze gemäßigste Europa und Asien, er brütet häufig bei uns und kommt überhaupt nicht selten vor.

Gegenden mit buschigen Wasserläusen zieht er vor, nur zur Zugzeit findet er sich vereinzelt am Meeresstrande. Das Nest steht teils auf erhöhtem Uferstrand, teils an Weidenbüschen in dessen Nähe; es enthält im Mai vier birnenförmige Eier, mit aschgrauen und rötlichen und darauf rotbraunen Flecken und Punkten auf gelblichem Grunde, welche 36 : 27 mm groß sind und von beiden Eltern in 16 bis 18 Tagen ausgebrütet werden. Die F. leben von Insekten und Gewürm aller Art. Ihre gewöhnliche Stimme ist ein helles Pfeifen, wie „ti ti ti“ klingend.

Uferjanderling f. *Sanderling*.

Uferschnepfe (*Limosa* Briss.), Gattung aus der Familie der Schnepfen, Unterfamilie Wasserläufer (Totaninae). Stecher 2- bis 3mal so lang als der Kopf und etwa $\frac{1}{2}$ länger als der Lauf, schwach aufwärts gebogen, schnepfenartig weich und biegsam, mit harter,



Kopf der roten Uferschnepfe.

löffelartiger Spitze, welche den Unterkiefer überragt. Die nahe der Stirn stehenden schmalen Nasenlöcher verlaufen in einer Rinne, die Furchen des Oberstechers reichen bis an die Spitze, die des Unterstechers bis zur Mitte. Ständer lang und dünn, über das Fersengelenk hinaus nach. Lauf vorn und hinten getäfelt. Von den Zehen sind äußere und mittlere durch eine kurze Bindehaut verbunden, die mittlere und innere nur mit einem schwachen Ansatze; Hinterzehe höher gestellt und kurz. Flügel lang und spitz, auf den Armschwingen ausgeschnitten; erste Schwinge die längste, vor ihr ein kleines Federtchen, wie bei den eigentlichen Schnepfen. Stoß zwölffederig.

1) **R o t e U.** (*Limosa lapponica* L., L. rufa Briss.; fuchsröte, kleine rote U., rostroter Sumpfläufer, rote Fuhlschnepfe, lappländischer Wasserläufer, rostrote Limosa). Länge 32 bis 36, Stoß 6,6, Stecher 7,2 bis 8, Lauf 5, nadder Teil über dem Fersengelenke 2, Mittelzehe ohne Nagel 2,6 bis 2,8 cm. Im Sommerkleide sind Kopf, Hals und ganze Unterseite rostrot; Bügel schwarzbraun gesprenkelt; Stirn, Oberkopf, Nacken und Kropfseiten mit braunschwarzen Schafstleden; Oberriden und Schultern glänzend schwarz mit rostfarbigen

Rand- und Spitzensleden; Unterriden, Bügel und Stoßbeden weiß mit einzelnen Lanzettfleden; Oberflügelbeden und Hinterschwingen graubraun; Vorderflügel schwarzbraun, die beiden vordersten mit weißen, die übrigen mit bräunlich-weißen Schäften; die Innenflügel hell und dunkel gesprenkelt, ohne weißen Spiegel. Mittelschwingen hell gesäumt. Der weiße Stoß mit 8 bis 10 schwarzbraunen Querbinden. Stecher an der Wurzel rötlich, nach der Mitte braun, die Spitze schwarz. Ständer schwarz, Iris dunkelbraun, Nagel der Mittelzehe ungezähnt. Das Weibchen ist trüber gefärbt, stärker als das Männchen. Im Winterkleide sind Kopf und Hals hell gelblich-grau mit dunklen Stricheln; Augenstreifen weiß, Bügel schwarzbraun gesprenkelt. Oberseite bräunlich-grau mit schwarzen Schäften und hellen Säumen; Stoß gelblich, braun gebändert. Kinn, Kehle und Wangen weiß, letztere dunkel gestrichelt, die übrige Unterseite weißlich. Brustseite und untere Stoßbeden mit dunklen Längsfleden. Stecher an der Wurzel graurötlich, nach der Mitte trübbraun, an der Spitze hornschwarz. Ständer grau. Das Jugendkleid ist dem vorigen sehr ähnlich, hat aber rostförmlichen Anflug auf der Unterseite. Die r. U. brütet im Norden Schwedens, Finnlands, Lapplands, Sibiriens, verbreitet sich von dort vorzugsweise westlich, am Meeresstrand entlang bis nach Afrika, dann ostwärts von Sibirien nach China und Japan, über das Kaspiische Meer auch nach Griechenland. Bei uns erscheint sie nur auf dem Zuge, brütet aber nicht. Ihr Lieblingsaufenthalt sind die vom Meer entblöhten Watten. Zur Zugzeit streichen sie in schräger, geordneter Linie; ihre Nahrung sind weiche Wasserthiere.

2) **S c h w a r z s c h w ä n z i g e U.** (*Limosa limosa* L., L. melanura Leisl., L. aegoecephala Bonap.; große U., rote Fuhlschnepfe, Seeschnepfe, Geißtopfschnepfe, schwarzschwänzige Limosa, große Limosa, Lobschneepfe). Länge 36 bis 42, Stoß 7,8 bis 8, Stecher 9 bis 11, Lauf 7,3 bis 7,9, nadder Teil über dem Fersengelenke 4,3, Mittelzehe ohne Nagel 3,6 cm. Stoß an der Wurzel weiß, sonst schwarz; die weißen Wurzelenden der Schwingen von der vierten an bilden einen Spiegel; die unteren Flügelbeden in der Mitte weiß; Stecher weniger als $\frac{1}{3}$ länger als der Lauf. Nagel der Mittelzehe auf der Innenseite gezähnt. Stirn in der Mitte braungrau, an den Seiten hell rostgelb; Oberkopf rostrot, schwarzbraun gefleckt; Kopfseiten und Hals mehr rostbräunlich, Oberriden und Schultern rostbraun mit dunklen Flecken; Hinterschwingen schwarz mit dreieckigen, rostfarbenen

Kandfleden, die anderen Schwingen stumpf-schwarz, weiß an der Wurzel; Flügelbeden graubraun, Unterrüden schwarz mit grauen Säumen; Büzel und obere Stoßbeden weiß, deren längste mit schwarzer Spitze. Auf dem zusammengefalteten Flügel eine breite Querbinde. Rinn weiß; Kropf und Brustseiten rostfarbig mit dunklen Stellen; Ständer schwarz, Iris braun. Weibchen stärker und von matterer Färbung. Im Winterkleid ist die Oberseite mehr grau, die Unterseite heller, sonst vom vorigen wenig verschieden. Jugendkleid: Oberkopf, Wangen, Hals und Kropf rostgrau, Oberrüden und Schultern bräunlich-lehmgelb mit helleren Säumen; Hinterschwingen und Flügelbeden dunkel graubraun; Augentreifen grauweiß; Unterseite weiß; Stecher an der Wurzel fleischfarbig, in der Mitte bräunlich, an der Spitze schwärzlich; Ständer dunkelgrau oder hornschwarz. Die Jungen dieser und aller sehr langschnebeligen Vögel fallen mit kurzem Stecher aus, der aber dann schnell wächst. Die Verbreitung der *U.* erstreckt sich über Nord- und Mitteleuropa, sowie die gleichen Breiten Asiens. Sie brütet u. a. in manchen Teilen der norddeutschen Tiefebene in Moränen mit Wasserläufen auf kleinen Erhöhungen. Ihre vier Eier, stark zugespitzt, sind sonst in Farbe und Größe sehr verschieden, bald dunkel olivengrün, bald olivenbraun mit matten, dunklen Flecken, bald grügelblüch, bald graurüchlich mit grauen, leberbraunen, grünlichen, dunklen oder hellen Flecken; messen 52:38 bis 61:49 mm; die Schale fein porös und glanzlos; sie sind leicht mit anderen zu verwechseln.

Beide Uferschnepfen sind höchst angenehm auffallende Vögel, und besonders die rote *U.* bringt in die mehr schwarzweißen oder grauen Sumpfbewohner durch ihre lebhaften Farben eine angenehme Abwechslung. Ihre Stimme klingt wie „Kiau, kiau“ oder „Jäjäjä“ oder „Täbi-e, täbi-e“, die der schwarzschwänzigen wie „Lobjo, lobjo“, woher ihr Name Lobjochnepe rührt. Nach anderer Auffassung klingt der Ruf wie „grütto“ oder „gretao“. Sie haben beide in ihrem Gang etwas Bedächtiges und beobachten ihre Umgebung dabei mit solcher Schärfe, daß der Jäger zu seinem Verdrusse Räube und Zeit sehr oft einsetzen muß, ohne ihrer habhaft zu werden. Der Meeresstrand und die Wattens sind zur Zugzeit bevorzugte Tummelplätze, von denen sie einige Abstecher nach dem Binnenlande machen.

Uhu s. *Eulen III, 4.*

Uhuhütte s. *Hüttenjagd.*

Umgänger, Eingänger, die starken Keiler, welche sich allein halten und weit hin und her wechseln.

Umschlag macht der Rothirsch, wenn er mit dem Laufe das Moos aufhebt und mit der Wurzelseite nach oben fallen läßt (s. *Führtenzeichen 17*).

umschlagen 1) einen Forstort, ihn umkreisen. 2) Haarwild der hohen Jagd schlägt um, wenn es bei Wahrnehmung des Jägers oder sonst verdächtiger Erscheinungen plötzlich die bisher innegehaltene Richtung ändert.

umstellen, einen abzunehmenden Ort mit Jagdzeug, Schützen oder Treibern umgeben.

Umtrieb, der Zeitabschnitt, innerhalb dessen unter normalen Verhältnissen der einmalige Abtrieb aller Holzbestände einer Betriebsklasse oder eines Waldes erfolgen soll. Die Umtriebszeit beträgt im Hochwalde meistens 60 bis 120 Jahre.

unedel ist das nicht eßbare Wild.

ungerade s. *gerade.*

Uniersfaktellereisen s. *Fallen IIIb 2, 3.*

Unterabteilung s. *Abteilung.*

Unterarch s. *Archen.*

Unterbau, zum Zwecke der Begründung von Beständen aus Schattenholzkarten (Buche, Weißtanne) oder als Unterholz erfolgsteckkultur im Schutze des alten Bestandes.

Unterholz, alle unter dem Schirme des Hauptbestandes wachsenden Bäume und Sträucher.

Untertunftschuppen, ein aus geringen Sparren und Schwarten gezimmelter Stall, der in jedem größeren Reviere sehr am Plage ist. Er bietet den Pferden Schutz vor strenger Kälte und der Tageshitze, vor Räden und Niederschlägen, dem Menschen ein schützendes Dach und einen Lagerraum für erlegtes, stärkeres Wild. Einige Borräte an Pferdefutter und Einstreu können unter dem Dache aufbewahrt werden. Vielsach wird er an das Jagdhaus angebaut.

Untermaß s. *Mast.*

unterschießen, ein Stüd Wild, unter ihm weg- oder vor ihm aufschießen.

Unterwind s. *Wind.*

Unterwurf, der Untertiefer des Schwarzwildes.

unweidmännisch (nicht weidgerecht) ist jede Handlungs- und Ausdrucksweise, die den Weidmannesregeln widerpricht.

Uprump s. *Reiher VI, 1.*

Urhuhn s. *Auerhuhn.*

Ursprungsfchein, eine Bescheinigung, die gemäß § 46 der preussischen Jagdordnung für die Verjendung von Wild vorgeschrieben ist. Grundsätzlich sollen alle Wildarten bei einer Verjendung mit *U.* versehen sein, es können aber für einzelne kleinere Arten Ausnahmen zugelassen werden. Die Ausstellung der *U.* erfolgt in der Regel durch die Gemeinde-

vorseher. Die Einzelheiten sind durch die Ober- und Regierungspräsidenten geregelt. In Württemberg ist nach der Verordnung vom 30. Juli 1886 ein U. erforderlich, wenn innerhalb der für die Wildarten geltenden Begezeit Wild der zu schonenden Art zum Verkauf gebracht wird; das Zeugnis dient zum Ausweis darüber, daß das betreffende Wild mit Erlaßnis des Ministeriums erlegt oder gefangen ist und sein Verkauf gestattet

wird. Dieser U. entspricht der Bescheinigung des § 45 Satz 2, 3 der preussischen Jagdordnung. Der U. des § 46 der preussischen Jagdordnung hat aber mit der Schonzeit nichts zu tun, er ist für jedes Stück Wild erforderlich, auch während der Schutzzeit und auch für solches Wild, das überhaupt keine Schonzeit hat. Er soll nicht die Beobachtung der Schonvorschriften fördern, sondern zur Verhütung des Wilddiebstahles beitragen.

B.

Verballen tritt bei Hunden ein, wenn sie auf hart gestorenem, rauhem Boden viel benutzt wurden und sich die Ballen wund gelaufen haben, oder wenn sie viel auf starren Stoppeln suchen mußten, die ihnen die Ballen wund stachen. Man reinigt die Ballen mit lauwarmem Seifenwasser, tupft sie mit Wundwatte trocken und pudert ein zur Hälfte aus Zodoform und Tannin bestehendes Pulver auf. Zur Jagd darf der Patient nicht eher gebraucht werden, als bis vollständige Heilung erzielt ist. Hunden, die zum V. neigen, soll man, bevor sie zu arbeiten beginnen, die Ballen mit Lanolin oder Byrolin einreiben. Rötigenfalls sind Gummi- oder Lederschuhe zu verwenden, um die empfindlichen Ballen zu schonen.

verbeißen, 1) wenn angeschossene Wildenten sich unter Wasser an Schilf usw. mit dem Schnabel festhalten, um dem Hunde zu entgehen. 2) Von Hunden, sich so fest einbeißen (verfangen), daß sie abgebrochen werden müssen. 3) Das Wild verbeißt die Pflanzen, wenn es die jungen Triebe oder Knospen, teils der Aung, teils des Zeitvertreibs wegen, abbeißt; s. *abprossen*. Laubhölzer (mit Ausnahme von Birke und Erle) leiden unter dem V. mehr als Nadelhölzer; von diesen wird die Tanne am meisten, die Lärche selten verbeißen. Das beste Gegenmittel ist Anstreichen entsäuerten Steinohlenters mit einer Bürste; auch Bespritzen mit Kalk hilft zuweilen (s. a. *Salzlecke*).

verbellern s. *Standlaut* und *Dressur*.

verbirgen, das Wild beim Virschen durch irgnd welche Umstände vergrämen.

verblasen, durch Blasen des für die betreffende Wildart bestimmten Signals (Hirsch tot, Sau tot usw.) anzeigen, daß es erlegt wurde. Nach heutigem Jeremoniell wird das Wild in der Regel auf der Strecke verblasen.

verblatten, einem Rehbock auf ungefähre Weise merken lassen, daß der Ton

nicht vom Alt- oder Schmalreh, sondern vom Jäger herrührt. Solcher Bod heißt verblattet, weil er so leicht nicht wieder auf das Blatt springt. Sind Böcke, auch Riden mit Ripen, von Wilddieben gefährdet, so verblattet sie der Jäger absichtlich, um sie vor diesen zu bewahren.

verbleffen (verplessen), sich, einen Verstoß gegen die Weidmannsprache begehen.

verbleien. Bei längerem Schießen mit Bleigeschossen setzt sich an den Laufwandungen, besonders in den Zugen, Blei an. Der Hergang ist folgender: Das Pulver hinterläßt feste Rückstände, die besonders bei warmem Wetter und heißgeschossenen Läufen schnell verhärten. Beim folgenden Schusse streift sich auf dieser harten Kruste Blei ab und so entsteht aus dieser Wechselficht von Pulverrückstand und Blei der Bleiansatz, das V. Dadurch wird die Schußgenauigkeit bedeutend herabgesetzt. Auf der Jagd, wo nur selten mehrere Kugelschüsse unmittelbar hintereinander abgegeben werden, tritt V. selten ein. Bleigeschosse werden daher, um das V. zu vermindern, gefettet. Bei Schrotläufen findet man nach 10 bis 20 Schüssen meist etwas Blei im Laufe, das sich aber leicht durch den Drahtwischer (Kräher) entfernen läßt. Die Anwendung des Drahtwischers ist für den Lauf nicht nachteilig. Um Bleiansatz aus Büchsenläufen zu entfernen, bedient man sich am besten einer Bürste aus Messingdraht die den Lauf nicht angreift.

verblenden 1) (blenden), Stände, Schirme, Krähenhütten usw. mit Material der Umgebung, z. B. Zweigen, Rasen, Schilf u. dgl., verhüllen, um sie weniger kenntlich zu machen. 2) Ein Treiben v., es mit *Blendzeug* einstellen. 3) Im gleichen Sinne wie *verbrechen* gebraucht, wenn es gilt, Raubzeug von erlegtem Wilde fernzuhalten.

verbläfft ist ein Hund, der durch den plötzlichen, ungewohnten Anblick des Wildes erschrickt und sich ihm nicht nähert. Auch alten Hunden geht es gelegentlich so, wenn z. B.

eine Schnepfe da vor ihnen aufsteht, wo sie solche nicht vermuteten. Junge Schweifhunde werden v., wenn sie zu heftig dem kranken Hirsche zusehen und Schläge mit dem Geweiß davontragen, was man daher zu verhüten suchen muß.

verbrechen, einen Anschuß, eine Fährte oder Schweiß, um sie leichter wieder aufzufinden zu können, durch einen grünen Bruch bezeichnen, dessen Bruchende dahin zeigt, wohin das Wild gezogen oder flüchtig geworden ist. Auch das Bedecken eines geschossenen Wildes mit Zweigen zum Zeichen, daß es schon in Besitz genommen wurde, oder um es vor Insekten zu bewahren, nennt man v.; will man es zugleich vor Raubzeug hüten, so stellt man ein Gespenz, d. h. mit Schießpulver verwitterte Lappen oder Papiere auf Stäben, neben das Stüd Wild.

verbrechen s. *verkanen*.

verbroffen ist ein Hund, der keine Lust zum Jagen zeigt; es kann dies aus Übermüdung oder Krankheit, doch auch daher rühren, daß der Jäger viel Federwild vorbeischießt, so daß der Hund nicht zum Apportieren kommt.

verreden, wenn dem geweißtragenden Wilde die Geweißhaken hervorwachsen; ist dies vollständig erfolgt, so hat der Hirsch oder Bod veredt, worauf er fegt. Auch in der Form verreden — von reden — gebraucht. Voll v. (ausgeredt) ist ein Geweiß oder Gehörn, dessen normale Enden kräftig und lang ausgebildet sind. Tritt bei sehr alten Hirschen und Böden nicht mehr ein.

Bereinswesen. Vereinigungen zu jagdlichen Zwecken spielen in der heutigen Jägerwelt eine wichtige Rolle. Es gehören hierher: A. die Jagdschussvereine, welche gesetzliche Maßnahmen zum Schutze der Jagd anstreben und die Beachtung der bestehenden Gesetze usw. zu fördern suchen; B. die eigentlichen Jagdvereine, welche die weidgerechte Ausübung der Jagd fördern; C. die jagd-technologischen Vereine, welche sich der Zucht und Führung der Jagdhunde zuwenden und deren Güte durch Prüfungen und Ausstellungen zu heben suchen; D. die Schießvereine, welche das Schießen nach jagdlichen Grundregeln pflegen wollen, im Gegensatz zu den reinen Schießsportvereinen. Sie alle erfüllen ihren Zweck jedoch nur dann, wenn sie nicht nur durch ihre Satzungen, sondern vor allem auch durch ihre Handlungen weidgerechter Jagd huldigen. Außerdem kann man noch anliebern: E. die Fürsorgvereine für Forst- und Jagdbeamte.

A. Jagdschussvereine.

Obenan steht der Allgemeine Deutsche Jagdschuss-Verein, dessen Präsident zurzeit

Ge. Durchlaucht der Herzog Viktor von Ratibor auf Schloß Rauden (Schlesien) ist. Er ist mit Ausnahme des Königreichs Bayern über das ganze Deutsche Reich verbreitet und umfaßt folgende Landesvereine: Brandenburg, Hannover, Kurhessen, Nassau, Ostpreußen, Pommern, Posen, Rheinprovinz, Sachsen, Schlesien, Schleswig-Holstein-Lauenburg, Westfalen, Westpreußen, Württemberg, Königreich Sachsen, Baden, Hessen, Mecklenburg, Anhalt, Braunschweig, Sachsen-Altenburg, Thüringen, Neuß j. L., Waldeck-Pyrmont, Hamburg und Elsaß-Lothringen. Die Zwecke und Ziele des Allgemeinen Deutschen Jagdschuss-Vereins, der im wahrsten Sinne des Wortes ein Beschützer und Förderer der deutschen Jagd ist, sind kurz folgende: Die Jagd zu schützen und zu heben, insbesondere die Staatsbehörden bei Durchführung der Gesetze über Jagdbergehen, Jagdpolizei und Wildschonung im ganzen Deutschen Reiche zu unterstützen; dem Unwesen der Wildbiebe und den Zuwiderhandlungen gegen die bestehenden Gesetze mit allen gesetzlichen Mitteln entgegenzutreten; den unerlaubten Handel mit Wild und Wildbret zu verhindern; verdienstvolle Leistungen von Jagd- und Forstschussbeamten, Gendarmen, Landjägern, Polizeibeamten durch Prämien und Diplome anzuerkennen; den in Ausübung ihres Dienstes durch Wildbiebe verwundeten Beamten, sowie bei deren etwa eintretendem Tode den Witwen und Waisen dieser Beamten außerordentliche Unterstützungen zu gewähren; auf dem Gebiete der Gesetzgebung, sowie der jagdlichen Verordnungen und Verfügungen dahin zu streben, daß die jagdpolizeilichen Vorschriften und die Bestimmungen über die Schonzeit des Wildes, den Wildschaden usw. den Anforderungen einer weidmännischen Jagdausübung entsprechen; alle Bestrebungen zu unterstützen, die geeignet sind, eine weidmännische Pflege des Wildes (einschließlich der Einführung nicht heimischen oder zur Blutauffrischung bestimmten Wildes) unter Wahrung der Interessen der Forst- und Landwirtschaft, sowie eine weidgerechte Jagd zu fördern und zu beleben. Außerdem hat der Verein die Kontrolle und die Ausgabe der Wildmarken übernommen. Letztere werden am Laufcher von Reklissen befestigt, um eine Handhabe für die Altersbestimmung des Rehwildes zu gewinnen; das Anbringen solcher Marken am Löffel des Haken verfolgt den Zweck, den Verbleib des ausgelegten Wildes kennen zu lernen.

Außer dem Allgemeinen Deutschen Jagdschuss-Verein gibt es noch einige von diesem unabhängige Jagdschussvereine, die jedoch im großen und ganzen dieselben Ziele wie jener verfolgen. Sie entwickeln ihre Tätigkeit zwar

in einem engeren Kreise, stiften aber dabei doch großen allgemeinen Nutzen. Hierher gehören u. a.: Bayerischer Jagdschützenverein, Pfälzischer Jagdschützenverein, Jagdschützenverein Zwidaun und Umgegend, Jagdschützenverein Oldenburg, Südböhmischer Jagdschützenverein, Danziger Jagd- und Wilschützenverein, Jagdschützenverein Dortmund. In Österreich-Ungarn finden wir den Niederösterreichischen Jagdschützenverein, den Oberösterreichischen Jagdschützenverein, sowie die Jagdschützenvereine für Böhmen, Galizien, Kärnten, Krain und die Bukowina, Mähren, Salzburg, Steiermark und Tirol. In der Schweiz gibt es den Allgemeinen Schweizerischen Jagdschützenverein mit den sieben Gruppen: Argau, Basel-Land, Basel-Stadt, „Hubertus“, Basel-Stadt „Jagdklub“, Bern, El. Gallen und Jürich.

Als eine besondere Art von Jagdschützenvereinen in Deutschland sind die Rotwildjagdvereine zu betrachten. Solche sind u. a.: Verein hirschgerechter Launusjäger, Verein hirschgerechter Eisfeldjäger, Verein hirschgerechter Jäger Westfalens, Rotwildjagdverein Trier, Rotwildjagdverein für den Hochwald, Rotwildjagdverein für die Mark Brandenburg, Mecklenburgischer Rotwildverein, Vorpommerscher Rotwildverein, Rotwildverein für Hinterpommern. Der Zweck dieser und ähnlicher Vereine ist die Erhaltung und Pflege eines mit der Wald- und Feldkultur verträglichen Rotwildstandes in ihren Bezirken und die hirschgerechte und vernunftgemäße Behandlung der Jagd. Die obengenannten Rotwildvereine haben sich zu einer „Vereinigung der deutschen Rotwildjagdvereine“ zusammengesetzt, die jedoch einstweilen noch nicht nach gemeinsamen Satzungen usw. arbeitet, sondern nur gelegentlich in die Erscheinung tritt, wenn sich die verschiedenen Rotwildjagdvereine in Berlin zur Zeit der Deutschen Gewerbehausexposition ein Stelldichein geben.

B. Eigentliche Jagdvereine.

Die zahlreichen Vereine dieser Art beschäftigen sich mit der weidgerechten Jagdausbildung etwa nach folgenden Gesichtspunkten: Möglichst weitgehende Ausbildung des jagdlich-technischen Betriebes nebst sachgemäßer Hege und Pflege des Wildstandes; Aufstellung leitender Gesichtspunkte für einen vernunftgemäßen Abschuss der einzelnen Wildarten; strenger Jagdschuß mit nachbarlicher Unterstützung; Pflege und Veredelung des frischen Jägergeistes durch gemüthliche, zwanglose, aber häufige Zusammenkünfte; Belehrung der Jagdbänger in Theorie (durch Vorträge usw.) und Praxis. Die bekanntesten Jagdvereine sind: Deutscher Jagdklub in Berlin, Verein deutscher Jäger in Berlin,

Deutscher Jägerklub in Berlin, Jagdklub Diana Berlin, Hessischer Jagdklub Darmstadt, Rheinbessischer Jägerverein, Bund deutscher Jäger in Baden, Dessauer Jagdverein, Jagdklub Bernburg, Bogtländischer Jagdklub, Jagdverein „Hubertus“ Leipzig, Jagdverein „Hubertus“ Plauen, Jagdverein „Hubertus“ Apolda, Jägerverein Magdeburg, Verein für weidgerechte Jagd in Thüringen und Franken, Verein Mansfelder Jäger, Verein Harzer Jäger, die Jagdvereine Launus, Londern und Pommern, Hinterpommerscher Jagdverein, Jagdverein „Hubertus“ Pommern, Greifenberger Jagdverein, Gramzower Jagdverein, Vereinigung ostpreussischer Jäger, Verein schlesischer Jäger, Jagdklub „Gansa“ in Hamburg, Flensburg Jägerverein, Angler Jagdverein, Artländer Jagdverein, Jägerverein Unterweser, Verein zur Hege der Jagd Osnabrück-Diepholz, Verein westdeutscher Jäger, Verein der Jäger am Niederrhein, Rahetal-Jägerverein, Rheinisch-westfälischer Jagdklub, Verein westfälischer Jäger, Jagdklub Mannheim, Jägerverein Nürnberg. In Österreich-Ungarn gibt es u. a. den Österreichischen Jagdklub, den Wiener Jagdklub und den Klub der Jäger und Jagdfreunde in Konstantinsbad (Böhmen); in der Schweiz u. a. den Basler Jagdklub und den Thurgauischen Jagdverein. — Viele Jagdvereine beschäftigen sich auch mit der Zucht und Prüfung von Jagdhunden sowie mit der Pflege des jagdlichen Schießens.

C. Jagdethnologische Vereine.

Zur Schaffung guter Jagdhunde bestehen in Deutschland zahlreiche Vereine; sie erstrecken sich entweder auf das ganze Reich oder auf einzelne Gebiete. Manche großen Vereine haben örtliche Gruppen eingerichtet, um den Zusammenschluß der Mitgliedsler zu erleichtern. Der Einfluß aller dieser Vereine auf die Jagdhundzucht ist sehr bedeutend, denn das Vereinswesen ist als ein wichtiges Mittel zur Förderung der Zucht sowie zur Vervollkommnung der Gebrauchstüchtigkeit und Schönheit des Hundematerials anzusehen. Im wesentlichen trennen sich die jagdethnologischen Vereine in zwei große, sich ergänzende Hauptgruppen: 1. Vereine, die sich in den Dienst der Zucht von Jagdhunden aller Art stellen; 2. Vereine zur Förderung der Zucht von Hunden einer bestimmten Rasse. Ein Teil dieser Vereine hat sich zu Verbänden zusammengesetzt. Jurgzeit gibt es in Deutschland drei solche großen Verbände: Die „Delegierten-Kommission“, das „Kartell der Rassenzuchtvereine und der allgemeinen Verbände“ und den „Verband der Vereine für Prüfung von Gebrauchshunden zur Jagd“. Alle drei Verbände

verfolgen dasselbe Grundziel, nämlich die Hebung der deutschen Hundezucht.

Der größte und älteste Verband ist die Delegierten-Kommission. Die ihr ange-schlossenen Vereine bestehen aber außer den Vereinen zur Zucht und Prüfung von Jagd-hunden auch aus kynologischen Vereinen anderer Art. Die Delegierten-Kommission hat für alle von ihr als „Rasse“ anerkannten Gruppen von Hunden „Rassenzeichen“ aufgestellt und das Ausstellungs- sowie das Prüfungswejen für ihre Vereine einheitlich geregelt. Sie führt das Deutsche Hunde-Stammbuch (s. *Stammbücher*), das für alle von ihr anerkannten Hunderasen offen steht, und in das alle Hunde eingetragen werden können, die den Eintragungsbestimmungen der Delegierten-Kommission (Rassenzeichen, Nachweis der Reinzucht innerhalb der anerkannten Rassen durch Vorlegung des Stammbaumes) entsprechen. Der genannte Verband hält alljährlich in Berlin eine Haupttagung ab, zu welcher die einzelnen ihm angehörenden Vereine Vertreter (Delegierte) entsenden. Die an Mitgliederzahl größten Vereine der Delegierten-Kommission sind: Verein zur Züchtung deutscher Vorleschhunde (Berlin), Verein zur Verebelung der Hunderasen für Deutschland (Hannover), Verein zur Züchtung reiner Hunderasen in Süddeutschland (München), Verein zur Züchtung reiner Jagdhundrasen für Württemberg (Stuttgart), Jagdklub „Gansa“ in Hamburg, Kynologischer Verein Dresden, Verein „Hubertus“ in Chemnitz, Verein Nimrod-Leipzig, Verein Nimrod-Schlesien (Wreslau), Kynologischer Verein für das Großherzogtum Sachsen (Apolda), Westpreussischer Verein zur Prüfung und Züchtung von Gebrauchshunden zur Jagd (Danzig), Deutscher Stichelhaar-Klub, Deutscher Wachtelhund-Klub, Kaninchenedel-Klub.

Das Kartell der Rassenzuchtvereine und allgemeinen Verbände, gegründet von einer Reihe außerhalb der Delegierten-Kommission stehender Vereine, hat im wesentlichen einheitliche Bestimmungen über die Zulassung der Hunde zu Ausstellungen und über die Einteilung der Hunde für Ausstellungen getroffen. Auch das Kartell führt ein besonderes Zuchtbuch (das „Kartell-Zuchtbuch“). Außer Einzelvereinen gehören ihm auch ganze Verbände kynologischer Vereine an, u. a.: Mitteldeutscher Verband, Südwestdeutscher Verband, Westdeutscher Verband, Norddeutscher Verband, Thüringer Verband, Rheinisch-weißfälischer Verband, Bayerischer Verband, Bund Kynologischer Vereine Württembergs, Verband badi-scher kynologischer Vereine.

Die dritte große Bereinstweje ist der im Jahre 1899 gegründete Verband der Vereine für Prüfung von Gebrauchshunden zur Jagd, der das Verdienst hat, eine einheitliche Ordnung für vollständige Gebrauchshundprüfungen sowie für Jugendprüfungen geschaffen zu haben, und der diese Prüfungsordnungen den Bedürfnissen der Praxis entsprechend laufend erhält. Der Verband der Gebrauchshundvereine hat seinen Wirkungskreis bereits über das Deutsche Reich hinaus auf Österreich-Ungarn und die Schweiz ausgedehnt. Seine Prüfungen sind von der größten Bedeutung für die Gebrauchshundzucht. Die Anforderungen, welche die Prüfungsordnungen des Verbandes an die Prüflinge stellen, sind so hoch, daß nur solche Hunde Preise erhalten können, die vielseitig veranlagt sind. Eine große Anzahl der dem Verbands angehörenden Vereine veranstaltet alljährlich vollwertige Gebrauchshunden unter Vergebung ziemlich hoher Geldpreise und zahlreicher Ehrenpreise. Die auf diesen Prüfungen mit einem 1., 2. oder 3. Preise ausgezeichneten Hunde werden in das Deutsche Gebrauchshund-Stammbuch eingetragen (s. *Stammbücher*). Alljährlich zur Zeit der Deutschen Geweihsausstellung findet in Berlin eine Verbandsversammlung statt, zu der jeder Verbandsverein einen Vertreter mit zwei Stimmen oder zwei Vertreter mit je einer Stimme senden kann. Verhandlungsgegenstände auf diesen Tagungen bilden in der Regel die Beratungen über die gemeinsamen Prüfungsordnungen sowie den Ausbau der Satzungen und des Gebrauchshund-Stammbuches. Die größten Verbandsvereine sind: die Gebrauchshundvereine Berlin und Dresden, Klub Kurzhaar (Stammklub Berlin), Klub Kurzhaar Dresden, Klub Kurzhaar Posen, Bayerischer Kurzhaar-Klub (Rürnberg), Verein schlesischer Jäger (Wreslau), Verein westfälischer Jäger (Dortmund), Verein pommer-scher Jäger (Stettin), Östverein (Königsberg i. Pr.), Westpreussischer Gebrauchshundverein (Danzig), Kynologischer Klub für Nordwest-Deutschland (Hamburg), Schleswig-holsteinischer Gebrauchshundverein (Kiel), Hessischer Jagdklub (Darmstadt), Jagdverein „Hubertus“ Plauen, Bogländerischer Jagd-klub (Plauen), Nimrod-Leipzig, Jägerverein Magdeburg, Verein Deutsch-Drathhaar, Hubertus - Köln, Rahetal - Jägerverein (Kreuznach), Saarverein (Saarbrücken), Westverein (Laasphe), Südberein (Heidelberg), Verein der Fubelpointer-Züchter (Darmstadt) und andere mehr. In Österreich-Ungarn finden wir den St. Hubertus-Deutsch - Kurzhaar - Verein in Komotau (Böhmen), in der Schweiz den Schweizerischen Vorleschhund-Klub (Aeinsfelden) und

den Gebrauchshundverein Schweiz-Elsaß (Interlaken). Von den genannten Vereinen gehören einige gleichzeitig der Delegierten-Kommission oder dem Kartell an, andere finden wir auch bei den Jagdvereinen. Sämtliche Verbandsvereine verfolgen das gemeinsame Ziel: Die Schaffung von vielseitig beanlagten Vorstehhunden sowie die Förderung ihrer Ausbildung und Führung im Sinne des „Raters der Gebrauchshund-sache“ Hegerwald.

Von ausländischen Verbänden bzw. Vereinen seien hier noch angeführt der Österreichische Suchen-Verband, der Österreichische Kynologen-Verband, der Österreichische Hundezuchtverein in Wien, der Jagdhund-Klub Wien, der Kynologische Verein Salzburg, die Schweizerische Kynologische Gesellschaft (mit einer Anzahl Gruppen) und der Kynologische Verein der Waldfräde.

Von den zahlreichen Sondervereinen in Deutschland ist wohl als bedeutsamster der „Verein Hirschmann“ zu nennen. Diesem Vereine, der im Jahre 1894 gegründet wurde, gebührt unstreitig das Verdienst, das Interesse für den edlen Schweißhund in weiten Kreisen geweckt und gefördert zu haben. Unermüdet ist er bemüht, zu erreichen, daß die Hunde, welche in sein Zuchtregister (s. *Stammbücher*) eingetragen werden, immer formvollendeter, leistungsfähiger und ausgeglichener werden. Alle drei Jahre finden Schauen des Vereins statt, und alljährlich im Herbst nach der Brunst wird eine Preisjude abgehalten, auf der den Schweißhundführern Gelegenheit gegeben wird, zu zeigen, was sie und ihre Hunde leisten können. Tant den unausgesetzten eifrigen Bemühungen des Vereins gibt es heute noch eine ziemliche Anzahl bewährter und zuverlässiger Schweißhunde. Unstreitig gebührt dem Vereine das Verdienst, nicht bloß den Schweißhund der Vergessenheit entrißnen, sondern auch die Kunst, diesen edlen Hund zu arbeiten, neu belebt zu haben. — Außer dem „Verein Hirschmann“ gibt es für Schweißhunde noch den „Verein für bayerische Gebirgsschweißhunde“ und in Österreich-Ungarn den „Österreichisch-ungarischen Schweißhundverein (Wien)“.

Durch die erspriehliche Tätigkeit des Klubs Kurzhaar (Stammklub Berlin) hat die Zucht sowie die jagdliche Ausbildung des kurzhaarigen Vorstehhundes eine gewaltige Förderung erfahren. Dieser Klub veranstaltet in erster Linie Jugendzuchtstuden (in jedem Frühjahr für die im Vorjahre geworfenen Jährlinge), daneben auch vollwertige Gebrauchshundprüfungen nach Verbandsregeln und gelegentlich Sonderausstellungen seiner Rasse. Er ist der bedeutendste Verein des

Kurzhaar-Verbandes, dem außerdem noch mehrere andere Vereine angehören, z. B. der Bayerische Kurzhaar-Klub, der Klub Kurzhaar Dresden, der Klub Kurzhaar Posen, der Klub Kurzhaar für Rheinland-Westfalen-Gessen, der Sächsisch-thüringische Klub Kurzhaar, der Südwestdeutsche Klub Kurzhaar, der Württembergische Kurzhaar-Klub. Der ganze Kurzhaar-Verband gehört auch dem Verbands der Gebrauchshundvereine an. Auch sonst gibt es noch hier und da Kurzhaar-Klubs. Als besondere Typen des kurzhaarigen deutschen Vorstehhundes gelten der Weimaraner und der dreifarbige Württemberger Hund. Um die Zucht dieser Hunde bemühen sich mit Erfolg der Verein zur Züchtung des Weimaraner Vorstehhundes (Weimaraner-Klub) bzw. der Württemberger Jagdklub. — In Österreich-Ungarn bestehen als Sondervereine für kurzhaarige Vorstehhunde der Österreichische Kurzhaar-Klub (Wien), der Kurzhaar-Klub Wiener Noben, der St. Hubertus-Deutsch-Kurzhaar-Verein in Komotau (Böhmen) und der Mährische Kurzhaar-Klub.

Der Verein Deutsch-Langhaar hat auf die Zucht und jagdliche Vielseitigkeit des langhaarigen deutschen Vorstehhundes lebend eingewirkt. Den gleichen Zweck wie er verfolgen der Norddeutsche und der Süddeutsche Klub Langhaar, sowie in Österreich der Deutsch-Langhaar-Zuchtverein zu Wien.

Die Zucht drahthaariger Hunde zu fördern, haben sich vier Vereine zur Aufgabe gemacht: der Deutsche Stichelhaar-Klub, der Griffon-Klub (nebst dem Griffon-Klub für Süddeutschland), der Verein Deutsch-Drahthaar und der Verein der Fudelpointer-Züchter, von denen der letztere bejweckt, durch Paarung von Pointern und Pudeln einen ausgeglicheneren Stamm von Gebrauchshunden zu schaffen. — Aus Österreich-Ungarn ist hier der Österreichisch-ungarische Deutsch-Stichelhaar-Klub (Wien) anzuführen.

Die englischen Vorstehhunde (die kurzhaarigen Pointer und die langhaarigen Setter) finden ihre Förderung durch den Verein für englische Vorstehhunde, der durch Vermischung des ehemaligen Deutschen Pointer-Klubs und des Setter-Klubs entstanden ist. — In der Schweiz finden wir den Schweizerischen Setter- und Pointer-Klub.

Der Hund des Gebirgsjägers ist die Dachsbrade. Dieser Rasse hat sich vor allem der Internationale Dachsbraden-Klub angenommen, bei welchem sich die hervorragendsten deutschen und österreichischen Züchter befinden, ferner der Westfälisch-rheinische Dachsbraden-Klub (Hagen i. W.) und der Klub Dachsbrade (Wien). — Der

Zucht und Verwendung der deutschen Bracken widmen sich der Deutsche Bracken-Klub (Olpe i. W.) und der Verein der Brackenjäger (Osnabrück).

Für die Fedelzucht ist der „Fedel-Klub für Deutschland und das Ausland“ (Sitz Berlin) von hervorragender Bedeutung. Er ist der Stammbuchführende Sonderklub für alle Dachshundvarietäten, hat einschließlich seiner Ortsgruppen Braunschweig, Dresden, Erfurt, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kiel und Schwerin i. Medl. rund 2000 Mitglieder und veranstaltet Jugendzuchtschlesien und große Sonderausstellungen. Ihm sind im Laufe der Jahre sowohl in Deutschland als auch in Österreich-Ungarn und in der Schweiz verschiedene solche Sondervereine gefolgt, z. B. Ostpreussischer Fedelklub (Insterburg), Schlesiener Fedelklub (Saarau), Thüringer Fedelklub (Gera), Leipziger Fedelklub, Erdhund-Klub Hildesheim, Fedelklub für Hesse-Nassau (Frankfurt a. M.), Westdeutsche Erdhund-Vereinigung (Düsseldorf), Westdeutscher Fedelklub (Dortmund), Westfälischer Fedelklub (Dortmund), Dachshundklub München, Klub der Dachshundfreunde München, Dachshundklub Nürnberg, Pfälzischer Fedelklub, Württembergischer Dachshundklub (Eßlingen), Klub für rauhhaarige Dachshunde, Klub für langhaarige Dachshunde, Mitteldeutscher Langhaartedel-Klub, Deutscher Jagtedel-Klub, Pommerischer Jagtedel-Klub, Märktischer Jagtedel-Klub, Harzer Jagtedel-Klub, Gebrauchtedel-Klub Plauen, Gebrauchtedel-Klub Hesse-Nassau, Gebrauchtedel-Klub Baderborn, Kanincentedel-Klub, Klub der österreichischen Dachshundzüchter (Wien) und Schweizerischer Dachshundklub (Bern). Die genannten Gebrauchtedel-Klubs haben sich zu einem Verbandsvereine zusammengeschlossen, dem auch einige andere Dachshundklubs angehören. Der Verband hat eine gemeinsame Prüfungsordnung aufgestellt und führt auch ein besonderes Stammbuch, das Deutsche Gebrauchtedel-Stammbuch. Der oben mit aufgeführte Kanincentedel-Klub ist bestrebt, einen Erdhund leichtesten Schlages zu züchten, welcher ebenso im engen Kaninchenbau zu arbeiten imstande ist wie sein stärkerer Stammesgenosse im weiteren Fuchs- und Dachsbau.

Die verschiedenen Forderterrier-Vereine fördern die Zucht und Liebhaberei glatt- und drahthaariger Forderterrier durch Abhalten von Schönheits- und Zuchtwettstreifen sowie durch Vergeben von Zuchtpreisen auf den Sonderausstellungen. Es gehören hierher u. a. Deutscher Forderterrier-Klub, Leipziger Forderterrier-Klub, Süddeutscher Forderterrier-Klub, Spaniatischer Forderterrier-Klub, Jagdforderterrier-

Klub, Österreichisch-ungarischer Forderterrier-Klub (Wien).

Von den übrigen jagdlynologischen Sondervereinen sind erwähnenswert: Verein für kleine Münsterländer Vorstehhunde (Osnabrück), Deutscher Vachtelhund-Klub (München), Jagdspaniellklub München, Jagdspaniellklub Graz.

Von den obengenannten Sondervereinen gehören einige der Delegierten-Kommission, dem Kartell oder dem Verbands der Gebrauchshundvereine an.

D. Vereine für jagdmäßiges Schießen.

Von einem weidgerechten Jäger verlangt man auch eine gewisse Schießfertigkeit, soweit sie von dem einzelnen durch systematische Ausbildung und fleißige Übung auf dem Wurfstauben- und Scheibenstande zu erlangen ist. Angesichts der allgemeinen Bedeutung des Übungsschießens für den Jäger bildeten sich zahlreiche Vereine, die das jagdliche Schießen besonders pflegen. Obenan steht der im Jahre 1899 gegründete „Schießverein deutscher Jäger“, der seinen Sitz in Neubamm hat. Er setzt sich aus Jägern aller Stände zusammen und ist über ganz Deutschland verbreitet. Er besteht aus dem Hauptverein und einer Reihe ihm angeschlossener Ortsgruppen (Apolda, Berlin, Breslau, Bunzlau, Danzig, Darmstadt, Hagen i. W., Hannover, Kissingen, Köln, Lippeche, Neubamm, Plauen i. L., Posen, Pritz, Rostock und Zoppot). Die auf die Pflege jagdmäßigen Schießens gerichteten Ziele des Schießvereins deutscher Jäger finden in weitesten Kreisen der deutschen Jägerei und der deutschen Jagdvereine Verständnis und nachdrückliche Unterstützung. Fast alle bestehenden Jagdvereine und auch viele lynologischen Vereine haben die Pflege des jagdlichen Übungsschießens seit Gründung des Schießvereins deutscher Jäger gleichfalls in ihre Vereinsaufgaben hineingezogen. Auch viele Schützenvereine beschäftigen sich jetzt mit dem Jagdschießen. Fast überall aber, mit geringen Ausnahmen, wird nach den Schießregeln des Schießvereins deutscher Jäger geschossen. In neuerer Zeit haben sich mehrere jagdliche und lynologische Vereine mit dem Schießverein deutscher Jäger und seinen Gruppen zu einem „Verbandsvereine jagdlicher Vereine zur Förderung jagdlichen Schießens“ zusammengeschlossen. Dieser Verband ist die weitaus größte Organisation Deutschlands zur Pflege und Förderung jagdlichen Schießens. Sämtliche dem Verbands angehörenden Vereinigungen veranstalten ihre Schießen nur auf Grund der ausschließlich die Jagdpraxis fördernden Schießregeln des Schießvereins deutscher Jäger.

E. Jägersvereine für Forst- und Jagdbeamte.

Unter diesen Vereinen ist in erster Linie der Verein „Waldheil“ zu nennen, der im Jahre 1894 zu Neubamm gegründet wurde und sich in den zwanzig Jahren seines Bestehens kraftvoll entwickelt hat, zu Ruh und Frommen der Jeger und Pfleger des deutschen Waldes, Wildes und Weidwerkes, zum Troste ihrer Witwen, zum Schutze ihrer Waisen, zur Förderung der Standesehre und zur Erhaltung einer gesinnungstüchtigen, vaterlands- und pflichttreuen grünen Gilde. „Waldheil“ zählt heute unter seinen Tausenden von Mitgliedern Forstbeamte aller Grade, Wald- und Jagdbesitzer, Abgeordnete des Reichstages und der Landtage und aus dem großen Kreise der Jagdpächter und Jagdliebhaber Angehörige aller Stände, sowie Vereine und Vereinigungen, welche als solche die Mitgliedschaft erworben haben. Die Satzungen des Vereins fähren als seinen Zweck an: a) den Stand der deutschen Forst- und Jagdbeamten im Staats-, Gemeinde- und Privatdienste zu heben; b) deren wirtschaftliche Lage zu bessern; c) unverschuldet in Bedrängnis geratene Forst- und Jagdbeamte zu unterstützen und ihnen Darlehen zu gewähren; d) Forst- und Jagdbeamten Rat in Rechts- und Versicherungsangelegenheiten zu erteilen und Stellen zu vermitteln; e) bedürftige Hinterbliebene von Forst- und Jagdbeamten zu unterstützen; f) den Hinterbliebenen verstorbener Mitglieder aus dem Stande der Forst- und Jagdbeamten Begräbnisbeihilfen zu gewähren. Außerdem vergibt der Verein an Privatforstbeamte, welche Mitglieder sind, zur Ausbildung ihrer Söhne auf der Forstlehrlingschule Templin eine Anzahl Stipendien.

Mit den besondern Standesinteressen der Forst- und Jagdbeamten befassen sich außer dem Vereine „Waldheil“ auch eine Anzahl anderer Vereine des Forst- und Jagdbeamtenstandes. Sie werden hier aufgeführt, weil ihre Mitglieder außer im forstlichen Hauptberufe auch als Jagdbeamte und Jeger und Pfleger des Wildes tätig sind. Es seien von diesen Vereinen genannt der Verein Königlich preussischer Forstbeamten, der Verein für Privatforstbeamte Deutschlands, der Bayerische Försterverein, der Verein der Förster und Försterkandidaten des sächsischen Staatsdienstes, der Elsaß-Lothringer Försterverein, der Verein Herzoglich Sachsen-Meininger Forstwirte, der Verein braunschweigischer Förster, die Vereinigung mittlerer Forstbeamten Anhalts und der Verein Waldeck-Pyrmontener Forstbeamten.

verenden, des Wildes, an einer Verwundung sterben; stirbt es infolge innerer Krankheit, Hungers usw., so geht das Wild

der Niederjagd ein; das Hochwild fällt und ist dann Fallwild.

verfahren, wenn der Rothirsch mit dem Geweih Ameisenhaufen auseinander schlägt (s. *Wimpel schlagen*).

verfangen, 1) das Verbeißen der Hunde am Wild, der Dachs am Hund. 2) Jagende Hunde, besonders Windhunde, verfangen sich, wenn sie sich überjagt, also außer Atem gelaufen haben (s. a. *verschlagen* 1).

verfärben s. *färben* 3.

verfebern, mausern. Hat ein Vogel die Mauser beendet, so hat er verfebert oder ausgemausert.

verfeuern, bei eingestellten Jagen Feuer anlegen, um das Wild vom Durchbrechen an den Seiten, wo noch keine Fücher stehen, abzuhalten. Man verfeuert einen Waldbrand, um das Wild vom Austreten auf das angrenzende Feld abzuhalten; man verfeuert auch den ausgespürten Marder, um ihn an der Flucht zu hindern. Solche Feuer müssen natürlich sorgfältig erhalten und geschützt werden, damit nicht Waldbrände durch sie entstehen.

verfrischen, von der Wache, wenn sie tote oder unzeitige Junge (Früschlinge) frisst.

Vergiften des Raubzeuges. Die Vertilgung des Raubzeuges mit Gift ist ein Nothelfer, der Anwendung zu finden hat, wenn alle anderen Mittel versagen. Denn abgesehen davon, daß das Verenden durch Gift nicht selten qualvoll ist und man das V. auch als unweidmännlich bezeichnen muß, ist mit der Gefahr zu rechnen, daß das aufgelegte Gift von Raubwild oder von Hunden aufgenommen wird. Auch wird ein Teil des vergifteten Raubzeuges nicht gefunden und verkommt daher nutzlos.

Um Früchse zu vergiften, legt man im Herbst auf großen, weit übersichtlichen Flächen Kirchplätze an. Man hebt zu dem Zwecke an einer möglichst todenen Stelle eine 2 qm große Grube 30 bis 40 cm tief aus und füllt sie mit Stroh, Häcksel, Kasse oder dergl. aus, nachdem man diese Stoffe mit minderwertigem Korn gemischt hat. Hierauf bringt man so viel frischen Pferdeabung hinein, daß ein kleiner Hügel entsteht. In diesem Kirchplatz werden sich bald Mäuse aus der Umgegend einnisten, die wieder eine große Anziehungskraft auf die unter Wind vorbeischnürenden Fische ausüben. Zweckmäßig ist es auch, in der Nähe dieses Platzes einen *Luderschacht* anzubringen, der eine dauernde Kirtung für die Fische bildet, und außerdem die beim *Fuchsjang* beschriebenen Kreuzfurchen, welche sich am Plage treffen, zu ziehen. Als Kirtung werden klein geschnittenes Geseide, Küchenabfälle, Heringsreste, kleine Vögel, walnußgroße Butter, Margarine-

ober Griebenfugeln in den Pferbedung gelegt und mit diesem bedeckt. Nachdem der Platz von Füchsen angenommen ist, fertigt man die Giftbroden an. Man kauft auf einen Giftschein entweder reines Strychnin (nitricum) oder Strychnin in Wachs- bzw. Gelatinekapfeln. Das furchtbare Gift führt durch Röhmung der Atmung zum Verenden. Da es auch für Menschen und Hunde sehr gefährlich ist, so muß sich der Giftleger stets dessen bewußt sein, daß er mit einer äußerst gefährlichen Waffe arbeitet. Wer mit dem Gift umgeht oder vergiftetes Raubzeug streift, überzeuge sich erst, ob er Wunden an den Händen hat, indem er die Hände mit Essig oder starker Alaunlösung wäscht. Sobald sich danach Brennen an einer nicht sichtbaren Wunde einstellt, vermeide er jede Arbeit mit Gift bzw. vergiftetem Raubzeug. Selbstredend muß das Verwunden der Hände beim Streifen und das Verühren des ekelhaften Schleiens und Weisers am Fange des vergifteten Fuchses vermieden werden. Durch obrigkeitliche Bestimmungen ist vorgeschrieben, daß das Auslegen von Giftbroden in den umliegenden Ortschaften bekannt zu machen ist. Es ist Anstandsspflicht des Giftlegers, die Besitzer von wertvollen Hunden rechtzeitig zu verständigen, wann und wo Giftbroden ausgelegt sind. Er ist für jeden Unglücksfall und Schaden persönlich haftbar. Als Umhüllung für das lose oder in Wachs- bzw. Gelatinekapfeln befindliche Gift benutzt man Heringsstücke, Vogellöpfe, Butter- bzw. Margarinestücke oder Schweinegeriben. Beim Einfügen des außerordentlich bitter schmeckenden Strychnins muß man peinlich darauf achten, daß keines der salzartigen, weißen Kristalle außen am Broden haftet, sondern daß die ganze Portion, 3 Federmesserspitzen voll, gut in das Innere der Umhüllung kommt. Zu dem Zweck sticht man in jedes Heringsstück, in die kugelförmigen, walnußgroßen Butter- bzw. Margarinebroden oder mit Mehl in warmem Zustand gemischten Schweinegeriben mit einem stumpfspitzen Pflod ein Loch und schüttet das Gift in die Vertiefung oder schiebt die Gelatine- bzw. Wachs-kapsel mit Giftinhalt in das Loch und schließt dasselbe durch Füllung mit der betreffenden Giftumhüllung. Gelatinekapfeln usw. halten das Gift lange wirksam, haben aber den Nachteil, daß das Raubzeug meistens sehr weit fortgeht, ehe die Umhüllung verdaut ist und das Gift ins Blut übergeht. Hat der Fuchs den Magen voll Fraß, so wirkt das Gift vorläufig gar nicht, dagegen wird ein Fuchs mit leerem Magen der Wirkung des Giftes sofort erliegen. Kleinen Vögeln spaltet man den Kopf, entfernt das Gehirn, schüttet in dessen Höhle das Gift und brüdt die Kopfhälften

wieder zusammen. Vergiftete, kleine Vögel werden in der Regel nicht von Hunden gestossen, während Herings-, Margarine-, Butter- und Griebenbroden sehr gern von ihnen angenommen werden. Strychnin in Grieben, Margarine und Butter laugt nicht so leicht aus und die Umhüllung löst sich in der warmen Regensäure schnell auf, wirkt daher besonders bei leerem Magen sofort tödlich. Von Füchsen und Krähen verschleppte und bei Wahrnehmung des bitteren Geschmades fallen gelassene Butter- und Margarinebroden schmelzen bei warmer Frühlingssonne und werden dadurch Hunden unschädlich, während verschleppte Fleisch-, Herings- und Griebenbroden Fühnerhunden selbst zur Fühnerjagdzeit noch gefährlich werden können, da sie durch das Gift konserviert werden. Zum Vergiften von Raubzeug legt man in den oben beschriebenen Platz verstedt mehrere den Giftbroden ähnliche unvergiftete Broden. Die drei bis vier besonders kenntlich gemachten Giftbroden legt man in oder vor den Platz, vor den Luder-schacht oder vor flach eingegrabenes Luder oder Fallwild usw. an unauffällig, aber genau bezeichneten Plätzen und bedeckt alle Broden leicht mit Pferbedung. Bei der Revision am Morgen ist es am besten, wenn die nicht genommenen Giftbroden bis zum Abend entfernt werden. Haben Füchse Giftbroden genommen, so ist, falls sie nicht in der Nähe des Platzes liegen, die weitere Umgegend abzuluchen, bzw. bei Schnee der Spur zu folgen. Der Magen und Darm der vergifteten Fuchse enthält Strychnin. Deswegen müssen diese Teile durch tiefes Vergraben unschädlich beseitigt werden. In neuerer Zeit verwendet man auch Chantalium, das sofort tödlich wirkt, zum Vergiften der Fuchse. Aus dem Gemenge verschiedener Fette werden 3 cm lange und 1,8 cm dicke Kapfeln hergestellt und diese mit 1 g in Wasser gelösten Chantaliums gefüllt. Die Kapfeln können von Füchsen nicht unzerbissen hinuntergeschluckt werden. Sobald der Fuchs den Broden mit der Kapsel aufnimmt, zerpringt die Kapsel, und wenn nur ein geringer Teil der Flüssigkeit auf die Zunge kommt, verwendet der Fuchs alsbald.

Jagende Hunde vergiftet man an den Luderplätzen, indem man Giftbroden oder Fleischstücke mit Strychnininhalt auch während des Tages an den Plätzen hinlegt. Da jagende Hunde sicherer der Schleppe folgen als Fuchse, so macht man mit frischem Wildgeseide, frischen Schaftärmen usw. dort Schleppen, wo Hunde häufiger jagen, und legt hier auf leicht auffindbaren und gezeichneten Stellen Giftbroden aus, die von Hunden leicht genommen werden; oder man hängt

das Gescheide 1,5 m hoch an einen Baum und legt Giftbroden darunter. Auch bei leicht eingegrabenem Luber oder Fallwild kann man gegen jagende Hunde Strychnin in Fleisch oder Wurst verwenden. Ferner bekreut man Wurfstüde usw. mit Arsenit. Dieser besitzt im Gegenfaze zum Strychnin keinen starken Geschmack. Der Hund bleibt aber nach der Aufnahme des Arsens nie liegen, sondern geht noch 1000 bis 2000 m weiter.

Um Krähen zu vergiften, mischt man gehacktes Fleisch mit Strychnin und legt es in halben Eierschalen auf Felseln aus, auf denen Dung gebreitet ist. Da Strychnin sofort tödlich wirkt, so werden die anderen Krähen bald mißtrauisch und meiden den Ort. Man wendet deshalb besser Phosphor an, da die damit vergifteten Krähen noch abstreichen, ehe sie eingehen. Man benutzt Phosphorlatwege, steckt erbsengroße Teile in die Hälfte von kleinen Weißfischen und legt diese bei dunklem Boden einzeln aufs Feld, nachdem man vorher mit Schweiß oder Gelseide gekirt hat. Bei Schnee lödert man die Krähen mit Schweiß, welchen man auf mehreren Stellen ausschüttet. Haben die Krähen den Köder angenommen, so legt man mit Phosphor vergifteten Schweiß in Eierschalen auf der ganzen Fläche aus. Man kann auch flüssiges, also heißes Schmalz mit Phosphor unter beständigem Umrühren mischen und diese Masse benutzen, indem man in halbe Eierschalen gequellte Kartoffeln füllt und in diese Masse ein Stüchden Phosphorfett von der Größe einer Bohne eindrückt. Diese Eierschalen werden auf der mit Dung bestreuten Fläche ausgelegt. Oder man besorgt sich aus der Apotheke Phosphorpasta und streicht diese Masse auf zwei dünne Brotscheiben, die man zusammenklappt. Nun schneidet man von den Klappstullen kleine Würfel, wälzt diese Broden in Mehl und legt sie auf Dungfelsen aus, die von Krähen besucht werden. Müller-Giersfeld beschreibt im 10. Jahrgange von „Wild und Hund“ die Herstellung von vergiftetem Schweiß wie folgt: Ein halbes Pfund Gelatine wird in einem Liter kochenden Wassers aufgelöst und in einen Eimer Schweiß eingerührt; darauf wird eine Lösung von 50 g Phosphor in 50 g Schwefelkohlenstoff zugefetzt und bis zum Erstarren der Masse öfter umgerührt. Diese Masse läßt sich mit einem Holzspan leicht in Broden teilen. Das Mittel ist billig, wird sofort von Krähen genommen und kann nicht verschleppt werden. Die Broden legt man dort auf Dünghaufen aus, wo Hunde, Fasanen oder Rebhühner nicht hinkommen. Statt des Schweißes kann man natürlich das Blut der Sauftiere verwenden. Um dem Pfluge

folgende Krähen zu vergiften, schüttet man etwas Strychnin in ausgepflügte Engerlinge, die man teilweise ausdrückt, und wirft diese Giftbroden neben die letzte Furde auf das gepflügte Land, wo sie von den folgenden Krähen sofort aufgenommen werden. Giftlegen ist in manchen Jagdgesetzen, z. B. in Bayern durch § 13 der Verordnung vom 6. Juni 1909, in Elsaß-Lothringen durch die Verordnung vom 4. Februar 1899 vollständig verboten. In anderen Ländern ist es durch Polizeiverordnungen geregelt. Gehen an dem für Raubzeug gelegten Gift andere Tiere ein, so wird dadurch eine Schadenerkappflicht begründet, wenn das Giftgen nicht vorher gehörig bekannt gemacht worden ist oder an Orten stattfand, zu welchen andere Tiere leicht gelangen können.

Literatur: F. Haberland, Die Krähenvergiftung, 4. Aufl.

Vergiftungen beim Hunde: 1. **Strychnin.** Erscheinungen: Enorme Schreckhaftigkeit; Krämpfe, die anfallsweise auftreten. Behandlung: 2 bis 5 g Chloralhydrat in 50 bis 100 g Wasser gelöst unter Zusatz von etwas Gummischleim in den Mastdarm als Klistier. 2. **Quecksilber** (Sublimat, Quecksilberfalte). Destigtes, blutiges Erbrechen; blutige Durchfälle; Aterzwang; Lähmungserscheinungen; Schwäche. Behandlung: Eiweiß, Wein, Schnaps oder schwarzen Kaffee. 3. **Phosphor.** Blutiges Erbrechen (das Erbrochene leuchtet im Dunklen); starke Unruhe; Heulen; Wimmern; blutiger Durchfall; große Schwäche; Krämpfe. Behandlung: Kupferwitriol 0,05 bis 0,1 g in Wasser gelöst. Hohes Terpentinöl (kaffeelöffelweise in Schleim). 4. **Arsenit** (Rattengift). Erbrechen; Unruhe; zuweilen blutige Durchfälle. Atemnot; große Schwäche. Behandlung: Brechweinstein 0,1 bis 0,3 g mit Zuder und viel Wasser einzugeben. 5. **Blausäure.** Die Atemluft riecht nach bitteren Mandeln. Atemnot; Schreien; Krämpfe; Bewußtlosigkeit. Behandlung: Brechweinstein 0,1 bis 0,3 g mit Zuder und viel Wasser. Künstliche Atmung einleiten (rhythmischer Druck auf den vorderen Teil der unteren Bauchwand). Abergießungen mit kaltem Wasser. Wein, Schnaps oder Kaffee.

vergrämen, Wild durch wiederholtes Unruhigen (unvorsichtiges Anbirschen, Beschießen usw.) so schein machen, daß es die gewohnten Stände meidet und mitunter ganz verläßt.

verhalten (verhäteln), bei eingestellten Jagen auf Sauen die Fücher mit Haken am Boden befestigen, damit sie die Sauen nicht mit dem Gerüch aufheben und durchgehen.

verhären (verfärben), das Wechseln des Haarleides beim Haarraubwilde.

verhegt (überhegt) sind Hunde, die in einem so hohen Grade übermüdet (versangen) sind, daß sie die Luft am Jagen verloren haben. Solche Hunde bedürfen kräftiger Nahrung und längerer Ruhezeit, müssen aber täglich einen kurzen Spaziergang machen, damit sie nicht steif werden.

verhoffen, wenn das hohe, edle Haarwild, stehen bleibend, nach etwas ihm Auffälligen hinäugt.

verhören, auf den Ruf gewisser Wildarten am Abend oder frühen Morgen hören, um ihren Stand kennen zu lernen und sie am folgenden Tage zu jagen. Man verhört die Hirsche, Auerhähne, Feldhühner, Wölfe; bei den ersten und letzten erleichtert man sich das Geschäft durch Anschreien davo. Anheulen, wenn sie selbst stiller als sonst sind; das Verfahren des V. ist bei den betreffenden Wildarten angegeben.

verlämpfen, ein Verhängen der Geweihe kämpfender Braunthirsche, daß sie nicht mehr auseinanderkommen können, daher elend zugrunde gehen müssen. Beim Rehbock ist ein V. sehr selten.

verlauten, das Verdrehen des Gewehres nach rechts oder links, so daß die Oberkante (Kamm) des Ballenvisiers nicht wagerecht steht, sondern nach rechts oder links geneigt ist. V. nach rechts gibt Kurzschuß rechts, v. nach links Kurzschuß links. Inöses sind diese Abweichungen bei modernen Wäfsen auf jagdliche Entfernungen unbedeutend.

Verlauf von Wild s. *Wildhandel*.

verlirren, durch ungeschicktes Ansüttern (Kittren) das anzulodende Wild verschrecken (vergrämen).

verklüften (versehen), sich, vom Dachs (Zuchs), wenn er zwischen sich und dem vorliegenden Dachshund eine Wand von Erde aufsführt, so daß dieser die Fühlung mit ihm verliert, meist still wird und herauskommt. Ein solcher Dachs (Zuchs) geht leicht verloren, d. h. er entkommt; der Hund aber, der den Dachs s. v. läßt, ist nicht scharf genug.

verknüpfen, beim Aufbrechen des Wildes den Schlund so verknotten, daß das Geäße nicht herausquellen kann.

verklümmern s. *kümmern*.

verlassen s. *einlassen*.

verlassen, 1) wenn Zuchs, Dachs usw. in ihre Baue nicht mehr einfahren, so v. sie diese; 2) das Nuttier verläßt die Jungen, Vögel v. ihren Horst oder das Nest, indem sie sich nicht mehr darum kümmern; 3) der Hund verläßt die Fährte.

verlegen, die Jagdtücher niederlegen, um bei etwa anderweitig getroffenen Bestimmungen das Wild über sie wegzutreiben

und sie anders zu stellen. Zu diesem Zwecke werden die Tücher verblendet, weil sich sonst das Wild scheut, über sie hinwegzuzflüchten.

verliegen, der Hund, wenn man ihn längere Zeit nicht gebraucht und er infolgedessen an Beweglichkeit, Ausdauer und Jagdleidenschaft verliert.

verloren 1) ist ein Treiben, das man durchtreiben läßt, ohne auf erhebliche Erfolge zu rechnen, oder wenn man das etwa vorhandene Wild aus dem verlorenen in ein benachbartes Treiben, von dem man sich mehr verspricht, treiben läßt. 2) Hunde jagen v., wenn sie sich bemühen, die verlorene Fährte oder Spur wiederaufzudecken. 3) V. suchen, s. *Verlorensuche*. 4) Verlorene Behr, Seitenwehr.

Verlorenapportieren, eine der wichtigsten Tätigkeiten des Gebrauchshundes. Die Aufgabe des Verlorenapporteurs ist, das angeschossene, apportierbare Wild mit tiefer Raufe zu verfolgen, sei es auf frischer oder kalter Spur, es gegebenenfalls andauernd zu hegen, schnell abzuwürgen und heranzubringen. Ohne zuverlässigen Verlorenapporteur sollte kein weidgerechter Jäger hinausgehen. Auch der gewandteste Schütze kann gelegentlich Wild krank schießen, das ohne den Hund elend eingeht. Leiber sind auch heute noch die sicheren Verlorenapporteur selten. Viele Hunde fallen zwar die Spur mit Passion an und hegen, solange sie den Hasen sehen. Aber beim ersten Hasen, den Dampf zu seiner Rettung gemacht hat, schießen sie über die Spur hinweg und fangen an zu faßeln; sobald das Wild die Dichtung erreicht hat, ist es für solchen Flatterer verloren. Unter den schweren Hunden älterer Züchtung gibt es viele ausgezeichnete Spurenzücker, aber es fehlt ihnen meist an Schnelligkeit und Ausdauer, das flüchtige Wild einzuholen. Um den körperlich und jaglichlich beanlagten Hühnerhund möglichst schnell zum fernsten Verlorenapporteur auszubilden, ist er fleißig auf der künstlichen Schweißspur (Schleppe) zu arbeiten. — Das Anlegen von Schleppe und das Einarbeiten junger Hunde auf ihnen erfordert das Innehalten einer Reihe von Vorschriften; insbesondere ist darauf zu achten, daß diese vom Hunde mit Radenwind zu arbeiten sind, daß sie tunlichst von einer fremden Person angelegt werden, daß bei der Schleppearbeit alle schmerzhaften Strafen vermieden und die Schleppe anfangs nicht zu weit (etwa 100 Schritte) mit frisch geschossenem Wilde (Kaninchen, Hasen) im Walde angelegt werden. Der Hund soll an ruhige, besonnene Ausarbeitung der Schleppe von Anfang an gewöhnt werden. Ebenso vermeide der Jäger den Fehler, den Hund auf jeden angetrapten

Hasen sofort nach dem Schusse zu hegen. Der Hund findet auch das niedere Haarwild sicherer, wenn man letzterem Zeit zum Kranfwerden läßt.

Verlorensuche, Kranf geschossenes Wild, auch verlorene Gegenstände, vom Vorsteherhunde suchen lassen. Solange eine Schweisfährte oder eine frische Spur vorhanden ist, hat der Hund auf dieser zu suchen. Anderenfalls wird er veranlaßt, frei verloren zu suchen, d. h. das Gelände, in dem das verlorene Stück vermutet wird, planmäßig abzurevieren.

verlosten, 1) der Stände bei Treibjagden, ein Verfahren, um den Eiferfüchtelien der Schützen zu begegnen. Wo aber besondere Verhältnisse obwalten, z. B. wenn in einem Treiben Wölfe oder Sauen erwartet werden, deren Erlegung besonders angestrebt wird, ist es ratsam, die besten Schützen auf die Wechselposten zu stellen, so auch, wenn Gäste von besonderem Rang oder Verdienst geehrt werden sollen. Um bei verlostten Ständen die Entfernungen zu den Ständen auszugleichen, stellt man im ersten Treiben zuerst Nr. 1 und die folgenden an, im zweiten aber beginnt man mit der letzten Nummer usw. 2) Wild v., in einzelnen Gegenden Süddeutschlands gleichbedeutend mit verhören.

vermerken s. *vernehmen*.

vernehmen (vermerken), vom Wilde, wenn es durch das Gehör etwas wahrnimmt.

verpassen, das Nichtbeachten des den Schützen anlaufenden Wildes bei Treibjagden; hat zu spätem oder ganz ausbleibenden Beschuß zur Folge.

verprellt (selten verpönt) wird der Fuchs, vor dem das Eisen zuschlug, ohne ihn zu fangen. Er geht dann nur sehr schwer wieder an ein solches.

verrecken s. *verrecken*.

verreißern, 1) die Röhren eines Dachs- oder Fuchsbaues mit Reisern verstopfen, damit der Dachs oder Fuchs sie nicht besahren kann. 2) Ein Wild oder ein Luder wird v., indem man es mit Brüchen und Reisern umgibt, um es vor unerwünschtem Annehmen durch Raubzög usw. zu schützen.

verreißern s. *mucken*.

verrichten, eine der zahlreichen Benennungen für Aufstellen des Jagdzeuges.

versagen, 1) vom Gewehre, wenn der Schuß nicht losgeht, was verschiedene Ursachen haben kann, besonders wenn die Zündmasse sich nicht entzündet oder — bei rauchlosem Pulver — ein zu schwaches Zündhütchen verwendet wird. Einen nicht losgehenden Schuß nennt man Versager. 2) Der Hund versagt, wenn er eine Arbeit nicht leistet, die er an sich versteht.

Versand von Bruteiern. Muß mit großer Sorgfalt und Vorsicht bewerkstelligt werden.

Man benützt dazu am besten einen Korb, der auf dem Boden und an den Seiten mit Heu ausgeschlagen wird. Jedes Ei wird in Watte oder Berg und zuletzt in nicht zu weiches Papier gewickelt. Die so eingehüllten Eier werden lagenweise dicht aneinander gelegt, wobei man zwischen je zwei Lagen wie auch zuletzt als Korbschluß, eine etwa 3 bis 4 cm oide Lage Heu einpolstert. Zwischen die Eier wird kurzes Häckel so eingefüllt, daß alle Zwischenräume damit ausgepolstert sind. Mit der Aufschrift: Vorsicht, Bruteier! wird das Paket der Post übergeben.

Versand von Wild ist gemäß § 46 der preussischen Jagdordnung nur unter Beifügung eines Ursprungsscheines gestattet. Die näheren Vorschriften werden von dem Oberpräsidenten oder dem Regierungspräsidenten im Wege der Polizeiverordnung erlassen. Die Vorschrift bezieht die Belämpfung des Wilddiebstahls. Damit die Schonvorschriften genauer beobachtet werden, ist in § 43 der preussischen Jagdordnung bestimmt, daß vom Beginne des 15. Tages der für eine Wildart festgesetzten Schonzeit bis zu deren Ablauf derartige Wild nicht in ganzen Stücken oder zerlegt, aber noch nicht zum Genuße fertig zubereitet, in demjenigen Bezirke, für welchen die Schonzeit gilt, nicht versendet werden darf. Ausgenommen davon ist der Vertrieb einzelner Arten von Wild aus Küstläufern und der B. von lebendem Wilde zum Zwecke der Blutauffrischung oder Einföhrung einer neuen Wildart. Das obige Verbot gilt auch für Kiebitz- und Möweneier. Ferner ist es nach § 44 vom Beginne des 15. Tages der für das weibliche Elch-, Rot-, Dam- und Rehwild festgesetzten Schonzeit bis zu deren Ablauf verboten, unzerlegtes Elch-, Rot-, Dam- und Rehwild, bei welchem das Geschlecht nicht mehr mit Sicherheit zu erkennen ist, zu versenden. Die vorstehenden Bestimmungen finden auf Wild keine Anwendung, welches im Strafverfahren in Beschlag genommen oder eingezogen oder mit Genehmigung oder auf Anordnung der zuständigen Behörde oder in Fällen erlegt ist, in denen besondere gesetzliche Vorschriften es gestatten. In diesem Falle ist jedoch eine befristete Bescheinigung der Behörde erforderlich. Hinsichtlich der Behandlung des für den menschlichen Genuß bestimmten Wildes s. *Wildtransporte*.

verschießen, sich, 1) die Munition vor Verwendung der Jagd aufbrauchen. 2) Wenn Hunde von der Fährte abkommen und umberschwärmen, so haben sie sich verschossen.

verschlagen 1) (versagen), sind Begriffe, die mit der uralten Vorstellung zusammenhängen, daß unbekanntes rheumatische Schädlichkeiten in den Tierkörper eindringen und

ihn krank machen. Wenn Hunde infolge heftiger Erkältung steif werden, geschwollene Läufe bekommen, bei jeder Berührung

Schmerzen äußern, und nicht mehr von der Stelle können, so sagt man, sie haben den Verschlag oder sie haben sich v. oder versangen. Ruhe, Wärme, Einreiben von spirituellen Mitteln, warme Kleienbäder und kräftige Massage werden mit Erfolg angewendet. 2) W. ist ferner ein zur Unzeit und übermäßig geprügelter oder schlecht behandelter Hund, der infolge dessen seinen Herrn flieht, auf dessen Ruf oder Pfiff nicht herankommt und die Arbeitslust verloren hat; ein solcher Zustand ist in vielen Fällen unheilbar. 3) Sich v., vom Wilde, sich in den gestellten Netzen fangen. 4) W. von Geschossen findet statt, wenn sie vor dem Erreichen des Zieles ein Hindernis treffen und dadurch abgelenkt werden.

verschleimen. Beim Schießen mit Schwarzpulver wird das Innere des Laufes mit den Verbrennungsrückständen des Pulvers, dem sog. Pulverschleim, überzogen, die sich bei warmem Wetter oder heißgeschossenen Läufen zu Pulverkruste verhärten. Bei längerem Schießen wird durch diese Verschleimung die Schussleistung beeinträchtigt. Man entfernt den Pulverschleim durch Auswischen mit einem feuchten Bergpulver.

Verchlusskonstruktionen. Man kann die modernen Gewehre in Kipplaufgewehre und Gewehre mit festem Lauf einteilen. Bei ersteren wird die Kammer durch Aufstippen der Läufe geöffnet. Der Mechanismus, der die Läufe im Verchlussstade hält, ist sehr verschieden gestaltet.

Der älteste Verchluss ist der sog. **Rußverschluß**. Durch seitliche Drehung des unter dem Schaft oder unter dem Abzugsbügel liegenden Verchlusshebels treten die Nasen des im Laufen drehbar angeordneten Verchlusshafens (der Ruß) aus den Haken des

Laufes, so daß letzterer hochtippen kann. Eine Verbesserung dieses Verchlusses stellt der **T-Verchluss** dar. Bei diesem geht die der Ruß als Scharnier dienende Schraube nicht nur unten durch den Schlüssel, sondern findet auch oben in der Vastüle noch ein Widerlager.

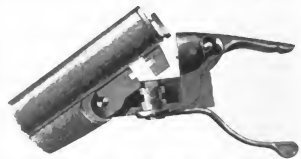
Ein alter, aber noch lange nicht veralteter, ausgezeichnete Verchluss ist der **Erzenterverchluss** der Lechnergewehre. Der Lauf wird hier nach dem Eintippen in die Vastüle durch den Erzenter geradlinig zurückbewegt,

wobei ein unter den Läufen angeordneter und diese nach rückwärts überragender Ansaß in eine Ausparung des Stohbodens greift. Neuerdings wurde der Verchluss noch weiter verbessert, indem die Läufe beim Schließen des Gewehres über entsprechende Vorsprünge im Stoh-

boden greifen (sog. **Collath-Kammerverchluss**). Die größte Verbreitung haben die sogenannten **Niegelverschüsse** gefunden, da sie am leichtesten zu bedienen sind. Man bezeichnet



1. Rußverschluß.



2. T-Verchluss.

den Verchluss je nach der Art des Verchlusshebels als **Mouzeverschluß** (Hebel unter dem Abzugsbügel), **Überhebel** bzw. **Toplever-**



3. Collath-Kammerverchluss.

verschluß (Hebel auf der Scheibe) und **Seitenhebelverschluß** (Verchlusshebel an der rechten oder linken Seite).

An den meisten Gewehren befindet sich außer dem Doppelriegel, der die Laufhaken in der Patrone festhält, noch eine in das

Arten von Blockverschlüssen werden mehr an Scheibenbüchsen als an Jagdgewehren verwendet. Gleitverschlüsse verwendet der



4. Straßburger Verschuß.

System übergreifende Verlängerung der Lauffsiene, die häufig auch noch mit dem System verriegelt ist, z. B. beim Greener-verschuß durch einen Querriegel. Bei einigen anderen Konstruktionen bildet der Scharnierstift in Verbindung mit dem durch die Schienenverlängerung bzw. seitliche Laufverlängerungen gehenden Riegel den Verschuß (also ohne in die Laufhaken eingreifenden Riegel). Hierher gehören von deutschen Konstruktionen die Systeme Simson-Jäger und G. Kersten (Straßburger Verschuß). Thieme & Schlegelmilch, Brenneke und Behr suchten der Abzerrung der Läufe und besonders den seitlichen Bewegungen der Doppelgewehre durch Ansätze an den Läusen zu begegnen.

Bei allen diesen Konstruktionen liegt das Scharnier, um das sich die Läufe drehen, unter den Läusen. R. Schrader in Göttingen verlegte bei seinen Schildzapfengewehren den Drehpunkt in die Höhe der Seelenachse des Laufes. Fr. Stendebach-Suhl legte den Drehpunkt über die Laufmitte.

Die Verschlüsse der Gewehre mit festem Laufe kann man in Block- und Zylinder-

französische Waffenfabrikant Darne in St. Etienne (Frankreich), in Deutschland kommen sie nicht zur Anwendung. Die bekanntesten Büchsen mit Vertikalblock sind die Winchester Single Shot Rifles und die Vertikalblockbüchsen von Webley, Schmidt & Habermann und Heeren.

Große Verbreitung hat der Zylinderverschuß gefunden. Er wird aber fast ausschließlich für Büchsen verwendet. Flinten werden meistens mit Kipplauf gebaut. Zylinderverschuß haben die nach Militärgeehren gebauten Jagdbüchsen, sowie verschiedene Modelle der Winchester Repeating Arms Co., der Marlin Fire Arms Co., der Remington Arms Co. (System Remington-Loe) und der Savage Arms Co. Letztere Konstruktion könnte man allenfalls auch noch zu den Gleitverschlüssen rechnen.

Als Kombinationen des Vertikalblock- und Zylinderverschlusses kann man die Büchsen Rob. 1894 und 1895 der Winchester R. A. Co. ansehen.

verschränken, hinsichtlich der Gangart des Wildes s. *schränken* 1; in bezug auf seinen Transport s. *knebeln*.

verschweigen (aussehen, ignehalten), wenn Auer- und Birrhahn keine Luft zum Balgen haben oder die Balgarie mißtrauisch unterbrechen.

versehen, 1) von dem Wilde, welches seht, unzeitige, meist tote Junge zur Welt bringen. 2) Sich v., s. *verklüften*.

versprengen, Wild von seinem Standorte verjagen.

verspringen (vertreten), den Auerhahn, wenn dem Jäger das Anspringen auf ihn mißglückt.

Verstauchungen und Verrenkungen beim Hunde. Wenn durch mechanische Ursachen eine vorübergehende, momentane Verschiebung zweier Gelenkflächen stattfindet, wobei die Gelenkapsel und deren Bänder gegerrt, vielleicht sogar zerrissen werden, so spricht man von einer Verstauchung. Eine Verrenkung ist eine dauernde Verschiebung der Gelenkflächen. Verstauchung äußert sich durch plötzliches, starkes Lahmen, das sich jedoch bald bedeutend verringert. Nach einiger Zeit nimmt die Lahmheit wieder zu, das Gelenk schwillt an und Drehbewegungen mit ihm bewirken Schmerzen. Behandlung: In frischen Fällen kühlen, später Einreibung mit flüchtigem Liniment und Massage. Bei



5. Vertikalblockverschuß.

verschlüsse (auch Kolbenverschlüsse genannt) einteilen. Bei den Blockverschlüssen sind Drehblock-, Vertikalblock- und Gleitverschlüsse zu unterscheiden. Die Drehblockverschlüsse haben ihren Drehpunkt entweder an ihrem hinteren Ende (Martini) oder vorn unter dem Laufe (Aydt, Kolbe, Kersten usw.). Diese beiden

der Verrenkung sind die Gelenkenden verschoben. Sehr schnell tritt eine sehr schmerzhaftige Schwellung des Gelenkes ein; äußerst heftige Schmerzen treten auf bei Versuchen, das Gelenk zu bewegen. Die Knochenenden müssen in Kartose (Betäubung mit Chloralhydrat oder Morphinum) in ihre regelrechte Lage gebracht werden. Darauf wird ein das Gelenk fixierendes, fester Verband (Gips) angelegt, welcher bis zu drei Wochen liegen bleiben muß. Bis zur Ankunft des Tierarztes, dessen Hilfe unentbehrlich ist, muß mit Wasser oder Eis gekühlt werden. Die Einrichtung des verrenkten Hinterkiefergelenkes (Erscheinungen: Speicheln, der Fang steht offen und läßt sich selbst durch starke Gewalt nicht schließen) geschieht so, daß man einen Stod quer durch den Fang schiebt und den ausgegrenkten Unterkiefer so weit abzieht, daß er sich nach rückwärts in seine regelrechte Lage bringen läßt.

verstellen, 1) einen Wechsel, ihn mit Schützen besetzen; 2) einen Trieb, ihn einlappen.

Verkopfung beim Hunde. Ihre Ursachen können sein vorgerücktes Alter, mangelhafte Bewegung, chronischer Darmstarr, Fremdkörper im Darne, Vorlagerung verfilzter Haare vor dem After, verschiedene Allgemeinerkrankungen. In den ersten Tagen ausschließlich klares Wasser und etwas Milch, keine festen Speisen geben. Bei längerer Dauer Fleischbrühe und mageres, knochenreines Fleisch füttern. Klisierte mit lauwarmem Wasser 2- bis 3mal täglich. Kommt man mit diesen Mitteln nicht aus, dann innerlich Rizinusöl (1 Teelöffel bis 2 Eßlöffel, je nach Alter und Größe des Patienten). Stärker wirkende Arzneien sollten nur nach Verordnung des Tierarztes verabreicht werden.

verstrichen, vom Federwilde, den Stand verlassen. Die Hühner haben sich verstrichen.

Vertragmängel der Hunde. Für den Kauf und Verkauf von Hunden kommen vor allen Dingen die §§ 459 bis 480 des Bürgerlichen Gesetzbuches in Betracht. Hauptmängel wie bei Pferden, Rindern, Schweinen und Schafen gibt es beim Hunde nicht. Nach § 459 hat der Verkäufer dafür zu haften, daß der verkaufte Hund zu der Zeit, zu der die Gefahr auf den Käufer übergeht, nicht mit Fehlern behaftet ist, die den Wert oder die Tauglichkeit zu dem gewöhnlichen oder dem nach dem Vertrage vorausgesetzten Gebrauch aufheben oder mindern, und daß das Tier zur Zeit des Überganges der Gefahr die zugesicherten Eigenschaften hat. Dabei kommt eine unerhebliche Minderung des Wertes oder der Tauglichkeit nicht in Betracht.

vertraut ist das Wild, wenn es sich unbesorgt, also nicht mißtrauisch zeigt, daher

ruhig einherzieht oder sich äst usw. Der Ausdruck wird namentlich in Beziehung auf das Hochwild gebraucht.

vertreten, in Beziehung auf Fährte *h.* ausstreichen 1; den Auerhahn betr. *h.* verspringen.

verwaist ist junges Wild, das die Mutter verloren hat; bei den Felsbüchern nimmt sich der Hahn des Volkes an und führt es.

verweisen *h.* toterweisen.

verwerfen *h.* verwölfen.

verwittern, 1) ein Geländestück, z. B. einen Acker, um zu verhüten, daß es vom Wilde betreten wird. Alles Schalenwild scheut längere Zeit vor Stoffen zurück, denen der Geruch des Rauches von Schwarzpulver anhaftet. Legt man Wollappen eine Zeitlang in Blechbüchsen, in denen Schwarzpulver abgebrannt wurde, so weicht das Schalenwild vor den sodann aufgehängten Lappen zurück. Hasen und Kaninchen meiden den Geruch des *Rohkresols*. 2) Hölzerne, freistehende Fallen, durch Einreiben mit Gelseide und Schweiß. Es geschieht, um ihnen ein unscheinbares Aussehen zu geben und unter Wind passierendes Raubzeug durch starke, ihm angenehme Bitterung zur Falle zu locken. Das früher gelehnte V. der im Boden oder im Wasser verblendet gestellten Fang-eisen mit scharf riechendem Bitterungsfett usw. ist dem Jäger schädlich, weil das Raubzeug durch die scharfe Bitterung geradezu auf das Vorhandensein des Eisens aufmerksam gemacht wird und das Eisen dann häufig bloßkratzt.

verwölfen (verwerfen), wenn hundeartige Tiere, die wölven bzw. werfen, tote oder unzeitige Junge zur Welt bringen.

verwundet ist angeschossenes Wild, besser sagt man krank oder angeschweift.

verzieren, das öftere Aussehen des alten Auerhahnes beim Walzen, wodurch er den Jäger beim Anspringen leicht irre macht.

Vibration des Gewehres *h.* Abgangfehler.

Vierballenzeichen, ein gerechtes Hirschzeichen, das entsteht, wenn der Hirsch — besonders der geringe beim Aberteilen — mit den Hinterläufen so vor die Vorderläufe tritt, daß von diesen nur die Ballen abgedrückt bleiben und die der Hinterläufe kurz vor ihnen, also vier Ballen zusammen, sichtbar sind.

Viote, die Drüse auf der oberen Seite des ersten Wirbels der Standarte des Fuchses; die von ihr abgeforderte, fettige Masse riecht besonders zur Holszeit sehr stark.

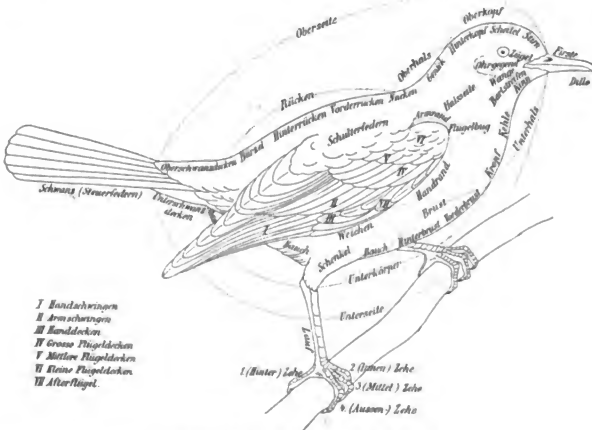
Visier, Abschießen, die mit einem Einschnitt (Kumme) versehene Vorrichtung auf dem Büchsenlauf, in deren Mitte das Korn sichtbar sein muß, wenn man zielt.

vifizieren, zielen.

Vifizierhuf s. Kernschuß.

Vifizierung, das Vifizier und das Korn, also die gesamte Zielvorrichtung des Gewehres. Die V. besteht bei Militärgewehren aus einem auf verschiedene Entfernungen einstellbaren Vifizier mit — gewöhnlich — dreieckiger Kimme und dachförmigem Korn. Für Jagdbüchsen findet meistens ein feststehendes oder (bei Drillingen) umlegbares Balkenvifizier mit runder Kimme und Peristorn Verwendung. Vereinzelt werden auch *Dioptr* mit weiter Öffnung benutzt.

Gurgel, an die sich die umfangreiche Brust (oft in Vorder- und Hinterbrust gegliedert) anschließt. Hinter der Brust liegt der Bauch mit der Aftergegend und den unteren Schwanzbedfedern, die den Schwanz von unten her bedecken. An der Oberseite des Halses folgt auf den Hinterkopf das Genick und der Nacken, dann der Borderrücken, der Hinterrücken, die Bürzelgegend und die oberen Schwanzbedfedern. Am Flügel unterscheidet man die Schulter oder den Bug, das obere Ende des in der Ruhelage befindlichen Flügels, in Wirklichkeit die Handwurzel. In der Schultergegend



Bezeichnung der einzelnen Körperteile des Vogels.

Vogel. Zum Verständnis der Benennungen verschiedener Teile des Vogellkörpers mögen bestehende Figur und die dazu gehörige nachfolgende Erläuterung dienen.

Unter Oberkopf versteht man die ganze obere Fläche des Kopfes, die wiederum in folgende Teile zerfällt: vorn an der Schnabelwurzel befindet sich die Stirn, dann folgt in der Mitte des Oberkopfes der Scheitel und nach hinten davon der Hinterkopf. An den Kopfseiten liegt zwischen Schnabelwurzel und Auge die Zügelgegend, hinter dem Auge die Schläfengegend, darunter die Ohrgegend; unterhalb des Auges befindet sich die Wange. Vorn unmittelbar an den Unterschnabel stößt das kleine Kinn, dann folgt nach unten zu die Kehle, dann die Kropfgegend oder die

liegen auf dem Flügel die kleinen Flügelbedfedern, an die sich die mittleren und als letzte Reihe die großen anschließen. Vorn am Flügelbug befindet sich, am Daumen sitzend, der sog. Eckflügel. Die großen Schwungfedern (Schwinger), an den Fingern sitzend und meist in der Zahl 10 vorhanden, werden als Handschwinger oder Schwinger I. Ordnung bezeichnet, die am Unterarme befestigten als Armschwinger oder Schwinger II. Ordnung, die am Oberarme befindlichen als Schulter- oder Achselfedern oder Schwinger III. Ordnung; diese bilden den sog. Schulterfittich. Die Unterseite des Flügels bedecken die unteren Flügelbedfedern, die nur ausnahmsweise bei der Beschreibung der Vögel berücksichtigt werden. Bei den Raub-

vögeln bezeichnet man die lang herabhängende Befiederung des Unterschenfels als Hofen.

Der Schnabel der Vögel besteht aus Oberschnabel und Unterschnabel. Am ersteren unterscheidet man den Schnabeltrüden oder die Fiste und den Schnabelrand, der bisweilen (Falken) eine zahnartige Hervorragung zeigt oder mit Hornlamellen (Entenvögel) besetzt sein kann. Die beiden Aste des Unterschnabels vereinigen sich zur Bildung der Dillenlante, die vorn in der Spitze oder Dille ausläuft. Bisweilen ist der Wurzelteil des Oberschnabels von einer weichen Haut umgeben, die man als Wachsahut bezeichnet (so z. B. bei den Tagraubvögeln).

Das Bein des Vogels zeichnet sich durch wichtige anatomische Besonderheiten, hauptsächlich in seinem unteren Abschnitt, aus. Der meist kurze Oberchenfel tritt unter dem Gefieder nicht sichtbar hervor, der längere Unterschenfel nur zum Teile. Während beim Säugetier sich an das untere Ende des Unterschenfels zwei Reihen von kleinen Fußwurzelknochen, dann die meist getrennten Mittelfußknochen und an diese die Zehenknochen ansetzen, verwächst beim Vogel schon in frühester Jugend die obere Reihe der Fußwurzelknochen mit dem Unterschenkel, die untere Reihe mit den wiederum untereinander verschmelzenden Mittelfußknochen, und auf diese Weise entsteht beim Vogel ein eigentümlicher Knochen, der Lauf oder Tarso-metatarsus, der sich oben an den Unterschenkel ansetzt, während unten an ihm die Zehen angeheftet sind. Normalerweise hat kein Vogel mehr als vier Zehen, viele besitzen nur drei, der afrikanische Strauß nur zwei. Gewöhnlich ist eine Zehe, die erste, unserer großen Zehe entsprechende, nach hinten gerichtet, drei nach vorn, die als Innen-, Mittel- und Außenzehe unterschieden werden. Am Ende tragen die Zehen verschiedenartig gestaltete Krallen, die unter Umständen zu platten Nägeln werden. Bei den meisten Vögeln sind Lauf und Zehen unbefiedert, bei manchen auch der untere Teil des Unterschenfels; andererseits können auch alle Teile des Beines befiedert sein. Die Zehen können durch verschieden ausgedehnte Häute miteinander verbunden sein (Schwimmhäute, Bindehäute) oder an den Seiten Hautfalten von verschiedener Gestalt tragen. Sind Lauf und Zehen unbefiedert, so zeigen sie eine verschiedenartige Bekleidung mit Hornschuppen oder Schildern, deren Beschaffenheit oft von systematischer Wichtigkeit ist.

Die inneren Organe des Vogels sind zum größten Teile für den Jäger von untergeordneter Bedeutung, nur auf die Geschlechtsorgane wird unter Umständen bei solchen

Vögeln Wert gelegt, bei denen äußerlich Männchen und Weibchen nicht zu unterscheiden sind, z. B. bei der Raibschneipe. Die männlichen Fortpflanzungsorgane, die Hoden, liegen oberhalb der Nieren an der hinteren Bauchwand; ihre beiden Ausführungsgänge, die Samenleiter, münden getrennt in die Kloake, d. h. die gemeinsame äußere Öffnung für den Darm und die Geschlechtsorgane. (Diese Öffnung darf man also nicht, wie es oft geschieht, als After bezeichnen). Von den Eierstöcken des Weibchens entwickelt sich in der Regel nur der linke, während der rechte, von wenigen Ausnahmen (z. B. Habicht und Bussard) abgesehen, verkümmert. Auch der rechte Eileiter verkümmert meistens, wogegen der linke einen langen, gewundenen Schlauch darstellt, der mit einer schiffsförmigen Öffnung frei in der Leibeshöhle beginnt, in mehrere Abschnitte zerfällt und schließlich in die Kloake mündet. Wenn die Fortpflanzungszeit herannahet, nimmt infolge des Wachsens der Eier der traubige Eierstock bedeutend an Umfang zu, während er nach der Fortpflanzungszeit einschrumpft und dann zuweilen nicht leicht zu finden ist. Dasselbe gilt von den beiden Hoden der Männchen.

Literatur: Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas.

Vogelbeere s. Laubhölzer.

Vogeldunst s. Dunst.

Vogelflinte, kleines, leichtes Gewehr, das meist nur mit feinstem Schrot (Vogeldunst) geladen und zum Schießen kleiner Vögel benutzt wird.

Vogelherd. Da durch Reichsgesetz vom 30. Mai 1908 der Fang der Trosseln in Dohnen, d. h. in Holzbügeln, die mit Pferdehaarschlingen versehen und mit Ebereschensbeeren besetzt sind, in Deutschland verboten ist, bleibt als einziges Fangmittel der V. Die Anlage und Einrichtung dieses alten und berühmten Fanges, an dem schon der deutsche Kaiser Heinrich, der Vogelsteller oder Finkler, „recht froh und wohlgerumt“ saß, ausführlich und so genau zu beschreiben, daß jedermann in der Lage wäre, danach einen Herd anzulegen, gestattet hier nicht der Raum. Es muß außerdem bemerkt werden, ob es trotz der besten Beschreibung immer gelingen wird, einen tadellos arbeitenden Herd zu errichten. Anschauung und praktische Unterweisung sind auch hier die besten Lehrmittel; dem angehenden Vogelfänger sei das Studium des Buches „Der Krammetvogel, seine Jagd mit besonderer Berücksichtigung des Vogelherdes“ von Hugo Otto empfohlen.

Beim Fange auf dem Herde hat man es in der Hand, den Vögel, die nicht getötet werden sollen oder dürfen, die Freiheit wiederzugeben. Auch werden die Quälereien,

die bei dem Fange in Dohnen unvermeidlich waren, verhütet. Der Herd ist eine Fangvorrichtung, in der die Vögel durch Bededen mit dem Schlagnetz gefangen werden. Die Urtlichkeit zur Anlage des Herdes befindet sich unter oder wenigstens in der Nähe einer Vogelzugstraße. Das Gelände selbst sei eine einsame, weithin übersehbare, freie Heide, auf der man, wenn sie im Hügellande liegt, einen nach Norden oder Nordosten sanft abfallenden Hang zur Anlage des Herdes auswählt. Es muß aber alles aufgegeben werden, daß der Herd den nach SW ziehenden Vögeln leicht in die Augen falle. Man unterscheidet ein- und zweiflügelige Herde, die letzteren bestehen gewissermaßen aus zwei nebeneinander liegenden, einflügeligen Herden. Der einflügelige Herd besteht aus dem Beerenbeete, dem Netz mit der Stellvorrichtung, der Hütte des Vogelfängers und den Einsalzbäumen. Außerdem sind zum Fange erforderliche einige Lod- oder Rührvögel und Wacholder- oder Ebereschbeeren als Köder. Der zur Herdanlage bestimmte Platz wird schon im Frühjahr vom Bodenüberzuge gereinigt und geebnet, damit die Stelle zu Beginn der Fangzeit nicht den Argwohn der Vögel erregt. Es empfiehlt sich, den verwundeten Boden mit Grasamen zu besäen. Der Herd erhält die Form eines Rechteckes von 8 bis 10 m Länge und 5 m Breite. Innerhalb dieses Rechteckes liegt das 5 bis 6 m lange und 1 m breite Beerenbeet oder der Strauchherd. Es wird gegen 25 cm höher angelegt als die Umgebung, ist von einer etwa 40 cm breiten Kalenwand umgeben und dient zur Aufnahme der beerentragenden Zweige, die in seinen etwas geloderten Boden gesteckt werden. Nun hebt man parallel mit den vier Seiten des Beerenbeetes an der Rasenbank entlang eine etwa 20 cm tiefe Furche aus, die an den Längsseiten 8 und an den Stirnseiten 2 m lang gemacht wird. Die eine der Längsfurchen, am besten die westliche, dient zur Aufnahme des Schlagnetzes. Dies ist aus dem Grunde empfehlenswert, weil sich das Netz am leichtesten mit dem Binde zuschlagen läßt, dieser aber meist aus westlicher Richtung kommt.

Da der Fang vom Vogelfänger bedient werden muß, ist für diesen eine Hütte zu errichten, die ihn den Blicken der Droßeln entzieht und außerdem gegen die Unbilden der Witterung möglichst schützt. Diese Hütte muß also sehr unscheinbar sein und gegen die Umgebung nicht abstechen. Man legt sie etwa 8 m vom Herd in der Verlängerung von dessen östlicher Furche an. Das etwa 8 m lange und 2,5 m breite Schlaggarn ist durch Verbindung mit einem sinnreichen System

von Leinen, Hesteln und Schlagstäben so angebracht, daß es durch scharfes Anziehen der Kordelle seitens des in der Hütte sitzenden Fängers über den Strauchherd schlägt und die darauf sitzenden Vögel bedeckt.

Der zweiflügelige Herd besteht aus zwei nebeneinander liegenden, einflügeligen Herden. Die beiden Schlagnetze schlagen in der Mitte gleichzeitig zusammen. Die Hütte liegt hier in der Verlängerung der Längsachse des Herdes.

In ähnlicher Weise wie die Krähenhütte wird auch der Vogelherd mit Fuß- oder Fallbäumen, auch Antrittstreifer genannt, umgeben. Zur Ausübung des Fanges begibt sich der Fänger vor Tagesgrauen zum Herde. Er bringt sogleich das Garn in die Furche und richtet die Stellung her. Dann hängt er die Käfige mit den Lodvögeln auf und besetzt die Rührvögel auf den dazu hergestellten Plätzen. Nachdem er diesen Vögeln Futter und Wasser vorgelegt hat, nimmt er in der Hütte Platz und wendet nun seine ganze Aufmerksamkeit den kommenden Ereignissen zu. An dem Gebaren der Lod- und Rührvögel wird der Fänger bald erkennen, ob Vögel ziehen, falls er diese nicht schon gehört haben sollte. Nun bringt er durch Ziehen an den Rührleinen die Rühr- oder Flattervögel zum Flattern, um die ziehenden Vögel zum Einfallen zu veranlassen. Nehmen die Vögel die Fallstreifer und das Beerenbeet an, so zieht der Fänger, sobald ihm die Zahl der auf den Beeren sitzenden Vögel genügend erscheint, mit kurzem Ruck das Garn über den Herd. Unverzüglich löst er nun die gefangenen Vögel aus, stellt den Herd wieder säugisch und beseitigt die Spuren des stattgefundenen Fanges, um den Morgen weiter auszunutzen, solange die Vögel noch ziehen, was in der Regel bis gegen 10 Uhr vormittags der Fall ist.

Vogelkirsche (*Prunus avium*) und **Traubenkirsche** (*Pr. padus*) tragen Früchte, die von Fasanen und Droßeln sehr begehrt sind. Sie sind für Parks und Fasanerien hoch geschätzte Laubböcher.

Vogelsojen, großartige Vorrichtungen zum Fange der Enten, wie sie z. B. auf der Insel Sylt bestehen, wo in einem Jahre einmal 45 000 Stück Enten gefangen wurden.

Auf den Schleswighischen Westinseln sind die V. landbesitzlich erlaubt. Aber die zum Schutze der V. erforderlichen Maßregeln, über die Erneuerung der bestehenden und die Erteilung neuer Berechtigungen beschließt gemäß § 82 der preussischen Jagdordnung der Bezirksausschuß.

Vogelschneise, Dohnenstieg; Waldsteig, auf dem der durch das neue Vogelschutzgesetz in Deutschland seit 30. Mai 1908 verbotene

Fang der Drosseln in Schlingen ausgeübt wurde.

Vogelschutz. Die Erkenntnis, daß die Vogelwelt sowohl in der Umgebung von Städten als auch durch den veränderten Betrieb der Landwirtschaft und durch die in großem Umfange vorgenommene Beseitigung der Brutstätten (Heden, Bäume usw.) sehr gelitten hat, und daß darauf Bedacht genommen werden muß, die Verminderung der Vogelwelt nach Kräften zu verhüten, um wenigstens den gegenwärtigen Bestand zu wahren, sowie ästhetische und moralische Erwägungen haben zum Erlasse des Reichsgesetzes betreffend den Schutz von Vögeln vom 22. März 1888 geführt. Unter dem 30. Mai 1908 ist eine nicht unerhebliche Veränderung des Vogelschutzgesetzes ergangen. Dasselbe bestimmt für die meisten Vögel eine Schonzeit, nämlich vom 1. März bis zum 1. Oktober. Ferner verbietet es das Zerstören und Ausheben von Nestern und Brutstätten, das Zerstören und Ausnehmen von Eiern, das Ausnehmen und Töten von Jungen, den Handel mit Nestern, Eiern und Brut und das Verenden davon (mit einigen Ausnahmen), weiter bestimmte Arten des Fangens und Erlegens, insbesondere ist die Anwendung von Schlingen jetzt vollständig verboten, damit auch im ganzen Deutschen Reich der Fang in Dohnen. In § 5 sind Ausnahmen hiervon gestattet zugunsten der Jagd (in Preußen § 48 der Jagdordnung) und der Fischerei (in Preußen nach § 45 des Fischereigesetzes vom 30. Mai 1874 in der Fassung des Gesetzes vom 30. März 1880), der Weinberge, Gärten, bestellten Felder, Baumpflanzungen, Saatlämpen und Schonungen; ferner zu wissenschaftlichen oder Lehrzwecken, zur Wiederbevölkerung mit einzelnen Vogelarten sowie für Stubenvögel. Die Bestimmungen des Vogelschutzgesetzes finden keine Anwendung auf das im Privateigentum befindliche Federwild, auf die nach Maßgabe der Landesgesetze jagdbaren Vögel und auf eine Anzahl von Raubvögeln; die Anwendung von Schlingen ist aber auch bei diesen verboten. Die Bewegung zu einem wirksamen V. ergreift immer weitere Kreise und hat sich mit den Bestrebungen für Natur- und Heimatschutz vereinigt. Hervorragendes hat Frhr. v. Verlepsch (Seebach) geleistet.

Literatur: H. v. Verlepsch, Der gesamte Vogelschutz, 9. Aufl.; C. A. Hennicke, Handbuch des Vogelschutzes.

Voll, eine Rebhühnerfamilie, Alte und deren Junge von einer Brut.

voll f. Korn und verecken.

vorbereiten f. *trainieren*.

Vorbereitungshieb f. *Forstwirtschaft, Waldbau*.

Vordergewicht f. *Balaner*.

Vordertaber f. *Gewehr*.

Vordererschaft f. *Schaft 4*.

Vorderziemer f. *Zierner 1*.

vorgreifen (vorschlagen), den Schweißhund, wenn er die Fährte nicht weiter zu verfolgen oder zu arbeiten oder fortzubringen vermag, auf einem Umwege dahin führen, wo man annimmt, daß er sie wieder auffindet. Gut ist es in diesem Falle, in einem so großen Bogen vorzugreifen, daß der Hund sicher die Fährte kreuzen muß und wieder aufnehmen kann.

vorhalten mit dem Gewehr beim Schießen, etwas vor den zu treffenden Punkt zielen. Das Maß des V. richtet sich nach der *Bewegungsgeschwindigkeit* und *richtung* des Wildes, der Schußentfernung und der Geschossgeschwindigkeit. Das V. ist unbedingt erforderlich, wenn man das sich bewegende Ziel sicher treffen will, das Mitbewegen, wie es manche Schützen für ausreichend halten, genügt nicht. Durch die Schloßtätigkeit, die Entzündung der Patrone und die Flugzeit des Geschosses vergeht eine gewisse Zeit, während welcher sich ein schnell bewegendes Ziel eine Strecke entfernt hat. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit des V.

vorhin! Zuruf an den Schweißhund, wenn er die Arbeit beginnen soll.

vorlaufen (sich vorwerfen), ein Stück Wild, das seitwärts ausbricht, so anlaufen, daß man einen Schuß anbringen kann; meist allerdings einen Fehlschuß. Man kann es auch zu Pferde bei der Parforcejagd tun, um den Hirsch von einer Richtung abzudrängen, die für den Ausgang der Jagd nicht erwünscht ist.

vorlaut (weidelaut) sind Hunde, wenn sie zu früh Laut geben, also eher, als sie Wild gesehen, ja sogar gefunden haben. Es gibt Dachshunde, die sofort laut werden, wenn sie in einen Bau einfahren und ihn durchklaffen, auch wenn er leer ist; auch Bracken werden öfters laut, ohne auf einer Fährte oder Spur zu sein. Es sind dies große Fehler an solchen Hunden und schlechterdings nicht zu beseitigen; unbrauchbar sind sie aber deshalb noch nicht unter allen Umständen, denn wer seine Hunde kennt, unterscheidet gewöhnlich den Weidelaut vom dem eigentlichen Jagdlaut ganz sicher.

vorlegen, das Treibzeug fängisch aufstellen.

Vorlegetreiben, gleichbedeutend mit *Standtreiben*.

vorliegen, wenn Dachshunde den Fuchs oder Dachs im Bau in die Enge getrieben haben, nunmehr dicht vor ihm Laut geben und ihn durch Anlassen und Bedrängen so beschäftigen, daß ein Zurückweichen oder Verklaffen unmöglich wird. Man erkennt das V. an dem Standlaut, den der Hund hören läßt, und schlägt auf dieser Stelle ein.

Vorratschuppen dient zur Aufbewahrung von Heu, Rüben und sonstigen Futtermitteln in der Nähe der Fütterungen und Wildbäder. Er muß durchaus trocken sein, da sonst das Wildfutter dumpfig und schimmelig wird und dann gesundheitschädlich ist. Das Fundament muß aus Feldsteinen, Ziegeln oder aus einer dicken Lage trockenen Harttautes, Kartoffelstrohes u. dgl. bestehen, so daß das Laubheu gesund bleibt. Der Raum muß so groß sein, daß Eichen, Kastanien, Hasel usw. wöchentlich zweimal umgeschauelt werden können. Besonders trocken muß das Salz für die Veden lagern, da es leicht Feuchtigkeit und Gerüche annimmt. Es empfiehlt sich, mit dem V. eine Gerätekammer zur Aufnahme des Handwerkszeuges für das Wildfeld, die Gatter und Futtereinrichtungen zu verbinden. Für diese Schuppen wie für alle sonstigen jagdlichen Bauten ist ein sehr praktischer und dauerhafter Anstrich ein Gemenge von Buttermilch und Zement, das dem Holz eine hübsche, schäbende, steingraue Farbe von jahrelanger Dauer gibt. Manchmal wird 3 m über dem Dache eine Beobachtungszange angebracht, die sich als recht praktisch erwiesen hat.

vorreiten. Es ist stellenweise Vorschrift, daß die Jagdbeamten dem Förster usw. zur Jagd voranreiten müssen; auch muß öfter der Jagdführer oder ein Stellvertreter von einem Stande zum anderen v.

Vorschlag, 1) der in der Patrone auf das Pulver geklebte Pfropfen; 2) die Vorhand der Hirscharten.

vorschlagen s. *vorgreifen*.

Vorschnitt, der Fraß für Sauen, gleichviel ob er aus Knollen besteht, die man streifenweise auf den Boden schüttet, oder aus Körnern, die in lange Tröge gefüllt werden, um sie nicht vertreten zu lassen.

Vorschuh. Er hat seinen Namen von der ihm eigenen, angewölkten Neigung, vor Hühnern, Schnepfen, Hasen usw., die er vorher witterte, feststehen zu bleiben oder vor ihnen zu stehen. Man bedient sich bei dieser Jagd folgender Ausdrücke: Geht der V. der Witterung verständnisvoll nach, so zieht er an; bleibt er vor dem Wilde stehen, so steht er es; treibt er es heraus, so springt er ein und stößt es heraus; jagt er im offenen Gelände dem Wilde, das er vorgestanden hat, ein Stück nach, so prellt er ihm nach; bringt er das geschossene Wild dem Jäger, so apportioniert er es; frisst er an ihm (große Untugend!), so schneidet er es an. Verscharrt er das Wild, statt es zu bringen, so ist er ein Totengräber. Fürchtet er sich vor dem Schisse, so ist er schußscheu; ist er verschlagen und kommt trotz Rufens und Pfeifens nicht zum Führer,

so ist er handscheu. Das Anlernen des Hundes nennt man Abrichten oder Dressieren, und da es meist zunächst in einem eingeschlossenen Raume geschieht, so bricht man von der Stubendressur (s. *Dressur*); lehrt man dem Hunde sein Verhalten im Felde bei der Jagd, so führt man ihn ab. Im übrigen sind die beim Hund im allgemeinen üblichen weibmännlichen Ausdrücke auch beim V. gebräuchlich (s. *Hund*).

Die in Deutschland jagdliche Verwendung findenden Vorstehhunde sind:

A. Englische Vorstehhunde:

- a) kurzhaarig: Pointer (spr. Peunter);
- b) langhaarig: englische Setter, Rotsetter (Trish — spr. eirisch — Setter), Gordonsetter.

B. Deutsche Vorstehhunde:

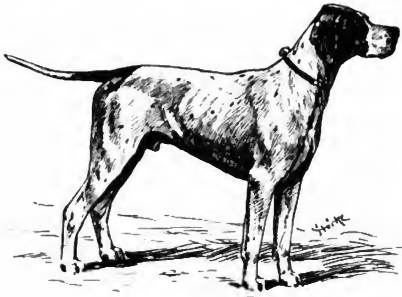
- a) kurzhaarig;
- b) rauhhaarig (drahthaarig, zottenhaarig, strupphaarig, stockhaarig);
- c) langhaarig.

Die englischen V. sind im wesentlichen reine Hühnerhunde; unter den deutschen V. finden sich hingegen viele, die sowohl im Felde lebendes Federwild gut auffinden, als auch gern apportieren, Schweisearbeit verrichten, im Wasser arbeiten, stöbern usw. Inzuzum Gebrauchshunde sind (s. *Gebrauchshund*). Pointer und Setter sind Klassen. Sie sind gefenngezeichnet durch ganz bestimmte körperliche und jagdliche Eigenschaften und wurden viele Generationen hindurch auf diese Eigenschaften gezüchtet. Infolgedessen sind sich die Einzeltiere in hohem Grade ähnlich, man ist jederzeit in der Lage, Ähnliches mit Ähnlichem zu paaren, also den Eltern höchst ähnliche Nachkommen zu erhalten. Einseitige Hühnerhunde zu züchten, ist nicht annähernd so schwierig, wie die Zucht von Gebrauchshunden. Es wäre ein leichtes, aus gewissen neudeutschen Hundespezialhunde für die Hühnerjagd herauszuzüchten, die ihren Vettern jenseits des Kanales in keinem Punkte nachstehen. Dagegen bietet die Gebrauchshundzucht bedeutende Schwierigkeiten. Diese beruhen hauptsächlich darauf, daß es im allgemeinen nur wenige Rüden und Hündinnen gibt, die in jedweder Arbeit Vorzügliches leisten. Die Nachkommen erben dann und wann mehr von den mangelhaften Eigenschaften der Eltern als von deren Tugenden und guten Anlagen. Nicht viele Tiere besitzen die Eigenschaft, ihre vorzüglichen Formen und Anlagen mit besonderer Treue zu vererben. Rückschläge machen sich bei jungen Gebrauchshundrämmen dann und wann sehr förend bemerkbar. Denn die Ahnen vieler guten Gebrauchshunde waren schwerfällige Spurensieger, unbrauchbar zur

Hühnerjagd und zu andauernden Hetzen, oder aber reine Feldhunde, denen die Anlagen zur Schweißarbeit und die Apportierlust

als für die Zucht wertlos oder minderwertig angesehen werden.

Der Pointer macht den Eindruck eines sehr temperamentvollen, schmieglamen, passionierten, vornehmen Hundes. Sein Auge ist ziemlich groß, klar, lebhaft, seine Bewegungen sind schnell, leicht, kraftvoll, der Schädel breit, der Stirnabfall stark ausgeprochen. Oft sieht man Pointer, deren Kopf etwas Bulldoggenartiges hat. Der Gang ist lang, aber stumpf und breit, der Rasenrücken oft etwas nach aufwärts gerichtet. Die Nasenlöcher sind groß, die Behänge kleiner als beim deutsch-luzthaarigen Vorstehhunde. Rute an der Wurzel dick, verjüngt sich allmählich nach der Spitze hin. Farbe weiß mit orange, braunen oder schwarzen Platten und Tupfen; selten ist einfarbig schwarz oder schwarz mit braunen Abzeichen wie beim Tiedel, noch seltener einfarbig braun.



1. Kurzhaariger englischer Vorstehhund (Pointer).

fehlt. Immerhin gibt es gegenwärtig Hunde, die eine größere Anzahl von Ahnen im deutschen Gebrauchshundstamme haben, und ihre vielseitigen Anlagen verhältnismäßig gut erwerben. Die Entwidlung der deutschen Gebrauchshundzucht ist durch den Ausstellungsport und durch die Agitation von kynologischen Schriftstellern, die dem Weidwerk fernstehen, ungeheuer geschädigt worden. Anstatt darauf hinzuwirken, daß, wie in früheren Zeiten, bei der Zucht in erster Linie die jagdlichen Leistungen Würdigung finden, hat man

Ausstellungspreise und willkürlich aufgestellte, für die Leistungen belanglose Rassekennzeichen als ausschlaggebend für Zuchtzwecke betrachtet. Auf diese Weise ist mancher gute Gebrauchshund von der Zucht ausgeschlossen und mancher jagdlich minderwertige Hund bevorzugt worden. Die Veredlung vieler älteren deutschen Hundestämme ist im geheimen erfolgt, um zu vermeiden, daß die Zuchtprodukte öffentlich

Der Englische Setter ist ein leichter, zarter, schmieglamer Hund mit leichtem, vor den Augen etwas ausgeschnittenem Kopfe. Rute nicht allzulang, ohne erhebliche Biegung, in einer Linie mit dem Rücken getragen, mit guter Fahne. Pfoten rund und mit vielem Haar zwischen den Zehen. Behaarung lang, seidig weich, ohne Kräuselung. Behang niedrig angelegt, flach anliegend, lang behaart, unten mit einer leichten Feder besetzt. Farbe weiß mit gelb, weiß mit schwarzen Platten oder Tupfen (blue belton), rein weiß, schwarz



2. Langhaariger englischer Vorstehhund (Setter).

*image
not
available*

England Brauch ist, so ging man dazu über, Pointer mit heimischen kurzhaarigen Hunden zu kreuzen, auch wurden hier und dort deutschlanghaarige Hunde mit Settern gepaart. Diese Maßnahme war durchaus verständlich, aber sie wurde nicht, was unbedingt erforderlich gewesen wäre, von geschulten Züchtern ausgeführt. Die Folge davon war ein allgemeiner Rückgang der Zucht guter Feldhunde und brauchbarer Verlorenapporteurs. Die Schwärmerei für den Pointer und den Setter schlug um in die Ranie, den alten deutschen Vorstehhund wieder rein zu züchten. Alles, was an den Pointer erinnerte, wurde in Acht und Bann getan. Es gab aber doch Einsichtige genug, die ihre eigenen Wege wandelten und, ohne Aufhebens davon zu machen, mit Pointer- und Setterblut arbeiteten. So entstanden Vorstehhunde, die, was Figur, Flüchtigkeit und Ausdauer anbetraf, hinter dem Pointer nicht zurückblieben, auch nach dessen Art im Felde suchten und wesentlich bessere Nase zeigten als das Gros der Hunde älteren Schlages. Das deutsche Blut dieser Hunde zeigte sich in ihrer Apportierlust und ihrer besseren Arbeit im Wasser und im Dickicht. Leider fehlte den meisten dieser sonst ausgezeichneten Feldhunde die Spursicherheit und der Trieb, die Schweifsährte und Spur gewissenhaft zu halten. Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts sind nun aber mehrere Stämme deutscher, mit englischem Blute veredelter Vorstehhunde entstanden, die, was ihre natürliche Beanlagung betrifft, zu jeder Art der Jagd ausgezeichnet zu gebrauchen sind. Freilich bedürfen sie, um Reisterhaftes zu leisten, einer gründlichen und sorgfältigen Schulung.

Als es mit der Zucht vielseitiger deutscher Vorstehhunde gar nicht vorwärts gehen wollte, trat einer der Hauptkämpfer für den vielseitigen Vorstehhund, den sog. Gebrauchshund, mit einem zeitgemäßen Vorschlage zur Schaffung von tüchtigen Arbeitshunden hervor. Das war *Hegewald*, der zuerst die Anpaarung des deutschen starken Pudels an den Pointer schweren Schlages empfohlen hat. Eine Menge der daraufhin gezüchteten Pudelpointer zeigte in der Tat ganz hervorragende Gebrauchshundanlagen, vor allen Dingen taten sie sich durch Dressurfähigkeit, Frühreife und große Findigkeit hervor. Aber die großen Schwierigkeiten der Pudelpointerzucht, die Hegewald ganz richtig sofort erkannt hatte, wurden von manchen Züchtern nicht genügend gewürdigt, es wurde mit Pudel- und Pointerblut vielfach in geradezu unfinniger Weise gewirtschaftet. Und dann machten sich unzuverlässige Personen über die Pudelpointerzucht her. Die Nachfrage nach

solchen Pudelpointern war infolge ihrer großen Erfolge auf Gebrauchshundprüfungen sehr stark geworden, und weil schwere Pointer und vor allen Dingen genügend starke Pudel nicht in hinreichender Anzahl zu beschaffen waren, so wurde in stärllichem Leichtsinne mit pudel- und pointerähnlichen Individuen aller Art sog. Pudelpointerzucht getrieben. Darauf fielen nun die Pudelpointer in Missgunst, man ließ kein gutes Haar an ihnen. Wiederum schüttete man das Kind mit dem Bade aus. Mittlerweile hatten aber die Kurzhaarzüchter mit Eifer auf Vielseitigkeit ihrer Hunde gezüchtet, in den Kreisen der Langhaarzüchter regte es sich gewaltig, und auch die Drahthaarzüchter begannen mehr und mehr, statt auf unpraktische Rassezeichen, auf vielseitige Anlagen, leistungsfähige Figuren und zweckmäßige Behaarung zu züchten. Die Freunde der Pudelpointer gingen verschieden vor. Die einen schlossen sich zusammen und züchteten nur von solchen Hunden, die nachweislich nur Pudel- und Pointerblut führten oder in denen doch anderes Blut höchstens in Spuren floß; sie machten auch die Aufnahme in ihr Stammbuch davon abhängig, daß die Hunde eine kleine Prüfung bestehen, gleichzeitig suchten sie durch Zuchtwahl innerhalb der Pudelpointerfamilien Hunde mit genügender Schulterhöhe und gutem Drahthaar von unscheinbarer Farbe zu bekommen. Andere sagten sich, wir versuchen eine genügende Höhe, die schwer durch die ausschließliche Verwendung von Pudel- und Pointerblut zu erhalten ist, und die ideale drahtige Behaarung dadurch zu bekommen, daß wir dem Pudelpointerblute edles Kurz- oder Stichelhaarblut beimischen oder wenigstens Hunde zur Zucht benutzen, die die ideale Figur und Behaarung haben, wennschon sie auch Kurz- oder Stichelhaarblut führen. Ferner wurden vielfach der Stichelhaarvarietät angehörende Hunde mit Griffons gepaart. Den letztgenannten Zuchtverfahren verdanken viele ausgezeichnete Drahthaarfamilien ihre Entstehung.

Seit Menschengedenken waren die meisten Vorstehhunde in Deutschland kurz-glatthaarig, Rauhaar und Langhaar war von jeher seltener. In bezug auf ihre Figur unterscheiden sich alle zweckmäßig gebauten deutschen Vorstehhunde nur wenig voneinander. Die auffälligsten Unterschiede betreffen die Behaarung. Wir bekommen im wesentlichen folgende Haarformen zu sehen: 1) kurzes Glatthaar (von verschiedener Härte); 2) langgewelltes Glatthaar (seidenweich oder mittelweich, glänzend, ohne Wirt); 3) Rauhaar (sich taub und trocken anführend) mit folgenden Unterarten: a) Zottenhaar (lang, schlaff, S-förmig geschweift oder wenig gebreht, am

Kopfe einen Bart bildend), weich oder hart; b) halblanges, ſtruppiges Rauhaaar (mit oder ohne Bart, kann als Strupphaar bezeichnet); die mehr oder weniger rein gezüchtet und daher mehr oder weniger kennzeichnende Eigenſchaften zeigen.



5. Rauhaariger deutſcher Vorſtehſhund (Pudelpointer).

werden), weich, hart; c) halblanges, anliegendes Rauhaaar (in der Regel mit Bart), hart, weich. Das harte, anliegende Rauhaaar wird zutreffend als Drahthaar bezeichnet und iſt die praktiſchſte aller Behaarungsformen; kurzes Rauhaaar (in der Regel ohne Bart), weich oder hart (Stodhaar).

Als urſprüngliche Form der altdenkiſchen Vorſtehſhunde ſind die Laufhunde anzusehen. Dieſe ſind aſiatiſcher Herkunft, wenn ſie auch bei ihrem Uebertritte nach Deutſchland vielfach fremdes Blut aufgenommen haben. Sie ſind aus Windhunden umgezüchtet worden, ob in Ägypten oder bei noch ſüdlicher wohnenden äthiopiſchen Völkern, läßt ſich nicht entſcheiden.

Die rauhaarigen Vorſtehſhunde ſind aus Kreuzungen von kurzhaarigen Vorſtehſhunden mit pudel- und ſchäferhundartigen, rauhaarigen Hunden hervorgegangen.

Die langhaarigen Hunde ſind vermutlich aus den rauhaarigen herausgezüchtet worden. In einzelnen Stämmen ſteht Setterblut.

Innerhalb der drei Behaarungsformen gibt es verſchiedene Stämme von Hunden,

Der Weimaraner iſt ein kurzhaariger Hund, der ſich vom eigentlichen Deutſch-Kurzhaarigen hauptſächlich dadurch unterſcheidet, daß er feintochtiger iſt, und daß die Muskulatur nicht ſo ſcharf hervortritt wie bei dieſem; ferner iſt der Fang weſentlich ſchmäler. Die Farbe des Weimaraners iſt grau.

Die dreifarbigen Württemberger ſind Braunſchimmel mit oder ohne Platten und mit rothgelben Abzeichen an Kopf und Läufen. Sie zeichnen ſich durch ruhige, ſorgfältige Suche aus und ſind beſonders für lupiertes Gelände geeignet.

Unter den rauhaarigen Vorſtehſhunden treten als beſondere Typen hervor die ſog. Stichelhaarigen und die Griffons. Die Pudelpointer zeigen äußerlich noch wenig einheitlichen Typus; viele von ihnen erſcheinen als Pointier ſchweren Schläges in rauhem Gewande.

Ferner iſt ein Typus Drahthaariger in der Entwicklung begriffen, der dem vom Vereine „Deutſch-Drahthaar“ aufgeſtellten Zuchtideale auch hiñſichtlich nebenſächlicher Eigenſchaften ſehr ähnelt. Dieſe Hunde ſehen etwa wie ſchnittige Deutſch-Kurzhaarige im Drahthaargewande aus.

Die Stichelhaarigen ſind Nachkommen von Hunden, die aus dem älteren Rauhaarmaterial herausgeſucht wurden und möglichen den im Jahre 1882 auf der Aus-



6. Rauhaariger deutſcher Vorſtehſhund. (Darted Strupphaar, Stichelhaartyp).

stellung in Hannover von Schmiedeberg aufgestellten Rassekennzeichen entsprachen. Schmiedeberg hatte diese Merkmale aus dem

rament und Klugem, treuem, energischem Gesichtsausdruck. — Körpermaße: Verhältnis von Rumpflänge zu Schulterhöhe zu 9.



7. Rauhaariger deutscher Vorsteherhund (hartes Jottenhaar, Griffontyp).

Gedächtnisse nach Lunden aufgestellt, die er Jahre zuvor in Schlesien gesehen hatte.

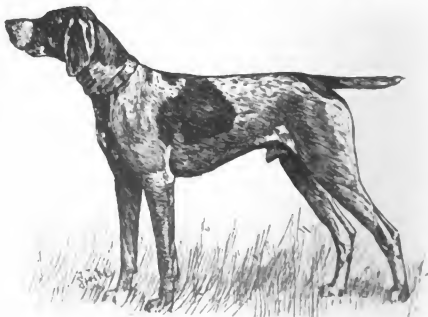
Die in Deutschland gehaltenen Griffons sind im wesentlichen Nachkommen von zottenhaarigen Hunden, die W. Korthals in den 70er Jahren aus Holland, Belgien und Nord-Frankreich importiert hatte. Durch Inzucht hatte er einen typischen Stamm geschaffen, der aber in der Neuzeit durch Kreuzungen, namentlich mit Stichelhaarigen, vielfach an seiner Eigenart verloren hat.

Als Deutsch-Drahthaar will der Verein gleichen Namens ganz richtig diejenigen rauhaarigen Vorsteherhunde bezeichnen wissen, die bei einem guten Gebäude eine ideale drahtige Behaarung aufweisen. Diese Bezeichnung hat sich, weil sie praktisch ist, mehr und mehr eingebürgert.

Die Kennzeichen des zweckmäßig gebauten deutschen Vorsteherhundes sind — ohne Rücksicht auf die Behaarungsform — kurz folgende. Gesamtercheinung: Vorsteherhund mittleren Schlages von edler Erscheinung, unscheinbar gefärbt, mit sehr harter, die Haut möglichst vollkommen schützender Behaarung, lebhaftem Tempe-

ment und Klugem, treuem, energischem Gesichtsausdruck. — Körpermaße: Verhältnis von Rumpflänge zu Schulterhöhe zu 9. Schulterhöhe (Stockmaß): Rüden 60 bis 65 cm, Hündinnen nicht unter 58 cm. — Haut: Nicht übermäßig fein, ohne überflüssige Falten, straff anliegend. — Körperformen: Körperproportionen, Muskeln, Sehnen und Gelenke so gebildet, daß der Hund sich ausdauernd schnell und gewandt bewegen kann. Namentlich sollen sein: 1. Kopf mäßig lang, mit breitem und langem Fang, kräftigem Gebiß, mittelgroßem Behang, klaren Augen, deren Lider gut schließen. 2. Hals

mittellang und kräftig. 3. Widerrist hoch, lang und voll. 4. Brust mäßig breit und tief, Rippen gut gewölbt. 5. Rücken kurz und gerade, Lendenpartie muskulös, Hüften breit. 6. Kruppe lang und mäßig schräg gestellt, gut bemuskelt. 7. Bauch nach hinten aufgezogen, schlank; Weichen kurz. 8. Läufe mit richtiger Winkelung der Knochen. Fest anliegende, schräg gestellte Schulter; Läufe, in der Längsrichtung betrachtet, senkrecht stehend. 9. Füße rund, mit geschlossenen Zehen und derten Ballen. 10. Rute weit-



8. Kurzhaariger deutscher Vorsteherhund.

gerecht gefürzt. — Haar. a) Des kurzhaarigen V. dorb und dicht, an der Unterseite der Rute und am Bauche gröber, jedoch nicht auffällig

Für die Zucht des Hundes lassen sich Eingeben. Folgende Tatsach



9. Trahthaariger deutscher Vorftehhund.

verlängert; b) des drahthaarigen Vorftehhundes sehr hart, mittellang, unscheinbar gefärbt, drahtig. Das Haar soll die Umrisse des Körpers nicht verbeden, trotzdem aber eine solche Länge haben, daß es guten Schutz gegen Bitterungseinslässe und Verletzungen bietet. Haarleid gut anliegend. Haar an den unteren Teilen der Läufe kürzer, sehr dicht auf dem Behänge. Buschige Augenbrauen; kräftiger, aber nicht zu langer Bart; c) des langhaarigen V. Das einzelne Haar am Rücken und an den Seitenflächen des Rumpfes 3 bis 4 cm lang. An der Rückenfläche der Behänge werden die schüßenden Haare besonders lang gewünscht. Behaarung zwischen den Beinen und Ballen dicht. Das Kopf- und Gesichtshaar soll zwar kürzer als das Haar des Rumpfes, nicht aber so kurz sein, daß es nicht gegen Schilf und Dornen wirksamen Schutz bietet. Im allgemeinen soll das Haar hart, schlicht und leicht wellig, nicht aber kraus sein.

biemen
achtun
Punkt
Hunde
sorgfäl
Hündi
keinesj
zu, wo
oder d
Fehler
im E
Zucht
erhebt
vom
des R
regelt
seiner
ermitt
die in
den S
(Deutj
Stam
gute
zucht

bedrüb geeignet. 3) Wert der Ausstellungspredäume. Gut durchgezüd wesentlichen deshalb gute ihnen Generationen hienntnis an der Beseitig gearbeitet wurde. Im stellungshunde kann die seele fteden. 4) Paar Vorftehhund, denn „Ahn



10. Langhaariger deutscher Vorftehhund.

gibt Ähnliches“. So kannst du allmählich zur Hochzucht gelangen. Züchte nicht in das Blaue hinein, aber nimm das Gute, wo du es findest. Die Regel „Ähnliches mit Ähnlichem“ darf jedoch nicht oberflächlich aufgefaßt werden; im ganzen sind sich z. B. ein Zottenhaariger und ein Kurzhaariger nicht selten ähnlicher als zwei Drahthaarige oder zwei Kurzhaarige!

Über die Frage, welche Schläge des deutschen Vorstehhundes für den Jagdgebrauch, insbesondere den vielseitigen, am geeignetsten sind, ist viel gestritten worden. Man kann aber nicht sagen, daß einer bestimmten Rasse der Vortrang gebühre, vielmehr muß nach dem jetzigen Stande der Zucht gesagt werden, daß die verschiedenen Rassen und Schläge im großen und ganzen gleichwertig sind, daß keiner sehr ins Gewicht fallende Eigenschaften allgemein nachgerühmt werden können. Unter den deutschen Vorstehhunden gibt es aber gewisse Stämme und Familien, denen einzelne Eigenschaften eigentümlich sind. Vorzügliche Gebrauchshundstämme weisen sowohl die Kurzhaarigen als auch die Langhaarigen und die Rauhaarigen auf. Hinsichtlich der Vererbung der Haarstruktur zeigen die rauhaarigen Hunde die bedeutendste Unsicherheit, was dadurch erklärt werden kann, daß das Rauhaar ein Kunstzeugnis ist, eine Folge der Paarung von Kurzhaarigen Vorstehhunden mit pudel- und schäferhundartigen Hunden.

Über die V o r s t e h h u n d e d e s A u s - l a n d e s ist kurz folgendes zu sagen: In Italien sind nur Kurzhaarige und rauhaarige B. heimisch. Der Kurzhaarige italienische Hund (Bracco) gleicht dem deutschen Hunde sehr, doch ist der Kopf gestreckter, der Behang tiefer angelegt, die sehr dünne Rute wird meist kurz kupiert. Haar sehr fein, Farbe vorherrschend weiß mit hell- oder dunkel-

gelben Platten und Spreuzeln, seltener braun. Der rauhaarige Hund Italiens (Spione) entspricht etwa unserem Stichelhaarigen.

Die französischen B. sind teils kurz-, teils rau-, teils langhaarig. Sie enthalten vielfach Pointerblut und zeigen wenig einheitlichen Typus.

In Spanien gibt es zwei Vorstehhundrasen, den leichten B. (perdiguero) und den schweren B. (pachon; srr. patchojn). Die rauhaarigen Hunde Spaniens sind meist einfache Pudelkreuzungen.

Literatur s. *Dressur und Hund*.

Vorfuche s. *vorsuchen*.

vorjagen, mit dem Hund einen Distrikt umschlagen, um sich zu vergewissern, ob und welches Rotwild in ihm steht. Zu diesem Bestätigen gebraucht man den leithundsmäßig gearbeiteten Schweißhund.

vorwerfen, sich, s. *vorlaufen*.

Vorwuchs, durch den natürlichen Samenabfall schon vor der Verjüngung des Bestandes entstandene, und später meist sperrig wachsende Pflanzen.

Vorzeigen für einen guten oder schlechten Jagdtag gehören in den Bereich der Weidmannschertze, obgleich ja nicht ausgeschlossen ist, daß mancher Grünstod wirklich daran glaubt, was früher wohl öfter zutraf als jetzt. Das schlechteste B. war, wenn dem Jäger, nachdem er seinen Weg angetreten hatte, zuerst ein altes Weib begegnete, und man konnte Zeuge sein, wie ein alter Graubart, um das Unheil abzuwenden, die Alte zwang, über das vorgehaltene Gewehr zu springen; ein junges, hübsches Mädchen dagegen verhielt sich. Auf Unglück deutete es auch, wenn dem zu Holze ziehenden Jäger ein Hase nach rechts quer über den Weg lief oder ein Rabe auf dieser Seite vor ihm aufstand, u. a. m.

W.

Wacholder s. *Nadelhölzer*.

Wacholderdrossel s. *Drosseln 4*.

Wachshaut (Coroma), eine weiche, meist lebhaft, oft wachsgelb gefärbte Haut, die sich an der Wurzel des Oberlippenbels bei Raubvögeln, Tauben u. a. befindet und die Nasenlöcher umgibt.

Wachtel (Coturnix), Gattung aus der Ordnung der Hühner und der Familie der Feldhühner (Perdidae). Die hierher gehörigen Vögel sind von geringerer Stärke als die meisten anderen Hühnerartigen. In dem runden Flügel sind die 1. und 2. Schwinge am längsten; die 14 kurzen, geraden Stoßfedern werden von den oberen Stoß-

bedeckern fast ganz überdeckt. Lauf ohne Sporen, und das Auge kein nacktes Hautfeld. Bei uns nur die W. (*Coturnix coturnix* L., *C. communis* Bonap., *Tetrao coturnix* L., *Coturnix daetylionans* Mr.).

Beschreibung.

Länge des Hahnes 17 bis 20, Stöß 3 bis 4, Schnabel etwa 1, Lauf 2,4 bis 2,8 cm. Beim Hahne finden sich auf dem schwarzbraunen Oberkopfe rostbraune Flecken, graue Spitzensäume und ein gelblicher Streifen auf dem Scheitel; über Auge und Ohr je ein brauner Fleck; ein dunkel gefleckter Streifen am Rundwinkel. Vom Ohre nach der Kehle eine bogige, dunkel gefleckte Binde;

eine zweite, ihr gleichlaufende, begrenzt die Kehle, der Zwischenraum weiß. Die von den Binden eingefasste Kehle kann sehr verschieden gefärbt sein, weißlich mit dunkler Zeichnung, rostfarbig, z. T. mit schwärzlicher Mitte, z. T. ganz schwarz. Auf der rostbraunen Oberseite helle, schwarz gesäumte Schaftstreifen, welche Längsstreifen bilden. Auf den bräunlichen Flügeldecken helle Schäfte und rötliche Quersleden; Handschwingen schwarzbraun mit gelbrötlicher Querzeichnung; Armschwingen dunkelbraun mit schwarzen Querverbinden und grauen Spitzensäumen. Der kurze Stoß ist rötlich-gelb mit schwarzen Querzeichnungen und Flecken. Rostrote Federn fehlen stets, ein gutes Unterscheidungsmerkmal gegen ganz junge Rebhühner. Brust lebhaft rostgelb mit weißen Schaftstrichen; auf den rötlichen Halsseiten schwarz geränderte Schaftstriche, ebenso die Flanken; Bauch weißlich, untere Stoßdecken rötlich-gelb. Schnabel hornschwarz, Iris dunkelbraun. Ständer fleischfarbig, ohne Sporen, Nägel hornfarbig. Die Hennen haben keinen oder einen weißlichen Kehlsled mit fehlender oder schwach ausgebildeter Einfassung und sind von matterer Färbung. Die Dunenjungen ähneln zwar den Feldhühnchen, haben aber helle und nicht rostfarbige Stöße. Die W. ist ein vollstümlicherer Vogel als das Rebhuhn und ein beliebter Stubenvogel, obgleich ihr eigenmächtiger, betannter Schlag „Paktabat, paktabat“, dem ein nur in der Nähe gehörtes „Warrä, warrä“ vorausgeht, im Freien und am Abend aus dem Weizenfelde viel schöner klingt als im Zimmer. Ihr gewöhnlicher Gang erfolgt mit eingezogenem, nidendem Kopfe; bei schnellem Lauf und wenn sie sich erregt umläuft, macht sie sich dünn. Ihr Flug ist zwar fördernd, aber nicht gewandt, und da sie bald fett wird, läuft sie lieber, als daß sie aufsteht, und drückt sich am liebsten zwischen Schollen, wo selbst ein sehr geübtes Auge sie übersieht.

Verbreitung, Nahrung.

Von Norwegen, Nordrussland und dem gemäßigten Sibirien, südlich durch ganz Europa, sowie einen großen Teil Africas und Afiens ist sie sehr verbreitet, doch liebt sie ausschließlich Ebenen mit großen Getreidefeldern, ohne die sie nicht gedeiht; Bräcker und Waldmassen flieht sie geflüchtlich. Bei uns ist sie in den letzten Jahrzehnten fast überall viel seltener geworden als vorher; neuerdings scheint sie in einigen Gegenden Deutschlands wieder etwas an Zahl zuzunehmen.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Die Weide der W. unterscheidet sich von der des Rebhuhns nicht wesentlich und besteht

zur Hauptsache aus verschiedenartigen reien, größtentheils von Unkräutern; nimmt die W. zarte, grüne Pfl. und allerlei Kerbtiere, Würmer u. September, wenn die letzten Glets geleert sind, zieht sie schon fort und lange dem Lande nach, da der Zug Reer für ihr Flugvermögen ein Aufgabe ist. Erst spät, im April, hören wir wieder ihren anheimelndem worauf sie an den einfachen Nest aber erst im Juni ihr volles, aus 8 bis bestehendes Gelege fertig hat, 6 Tagen ausgebrütet wird. Die Eier lehmfarbigem Grunde mit großen, braunen Flecken und Punkten, wie lackiert glänzend und 29 groß. Die Henne brütet allein, hahn ein viel zu sinnlicher, 1 Geselle ist, um sich dieser W. zu unterziehen, und während 1 zeit viel lieber auf Abenteuer aus; Begehrlichkeit des Wachtelhahnes wörtlich und verleitet ihn zu den 1 Verwechslungen, so daß er in fangenschaft auf jeden Vogel sp; die Stellung einer hingebenden 1 nimmt. Die Henne brütet m Selbstverleugung, selbst wenn d durch Rähen des Aufwuchses r ganz freigelegt wurde. Die Jung ihr gleich nach dem Ausfaller sicheres Versteck, verlassen sie at sie irgend selbständig geworden si man später immer nur einzelne findet, die sich dann zum Zuge r

Jagd.

Bei uns spielt die Wachteljagd sehr untergeordnete Rolle, da sie ergiebig ist; sie wird neben der jagd betrieben, da der Hund die gern anzieht und steht. Die W. steht vor dem Hund auf, daß dieser nach ih streicht dann geradeaus fort und f möglich, bald wieder ein, um da sehr festzuliegen; der Schuß ist 1 schwer, erfordert aber doch ein gul da das Objekt sehr gering ist. Ih ist zwar gut, schmedt aber maß von Fett etwas ölig und Im Süden, wo sie auf ihrem Zug Schwärmen einfällt, wird sie lei Laufenden gefangen. Da macht si jung daran mit Schießen und 1 Warnen und Schlingen, und selbst ist keine verachtete Waffe den sette sehr ermatteten Zuzüglern gegenü dem die W. getupft sind, wert Kopf und Tritte abgeschärft, scheidet ausgezogen und sie did versandt.

Mit der Wachtelpeise sind die Gähne leicht zu fangen; da dies aber nur während der Paar- und Brutzeit zutrifft und die W. zu dieser Zeit Schonung hat, so fällt dieser Fang von selbst weg. Ihre Schießzeit beginnt mit der des Rebhuhnes, im September zieht sie schon fort, gleichwohl vermindert sie sich bei uns eher, als daß sie sich vermehrt.

Literatur: Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas.

Wachtelgarn dient zum Fangen der Wachteln und wird ganz ähnlich angefertigt und behandelt wie das für das Rebhuhn.

Wachtelhund. Langhaarige Hunde von oder etwas unter Mittelgröße sind nachweislich schon im 17. Jahrhundert zum Stöbern gehalten worden. Derartige Hunde fanden insbesondere auch zur Jagd auf



Wachtelhund.

Wachteln Verwendung. Sie mußten kurz suchen, damit die Windhunde den aufgeschoberten Haken nicht zu weit einzuholen brachten, der Falkenier seinen Vogel recht werfen und der Jäger auf nicht zu große Entfernung zu schießen brauchte. Auch gegenwärtig ist manchem Jäger ein kleiner, kurz suchender Hund willkommen, und darum hat man in der Neuzeit wieder aufgefangen, Wachtelhunde planmäßig zu züchten. Der W. soll im allgemeinen dem gutgebanten, deutsch-lanahaarigen Vorstehhunde ähneln. Größe zwischen 35 und 50 cm Stockmaß, je nach den Anforderungen, die an den Hund gestellt werden. Behaarung kräftig und glänzend, nicht seidig, leicht gewellt, am Hals und Nacken auch lockig, Läufe und Keulen sowie Rute mit Fahne, am Oberlopf und Fang kurze, dichtes Haar. Den Behang decken Loden, die auch über den Innentand überfallen; die Zehenzwischenräume dicht, jedoch zweckmäßig nicht zu lang behaart. Farbe dunkelbraun, auch mit einigen weißen Ab-

zeichen an Brust und Zehen oder weiß mit braun gesprenkelt oder sonst gemischt. Als fehlerhaft gelten namentlich runder Oberlopf, zu starkes Hinterhauptbein, starker Stirnabsatz, kurzer Gang, tief angelegte, gedrehte Behänge, zu langer Rücken, zu reiches, seidiges Haar.

Wachtelkönig (*Crex crex* L., *C. pratensis* Bechst.; Grassläufer, Biesenchnarre, Biesenschnarzer, Biesenkarrer, Schnartwachtel, Schnarz, Arpschnarp, Schnartenbart). Zu den Rallen gehöriger Sumpfvogel. Länge 25 bis 28, Stoß 4, Schnabel 2, Lauf 3,6, Mittelzehe ohne Nagel 3,2 cm. Die ganze Oberseite olivenbraun mit dunklen Schaftflecken, obere und untere Flügeldecken rostrot, Flügelrand weißlich, Schwingen graubraun mit rötlich-brauner Außensahne, Stoß etwas heller als der Rücken, mit dunklen Schaftflecken. Ein Streifen über das Auge und Ohr hinweg rostförmlich, Kopfseiten etwas gelblicher, unter dem Flügel nach den Wangen hin ein dunkler Streifen, Kinn und Kehle trübweiß mit rostfarbigem Anflug, ebenso bis zur Oberbrust, von da ab weiß, auf den Seitenfedern und den unteren Stoßdecken rostförmliche Querbinden. Schnabel graurötlich, Ständer trüb fleischfarbig, Iris braun; Weibchen dem Männchen fast gleich; bei den Jungen ist die Oberseite dunkler und es fehlt das Grau am Hals, sonst sind sie den Alten gleich. Der W. ist in allen Breitengraden heimisch und liebt frische, üppige Biesen inmitten dichten Buschwerks

oder angrenzender feuchter Felser, in deren Mitte meist das Nest steht, das Mitte Juni 8 bis 12 Eier enthält, die auf fast weißem Grunde mit fleischfarbigem, gelblichem oder grünlichem Anflug graue, braune und rötliche Punkte und Flecke haben und 38 : 25 mm messen. Wie der Wachtelschlag dem Weizenfeld typisch ist, so der Biese das eintönige „Arpschnär-arpschnär“ des Wachtelkönigs, das man bei warmem, stillem Wetter fast die ganze Nacht hindurch hören kann. So häufig man den Urheber dieses Tones aber auch hört, so selten bekommt man ihn zu Gesicht, und manche Jäger sehen nie einen. Heimlicher ist wohl kaum ein Vogel als dieser, und selbst der erfahrene Hund ermüdet endlich und stellt sich verdrücklich seinem Herrn gegenüber hin, nachdem er sich lange vergeblich quälte, den ebenso schnell wie gewandt und berechnend im hohen Gras oder im Herbst im dichten Kartoffelkraut vor ihm her laufenden Vogel herauszustöbern. Und die Biesentalle tut wohl, diese Taktik festzuhalten, denn

muß sie schließlich aufstehen, so bietet sie das Urbild ungeschicktesten, langsamen Fluges, fächelt mit den Flügeln bei herunterhängenden Ständern eine Strecke hin und fällt wieder ein, und zwar in des Wortes ursprünglicher Bedeutung; sie bietet von allen Vögeln den leichtesten Schuß im Fluge. Sie sitzt auf dem Neste so fest, daß sie häufig von der Sense durchschnitten wird; die Jungen sind ganz schwarz und rufen wie „Schilp-schilp“. Der W. hält sich im ganzen nicht lange bei uns auf, kommt erst im Mai, zieht vor dem September schon wieder ab und ist ein harmloser Vogel. Verbreitet ist der Wachtelföngig von Lappland an durch ganz Europa sowie im mittleren Asien; auf dem Zuge kommt er bis Nordafrika, Arabien usw. Bei uns ist er jetzt an vielen Stellen selten geworden oder ganz verschwunden.

Wachtelpeife, ein kleines Instrument aus Knochen, das den Ton der Wachtelhenne täuschend wiedergibt und dadurch den Hahn ins Garn lockt. Ein kleiner Windbeutel bringt beim Zusammendrücken und Ausdehnen den Ton hervor. Das Pfeifen, das den Schlag des Hahnes (Wachtelschlag) nachahmt, um ihn in der Gefangenschaft zum Schlagen anzureizen, heißt Weder.

Waffen, die Krallen der Luchse, Wildtapan und Beizvögel; auch die Hauer des Keilers (Gewehre).

Waffengebrauch. In Preußen ist der W. der Forst- und Jagdbeamten durch das Gesetz vom 31. März 1837 geregelt. Es ist in den neuerworbenen Landesteilen durch Verordnung vom 25. Juni 1867 und in Lauenburg durch Verordnung vom 24. Dezember 1869 eingeführt. Zu den Gesetzen sind Instruktionen ergangen, und zwar für die königlichen Forst- und Jagdbeamten vom 17. April 1837, für die Kommunal- und Privat-Forst- und Jagdbeamten vom 21. November 1837; die Instruktionen sind geändert durch den Erlaß des Landwirtschaftsministeriums vom 14. Juli 1897 für die königlichen und vom 1. September 1897 für die Kommunal- und Privat-Forst- und Jagdbeamten. Es ist hier bestimmt, unter welchen Voraussetzungen die Beamten in ihren Diensten zum Schutze der Forsten und Jagden gegen Holz- und Wilddiebe, gegen Forst- und Jagdfrevler von ihren Waffen Gebrauch machen dürfen. Durch den erwähnten Erlaß ist das frühere Verbot, die Waffen gegen schießende Frevler zu gebrauchen, beseitigt. Die Befugnis reicht nur insoweit, als der Waffengebrauch zur Erfüllung des Zwecks, die Holz- und Wilddiebe, die Forst- und Jagdfrevler bei tätlichem Widerstande und gefährlichen Drohungen unschädlich zu machen, unbedingt erforderlich ist; gegen einen schießenden Frevler darf die Waffe nur ge-

braucht werden, wenn er nach erfolgter Anforderung die Schußwaffe nicht sofort ablegt oder sie wieder aufnimmt und nach den Umständen des Falles in dem Nichtablegen oder Wiederaufnehmen der Waffe eine gegenwärtige Gefahr für Leib und Leben des Beamten zu erblicken ist; lebensgefährliche Verwundungen sollen soviel als möglich vermieden werden.

Wahre dich! ruft man dem vorzeitig unruhig werdenden Hühnerhunde zu, wenn er Hühner anzieht.

Wahrnehmen, das Wild, der Hund n. w., eräugen etwas; die Ausdrücke sehen, bemerken, beobachten sind in dieser Beziehung unweibmännlich.

Waid . . ., f. Weid. . .

Waise, junges Wild, das die Mutter verloren hat.

Wald. Der Wilddiebstahl im W. wird nach § 293 des Strafgesetzbuches besonders bestraft, weil der Wilderer im W. sich und das Wild leichter verbergen kann. W. ist jede zur Forstnutzung verwendete Fläche, die den Wilderer und das Wild deckt. Ob der Täter oder das Wild sich im W. befindet, ist unerheblich.

Waldarbeit, die Dressur des Vorstehhundes zur Waldjagd.

Waldbau f. Forstwirtschaft.

Waldbrände. Man unterscheidet 1) Boden- oder Lauffeuer, das mit großer Schnelligkeit die Bodenbede erfasst; 2) Wipfel- oder Kronenfeuer, das vom Boden sich dem Wipfel mitteilt und zu gleicher Zeit mit dem Bodenfeuer auch in den Wipfeln fortschreitet; 3) Stammfeuer ist der Brand eines einzelnen Stammes durch Blitz oder Brandstiftung; 4) **Erdf Feuer**.

Waldeinteilung f. Forstwirtschaft, Forst-einrichtung.

Waldgärtner, ein Vorkenläufer (*Hylesinus piniperda*); er höhlt die jungen Triebe an älteren Kiefern aus, so daß sie abfallen und die Stämme alsdann wie mit einer Schere beschnitten aussehen, deshalb der Name.

Waldhäfer f. Häfer.

Waldhafen, Hafen, die im Walde gesetzt sind und in ihm bleiben. Daß sie oft viel härter als Feldhasen sind, beruht wohl z. T. auf höherem Lebensalter infolge größeren Schutzes, z. T. aber auch auf ungeförterer Entwicklung. Meist sind die W. etwas dunkler und rötlicher von Färbung.

Waldborn f. Jagdhorn.

Walbhühner (*Tetrao*), Gattung aus der Familie der Raufußhühner (*Tetraonidae*). Lauf ganz oder doch größtenteils befiedert, sehen nackt, an den Seiten mit Hornkransen (Walzkränzen) versehen. Es gehören hierher *Auerhuhn*, *Birkhuhn*, *Haselhuhn*.

Waldfaulz f. *Eulen* II, 6.

Waldmantel f. *Mantel*.

Waldböhrente f. *Eulen* III, 2.

Waldschnepfe f. *Schnepfen* I.

Waldboroch f. *Storch* 2.

Waldverbot. Die heutige Reichsgesetzgebung enthält in § 368 Ziff. 9 des Strafgesetzbuches eine Strafvorschrift dahin, daß das unbefugte Gehen, Fahren, Reiten und Viehtreiben über Schonungen, die mit einer Einfriedigung versehen sind oder deren Betreten durch Warnungszeichen untersagt ist, oder auf einem von Warnungszeichen geschlossenen Privatwege, bestraft wird. Diesen Schutz des Waldes hat man jedoch nicht für genügend erachtet und es sind durch § 2 des Einführungsgesetzes zum Strafgesetzbuche die landesgesetzlichen Vorschriften über die Forstpolizeigesetze aufrecht erhalten worden. In Preußen hat das Feld- und Forstpolizeigesetz vom 1. April 1880 mehrere Bestimmungen. Namentlich wird nach § 36 bestraft, wer außerhalb der öffentlichen Wege mit einem zum Fällen von Holz geeigneten Werkzeuge sich im Walde aufhält, wer Einfriedigungen übersteigt, Forstkulturen oder solche Schläge betritt, in denen Holzhaner beschäftigt sind.

Waldwasserläufer f. *Wasserläufer* 2.

Waller f. *Welse* I.

Wallo! wird mancherorts bei der Jagd gerufen, wenn Schwarzwild vorkommt, um die Schützen darauf aufmerksam zu machen.

Walther, Dr. Friedrich Ludwig, geboren am 3. Juli 1759 in Schwanningen (Bayern), studierte in Erlangen Theologie und Philosophie, war dann Hofmeister und wandte sich später der Forstbotanik zu. 1788 Habilitation in Gießen für Land- und Forstwissenschaft, 1790 o. Professor, Tod 30. März 1824 dort (f. *Jagdliteratur*).

Wammen f. *Dünnungen*.

Wand, 1) eine aufgestellte Reihe von Tüchern oder Netzen. 2) Beim Zerwirken des Schalenwildes die Rippenstücke (Feder).

3) Die Außenfläche an den Schalen des Wildes.

Wanderdroffel f. *Drosseln* 14.

Wanderfalte f. *Edelfalken* I, 4.

Wanderhirsch, ein meist alter Wechselhirsch, der keinen festen Stand hat.

Wanderlamp f. *Kamp*.

Wanß f. *Pansen*.

warm ist eine Fährte (Spur), wenn sie noch so frisch ist, daß der Jagdhund genügende Witterung in ihr findet.

Warzen (Saugwarzen), die Zähen am Gefänge.

Wasserarbeit, das Abrichten des Vortsehbundes zur Wasserjagd.

Wasserbüsch, ein *Falkenstoß* über dem Wasser mit einem Fisch als Nöber.

Wasserelster f. *Austernfischer*.

Wasserhenne f. *Teichhuhn*.

Wasserhuhn (Fulica). Gattung aus der Familie der Rallen (Rallidae). Von der Wurzel des Oberschnabels zieht sich eine nackte Schwiele über die Stirn bis auf den Scheitel hin, Ständer vorberseits getäfelt, hinterseits geneigt; Schnabel kürzer als der Lauf, Vordersehen bis an die Händer mit breiten, an den Gelenken verschmälerten Schwimmlappen, Hinterseehe mit abwärts gerichtetem Hautsaum; die Schulterfedern reichen in der Ruhe fast bis zur Flügelspitze. Eine Art bei uns.

W l ä ß h u h n (Fulica atra L.; gemeines Wasserhuhn, schwarzes, großes, rufartiges Wasserhuhn, Purbel, Rohrenhuhn, Weißbläße, Bläßhenne, Bläßente, Liege). — Länge 35 bis 40, Stoß 5, Schnabel 3, Lauf 6, Mittelseehe mit Nagel 9 cm. Vorherrschende Färbung grauschwarz, Kopf und Hals fast ganz schwarz, auf dem Flügel ein weißer Fleck, Schnabel und Kleeje weiß, Ständer graugrün, Fehen mit Schwimmlappen gelblich, über dem Fergengelenk auf der Hinterseeite ein gelbroter Fleck, Iris hochrot. Weibchen dem Männchen gleich, nur schwächer. Die Jungen haben eine grünlich-bräune, düftere Färbung, Kehle und Brust sowie ein Augenstreifen weiß, die Stirnbläße ist kleiner, Schnabel hellgrau, Ständer bleifarbig, Iris braun. Die Federn an den Schnabelseiten ziehen sich in eine lange Spitze nach vorn; Schnabel zugespitzt mit scharfen Händern, Ständer weit hinten angelegt mit starken Gelenken, seitlich zusammengedrückt; am Flügelbug ein kleiner, hornartiger Auswuchs. Die Heimat des W. ist ganz Europa und das gemäßigste Asien bis nach China und Japan. Teiche und Seen mit Grundpflanzenwuchs, mit Rohr und Schilf bewachsen, werden von ihm stets bewohnt sein; in letzterem findet sich auch sein Nest, aus Halmen, Binsen und Stengeln geflochten, tief und fest; es enthält 7 bis 10, auch 12 Eier, etwa 57 : 36 mm groß, die auf graugelblichem Grunde viele schwarzbraune und schwarze Punkte haben. Sie werden in drei Wochen ausgebrütet. Die Duenjungen sind sehr bunt. Ihre Grundfarbe ist schieferschwartz mit weißlichen, auf den Flügelchen rostfarbigen Duenespitzen; Hals rostgelb, Kopf rostrot, an der Stirn und um die Augen mit hochroten Wäzchen. Die Klung des W. bilden Wassergewürm und zarte vegetabilische Kost. Es ist eine der gewöhnlichsten Erscheinungen bewachsener Gewässer und belebt manchen sonst toten Weiher, und da es wenigstens außer der Brutzeit durchaus harmloser Natur ist, so liegt auch keine Ursache zu seiner Verfolgung vor. Zur Brutzeit ist es gänzlich und soll

auch die Enten beim Brüten stören, was jedoch kaum erwiesen ist, jedenfalls nur gelegentlich vorkommt. Ein sehr liebliches Bild gewährt die Familie, wenn die Jungen unter der Führung der Mutter dahinschwimmen und, sobald die kleine Gesellschaft müde wird, auf dem Rücken der ersteren es sich wohl sein läßt. Auf dem Lande sehr unbeholfen, schwimmt das Bläßhuhn nicht nur sehr gewandt, sondern taucht auch behend, wengleich nicht sehr andauernd. Es schwimmt mit stark gesenktem Hinterkörper, läßt bei Gefahren fast nur den Schnabel über Wasser reichen und klammert sich im Notfall an Gewächse an. Es fällt mit dem Stoß und herabhängenden Ständern zuerst im Wasser ein und erscheint mit einem Ruck auf der Oberfläche, nachdem es getaucht hatte. Will es aufstehen, so tritt es erst einigemal Wasser und streicht mit ausgebreitetem Hals und Ständern. Seine Stimme klingt wie „Köw köw köw“, die Jungen piepen wie kleine Hühnchen. Wo die Gewässer zufließen, ist es Zug- oder Strichvogel, verläßt uns im Oktober bis November, ist aber schon meist im März wieder da.

Bezüglich der Jagd ist seine große Scheu hervorzuheben, in Folge deren das Bläßhuhn bald taucht und, mehrfach verfolgt, sich so drückt, daß es schwer aufzufinden ist, zumal die Hunde sich wenig aus ihm machen. Daher, und weil sein schlechtes Wildbret die Mühe der Jagd nicht lohnt, wird es nur so nebenher Gegenstand einer jagdlichen Zerstreung sein. Man sucht die Bläßhühner in eine Ecke des Gewässers zusammenzutreiben und zu beschließen, worauf sie aufstehen und über die Köpfe der Schützen weg nach der entgegengesetzten Seite streichen, wo man die Verfolgung wiederholt, aber meist nur mit geringem Erfolge, da sie sich unter Wasser brüten und sehr fest liegen. Sie ziehen nur in der Nacht.

Wasserjagd, die Jagd auf Wasservogel zu Fuß oder vom Kahn aus als Suche, Anstand, Anfahren (mit verblindetem Kahne) oder Treiben.

Wasserjagen, ein eingestelltes Jagen, wobei das Wild aus dem Treiben ins Wasser gedrängt wurde und dieses durchtrinnen mußte, ehe es auf den Lauf kam, wo die Schirme standen. Jetzt haben dergleichen von Aberfluß an Wild und an Jagdvergnügen herührende Unterhaltungen keinen Boden mehr.

Wasserkrähe s. Scharben 2.

Wasserläufer (Totanus Bechst.), Gattung aus der Familie der Schnepfen, Unterfamilie Totaninae. Der Stecher ist etwa $1\frac{1}{2}$ mal so lang wie der Kopf, meist gerade, 3. T. aber merklich aufwärts gebogen; der

an der Spitze etwas wenig über den Unterst Nasenlöcher röhrenförmig, in einer Randhaut verschließbar nur bis an die Mitte reichend an der Spitze hart. Die Ständer über das Fernen von den Vorderbeinen für mittlere mit einer Spalte die Hinterbeine erreicht die stark ausge schnitten, über wenig abgerundeten, zu Unterrücken und Bürzel weißer Färbung, was auffällt.

a) Stecher genannt

1) **Bruchwasserläufer** (glareola Temm., Tringa kleiner punktiertes Strandläufer). Länge 19, Lauf 3,8, nackter Teil ohne Nagel 2,8 cm. 2 kürzer als der Lauf; braun mit großen, drei Flecken, die den Bogel Bürzel weiß; der Schwanz weiß, auf den Federn 8 bis 12 dunkle Binden; auf den drei Rändern auf den Innenseiten auf der Außenseite zwei Flügeldecken der Unterseite Querflecken. Nach dem Streifen; Zügel fast vorhersehend weiß, an Hals- und Brustseiten Ständer gelbgrünlich, Rand weiß; Stecher tr. Im helleren Winterkleid größer, sonst kein Unterschied. Jugendkleid hat roßgelbem Grund und zeichlichen und tödlichen Anstrich über ganz Europa bis verbreitet, ausgenommen Färder, und brütet im unzugänglichen Brüchern, Binsen oder Gräsern; die Eier haben auf gelbem und tödlich-graunem Schalen schwarzbraune, dunkle Fleckdichten am stumpfen Ende sind sie ausgebrütet. 2 ist ein schrilles Pfeifen, zeit zu einem Trillern st.

2) **Punktiertes** (pus Temm., Tringa oocypus), Tringa oocypus, punktiertes Strandläufer 5, Stecher 3,3, Teil über dem Gelenk 1

Nagel 2,6 cm. Stecher und Lauf von fast gleicher Länge, der Schaft der ersten Schwinge mit der Fahne gleichfarbig; Stoß an der Wurzelhälfte weiß, an der Spitze mit 3 bis 4 dunkel braungraunen Querbinden, die nach den Rändern hin in kleine Flecke abbrechen; die langen Achselfedern unter den Flügeln dunkel braungrau mit weißen Querbinden. Im Sommerkleid ist der Oberkopf stumpf dunkelbraun, weiß gefleckt, Hinterhals ebenso gestrichelt. Oberrüden, Schultern, die hinteren Schwingen und Flügeldecken dunkel schwarzbraun mit olivenfarbigem Schimmer, runden und edigen, weißen Flecken; Bürzel weiß. Flügel schwarzbraun gefüpfelt, über das Auge hinweg ein trübweißer Streifen; Kopfsseiten weiß mit graubraunen Flecken; die ganze Unterseite weiß; Hals und stropf mit schwarzbraunen Längsflecken, an den Seiten am dichtesten und gestammt. Weibchen dem Männchen ganz ähnlich. Im Winterkleid ist die Gesamtfärbung mehr grau und heller, die weiße Fledung tritt mehr zurück. Das Jugendkleid ist oberseits schwarzbraun mit olivengrünem Glanz und vielen gelben Punkten; Scheitel einfarbig, Bürzel und obere Stoßdecken weiß. Augenstreifen und die ganze Vorderseite weiß mit dunkel gestrichelten Wangen; Kopf und Halsseiten schwarz, braun gefleckt; das Ende des weißen Stoßes mit dunkler Bänderung. Der p. W. ist über ganz Europa bis hinauf zum mittleren Schweden verbreitet, ebenso im nördlichen gemäßigten Asien, geht auch bis nach Afrika hinüber. Er bewohnt schlammige Umgebungen der fließenden und stehenden Gewässer, mit Baum- oder Strauchaufwuchs besetzt, auch einsame Kiefernwaldungen. Sein Nest findet man ebenso oft auf dem Boden in einer Vertiefung als auf Bäumen; er bezieht auch alte Troffelner usw. Im Gegensatz zu seinen Verwandten bewegt er sich häufig im Gezweige von Büschen und niedrigen Bäumen, weshalb er den Namen Waldwasserläufer wohl verdient. Die stark zugespitzten oder keilförmigen Eier mit matter Schale messen 40 : 28 mm und haben auf grünlich-weißer oder gelblicher Grundfarbe und graurötlichen Schalenflecken gelbbraune und dunkel rotbraune Flecken und Punkte.

3) G a m b e t t a w a s s e r l ä u f e r (*Totanus totanus* L., *T. calidris* Bechst., *Tringa gambetta* Gmel.; kleiner Rot-schenkel, rotfüßiger rot-schenkeliger W., rotfüßige Schnepfe, rotbeinige Strandschnepfe, Tüter). Länge 24 bis 27, Stoß 6, Stecher 4,2, Lauf 4,8, nackte Stelle über der Ferse 2,4, Mittelzehe mit Nagel 3,2 cm. Stecher etwas kürzer als der Lauf, an der Wurzelhälfte rot; Ständer gelbrot, bei den Jungen mehr gelblich; Außenrand und

Spitzenaum der mittleren Schwingen reinweiß, bilden eine Binde; Stoß braun und grau gebändert. Im Sommerkleid ist der ganze obere Teil von der Stirn bis über den Nacken hinunter auf schwarzbrauner Grundfarbe gelblich gefleckt; Oberrüden, Schultern, Hinterschwingen und die größeren Flügeldecken hellbraun mit vielen dunklen Längs- und Quersflecken; Bürzel weiß. Ohrgehänge dunkel und hell gestreift, auf den Zügeln rostgelbe Tupfen; über dem Auge ein heller Streifen; ganze Vorderseite weiß mit dunkelbraunen Längsflecken, die, auf dem Kropf am dichtesten, weiter unten kleinere und zerstreutere Pfeilsfede und auf den Kropfsseiten zickzackförmige Zeichnungen darstellen. Die Weibchen haben mattere Färbung. Im Winterkleid sieht der Vogel auf der Oberseite ziemlich eintönig grau aus, er hat schwarze Federhäute und kleine, unregelmäßige Flecke; auf der Unterseite ist er weiß mit einiger dunkler Strichlung. Im Jugendkleid hat er einen dunkelbraunen, etwas heller gefleckten Oberkörper, weißen Unterrüden und Bürzel mit schwarzbraunen Quersflecken; von den schwarzbraunen, glänzenden, großen Schwingen hat die vorderste weiße Schaft, die anderen braunen, alle aber sind auf der Mittelfahne weiß. Stecher bei den Alten auf der Wurzelhälfte rot, nach der Spitze hin tiefschwarz, bei den Jungen orangefarbig. Iris braun. Der W. findet sich in fast ganz Europa von Island und dem nördlichen Skandinavien an, ferner in Sibirien und Mittelasien bis zur Mongolei. Er baut sein Nest ebenso an der See wie auf Wiesen oder anderen freien, schlammigen Örtlichkeiten. Viele überwintern in den Sümpfen Italiens oder den Wiesen Griechenlands. Zur Brutzeit macht er sich durch seine Lebhaftigkeit und sein trillerndes Flöten sehr bemerklich. Die vier Eier, den Niespfeiern sehr ähnlich, nur kleiner, von mehr gelblicher Grundfarbe und ohne Glanz, messen 44 : 31 mm, haben auf grauen Schalenflecken rotbräunliche Punkte und Flecke, auf diesen große, braunschwarze Flecke zerstreut, oder sie sind am stumpfen Ende damit gefüllt.

4) D u n k e l f a r b i g e r W. (*Totanus fuscus* Leisl., *Scelopax fusca* L., *Tringa totanus* Meyer; großer Rot-schenkel, dunkelbraune, gefleckte, große rotfüßige Schnepfe, gefleckte Strandschnepfe). Länge 28 bis 32, Stoß 7,5, Stecher 6, Lauf 5,8, Mittelzehe mit Nagel 3,9 cm. Der Stecher ist nur an der Wurzel des Unterfessers und am Rande der Oberfesserswurzel rot, annähernd ebenso lang wie der Lauf; Mittelschwingen mit schwarzbraunen und weißen Querbinden, am grellsten auf den Außenfahnen; Stoß mit mehreren breiten, dunkelbraunen Quer-

*image
not
available*

Die vier Eier, von rostgelblicher Grundfarbe mit etwas glänzender Schale, haben grauviolette Schalensiede und darauf große, rotbraune Flecke und Punkte.

Die *W.* schließen sich in ihrem Wesen den anderen Gattungen der Schnepfenvögel sehr nahe an, sind meist recht mißtrauische Vögel, denen schwer anzukommen ist, zumal sie meist in stärkeren Flügen durchziehen, nur auf freien Flächen einsinken und sich gegenseitig zur Wachsamkeit anregen. Alle laufen und streichen behend, schwimmen und tauchen im Notfalle sogar und retten sich dadurch vor den Falken, deren Verfolgungen sie vielfach ausgeübt sind.

So notwendig dem gebildeten Jäger ihre Bekanntschaft ist, so wenig hat er im allgemeinen mit ihnen zu schaffen, da sie ihm meist nur zufällig begegnen und, wenn gleich genießbar, doch vorherrschend nur wissenschaftlichen Wert haben. Die neuesten Ornithologen stellen auch den Kampfhahn oder *Kampfläufer* in die Gattung *Totanus*; wir haben diesen Vogel in einem besonderen Artikel behandelt.

Literatur: Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas; E. Schaff, Ornithologisches Taschenbuch, 2. Aufl.

Wassermilan s. *Milan* 2.

Wasserrabe s. *Scharben* 1.

Wasserralle (*Rallus* L.), eine Gattung aus der Familie der Rallen (*Rallidae*). Schnabel länger als der Kopf, mit nicht in letzteren eintretender Firkte, schwach gebogen, höher als breit; die seitlich stehenden, länglichen Nasenlöcher reichen nicht bis an die Schnabelmitte; die mäßig zugespitzten Flügel und der legelförmig abgerundete Stoß sind kurz, dieser von ersteren etwa zur Hälfte bedeckt. Lauf hinten und vorn quergeschildet, seitlich geneigt, Hinterzehe kurz. Die *W a s s e r r a l l e* (*Rallus aquaticus* L.; schwarzer Wassertreter, schwarzer Kasper, gemeine, schwarze *R.*, Samthühnchen). Länge 24 bis 27, Stoß 3,6, Schnabel 3,5 bis 4, Lauf 4,1, Mittelzehe ohne Nagel 4,2 cm. Oberseite olivenbraun mit dunklen Schaftflecken; Kinn und Kehle hellgrau; die übrige Vorderseite bis an den Bauch bläulich-grau; Seitenfedern schwarz mit schmalen, weißen Querbändern, vom Bauch ab rostgelblich; untere Stoßdecken weiß. Schnabel gelbrot, Firkte und vorderer Teil dunkler; Ständer trüb rötlich-grau; Iris rot. Das schwächere Weibchen dem Männchen gleich. Die Jungen haben gelblichen Augenstreifen und einen grau gepunkteten Streifen vom Auge nach dem Ohr; Kinn und Mitte des Vorderhalses weiß; Abspalten und Oberbrust graurötlich, schwarzbraun gefleckt; Mitte der Brust bis an den Bauch weiß; Seitenfedern graurötlich, dunkel

graubraun gebändert; Vorderseite der Schenkel weiß, Hinterseite grau, dunkel gefleckt; Steiß und untere Stoßdecken rötlich-weiß. Wie in ihrem Äußeren, so zeigt sie auch in ihrem Tun und Treiben eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Wachtelkönig, läuft ebenso schnell und streicht womöglich noch schlechter; dagegen ist sie zänkischer als diese unter sich und gegen andere Vögel und soll sich auch der Nesträuberei schuldig machen, was freilich ebenso schwer zu beobachten wie festzustellen ist. Ihr Ruf klingt wie „*Kruini-kruini, lorr-lorr*“, auf dem Zuge wie „*Krrit!*“, in der Paargezeit wie „*Wuitt-wuitt*“. Sie kommt weniger in Wiesen als in bebauten Trüchern vor, wo Schilf und Binjen, verbunden mit tiefen Stellen, den Zugang tunlich erschweren. Dort steht auch an einer versteckten Stelle das einfache, schwer zu findende Nest mit seinen 6 bis 12 Eiern, die denen des Wachtelkönigs sehr ähneln. Ihr überaus heimliches Wesen läßt sie seltener bemerkt werden, als sie vorhanden ist; man findet sie, mit Ausschluß des höchsten Nordens, fast in ganz Europa und Mittelasien an den ihr zugänglichen Uferseiten, und da, wo die Wasser in Folge warmer Quellen im Winter offen bleiben, schlägt sie auch ihr Winterquartier auf. Bezüglich der Jagd gilt das vom Wachtelkönig Gesagte.

Wassertreter (*Phalaropus* Briss.), Gattung aus der Familie der Schnepfen, Unterfamilie Wasserläufer (*Totaninae*). Vordersehen bis zum ersten Gelenke durch Schwimmhäutchen verbunden, der übrige Teil mit gezähnelten, an den Gelenken eingeschnürten Lappen besetzt, Hinterzehe mit schwachem Haufsaum. Schnabel mäßig lang, gerade, dünn, die Spitze etwas über den Untertiefer gebogen, glatt oder rundlich, an der Wurzelhälfte weich, nach vorn härter; Läufe seitlich zusammengedrückt.

1) *Sch m a l s c h n ä b e l i g e r W.* (*Phalaropus lobatus* L., *Ph. angustirostris* Naum.; kleiner, grauer, rothhäufiger *W.*, grauer Lappensfuß, schwimmender Strandläufer, *W. d. Dinschenne*). Länge 18, Stoß 4,8, Schnabel 2,1, Lauf 2, Mittelzehe ohne Nagel 1,7 cm. Der ganze Schnabel rundlich, stark zugespitzt, an der Wurzel höher als breit; Handschwinger mit weißen Endsäumen. Im Sommerkleide sind der ganze Oberkopf, Nacken, Oberflügel, Schultern, die hintere Flügelrippe, die mittleren Stoßfedern mit ihren Federn samtbraun, vom Oberflügel bis an graubraun mit einer weißen Querbinde. Die großen Flügeldecken mit weißen Spigensäumen, Schwinger braun mit weißen Schäften, Seitenfedern des Stoßes aschgrau mit weißen Säumen. Kehle reinweiß, am Unterhals ein rostrotes, hinten

offenes Band. Oberbrust bräunlich-grau, von der Unterbrust abwärts weiß, Bauchseiten wie die Oberbrust mit hellen Längsstreifen. Weibchen stärker als Männchen, lebhafter gefärbt. Im Winterkleid ist die Oberseite schmutzgrau mit dunklen Schaftflecken, Stirn, ein Streifen über dem Auge, Halsseiten und die Unterseite weiß, Brustseiten aschgrau wie die oberen Flügeldecken und mit hellen Säumen. Im Jugendkleid ist die Oberseite der Alten sehr ähnlich, auf dem Scheitel ein schwarzbrauner Fleck, ein ebensolcher kleiner vor und hinter dem Auge. Schnabel schwarz, Iris dunkelbraun, um das Auge ein heller Ring. Ständer der Alten trüb bläulich, im Frühling grünlich mit etwas dunkleren Gelenken und rötlichen Bindegelenken, die der Jungen trüb fleischfarbig mit bräunlichen Gelenken. Der f. W. ist ein hochnordischer Vogel, der aber brütend und auf dem Zuge weiter südwärts geht als der folgende und daher auch bei uns verhältnismäßig öfter angetroffen wird als dieser. Sein eigentliches Element ist die offene, brausende See. Seine Nahrung besteht aus kleinen Weichtieren der See oder stehenden Gewässer, er vermag aber nicht danach zu tauchen.

2) **Plattschnebeliger W.** (*Phalaropus fulicarius* L., *Ph. platyrhynchus* Temm.; großer, rotbäuchiger W.). Länge 19,2, Stoß 2, Schnabel 2,1, Lauf 2,1, Mittelzehe mit Nagel 2,1 cm. Schnabel platt, breiter als hoch, nach der Spitze breiter; die Handschwingen ohne weiße Endsaume. Im Sommerkleid verschmälert sich die schwarze Farbe des Oberkopfes am Nacken hinunter; Oberkörper bis auf die Stoßdecken schwarz mit breiten, rostfarbigen Säumen, die großen, braunschwarzen Flügeldecken mit weißen Spitzen; Schwingen schwarz mit weißen Schaften, die beiden mittleren Stoßfedern schwarz, die anderen graubraun mit rostfarbigen Säumen; Stirn und Kehle schwarz, Hals, Brust, Bauch und untere Stoßdecken rostrot; Auge dunkelbraun, hinter ihm ein gelblich-weißer Streifen. Schnabel schwarz, an der Wurzel fleischfarbig, Ständer grünlich-schwarz. Weibchen stärker als Männchen mit lebhafterer Färbung, sonst kaum zu unterscheiden. Im Winterkleide sind Hinterkopf und Genick mattschwarz mit einiger Fledung; Oberkörper graublau, Stirn, Kopfseiten und Unterkörper weiß, über die Flügel eine weiße Binde. Von den Schläfen nach dem Halse hinunter ein sich verbreiternder, dunkelgrauer Fleck. Im Jugendkleid ist der Oberkörper graubraun, rostgelblich gesäumt; Nacken schwarz, ebenso der Augenstreifen; die Flügeldecken mit weißem Saum, Stirn und ganze Unterseite weiß, Flügel dunkelgrau mit weißem Bande,

Schwingen mit weiß graubraun mit breiten (beden der Innenseite Strichen, Ständer graubraun, Nahrung Seine vier Eier 31 : 24

Die W. sind sehr Vögel; sie erheben sich weiteres in die Luft, unmittelbar aus der Höhe ein. Schwimmend verschäfte, nehmen von Wassers Nahrung auf, umher und begatten Elemente. Selbst auf dem Quellen Islands, in der die Hand halten kann, vergnügt umherzuwimmeln (Eisbollen des hohen ? henne läßt den Beobachter Schritte herantommen nichttauchend und vertimlichen merkt. Sie gehen langsam an.

Wasservogel nennt man Gegenstände zu Landvögeln vorherrschend auf dem feuchtem, bruchigem Land wissenschaftlich feststeht es sich hierbei aber ganz oberflächlich (Provinz Ostfriesland) vom 26. Juli 1897 die Gänse und Schwäne in jedem auch zur Jagd und gefessenen von Ostfriesland bestimmten Stellen; für Gewehres und das W sind genaue Vorschriften

Wasserwild, die das Wasser und Teich

Wasserzeichen s. F.

Wechsel. 1) Pfad, und das zur hohen Jagd gewöhnlich hin- und niederen Raubzeug und Paß. 2) Die Stelle, aneinander befestigt sind

wechselndig ist die Wechsel in seinem Revier

Wechseläufe s. Ein

wechseln, 1) wenn einem anderen Orte

2) Jagdzeug wird gel

die einzelnen Stücke v

Wechseltrute, die durch die Randmasche stoßenden Tücher fest zu verbinden.

Wechselwild, im Ge das auf einem Reviere

nicht stehende, sondern nur gelegentlich in oder durch dasselbe wechselnde Bild, wie z. B. zur Brunstzeit, oder wenn bestimmte Artung es anlodt.

Weder, 1) die Wische von Stroh usw., welche die Lerchenstreicher hinter sich herschleppen, um durch deren Geräusch die Lerchen zu weden und zum Aufstieben gegen die Netze zu veranlassen. 2) *S. Wachtelpeife*.

Wedel, der Schwanz des edlen, hohen Haarwibes mit Ausnahme der Sauen.

Wedelziemer s. *Ziemer 1*.

Wege (Flüsse, Deiche) unterbrechen nicht den Zusammenhang der Grundflächen in einem Eigenjagdbezirke, stellen ihn aber auch nicht her; es wird so angesehen, als ob sie nicht vorhanden seien. Als Wege gelten nach den meisten Jagdordnungen auch Schienenwege und Eisenbahnkörper. Nach der preussischen Jagdordnung werden die W. den angrenzenden Eigenjagdbezirken angegeschlossen, falls nicht der Inhaber den Anschluß ablehnt; liegen sie zwischen verschiedenen Jagdbezirken, so erfolgt der Anschluß bis zur Mitte. Befindet sich der Grenzweg im Eigentume des Inhabers eines angrenzenden Eigenjagdbezirkes, so steht diesem das Jagdrecht auf dem ganzen W. zu. Lehnt der Inhaber den Anschluß nicht ab, so kann der Eigentümer der Fläche eine Pachterschädigung verlangen. Ein Eigenjagdbezirk kann allein aus W., Deichen und Flüssen sowie aus Zubehörstreifen, die wegen ihrer geringen Breite eine ordnungsmäßige Ausübung der Jagd nicht gestatten, nicht gebildet werden. Die Jagdausübung an Orten, die von Menschen benutzt werden, ist ohne polizeiliche Erlaubnis strafbar.

Wehr, die bei Treibjagden tätigen Schützen und Treiber — Schützenwehrt, Treiberwehrt. Verlorene W. heißen die Treiber, die bei der Streife auf den Flügeln gehen.

Wehrgehänge, die Koppel, an welcher der Hirschfänger getragen wird. Beim Jagen. Kreuzzeug war das W. ein Wandelier, das von der rechten Schulter zur linken Hüfte hing, während die Hornfessel ungelehrt getragen wurde.

wehrtast, mit Waffen ausgerüstet und befähigt, sich ihrer zu bedienen. Ein anerkannter, freigeiprochener Jäger ist w., s. *Lehrbrief*.

wehrtast machen s. *Lehrbrief*.

weich ist ein Hund, der leicht verächtelt wird und strenge Behandlung nicht verträgt; er ist im allgemeinen schwerer zu behandeln als ein hart angelegter, weil er stets große Gebuld beansprucht und durch öfteres oder gar hartes Strafen leicht gänzlich unbrauchbar wird; ein heftiger Jäger wird einen weichen Hund stets verderben. In der Regel sind Hündinnen weicher als Rüden.

Weichschrot s. *Schrot*.

Weidbett gleichbedeutend mit *Wundbett*.

Weiddarm, Mastdarm.

Weide, die Nahrung verschiedener niederen Wildes, wie des Dachses, der Rebhühner u. a. Auch vom Firsche sagte man in früheren Zeiten hin und wieder, er zieht auf die W., und daher rührt die gebräuchliche Schreibweise von Weidwert, Weidlöffel usw., kurz aller der mit Weid zusammengefügten Bezeichnungen.

Weide annehmen (sich weiden), das Fressen des Dachses.

weidelant s. *vorlaut*.

weiden, das Aßen der Feldhühner.

Weidenarten s. *Laubhölzer*.

weidgerecht ist der Jäger, der die Jagd der Weidmannsregel entsprechend handhabt, im Gegensatz zum Schießer; s. a. *gerecht*.

Weidgesellschaft, Jagdgenosse, in früheren Zeiten *Birschjäger*.

Weidloch, Ater.

Weidlöffel s. *Graser*.

Weidmann, Jäger, vornehmlich der, welcher die hohe Jagd betreibt. — Nach altem Jägeraberglauben konnte man einen Jäger oder sein Gewehr verzaubern, so daß er mit dem Gewehr nichts mehr traf, man nannte dies, einen W. setzen.

weidmännisch, der Weidmannsart und -regel entsprechend.

Weidmanns Heil! der übliche Jägergruß; aus neuerer Zeit stammt die stellenweise übliche, aber unpassende Antwort „Weidmanns Dank!“, deren Verbreitung verhindert werden sollte. Der künftige Gruß lautete früher: „Weidmannsheil!“, die Antwort: „Auch Weidmannsheil, Herr Kamerad!“

Weidmannssprache, Kunstsprache der deutschen Weidmänner (Jäger). Infolge der mannigfaltigen Wild- und Jagdarten mit ihren vielen Unterscheidungszeichen die bei weitem reichste und ausgebehnteste; sie umfaßt noch heute über 5000 Ausdrücke. Als Einführung in sie diene dem angehenden Jäger die im Anhange gegebene tabellarische Zusammenstellung.

Literatur: E. v. Dombrowski, Deutsche Weidmannssprache, 3. Aufl.; F. und F. Kehrlein, Wörterbuch der Weidmannssprache; Th. Imme, Die deutsche Weidmannssprache.

Weidmesser (Blatt), ein breites Haummesser, das man beim Zerwirken des erlegten Wildes gebraucht und mit dem früher die Pfunde ausgeteilt wurden.



Weidmesser.

Weidpruch. Die Kenntnis gewisser Ausdrücke und Redeweisen für bestimmte Vorkommnisse und Berichtigungen war früher und zwar bis zum Ende des 17. bzw. Anfang des 18. Jahrhunderts sehr im Gebrauch und gehörte zum vollkommenen Jäger. Unter den vielen seien beispielsweise folgende erwähnt. Am Morgen soll der Jäger die Genossen wie folgt weden: „Wohlauf! Wohlauf! frisch und wohlgenut, als der edle Hirsch tut! Wohlauf! Wohlauf! ihr Weibleut, was guter Tag ist heut! Wohlauf! Wohlauf! jung und alt, daß sein heut Gott walt!“ Den Leithund soll er so anreden: „Gesell, Gesell, was heut Gott well! hin, traunt guter Gesellmann, hin! hin! Wohlan! Wohlan! hin gen Holz, da schleicht manch edel Hirsch heut stolz!“ Kommt ein Jäger von der Vorjagd zurück, so soll ihn der Jägerknecht also fragen: „Sag mir, Weidmann, sag mir an, wieviel hat der Hirsch heut Widergänger getan?“ — „Sechs oder sieben, sechs oder sieben hat der edle Hirsch heut Widergänger getrieben!“ Um sich gegenseitig in der zunftmäßigen Ausbildung zu erforschen, stellte der eine dem anderen gewisse Fragen, die dieser nach Weidgebrauch beantworten mußte, z. B.: „Weidemann, lieber Weidemann, hübsch und fein, was gehet hochwacht vor dem edlen Hirsch zu Holze ein?“ — „Weidemann, lieber Weidemann, das kann ich dir wohl sagen an: der helle Morgenstern, der Schatten und der Atem sein gehet vor dem edlen Hirsch zu Holze ein!“ oder: „Weidemann, lieber Weidemann, sag mir an, wofür muß sich hüten der gute Weidemann?“ — „Weidemann, lieber Weidemann, das kann ich dir wohl sagen an: viel Worte und Schwätzen tut den Weidemann sehr verletzen!“ oder: „Weidemann, lieber Weidemann, sag mir fein, wenn mag der edle Hirsch am besten gesund sein?“ — „Wenn die Jäger sitzen und trinken Bier und Wein, pflegt der edle Hirsch am allerbesten zu sein.“

Literatur: Ros Reuter, Jagd- und Forstrecht, Pforzheim 1560; G. B. Döbel, Jäger-Practica, 1912; R. Frhr. Knigge-Lexikon, Deutsche Wald- und Weidmannsprüche in Reimen.

Weidtasche s. Jagdtasche.

Weidwert, das Tun und Treiben des Jägers, wie auch das gesamte Jagdwesen. In letzterem Sinne erst Mitte des 15. Jahrhunderts aufgefunden. Großes bzw. kleines W., hohe und niedere Jagd (s. Jagdeinteilung). **weidwerten** gleichbedeutend mit jürchen, s. Birsach.

weidwund ist ein durch das Gescheide geschossenes Stüd Wild.

Weihe (Circus), Gattung der Habichte (Accipitrinae); Familie der Falken (Lag-

raubvögel). Die W. ist schlankem Bau und nächst sowohl in ihrer Leber- als auch in ihrer Tätigkeit noch in der Gestalt durch die umrahmenden Schleier, d. h. weniger feillich stehenden, losen Befiederung, beson- ders scheinen sie stärker, als sie haben lange, dünne und spitze Flügel, an denen die Länge und etwa so lang die größte ist, schwachen Schwänze und sehr spitze Krallen ein anderer Raub-



1. Weihen

sanftem, schaukelndem, v. nicht hoch über dem Boden ihn durchdringend nach schnell stoßen. Obgleich sie Mäuse kröpfen, sind sie die gefährlichsten Nesträuber sehr schädlich. Sie haben Geschlecht sehr verschied in ein und derselben Art am Boden und meiden auch fast ausschließlich auf Pfählen, nicht auf Bäumen größten Teil unseres 1) Kornweihen (e) C. pygargus Cuv.).

Bestreife
Länge (M.) 46
Stoß 21, Schnabel 2,3,
Zehe 3, ihre Krallen 1,4 cm
ist etwa 6 cm länger
stärker. Der stark hervorgeht unter dem Kinn
gen am Außenrande bis
verengt, auf dem Innen-
stumpfwinkelig eingeschnitten
ersten Schwinge liegt
bede. Obere Stoßbede

Flügel erreichen das Stoßende nicht. Iris des jungen Vogels braun, des alten hochgelb; Fänge gelb wie die Wachshaut. Nasenlöcher durch die Bartborsten verdeckt. Läufe lang und stark, vorn mit 17 bis 18, hinten mit 11 bis 12 Schildern bedeckt. Zehen geschilbert. Kopf- und Halsfedern stumpf zugespitzt, Flügel lang und spitz, breite und besonders vierte Schwinge die längsten. Auch an dieser Art sind, wie bei allen Weißer, vier Kleider zu unterscheiden. Der junge Vogel hat auf Kopf, Nacken, Oberrüden und oberen Flügeldecken hell rostliche Federn mit breiten schwarzbraunen Schaftstreifen, Rücken dunkelbraun, einige Federn heller. Obere Stoßbedfedern rötlich-weiß, die untere Hälfte mit lanzettförmigen, hellbraunen Schaftstreifen; Stößwurzel weiß, mittlere Stoßfeder graubraun mit sechs dunklen, nach dem Rande hin helleren Binden. Schwingen



2. Schwinge
der Kornweibe.

auch gefleckt, mittlere Stoßfeder graubraun mit 5 bis 6 dunklen, nach dem Rande des Stoßes zu helleren Binden, Unterseite grauweiß. Steißfedern gelblich-weiß mit zugespitztem Schaftfleck. Aber den Augen ein graugelblich-weißer Streifen, Augentreis grauweiß. Schleierfedern rötlich-gelb mit scharfen, braunen Schaftflecken. Brustfedern gelblich mit gespitzten dunklen Schaftflecken, Hinterleib und Hofen heller. Obere Flügelbedfedern rötlich und weiß gefleckt, die großen Schwingen graubraun mit dunklen Binden, unterseits wie beim jungen Vogel. Übergangskleid des Männchens: Statt des braunen Gefieders blaugrau und weiß geschichtetes Kleid, nach unten bräunlich wie die Stoßbedfedern, Büzel weiß, mittlere Stoßfeder braungrau, nach dem Rande zu die Innenfahnen gelbweiß mit 6 bis 7 Bändern, die letzten fast weiß, ebenso die untere Stoßseite mit matter Färbung. Vorderkopf, Schleier, Brust aschgraublau, Bauch weiß mit branner

Änderung. Große Schwingen matt schwarzbraun, Innenfahne über dem Einschnitt weiß mit dunklen Quersleden, die andern Schwingen grau mit dunkler Spitze. Unterseite der Flügel fast reinweiß. Das alte Männchen hat durchweg reinere Farben ohne braunen Anflug und graue Flecke. Kopf, Brust, Nacken, Rücken und Flügelbedfedern aschblau mit dunklen Federhäften, Schleier heller, Bartborsten schwarz auf hellen Unterfedern, Stoßbeden und Büzel ganz weiß, die äußersten Stoßfedern hellgrau mit schwacher Färbung auf der Oberseite, unten weiß, nach der Mitte hin werden sie dunkler, die Mittelfeder aschgrau, Unterseite heller, Kropf, Bauch, Hinterleib und Hofen weiß. Die großen Schwingen schwarz, oberster Teil hier und da weiß gefleckt, sonst grau, die hinteren mit weißgefleckter Innenfahne haben geringen, braunen Schimmer. Unterflügel reinweiß, Iris hochgelb mit orangefarbenem Außenrand; Wachshaut und Fänge sind gelb.

Verbreitung, Aufenthalt, Lebensweise.

Europa etwa vom 68.° nördl. Br. nach Süden, Nord- und Mittel-Asien bis Japan; auf dem Zuge bis ins Innere Afrikas. Die A. zieht ebene Gegenden mit etwas Gewässer den völlig trockenen vor, horstet indessen nie in Gebirgen und meidet Wälder, halt auch selten auf Bäumen auf, bleibt vielmehr auf dem Boden, wo sie von einer kleinen Erhöhung aus Umschau hält. Der kunstlose Horst steht in Getreidefeldern oder trockenen Bruchern und enthält im April oder Mai, je nach der Bitterung, 2 bis 3, bzw. 5 bis 6 Eier, die feinförmig, ohne Glanz, auf weißgrünlichem Grunde nicht selten rötliche Flecken haben; sie sind öfter gefleckt als die der Wiesen-W., zwischen 49 : 37 und 42 : 33 mm groß und schwer von den Eiern der Wiesen-W. zu unterscheiden. Die Kornweibe soll mehrere Horste bauen, bis sie sich für einen entscheidet. Die Jungen fallen im Juni aus und werden mit Insekten, Amphibien, Mäusen, vor allem mit Vögeln aufgezogen. Lerchen, junge Feldhühner, selbst junge Hasen verfallen dem scharfen Auge der A., und die Verteidigung der Alten nützt meist wenig gegen diesen dreisten, kräftigen Räuber. Wie die Rohr-W. für die Sumpfvögel, ist die A. für die auf trockenem Lande lebenden Vögel ungemein gefährlich. Gewiß nimmt sie auch Mäuse und Insekten, vor allem aber Vogelbruten; sie kann eine ganze Gegend austraben. Schon flugbare Feldhühnervölker jagt sie hin und her, bis diese sich brüten; dann streicht sie in kurzem Bogen oder rüttelt über der Stelle, bis sich ein Huhn durch irgend welche Bewegung verraten hat. Die A. ist ganz besonders in der frühen

Morgen- und späten Abenddämmerung tätig und daher den noch oder schon ruhenden Vögeln um so verderblicher.

Jagd.

Die Jagd auf die schädliche R. ist ziemlich schwer. Sie ist sehr scheu; es ist daher schwierig, schußmäßig heranzukommen. Am besten tut man, den Hork mit einem Eisen zu belegen. Die Jungen kommen nicht selten an den Uhu heran, umschwärmen ihn, ohne aufzuhalten, eine kurze Zeit, streichen aber bald ab. Es ist daher mit dem Schusse nicht zu zögern. Die R. bleibt bis in den späten Herbst bei uns, in milderen Gegenden auch wohl im Winter, und fängt sich dann gelegentlich im Teller-eisen, das aber mit frischem Köder versehen sein muß, da sie, bei uns wenigstens, Aas verschmäht.

2) **Wiesenweihe** (*Circus pygargus* L., *C. cineraceus* Naum.; der Wiesenweih).

Beschreibung.

Länge (M.) 43, Fittich unter 40, Stoß 22, Schnabel 2,2, Lauf 6,1, Mittelzehe 2,6, ihre Krallen 1,3 cm. Weibchen um 3 bis 4 cm stärker.

Schleier wenig hervortretend, setzt unter dem Kinn ab; Schnabel schwach, von der Wurzel ab gebogen. Flügel so lang oder länger als der Stoß. Der innere Einschnitt der ersten Schwinge ragt bis 3 cm über die Flügeldeckfedern hinaus. Iris der jungen Vögel braun, der alten gelb. Schnabel blauschwarz; Lauf vorn mit meist 15, hinten mit 10 Schildern besetzt; Zehen verhältnismäßig schwach, geschildet; Kopf-



3. Schwinge der Wiesenweihe.

und Halsfedern lanzettförmig zugespitzt. Im Jugendkleide sind Männchen und Weibchen nicht zu unterscheiden. Scheitel rostbraun mit schwarzen Schaftstrichen und Fleckchen, Hinterkopf etwas heller, Schleier über Ohrmuschel und Flügel schwarzbraun. Über den Augen ein heller Längsstreifen, unter ihnen ein solcher Fleck; Bartborsten schwarz. Auf dem Unterschnabel, wo die Befiederung aufhört, ein umfassender, weißgelber Flecken. Die gesamten Genid- und Rückenfedern glänzend dunkelbraun mit rostbraunen Spitzensäumen, ebenso die Flügeldeckfedern, von denen die auf der Flügelmitte auch seitlich rostbraun eingefast sind. Die Schwingen schwarzbraun. Die oberen Stoßdeckfedern weiß, an der Spitze rötlich-grau mit schwarzem Schaftstrich; die äußeren Stoßfedern hell rostbraun mit drei breiten

Binden, nach der Mitte allmählich alle Stoßfedern an den Spitz braun. Unterseite matter und oberen Reihen der inneren Flügel rostbraun, die folgenden grau die Schwingen auf der Innenseite Einschnitte grauweiß, von da nach sahl graubraun. Die ganze Woge vom Kinn bis an die Federn, einschl. Hosen, gleichfarbig einzelne Federn mit feinen, dünnen Strichen. Übergangskleid: Rücken braun mit ganz hellen Feder Spitzen zweiten Raufes zeigen die Rücken die schieferblaue Färbung, vorherrschend braun. Unterseite bei hell rostgelblich, nach unten hin rotbraunen Schaftstrichen. Schenkel grau, heller an den Seiten, dunkel Schwingen grau, dunkel geb Stoß granrötlich, in der Mitte an den Rändern heller mit dunklen Außenfedern beinahe rostrot ohne Altes Weibchen: Kopf sahlbraun roten Kanten, die an Stirn und in einen weißlichen Streifen Schleier rostrot mit dunklen Kinn weißlich. Die Federn der Hosen und Steiß haben rostbraun Schaftstreifen. Raden sahlbraun rostroter, im Genid weißer Rücken und Flügeldeckfedern bis Schultern und längs der oberen Federn ein rostgelber Streifen. Genen dunkel graubraun mit 5 bis braunen Bändern oberhalb Winkel-einschnittes. Die letzten hell, schmal gesäumt. Wurzel mit kleinen, schmalen, dunklen Mittleren Stoßfedern graubraun Bändern, nach dem Rande hin 1 Männchen: Kopf, Raden, Rücken brust bläulich-ashgrau, Raden mit dunklen Feder säumen; Unter Hosen und Steiß mit lanzettförmigen Schaftstreifen; die ersten vier schwarz, die nächsten matter Federn grau, ihr bedeckter Teil Mittelfeder des Stoßes aschgrau, heller, schwarz gebändert, Rand braun mit durchgehenden Bänder seit des Stoßes weißlich, in dunkel gebändert. Die unter bedeckten weiß, z. T. mit roststrichen und Bändern. Iris hochgelb; Lauf hoch und dünn, spizen Krallen schwarz.

Verbreitung, Lebensweise.

Die W. kommt in Deutschland über Osteuropa bis nach Asien und verbreitet. Sie verlangt ebene,

wiesenreiche Gegenden, ist deshalb in Holland, auf der Kurischen Nehrung und ähnlichen Orten häufig, seltener in England und Schweden. Flußgebiete, Buschwerk, einsame, menschenleere Gegenden zieht sie Getreide- oder Kapsfeldern vor, in denen sie jedoch bisweilen brütend gefunden wurde. Der Horst wird auf ebener Erde, unter Bülden, Strauchwerk oder in Getreidefeldern, aus Wurzeln der Sumpfgewächse, Grasbüscheln und anderem Material zu einem großen Umfang, etwa 30 bis 35 cm hoch, aufgebaut, doch legt die W. im Kaps oder hohen Gras mitunter die Eier auch nur in eine Mulde, die notdürftig mit Grasshalmen belegt ist. Im Anfang Juni, oft schon im Mai, findet man 4 bis 6 grünlichweiße, selten braunrot gefleckte Eier mit feinsörniger Schale ohne Glanz, etwa 41 : 32 mm groß. Die Eier sind von denen der Rohrweihe gar nicht zu unterscheiden und nur bei sicherem Ansprechen des Vogels genau zu bestimmen. Dazu kommt, daß man dem Horste der Wiesenweihe schwer nahen kann, da er meist gut versteckt und nie an den Rändern der Wiesen, Brücher oder Felder angelegt, sondern stets in die Mitte gebracht ist. Der Fratz besteht aus Insekten, Amphibien und Vögeln, selbst junge Häschen verschmäht die W. nicht. Wenn sie durch die Vertilgung der schädlichen Heuschrecken und Mäuse einigen Nutzen bringt, so ist sie doch durch ihre Nestplünderereien als ein nicht ungefährlicher Räuber anzusehen, und selbst die Frösche und Eidechsen, die ihr zum Fratz dienen, dürfen nicht zu dem vertilgbaren Ungeziefer zu rechnen sein. Mit der Jagd steht es wie bei der Rohrweihe; nur am Horst ist der W. beizukommen, aber auch dieser ist nicht leicht zu finden. Auf den Uhu stößt die W. nur selten. Man fängt die W. in Tellereisen, die auf niedrigen Erdhügeln gelegt werden; auch mit einigen kleinen Eiern beföberte Reppfallen haben sich bewährt.

3) *St e p p e n w e i ß e* (*Circus macrurus* Gm., *C. pallidus* Sykes; der Steppenweiß, die Blauweihe).

Beschreibung.

Länge (W.) 45 bis 50, Fittich unter 40, Stoß 24 bis 25, Schnabel 24, Lauf 7, Mittelzehe 3, ihre Krallen 1,4, Hinterzehe mit Krallen 3 cm. Männchen etwa 4 cm geringer. Schleier sehr stark hervortretend, geht unter dem Kinn durch; die Schwingen am Außenrande bis zur vierten verengt, am Innenrande bis zur dritten eingeschnitten; der innere Einschnitt der ersten Schwinge liegt an der Spitze der oberen Flügeldecken oder höchstens 1 cm davor. Die Flügel um etwa 3 cm kürzer als der Stoß. Läufe nur mäßig lang und stark, vorn mit 17 bis 18, hinten mit 12 bis 14 sehr feinen Schildern versehen; Zehen an dem Rücken geschildert, sonst geneigt;

Wachshaut und Fänge in der Jugend mattgelb, im Alter hochgelb. Iris braun, im Alter hochgelb. Die S. ist im allgemeinen wenig bekannt, obgleich sie sicher ziemlich häufig bei uns vorkommt. Sie ähnelt im Jugendkleide sehr der Korn-W., im Alterskleide der Wiesen-W., doch ist sie, besonders das alte Männchen, in den Farben blasser. Auch sie hat vier sehr voneinander abweichende Kleider. Jugendkleid: Oberkopf dunkelbraun mit rostroten Ranten, der rötlich-weiße Nacken mit rostroten Schaftstrichen, ein sich über das Auge hinziehender, weißer Fleck an der Schnabelwurzel, die grauen Vortborsten mit schwarzen Spitzen, von dem Ende der



4. Schwinge der Steppenweihe.

Mundspalte bis hinter das Auge weiß, hinter diesem ein brauner Streifen, der sich an einen eben solchen großen anschließt, der die Ohrmuschel bis an den Unterschnabel bedeckt. Schleier hell rostgelb, ebenso die Unterseite, Hofen und untere Stoßdecken, nur ohne Schaftstriche, wodurch sich dieses Kleid von dem der Wiesen-W. unterscheidet. Die Seiten und der Hals nebst Rücken braun, von letzterem einige Federn mit hell rostgelben Ranten; Schulterfedern mit breiten, hell rostgelben Säumen; Schwingen schwach gebändert, deren Spitzen hell, schmal abgekantet; die kleinen Deckfedern der unteren Flügelseite rostrotlich, die großen grauweiß mit breiter, grauer Bänderung, ebenso die Schwingen der Unterseite. Die Stoßdeckfedern der Oberseite reinweiß, die darüber liegenden braun rostgelb gefärbt, die mittleren Stoßfedern graubraun mit fünf breiten, dunkelbraunen Binden, nach dem Rande hin mehr rostgrau und hell rostgelb mit voriger Bänderung, sämtliche Stoßfedern, außer den rötlichweißen Randfedern, gelbweiß mit dunklen Binden. Die Stärke allein kennzeichnet das Geschlecht. Im Übergangskleide sind die Männchen auf der Oberseite hellbraun, die Federsäume breiter und zahlreicher, Scheitel rostbraun, Unterseite graurotlich-weiß, Kropf dunkler grau, nach der Brust mit matten, rötlichen Flecken, die Bänderung der Schwingen ober- und unterseits matter als im Jugendkleide. Das Weibchen färbt sich nicht so weiß aus, die Schaftstriche der Federn geben hingegen ein bunteres Aussehen. Oberkopf dunkelbraun, breit rostrot abgekantet, über den Augen rostrot mit schwarzen Schäften; die weißen Flecke an

der Schnabelwurzel und unter dem Auge wie beim jungen Vogel; Schleier mit hell rostgelben Kanten und dunkelbraunen Schäften, unter dem Rinne gelblich-weiß, Nackensehern mit breiten, rostgelben Kanten. Rücken und Schwingen braun; letztere jedoch auf der Innenfahne oberhalb des Einschnittes grauweiß mit unregelmäßiger Bänderung, auf der Außenfahne braungrau, die Spitzen schmal, hell abgefärbt. Die Flügelbedfedern der Unterseite gelblich-weiß mit grauroten und rötlich-braunen Quersleden, Schwingen grauweiß, dunkel gebändert, nach den Hinterschwingen matter. Obere Stoßbedfedern weiß, braun quer gefleckt, mittlere Stoßbedfedern graubraun mit fünf breiten, dunklen Binden, die übrigen graurötlich bis rötlich-weiß; die Federn der Unterseite grauweiß, grau gebändert. Brust rötlich-weiß mit breiten, mattbraunen Schafstreifen; auf den Hosen und unteren Stoßbedfedern wieder eine Bänderung. Altes Männchen: Kopf, Rücken und Oberflügel alchgrau, stellenweise mit bräunlichem Schimmer, Kinn und Brust grauweiß, Unterkörper, Hosen und untere Stoßbedfedern weiß. Schwingen erster Ordnung sahlschwarz, Innenfahne oberhalb des Einschnittes weißlich, grau gemäißert, der Außenrand der ersten und zweiten Schwinge grau, der der anderen nur oberhalb der bogigen Verengung, die übrigen Schwingen grau, an den Spitzen weiß gesäumt, die hintersten mit braunem Schimmer. Die Deckfedern des Untersägels weiß, Unterseite der ersten Schwinge grau, die der anderen weiß bis vor den Einschnitt, der übrige Teil mattschwarz. Obere Stoßbedfedern weiß mit grauer Bänderung, die mittleren Stoßbedfedern grau, die folgenden mit matter Bänderung, heller werdend. Unterseite des Stoßes hellgrau.

Verbreitung. Lebensweise.

Die Heimat der S. ist das russische und mittlere Osteuropa und Asien (Volga-Mündung, Gegend bei Sarepta, Kaulafus). Die S. begleiten häufig die großen Wachtelschwärme, auf die sie eifrig Jagd machen; auch unter den Frankolinshühnern Kleinaliens räumen sie gehörig auf. In Deutschland brütet die S. ab und zu und ist wiederholt mitten im Sommer erlegt worden (z. B. am Harz, bei Braunschweig, in Hannover, Sachsen und Thüringen, ferner am Niederrhein, in Westfalen und Westenburg). In Afrika kommt sie viel häufiger vor als die Wiesen- und Kornweihe und geht dort bis Abyssinien hinunter. Sie scheint wasserreiche Gegenden anderen vorzuziehen. Bemerkenswert ist, daß die S. von Zeit zu Zeit ausgedehnte Wanderungen nach dem Westen unternimmt und ganz Deutschland dann förmlich überschwemmt (1897, 1901).

Hierbei trifft man fast nur Junge im braunen Kleide an, sehr selten einen alten Vogel darunter. Sie streichen niedrig über den Feldern, nach Mäusen jagend, und geben mit ihren etwas nach oben gerichteten Flügeln ein sehr charakteristisches Flugbild. Namentlich das Männchen unterscheidet sich im Fluge an seinem fast ganz weißen Unterflügel von den anderen Verwandten. Die Eier messen 46 : 35 mm und 41 : 34 mm und sind von allen Gattungsverwandten die am häufigsten und lebhaftesten gefleckten. Der Fraß besteht aus Insekten, Heuschrecken, Mäusen u. dgl., doch geht sie leider auch, wie die anderen W., sehr auf Vogeltraub aus.

Jagd.

Die S. ist beim Vorste leichter als die anderen Weihen zu schießen, da sie am Brutplatz länger aushält. Das Legen von Eisen auf dem Vorste ist auch bei dieser Weihe zu empfehlen. Aus der Krähenhütte ist sie zwar erlegt worden, doch hält sie sich nicht lange auf und halt auch selten an. Zuweilen bleibt sie bei langsamem Flügelschlag über dem Uhu stehen und läßt ein sicheres Geschrei hören. Der Uhu markiert die Weihen fast gar nicht.

4) R o h r w e i ß e (Circus aeruginosus L.).

Erdröbung.

Länge (W.) 52 — 56, Fittich über 40, Stoß 24, Schnabel 3,5, Lauf 9, Mittelzehe 4,4, ihre Krallen 2,25 cm. Der Schnabel verhältnismäßig stärker als bei den anderen Weihen und abschüssig; Schleier setzt unter dem Kinn ab, der innere Einschnitt der ersten Schwinge ragt kaum 1 cm über die oberen Flügelbedfedern hinaus; Bürgel niemals weiß; Fänge kurz und stark; der Lauf ist vorderseits mit 14 bis 16, hinterseits mit 18 Schildern versehen; die Mittelzehe hat 14 bis 16, die Innenzehe 5 bis 6 umfassende Schilder. Bei der R. wechselt das Gefieder nach Alter, Geschlecht, Jahreszeit, d. h. ob vor oder nach der Mauser, so auffällig, daß kaum ein Stüd dem anderen völlig gleicht, daher man durchaus auf die angegebenen Gattungs- und Artkennzeichen zu achten hat.

Man unterscheidet drei verschiedene Kleider.

Im Jugendkleid erscheint der junge Vogel im September seines ersten Lebensjahres einfarbig dunkelbraun mit rötlichem Schimmer, fast schwarzbraun, einzelne Rückenfedern nebst Schwingen rötlich-gelb eingefärbt, Oberkopf und Genid gelblich-weiß, öfter rötlich-braun angefliegen mit einzelnen, dunkelbraunen Flecken und Schafstücken, ebenso das Kinn, von dem zwei helle Streifen abwärts gehen, nicht selten aber auch einen einzigen Fleck bilden und den unbedeutlichen Schleier abgrenzen. Oberseite des gut abgerundeten Stoßes von der Farbe des Rückens mit etwas grauem Glanz, Unterseite rötlich-

grauweiß, Spitzen mit gelblicher Einfassung, Schwingen fast schwarz, unterseits schwarzgrau. Das schwarzbraune Gefieder geht im nächsten Sommer mit der Mauser in Rotbraun über, der Kopf wird weißlicher, der Stoß heller als der Rücken, Unterseite bräunlichweiß, auf dem Außenrande der Flügelbedfedern ein grauer Anflug. Auf den Schultern entstehen helle Flecke, auch der Schleier grenzt sich durch solche deutlicher ab. Im dritten Sommer treten alle diese Veränderungen noch deutlicher hervor, Unterleib und namentlich Hofen sind rostrot geworden; oft aber ist schon in diesem Jahre, jedenfalls aber im nächsten, das Kleid des alten Vogels ausgefärbt. Das alte Männchen ist nunmehr auf dem Kopfe weiß mit dunkelbraunen Federstäben und Strichen; der Schleier über der Ohrmuschel ist dunkler, wird unter dem Kinn fast ganz weiß, und sämtliche Spitzen seiner Federn reinweiß mit schwarzbraunen Schäften. Auf den Schultern und vom Nacken nach dem Rücken hin weiße Flecke, letzterer rotbraun, nach unten hin dunkler; Stoß oberhalb hellgrau mit etwas rötlichem Anflug, unterhalb weißlich mit gleichfarbigen Schäften. Die großen Schwingen schwarzbraun, Deckfedern am Außenrande des Flügels schön bläulich-ashgrau, Brustfedern inmitten braun, am Rande rostrot, nach dem Banne zu weiß, dieser sowie Stoß und Hofen lebhaft rotbraun, Schnabel schwarz, Wachshaut, Iris und Fänge hochgelb, Krallen glänzend schwarz. Das alte Weibchen ist einfarbig schokoladenbraun, die Flügelbedfedern sind weniger auffallend aschgrau, oder diese Färbung fehlt ganz; Kopf reinweiß mit einzelnen dunklen Schaffstrichen, Schultern, Nackenflecke, Schleier und Brust ebenso, Stoß oberhalb grau Braun mit schwarzbraunen, unterhalb grauweiß mit weißen Federstäben. Während der Mauser, die bei der R. schnell verläuft, sieht sie ganz scheidig aus.

Die Rohrweiße hat, wie alle ihre Gattungsarten, lange Flügel und langen Stoß, unterscheidet sich vor allem dadurch, daß sie niemals einen weißen Fleck auf der Oberseite der Stoßwurzel hat, sonst aber besonders im Fluge sehr bunt aussieht. Nur in der Ruhe steht die R. aufrecht, gewöhnlich aber mit vorgestrecktem Körper, gekrümmtem Rücken und aufrechtem Kopfe.

Verbreitung. Lebensweise.

Die Rohrweiße bewohnt Mitteleuropa (bis 57. Breitengrad), wo sie ebene, wasserreiche Gegenden aufsucht, die viel Wassergefäß bergen; in Ostpreußen vielfach an den Masurischen Seen, am Frischen und Kurischen Haff; in Südrussland, Ostsibirien, Japan, in allen Mittelmeerländern und auf den Balearen. Man findet die R. in Ägypten bis gegen den

Äquator, in Abeissinien und Kordofan, in Algerien und auf den Kanarischen Inseln auf sumpfigem Gelände, Kanälen und Lagunen. Sie halt niemals auf höheren Bäumen auf, sondern blockt stets auf dem Boden oder geringen Erhöhungen, wie Steinen, Pfählen oder Bütteln im Sumpfe, wo sie auch übernachtet und still verborgen die Mauserzeit übersteht. Nachdem die R. im April bei uns eingelehrt ist, trägt sie große Feten von allerlei Grasfilzen zu einem großen, kunstlosen Horste zusammen, den sie auf den alten Rohrstopplern oder auch im Binsen- und Schilfgebüsch aufstiftet. Im Mai legt das Weibchen 4 bis 5, seltener 6 Eier, 53 : 41 mm bis 51 : 39 mm groß, von grünlich-weißer, matter Schale, etwas zugespitzt und innenbig schön grün; gefleckt sind sie wohl niemals. Während das Weibchen brütet, wird es vom Männchen mit allerlei Flugkünsten unterhalten, indem dieses hoch aufsteigt und sich schnell wieder herabfallen läßt. Die Jungen haben weiche, weiße Dunen und sind an der Beschuldung der Läufe kenntlich. Die R. raubt allerdings zwar Mäuse, Insekten usw., zur Brutzeit aber fast ausschließlich Eier und junge Vögel, denen sie vom Morgen bis in die Dämmerung nachstellt, wobei sie ungeheure Verheerungen unter dem Sumpf- und Wasser- geflügel anrichtet. Wie ein Hund sucht sie die Brucher und Röhrichte ab, schwenkt ab und beginnt die Suche nochmals; kann sie die Brutvögel dabei greifen und schlagen, so sind auch sie sicher verloren. Wie alle B. frößt sie nicht auf ihren Raub, sondern läßt sich schnell und still auf ihn nieder, bleibt auch wohl auf der Laner stehen, wenn sie ihn verfehlt hat. Natürlich ist ihr Erscheinen das Signal zum Angriffe für alle wehrhaften Brutvögel, und besonders die Kiebitze und am Strande die Kusternfischer stürmen mit großer Erbitterung auf sie ein und stäupen sie bald außer Reich.

Jagd. Fang.

Die R. gehört neben dem Hühnerhabicht zu unsern schädlichsten Raubvögeln und muß unablässig verfolgt werden. Bei ihrer großen Scheu ist ihr im Freien gar nicht anzukommen, und menschliche Ansiedlungen meidet sie geflissentlich; doch kann und muß man ihr am Horste das Handwerk legen. Aus der Eigentümlichkeit des Männchens, am Horste seine Flugkünste zu zeigen, kann man die Lage des Horstes ungefähr kennen lernen, worauf er, im Notfall mit einem Kahn, aufgesucht werden muß. Die Alten verlassen den Horst nur widerwillig und mit ängstlichem, wie „Pähz pähz“ klingendem Geschrei, wobei sie nicht schwer zu schießen sind. Findet man den Horst etwa unbefestigt, so belegt man ihn mit einem Tellereisen und wird dann bald beide Alten fangen. Ist er auf diese Weise

nicht zu finden, so müssen Hunde zu Hilfe genommen und die betreffenden Gegenden umstellt werden, kurz, es muß eben alles versucht werden, um diesem Räuber bezukommen. Die R. ist ein sehr unruhiger Vogel, daher nicht schwer zu bemerken; sieht man sie bei ihrem Umherstreichen sich schnell niederlassen und nicht bald weiterstreichen, so darf man annehmen, daß sie eine Beute geschlagen hat, die sie dann auf derselben Stelle kröpft, wobei sie den Jäger Zeit gewinnen läßt, heranzukommen und sie beim Abstreichen zu schießen, was ihres nicht schnellen Fluges wegen kaum schwierig ist. Die ultima ratio gegen die meisten Raubvögel, die Krähenhütte mit dem Uhu, bleibt gegen sie wirkungslos, zumal sie alles scheut, was einem menschlichen Bauwerk auch nur ähnlich sieht. Die stärkeren Enten schlagen sie von ihren Jungen, die sich dabei unter einer Wülte drücken, ab, indem sie ihr süßhoch entgegen springen. Ihren Nachtstand hat die R. stets am Boden auf einer Wülte, einem Stein oder anderen kleinen Erhöhungen, wobei ihr nicht anzukommen ist, da sie noch in der Dämmerung umherstreicht. Sie kröpft auch Frische, die sie zur Laichzeit im seichten Wasser schlagen kann. Da sie sehr gefräßig ist, wirft sie viel Gewölle aus.

Da die sehr scheue R. am liebsten auf weit vom Ufer schwimmenden Holzstüden aufblodt, so schlägt man dicke, mit dem Wasserspiegel abschneidende Pfähle in von Rohr umgebene Gewässer und belegt sie mit angebundenen Pflauren. Auch durch Korkunterlage gehaltene und mit Eiern beladene Schwimmfallen sind empfehlenswert, müssen aber durch Moos verblendet und mit umhergestreuten Federn auffällig gemacht werden.

Literatur: Raumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas; Riesenthal, Die Raubvögel Deutschlands; E. Schäff, Ornithologisches Taschenbuch, 2. Aufl.

Weißen (Milvinae), Unterfamilie der Falken. Mit Ausnahme des kleinen Gleitaars große bis mittelgroße Raubvögel, deren Vorderbein nicht mit Vindehaut versehen sind. 5 Gattungen: *Milan*, *Gleitaar*, *Wespenweihe*, *Fischadler*, *Seeadler*, die unter diesen Stichworten beschrieben sind.

Weimaraner Vorkelhund s. *Vorstehhund*.

Weinberge sind gegen die Beschädigung durch Vögel insofern geschützt, als nach § 5 des Vogelschutzgesetzes vom 30. Mai 1908 die Behörde den Eigentümern und Nutzungsberechtigten der Grundstücke und deren Beauftragten oder öffentlichen Schutzbeamten das Töten der den B. schädlichen Vögel auch während der Schonzeit vom 1. März bis zum 1. Oktober gestatten kann.

Weindrossel s. *Drosseln* 3.

Weiße (Weißes), das befindliche Teil des Sch auch für das des hohe (Zeit) gebraucht.

Weißebe s. *Laub*.

Weißeorn (Crataeg monogyna), ein Strauslangsamem Wuchs und Er bildet dicke Heden gute Remisen für das Früchte werden von al Er hat den Nachteil, d Ungeziefel beherbergt.

weißer Leithund, l das Bestätigen ohne S **Weißeide** s. *Karp*, **Weißeigelschw** II, 2.

Weißeopfeier s. *G*

Weißeorn s. *Ent*

Weißeanne s. *Nade*

weit. Das Jagen f wenn das Zeug noch einschließt.

Weißen s. *Getreide*.

Weiße, jagdtnolog junge Hunde, solange liegen oder wenigstens n der Entwicklung sich be zum Alter von 10 Woch Mutter, je nach Bedür Kraft und der Milcherg bis 7 Welpen. Ohne Hundeamme oder Lüst soll man aber selbst e nicht mehr als 5 bis 6 überzähligen W. werbei sie am Hinterteile erlaßt gegen einen harten Geg auf werden die mon alsbald verendeten Tier eine Zeitlang unbewuß führen, an einem ents tief vergraben. Am r ersten Tage so viel Wel der Hündin noch etwa bleiben. Nötigenfalls Tage ein weiterer W. der vierten Lebenswoch B. täglich einmal ete einer zuverläßigen Hun auch etwas geschabtes A Allmählich gewöhnt anderes Futter, wie 9 Hundeluchen, Haserme gebrühten Dschenmagen zum Alter von drei Wei Hund täglich eine reid haben.

Die B. kommen b Blindheit dauert gewöh

Das erste Haar, das weiche, sogenannte Milchhaar, besitzen die jungen Hunde, solange sie saugen. Nach 5 bis 6 Wochen verlieren sie allmählich das Milchhaar und erhalten das zweite Haarleid. Das Haar kurzhaariger Welpen ist sehr kurz, meist auch das später drahtig werdende Haar. Letzteres unterscheidet sich jedoch von dem kurzhaarigen Rassen in der Regel dadurch, daß bei ersteren, vorzüglich an Brust und Hals, einzelne etwas längere Haare zwischen dem Kurzhaar stehen. Das weiße Haar derjenigen W., welche nicht rosarote, sondern schwärzliche Sohlenballen haben, nimmt gewöhnlich in der 5. bis 8. Woche eine dunklere, braune oder blaugetrigerte oder schimmelige Farbe an.

Bei der Aufzucht der Welpen ist Fürsorge zu treffen, daß die Tiere, außer einer zweckmäßigen Ernährung, ein reichliches, zugfreies Lager und hinreichende Bewegung in freier Luft haben. Besonders muß darauf geachtet werden, ob die Tiere frei von Spulwürmern sind. Sobald sich Erscheinungen zeigen, die das Schmatzgeräusch solcher Würmer im Darne bezeugen lassen, ist sofort eine Wurmkur einzuleiten (s. *Spulwürmer*).

Welse (Siluridae), bilden eine Familie der Gabelfische (Physostomi), mit nackter Haut, sehr breitem Kopf und rundem Körper. Vorkäfen.

I. Gattung: Silurus.

Asterflosse sehr lang, findet Fortsetzung in der Schwanzflosse. Fettflosse fehlt. 6 Bartfäden, zwei lange auf der oberen, vier kurze auf der unteren Lippe. Die kleinen Zähne sind in Bändern angeordnet.

Wels, Waller (Silurus glanis L.), Rücken grauschwarz oder olivengrün, an den Seiten dunkel gewölkt, Bauch gelblich-weiß. Wird bis 3 m lang und ist der größte, ausschließlich im Süßwasser lebende Fisch. Grundfisch der größeren Flüsse und Seen Mitteleuropas. Laicht von Mai-Juni an pflanzenbestandenen Ufern; wächst bei reichlicher Nahrung sehr rasch. Letztere ist rein tierischer Natur, der W. verschlingt alles, was er bewältigen kann. Das Fleisch wird nicht sonderlich geschätzt, aber dennoch, wenigstens in Rußland, in frischem oder konserviertem Zustande massenhaft genossen. Die Schwimmblase liefert Fischleim. Fang am besten mit der Grundschneur oder Reuse; lebender Köder empfehlenswert. Bei seiner unglaublichen Gefräßigkeit ist der W. in bewirtschafteten Seen und Wasserläufen teilsfalls zu dulden.

II. Gattung: Amiurus.

Der 1885 aus Nordamerika eingeführte **Zwergwels** (Amiurus nebulosus Raf.) wird öfter in Aquarien als in Wildwässern

angetroffen, da seine Vorliebe für Laich und Jungfische die Aussetzung zu einem bedeutlichen Experimente macht.

Wenden (Wewende, Himmelszeichen), ein Zeichen, das der Rothirsch mit dem Geweih macht, wenn er durch junge Laubholzbestände zieht und kleine, bald weck werdende Zweige knickt und wendet.

wersen, 1) das Gebären der Hunde und des Raubzeugs mit Ausschluß des Bären; richtiger ist der Ausdruck wölfen oder Junge bringen. — 2) Den Falken an den Reifer oder einen anderen Vogel w., ihn auf diese Vögel loslassen, damit er sie schlage.

Wespenweihc (Pernis Cuv.); Gattung aus der Unterfamilie Weihen. Statt der Bartborsten kleine, schuppenförmige, harte Federchen, die den ganzen Vorderkopf dachziegelig bedecken; Rasenlöcher röhrenförmig. Schlanter als der Mäusebussard. Lauf stämmig, bis zur Hälfte besiedert und rauh geschuppt; Zehen oben geschildert. Leben von (meist stehenden) Insekten und deren Brut, aber auch von jungen Vögeln, Eidechsen, sogar Beeren. Nas verschmähfen sie.

Wespenbussard (Pernis apivorus Cuv.; Wespenweihc, Läuferjalle).

Beschreibung.

Länge (W.) 56, Breite 120, Stoß 28, Schnabel 2,5, Lauf 5,5, Mittelzehe 3, ihre Krallen 2, Innenzehe 3, ihre Krallen 2, Außenzehe 2,5, ihre Krallen 1,5, Hinterzehe 1,8, ihre Krallen 2, Rundspalte 3,2 cm. Es ergibt sich aus diesen Maßen die Eigentümlichkeit der fast gleichen Länge der drei Vorderzehen, wie sie kein anderer Raubvogel aufweist. Alle sind mit gleichgroßen Schildern bedeckt; Spannhaut fehlt, Schnabel und Krallen mehr gestreckt als gekrümmt. Lauf vorderseits schwach beschildert, sonst weich und fein genest. Obgleich auch sehr veränderlich in der Färbung, lassen sich doch folgende Kleider einigermäßen feststellen. Das Jugendkleid im ersten Jahre: Wachsheit gelb, Iris graubraun. Kopf vorherrschend weißlich mit feinen, braunen Flecken, Kehle gelblich-weiß, die Vorderseite gelbbraunlich mit dunklen, weiß gesäumten Schaftflecken, auf den Hüfen rötlich-gelbe Querverbinden, Rücken braungrau mit hellen Federrändern, Schwingen schwarzbraun. Dieses Kleid ist in seiner Gesamtfärbung oft gelblicher oder bräunlicher als das eben beschriebene. Auch kommen schon bei gleich alten Vögeln im ersten Sommer Färbungsverschiedenheiten vor (helle Unterseite, dunkle Unterseite usw.). Das Kleid der älteren und alten Männchen: Wachsheit und Schnabel schwarzgrau, Rundwinkel gelblich, Iris hochgelb. Bei den jüngeren Männchen ist der Kopf bräunlich-grau, die weiße Kehle dunkel gestrichelt, bei den dreijährigen der erstere schon

mohnblau, je älter, desto intensiver, die Kehle reinweiß. Nacken und Halsseiten braun. Brust und Bauch weiß mit brauner, oft band-



Flugbild des Wespenbussards (Breite gegen 120 cm).

artiger Fledung, so auch auf den Hofen. Oberseite dunkelbraun mit einzelnen weißen Federantenn; Schwingen dunkelbraun mit schwarzen Rändern. Stoß dunkel graubraun, auf der Wurzelhälfte mit drei breiten, dunklen Querbinden und nach großem Zwischenraum eine solche am Stoßende; diese auffallende Lücke in der Bänderung des Stoßes kennzeichnet den W. sehr sicher; nur sehr selten fehlt diese Lücke. Die jüngeren Weibchen sind fast einfarbig braun, am Kopf etwas grau angelaufen; einzelne Federn über den ganzen Kumpf hell gerändert; bei den alten Weibchen zeigt sich die braun und weiße Fledung der Männchen, doch fehlt ihnen stets der mohnblaue Kopf. — Jrgendwelche Zweifel an der Identität des W. werden die fehlenden Bartborsten und der meist lüdig gebänderte Stoß, sowie die röhrenförmigen Nasenlöcher stets beseitigen. Männchen und Weibchen unterscheiden sich in der Stärke fast gar nicht. Im Fluge treten im Vergleich mit dem Mäuse-Bussard die schlankeren Flügel und der längere Stoß hervor.

Verbreitung, Nahrung.

Über die Breitengrade des mittleren Scandinavien geht der W. nicht hinaus, sonst ist er über Mitteleuropa und fast ganz Asien verbreitet, geht auch auf dem Zuge bis tief nach Afrika (Madagaskar) hinein. In Kamerun soll er Standvogel sein, Brutvogel in Nord- und Mitteleuropa und Westsibirien. — In Deutschland überall beobachtet, doch meist seltener Sommerbrutvogel, auch nicht jedes Jahr in derselben Gegend bzw. an denselben Brutplätzen, sondern vielfach wechselnd; in der Lüneburger Heide, im Braunschweigischen, vor allem in Bayern (Donaugebiet und Wälder Mittelschwabens) öfter vorkommend. Er ist Zugvogel, welcher gegen Ausgang April ankommt und im September wegzieht. So wurden Ende Mai wiederholt im Großherzogtum Oldenburg wie auch über Helgoland starke Züge des W. (50 Stück

und mehr) in Richtung W—O, a Baumeshöhe streichend, beobachtet (Gebirge meidet er; in den deutgebirgen ist er aber ebenf Ebene anzutreffen. Zu grünen Auen oder mit h wachene Schonungen (Heide) sind sein Liebling findet er viel Insekten. brütet er aber auch in li holzbeständen (z. B. in Steiermark).

Lebensweise, Fortpflanzung

Zahlreiche Kropf- u unterfuchungen haben e der W. vorzugsweise i Hummeln oder vielmehr verzehrt; er weiß sie geschickt u aus dem Boden zu scharren. anderen größeren Insekten, et und Eidechsen, Schlangen, fän und macht sich bezüglich der e nützlich. Selbst allerlei Knospe beeren nimmt er, was für eine sehr auffällig ist. Doch zerfört Vogelbruten. Weil er sich oft bewegt, wogu die gestreckten Kra sind, hat er den Nebenamen erhalten. Seine Hofen sehen i vielen Laufsen bald befestigt au. horstet er auf starken Seitenäften in deren Ermangelung auch auf a Nadelholzbäumen, benutz gern a vogelhorste und zum Aufbau und trägt, wenn der Horst her öfter frische, belaubte Zweige ein das Weibchen schon festigt, ehe e erfolgt nämlich erst im Ausgang daß im Juni die zwei Eier, au Gelege meistens besteht, vorhand sind auch schon Gelege von 3 Eie worden. Sie sind feinförnig, r und an der dichten, rotbraun zwischen welcher die gelbliche laum hervortritt, sowie an de Form bald zu erkennen; Dure 52 : 42 mm. Sowie das Weibch anfängt, hört das Eintragen grü auf. Die nach etwa vier Wochen a Jungen sind an den rötlichen i dicken, schwarzen Schnabel und de Haltung kenntlich. Sie werden Raupen, Fliegen, Brut der B später mit Fröschen, Maulwürfern u. Das Weibchen hat nur einen grof und sitzt so fest, daß es erst wit streicht, wenn der Kletterer dicht. Da es traurig und lautlos in u verhart, kann es leicht geschof ebenso wie das Männchen, i heranzustreichen pflegt. Letzter

zuweilen auch am Brüten beteiligen. Dieses späte Brüten, wenn die anderen Raubvögel längst handliche Junge haben, sowie die Heimlichkeit der Brutvögel machen sie wenig bemerklich. Die Jungen bleiben nach dem Ausfliegen längere Zeit in der Nähe des Horstes und benutzen diesen zur Nachtruhe.

Jagd.

Die Jagd beschränkt sich, den einen oder anderen Gelegenheitsfall ausgenommen, auf das Abschleichen beim Horste, das Fangen mit dem in dem Horste verborgenen Eisen; auch im Pfahleisen ist der W. wiederholt gefangen worden. Den Uhu bei der Krähenhütte greift er nicht an; er kommt still angestrichen, baumt wohl kurze Zeit auf, verschwindet aber bald.

woggen, die Gewehr, wenn der Keiler im Jorne mit ihnen zusammenschlägt, sie reibt; daher nennt man die Eckzähne des Oberkiefers beim Keiler zuweilen Weger statt Saderer (s. a. schleifen).

Widc s. Hülsenfrüchte.

widerfönnig (monströs, abnorm) sind Geweihe oder Gehörne, die von dem normalen Bau stark abweichen. Am seltensten treten sie bei den Damhirschen, danach bei den Rothirschen, am häufigsten bei den Rehböden auf, deren seltenste und begehrteste Form die Kreuzgehörne sind, wo die drei Enden am oberen Teile der Stange ein Kreuz bilden. Die meisten Widerfönnigkeiten stehen zu Krankheiten, namentlich Stoffwechselstörungen und örtlichen Erkrankungen des Stirnbeinknochens, ferner zu Verletzungen des Kurzröndbrets in ursächlicher Beziehung. Klassifizieren lassen sich solche Geweihe und Gehörne, deren verschiedene Form Region ist, nicht; zweifellos sind sie z. T. auch erblich, da gesunde Stöde mit solchem Kopfschmude geschossen werden.

Widerstand. Nach den §§ 117 bis 119 des Strafgesetzbuches wird bestraft, wer einem Forst- oder Jagdbeamten, einem Waldeigentümer, Forst- oder Jagdberechtigten oder einem von diesen bestellten Aufseher in der rechtmäßigen Ausübung seines Amtes oder Rechtes durch Gewalt oder durch Drohung mit Gewalt W. leistet. Ist der W. unter Drohung mit Schießgewehr, Arten oder anderen gefährlichen Werkzeugen erfolgt, oder mit Gewalt an der Person begangen worden, so tritt eine höhere Strafe ein. Noch höher wird es bestraft, wenn durch den W. eine Körperverletzung dessen, gegen welchen die Handlung begangen ist, verursacht wurde, sowie wenn der W. von Mehreren gemeinschaftlich begangen worden ist. Die Forst- und Jagdichungsbeamten haben in Preußen nach dem Besetze vom 31. März 1837 das Recht, von ihren Waffen Gebrauch zu machen, wenn Forst- oder Jagdrevolver auf der Tat betroffen

werden und sich der Abführung oder der Ergreifung bei versuchter Flucht tödlich oder unter gefährlichen Drohungen widersetzen.

Wiederfährte, Rückfährte s. Hinfährte.

Wiedergang, das Umkehren eines Wildes auf seiner Fährte, worauf es im Bogen weiterzieht oder einen Abprung macht, um irre zu führen (s. Fährtenzeichen 18).

Wiedergänge (Retouten), bei der Parforce- und Schlepjjagd die Gänge, welche der angejagte Hirsch oder der mit der Schleppe vorausreitende Jäger zurüdelegt, um die Hunde zu täuschen.

Wiederfäuer, eine Unterordnung in der Ordnung der Paarhufer mit folgenden Merkmalen: Das Gebiß ist unvollständig, da stets die oberen Schneidezähne fehlen; höchstens kommt bei wenigen ausländischen Arten (Kamele) der äußerste vor. Obere Eckzähne sind teils vorhanden, teils fehlen sie. Unten finden sich sechs schaufelförmige Schneidezähne und ihnen zugeellt meistens der ebenfalls schaufelförmige Eckzahn, so daß die Zahl der unteren Schneidezähne scheinbar acht beträgt. Die sechs Backenzähne in jeder Kieferhälfte oben und unten haben mond- oder sichelförmige Schmelzfalten; der dritte untere Milchbackenzahn ist (wie bei allen Paarhufern) stets dreiteilig, was unter Umständen wichtig für die Altersbestimmung sein kann. Die 3. und 4. Mittelfußknochen sind stets miteinander verschmolzen. Der Magen ist bei den meisten W. vierteilig, bei Kamelen und Traguliden dreiteilig. Im ersten Falle kommt die grob zerlaute Mlung zunächst in die größte Abteilung, den Pansen oder Wanst, von diesem in den Netzmagen oder die Haube; von hier steigt sie wieder durch die Speiseröhre in die Mundhöhle, wird hier zum zweiten Male gelaut (wiedergelaut), um dann mittelst einer besonderen Vorrichtung in die dritte Abteilung, den Blättermagen, und endlich in die vierte, den Labmagen oder Falter, zu gelangen, an den sich der Darm anschließt. Bei den meisten W. finden sich im männlichen oder in beiden Geschlechtern Geweihe (Hirschartige) oder Gehörne (Kameler, Antilopen, Schafe, Ziegen usw.). Zu den W. gehören die Familien der Kameler, Traguliden, Giraffen, Hirsche und Pöhlhörner.

Wiederfprung, Abprung, Rückprung.

Wiederftrich (Wiederzug), der Rückftrich der Vögel im Frühjahr insolge schlecht gewordenen Wetters, eine seltene Erscheinung. Manche nennen auch die Heimkehr der Vögel im Frühjahr W.

Wiederzug s. Wiederftrich.

Wiesel. Zwei Arten der Gattung Putorius, nämlich das große W. oder Hermelin (P. erminea Keys. et Blas.) und das kleine W.

(*P. vulgaris* Keys. et Blas.). Sie stehen dem zur gleichen Gattung gehörigen *Zitis* nahe, unterscheiden sich aber von ihm durch gestrecktere Gestalt, dünner behaarte Rute und weiße oder gelbliche Unterseite.

1) *Hermelin* (*Putorius erminea* Keys. et Blas., *Mustela erminea* L.). Dieses mißt in seiner Gesamtlänge 32 bis 40 cm, wovon 10 bis 12 cm auf die Rute kommen. Der kurze, fast eirunde Kopf endet in einen zugespitzten Fang mit stark abschüssigem Nasenrücken. Die Sehnen liegen mitten zwischen den Gehören und der Nasenspiße; der Rumpf des schlanken Körpers ist nicht stärker als der Kopf, weshalb er durch jede Öffnung gedrängt werden kann, die den letzteren durchläßt. Von den kurzen Läusen reichen die vorderen bis zur Spitze der Unterlippe, die hinteren nicht ganz bis zur Ruten- spitze. Die Sohlen sind dicht, fast filzig behaart, und unter jeder Zehenspiße sowie an der Bereinigung von je zwei Zehen bemerkt man kleine, nackte, warzige Ballen; oben und an den Seiten sind die Zehen mit langen, gekrümmten Haaren besetzt, welche über die Klauen hinausragen. Die kürzesten Haare stehen an der Fangspitze, dann folgen die an Kopf und Läusen, dann die des Vorderkörpers und der Unterseite, diesen die der Oberseite, mit den längsten ist die Rute bekleidet, über deren Ende sie 6,5 cm hinwegreichen. Im Sommer sind die ganze Oberseite und die Hälfte der Rute braunrot mit etwas rötlicherem Unterhaar, im Winter gänzlich weiß, aber die Bartborsten und die untere oder Endhälfte der Rute stets schwarz. Der Fang schwärzlich, die Klanten der Gehöre weißlich. Der Farbenwechsel erfolgt gleichzeitig mit dem Verhären, so daß im Frühjahr und Vorommer scheidige Hermeline vorkommen, bei denen das neue, rotbraune Haar zwischen dem alten, weißen hervor- dringt; rote Hermeline sind im Winter sehr selten, von namhaften Forschern wird ihr Vorkommen überhaupt bestritten, vielleicht sind es kranke Stücke, denen die Kraft zum Haarwechsel mangelt. Es gibt nur eine Art Hermeline, denn die asiatischen sind mit den unseren gleichartig; die dichteren und prächtigeren Bälge der ersteren sind lediglich Folge des Klimas, da alle nördlichen Tiere ein dichteres Haar- oder Federkleid haben als südlicher wohnende. Der von gekrönten Häuptern getragene Hermelinpelz stammt von sibirischen Exemplaren. Albertus Magnus kannte unser Hermelin und führt es zuerst unter dem Namen *Erminium* auf („*De anim.*“ Buch XXII, S. 180); Agricola nennt es *Mus ponticus*, quem hodie vocant Hermelam; Aldrovandi und Raius bezeichnen es als *Mustela candida*. Das Hermelin ist außer-

ordentlich verbreitet, Pyrenäen durch ganz ostwärts bis an die Sibiriens, vom Eismeer den Apenninen kommt mehr oder weniger häufig und in vertikaler Richtung noch in einer Höhe von also an der Grenze des Schnees und Eises, worden. Südlich von barbischen Ebene fehlt Italien, kommt aber Balkanhalbinsel vor. In Amerika vorkommender Linie, welche ähnliche und Höhenverbreitung werden von einigen unserer gleichartig von anderen in besond abgetrennt.

2) *Kleines W. vulgaris* Keys. et Blas. *vulgaris* Briss. M. ni ist im ganzen nur 18 l lang, wovon 4,5 cm Rute zu rechnen sind gleich dem vorigen 3 und ähnelt ihm überth fallend in seiner ganze sein Kopf ist jedoch etlicher, hinten etwas fl vorn weniger zugespitz Läufe sind verhältnißm kürzer als beim Fern vorderen reichen nicht Unterlippe und die hin wenig über die tur hinaus, die stets gleichfa schwarze Spitze und H ist. Die Farbe der Ober kleinen W. ist einfa braunrot wie beim Her der Jugend mehr grauf hell rötlichem Woll- bz haar, auf der Unterseite und Unterhaar reinwei mittleren Europa wird im Winter nur ausna ganz weiß, im Norden Regel. Die Behaarung Wiefels ist kürzer un gleichmäßiger als beim : In Deutschland ist das dem Namen Heermänn kannt. Es kommt 1 Hermelin in den meisten zusammen vor, doch gel Südeuropa, dagegen in die Polarregionen. kal steigt es über die

holzregion bis in die eigentliche Alpenregion hinauf.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Die beiden *B.* sind die geschmeidigsten, frechsten, listigsten und schnellsten aller kleinen Räuber. Wie überall, hat auch hier Mutter Natur das Möglichste getan, diese Unbände mit dem zu ihrem Handwerke passendsten Körper auszurüsten; wo das kleine Köpschen hindurch kann, folgt auch sicher der nicht stärkere, behnbare Kumpf nach, und wo man ein räuberisches Eindringen für undenkbar hielt, ein kleines Nitzchen überseh oder unbeachtet ließ, macht man am anderen Tag oft die bittere Erfahrung an der gewürgten Taube, Henne, an entleerten Eiern oder sonstigen Verlusten. Den kurzen, aber äußerst behenden Läufchen ist kein Klettern zu hoch oder zu tief. Die *B.* schwimmen ganz vortrefflich durch ziemlich breite Wasserflächen, und was sie mit ihrem furchtbaren Gebiß erfaßt haben, lassen sie nicht wieder los, und wenn es, was nicht selten geschieht, ihr Leben kostet. Ihren Aufenthalt wählen sie überall da, wo er ihnen passend und sicher erscheint, also ebenso in Felslöchern, überhängenden Flußufer, Stodlöchern, Mauerspalten wie in alten Kaninchen- und Ganserbauen und im Gebälk von Gebäuden, die wenig von Menschen besucht sind. Das Hermelin zieht den Aufenthalt in Wald und Feld vor, das kleine *B.* hält sich mehr an Baulichkeiten, weil sie ihm mehr Schutz vor anderem Raubzeug gewähren; hier stünde ihm unter ungünstigsten Verhältnissen höchstens ein Zusammentreffen mit dem Hauslater bevor, aber dieser müßte schon ein sehr wehrhafter und tapferer Kämpfer sein, wenn er sich freiwillig in einen Kampf mit diesem Erzbeißer einlassen wollte. Nichtsdestoweniger gibt es Katzen, die sogar das große Biesel überwältigen.

Die Kanzzzeit unseres Biesels fällt in den März; nach etwa 5 Wochen, also im Mai, bringt das Weibchen 3 bis 6 Junge, welche nach Beobachtungen in der Gefangenschaft (5—) 6 Wochen blind sind, lange gesaugt und über 4 Monate lang von der Alten mit Fraß, namentlich halbtoten Mäusen und Vögeln, an denen sie ihre Übungen im Fangen und Morden machen müssen, versehen werden. Im zweiten Frühjahr ihres Lebens sind sie ausgewachsen. Das Hermelin sowohl als das kleine *B.* greifen jedes Tier an, das sie irgend bewältigen können, weshalb weder der Hahn noch die Auerhenne, Kaninchen, Tauben, Hühner, kleine Vögel, Ratten, Mäuse oder Schlangen vor ihnen sicher sind. Dit wird eine Nothtat im Hühnerstall oder Taubenschlag dem unvermeidlichen Steinmarder oder Nitzis untergeschoben, während eine Durchsicht der Ort-

lichkeit zeigt, daß nur der unliebame Besuch eines Biesels die Schuld trug. Man kann übrigens den Täter aus dieser verwandten Sippe durch Untersuchung des Corpus delicti nicht allzuschwer erkennen. In der Regel würgt nämlich der Steinmarder alles ab, was er im Stall usw. vorfindet, und schleppt es mit unbegreiflicher Eile und Krastanwendung fort; kann er dies nicht, so frigt er die Köpfe der gemordeten Opfer auf. Der Nitzis würgt das erste beste Stück ab, dessen er habhaft wird, und eilt mit ihm davon, und trägt er sich gern ein reichliches Mahl zusammen, ehe er mit dem Fraße beginnt; das *B.* endlich würgt gewöhnlich nur einzelne junge Hühner und Tauben, denen es das Blut aussaugt und deren Kadaver es liegen läßt; seine Täterschaft ist an vier kleinen, schwer zu entdeckenden Wunden am Halse des Opfers zu erkennen, die natürlich von den kleinen, nadelspitzen Eckzähnen des Raubtieres herrühren. Auch Amphibien verzehrt es im Nothfalle; Fische liebt es; Eier, die es zwischen Kinn und Hals eingeklemmt fortzuschleppt, sind ihm ein Hochgenuß, wobei die spitzen Zähne als Bohrer, das zusammengerollte Jüngelchen als Löffel oder Sauginstrument Dienste tun.

Wenn es schon auffallend genug ist, daß sich diese kleinen Geschöpfe an alte Hasen, Rehsitze, Hühner usw. wagen, so sind dies immerhin nur wehrlose Geschöpfe den Wortgefehen gegenüber; aber unbegreiflich ist es, wie sie den Kampf mit anderen wehrhaften Tieren, ganz besonders der viel größeren und bissigen Ratte, aufnehmen und siegreich auszuweichen vermögen. So hart der Kampf auch sei, selbst die außerordentlich starke und bissige Wanderratte unterliegt stets. Dieser Erfolg liegt allerdings in dem Umfande, daß das *B.* stets der angreifende Teil ist, der, den Gegner von hinten überfallend, sich in seinem Genick festbeißt und, auf ihm reitend, sich durch nichts bewegen läßt, loszulassen, bis das Opfer ermattet

2. Jindktour
des großen
Biesels.
(1. nat. Gr.)

*image
not
available*

Verhältnissen und den Absichten des Wildhegers sehr verschieden. Allgemeine Gesichtspunkte sind, daß sich in den verschiedenen größeren Reviertheilen nach sorgfältigster Prüfung aller Verhältnisse Wildäder befinden sollen, damit sich das Wild Bewegung verschafft und nach Nahrung sucht. Wünschenswerth sind in der Nähe Schonungen und schützende Schluchten. Abspangfelder liegen am besten möglichst fern von natürlichen Feldgrenzen. Bei passender Lage halten sie auch ohne Gatter das Wild vom Adergelände fern. Wildäder auf warmen, sonnigen Südhängen und trockenen Hügeln sind wegen ihrer frühen und gehaltreichen Nahrung besonders empfehlenswert. Frühe Frühjahrssäjung ist sehr wichtig, weil das Wild nach dem Winter oft geschwächt ist, Hirsche und Rehböde jezt den Kopfschmud schieben und das Mutterwild hochbeschlagen ist. Solche frühe Nahrung gibt Sachalinrösterich für Haarwild, Feigwurz für Fasanen und Johanniskroggen für alles Wild. Im allgemeinen bieten die Wildäder dem Wilde im Frühjahr Roggen und Weizen, Genosse von Rottklee mit Grün-, Weißklee und Timotheegras. Der Herbst bietet ihm Hafer, Erbsen, Wicken oder deren Gemenge, Serradella als Unterfrucht im Roggen, Kartoffeln, Rüben, Kohl, Lopi-nambur, Helianthi und Lupinen.

Literatur: L. Dach, Der Wildpfleger als Landwirt.

Wildbahn, 1) ein Forst, in dem besonders Schalenwild gehegt wird — gut oder schlecht bestandene W. 2) Ferner die Gestelle, Wege und Schneisen, die zum Zwecke des Spürens überwechselnden Wildes aufgeschlüsselt sind; besser ist hierfür die Bezeichnung Wildfuhr.

Wildbahn, freie, ein gehegtes, aber nicht eingegattertes Revier.

Wildbann war im Mittelalter das Verbot, in gewissen Forsten die Jagd auszuüben. Der Bann war schon in alter Zeit entweder Königsbann oder gemeiner Bann der Grafen und anderer Großen. Der Grafenbann verbreitete sich auf die Güter der Prälaten und auch des Adels, als diese im zehnten bis zwölften Jahrhunderte Gerichtsbarkeit und Grafenrechte erlangten und ihre Wälder unter Bann stellten. Unter W. verstand man später auch den verbotenen Bezirk, zuletzt auch die Jagd selbst. Der W. bezog sich zunächst nur auf Rot- und Rehwild, später in vielen Gegenden auch auf Hasen; wegen der Sauen war die Praxis verschieden. Seit dem vierzehnten Jahrhundert sing die Strafe des königlichen Bannes an zu verschwinden. Der W. entwickelte sich allmählich zum Jagdregal.

Wildbogenshund. Eine besondere Bradenart, die im südlichen Baden, Württemberg,

Bayern, Tirol und in der Schweiz vorkommt. Es sind elegante, mittelgroße Hunde mit schwerem, meist glatt abstehend getragenerm Behänge. Farbe gewöhnlich schwarz, mit gelbem Brand, seltener Rot (s. a. Bracke).

Wildbret, das Fleisch des ehbaren Wildes. Hier und da auch Bezeichnung für weibliches Rot- und Damwild. Über den Handel mit W. s. Schonzeit, Versand von Wild, Wildhandel.

Wildbrettschirm (Wildfaktorei), früher der Ort, wo Wild verkauft und zu diesem Zweck aufbewahrt wurde.

Wildbieb, Bestrafung s. Jagdvergehen.

Wildbiebstahl s. Jagdvergehen.

wildeln; wenn Wild anbrüchig wird und zu riechen beginnt, so wildelt es; es stinkt nicht.

Wildente s. Enten I, 1.

Wildfang, eine Fangeinrichtung für Hochwild. An Futterplätzen umzäunt man 10 bis 20 a mit einem 3 m hohen, dicht schließenden Latten- oder Bretterzaune, der auf einer Seite in einen immer enger werdenden Gang ausläuft, welcher durch Schiebetüren in 2 bis 3 Teile geteilt und am Ende durch eine solche verschlossen ist, so daß hier nur immer ein Stück Wild passieren kann. Der Hauptteil der Einzäunung hat drei Eingänge und besteht aus zwei Abteilungen. Durch Anritzen wird das Wild an den Wildfang gewöhnt. Nachdem es vertraut ist, schließt man nach und nach zwei Zugänge. Der dritte Eingang ist mit selbsttätiger Falltür versehen oder diese wird noch besser von einem am Futter-schuppen verborgenen Beamten bedient. Die gefangenen Stücke werden in die am Ausgange aufgestellten Transportkästen gedrückt. Starke Hirsche sondert man vom übrigen Wilde, da sie sonst leicht Schaden anrichten können.

Wildfeld s. Wildäcker.

Wildfolge s. Jagdfolge I.

Wildfuhr, aufgeplügte und round gehaltene Streifen auf Wegen und Gestellen, die das Abspüren und Verrätigen erleichtern.

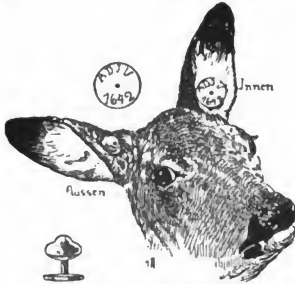
Wildgarten s. Wildpark.

Wildhandel. Der W. ist zur besseren Einhaltung der Schonzeiten und zur Verhinderung des Wildbiebstahls in verschiedenen Beziehungen eingeschränkt. In Preußen ist es vom Beginn des 15. Tages der für eine Wildart festgesetzten Schonzeit bis zu deren Ablauf verboten, derartiges Wild in ganzen Stücken oder zerlegt, aber nicht zum Genuße fertig zubereitet, in demjenigen Bezirke, für welchen die Schonzeit gilt, zu versenden, zum Verkaufe heranzutragen oder auszustellen oder feilzubieten, zu verkaufen, anzukaufen oder den Verkauf von solchem Wilde zu vermitteln. Dies gilt auch für Kiebitz- und Möweneier. Diesen Beschränkungen unterliegt nicht der Vertrieb einzelner Arten von Wild aus Kühlhäusern, wenn er unter

*image
not
available*

sondern durch natürliche Ausaat entstanden und gewöhnlich zu Nachpflanzungen verwendet werden. 2) W. nannten die Fallenerde des Falken, der im ausgewachsenen Zustande gefangen wurde. Die jung dem Horst entnommenen hießen Nestlinge.

Wildmarken. Im Interesse der Altersbestimmung des Schalenwildes — besonders des Rehwildes — hat der Allgemeine Deutsche Jagdschutz-Verein (z. Bt. Berlin W 50, Geisbergstr. 25/26) seit dem Jahre 1904 die Graf von Bernstorffschen W. eingeführt und ist bemüht, die Zeichnung des genannten



Art der Zeichnung mit Wildmarken.

Wildes in umfassender Weise zu fördern. Die W. bestehen aus einem vernickelten Druckknopf, auf dessen Platte die Buchstaben A. D. J.-V. und eine Zahl eingepreßt sind; die Befestigungsweise im festeren, Inorpeligen Teile des Lauscher zeigt die Abbildung. Natürlich ist die Markierung nur an einem Lauscher vorzunehmen. Die W. sind bei den Landes- und Bezirksvorständen des Vereins anzufordern, die jeder Sendung eine genaue Anweisung beilegen. Aber auch wer nicht Gelegenheit hat, sein Wild mit W. zu zeichnen, möge im Interesse der wissenschaftlich wie wirtschaftlich bedeutsamen Bestrebungen des Allg. D. Jagdschutz-Vereins erlegtes Schalenwild stets auf die etwaige Markierung prüfen. Der Verein bittet die Erleger gezeichneten Wildes, ihm in jedem einzelnen Falle folgende Angaben zu machen: Art, Gewicht, Gehörnbefschreibung, Entwicklung des Stüdes, Datum der Auffindung eingegangener Stüde, Grund des Eingehens. Da aber diese Angaben in vielen Fällen nicht zur Beantwortung aller Fragen ausreichen, so verpflichtet sich der Verein, den vollständig eingefassten Kopf des Stüdes einschl. Gehörn, zu skelettieren und dem Einsender auf Wunsch unbeschädigt und kostenlos nach Untersuchung wieder

zurückzugeben. Er vergütet ferner die Portoauslagen und, falls der Schädel nicht zurückerbeten wird, 1,50 M. für seine Überlassung. Wir empfehlen dringend die Unterstützung der wichtigen Aufgaben des Vereins.

Wildmeister, Titel eines einem größeren Wildgehege vorstehenden Jagdbeamten. Er war in früheren Zeiten gebräuchlich, als man der Jagdpflege mehr Aufmerksamkeit zuwandte als der Waldpflege. In neuerer Zeit, wo sich dieses Verhältnis umgekehrt hat, sind Titel und Amt selten geworden und nur noch an einzelnen Fürstenthöfen und in Privatjagdverwaltungen zu finden.

Wildpart (Wildgarten, Tiergarten). Teils um sich das Eigentum und den Besitz des Wildes mehr zu sichern, teils und besonders aber, um es von dem Austreten auf die Felder und ihrer dadurch entstehenden Beschädigung abzuhalten, umgürtet man die Reviere, in welchen sich Wild befindet oder ausgelegt wird, und nennt eine solche Wildbahn W. Hauptsächlich handelt es sich dabei um Schalenwild; Rehe halten sich auf die Dauer im eingeschlossenen Zustande nicht. Will man aber die Schalenwildarten alle in einem Parke vereinigen, so muß er groß genug, d. h. sehr groß sein, um allen diesen Wildarten nicht nur hinlänglich Raum zu verschaffen, sondern auch Raum, damit sie sich voneinander absondern können. Je größer ein solcher W. ist, desto mehr wird das Wild die Natur des freilebenden behalten, also echte Jagdfreude gewähren, je kleiner, desto mehr wird es verklümmern. Ein W. für Rotwild wird nicht unter 2000 ha umfassen dürfen, und sicher wird dies kein zu großer Raum sein, wenn er noch andere Wildarten gleichzeitig enthalten soll; für Damwild kann er bedeutend kleiner sein, weil dieses den eingeschlossenen Zustand am besten verträgt; Ähnliches gilt von dem Schwarzwilde, bei dem die hinlängliche Schüttung oder Fütterung die Hauptsache ist; sie werden aber freilich in sehr engem Einschlusse von etwa 100 ha fast zahm, machen also die Freude am Erlegen zur Geschmackssache.

Die am meisten ins Gewicht fallende Frage vor Einrichtung eines W. ist die Umgännung, ihres unter allen Verhältnissen sehr bedeutenden Kostenpunktes wegen. Sie muß so hoch und dicht sein, daß das Wild sie weder überfallen, noch sich hindurchzwingen kann; für Rotwild muß der Zaun eine Höhe von $2\frac{1}{2}$ m haben, von der die obere Hälfte aber nicht dicht zu sein braucht, wobei an eine Umgännung aus Querlatten gedacht wird, die zwischen die Pfosten eingeschoben werden und sich nach oben immer mehr voneinander entfernen; nimmt man aufrechte Latten, also einen fog.

Staketzaun, so müssen diese natürlich gleichweit voneinander abstehen, und zwar nur so weit, daß ein Stück Wild den Kopf zwischen den Latten nicht durchschieben kann. In neuerer Zeit werden häufig Drahtzäune von Telegraphendrähten und Drahtgeflecht angewandt. Sie können in Ländern mit hohen Holzpreisen allerdings bedeutend billiger hergestellt werden als hölzerne Umfriedigungen, sie haben jedoch den großen Nachteil, daß das Wild, ehe es nicht durch längere Einschließung sich die Nähe des Zaunes eingeprägt hat, die Drähte nicht wahrnimmt und durch Anfliegen sich oft beschädigt; auch bleiben die Hirsche nicht selten mit den Geweiden in ihnen hängen, und manches Wild erwürgt sich in ihnen, da der elastische Draht den Kopf eher durchzusteden gestattet als die hölzerne Latte, das Wild diesen aber nicht wieder herausbekommen kann. Welches das vorteilhafteste Material ist, entscheidet die Ortlichkeit, wie sich auch der Kostenpunkt solcher Umzäunungen in Rücksicht auf den sehr verschiedenen Holzpreis und die Höhe der Arbeitslöhne in verschiedenen Gegenden auch nicht annähernd angeben läßt. Von einer Steinmauer wird heutzutage wohl nirgends mehr die Rede sein. Sind die Mittel zur Umzäunung da, so muß ein geeigneter Waldbestand ausgewählt bzw. die Frage gestellt werden, ob, wo keine Auswahl ist, das betreffende Revier sich eignet. Will man den Wildbrand nicht bald ausbrechen sehen, so wird man auf gutes, fließendes Wasser sein Augenmerk richten und dieses eventuell durch Kanalisierung beschaffen; denn die meisten stehenden Gewässer, wenn sie nicht sehr klar sind, haben in der Sommerhitze bei Regenmangel verdorbenes Wasser und machen das Wild leicht krank. Ist der Boden sehr arm, so daß er nicht genug natürliche Nahrung bietet, so wird viel gefüttert werden müssen und das Vergnügen sehr teuer werden. Dickungen dürfen nicht fehlen, wie auch frische Wiesen und bruchige Stellen unentbehrlich sind; erstere müssen eventuell angelegt werden, wie auch einige Flächen als Wildäcker zu bestellen sind. Lasttragende Laubhölzer sind sehr erwünscht in Abwechslung mit Nadelhölzern, deren Heideunterwuchs dem Wild eine gern angenommene, immer wieder nachwachsende Nahrung bietet.

Was die Besetzung mit Wild anbetrifft, so sprechen dabei die Boden- und Bestandsverhältnisse ein sehr bedeutsames Wort, so daß allgemeine Sätze kaum aufgestellt werden können. Hartig rechnet für jedes Stück Rotwild 4 ha, Rehwild 2 ha, Damwild 3 ha und denkt sich dabei einen Wald von Buchen und Eichen mit etwas Reich- und Nadelholz

und hinreichend raumem Gras wachsen zu lassen, 2 für einen Wildbestand von 2 450 Stück Damwild und 15 von rund 2600 ha. Ob die Zeiten dies geleast habe wir dahingestellt sein lassen, Richtigkeit dieser Sätze sta den Wildstand für solche die Hälfte zu hoch, es sei d an einer Herde herab kümmernden Wildes zu erst aber keine Fütterungskosten solcher Wildstand zum g gewiesen sein würde, ab sicherer Verwüstung des n natürlichen Folge zu gedr Eine Besichtigung der jept v parts wird den Wert obiger Diese Fragen entscheidet dieD haft ist es immerhin, eine Ja W. anzubringen, wenn sie dazu eignet, und ähnliche Gell Umwehungs- und Beaufsich durch verteilen. Die übrige Behandlung eines Wildpart der Naturgeschichte der Wild den einzelnen gegeben ist u muß, wenn man solche An belohnt sehen will.

Literatur: H. Schumacher, 2. Aufl.; N. v. Do Wildpart, seine Einrichtung u

Aber den Begriff Tierglicher Hinsicht herrscht g verschiedeneit. Nach Art. württembergischen Jagdgesetz tober 1855 ist die Ausübung den Eigentümer in Tiergär wird also das in den Tierg Wild als herrenlos erachte Abs. 1 des Bürgerlichen d dagegen das Wild in T herrenlos. In den gesetzlich ist außerdem von dauernd gegen den Einlauf von Wild Grundstücken, von eingefriedig von Einfriedigungen für S denen es nicht ausbrechen kann Die Unterschiede zwischen dies Arten der Hege sind nirg Nach der Rechtsprechung des ein Tiergarten ein Grund solchen Einfriedigung, die hindert, daß das Wild das Belieben verlassen kann; ei Gatter genügt nicht, es fom Größe des eingezogenen Ra der Öffnungen und ihre u Eine andere Ansicht geht Tiergarten möglichst klein se

das Wild im Eigentume des Parkbesizers steht; zur Besitzergreifung dürfen nicht dieselben Maßnahmen erforderlich sein wie in freier Wildbahn. Die unbefugte An eignung eines Stüdes Wild aus einem Tiergarten ist nicht Jagdvergehen, sondern Diebstahl. In Preußen gelten die Schonvorschriften nicht für das in den eingefriedigten Wildgärten befindliche Wild, mit Ausnahme derjenigen Vorschriften, welche sich auf den Handel mit Wild während der Schonzeit und auf das Verenden von Wild beziehen.

Wild- und Rinderseuche kommt zuweilen seuchenhaft unter dem Rot- und Schwarzwild vor. Im Jahre 1878 sind in den Wildparks bei München 153 Stück Rot- und Damwild und 234 Stück Schwarzwild an der bis dahin unbekannt gewesenen Seuche eingegangen. Völlig hat die Krankheit, die sobann auf Kinder, Pferde und Schweine überging, zuerst beschrieben. Sie hat Ähnlichkeit mit dem Milzbrand und wird durch Bazillen verursacht, die zu denen der hämorrhagischen Septikämie gerechnet werden. Die Ansteking erfolgt in der Regel vom Darm aus, indem der Anstekingstoff mit dem Futter oder Trinkwasser aufgenommen wird; er kann auch von Hautwunden aus in den Körper eindringen. Feuchter, warmer Waldboden scheint der Erhaltung und Entwicklung des Anstekingstoffes besonders günstig zu sein. Auf den Menschen ist die Seuche nicht übertragbar. Zwischen Ansteking und Krankheitsausbruch vergehen ein bis zwei Tage. Die befallenen Stüde fiebern, sind matt, sträuben die Haare; die Läufe schwellen an, und auch sonst bilden sich an verschiedenen Körperstellen wässerige Geschwülste unter der Haut. Häufig erkranken auch die Brustorgane. Die Stüde husten, kommen ab und gehen an allgemeiner Entkräftung ein. Bei der Sektion fallen besonders Schwellungen und Blutungen an den inneren Organen auf. Im Gegenjase zum Milzbrand ist jedoch die Milz bei der Wildseuche meist wenig verändert. Die Krankheit dauert, je nach der Art und Heftigkeit, mit der sie auftritt, oft nur wenige Stunden, kann sich aber auch auf einige Tage erstrecken. Meist verläuft sie tödlich. Zur Vorbeuge kann in Frage kommen, Weideti ere von verseuchten Gebieten fernzuhalten.

Wildschaden, Schaden, der durch jagdbares Wild verursacht wird. Am fühlbarsten und umfangreichsten ist dieser Schaden auf den Feldern, auf welche das Wild zur Nahrung austritt, und in den Forsten, wo es fresset. Die Forst- und die Landwirtschaft erleiden dadurch Nachteil; er ist aber unvermeidlich und mit dem Vorhandensein eines Wildstandes notwendig verbunden. Der Schaden an den anstehenden Feldfrüchten,

Bäumen usw. ist der W. im eigentlichen Sinne. Das Wild (Krauszeug) kann auch noch auf andere Weise schädlich werden, z. B. der Fischerei oder den Haustieren, besonders dem Geflügel; dieser Schaden ist aber ein mehr zufälliger und wird in der Regel nicht als W. bezeichnet.

Der W. ist eine der wenigen Schattenseiten des Jagdvergnügens und von jeder eine Quelle heftigster und erbitterter Streitigkeiten zwischen dem Jagdberechtigten und den Eigentümern und Ruhsiezern der Grundstücke gewesen, namentlich in früheren Zeiten, als es noch in ausgedehntem Maße eine Jagdberechtigung auf fremdem Grund und Boden gab. Die der Jagd feindliche Strömung, welche auch noch heute in der Landbevölkerung zu finden ist und noch vor kurzer Zeit in gesetzgebenden Körperschaften zu Anträgen auf völliges Ausrotten des ganzen Wildstandes geführt hat, rührt zum größten Teil vom W. her. Wo der Eigentümer oder Ruhsiezler eines Grundstückes zur Ausübung der Jagd berechtigt ist, erleidet er den Schaden durch sein eigenes Wild; er hat es in der Hand, sein Wild auf einer ihm angemessen erscheinenden Höhe zu halten, und kann durch Abschluß den W. vermindern oder verhüten. Hat er die Jagd verpachtet, so kann er durch vertragliche Abmachungen mit dem Pächter Wald und Feld genügend schützen. Derjenige Grundbesitzer oder Ruhsiezler, dem die Ausübung der Jagdberechtigung durch Gesetz entzogen ist, wie z. B. im gemeinschaftlichen Jagdbezirke, hat, abgesehen von einzelnen Fällen, keinen Einfluß auf das Maß des Abschusses durch den Jagdpächter. Ihm wird deshalb vom Gesetz in gewissem Umfange ein Anspruch auf Ersatz des Schadens gewährt. Soweit ihm ein solcher zusteht, hat er gegen das jagdbare Wild nicht ein Selbsthilferecht, er muß die Beschädigungen dulden, damit das Wild sich äßen und der Wildstand sich erhalten kann. Das Selbsthilferecht steht ihm jedoch zu, soweit es sich um nicht erstattungsfähigen W. handelt, z. B. wenn ein Fuchs oder ein Marder unter dem Hausgeflügel Verwüstungen anrichtet. Die Wildschadenforderungen werden von der ländlichen Bevölkerung gern übertrieben. Es liegt im Interesse des Jagdberechtigten, der für den W. in seiner Feldmark aufzukommen hat, ihn durch geeignete Mittel einzuschränken. Der W. ist für viele Pächter solcher Feldjagden, die an Waldreviere mit Rotwildstand grenzen, ein beliebter Vorwand, sog. Tötungscheine zu beantragen. Daher ist den Besitzern solcher Waldjagden die Anwendung von Mitteln zu empfehlen, die das Wild vom Austreten nach Möglichkeit abhalten, z. B. reichliche Fütterung, Anlage von



Wildbädern, Verbesserung der Waldwiesen, Scheunen usw.

Das Bürgerliche Gesetzbuch hat in § 835 eine Vorschrift über den Erfaß des W.; danach beschränkt sich die Erfaßpflicht auf gewisse Wildarten, nämlich Schwarz-, Rot-, Elch-, Dam- und Rehwild, sowie auf Fasanen. Das Einführungsgesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuche hat jedoch so zahlreiche Vorbehalte zugunsten der Landesgesetze gemacht, daß in Wirklichkeit für den Erfaß von W. die landesgesetzlichen Vorschriften gelten. Insbesondere sind diejenigen landesgesetzlichen Vorschriften aufrecht erhalten, die auch bei Schaden, der durch andere als die oben genannten Wildarten verursacht ist, dem Grundeigentümer einen Erfaßanspruch geben. So ist in Hannover die Erfaßpflicht nicht auf bestimmte Wildarten beschränkt. Soweit nicht das Gesetz einen Anspruch gibt, kann er durch Vertrag (Jagd-pachtvertrag) begründet werden. Ob auch noch auf andere gesetzliche Vorschriften als den § 835 des Bürgerlichen Gesetzbuches ein Erfaßanspruch gestützt werden kann, ist zweifelhaft, es wird jedoch ziemlich allgemein angenommen, daß eine übermäßige Hege des Wildes zum Erfaße verpflichtet (Bürgerliches Gesetzbuch § 823).

Der Erfaßanspruch kann ganz oder teilweise beseitigt werden durch mitwirkendes Verschulden des Geschädigten. Als solches kommt hauptsächlich das Unterlassen von Abwehrmaßnahmen in Betracht. Die Rechtsprechung steht auf dem Standpunkte, daß es zunächst dem Erfaßpflichtigen obliegt, solche Maßregeln zu treffen, und daß der Grundbesitzer erst in zweiter Linie für Abwehr zu sorgen hat; insbesondere wird letzterer dann nicht tätig zu sein brauchen, wenn die Kosten der Abwehrmaßnahmen außer Verhältnis zu dem abzuwendenden Schaden stehen. Als Abwehrmaßregel kommt auch die Benachrichtigung des Erfaßpflichtigen sowie die Anwendung der im Gesetze zur Verhütung von W. gegebenen Befugnisse in Betracht. Fast alle Jagdgesetze lassen, um den W. zu verhindern, unter gewissen Voraussetzungen den Abschuß von Wild durch die Grundeigentümer und Nutzungsberechtigten selbst während der Schonzeit zu. Ferner sind die Grundbesitzer und Nutzungsberechtigten befugt, das Wild von ihren Grenzen durch Schrekmittel, Jäune, Hunde usw. abzuhalten.

Wer erfaßpflichtig ist, bestimmen die Landesgesetze. In Preußen ist es die Gesamtheit der Grundbesitzer des gemeinschaftlichen Jagdbezirkes, sie wird durch den Jagdvorsteher vertreten. Beim Anschluß und bei Zulegung von Trennstücken an einen Eigenjagdbezirk ist der Inhaber erfaßpflichtig. Für das Verfahren sind in der Regel in den

Landesgesetzen behalten. In einigen geschieht das Geanspruches im orde; alsdann das Amtes die Höhe des Str

Etwas Besondere Dasselbe ist zwar Schonzeit und ist a preußischen Jagdb solchen Einfriedigun denen es nicht ausl berechnete, aus de haftet für den di Außer dem Jagt Grundbesitzer ob innerhalb seiner (auf jede erlaubte behalten, auch kann die Benutzung von bestimmte Zeit gefl uneingefriedigten Jagdpolizeibehörde geeignete Maßregeln Eigenartig ist i Erfaß des durch s Schadens geregelt. betreffend die Ausfi Gesetzbuchs ist die Vi genossenschaft ange lichen Gemeinden d hat den Zweck, die meinden von Erfaß- pflichtung zum Er Schadens erwachsen, Die Genossenschaft Gemeinde nach Ab 4/5 der Entschädigung zu erstatten, wels Pachtjahres zum A wildschaden aufgewei haben diese Aufwe Wochen nach Beginn bei dem Vorstande l melden. Alsdann wi der von jeder Gem besteht aus einem l unter Umständen l Gemeinden eine B

Literatur: R. C seine rechtliche Beha und Berechnung im Preußen.
Wildschwein s. Ur
Wildschwan s. S
Wildschwein s. S
Wildstand, der B bestimmten Gebiet
Wildsteige s. Ste
Wildtag, der v hörde festgesetzte Ge

Stück der verschiedenen Wildarten; bezieht sich aber meist nur auf dasjenige Wild, das bezüglich der Stückzahl nach einem Abschlußplan abgeschossen werden darf und infolgedessen einzeln verrechnet werden muß. Natürlich weicht die W. in den verschiedenen Ländern voneinander ab.

Wildtrage, eine Trage zum Transport des erlegten Wildes zur Strecke; besteht meist aus einem Stück Reu, das mit den Langseiten an zwei Stangen befestigt ist, vermöge deren zwei oder vier Träger, je nach der Schwere des Stückes, dieses an seinen Bestimmungsort tragen. Für Federwild, namentlich Rebhühner, benützt man Tragkörbe aus leichtem, lustigem Geflecht, die, auf dem Rücken getragen, eine Menge Federwild aufnehmen können.

Wildtransport. Beim Beschaffen erlegten Wildes nach seinem Bestimmungsort ist für sachgemäße Behandlung des der menschlichen Ernährung dienenden Wildbrets zu sorgen. Das erlegte oder aufgefundene Stück Wild ist sofort aufzubrechen, wie dies unter *aufbrechen* beschrieben ist, wobei aber zu beachten bleibt, daß während der Schonzeit des weiblichen Wildes das Geschlecht des Stückes erkennbar bleiben muß. Der gesamte Aufbruch ist zu entfernen, der Wildkörper aber vor Rässe zu bewahren. Seine innere Höhlung wird, auch zwischen den Keulen, mit Langstroh ausgefüllt. Hierauf ist das Stück 10—12 Stunden im starken Luftzug aufzuhängen. Zum Verlande, der als Filgut und möglichst in der Nacht zu bewirken ist, werden Vorder- und Hinterläufe zusammengebunden; ein Einnähen in Sackleinwand u. dergl. ist zu vermeiden. Endlich empfiehlt sich, zur Jagd stets einige, vom Ortsvorsteher abzusampelnde Wildscheine mitzunehmen. — Der Transport lebenden Wildes erfolgt in *Kästen*, in denen es sich zwar niedertun, aber nicht umdrehen kann, weil es sonst auszubrechen sucht oder sich ungebärdig zeigt. Geweihe tragenden Hirschen pflegt man diese über den Augensprossen abzuhängen, weil sie zu viel Raum wegnehmen. Sehr häufig geht Wild auf längerem Transport vor Angst ein, kummert aber im besseren Falle meist noch längere Zeit.

v. Wildungen, Franz, geboren am 24. April 1754 in Kassel, studierte Rechtswissenschaft in Marburg, trat hierauf in den hessischen Justizdienst, wandte sich aber dann dem Forstwesen zu und war von 1799 an Oberforstmeister in Marburg. Er starb am 14. Juli 1822 (s. *Jagdliteratur*).

Wildwache, Leute, die bestellt sind, Wild von Adern oder Forstkulturen abzuhalten.

Wildzaun, eine Umwehrung zum Abschließen des Wildes. Gewöhnlich versteht

man den Zaun um einen *Wildpark* darunter; doch auch kürzere oder längere Zäune verschiedenster Herstellungsweise, um das Wild im freien Revier von gewissen benachbarten Feldfluren abzuhalten, heißen so. Ein solcher Teilzaun muß stets etwas länger als die abzusperrende Grenze sein, da er andernfalls leicht umgangen wird; trotzdem bleibt sein Wert immer fraglich. Handelt es sich hierbei um längere Zaunstreifen, so dürfen Einsprünge nicht fehlen.

Literatur: G. Schumacher, *Das Wildgatter*.

Wimpel schlagen, ein Zeichen des Hirsches; er macht es, indem er mit dem Geweihe Ameisen- oder Streuhaufen auseinander wirft (verfährt); es gehört zu den weniger gerechten.

Winkstergewehre. Die Winchester Repeating Arms Co. in New Haven, Conn., Nordamerika, bringt seit 1873 Repetiergewehre für Jagdwende in den Handel. Die älteren Büchsen-Modelle bis 1895, die aber auch heute noch in den verschiedensten Kalibern fabriziert werden, haben Rohrenmagazin, das Modell 1895 und die automatische Büchsen Mod. 1905 und 1907 Kastenmagazin. Die Flinten besitzen sämtlich Rohrenmagazin. Die Betätigung des Verschlusses bzw. Repetiermechanismus geschieht bei den Büchsen und Flinten teils durch Unterhebel, teils durch den beweglichen Vorderhafter. Sämtliche W. sind sehr stabil gebaut, aber auch sehr schwer.

Windell, Georg Franz Dietrich Aus dem, geboren am 2. Februar 1762 auf dem Rittergut Priortau bei Bitterfeld, studierte in Leipzig die Rechte, wandte sich dann dem Jagd- und Forstwesen zu, indem er zu Siptenode bei Torgau die Jägerei erlernte, und wurde nach Verkauf seines Familiengutes Schierau bei Anhalt Kammerjunker des Fürsten von Anhalt-Deßau. 1812 erhielt er die Verwaltung der Forsten des Fürn. v. Thüngen und wohnte von 1832 an wieder in Schierau, wo er am 31. Mai 1839 starb (s. *Jagdliteratur*).

Wind spielt bei der Jagd eine höchst bedeutungsvolle Rolle, und so wenig ein braver Jäger von altem Schrot und Korn „den Mantel nach dem W. hängen“ wird, so wird und muß er doch genau wissen, woher dieser weht. Je mehr ihm der W. getade ins Gesicht bläst (voller W.), desto besser für ihn; im Notfalle hilft auch *Seiten-* oder *halber W.*, der ihn also von der Seite antweht; bircht er aber mit dem W., also mit *Rücken-* oder *Radenwind*, so braucht er die Büchse nicht von der Schulter zu nehmen. Ist der W. vor Schwäche kaum fühlbar, so geben einige Jüge Tabakstauch über den Luftzug Auskunft, und ist jener nicht

vorhanden, so mache man sich den Finger naß und halte ihn ausgestreckt in die Höhe, wo man bald an dem kühlen Gefühl und Abtrocknen der betreffenden Seite die Richtung merken wird. In den Bergen muß die durch Talzüge leicht wechselnde Windrichtung öfter festgestellt werden als in der Ebene, wo sie, wenn sie sich nicht an Bestandesrändern stößt, dieselbe zu bleiben pflegt. Man unterscheidet *Ober- oder Oberwind*, wenn er über dem Jäger nach dem Wilde hinzieht, *Unterwind*, wenn er unter dem ersteren, z. B. unter der Kanzel wegstreicht; unter *W. hirschen* oder *schleichen* heißt dies gegen den *W. tun*. *Kesselwind* entsteht, wenn mehrere Täler oder Waldwege aufeinander treffen, an denen der *W. sich stößt*, so daß er nach verschiedenen Seiten hin weht; vor Gewittern tritt er sehr häufig ein. *Schlechter W.* weht vom Jäger nach dem Wilde hin, gibt also diesem die Bitterung. *Voller, guter W.* bläst dem Jäger gerade von vorn ins Gesicht.

Windbruch s. Bruch 4.

Windbüchse, ein Schießgewehr, aus dem das Geschos nicht durch Pulverkraft, sondern durch die Ausdehnung der in der sog. Windflasche, dem Luftbehälter, eingepreßten und durch Abdrücken plötzlich befreiten Luft hinausgetrieben wird. *W.* wurden vielfach als Jagdgewehre benutzt; wegen der Begünstigung der Wildbieberei aber in verschiedenen (besonders thüringischen) Staaten für den gemeinen Mann verboten. In Oesterreich war die von Girardoni konstruierte *W.* bei den tiroler Landesjägern und auch sonst noch bei einigen Truppenteilen als Armeegewehr eingeführt. Diese *W.* war ein Magazinengewehr, das 20 Kugeln im Magazin aufnahm. Daß ihre Wirkung gut war, geht daraus hervor, daß Napoleon I. den Befehl erlassen hatte, jeden mit einer *W.* angetroffenen Mann sofort zu erschießen. Die Waffe litt jedoch in hohem Maße an häufigen Reparaturen, so daß sie sich nicht weiter einbürgern konnte. Sie gehört jetzt der Geschichte an und ist nur noch in Waffensammlungen zu finden. *W.* in moderner Ausführung stellen die verschiedenen Systeme der Luftgewehre dar.

winden, das p seitens des Wild rechtzeitig festzuste den Windfang h schnüffelnd ein; bi Verhalten wittern übrigens nur ein s alle Sinnesorgane samkeit gestellt wi schließlich der *W. Windfang*, Ras schließlich der *Sau Windheke*, die *Windheker*, die den Jäger.

Wind holen, b guter, erfahrener J zu suchen, um das hunde verlassen of Richtung und beschf Nase einen Bogen, l bzw. sich geholt hat sich *W.*, z. B. der trauische Rehbo.

Windhund. E ältesten hausbar ge findet Abbildungen i alten Pharaonengrä unseren *W.* sehr äh alten Griechen kannt Jagd. Im Mitte großen für die Hekj landjagen) Berwei Hirschhunde oder Hi für das geringere *W winde*, die leichten, hießen Weizwinde. ? Hekjagden erlosch Jagdlich finden lan

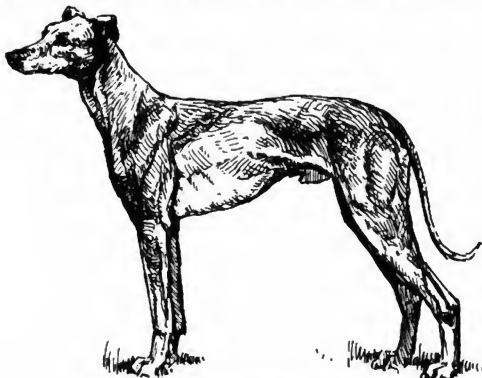


1. Langhaariger Windhund (S)

Barzois, heute noch in Rußland zur Hege auf Wölfe Verwendung. In England hat das Heßen mit glatthaarigen W. (Greyhounds)

Wipfelsteuer s. Waldbrände.

Wirbeltiere haben zwar ihren Namen von der Wirbelsäule, doch ist diese bei den niedrigsten Formen noch nicht ganz ausgebildet, sondern auf dem Stadium, in dem sie nur als Zellstrang mit häutigen Hüllen (Rüdensaite, Chorda dorsalis) erscheint, stehen geblieben. Bei den höheren Formen verknorpelt und verknöchert dann diese Körperachse zur eigentlichen Wirbelsäule. Das Nervensystem besteht aus Hirn und Rückenmark nebst zugehörigen Nerven. Das Herz liegt bauchseitig in einem Herzbeutel eingeschlossen. Die Atmungsorgane entstehen aus dem Darm. Die Geschlechter sind



2. Glatthaariger Windhund (Greyhound).

auch gegenwärtig eine sportliche Bedeutung, und zwar erfolgt die Hege auf Hasen. Die Heßen werden von verschiedenen Klubs veranstaltet, und die dabei zur Verteilung gelangenden Preise sind sehr bedeutend. In Deutschland hat sich dieser mit einer pfleglichen Behandlung der Jagd natürlich unvereinbare Sport nicht einbürgern können. Nur in Mecklenburg, Pommern und den angrenzenden Gebieten wurde früher — und wird vielleicht heute noch — stellenweise mit W. auf Hasen und Füchse gejagt.

Windleinen, die Leinen am hohen Zeug, die, an den Oberleinen befestigt, von der Richtung dieser winkelig abgehen und, im Boden angeheftet, die Lücken vor der Gewalt des Windes aufrecht erhalten.

Wind suchen s. Wind holen.

Winterhaar, das Haar des Haarwildes, das ihm gegen den Herbst hin gewachsen ist und, um vor der Winterkälte zu schützen, dichter und wolliger ist; oft ist es von anderer Färbung als das Sommerhaar, manchmal, so z. B. beim Rehwilde, wesentlich verschieden von jenem.

Wintermöwe s. Möwenartige Vögel I, 2 und II, 1.

Winterstand, die Ortslichkeit, in der das Wild den Winter über zu stehen pflegt, oder die Stückzahl, welche nach dem etatsmäßigen Abschuss zur guten Zeit als Stamm über Winter gehegt wird.

fast immer getrennt und die Fortpflanzung stets geschlechtlich. Zu den W. gehören die Klassen der Schädellosen, der Fische, von denen man bisweilen als besondere Klasse die Hundmäuler (Neunaugen usw.) abtrennt, der Lurche, der Kriechtiere, der Vögel und der Säugetiere.

Wirtschaftskreisen s. Gestelle.

Wisch, ein mit Stroh oder Schilf verblendeter Kahn, von dem aus Wasserwild geschossen werden soll.

Witterung (Wittrung), 1) scharf riechende, natürliche oder künstlich hergestellte Lockmittel für Raubzeug. Die natürlichen Lockmittel bestehen aus dem natürlichen Fraße, z. B. lebenden Tieren, frischen oder in Verwesung übergegangenen Tierkörpern oder Teilen derselben, während die künstliche Witterung durch Beimischen von scharf riechenden Sachen, z. B. Zwiebel, Foenum graecum, Kampfer usw. zu rohem, gefochtem oder geratenem Fleisch usw. hergestellt wird. Die frühere Lehre, mit diesen scharf riechenden Sachen die im Boden versteckten, bzw. mit Erde usw. verblendeten Fangeisen zu bestreichen, um durch den Geruch die zu jagenden Raubtiere zu täuschen und von dem Vorhandensein der Fangeisen abzulenken, ist falsch, da das Raubzeug durch den aus dem Boden kommenden Geruch geradezu auf das sonst nicht von ihm gewitterte Fangeisen aufmerksam gemacht und dadurch zum Nachfragen veranlaßt wird. 2) W. auch die bei ver-

schiedenem Wetter verschieden starke Ausdünstung aller Wildarten, die der Hund direkt vom Wilde und auch längere oder kürzere Zeit nach Entstehen der Fährte oder Spur riecht, wittert; ebenso die Ausdünstung des Menschen, die der Nase des Wildes und Hundes direkt durch den Luftzug zugetragen oder mittelst der Sohlen und des Oberlebers der Fußbekleidung auf dem Boden bemerkbar wird. Alle Witterung breitet sich durch den Wind trichter- und dicht über dem Boden strahlenförmig aus. Sie gewinnt daher mit zunehmender Entfernung vom Orte des Entstehens an Ausdehnung, verliert dagegen an Stärke. — Können Wild und Hund wegen ungünstigen Windes oder zu trockener, zu heißer oder zu feuchter Luft nicht hinreichend sicher wittern, so fehlt ihnen die W.

Wölfbengelchosse s. *Flintenlaufgeschosse*.

Wolf (*Canis lupus* L., *C. lycaon* Schreb., *Lupus vulgaris* Briss.; Negrim), Raubtier aus der Familie der Hunde.

Weibmännliche Ausdrücke.

Der W. hat Gehöre, Seher, Gebiß, Fänge, Klauen, eine Decke oder einen Balg, eine Fährte, Rute oder Standarte, Fleisch und Fett. Er gehört zur hohen Jagd, daher weichen einzelne Benennungen von denen beim Fuchse usw. ab. Die Betätigung des Begattungstriebes heißt *Ranzgen*, die betreffende Zeit *Ranzzeit*; das Gebären *Wölfen*; sein Ruheplatz *Lager*. Der W. reißt, raubt und frißt den Raub. Eine Gesellschaft von W. heißt *Rotte*.

Beschreibung.

In seiner äußeren Erscheinung erinnert der W. an einen starken, hochläufigen Schäferhund mit grobem, ziemlich spitzschnauzigem Kopf und mittellanger, bis zum Sprunggelenk reichender Rute. Die Gehöre sind dreieckig, aufgerichtet, die Seher liegen etwas schief, der Hals ist sehr kräftig. An den Vorderläufen befinden sich 5, an den Hinterläufen 4 Zehen mit nicht zurückziehbaren Klauen, wie bei allen hundeartigen Tieren. Die Wölfin besitzt 8 bis 12 Zigenpaare. Die Färbung ist im allgemeinen graugelblich mit schwarzen Strannen durchsetzt, an den Läufen mehr rostfarbig, an Leisten, Bauch und Innenseite der Hinterläufe mehr weißgelblich. In der Schultergegend bemerkt man oft eine fattelartige, dunkle Zeichnung. Im Gesamttoune ändert die Färbung ziemlich ab, auch kommen schwarze und im hohen Norden weiße W. vor, letztere als Albinos mit roten Sehern auch in anderen Gegenden. Länge etwa 1,15 m, Rute 45, Vorderhöhe 85, Kopflänge 26, Gehöre 11 cm. Ein in der Kgl. Oberförsterei Zuroscheln im Januar 1913 erlegter Wölferübe wog 46,5 kg, ein zu derselben Zeit in der Oberförsterei Rothwendig

(Pösen) gestreckte Tritte waren lang, 11,5 breit, als die eines Boi Gebiß, sowie das inneren Organe als großer Haushunde, wog stärker als Doggen usw.

Der W. ist hüborn und macht in Eindruck, als sei er sind überaus schagenus aus dem St nicht hinlänglich rungen zur Jagd a ist er feig, und nur durch den qualender er dem Menschen Mit Hilfe seines f mag er einen krä weit wegzuschlepper bret und Was sind si Zeiten der Not auch selbst Obst, Schwän Hunger gar nicht n will. Bricht er in reißt er viel mehr, und schleppt schließlich in Ruhe zu fressen. Von einer Hundespu nicht ganz leicht ist, se Der W. schnürt gan nicht; der Tritt ist lä als beim Hund; der S weil er stets tragt. Tra einander, so treten si die Fährte des vorder eines starken Hundes sächlich gegen Abend, antritt, und bei den sehen schief im W Hunde zutritt.

Verbreitung.

Wenngleich die W Ländern gänzlich v doch im allgemeiner Frankreich, Spanien land ist er stellenweis noch in der Schweiz Europa, wo man ei Schlag als Rohrwolf noch in Rußland, In Deutschland sind noch in einzelnen; fast alljährlich wed Rußland sowohl al bei uns ein, die bis nach Brandenbu Stück im Forste de (Neumark) erlegt w

und Bojen werden fast in jedem Winter Wölfe geschossen. Wo es ihm gut geht und er sich steden kann, ist der W. zu Hause, gleichviel ob im Berg- oder Flachland, im Wald oder in der Steppe; selbst große Brüche, Köhrichte und ähnliche Erlichkeiten bezieht er. Meist weit umherstreichend, wechselt er häufig seinen Aufenthalt, kommt aber an einen auserwählten Lieblingsplatz wieder zurück.

Lebensweise, Fortpflanzung.

Die Gemeingefährlichkeit des W. ist allgemein bekannt; er raubt ganze Wildbahnen aus und kann sogar die Viehzucht in Frage stellen. Seinen Raub treibt er meistens zur Nachtzeit, da ihn die weiten Streifzüge zur Ruhe bei Tag nötigen, dieser ihn auch zu sehr gefährdet; wo dies aber weniger der Fall ist, tragt er auch bei Tage die Gegend ab. Im Frühjahr treibt er sich meist einzeln umher; zum Winter aber schlägt er sich in Wotten zusammen und macht dann das Land unter Führung eines alten, pfadkundigen Gefellen unsicher, welcher abends die Rotte zum Rauben zusammenheult. Wo der W. sein Wesen treibt, merkt der aufmerksame Jäger bald, teils an den Überresten gerissenen Wildes, teils auch an dessen großer Scheu, und wird der W. nicht bald erlegt, so ist besonders und zunächst der Reihstand sicher bald ruiniert, da der W. das Reh am leichtesten beschleichen und fangen kann. Im Herbst schleicht er meist einzeln umher, sowohl auf waldfreien Erlichkeiten als in Wäldern, und raubt am liebsten Schafe, unter die er auch am Tage vor den Augen des Hirten einbricht. Die Schafe ergreifen zwar die Flucht vor ihm, bleiben aber bald stehen und starren ihn an, wodurch er Zeit gewinnt, sich eins, auch mehrere zu holen. Zwar gelingt es ihm auch wohl, ein einzelnes Pferd oder Rind zu beschleichen, doch wo diese Tiere draußen zu sein gewöhnt, auch im Notfalle sich selbst zu verteidigen genötigt sind, wird ihm diese Absicht oft gründlich verleidet, indem die Pferde der Steppen ihre Füllen in die Mitte nehmen und sogar der angreifende Teil werden, wobei ihre scharfen Hufe in energische Tätigkeit kommen. Auch die Kinder nehmen ihn bald an, und gerät er unter eine ihn kennende Schweineherde, so wird er sicher in Stücke zerrissen; an diese Kämpfe gewöhnte Herden werden sogar Hunde gefährlich. Diese jagt der W. auch, wo er kann, lockt sie durch scheinbare Flucht vom Gehöft weg; dem einzelnen Hund wird dann durch einen zweiten W. der Rückweg abgesehen. Helfen diese gewöhnlichen Mittel nicht, so legt der W. sich stundenlang in den Hinterhalt, gern in die tief ausgefahrenen Geleise von Wegen und Straßen.

1. Wolf, trabend.

2. Wolf, flüchtig.

(¹/₁₀ nat. Gr.)

Die Kanzzzeit dauert während des ganzen Winters, hauptsächlich während des Januar und Februar, da die Wölfinnen zu sehr ungleicher Zeit hitzig werden, obgleich es jede nur, wie eine Hündin, etwa 14 Tage lang bleibt. Nach etwa 9 Wochen welft die Wölfin in einem sicheren Versteck 4 bis 6 in den ersten drei Wochen blinde Junge, verteidigt sie nicht ohne Mut, trägt sie aber lieber im Fang in ein anderes Versteck, wenn sie irgend welche Gefahr merkt.

Jagd, Fang.

Die Wolfsjährt ist bereits beschrieben und wird auch ohne Schnee dem Jäger auffallen; aber selbst in zweifelhaften Fällen, also bei nur unklar abgedrückter Jährt, wird er ihr seine volle Aufmerksamkeit zuwenden, da ein starker, im Walde sich umhertreibender Hund ebenso gefährlich werden kann wie ein W. Früher machte man einge stellte Jaggen mit dem Wolfszeug und hatte auch alle Ursache dazu, die Jagden von polizeilicher Seite anzuordnen, als und solange der W. eine Landplage bei uns war, wie er es heute noch in anderen Ländern ist. In den Bezirken aber, wo nur gelegentlich ein oder einige Wölfe aus der Nachbarschaft einwechseln, begnügt man sich mit der Treibjagd. Bei dieser sucht man den Distrikt, in dem sie stecken, entweder mit Schützen ganz zu umstellen, oder diese und die Treiber im Haken gegeneinander anzulegen, so daß sie von vornherein Fühlung miteinander haben. Die Triebe müssen sehr groß genommen werden. Nötigenfalls kann ein Teil des Treibens verlappt werden. Die unbedingteste Stille bei allen solchen Vorkehrungen ist aber notwendig, denn besonders da, wo der W. nicht heimlich ist, ist er von verdoppelter Aufmerksamkeit und schlecht sofort, möglichst gegen den Wind, wobei ihn seine unfehlbare Nase leitet, so still davon, daß er oft schon über die Grenze ist, wenn das Treiben eben seinen Anfang nimmt. Vor den Treibern schleicht er vorsichtig hin und her, drückt sich, bricht aber endlich schnell durch. Ist der W. gefehlt, so hat auch die Jagd ihr Ende, da er nun sehr weit davontrabt, ehe er sich reckt, diese Gegend längere Zeit meidet, auch wohl, wenn er ihr fremd war, überhaupt nicht wiederkehrt. Wo W. häufig sind und daher regelmäßige Jagden stattfinden, werden solche Treiben natürlich öfters wiederholt. Von Nutzen sind dabei Braden, welche den W. scharf jagen, was freilich nicht alle tun, weshalb eine gute Wolfsmeute von Wert ist. In Südrussland und in den Donauländern, wo der W. häufig in großen Röhrichten steckt, werden diese mit Schützen umstellt und von solchen Braden abgejagt. Außerdem stellen sich Briteure mit starken Windhunden da auf,

Jagbletton.

wo ihnen eine gute Jagden die Braden und bringen Jäger gefehlt, so daß er der nächste Briteur die ihn auf freiem im wilden, wird abgewürgt haben, ihn im Notfalle in seiner Heppstische tot schlägt. Ein an angeschossener W. Flucht, daß eine W. wenn nicht scharf sind, denen beritte aber auch dann wird Der W. hat eine W. zuwider sein muß, die wenigsten, fell auf ihn jagen, die wenn sie die Jährt finden, das Paar abgehen.

Eine eigentümliche effante Jagd auf die Anheulen bewirkt alte Wölfin im Aug Junger weg und auf sie niemals, in gelt Jungen zuzuheulen, Hierdurch ist es möglich zu stellen, was die Aufgabe für den Jäger Wölfe zu vernichten Jäger mit sachkundig bis in die Nacht hineingeht der alten Wölfe haben, dann umstellen nächsten Abend und auf das Geheul, bis erstorben ist. Nun hat die Stimme der c ähnlich nachzuahmen jungen W. an und mu von welcher die Antwort pausen von einigen heulen wiederholt, b festgesetzt ist; doch sich sehr hüten, irgendetwas Anwesenheit zurück zu die W. nicht genau bleiben, da sie im weglich werden, si einen gewissen Distrikt diesem die Wechsel zurück festgehalten. Jagd geschritten um Schützen so dicht wie Benutzung von Jagd aber nicht vor 10 bis umstellt, damit man

der alten Wölfin sicher ist. Darauf werden die jungen Wölfe nochmals angeheult, worauf sie trotz der Anwesenheit der Alten antworten, und nun beginnt das Treiben gegen die Schützen zu oder, wenn der Distrikt ganz von Schützen umstellt ist, gehen die Treiber im Jagen hin und her. Hat man Braden, so läßt man diese die Wölfe jagen, worauf sie bald vorkommen, und sollten auch die alte Wölfin und etwaige im Treiben stehende Wölfe gefehlt werden oder durchbrechen, so sind die Jungen eine sichere Beute, da sie sich nicht entschließen können, ihre Heimstätte zu verlassen. Die Kosaken und andere Steppenbewohner jagen den W. parforce, indem ihm ein Reiter nachjagt und den erschöpften und alsdann sehr feigen Ränber mit seiner schweren Peitsche todschlägt. Bei den Tataren werden Steinadler auf Wölfe abgetragen.

Ter An s i ß auf Wölfe kann nur beim Luder oder bei einem zum Schreien veranlaßten Lamm oder Ferkel oder einer angepflodten Ziege, Gans oder Ente Erfolg haben, aber selbst dann ist er mißlich, wenn nicht ein Hochstand, also eine Kanzel, zur Verfügung ist. Das Luder muß, wenn es der W. annehmen soll, auf einer Wölfe liegen; denn in der Dichtung ahnt Hegram Verrat, zumal er nicht um sich äugen kann. Liegt aber auch das Luder auf einer Wölfe, so umkreist es der W. erst fernher, dann näher und wittert den Jäger jedenfalls, was auf dem Hochsitze so leicht nicht zu befürchten ist. Der Jäger, der den Hochsitz benutzen will, begibt sich, um keine frühe Menschenpur für den mißtrauischen Wolf zu hinterlassen, am besten im Schlitten oder vom Pferde direkt auf den Hochsitz. Ein ebenfalls berittener Begleiter oder der Kutcher des Schlittens bringen das Reitpferd bzw. den Schlitten sofort weg. Spürt man, daß sich die Wölfe stark angeludert haben, so darf man annehmen, daß sie in einer der nächsten Dichtungen stecken, da sie alsdann nicht gern weit wegtraben. Glückt es, den Ort still und schnell zu umstellen, so kommen sie leicht zu Schuß; freilich entscheidet aber auch dieses eine Treiben, denn sie traben sehr weit fort, wenn sie mit heilem Balge davontommen.

Wo Wölfe noch häufig sind, legt man auch **Wolfsgruben** oder **Wolfsfänge** an, etwa 4 m tiefe, 3 bis 4 m im Quadrat umfassende Gruben, in deren Mitte ein Pfahl mit darauf befestigter Scheibe angebracht wird, auf welcher als Köder eine Ente oder ein Schaf, am besten lebendig, befestigt wird. Die Öffnung der Grube wird mit dünnem, durch Schafsmist verwittertem Reiserwert leicht überdeckt, so daß der W. hindurchfällt, wenn er den Köder sich aneignen will. Auf dem Boden kann man noch 1 bis 2 gespannte

und mit Erde bedeckte, starke Tellereisen mit Kette und Anker legen, in welchen sich der in der Grube umherlaufende W. sofort fängt. Ein Entkommen des W. ist unter diesen Umständen unmöglich; er wird sodann in der Grube erschossen.

Man kann den W. auch mit Strychnin vergiften, indem man das Gift in saftgroße Fleischstücke durch Einschnitte so eindringt, daß kein Strychnin außen am Fleische haftet. Die vergifteten Fleischstücke legt man an einem von Wölfen angenommenen Luder an. Bekanntlich verenden derart vergiftete Tiere nach so kurzer Zeit, daß man sie meistens nicht weit vom Luderplatze findet.

Gefangenen oder kranzgeschossenen Wölfen gibt man den Fangschuß. Der W. wird wie jedes andere Raubzeug gestreift und liefert zwar ein sehr brauchbares Raubwerk, doch behält dies jahrelang einen widerlichen Geruch. Man nennt solche Bälge **Wolfschuren**. Sie geben schöne und warme Decken auf Wagen und Schlitten.

Literatur: **Brehms Tierleben**; C. E. Diezels **Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd**. **wölfen** (welfen), das Gebären des Wolfes und Hundes.

Wolfsgräten, umzäunte Plätze, die so eingerichtet waren, daß der eingedrungene Wolf den Ausgang nicht wiederkam, daher oft stundenlang im Kreis umherlief. G. V. Hartig beschrieb einen solchen in seinem „**Forst- und Jagdarchiv**“, ebenso im „**Lehrbuch für Jäger**“. Da der Wolf die Luchlappen sehr scheut, so sind diese ein bewährtes Mittel, ihn an der Flucht zu hindern, besonders, wenn die Lappen durch angestellte Mannschaft stets in Bewegung gehalten werden. An einer Seite stellt man fängisch gestellte Rege vor und läßt den Wolf gegen sie treiben; wird er vor den Regen scharf getrieben, so fällt er meist hinein, verwickelt sich und wird erschlagen.

Wolfsgrube s. **Wolf**, **Jagd**.

Wolfsollanen, die an den Hinterläufen mancher Hunde befindlichen, losen, verkümmerten Zehen und Krallen, die auf der Innenseite und höher stehen als die vier anderen. Es herrichte früher der Aberglauben, daß Hunde mit W. der Tollwut nicht unterworfen seien.

Wolfsproß, eine zuweilen beim Daviti gebrauchte Bezeichnung für den auf den Mittelsproß nach oben hin folgenden Sproß, der, in der Regel ungeteilt, sich durch besondere Stärke auszeichnet. Hier und da wird der Ausdruck W. auch wohl beim Rothirsch angewendet, wo er jedoch keine Berechtigung hat. Eher würde er auf den **Maral** passen, wo der genannte Sproß auffallend stark entwickelt ist.

Wolle, das Haar der Hasen und Kaninchen, sowie das Grundhaar der Sauen und des Raubzeuges im Winter.

Würgen (würgen), der eigentümliche Ton des Auerhahnes, wenn er sich in der Balzzeit am Abend auf seinem Standbaum soeben eingeschwingen hat; das Verhören dieses Tones ist wichtig, wenn man den Auerhahn demnächst anspringen will.

Wundbett, das Bett, in dem ein krankes (anaeischweißtes) Stück Schalenwild liegt.

Wunden beim Hunde. Die Heilung der W. ist meist von der ersten Behandlung abhängig. Reine W. dürfen nicht durch schmutzige Finger, Instrumente, Leinwand, Schwämme, Binden usw. verunreinigt, unreine müssen so bald als möglich gründlich gesäubert werden. Man schneidet zunächst mit einer krummen Schere die Haare in der Umgebung der W. ab und wäscht mit Schmierseife und klarem Wasser die Umgebung energisch, die Wunde selbst aber vorsichtig unter Zuhilfenahme eines sausches Wundwatte, im Notfalle reiner Leinwand, sorgfältig ab. Nur wenn das Blut in weitem Strahle aus einer verletzten Arterie fließt, muß diese Vorreinigung unterlassen werden. Der Arzt erfährt das verletzte Gefäß in diesem Falle mit einer zu solchem Zwecke besonders eingerichteten Pinzette oder umstricht es mit einer chirurgischen Nadel und unterbindet es mit Seide, so daß die Blutung zum Stehen kommt. Der Laie wird nicht in der Lage sein, diesen Eingriff vorzunehmen, er legt statt dessen einen Druckverband an. Dieser besteht aus einem sausches Verbandwatte oder Mull, im Notfalle einem mehrfach zusammengefalteten Stück reiner Leinwand, welches Material in 2prozentiges Kreolinwasser getaucht ist, und einer Binde, mit der Watte, beziehungsweise Mull oder Leinwand gut befestigt werden. Solcher Verband darf jedoch höchstens zwölf Stunden liegen bleiben; innerhalb dieser Zeit wird der Tierarzt zur Stelle oder auch die Blutung durch Gerinnen des Blutes gestillt sein. Man hüte sich, das gewonnene Blut aus der Wunde zu entfernen, weil man dadurch die Blutung aufs neue hervorrufen könnte.

Nachdem die Vorreinigung der Wunde ausgeführt ist, beginnt man mit der Anwendung von Desinfektionsflüssigkeit. Man benützt am besten 2- bis 3prozentiges Kreolin- oder Lysolwasser. Auch Karbolwasser, ferner eine Lösung von Sublimat in Regenwasser im Verhältnisse von 1 : 1000 oder essigsäure Tonerde, mit gleichen Teilen Wasser vermischt, können zur Wunddesinfektion Verwendung finden. Das Auswaschen der Wunden wird vermittelt eines sausches Verbandwatte oder des Irrigators, im Notfalle

mit Hilfe eines febeverstelligt.

Nachdem die gereinigt und mit ist, sucht der Arzt Naht zu vereinigen. Ist das Nähe Wunde durch ein Aderpinseln mit (dium) gegen das Spaltspigen geschl aus entfetteter, fei Binden. Die Watte gelegt, so daß sie l gebung vollständig so umgewickelt, de und vor Schmutz sich für unsere Zwi breite und bis 1,5 gefäarter Gaze angefertigte Binden. Diese werden vor dem Gebrauche in Kreolinwasser getaucht, ausgedrückt und darauf umgewickelt. Die appetitierten Gazebinden haben vor den Mullbinden den Vorteil, daß sie nach dem Trocknen eine steife Hülse bilden, auf diese Weise das umwickelte Glied ausgezeichnet schützen u Grade auch feststelle

Die meisten Hun durch Knabbern und zu zerstören, und in sächlich unmöglich, l hindern. Der Regel durch Anlegen eines derer Teil aus did Leder besteht. Getropdem, den Verbe handelt man die r reinigt sie ein- bis Kreolinwasser, nach dem Tierarzt mit Abfluß des Eiters g ist zu wechseln, wen gelodert hat, durchf wärme nehmenswer

Lu e t s c h u n g wirkung eines stum standene Verletzung; Quetschung bestehen haftigkeit und Funkt Körperteiles. Die

von Blut- und Lymphgeäßen aus zerrissenen Gefäßen. Häut sich das Blut herdwweise unter der Haut an, so spricht man von einer Blutgeschwulst. Diese sieht man besonders am Kopfe sehr häufig, der durch die Schwellung oft ganz verunstaltet wird.

Man behandelt die Quetschungen mit kühlenden Umschlägen (Eiswasser, Bleiwasser) und sucht durch Druckverbände oder Massage das Auffangen der Flüssigkeit zu beschleunigen. Größere Flüssigkeitsbeulen werden mit dem Messer geöffnet, worauf die Innenfläche der Höhle der gewöhnlichen Wundbehandlung unterzogen wird.

Brandwunden leichteren Grades geben sich zu erkennen durch Rötung, Schwellung und starke Schmerzhaftigkeit der Haut; Brandwunden zweiten Grades durch Blasenbildung, solche dritten Grades durch Zerstörung der Haut (Brandeschorf) und Eiterung. Die Behandlung besteht im Auftragen eines aus gleichen Theilen Kaltwasser und Baumöl bestehenden Linimentes. In Fällen schwerer Verbrennung muß ein Wundverband angelegt werden.

Schlangenbisse (Kreuzotterbisse) nehmen folgenden Verlauf: Bald nach dem Bisse entwidelt sich an der Bisswunde eine bläuliche, sehr schmerzhaft, meist teigige Anschwellung, die nach dem Herzen zu fortschreitet. Die Atmung wird erschwert, es tritt

Erbrechen ein und schließlich erfolgt totale Lähmung. Behandlung: Sofort ein Band oberhalb der Bissstelle fest umschnüren, dann die Wunde mit Salmiakgeist, Chlorwasser, Jodtinktur, Chromsäure oder Kalilauge behandeln. Man kann das Gift auch durch Anwendung des Glühens oder des Pöllensteinstiftes zerstören. Nachdem dies geschehen, wird die Schnur gelöst und dem Patienten Kognat oder Schnaps eingegeben.

Wurf, 1) die von einer Hündin gleichzeitig gewölkten Jungen. 2) Der Köffel des Schwarzwils (s. Ober- und Unterwurf).

Wurfstauben s. Tontauben.

Würgelöhrring (engl. choke-bore), die Ründungsverengung der Flintenläufe. Je nach ihrer Stärke unterscheidet man schwache, mittlere und starke W. Durch die W. wird die Streuung verringert; gleichzeitig nimmt auch die Verdichtung der Schrote nach der Mitte zu.

Würgelalle s. Fallen II, 4.

würgen, wenn Hunde Raubzeug tobeissen; auch wenn die Windhunde den Hals gefangen haben, w. sie ihn (s. a. worgen).

Würgelalle s. Edelfalken I, 2.

würmen, wenn die Schneise mit dem Stecher den Boden nach Würmern durchsucht. **wurzeln**, das Stechen des Dachs im Boden nach Erdmaß.

Wüstenbuffard s. Bussard 2.

3.

Zahn, 1) die fachelartigen Spitzen an den Bügeln mancher Fangeisen. — 2) Der spitze Ausschnitt am Oberjabel der Falken und Würger.

Zahnahre. Wie bei manchen Haustieren, so kann man auch z. T. bei den Wildarten am Gebiß das Alter der Stüde feststellen, besonders während der ersten Lebensjahre. Die einzelnen Zähne pflegen zu ziemlich bestimmten, meist nur geringen Schwankungen ausgelegten Zeiten aufzutreten bzw. wechselt zu werden, so daß man darin einen brauchbaren Anhalt zur Altersbestimmung hat. Näheres bei den einzelnen Wildarten.

Zährte s. Karpfensische IX, 2.

Zain, der, Wüzel (Schwanz) des Dachs.

Zalat s. Karpfensische XI, 1.

Zander s. Barsche II, 1.

Zedlig-Neulirch, Fchr. v., s. Hegevald.

Zeichen, gewisse Merkmale auf dem Boden, an Sträuchern und Bäumen, nach denen man Geschlecht und Stärke eines Stückes Rotwild ansprechen kann (s. Fährtenzeichen); hinsichtlich des Verhaltens und

der Z. des angeschossenen Wildes s. Schußzeichen. Gutes Z. ist die Folge eines tödlichen Schusses.

zeichnen, 1) die Folge der Einwirkung des Schusses auf das getroffene Wild (s. Schußzeichen). 2) Der Hund zeichnet (markiert), wenn er durch sein Benehmen kundtut, daß er Wild wittert. Meist verändert er dabei die Richtung und windet in der Richtung, in der er das Wild vermutet. Auch der Uhu auf der Hütte z. (m.), wenn er durch Stellung und Gebaren das Anstehen von Raubvögeln ankündigt.

Zentralfuerpatronen, Patronen, bei denen sich das Ründhütchen in der Mitte des Hülsenbodens befindet.

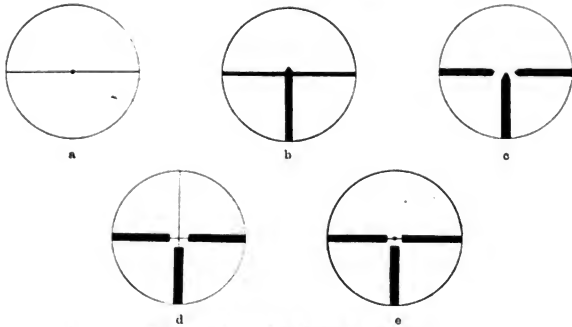
zerlegen, bereits zerwirktes, ausgewirktes (s. aufbrechen) Wild für den Küchengebrauch zerleinern; am Hasenbraten läßt man nur den Rücken und die Keulen, alles übrige ist Kochwildbret.

zerwirren, ein Stück Schalenwild aus der Haut schlagen (abshwarten) und dann in einzelne Teile zerlegen; s. aufbrechen. G. L.

*image
not
available*

Absehen nach Abb. 3c-e bei richtigem Abkommen, selbst bei schlechtestem Licht, nicht passieren, weil das eigentliche Absehen immer im idealen Kreuzungspunkt der 3 starken „Balken“ liegt, und man deshalb beim Zielen mit den starken „Balken“ nur auf den Bildkörper zu gehen braucht. Anders liegt der Fall beim Absehen nach Abb. 3b; hier ist bei schlechtem Licht die übertragene feine Zielspitze nicht mehr zu sehen und man geht dann unwillkürlich leicht zu voll ins Ziel hinein, hat Hochschuß oder überschießt das Wild. Die Absehen nach den Abb. 3c-e bieten aber außerdem noch den Vorteil, daß sie gleichzeitig ein sehr gutes Hilfsmittel zum Schätzen der Entfernung des

nnung seiner optischen Eigenschaften gewährleisten soll. Hierzu ist besonders erforderlich das richtige Einhalten des dem Zielfernrohr eigenen Augenabstandes, so daß also der Besitzer eines mit Zielfernrohr versehenen Gewehres im normalen Anschlag auch sofort den vollen Sehkreis (Gesichtsfeld) des Fernrohrs überblicken kann. Dies ist dann der Fall, wenn sich (im normalen Anschlag) das Auge in der sog. hinteren Austrittspupille des Fernrohrs befindet, wie dies Abb. 1 und 4 zeigen. Da die z. Zt. gebräuchlichen Fernrohre einen Augenabstand von etwa 7 bis 8 cm besitzen, so muß also das Auge im richtigen Anschlag um 7 bis 8 cm von der letzten Fläche der dem Auge zugekehrten Linse entfernt



3a-e. Verschiedene Absehen des Zielfernrohrs.

Wildes bieten, indem der Zwischenraum zwischen den beiden starken Horizontalbalken oder Fäden so abgestimmt ist, daß z. B. auf 100 m ein breitstehender Rehbock dazwischen geht. Ist der Bock näher wie 100 m, so erscheint er größer wie der Zwischenraum; mit zunehmender Entfernung (also über 100 m hinaus) wird der Bock aber immer kleiner wie der Zwischenraum, bei 200 m Entfernung erscheint der Bock dann gerade so groß, daß er den halben Zwischenraum, beim Absehen nach Abb. 3d z. B. den Raum zwischen dem feinen Vertikalfaden und dem Ende des linken oder rechten dicken Balkens einnimmt. Bei 150 m Entfernung entspricht die scheinbare Größe des Bodes $\frac{3}{4}$ des Zwischenraumes zwischen den beiden dicken „Balken“.

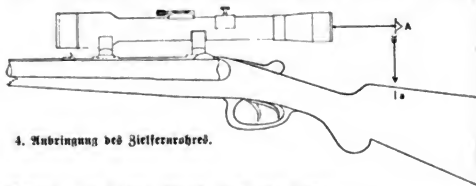
Das Anbringen eines Zielfernrohrs muß mit besonderer Sorgfalt geschehen, wenn das Zielfernrohr eine vollständige Aus-

sein. — Empfehlenswert beim Gebrauch eines Zielfernrohrs ist immer die Verwendung einer auf dem Okulare befindlichen Augenblende aus Gummi, weil sie erstlich dem Schützen sofort die richtige Lage des Auges bestimmt und weil man zweitens mit ihr jedes störende Licht vom Auge fernhalten kann. Vielfach werden derartige Blenden nicht nur aufsteckbar, sondern auch unverlierbar mit dem Okular verbunden. Abb. 5 zeigt ein auf einem Drilling befestigtes Zielfernrohr mit unverlierbar angebrachter Gummiblende.

Für die Erleichterung der Wahl eines Zielfernrohrs mögen folgende Anhaltspunkte dienen: Je geringer die Vergrößerung, desto größer das Gesichtsfeld, je stärker die Vergrößerung, desto kleiner das Gesichtsfeld. Zielfernrohre, welche also vorwiegend zum Schießen auf flüchtiges Wild dienen sollen, müssen eine tunlichst schwache Vergrößerung

und großes Gesichtsfeld haben, für Zielfernrohre hingegen, welche vorwiegend zum

Zopstrodmis, 2
Baumteile infolge



4. Anbringung des Zielfernrohrs.

Anstand am späten Abend oder gar beim Mondlicht dienen sollen, ist bei genügender Lichtstärke (große Objektiv-Öffnung) auch eine starke Vergrößerung, die den Schützen bei dem an und für sich schlechten Licht das Wild besser erkennen und ansprechen läßt, von großem Nutzen. Die Vergrößerungen der 3. Zt. gebräuchlichen Zielfernrohre schwanken

Zuderräbe f. II
Zu Feld schießen
Stüdes Feldwild, d
wird (f. a. zu Holz
Zug, 1) das Wan
jahr und Herbst; 2)



5. Zielfernrohr mit Augenblende.

zwischen $+ 2\frac{1}{2}$ und $+ 10$. Als beliebteste Vergrößerung wird man die 5fache bezeichnen können.

Ausführlicheres über das Zielfernrohr findet sich in der Broschüre „Das Zielfernrohr“ von C. Leiß.

Zielmunition, Übungsmunition mit schwacher Ladung zum Schießen auf kurze Entfernungen.

Zielpunkt, der Punkt, auf den man Bijier und Korn einrichtet, um das Ziel zu treffen. Der 3. fällt mit der Mitte des Zieles zusammen, wenn das Gewehr auf die betreffende Entfernung Fledschuß hat. Ist die Entfernung geringer, so liegt er tiefer, bei weiterer höher.

Ziemer (Zimer), 1) der Rückenbraten vom Schalenwilde. Beim Rotwilde kann er in Vorder- (Blatt-), Mittel-, Blum- und Bedelsiemer zerteilt werden. — 2) f. Drosseln 2.

Zinken f. Jagdhorn.

Zippdrossel (Zippe) f. Drosseln 1.

Zirpente f. Enten I, 4.

Zobel f. Karpfensische IX, 4.

Zope f. Karpfensische IX, 3.

Zopf, der obere, in der Baumtrone liegende Teil des Stammes.

Zopfente f. Enten II, 5.

Wanderungen in fe
(wärmeren) Winterqu
im Frühjahr zu sein
(f. a. Strich 1).

zu Holz, 1) ziehe
Jäger gebraucht, we
gehen; 2) richten, de
Wild mit oder ohne
nachhängen; 3) (zu
Stück Wild tödlich an
zur Strecke bringen.

Zündhütchen, klein
Lafeln mit dem Zü
dessen Flamme das P

Zündung. Die
brennung des Pulve
Stärke der 3. Zu s
brenner oder gar Ver
namentlich Blättchen
stärkere 3. als Schw

Zurückbleiben, ein
Edelhirsches (f. Fähr
zurückbrechen, w
wärts durch die Treil
Umkehren, namentlich
heißt zurückpressen.

zurücklegen, wenn
weniger Enden obe

und Enden veredelt als im vergangenen Jahre.

zusammenbrechen, das Stürzen des Schalenwildes nach dem Schuß.

zusammenfallen, das gegenseitige Sich-anfallen und Beißen der Hunde.

zusammenhalten der Schrote beim Schuß. Die dahingehenden Versuche haben kein zufriedenstellendes Ergebnis gezeigt. Die sog. Konzentratoren hielten die Schrote entweder derart zusammen, daß die ganze Ladung als geschlossene Masse das Ziel traf, oder hatten überhaupt keine nachweisbare Wirkung. Auch das Zusammen gießen der Schrotladung mit Wachss, Talg usw. sichert nicht das gewünschte Ergebnis.

Zusammenkunftsort, Sammelplatz, Treffstatt, Rendez-vous.

zusammenreißen, das Niederreißen stärkeren Wildes durch Hunde.

zu Schanden schießen s. zu Holze schießen.

Zuspruch, jede Aneide an einen Hund.

zufreihen, wenn Federwild auf den Schützen zu zieht. Sodann im Sinne von ein- oder zuwechseln beim hohen Haarwilde.

zutreten, die Vereinigung der Keiler mit den Wachen zu Beginn der Rauchszeit.

zuwechseln, wenn fremdes Wild in einem Reviere sich einfindet, wo es sonst nicht steht.

Zwang, ein gerechtes Hirschzeichen (s. Führtenzeichen 3).

Zwangstreiben s. Rotwild, Jagd 5.

Zwangswechsel, ein Wechsel, den das Wild anzunehmen gezwungen ist, wenn Abgründe, Felswände, tiefe Sümpfe usw. ein seitliches Ausweichen unmöglich machen. — Beim Haarwilde der Niederjagd Zwangspäß genannt.

Zweigrecht, früher das Recht, zu Jagd-zwecken Bäume auszuästen oder auch zu fällen.

Zwergadler s. Habichtsadler 2.

Zwergfalke s. Edelfalke II, 1.

Zwerggans s. Gänse I, 4.

Zwerglauz s. Eulen II, 2.

Zwergformoran s. Scharbe 3.

Zwergmöwe s. Möwenartige Vögel I, 7.

Zwergohreule s. Eulen III, 1.

Zwergreißer s. Reiher V, 1.

Zwergrohrdommel s. Reiher V, 1.

Zwergrohrhuhn s. Sumpfsuhn 3.

Zwergsjäger s. Säger 3.

Zwergschneipe s. Sumpfläufer und Strandläufer 3.

Zwergseeschwalbe s. Seeschwalbe I, 3.

Zwergsteißfuß s. Taucher 1, 5.

Zwergstrandläufer s. Strandläufer 1.

Zwergtrappe s. Trappen 2.

Zwergwels s. Welse II.

Zwiesel, ein sich in zwei gleichstarke Schäfte teilender Baumstamm (s. V. Esche).

Zwilling, ein Doppelgewehr.

Zwingen, wenn der Rothirsch das Zeichen des Zwanges macht (s. Führtenzeichen 3).

Zwinger s. Hundezwinger.

Zylinderbohrung haben Schrotläufe, deren Bohrung (Seele) überall gleich weit ist. Sie wird heute nur selten hergestellt; die Läufe mit Z. eignen sich besonders zur Waldjagd, wo schnelles Schießen auf kurze Entfernungen die Regel ist. Gewöhnlich wird heute die verbesserte Z. angebracht, wobei der sonst zylindrische Lauf an der Mündung eine geringe Verengung aufweist.

Zylinderverchluß s. Verchlußkonstruktionen.

*image
not
available*

	Allgemeines:		
	1. Sammelbezeichnung	2. Erwachsenes Wild männlichen Geschlechtes	3. weiblichen
a) Rotwild	Rotwild, Edelwild	Rothirsch, Edelhirsch, Hirsch	Rottier, Edeltier, Tier; unfruchtbare heißen Geltiere; weibliches Wild überhaupt: Mutterwild, Kahlwild
b) Elchwild	Elchwild, der Elch	Elchschäufler, Elchhirsch	Eichtier, unfruchtbare heißen Geltiere; weibliches Wild überhaupt: Mutterwild, Kahlwild
c) Damwild	Damwild	Damschäufler, Damhirsch, seltener Dambock	Damtier, Damgeiß; unfruchtbare heißen Geltiere; weibliches Wild überhaupt: Mutterwild, Kahlwild
d) Rehwild	Rehwild	Rehbock, Rod	Ride, Altreh, Rehgeiß; unfruchtbare heißen Geltier oder gelte Ride
e) Gemse	Gemswild, Gams	Gemsbod	Gemsgeiß, die unfruchtbare Geltier
f) Steinwild Rufflon	Steinwild Ruffelwild	Steinbod Ruffelbod	Steingeiß, Geltgeiß Ruffelgeiß, Geltgeiß
g) Schwarzwild	Schwarzwild, Sauen	Im 3.—4. Lebensjahre Ketter, im 5. Lebensjahre angehen- des, im 6. Lebensjahre bau- endes Schwein, später haupt- schwein	Im 3.—4. Lebensjahre Bade, dann grobe Bade
h) Hase Kaninchen	Hasen, Hasenwild Kaninchen	Rammker —	Häjin, Sezhoje —
i) Bär	Bären, Bärwild	Bär	Bärin
k) Wolf	Wölfe	Wolf	Wölfin
l) Luchs Wildkatze	Luchs Wildkatzen	Luchs Kater, Kuder	Luchsin Käjin
m) Dachs	Dächje	Dachs	Dächjin
n) Otter	Otter	Otter	Otterin
o) Fuchs	Füchje	Fuchs, Hude	Fähe, Füchjin
p) Marber Iltis Wiesel	Marber Iltisse Wiesel	Hude Männchen Männchen	Fähe Weibchen Weibchen
q) Auerwild Birkwild	Auerwild, Auergeflügel Auerbubn Birkwild, Birkbubn. In Süd- deutschland auch Spielbubn	Auerbahn, auch großer Hahn, Birkbahn, auch kleiner Hahn, Spiel-, Schüdbahn	Auerhenne Birkhenne
r) Haselwild Schneehuhn	Haselwild, Haselhühner Schneehühner	Hahn	Henne
s) Fasan	Fasanen	Fasanhahn	Fasanhenne
t) Trappe	Trappen	Trapphahn	Trapphenne
u) Schnepfen	Schnepfen	Männchen	Weibchen
v) Rebhuhn	Reb- oder Feldhühner	Rebhahn	Rebhenne
w) Enten Gänse	Enten Wasserwild Gänse	Erpel, Antvogel Ganter	Ente Gans
x) Haubvögel	—	Männchen	Weibchen
y) Kleinvögel	—	Männchen	Weibchen

*image
not
available*

	Allgemeines:				Rörper, äußerlich:
	8.		9.		10.
	groß	klein	mager	fett	Haut
a) Rotwild	stark kapital	gering	schlecht, gering, schwach im Wildbret; schwach oder schlecht bei Leibe; abgenommen. Fett, gut, gut bei Leibe, gut im Wildbret		Haut, Decke
b) Eichwild	stark kapital	gering	schlecht, gering, schwach im Wildbret; schwach oder schlecht bei Leibe; abgenommen. Fett, gut, gut bei Leibe, gut im Wildbret		Haut, Decke
c) Damwild	stark kapital	gering	schlecht, gering, schwach im Wildbret; schwach oder schlecht bei Leibe; abgenommen. Fett, gut, gut bei Leibe, gut im Wildbret		Haut, Decke
d) Rehwild	stark kapital	gering	schlecht, gering, schwach im Wildbret; schwach oder schlecht bei Leibe; abgenommen. Fett, gut, gut bei Leibe, gut im Wildbret		Haut, Decke
e) Gemse	stark kapital	gering	schlecht, gering, schwach im Wildbret; schwach oder schlecht bei Leibe; abgenommen. Fett, gut, gut bei Leibe, gut im Wildbret		Haut, Decke
f) Steinwild Mufflon	stark kapital	gering	schlecht, gering, schwach im Wildbret; schwach oder schlecht bei Leibe; abgenommen. Fett, gut, gut bei Leibe, gut im Wildbret		Haut, Decke
g) Schwarzwild	stark kapital	gering	schlecht, gering, schwach im Wildbret; schwach oder schlecht bei Leibe; abgenommen. Gut, gut bei Leibe, gut im Wildbret		Schwarte
h) Gase Kaninchen	gut (gilt aber nur für erwachsene Hasen)	schlecht	schlecht	gut fett (selten)	Balg
i) Bär	stark kapital	gering	schlecht gering	seist	Haut, Decke
k) Wolf	stark	gering	—		Balg
l) Luchs Wildkatze	stark	gering	—		Decke Balg
m) Dachs	stark	gering	—	fett	Schwarte
n) Otter	stark	gering	—		Balg
o) Fuchs	stark	gering	—		Balg
p) Marber Iltis Wiesel	stark	gering	—		Balg
q) Auerwild Birkwild	stark	gering	schlecht	gut	—
r) Haselwild Schneehuhn	stark	gering	schlecht	gut	—
s) Hasen	stark	gering	schlecht	gut	—
t) Trappe	stark	gering	schlecht	gut	—
u) Schneepfen	stark	gering	schlecht	gut	—
v) Rebhuhn	stark	gering	schlecht	gut	—
w) Enten Gänse	stark	gering	schlecht	gut	—
x) Raubvögel	stark	gering	—		—
y) Kleinvögel	—	—	—		—

*image
not
available*

	Körper, äußerlich:		
	15. Nase	16. Augen	17. Ohren
a) Rotwild	Windfang, Winder	Lichter	Laufcher, Lufer
b) Gämswild	Windfang, Winder	Lichter	Laufcher, Lufer
c) Damwild	Windfang, Winder	Lichter	Laufcher, Lufer
d) Rehwild	Windfang, Winder	Lichter	Laufcher, Lufer
e) Gemse	Windfang, Winder	Lichter	Laufcher, Lufer
f) Steinwild Mufflon	Windfang, Winder	Lichter	Laufcher, Lufer
g) Schwarzwild	—	Lichter	Gehöre
h) Gase Kaninchen	Nase	Seher	Löffel
i) Hür	Nase	Seher	Gehöre
k) Wolf	Nase	Seher	Gehöre
l) Luchs Wildkatze	Nase	Seher	Gehöre
m) Dachs	Nase	Seher	Gehöre
n) Otter	Nase	Seher	Gehöre
o) Fuchs	Nase	Seher	Gehöre
p) Marder Iltis Wiesel	—	Seher	Gehöre
q) Auerwild Birkwild	—	Augen	Ohren
r) Haselwild Schneehuhn	—	Augen	—
s) Fasan	—	Augen	—
t) Trappe	—	Augen	—
u) Schneypfen	—	Augen	—
v) Rebhuhn	—	Augen	—
w) Enten Gänse	—	Augen	—
x) Raubvögel	—	Augen	—
y) Kleinvögel	—	Augen	—

18. Geweiß, Hörner	19. Beine	20. Füße
Geweiß	Läufe	Schalen (Hufe) mit Ballen und Oberrücken (Asterklauen)
Elchschaukeln, die Schaukel, Geweiß	Läufe	Schalen (Hufe) mit Ballen und Oberrücken (Asterklauen)
Schaukeln, Geweiß	Läufe	Schalen (Hufe) mit Ballen und Oberrücken (Asterklauen)
Gehörn, Gewicht, Krone	Läufe	Schalen (Hufe) mit Ballen und Oberrücken (Asterklauen)
Kridel, Kruten	Läufe	Schalen (Hufe) mit Ballen und Oberrücken (Asterklauen)
Gehörn, beim Rufflon auch Schneden	Läufe	Schalen (Hufe) mit Ballen und Oberrücken (Asterklauen)
—	Läufe	Schalen und Ballen, Geäster
—	Läufe, Hinterläufe auch Sprünge	
—	Läufe	Branten
—	Läufe	Branten mit Klauen
—	Läufe	Branten mit Waffen oder Krallen
—	Läufe	Branten mit Klauen
—	Läufe	Branten mit Klauen, dazwischen Schwimnhäute
—	Läufe	Branten mit Klauen
—	Läufe	Branten — —
—	Füße mit Zehen und Nägeln	
—	Ständer	
—	Ständer	
—	Fuß	
—	Ständer	
—	Ständer	
—	Ruder, Latzchen	
—	Fänge	
—	Ständer	

	Körper, äußerlich:		
	22. Seiten	23. Schwanz	24. Männliche Geschlechts- teile
a) Rotwild	Dünnung, Fläme, Flanke	Webel	Brunstrute, der Haar- büschel daran Pinzel
b) Elchwild	Dünnung, Fläme, Flanke	Webel	Brunstrute, der Haar- büschel daran Pinzel
c) Damwild	Dünnung, Fläme, Flanke	Webel	Brunstrute, der Haar- büschel daran Pinzel
d) Rehwild	Dünnung, Fläme, Flanke	—	Brunstrute, der Haar- büschel daran Pinzel
e) Gemse	Dünnung, Fläme, Flanke	Webel	Brunstrute, der Haar- büschel daran Pinzel
f) Steinwild Rufflon	Dünnung, Fläme, Flanke	Webel	Brunstrute, der Haar- büschel daran Pinzel
g) Schwarzwild	Dünnung, Wammen	Würzel	Brunstrute
h) Gase Raninchen	—	Blume, selten Federlein	—
i) Här	—	Würzel	Rute, Feuchtglied
k) Wolf	—	Rute, Standarte	Rute, Feuchtglied
l) Luchs Wildfahe	—	Rute	Rute, Feuchtglied
m) Dachs	—	Würzel, Zain	Rute, Feuchtglied
n) Otter	—	Rute	Rute, Feuchtglied
o) Fuchs	—	Lunte, Standarte, deren Spitze Blume	Rute, Feuchtglied
p) Harber Iltis Wiesel	—	Rute	Rute, Feuchtglied
q) Muerwild Birkwild	—	Stoß	—
r) Gasekwild Schneehuhn	—	Stoß	—
s) Hasen	—	Spieß	—
t) Trappe	—	Stoß	—
u) Schnepfen	—	Stoß	—
v) Rebhuhn	—	Stoß	—
w) Enten Gänse	—	Stoß	—
x) Raubvögel	—	Stoß	—
y) Kleinvögel	—	—	—

25. Weibliche Geschlechtssteile	26. Milchdrüsen, Zitzen	27. After, Mastdar
Feigenblatt, Feuchtblatt	Gefäuge, Spinne	Weidloch, Weidb
Feigenblatt, Feuchtblatt	Gefäuge, Spinne	Weidloch, Weidb
Feigenblatt, Feuchtblatt	Gefäuge, Spinne	Weidloch, Weidb
Feigenblatt, Feuchtblatt, der Haarbüschel daran Schürze	Gefäuge, Spinne	Weidloch, Weidb
Feigenblatt, Feuchtblatt	Gefäuge, Spinne	Weidloch, Weidb
Feigenblatt, Feuchtblatt	Gefäuge, Spinne	Weidloch, Weidb
Feigenblatt, Feuchtblatt	Gefäuge	Weidloch, Weidb
—	Gefäuge	Weidloch, Weidb
Schnalle, Ruß	Gefäuge	Weidloch, Weidb
Schnalle, Ruß	Gefäuge	Weidloch, Weidb
Schnalle, Ruß	Gefäuge	Weidloch, Weidb
Schnalle, Ruß	Gefäuge	Weidloch, Weidb
Schnalle, Ruß	Gefäuge	Weidloch, Weidb
Schnalle, Ruß	Gefäuge	Weidloch, Weidb
Schnalle, Ruß	Gefäuge	Weidloch, Weidb
—	—	Weidloch, Weidb
—	—	Weidloch, Weidb
—	—	Weidloch, Weidb
—	—	Weidloch, Weidb
—	—	Weidloch, Weidb
—	—	Weidloch, Weidb
—	—	Weidloch, Weidb
—	—	Weidloch, Weidb
—	—	Weidloch, Weidb
—	—	Weidloch, Weidb

Jagbleyten.

	Körper, innerlich:			
	29. Luftröhre, Kehlkopf	30. Magen	31. Därme	
a) Rotwild	Drossel, Drosselknopf	Pansen, Wanst, Weidjad, großes Gescheide	kleines Gescheide	Magen und Därme aufnehmen heissen Gescheide ober Kribbruch
b) Elchwild	Drossel, Drosselknopf	Pansen, Wanst, Weidjad, großes Gescheide	kleines Gescheide	
c) Damwild	Drossel, Drosselknopf	Pansen, Wanst, Weidjad, großes Gescheide	kleines Gescheide	
d) Rehwild	Drossel, Drosselknopf	Pansen, Wanst, Weidjad, großes Gescheide	kleines Gescheide	
e) Gemse	Drossel, Drosselknopf	Pansen, Wanst, Weidjad, großes Gescheide	kleines Gescheide	
f) Steinwild Rufflon	Drossel, Drosselknopf	Pansen, Wanst, Weidjad, großes Gescheide	kleines Gescheide	
g) Schwarzwild	Drossel, Drosselknopf	Magen, großes Gescheide	kleines Gescheide	
h) Hase Kaninchen	—	Magen	Gescheide	Magen und Därme aufnehmen heissen auch nur Gescheide
i) Bär	—	Magen	Gescheide	
k) Wolf	—	Magen	Gescheide	
l) Luchs Wildkatze	—	Magen	Gescheide	
m) Dachs	—	Magen	Gescheide	
n) Otter	—	Magen	Gescheide	
o) Fuchs	—	Magen	Gescheide	
p) Marder Zitis Wiesel	—	Magen	Gescheide	
q) Auerwild Birkwild	—	Magen	Gescheide	
r) Haselwild Schneehuhn	—	Magen	Gescheide	
s) Fasan	—	Magen	Gescheide	
t) Trappe	—	Magen	Gescheide	
u) Schnepfen	—	Magen	Gescheide	
v) Rebhuhn	—	Magen	Gescheide	
w) Enten Gänse	—	Magen	Gescheide	
x) Raubvögel	—	Magen	Gescheide	
y) Kleinvögel	—	Magen	Gescheide	

32. Herz, Lunge, Leber	33. Hoden	34 Gebärmutter
Geräusch	Kurzwildbret	Tracht, Tragf
Geräusch	Kurzwildbret	Tracht, Tragf
Geräusch	Kurzwildbret	Tracht, Tragf
Geräusch	Kurzwildbret	Tracht, Tragfa
Geräusch	Kurzwildbret	Tracht, Tragfa
Geräusch	Kurzwildbret	Tracht, Tragfa
Geräusch	Kurzwildbret	Tracht, Tragfa
—	Kurzwildbret	Tracht, Tragfad
—	Geschröte, Weilen	Tracht, Tragfad
—	Geschröte, Weilen	Tracht, Tragfad
—	Geschröte, Weilen	Tracht, Tragfad
—	Geschröte, Weilen	Tracht, Tragfad
—	Geschröte, Weilen	Tracht, Tragfad
—	Geschröte, Weilen	Tracht, Tragfad
—	Geschröte, Weilen	Tracht, Tragfad
Geräusch	—	—
—	—	—
—	—	—
Geräusch	—	—
—	—	—
—	—	—
—	—	—
—	—	—
—	—	—
—	—	—

	Körper, innerlich:		Lebensäußerungen:
	36.	37.	38.
	Fleisch	Fett	riehen
a) Rotwild	Wildbret	Das auf dem Wildbret liegende Fett; Feist; das innere: Talg, Anschlitt, Insekt	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
b) Eichwild	Wildbret	Das auf dem Wildbret liegende Fett; Feist; das innere: Talg, Anschlitt, Insekt	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
c) Damwild	Wildbret	Das auf dem Wildbret liegende Fett; Feist; das innere: Talg, Anschlitt, Insekt	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
d) Rehwild	Wildbret	Das auf dem Wildbret liegende Fett; Feist; das innere: Talg, Anschlitt, Insekt	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
e) Gemse	Wildbret	Das auf dem Wildbret liegende Fett; Feist; das innere: Talg, Anschlitt, Insekt	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
f) Steinwild Rufflon	Wildbret	Das auf dem Wildbret liegende Fett; Feist; das innere: Talg, Anschlitt, Insekt	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
g) Schwarzwild	Wildbret	Weißes	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
h) Hase Kaninchen	Wildbret	Fett	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
i) Bär	Wildbret	Fett	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
k) Wolf	Fleisch, Kern	Fett	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
l) Luchs Wildkatze	Fleisch, Kern	Fett	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
m) Fuchs	Fleisch, Kern	Fett	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
n) Otter	Fleisch, Kern	Fett	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
o) Fisch	Fleisch, Kern	Fett	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
p) Marco Iltis Wiesel	Fleisch, Kern	Fett	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
q) Auerochse Birkwild	Wildbret	Fett	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
r) Haselwild Schneehuhn	Wildbret	Fett	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
s) Fasan	Wildbret	Fett	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
t) Trappe	Wildbret	Fett	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
u) Schnepfen	Wildbret	Fett	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
v) Rebhuhn	Wildbret	Fett	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
w) Enten Gänse	Wildbret	Fett	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
x) Raubvögel	Fleisch	Fett	winden, wittern, wahrnehmen, Wind bekommen
y) Kleinvögel	Wildbret	Fett	—

39.	40.	41.
sehen	hören	Lautäußerung
äugen, wahrnehmen	bernehmen	} schreien, flagen Hirsche in der L schreien (Rothhirsche ren, orgeln, tr Rutterwild: ma
äugen, wahrnehmen	bernehmen	
äugen, wahrnehmen	bernehmen	
äugen, wahrnehmen	bernehmen	Ricken und Rige schmälen, schreden,) pfeifen durch den Wh beim Wahrnehmen Schreckhaftem, st raschendem
äugen, wahrnehmen	bernehmen	pfeifen
äugen, wahrnehmen	bernehmen	—
äugen, wahrnehmen	bernehmen	blasen, wehen
äugen, wahrnehmen	bernehmen	flagen (Augst- od Echmerzestlaut
äugen, wahrnehmen	bernehmen	brummen
äugen, wahrnehmen	bernehmen	heulen
äugen, wahrnehmen	bernehmen	—
äugen, wahrnehmen	bernehmen	murren
äugen, wahrnehmen	bernehmen	pfeifen, murren
äugen, wahrnehmen	bernehmen	bellern, federn, flac
äugen, wahrnehmen	bernehmen	murren
äugen, wahrnehmen	bernehmen	balzen
äugen, wahrnehmen	bernehmen	bissen Faselhuhn auch spi
äugen, wahrnehmen	bernehmen	balzen
äugen, wahrnehmen	bernehmen	—
äugen, wahrnehmen	bernehmen	pulsen, quarren (in Balzeit), Bekassine in
äugen, wahrnehmen	bernehmen	locken, rufen
äugen, wahrnehmen	bernehmen	rufen
äugen, wahrnehmen	bernehmen	schreien
—	bernehmen	schlagen

	Lebensäußerungen:		
	43. gehen	44. traben	45. galoppieren
a) Rotwild	ziehen	trollen	flüchten, flüchtig werden oder sein
b) Elchwild	ziehen	trollen	flüchten, flüchtig werden oder sein
c) Damwild	ziehen	trollen	flüchten, flüchtig werden oder sein
d) Rehwild	ziehen	trollen	flüchten, flüchtig werden oder sein
e) Gemse	ziehen	trollen	flüchten, flüchtig werden oder sein
f) Steinwild Mufflon	ziehen	trollen	flüchten, flüchtig werden oder sein
g) Schwarzwild	ziehen	trollen	flüchten, flüchtig werden oder sein
h) Hase Kaninchen	(Die ganz langsame Bewegung beim Hsen: tutschen) —	—	langamer: hoppeln; schneller: flüchtig sein oder gehen
i) Bär	gehen von und zu Holz	trollen	flüchtig sein
k) Wolf	schleichen	traben, schnüren	flüchtig sein
l) Luchs Wildkatze	schleichen	traben, schnüren	flüchtig sein
m) Dachs	schleichen	traben, schnüren	flüchtig sein
n) Otter	geht über Land		flüchtig sein
o) Fuchs	schleichen	schnüren	flüchtig sein
p) Marder Iltis Biesel	schleichen	laufen	flüchtig sein
q) Muerwild Birkwild	laufen	—	—
r) Haselwild Schneehuhn	laufen	—	—
s) Hasen	laufen	—	—
t) Trappe	laufen	—	—
u) Schnepfen	laufen	—	—
v) Rebhuhn	laufen	—	—
w) Enten Gänse	laufen	—	—
x) Raubvögel	laufen	—	—
y) Kleinvögel	laufen	—	—

*image
not
available*

	Lebensänderungen:		
	50.	51.	52.
	Gänge	Aufenthalten, sich aufhalten. Schlupfwinkel, Lager, sich lagern (a. d. Flügel niederlassen)	Nahrung, fressen
a) Rotwild	Fährte	Stand, es steht in der Dichtung, Vett, darin sitzen, sich niedertun	Ajung, Geäs, äßen, sich äßen
b) Gschwild	Fährte	Stand, es steht in der Dichtung, Vett, darin sitzen, sich niedertun	Ajung, Geäs, äßen, sich äßen
c) Damwild	Fährte	Stand, es steht in der Dichtung, Vett, daru sitzen, sich niedertun	Ajung, Geäs, äßen, sich äßen
d) Rehwild	Fährte	Stand, es steht in der Dichtung, Vett, darin sitzen, sich niedertun	Ajung, Geäs, äßen, sich äßen
e) Gemse	Fährte	Einstand, sich einstellen, Vett, darin sitzen, sich niedertun	Ajung, Geäs, äßen, sich äßen
f) Steinwild Mufflon	Fährte	Stand, es steht in der Dichtung, Vett, darin sitzen, sich niedertun	Ajung, Geäs, äßen, sich äßen
g) Schwarzwild	Fährte	Stand, es steckt in der Dichtung, steckt sich darin. Lager vom einzelnen, Kessel von mehreren Stücken; sich einschleichen	Fraß, fressen
h) Gase Raninchen	Spur	Lager, Sasse, darin liegen oder sitzen; beim R. ferner: Vau, aus- und einfahren	Ajung; äßen, sich äßen, Weide nehmen
i) Hår	Fährte	Lager, sich einschlagen	Fraß, fressen
k) Wolf	Fährte	Lager, liegen	Raub, fressen
l) Luchs Wildkatze	Fährte Spur	Lager, liegen	Fraß, fressen
m) Dachs	Spur	Vau, in ihm stecken oder liegen, ein- und ausfahren	Fraß, fressen; er weidet sich, wenn er fricht, wurzelt
n) Otter	Spur	Vau, in ihm stecken oder liegen, ein- und ausfahren	Fraß, fressen
o) Fuchs	Spur	Vau, in ihm stecken oder liegen, ein- und ausfahren	Fraß, fressen
p) Marder Iltis Wiesel	Spur	Vau, in ihm stecken oder liegen, ein- und ausfahren	Fraß, fressen
q) Auerwild Birkwild	Geläuf bei Auerhahu auch Fährte	Stand, stehen auf Baum oder Ast (einfallen auf den Boden, einschwingen usw. auf den Baum)	Ajung, äßen
r) Haselwild Schneehuhn	Geläuf	liegt im Lager oder Belieger (einfallen)	Ajung, Weide, äßen
s) Hain	Geläuf	Lager, liegen (einfallen)	Ajung, Weide, äßen
t) Trappe	Geläuf	Stand, stehen (einfallen)	Ajung, äßen
u) Schneepfen	Geläuf	liegen (einfallen)	Ajung, äßen, stehen und wurmen
v) Rebhuhn	Geläuf	liegen im Lager oder Belieger (einfallen)	Ajung, Weide, äßen
w) Ganten Gänse	Geläuf	liegen (einfallen)	Ajung, äßen
x) Raubvögel	Geläuf	suchen, aufhaken, bloßen	Fraß, kröpfen
y) Kleinvögel	Geläuf	suchen, einfallen	—

53. Fang der Beute	54. saufen	55. Rot, ihn abschneiden
—	sich tränken, schöpfen	Losung, sich lösen
—	sich tränken, schöpfen	Losung, sich lösen
—	sich tränken, schöpfen	Losung, sich lösen
—	sich tränken, schöpfen	Losung, sich lösen
—	sich tränken, schöpfen	Losung, sich lösen
—	sich tränken, schöpfen	Losung, sich lösen
—	sich tränken, schöpfen	Losung, sich lösen
—	—	Losung, sich lösen
schlagen	—	Losung, sich lösen
reißen	—	Losung, sich lösen
rauben, reißen	—	Losung, sich lösen
rauben	—	Losung, sich lösen
rauben, fischen	—	Losung, sich lösen
rauben	—	Losung, sich lösen
rauben	—	Losung, sich lösen
—	—	Losung, sich lösen
—	—	Losung, sich lösen
—	—	Losung, sich lösen
—	—	Losung, sich lösen
—	—	Losung, sich lösen
—	—	Geßüber, Losung, sich lösen
—	—	Losung, sich lösen
schlagen	—	Geschmeiß, schmeißen
—	—	—

	Lebensäußerungen:		
	57. Begattungszeit, Zustand des Wildes während dieser Zeit	58. Begattungsakt	59. Früchtigkeit
a) Rotwild	Brunst, Brunstzeit, das Wild brunftet oder ist brunftig	Beschlag, beschlagen	beschlagen sein, hochbeschlagen sein
b) Eichwild	Brunst, Brunstzeit, das Wild brunftet oder ist brunftig	Beschlag, beschlagen	beschlagen sein, hochbeschlagen sein
c) Damwild	Brunst, Brunstzeit, das Wild brunftet oder ist brunftig	Beschlag, beschlagen	beschlagen sein, hochbeschlagen sein
d) Rehwild	Brunst, Brunstzeit, das Wild brunftet oder ist brunftig	Beschlag, beschlagen	beschlagen sein, hochbeschlagen sein
e) Gemse	Brunst, Brunstzeit, das Wild brunftet oder ist brunftig	Beschlag, beschlagen	beschlagen sein, hochbeschlagen sein
f) Steinwild Mufflon	Brunst, Brunstzeit, das Wild brunftet oder ist brunftig	Beschlag, beschlagen	beschlagen sein, hochbeschlagen sein
g) Schwarzwild	Rausch-, Roll-, Brunstzeit, die Sauen rauschen, sind rauschig	Beschlag, beschlagen	beschlagen sein, hochbeschlagen sein
h) Hasen Kaninchen	Rammelzeit	rammeln	inne haben
i) Bär	Bärzeit	bären	die gehen
k) Wolf	Ranzzeit	ranzen	die gehen
l) Luchs Wildkatze	Ranzzeit	ranzen	die gehen
m) Dachs	Ranzzeit	ranzen	die gehen
n) Otter	Ranzzeit	ranzen	die gehen
o) Fuchs	Ranzzeit, Rollzeit	ranzen, rollen	die gehen
p) Harter Zitiz Wiesel	Ranzzeit	ranzen	die gehen
q) Auerswild Wirkwild	Balgzeit	balzen, treten (die Henne)	—
r) Haselwild Schneehuhn	Paarzeit	balzen, treten (die Henne)	—
s) Fasan	Balgzeit	balzen, treten (die Henne)	—
t) Trappe	Balgzeit	balzen, treten (die Henne)	—
u) Schnepfen	Balgzeit	balzen, treten (das Weibchen)	—
v) Rebhuhn	Paarzeit	sich paaren	—
w) Enten Gänse	Reihzeit	reihen	—
x) Raubvögel	Paarzeit	sich paaren	—
y) Kleinvögel	Paarzeit	sich paaren	—

*image
not
available*

	Verwertung:			
	64. ausnehmen	65. Abziehen der Haut	66. zerlegen	67. Benennung einzelner Theile in der Küche
a) Rotwild	aufbrechen	aus der Haut schlagen, rot machen, zerwirten*)	zerlegen	Bratenzubereit.: Biener (Häuten), Feulen, walderei, Gänge, Gerb, Zerber alles andere ist Kochzubereit
b) Gschwid	aufbrechen	aus der Haut schlagen, rot machen, zerwirten	zerlegen	
c) Damwild	aufbrechen	aus der Haut schlagen, rot machen, zerwirten	zerlegen	
d) Rehwild	aufbrechen	aus der Haut schlagen, rot machen, zerwirten	zerlegen	
e) Gemse	aufbrechen	aus der Haut schlagen, rot machen, zerwirten	zerlegen	
f) Steinwild Mufflon	aufbrechen	aus der Haut schlagen, rot machen, zerwirten	zerlegen	
g) Schwarzwild	aufbrechen	abschwarten	zerlegen	Kopf, Sals, Mäuter, Ganch- hühner, Gänge, Gerb, Zerber bilden das Salsfleisch, den Salspfeiler
h) Gase Kaninchen	auswerfen, ausweiden	streifen, abbalgen	zerlegen	
i) Bär	—	abschärzen	zerlegen	
k) Wolf	—	streifen	—	
l) Luchs Wildkatze	—	streifen	—	
m) Dach	—	abschärzen, abschwarten	—	
n) Otter	—	streifen	—	
o) Fuchs	—	streifen	—	
p) Marder Zitiz Wiesel	—	streifen	—	
q) Auerswild Birkwild	aufbrechen, ausziehen	—	—	
r) Haselwild Schneehuhn	ausziehen	—	—	
s) Fasan	ausziehen	—	—	
t) Trappe	aufbrechen	—	—	
u) Schnepfen	—	—	—	
v) Rebhuhn	ausziehen	—	—	
w) Enten Gänse	ausziehen	—	—	
x) Kranvögel	—	—	—	
y) Kleinvögel	ausziehen	—	—	

*) Zerwirten wird auch statt der Begriffe aus der Haut schlagen und zerlegen gebraucht.

Folgende Werke sind für die Besitzer des Riesenthalsch zur weiteren Unterrichtung empfehlensw

Jagdliteratur.

Sammlung jagdlicher Klassiker:

* **Heinrich Wilhelm Döbels Jäger-Practica oder der wohlgeübte und erfahrene Jäger.** Eine vollständige Anweisung zur ganzen Hohen und Niedern Jagd-Wissenschaft. Nach der ersten Ausgabe Leipzig 1746 herausgegeben von der Schriftleitung der Deutschen Jäger-Zeitung. 960 Seiten mit 16 Tafeln und einem Bildnis Döbels. Preis in Leinenband 15 Ml.

* **Georg Franz Dietrichs aus dem Windell Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber.** Dritte Auflage. Unter Zugrundelegung der letzten, vom Verfasser selbst bearbeiteten zweiten Auflage herausgegeben von der Schriftleitung der Deutschen Jäger-Zeitung unter Mitwirkung hervorragender Fachkräfte. Drei Bände, 1147 Seiten mit 207 Abbildungen. Preis in Leinenband 15 Ml.

* **Georg Ludwig Hartigs Lehrbuch für Jäger und die es werden wollen.** Sechste Auflage, unter Zugrundelegung der letzten, vom Verfasser selbst bearbeiteten fünften Auflage. Mit Bildnis Hartigs und erläuternden Abbildungen. Herausgegeben von der Schriftleitung der Deutschen Jäger-Zeitung unter Mitwirkung hervorragender Fachkräfte. 532 Seiten. Preis in Leinenband 6 Ml.

* **E. E. Diezels Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd.** Sechste Auflage. Mit einem Bildnis Diezels und vielen Abbildungen, darunter 18 ganzseitige Tafeln. Nach der dritten, von E. E. Diezel selbst vorbereiteten Auflage herausgegeben von der Schriftleitung der Deutschen Jäger-Zeitung. 636 Seiten. Preis in Leinenband 7 Ml.

Allgemeiner Jagdbetrieb:

* **Der Lehrprinz.** Lehrbuch der heiligen Jagdwissenschaft, mit besonderer Berücksichtigung der Bedürfnisse des Jagdbesizers und des Jagdverwalters. Von Oberländer (Rehfuß-Oberländer). Zweite, nach den neuesten Erfahrungen bearbeitete und verbesserte Auflage. Fünftes bis erstes Tausend. Mit 242 Abbildungen. Preis hohelegant gebunden 10 Ml.

Der gerechte Jäger. Ein praktischer Leitfaden zur Erlernung des Jagdbetriebes und der Schießkunst. Von Odenwälder. Preis hohelegant gebunden 4 Ml.

Auf die mit einem * versehenen Werke

Weidgerechte Jagd. für jeden Jäger. So hohelegant gebunden 3 Ml. **Unsere Jagdarten.**

für den Jagdbetrieb für den Jäger, Suche und E. Kropff. Preis hohelegant gebunden 3 Ml. **Der Jagdausscher.** Rufsjäger und Jagdh. Freiherren von Rotberg. 3 Ml. 50 Pf.

* **Der Rothirsch und W. Kießling.** Mit zwei und 264 Abbildungen hohelegant gebunden 10 Ml.

* **Die Pärtschzeichen** von W. Vieling, Königl. Heg verbesserte Auflage. Preis leinentasche gebunden 12 Ml.

* **Die Virsch auf A Schwarz- und Gemswild.** von Dombrowski. Mit Preis hohelegant gebunden 3 Ml.

* **Die Virsch auf den Abschluß mit der Wäsche a Hand beim Blatten** und Praxis dargestellt von E. König! Hegemeister. Dr dem Tode des Verfassers der Schriftleitung der Zeitung. Mit zahlreichen 9 hohelegant gebunden 3 Ml.

Die Treibjagd. Ein Buch für Jagdherren und Jagdfreunde. W von Dombrowski. Mit 42 vom Verfasser entworfne Slizzen von Geräten. gebunden 6 Ml.

* **Fährten und Spur** leitung zum Spüren für Jäger und Jagdl Eugen Teuwsen. Mit nach der Natur gezeichnete E. Schulze. Preis gebunden 3 Ml.

Die Rassenbelämpfung von Plage unter Anwendung v mitteln. Von Dr. A. Strösc rat. Mit 9 Abbildungen. P 3 Ml.

* **Das Frettchen** (Must Zucht, Pflege und D auf Kaninchen. Prakti sifer und Züchter von Fret Franke. Zweite, vollstän

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen.

und vermehrte Auflage. Mit vielen Abbildungen. Preis fest geheftet 1 M. 20 Pf.

Werke über Raubzeugverteilung:

* **Emil Regegers Jagdmethoden und Jagdgeheimnisse.** Ein Handbuch für Jäger und Jagdliebhaber. Mit genauen Vorschriften zum Bereiten vieler Witterungen und mit 221 Abbildungen von Fangapparaten, Fährten, Spuren und Geräuschen, Geweisen, jagdlichen Bauten u. a. m. Zehnte Auflage. Herausgegeben von der Schriftleitung der Deutschen Jäger-Zeitung. Preis hochlegant gebunden 6 Ml.

* **Der Fuchs, seine Jagd und sein Fang.** Von Lederkrumpf. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage, nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von der Schriftleitung der Deutschen Jäger-Zeitung. Mit zahlreichen Abbildungen. Preis hochlegant gebunden 3 Ml. 50 Pf.

* **Der qualfreie Fang des Haarraubzeuges mit der Kastensalle und Prügelalle in Jagdgehegen, Parkanlagen, Gärten und Gebäuden,** nebst Beschreibung der zweckmäßigsten Einrichtung, Anfertigung und Anwendung geeigneter Fallen. Von W. Strack, Förster, Dritte, vermehrte, verbesserte Auflage. Mit 34 Abbildungen. Preis hochlegant gebunden 3 Ml.

* **Die Krähenverteilung.** Eine Zusammenstellung selbstprobierter Mittel, um Krähen in größeren und kleineren Jagdrevieren zu allen Jahreszeiten nachdrücklich zu vertilgen. Von F. Haberland, Großherzogtl. Revierverwalter. Vierte Auflage. Preis geheftet 30 Pf.

Wildhege und Wildpflege:

* **Die Wildkrankheiten und ihre Bekämpfung.** Von Professor Dr. A. Ott und Geh. Regierungsrat Dr. A. Ströse. Mit 179 Abbildungen im Text und 10 Tafeln in Farbendruck. Preis hochlegant gebunden 27 Ml.

* **Der Wildpfleger als Landwirt.** Anleitung zur Kultur der wichtigsten Aunsgewächse, zur Anlage von Wiesen, Wildbädern, Remisen, Fütterungen und Anweisung zur Ausföhrung aller sonstigen für unsere Wildbahn in Betracht kommenden Wohlfahrtseinrichtungen. Von Ludwig Dach. Mit 259 in den Text gedruckten Abbildungen. Preis hochlegant gebunden 17 Ml.

* **Wild, Jagd und Bodenkultur.** Ein Handbuch für jeden Jäger, Landwirt

und Forstmann. Von Geh. Regierungsrat Professor Dr. G. Rödig. Mit 31 Abbildungen nach Originalaufnahmen. Preis hochlegant gebunden 10 Ml.

* **Wildpflege.** Betrachtungen über die winterlichen Wildverluste und ihre Ursachen, über die Degeneration des Wildes und ihre Verhütung sowie über die diesbezüglichen Vorschläge von Drömer, Holfeld und Keumeister. Von Ernst Ritter von Dombrowski. Preis hochlegant gebunden 1 Ml. 80 Pf.

* **Die rationelle Wildfütterung,** insbesondere die Winterfütterung des Rehwildes. Von Fr. Schepper, Privatförster. Mit 34 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen in freier Wildbahn und nach technischen Zeichnungen. Preis fest geheftet 2 Ml. 50 Pf.

* **Helianthi** als Gartengewächs sowie Futterpflanze des Landwirtes und Wildpflegers. Von W. Kiehling. Preis fest geheftet 1 Ml. 60 Pf.

* **Das Wildgatter,** seine Anlage im allgemeinen, nebst spezieller Darstellung der gebräuchlichsten und empfehlenswertesten Konstruktionen, Tore und Einsprünge. Zweite, durch Darstellung des vom Verfasser erfundenen Kautengatters und einen Anhang über die neuesten Erfahrungen der Gattertechnik vermehrte Auflage. Mit 37 Abbildungen und 2 Tafeln. Herausgegeben von Hubert Schumacher, Königl. Oberförster. Preis gebunden 4 Ml. (Zurzeit vergriffen.)

* **Das Kautengatter,** eine neue und billige Gatterkonstruktion zum Abschluß von Rot-, Dam-, Reh- und Schwarzwild, nebst einem Anhang über neuere Erfahrungen beim Bau von Drahtgittern im allgemeinen. Von Hubert Schumacher, Königl. Oberförster. Mit 4 Abbildungen, darunter 2 Tafeln. Preis geheftet 1 Ml. 50 Pf.

Jagdbornithologische Werke:

* **Ornithologisches Taschenbuch für Jäger und Jagdfreunde.** Tabellen zur Bestimmung sowie Beschreibung aller Arten der in Deutschland vorkommenden Raubvögel, Hühner, Tauben, Stelz- und Schwimmvögel, nebst einem Anhang, Rabenvögel und Drosseln. Von Dr. Ernst Schäff. Mit 67 vom Verfasser gezeichneten Abbildungen. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Preis gebunden 5 Ml.

Auf die mit einem * versehenen Werke ist in dem Jagdlexikon selbst verwiesen.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen.

*image
not
available*

Schüzbuch in Taschenformat. A. Preis in Leinen dauerhaft gebunden 1 M., B. in Leder fein gebunden 1 M. 50 Pf.

Schüzbuch für Niederjagdreviere. A. 50 Bogen stark, Preis fein gebunden 4 M., B. 75 Bogen stark, fein gebunden 5 M.

Oberländers (Rehfuss-Oberländer) Jagdverwaltungsbücher nach dem Lehrprinzipen gegebenen Anweisungen.

Teil I: Bildderrechnungsbuch. Preis fein gebunden 6 M. Teil II: Kassa-Buch. Preis fein gebunden 6 M. Teil III: Buch für Einzelrechnungen. Preis fein gebunden 6 M.

Schießwesen und Waffenkunde.

* **Lehrbuch des Flintenschießens.** Nebst einer Anleitung zur Herstellung von Flintenschießständen. Von Albert Preuß, Leiter der Waffentechnischen Versuchstation Neumannswalde-Neudamm. Zweite, wohlfeile Auflage. Mit 199 Abbildungen im Texte und vier doppelseitigen Tafeln nach photographischen Aufnahmen und Originalzeichnungen vom Jagdmaler C. Schulze. Preis hoch-elegant gebunden 6 M.

* **Das Einschießen von Gewehren und Pistolen.** Herausgegeben von der Versuchstation der Deutschen Jäger-Zeitung, Neumannswalde-Neudamm. Zweite Auflage. Preis fest geheftet 1 M. 60 Pf.

Die Kleinkaliber-Röhre als Sport- und Übungswaffe. Von Gerhard Voß. Mit 75 Abbildungen. Preis fest geheftet 2 M.

* **Moderne Faustfeuerwaffen und ihr Gebrauch.** Von Gerhard Voß. Mit 242 Abbildungen. Preis hoch-elegant gebunden 5 M.

* **Das Zielfernrohr, seine Einrichtung und Anwendung.** Von Carl Leiß. Zweite, vermehrte, verbesserte Auflage. Mit 48 Abbildungen. Preis fest geheftet 2 M.

Hundezucht, Dressur und Haltung.

Allgemeines:

* **Unsere Hunde.** Form und Leben des Hundes. Ein Lehr- und Handbuch für Züchter, Preisrichter, Dressure und Hundefreunde. Unter Mitwirkung hervorragender Hundekenner herausgegeben von Dr. H. Ströse. Mit 147 Abbildungen. Preis hoch-elegant gebunden 12 M.

Winte für Anfänger in der Hundezucht. Ein Buch über die Wahl der Rasse, allgemeine Behandlung, Zwinger-einrichtung, Behandlung der Zucht-

hündinnen, Aufzucht, die gewöhnlichen Krankheiten und ihre Behandlung usw. Nach dem Stod-Keper überlezt von H. W. Gruner. Preis geheftet 1 M. 20 Pf.

Die Entwicklungsgeschichte der deutschen Kynologie. Mit Rücksicht auf Vorkesch- resp. Gebrauchshunde geschrieben und durch Illustrationen erläutert. Von Hegewald. Preis geheftet 2 M.

Der Hund im deutschen Volkstum. Seine Stellung und Bedeutung in Sage, Sitte, Brauch, Glauben und Sprache unseres Volkes. Von K. Kelling. Preis geheftet 1 M. 20 Pf.

* **Dr. C. Hilfreich, Der kranke Hund.** Ein gemeinverständlich Ratgeber für Hundebesitzer, insbesondere für Jäger. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage, neu bearbeitet von Tierarzt Bernide Spezialarzt für Hundekrankheiten. Mit einer Tafel und 45 Abbildungen. Preis elegant gebunden 2 M. 40 Pf.

Zwingerbuch. Zusammengestellt und herausgegeben von Emil Igner, Oberleutnant a. D. Mit Abbildungen von E. v. Reth. Preis elegant gebunden 10 M.

Werke über einzelne Jagdhundrassen:

Hegewalds Schriften über den Gebrauchshund. Eine Sammlung der grundlegenden Arbeiten des Vaters der deutschen Gebrauchshund-Bewegung, mit erläuternden Bemerkungen und Zusätzen. Bearbeitet und neu herausgegeben von der Redaktion der Deutschen Jäger-Zeitung unter Mitwirkung bewährter Fachmänner. Mit acht Bildertafeln. Preis hoch-elegant gebunden 6 M.

* **Der Schweighund, seine Zucht und Erziehung, sowie seine Führung und Arbeit einst und jetzt.** Von E. Gerding, Königl. Forstmeister a. D. Zweite Auflage mit erläuternden Abbildungen. Preis hoch-elegant gebunden 4 M.

Die Zucht und Behandlung des Schweighundes. Von Graf Bernstorff, Großherzogl. Forstmeister zu Hirschshagen. Zweite Auflage. Preis elegant gebunden 1 M.

Der Dachshund, seine Geschichte, Zucht und Verwendung zur Jagd über und unter der Erde. Von Emil Igner, Oberleutnant a. D. Mit einem Bildnisse Sr. Majestät des Königs Albert von Sachsen, drei Farbentafeln und 123 Abbildungen. Preis hoch-elegant gebunden 5 M. (Zurzeit vergriffen.)

* **Die Dachshunde.** Kynologisch-jagdliche Studien. Von G. Grünbauer. Mit

Auf die mit einem * versehenen Werke ist in dem Jagdlexikon selbst verwiesen

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen.

*image
not
available*

und Erhalten im allgemeinen. Mit einem Titelbilde und 50 Abbildungen im Texte. Preis fest gebunden 2 M. 50 Pf.

Teil II. **Das Sammeln, Erhalten und Aufstellen der Gliederfüßer** (Arthropoda). Mit 15 Abbildungen im Texte. Preis fest gebunden 1 M. 30 Pf.

Teil III. **Das Sammeln, Erhalten und Aufstellen der Kriechtiere, Lurche, Fische und niederen Tiere.** Mit 14 Abbildungen im Texte. Preis fest gebunden 1 M. 20 Pf.

Rugbare Tiere Ostasiens. Pelz- und Jagdtiere, Haustiere, Seetiere. Von Emil Braß. Preis gebunden 6 M.

Jagdl. naturwissenschaftliche Werke:

Die Geweihammung der Agl. Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin. Von Dr. G. Adrig. Mit 42 vom Verfasser gezeichneten Abbildungen, nebst einer schematischen Darstellung der bei den beschriebenen Geweihen vorhandenen Homologien. Preis gebunden 6 M.

Die früheren und die heutigen Wildbestände der Provinz Ostpreußen. Das vierläufige Wild. Von Karl von Hippel. Mit 2 Karten. Preis fest gebunden 2 M.

Das Haarwild Anglands, seine Verbreitung, Kennzeichen, Lebensweise, Jagd und Nutzung. Von N. Martenson. Zweite, verbesserte Auflage. Preis gebunden 5 M.

Wald, Wild und Jagd in den russischen Ostseeprovinzen. Von N. Martenson. Preis fest gebunden 3 M.

*** Jahrbuch des Instituts für Jagdkunde** (Neudamm und Berlin-Zehlendorf), begründet von der Deutschen Jägerzeitung. Erster Band. 1912. Mit drei Karten, einer Farbentafel und 123 Abbildungen. Preis in Leinen gebunden 6 M. Zweiter Band. 1913. Mit zehn Tafeln und 180 Abbildungen. Preis in Leinen gebunden 6 M. Dritter Band im Erscheinen begriffen. Daraus einzeln:

Band I Heft 1: Beiträge zur Kenntnis des Rechgehörns. Von Professor Dr. Karl G. Stein. Preis 30 Pf.

Band I Heft 2: Die im Haarwild und in Hausfängern lebenden Strongyliden. Von Professor von Linstow. Preis 30 Pf.

Band I Heft 3: Über einen Saken-Rainienbestand aus freier Wildbahn. Von G. Adrig. Preis 50 Pf.

Band I Heft 4: Zum Lannenshägerzug im Jahre 1911. Von G. Aurelia und A. von Jordans, Bonn. Preis 30 Pf.

Band I Heft 5: Ein Beitrag zur Kenntnis der Verbreitung einiger jagdlich wichtiger Brutvögel in Deutschland. Von Dr. Erwin Deimert. Mit 3 geographischen Übersichtskarten. Preis 3 M.

Band II Heft 1: Über die Nadenbrennenkrankheit des Wildes, nebst Bemerkungen über die Tassell-

fliegen. Mit einer farbigen Tafel, 3 Abbildungen im Texte und 2 Kurven. Von Dr. A. Ströse und Dr. G. Glösel. — Ostpreußens Elchwild. Ein ernstes Wort an alle deutschen Jäger in letzter Stunde. Von von Robbinst. — Versuche zur Bekämpfung von Wildschweinen, unter besonderer Berücksichtigung von Phosphorpräparaten. Von Dr. Kaebiger. — Ergebnisse unserer Schneppen-Umfrage. Von Dr. E. Schäffl. Preis 50 Pf.

Band II Heft 2: Versuch einer Bearbeitung des Verhältnisses der Wildschweine auf Helgoland nach historischem und modernem Material. Ein Beitrag zur Vogelzugforschung von Eduard Paul Trap. Preis 2 M.

Band II Heft 3: Luchshygnosis beim Frettchen als Folge der Räube. Von Dr. Hugo Hartnack. Mit einer Tafel. — Zwei Fälle von Chilisalpetervergiftungen beim Wilde. Von Dr. Ströse. — Ritzbrand bei Füchsen. Der Ritzbrand als Bildefeinde. Sein Wesen und seine Beziehungen zum Viehfeuchengefähr. Von Dr. Weiser. Preis 1 M.

Band II Heft 4: Die neunzehnte Deutsche Geweihausstellung zu Berlin 1913. Von Professor Paul Matzke. Preis 2 M.

Band III Heft 1: Die zwanzigste Deutsche Geweihausstellung zu Berlin 1914. Von Professor Paul Matzke. Preis 1 M. 50 Pf.

Band III Heft 2: Hohe Jagd — niedere Jagd. — Albinismus bei Rehwüthern. Von Dr. Ströse. (Mit einer Farbentafel.) — Einige Bemerkungen zu dem Kapitel: „Bekämpfung von Wildkrankheiten“. Von Dr. A. Schiefe. — Zum Frühjahrszug der Waldschnecke. Von B. Christoff. — Gehörnte Rinde. Von Dr. Schiefe. — Die Bedeutung einiger weiterverbreiteter Kräuter für die Gesundheitspflege des Rehwildes. Von Dr. A. Ströse. — Jähnen- und Hennenfedrigkeit. Von Dr. Engelmann. (Hierzu eine Farbentafel.) — Röntgenaufnahmen zum Studium einiger Vauferkrankungen und Verletzungen beim Wilde. Von Dr. Schiefe. — Das erste zusammenfassende Werk über Wildkrankheiten. — Kleine Mitteilungen. Preis gebunden 2 M.

Band III Heft 3: Das Rehgebirg, sein Aufbau und seine Abnutzung in den verschiedenen Altersstufen. Von Dr. A. Wallau. Mit 59 Abbildungen. Preis gebunden 2 M.

Ornithologie:

Die Vögel Afrikas. Von Anton Reichenow. Drei starke Bände in Quartformat mit einem Illustrationsatlas, enthaltend 30 Tafeln mit Abbildungen von 85 Vogelarten, drei geographischen Karten und den dazu gehörigen Texten. Preis des vierbändigen Gesamtwerkes in Halbfranzband gebunden 350 M.

*** Die Kennzeichen der Vögel Deutschlands.** Schlüssel zum Bestimmen, deutsche und wissenschaftliche Benennungen, geographische Verbreitung, Brut- und Zugzeiten der deutschen Vögel. Von Prof. Dr. Anton Reichenow. Mit vielen Abbildungen. Preis gebunden 4 M.

Ornithologisches Bademeikum. Taschenkalender und Notizbuch für ornithologische Exkursionen von P. Dr. fr. Emdner. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Preis gebunden 2 M.

Auf die mit einem * versehenen Werke ist in dem Jagdlexikon selbst verwiesen.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen.

*image
not
available*

Der Kiefernspinner. Von Professor Dr. Karl Eckstein. Vierte Auflage, achtes bis zehntes Tausend. Mit 18 Abbildungen. Preis geheftet 20 Pf.

Die Nonne, ihre Lebensweise und Bekämpfung. Von Professor Dr. Karl Eckstein. Zweite Auflage, fünftes bis achtes Tausend. Mit 9 Abbildungen. Preis geheftet 20 Pf.

Das Kaninchen, seine Lebensweise, wirtschaftliche Bedeutung und Bekämpfung sowie die Abwehr des von ihm drohenden Schadens. Mit 9 Abbildungen. Von Professor Dr. K. Eckstein. Preis geheftet 20 Pf.

Die Railläser, ihre Bekämpfung und Verwertung. Von Professor Dr. Karl Eckstein. Mit 7 Abbildungen. Preis geheftet 20 Pf.

Das Betreten des Waldes. Von Oberlandesgerichtsrat H. Freymuth. Preis geheftet 30 Pf.

Durchforstung der Kiefer. Von Forstmeister Junack. Zweite Auflage. Mit 11 Abbildungen. Preis geheftet 30 Pf.

Wie bringt Durchforsten die größere Stärke- und Wertzunahme des Holzes? Reist der Bramwalder Anleitung zum Auszeichnen der Durchforstung im Herrschenden. Von Michaelis, Forstmeister und Lehrer der Forstakademie Münden. Dritte Auflage. Preis geheftet 25 Pf.

Die Buchenrinden - Wollaus (Cryptococcus fagi) und ihre Bekämpfung. Von Professor Dr. E. Kumbler. Preis geheftet 20 Pf.

Forstdüngung. Von Geh. Regierungsrat Professor Dr. M. Schwappach. Zweite Auflage. Preis geheftet 20 Pf.

Der Eichenmehltau (Microsphaera alni Wallr., var. quercina Foëx). Von Professor Dr. Max Wolff. Preis geheftet 15 Pf.

Die Uniform der Forstbeamten in Preußen. Von Carl Walz. Preis geheftet 50 Pf.

Forstzoologie, Forstbotanik und
Bodenkunde:

Die wichtigsten Forstinsekten. Von J. Will, Lehrer an der Königl. Forstschule zu Steinbusch. Mit 118 Abbildungen und einer Tabelle. Preis gebunden 2 Mk. 50 Pf.

Tabellen zum Bestimmen der wichtigsten Holzgewächse des deutschen Waldes und von einigen ausländischen angebauten Gehölzen, nach Blättern und Knospen, Holz und Sämereien. Von E. Herrmann, Königl. Oberförster. Preis fest geheftet 2 Mk. 40 Pf.

Über Düngung im forstlichen Betriebe. Von Dr. Maximilian Helbig, Assistenten für Bodenkunde an der Technischen Hochschule zu Karlsruhe. Preis gebunden 3 Mk.

Waldwertrechnung usw.:

Die Waldrente und ihre nachhaltige Erhöhung. Von Gustav Wagener, Forstrat in Penz. Preis fein gebunden 12 Mk.

Die Erzielung günstiger Holzpreise im Walde. Praktische Winke für Forstbeamte und Waldbesitzer, nebst ausführlicher Anleitung zur Aufstellung der Neuzeit entsprechender Holzverkaufsbedingungen. Von Max Linde, Forstzogl. Arenbergischem Oberförster. Preis geb. 6 Mk.

Anweisung zur Ausföhrung der Betriebsregelungen in den Preussischen Staatsforsten vom 17. März 1912. Betriebsregelungs-Anweisung (S. R. A.). Mit einer Farbetafel. Preis gebunden 3 Mk. 50 Pf.

Die Betriebsregulierung in den preussischen Staatsforsten, nebst einigen aus rein praktischen Rücksichten sich ergebenden Vorschlägen zu ihrer Weiterentwicklung und einem Anhang über einfache Nuzanwendungen aus der forstlichen Zuwachskunde. Kurz zusammengestellt von Michaelis, Forstmeister. Preis gebunden 6 Mk.

Die Betriebs- und Ertragsregelung im Hoch- und Niederwalde. Ein gemeinverständlicher Abriss für Betriebs- und Schutzbeamte, Verwalter kleiner Forstreviere und Waldbesitzer. Von E. Schilling, Königl. Oberförster. Dritte, verbesserte Auflage. Mit 35 Abbildungen im Texte und einer Karte. Preis gebunden 4 Mk.

Forstliches Unterrichtswesen usw.:

Die preussischen Forstakten. Zusammenstellung der für die preussische Staatsforstverwaltung geltenden Bestimmungen über Anfertigung, Aufbewahrung und Verschwendung sowie Fortführung der Forstakten. Mit zehn meist farbigen, lithographischen Doppellisten und einem Anhang über die Darstellung der Nivellementsprofile und die Führung der Handrisse zu den Vermessungsmanualen. Von E. Herrmann, Königl. Oberförster. Preis gebunden 6 Mk.

Deutsch-englisches und englisch-deutsches Forstwörterbuch. Dictionary of German and English Forest-Terms. Von Karl Philipp, Oberförster. Preis gebunden 3 Mk. 50 Pf.

Auf die mit einem * versehenen Werke ist in dem Jagdlexikon selbst verwiesen.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen.

*image
not
available*

Die Aelteichwirtschaft. Kurze Anweisung zur Aufzucht von Karpfen, Forellen, Schleien, Karauschen, Raubfischen und Krebsen in kleinen Teichen, Tümpeln, Seen und anderen Wasseransammlungen. Herausgegeben im Auftrage des „Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg“ von Dr. Emil Walter. Mit 24 Abbildungen im Texte. Preis gebunden 1 M. 20 Pf.

Werte über einzelne Fischgattungen:

* **Die Karpfenzucht.** Anleitung zum praktischen Betriebe, unter Berücksichtigung der neuesten wissenschaftlichen Erfahrungen. Zusammengefaßt und herausgegeben von Karl Knauth. Mit 53 Abbildungen. Preis gebunden 8 M.

Der Karpfen. Geschichte, Naturgeschichte und wirtschaftliche Bedeutung unseres wichtigsten Zuchtfisches. Von E. Leonhardt. Preis gebunden 2 M.

Die Karpfennutzung in kleinen Teichen. Kurze Anleitung zur Ausnutzung kleiner Dorj-, Haus-, Feld- und Waldteiche durch regelmäßige Besezung mit schnellwüchsigen Karpfen. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage von „Die Bewirtschaftung und Ausnutzung der kleinen Dorj- und Haus-teiche durch Besezung mit schnellwüchsigen Karpfen“. Verfaßt im Auftrage des Sonderausschusses für Teichwirtschaft des „Deutschen Fischerei-Vereins“ von Dr. Emil Walter. Mit 30 Abbildungen. Preis gebunden 1 M. 60 Pf.

* **Die Schleienzucht.** Anleitung zur Zucht und Pflege der Schleie in Teichen, Tümpeln und Seen. Unter Mitwirkung hervorragender Schleienzüchter herausgegeben von Dr. Emil Walter. Mit 18 Abbildungen im Texte. Preis gebunden 2 M.

Der Lachs. Versuch einer Biologie unseres wertvollsten Salmoniden. Von E. Leonhardt. Preis gebunden 1 M. 60 Pf.

* **Die künstliche Zucht der Forelle.** Von Fischmeister Bruno Dießner. Zweite, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 108 Abbildungen. Preis gebunden 5 M.

* **Der Flußaal.** Eine biologische und fischereiwirtschaftliche Monographie. Von Dr. Emil Walter. Mit 122 Abbildungen im Texte. Preis hochlegant gebunden 13 M.

* **Der Aereb, seine Pflege und sein Fang.** Von Regierungsrat Dr. W. Dröschner. Zweite, umgearbeitete Auflage. Mit 15 Abbildungen. Preis gebunden 2 M. 40 Pf.

Verschiedenes:

Das Züßwasser, chemische, biologische und bakteriologische Untersuchungsmethoden, unter besonderer Berücksichtigung der Biologie und der fischereiwirtschaftlichen Praxis. Von Karl Knauth. Mit 194 Abbildungen im Texte. Preis gebunden 20 M.

Das Wasser für Fischerei und Fischzucht. Von Max von dem Borne. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage, besorgt von Professor Dr. W. Halbsaß. Mit 19 Abbildungen. Preis fest geheftet 2 M. 40 Pf.

Die der Fischerei schädlichen und nützlichen Wasserpflanzen in Teichen, Seen und Flüssen. Ihre Anlage, Pflege, Erhaltung, Ernte, Bewertung, Niederhaltung und Vernichtung. Ein Leitfaden für Fischer, Teichwirte, Forstmänner und Jäger. Von Fischereidirektor a. D. Herfing. Mit 78 Abbildungen im Texte. Preis in Halbleinenband 2 M. 50 Pf.

Die Bruttschädlinge der Fische und die Mittel zu ihrer Vernichtung. Von Dr. Emil Walter. Mit 16 Abbildungen im Texte. Preis gebunden 1 M.

Tierzucht und Tierhaltung.

Werte über Pferde:

Zelbunterricht in der Pferdekennntnis. Bearbeitet von P. Brand, Ober-Rohrart a. D. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 70 in den Text gedruckten Holzschnitten. Preis gebunden 3 M.

Pferde mit nutgenden dienstbrauchbar zu machen. Nach mehr als fünfzigjährigen praktischen Erfahrungen bearbeitet von W. Capobus-Büsum. Zweite Auflage der Geheimlehre, nach der man mit nutgenden behaftete Pferde, wie Reißer, Schläger, Scheuer, Durchgänger und solche, die sich nicht beschlagen lassen usw., wieder zu brauchbaren Tieren machen kann. Herausgegeben nach einer vom verstorbenen Verfasser hinterlassenen Bearbeitung. Mit elf Abbildungen, darunter acht Vollbilder. Preis fest geheftet 2 M.

Reitwinte für beschäftigte Leute. Vom Grafen Comminges. Mit 60 Handzeichnungen von E. Thelem. Autorisierte Übersetzung von Dr. Goldbed-Demmin. Preis in vielfarbigen Umschlag fest geheftet 3 M.

Pferde, Pferdezuucht und Sport in Ost-Indien. Mit 8 Vollbildern und vielen Text-

Auf die mit einem * versehenen Werte ist in dem Jagdlexikon selbst verwiesen.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen.

*image
not
available*

und Imker. Zugleich ein praktischer Ratgeber bei der Verbesserung der Bienenweide. Von Hermann Melzer. Preis gebunden 1 Ml.

Tierarzneibücher, Schlachtkunde, Fütterung:

Wagenfelds Tierarzneibuch und Gesundheitspflege der landwirtschaftlichen Haustiere. Neunzehnte, verbesserte Auflage. Von M. Preusse. Mit 174 Textabbildungen. Preis fein gebunden 6 Ml.

Praktisches Rezeptbüchlein für Tierbesitzer und Landwirte, nebst Anleitung zur Errichtung einer tierärztlichen Hausapotheke von J. Koczerlos, Apotheker. Preis gebunden 1 Ml. 60 Pf.

Das kranke Schwein. Ein gemeinverständlicher Ratgeber zur Erkennung, Behandlung und Verhütung der Schweinekrankheiten sowie zur Beurteilung des Fleisches kranker Schweine. Von Tierarzt Dr. O. Hilfreich. Zweite, verbesserte Auflage mit einer Tafel in Buntdruck und 25 Abbildungen. Preis gebunden 1 Ml. 60 Pf.

Schlachtvieh- und Fleischkunde für Landwirte. Von Dr. C. Nermer. Mit 68 in den Text gedruckten Abbildungen. Preis hochlegant gebunden 6 Ml.

Die landwirtschaftlichen Futtermittel, ihr Futterwert und ihre Verwendung, nebst Anleitung zur Aufstellung von Futterrationen für die landwirtschaftlichen Nutztiere. Von Dr. E. Hasselhoff. Mit einem Vorwort von Professor Dr. J. König. Preis gebunden 3 Ml. 60 Pf.

Landwirtschaft.

Gebatter Chrischans Landwirtschaftliche Brosamen. Ein Buch gemeinverständlicher und augenreicher Belehrungen aus allen Zweigen der Landwirtschaft. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Preis gebunden 2 Ml. 80 Pf.

Wirtschaftserfahrungen des Rittergutsbesitzers Friedrich Schirmer-Neuhans. Nach dessen Tode herausgegeben von W. Müller-Friedenau. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit acht Bildertafeln sowie Porträt und Lebensbeschreibung Schirmers. Preis hochlegant gebunden 5 Ml. 50 Pf.

Der rationelle Getreidebau. Von Geh. Regierungsrat Professor Dr. Hugo Werner. Zweite, wohlfeile Ausgabe. Preis gebunden 1 Ml. 50 Pf.

Der ewige Roggenbau (Zimmergrün), seine Bedingungen und seine Rentabilität. Auf Grund sechsjährigen Anbaues in Klein-Eichholz und sonstiger Erfahrungen. Von Dr. Lothar Meyer. Preis fest gebunden 1 Ml. 50 Pf.

Die Kultur der Korbweide. Der tatsächlich aus derselben zu erzielende Ertrag und ihr Wert für den Landwirt und Forstmann. Von Wilhelm Kemmerling. Mit 6 Tafeln in Farbendruck und 30 Abbildungen. Preis gebunden 3 Ml. 60 Pf.

Dr. William Löbes Anleitung zum rationalen Betriebe der Ernte und zur Aufbewahrung der Ernte-Erzeugnisse. Dritte, vermehrte, verbesserte, nach den Erfordernissen der Neuzeit gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit 92 Abbildungen. Von Dr. Lothar Meyer. Preis gebunden 4 Ml.

Der leichte Boden, seine nützbringende Bewirtschaftung ohne Industrie, unter Berücksichtigung seiner Wasserversorgung, Bearbeitung und Düngung. Aus der Praxis für die Praxis von P. Wendland, prakt. Landwirt. Preis gebunden 4 Ml.

Die Verbilligung der landwirtschaftlichen Produktion. Preisgekrönte Arbeit von Dr. Arthur Schmefel. Preis gebunden 5 Ml.

Rugviehloser Betrieb der Landwirtschaft. Anleitung, durch reinen Ackerbau ohne Rugvieh einträglicher zu wirtschaften, nebst Beschreibung von 178 rugviehlosen Betrieben. Nach eigenen und fremden Erfahrungen verfaßt von M. Küster. Mit Vorwort von Königl. Landesökonomierat Ernst Ring. Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage. Preis hochlegant gebunden 9 Ml.

Die Rentabilität rugviehswaher Betriebe in der deutschen Landwirtschaft, unter Berücksichtigung der verschiedenen Boden-, Klima- und Wirtschaftsverhältnisse, nebst Untersuchungen über Wert und Preis des animalischen Düngers an der Hand der Zusammenstellung von genauen Buchführungsergebnissen. Von Dr. Felix Rahm. Preis hochlegant gebunden 8 Ml.

Die Düngung der landwirtschaftlichen Kulturpflanzen. Von Ad. Maas.

Teil I. **Leitfaden der Düngerehre.** Ein Nachschlagebuch für Landwirte und zugleich Lehrbuch für Ackerbauschulen und landwirtschaftliche Winterichulen. Preis gebunden 1 Ml. 50 Pf.

Teil II. **Die Ausführung des Düngens in der Praxis, veranschaulicht an Frucht-**

Auf die mit einem * versehenen Werke ist in dem Jagdlexikon selbst verwiesen.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen.

umläufen. Ein Ratgeber und Wegweiser für Landwirte. Preis gebunden 2 Mk. 50 Pf.

Anleitung zum zweckmäßigen Gebrauche der Handelsdüngemittel. Von Theodor Vorsmann. Fünfte Auflage. Mit 42 Abbildungen. Preis gebunden 3 Mk.

Der Kalkstoffs. Bisherige Erfahrungen mit seiner Anwendung in der Praxis von Odonomierat Dr. Lothar Meyer. Zweite Auflage. Drittes bis sechstes Tausend. Preis geheftet 60 Pf.

Kleines Handbuch der Bodenkunde. Von Dr. phil. F. W. Diefert. Mit zahlreichen Abbildungen. Preis gebunden 2 Mk. 80 Pf.

Die Gesetze der Wasserbewegung im Gebirge und die Aufgaben der wasserländischen Wasserwirtschaft. Ein Wort der Mahnung an das deutsche Volk. Von Karl Eduard Ney, kaiserl. Oberforstmeister. Preis gebunden 14 Mk.

Die Wasserwirtschaft als Voraussetzung und Bedingung für Kultur und Friede. Von H. von Samson-Himmelfjerna. Preis gebunden 17 Mk.

Die automatische Bewässerung und Düngung der Gärten, Wiesen und Felder. Von Arthur Wichulla. Mit 14 meist mehrfarbigen Abbildungen. Preis gebunden 3 Mk.

Leicht ausführbare landwirtschaftliche Untersuchungen. Eine Anleitung für Schüler landwirtschaftlicher Lehranstalten und landwirtschaftliche Praktiker. Herausgegeben von Dr. Pagenstecher und Dr. N. Caro. Mit 57 Abbildungen. Preis gebunden 5 Mk.

Landwirtschaftliche Vermessungskunde. Ein Handbuch für Landwirtschaftsschulen, Bauernschulen und Gärtnerlehranstalten, sowie zum Selbstunterricht für Landwirte, Bautechniker, Forstleute und Gärtner. Von Dr. F. C. Schubert, königl. Bauat und Professor. Mit 121 Textbildern und 3 Tafeln. Preis gebunden 3 Mk. 60 Pf.

Gartenbau und Botanik.

Der landwirtschaftliche Gartenbau oder die Nutzgärtnerei im Großbetriebe. Von R. Herrmann, königl. Garteninspektor. Mit 3 Plänen und 19 Abbildungen. Preis gebunden 3 Mk. 60 Pf.

Einträglicher Gemüsebau, mit Berücksichtigung der Vor-, Zwischen- und Nachfrüchte. Bearbeitet von Theodor Wilke. Mit 75 Abbildungen. Preis gebunden 3 Mk.

Auf die mit einem * versehenen Werke

Der Weinstock im Haus. Anleitung zur erfolgreichsten Kultivierung. Von Walther Sieck, Landw. 25 Abbildungen. Preis 1 Mk.

Die Erdbeere, ihre Beschreibung und Kult unter Glas (Preis 1 Mk.) und unter Freiland (Preis 1 Mk.) Beschreibung und Kult unter Glas (Preis 1 Mk.) Beschreibung und Kult unter Glas (Preis 1 Mk.) Beschreibung und Kult unter Glas (Preis 1 Mk.)

Praktische Anleitung Nach den neuesten Erfahrungen von Ernst Wendisch, 59 Abbildungen im Text. Preis 2 Mk. 50 Pf.

Die Gurke, ihre Kultur und unter Glas (Preis 1 Mk.) und unter Freiland (Preis 1 Mk.) Beschreibung und Kult unter Glas (Preis 1 Mk.) Beschreibung und Kult unter Glas (Preis 1 Mk.)

Die Melone, Tomate Ihre Kultur unter Anwendung von Glas (Preis 1 Mk.) und unter Freiland (Preis 1 Mk.) Beschreibung und Kult unter Glas (Preis 1 Mk.) Beschreibung und Kult unter Glas (Preis 1 Mk.)

Unsere Salatkräuter. Frucht- und Blaukultur im Hausgarten. Vorbereitung in der Küche von Theodor Lange. D. verbesserte Auflage. Preis gebunden 1 Mk. 20 Pf.

Anleitung zur Anzucht lebendiger Heide Dr. Alexander von Tengler. Von Bernhard G. Bearbeiter entworfenen. Preis gebunden 1 Mk. 60 Pf.

Der Champignon von zum Konsum. Drittbearbeitete und bedeutendste Ausgabe des Werkes: Die Chanterelle ihrem ganzen Umfange nach. Von Theodor Wendisch. Mit 108 Abbildungen. Preis gebunden 3 Mk.

Kakteenliste **Gesamtbearbeitung** graphia Cactacearum. Schumann. Mit einer Anleitung zur Pflege von Karl Hirscht. Zweite Ausgabe von 1898 bis 1902.

ist in dem Jagdlexikon

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen.

1004 Seiten Text mit 153 Abbildungen. Preis in Halbfranzband gebunden 34 Mk. Auch zu beziehen in 15 Lieferungen zum Preise von je 2 Mk.

Blühende Kalteen (Iconographia Cactacearum). Im Auftrage der „Deutschen Kalteen-Gesellschaft“ herausgegeben von Professor Dr. Karl Schumann, nach dessen Tode fortgesetzt von Professor Dr. Max Gürke und Dr. Vaupel. 180 Farbentafeln in Handkolorit mit Texten. Erschienen in 45 Lieferungen zum Preise von je 4 Mk. — in drei Halbleiberbänden zum Preise von je 70 Mk.

Kurze Anleitung zur Zimmertultur der Kalteen. Von F. Thomas. Fünfte, vermehrte und verbesserte Auflage. Siebentes bis zehntes Tausend. Mit 59 Abbildungen von Kalteen und Fettpflanzen sowie von Kulturgeräten. Preis gebunden 1 Mk. 50 Pf.

Bilder aus dem Kalteen-Zimmergarten. Von Karl Hirscht, ehemaligem Schriftführer der „Deutschen Kalteen-Gesellschaft“. Mit fünf Abbildungen. Zweite Auflage. Preis gebunden 2 Mk. 20 Pf.

Jagd-, Forst-, Wasser- und landwirtschaftliche Gesetzgebung.

Die Jagdgesetze Preußens von Syndikus Josef Bauer. Vierte, umgearbeitete Auflage in zwei Bänden. Erster Band enthaltend: **Die Jagdordnung vom 15. Juli 1907.** Ausführlicher Kommentar mit Pachtbedingungen und Pachtverträgen, Abschlußbedingungen, Jagdgesellschaftsfassungen, Jagdbetriebsordnungen u. a. m. Preis gebunden 9 Mk.

Jagdordnung vom 15. Juli 1907, nebst Ausführungsanweisung des preussischen Staatsministeriums vom 29. Juli 1907 und einer Einleitung, betreffend die Frage, wann die neue Jagdordnung und wann die alten Jagdgesetze Anwendung erleiden, sowie einem ausführlichen Sachregister. Textausgabe. Zweite Auflage. Preis fest gebunden 80 Pf.

*** Der Wildschaden.** Seine rechtliche Behandlung, seine Ermittlung und Berechnung im Gebiete des Königreichs Preußen. Ein praktisches Handbuch auf wissenschaftlicher Grundlage. Von Karl Simon, Bürgermeister a. D. Preis gebunden 3 Mk. 60 Pf.

Das in Deutschland geltende Recht, revierende Hunde und Raketen zu töten. Mit

Auf die mit einem * versehenen Werke

ist den sonstigen auf Hunde und Raketen sich beziehenden und hier einschlagenden Rechtsverhältnissen. An der Hand der Rechtsprechung bearbeitet von Syndikus Josef Bauer. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. Preis gebunden 3 Mk. 50 Pf.

Die Stellung der wilden Kaninchen im Zivil- und Strafrecht. Von Amtsrichter Berger. Preis gebunden 3 Mk.

Satzungen und Jagdordnung einer Jagdgenossenschaft. Entworfen von Oberländer (Mehfus-Oberländer). Preis geheftet 60 Pf.

Die Feld- und Forstpolizei und der Forstdiebstahl in Preußen. Mit einem Anhang: Die Rechte der Feld- und Forstschutzbeamten bei Angriff und Widerstand. Von Syndikus H. Ebner, unter Mitwirkung des Geh. Regierungs- und Forstrats Herrmann. Preis gebunden 3 Mk. 50 Pf.

Gesetz, betreffend den Forstdiebstahl, vom 15. April 1878. Zweite Auflage. Mit Erläuterungen bearbeitet von Friedrich Mücke, Königl. Förster. Preis gebunden 2 Mk. 40 Pf.

Das Recht der Forstbeamten zum Waffengebrauch in Deutschland. Eine Darstellung des in sämtlichen deutschen Bundesstaaten geltenden Waffenrechts der Forstbeamten, mit besonderer Berücksichtigung des Preussischen Rechts. Von Dr. jur. Erich Reichmuth. Preis geheftet 1 Mk. 50 Pf.

Preussisches Wassergesetz. Nach den übereinstimmenden Beschlüssen beider Häuser des Landtages vom 4. und 21. Februar 1913. Textausgabe mit ausführlichem Sachregister. Preis fest gebunden 1 Mk. 80 Pf.

Das neue preussische Fischereigesetz. Nach den übereinstimmenden Beschlüssen beider Häuser des Landtages von Ende März 1916. Textausgabe mit ausführlichem Sachregister. Preis fest gebunden 1 Mk.

Der Fischereipachtvertrag. Muster nebst Erläuterungen und Ratschlägen für Verpächter und Pächter sowie Auszüge aus staatlichen Fischereipachtverträgen, mit einem Anhang, die Verpachtung von Fischgewässern überhaupt betreffend. Von Dr. K. Friederichs. Preis gebunden 2 Mk.

Was der Landwirt von dem Bürgerlichen Gesetzbuche, der Grundbuchordnung, dem Handelsgesetzbuche und den einschlägigen Landesgesetzen wissen muß. Von Dr. jur.

ist in dem Jagdlexikon selbst verwiesen.

Ferdinand Brandis, Oberamtsrichter. Zweite Auflage. Preis gebunden 2 Ml. 50 Pf.

Die Preussischen Agrargesetze. Die wichtigsten Bestimmungen der preussischen Agrarreform, Rentenguts- und Anliebelungs-gesetze, des An-erben- und Höferechtes sowie des Zusammenlegungs- und des Enteignungs-gesetzes, nebst einem Quellen-nachweis der Landeskulturge-gebung in bezug auf Wald, Wasser und Wege. Von H. M. C. Müller, Königl. Oberförster. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Preis geheftet 1 Ml. 60 Pf.

Das Viehschutengesetz für das Deutsche Reich, nebst dem Ausführungs-gesetz und den Ausführungsbestimmungen für Preußen sowie dem Gesetz usw. über die Beseitigung der Tier-kadaver. Textausgabe mit Anmerkungen und einem Sachregister von F. Köpping, Königl. Kreissekretär. Vierte, gänzlich neubearbeitete Auflage. Preis gebunden 4 Ml. 50 Pf.

Ansehung, Wandlung und Schadener-satz beim Viehkauf von Professor Dr. P. Rückmann, nebst Anhang: Wesen, Er-kennung, wirtschaftliche Bedeutung und Entwickelungsdauer einzelner Haupt- und Vertragsmängel. Von Regierungsrat Dr. A. Ströse. Preis gebunden 4 Ml.

Der landwirtschaftliche Pachtvertrag. Ein Handbuch für Gutsbesitzer und Pächter. Von G. Dittmar und Dr. Ludw. Fuld. Dritte, auf Grund des Bürgerlichen Gesetzbuches vermehrte und verbesserte Auf-lage. Preis gebunden 3 Ml.

Das Recht der Privatbeamten in land- und forstwirtschaftlichen Betrieben nach dem Bürgerlichen Gesetzbuche, mit besonderer Berücksichtigung der Arbeiterschutz-gesetze und der Gefindeordnungen bearbeitet von Fritz Mücke. Preis gebunden 1 Ml. 20 Pf.

Unterhaltungsliteratur.

Romane und Erzählungen:

Im Wadgenwald. Ein Jäger- und Kriegerroman aus dem Grenzland. Von Ferdinand von Raesfeld. Preis ge-bunden 3 Ml. 50 Pf.

O Mademia! Ein fröhliches Buch von Jugend, Jagd und Liebe. Von Ferdinand von Raesfeld. Preis gebunden 4 Ml. 50 Pf.

Der Leibeigene. Eine Erzählung aus der Zeit der russischen Bauern-aufstände. Von Oberländer (Nehfus-

Oberländer). Zweite Auflage. Preis ge-bunden 4 Ml.

Toskenruh. Wie ich mir das Land-leben dachte, und wie ich es fand. Von S. Janßen. Dritte Auflage. Preis hochelegant gebunden 5 Ml.

Treu deutsch. Zwei Geschichten aus der Zeit des Russeneinfalls in Ost-preußen. Von M. Trott. Preis gebunden 2 Ml. 50 Pf.

Der böse Nachbar. — Gerecht fertigt. Zwei Erzählungen aus dem Jäger-leben von E. Ina. Preis gebunden 2 Ml. 50 Pf.

Gesammelte Schultumoredlen, enthaltend die früheren Sammlungen: Besuch im Karzer — Katheder und Schulbank — Schulmysterien — Stimmungsbilder aus dem Gymnasium — Samuel Heingerlings Tagebuch und eine Anzahl in Buchform noch nicht veröffentlichter Ge-schichten. Von Ernst Eckstein. Zweite Auf-lage. Preis hochelegant gebunden 4 Ml.

Jagdliche Erzählungen und Schilderungen.

Das Weidwerk in Wort und Bild. Illustrierte jagdliche Unterhaltungs-blätter. 22 Bände. Preis je Band hoch-elegant gebunden 5 Ml. Jeder Band ist ein kleines, in sich abgeschlossenes Prachtwerk und einzeln käuflich.

Luer durch deutsche Jagdgründe. Aus der Rappe eines philosophierenden Jägers. Von Oberländer (Nehfus-Ober-länder). Zweite, vermehrte und ver-besserte Auflage, viertes bis siebentes Laufend. Mit 190 Originalzeichnungen von den Jagd-malern G. Hammer, Chr. Kröner, A. Richter, W. v. Bassewitz, J. Dün-garß, K. v. Dombrowski, Fr. Latendorf, A. Mailid, A. Schmitz und E. Schulze. Preis hochelegant gebunden 15 Ml.

Weidmannsfreud und Weidmannsleid. Blätter aus Hüttenvogels Jagdbuch. Von Fritz von Pfannenbergl. Mit vielen Bildern. Preis in Farbumschlag fest ge-heftet 3 Ml.

Die Stiefel des Herrn Oberforstmeisters. Der verrückte Keiler sowie andere lustige und ernste Geschichten und Gedichte aus dem Leben eines alten Forstmannes, erzählt von Oskar von Niesenthal, weiland Königl. Oberförster. Preis gebunden 2 Ml. 50 Pf.

Wat en pommerischen Jäger vertellen kann. Von Hinrich Pulvervogel. Platt-

Auf die mit einem * versehenen Werte

ist in dem Jagdlexikon selbst verwiesen.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen.

deutsche Jagdgeschichten und Gedichte, mit 62 Originalabbildungen der Jagdmaler K. v. Dombrowski, F. Voebel, C. Schilke und C. Schulze. Preis hochlegant gebunden 3 Ml.

Kriegserinnerungen:

Ernst und Scherz im Schützengraben. Nachdentliches wie Heiteres aus Briefen, Briefen und Reimen unserer Feldgrauen. Von M. Trost. Preis in Farbenumschlag fest geheftet 80 Pf.

Aus großer Zeit. Bilder aus dem Kriegsleben eines pommerischen Jägers. Von Paul Lehmann-Schiller. Zweite Auflage. Mit erläuternden Abbildungen. Preis gebunden 2 Ml. 60 Pf.

Jäger-Erlebnisse aus Krieg und Frieden. Herausgegeben vom Vorstand des Vereins Alter Garde-Jäger zu Berlin zum Besten der Unterstützungskasse des Vereins. Preis gebunden 3 Ml.

1866 * 1870/71. Erinnerungen eines alten Garde-Jägers. Von Fritz Mücke. Preis fest geheftet 1 Ml. 50 Pf.

Aus altem Jägerblut. Ueberlieferungen einer preussischen Forstbeamten- und Korpsjägerfamilie mit Schilderung der Kriegstaten ihrer Söhne von Friedrich dem Großen bis zu Wilhelm dem Siegreichen. Nach Familienpapieren bearbeitet und herausgegeben von Ernst Ehrenfried Liebeneiner, königlicher Forstmeister. Preis gebunden 2 Ml. 50 Pf.

Reisebilderungen und Jagdfahrten:

Durch norwegische Jagdgründe. Jagd- und Reisebilder aus dem hohen Norden. Von Oberländer (Rehfuß-Oberländer). Zweite, vermehrte Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen nach Originalen vom Jagdmaler C. Schulze und photographischen Aufnahmen. Preis hochlegant gebunden 9 Ml.

Im Lande des braunen Bären. Jagd- und Reisebilder aus Rußland. Von Oberländer (Rehfuß-Oberländer). Mit 137 Abbildungen nach Originalzeichnungen der Jagdmaler K. Wagner und A. Weckerich sowie nach photographischen Originalaufnahmen des Verfassers. Preis hochlegant gebunden 16 Ml.

Hanno Maria von Radichs Jagd- und Waldfahrten durch drei Welttheile. Vb. I: Aus Oesterreichs Bergen. Vb. II: In amerikanischen Busch. Vb. III: Richter

Lynch und anderes aus dem wilden Westen. Weitere Bände folgen. Preis für jeden Band gebunden 3 Ml.

Aus Wald und Feld. Wanderungen und Studien eines Forstmannes. Aus dem Kaukasus. Von W. Kessler, Königl. Oberförster. Preis geheftet 1 Ml. 50 Pf.

Im Morgenlicht. Kriegs- und Jagd-erlebnisse in Ost-Afrika von Hans Paasche, Kapitänleutnant a. D. Zweite Auflage. Mit den ersten Nahaufnahmen lebender Elefanten und Nashorne und vielen anderen Originalaufnahmen des Verfassers. Preis hochlegant gebunden 12 Ml.

In den Wildnissen Afrikas. Jagdschilderungen aus dem Sudan von Erzherzog Josef von Oesterreich. Mit 22 Abbildungen nach photographischen Originalaufnahmen des Erzherzogs Josef und seiner Gemahlin Erzherzogin Auguste von Oesterreich, geborenen königlichen Prinzessin von Bayern. Herausgegeben durch Camillo Morgan. Preis fest geheftet 1 Ml. 50 Pf.

Auf Wildpfaden in Amerika und Asien. Von Adolf von Hagen. Zweite Auflage. Mit 23 Abbildungen. Preis fest geheftet 2 Ml.

Dichtungen und Jagdpoesie:

Förster Stern mit Treff und Männen. Eine lustige Dadelade. Verse von Franz Robert Hannesen (Onkel Franz). Mit 70 Bildern von Ernst Knöllner. Preis in Farbenumschlag fest geheftet 2 Ml.

Die wilde Jagd oder Alles muß ruiniert sein! Ein humorvolles Lied ländlich-schändlicher Jagdausübung, gelungen von Max von Gosen, mit lustigen Bildern von Otto Fleden. Preis gebunden 2 Ml. 50 Pf.

Memoiren des Hasen Köffelmann. In zierliche Reime gebracht von Wilhelm Robbers. Dritte Auflage. Mit vielen Originalabbildungen von G. Marg. Preis geheftet 1 Ml. 50 Pf.

Kaiserlieder. Treue Wünsche eines schlesischen Weidmanns. Von Heinrich Cadura. Preis fest geheftet 1 Ml.

Ephenranken. Lieder und Bilder. Von Carl Deiker. Preis hochlegant gebunden 5 Ml.

Blätter und Blumen. Lieder aus dem deutschen Walde. Von Konrad Eilers. Preis gebunden 2 Ml. 50 Pf.

Waldbesrauschen. Wald- und Jagdlieder. Von Carl Prefer. Preis hochlegant gebunden 3 Ml.

Auf die mit einem * versehenen Werke ist in dem Jagdlexikon selbst verwiesen.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen.

Ein Hundel Schelmenlieder aus dem Weidmannsleben. Vom Verfasser der Memoiren des Hsfn Löffelmann Wilhelm Robbers. Preis geheftet 1 Ml. 50 Pf.

Hifthornklänge. Jagd- und Waldlieder. Von Richard Winchenbach. Zweite, vermehrte Auflage. Preis gebunden 5 Ml.

Forstliche Dichtungen:

Humoristisch-satirische Plänterhiebe in den Revieren unserer Forstzeit, zur Belustigung für Deutschlands edle Waldbrüder aufgestellt in drei vollen Klaftern von Gotthilf August Frhrn. von Maltitz. Neu herausgegeben und eingeleitet von Wilhelm Kessler, Königl. Forstmeister a. D. Preis gebunden 3 Ml. 50 Pf.

Forstliche Dummheiten. Eine Bußpredigt für unsere Grünröde. Von Carl Eduard Ney, Kaiserl. Oberforstmeister zu Rey. Preis gebunden 5 Ml.

Jagbliche Lieder- und Kommersbücher, Jagdmusik:

H. Burchardts Jagd- und Waldlieder. Allgemeines deutsches Lieder- und Kommersbuch für Forstmänner Jäger und Jagdfreunde. Zweite, sehr vermehrte und mit Singweisen versehene Auflage. Bearbeitet und herausgegeben von Bernhard Pompeck. In Leinen gebunden Preis 3 Ml. 60 Pf., mit Viernägeln 4 Ml. In Leder gebunden Preis 4 Ml. 50 Pf., mit Viernägeln 5 Ml.

Steinheuers Waldhornklänge. Jagd- und Waldlieder, nebst einer Anzahl der beliebtesten Vaterlands-, Volks- und Trinklieder. Ein Lieder- und Kommersbuch für deutsche Forstmänner und Jäger, umfassend 200 Lieder (ohne Noten). Dritte Auflage. 22. bis 27. Tausend. Preis gebunden 50 Pf.

Fröhliches Jagdfeß. Potpourri der schönsten und beliebtesten Wald-, Jagd- und Jägerlieder mit leichter Klavierbegleitung von Bernhard Pompeck. Preis 80 Pf.

Hörnerschall und Lustgesang. 471 ernste und heitere Wald-, Jagd- und Jägerlieder mit leichter Klavierbegleitung. — Im Anschluß an H. Burchardts Wald- und Jagdlieder, Lieder- und Kommersbuch für Jäger und Forstmänner. Bearbeitet und herausgegeben von Bernhard Pompeck. Zweite, wohlfeile Auflage. Preis gebunden 6 Ml.

Auf die mit einem * versehenen Werke ist in dem Jagdle

* Jagd- und horn, Barfort Waldhorn), * einer geschicht die Hörner i Jagd- und deren, einer l lehre, vielen Märchen, Jag für 1 bis 4 Hl althannöberle französijichen Hauptsignale forcejagd-Equ unterricht bearb Bernhard Pomp Für Jägers 3 Tonstüde kla Inhalts. Wal lieder usw. fü Pleß-Horn) m forte. Eingerid Gustav Krieger.

Jugendschriß Das Jägers Erinnerungn mannes. D erzählt von Ober zweite Aufla bildungen vom J hohelegant gebu Aus der Wali und Jägermä Erzählt von Ernst reich illustriert v Berlin. Preis 1 Lannensausch Zwölf Waldn alt. Erzählt von E und reich illustriert hohelegant gebu Uebi und Su Kinderleben. von 5 bis 9 Jahre Mit acht Vollbill heim. Einfach Wildern: Preis Ausgabe mit sa bunden 3 Ml. 6 Der kleine Ji buch für unser Bildertafeln von Hubert von Auf Kind, Wald i Reime und Bild Preis gebunden

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen

Institut für Jagdkunde

der „Deutschen Jäger-Zeitung“.

Arbeitsgebiet: Das gesamte Jagdwesen, insbesondere Gesundheitspflege des Wildes (Ernährung, Blutauffrischung, Kreuzung usw.), Wildkrankheiten, Jagdzooologie (Anatomie und Biologie des Wildes, Verbreitung der Wildarten), Volkswirtschaft und Statistik, Wild- und Jagdschutz.

Veröffentlichungen: Mitteilungen des Instituts für Jagdkunde in der „Deutschen Jäger-Zeitung“; Veröffentlichungen des Instituts in Einzelheften; Jahrbuch des Instituts; Belehrungshefte des Instituts. Erschienen im Verlage von J. Neumann, Neudamm.

Jagdwissenschaftliche Lehrgänge werden nach Bedürfnis veranstaltet.

Wissenschaftliche Laboratorien, Untersuchungsstelle für Fallwild und Jagdmuseum in Zehlendorf (Mitte) bei Berlin, Alhornstr. 21 (Fernsprecher Amt Zehlendorf 766).

Das Museum enthält interessante und wertvolle Sammlungen von Geweiben und Gehörnen, von Präparaten zur Darstellung der Wildkrankheiten, von Wildparasiten, osteologische und anatomische Präparate, ausgestopftes Feder- und Haarwild und Modelle von jagdlichen Bauten, Fallen und Eisen, sowie sonstiges Jagdgerät, Jagdwaffen usw. Das Museum ist vom Potsdamer Hauptbahnhof zu Berlin aus mit durchgehenden Zügen in 14 Minuten, vom Wanneseebahnhof aus in 23 Minuten Bahnfahrt und 8 Minuten Fußweg erreichbar und täglich bis zur Dunkelheit geöffnet. Auf rechtzeitigen schriftlichen oder telephonischen Antrag wird für sachkundige Führung von Vereinen usw. geforgt.

Waffentechnische Versuchsstation Neumannswalde

bei Neudamm

übernimmt

das Einschießen von Gewehren — die Feststellung der Schußleistung — Messung von Geschosbahnen, Fluggeschwindigkeiten usw. — Erprobung neuer Erfindungen — Ausfertigung von Gutachten für Behörden, Gerichte, Vereine, Gesellschaften, Privatpersonen usw.

Die entsprechenden Fragebogen sind kostenlos durch die „Waffentechnische Versuchsstation der Deutschen Jäger-Zeitung“, Neumannswalde bei Neudamm, zu beziehen.

Die Veröffentlichungen der Versuchsanstalt geschehen in der „Deutschen Jäger-Zeitung“ sowie in „Schuß und Waffe“, beide Verlag von J. Neumann in Neudamm.

*image
not
available*

*image
not
available*

*image
not
available*

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

Return to desk from which borrowed.
This book is DUE on the last date stamped below.

JUN 12 1948

LD 21-100m-9,'47 (A5702s16)476